Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

894.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfzehnter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

73 Kurfürsten-Straße.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

123335
OCT 17 1908

Register.

Fünfzehnter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Kapital und Ersparniß. Von Bluntschli 1
Kapital und Arbeit. Von *** 17
Politischer Rückblick. Von A. Schneegans 33
Großbritannien und das europäische Völkerrecht. Von L. Geßner 81
Nach Genehmigung des Berliner Vertrages. Von Walter Rogge 113
Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit. Von C. Sempronius 98
Die Gültigkeit der Staatsverträge. Von Wb. 228
Das Eigenthumsrecht an Briefen. Von demselben. 337

Inland.

Deutschland und die französische Republik. Von X. 193
Kunstfragen vor dem deutschen Reichstag. Von Alfred Woltmann 259
Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat. Von Moritz Meyer 305
Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland. Von E. Schlaeger 369

Ausland.

Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald 49. 68
Englands südafrikanische Verlegenheit. Von demselben 177
Das Mac-Mahonnat. Ein Gedenkblatt. Von Emil Landsberg 99
China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. 130. 149. 179
Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans . 145. 195. 209
Der Clerikalismus in Belgien. Von einem Belgier 321
Die östreichisch-türkische Convention. Von Wb. 353
Karl Giskra. Von Jacob Herzog 385. 403
Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Von *** 401

2. Naturwissenschaftliches.

Ueber die Zerlegung der Elemente. Von H. W. Vogel 52
Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland. Von Paul Börner 65
Goethe als Naturforscher. Von Julius Stinde 198
Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie. Von demselben . . 392
Bewegungskuren. Von Paul Niemeyer 232
Zur Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg 241
Naturforschung und Naturscholastik. Von Wilhelm Bolin . . 283
Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel 309. 330
Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller 360. 379
Die Volksernährung und das Commisbrod. Von A. Hosaeus . 411

3. Vermischte Aufsätze.

Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod. Von Gottfried Kinkel 116
Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. Von G. Nachtigal . 4
Einige Bemerkungen über Theater-Censur. Von Paul Lindau . 10
Frühlingsbriefe. Der deutsche Preisdichter. Von demselben . . 218
Ueber französische Volkslieder. Von demselben 251
Ein französischer Dramaturg. Von demselben 280
Lateinische Novellen. Von F. Eyssenhardt 13
Die communistischen Gesellschaften der Union. III. Von Rudolf Elcho 37. 83
Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur. Von W. L. van Helten 73
Der Geburtsort der Tragödin Rachel. Von J. A. Stocker . . 78
Ein deutsches Handelsmuseum. Von O. von Schorn 124
Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen. Von W. Lauser 131
Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel 101
Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag: Rede von Berthold Auerbach 140
Journalistische Etikettfragen. Von J. H. Wehle 154
Journalistische Standesehre. Von demselben 373
Die Mediciner und die Schule. Von Philologus 156
Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin. Von J. Hirschberg 161
Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Geburtstag. Von Eduard von Osten 165
Goethe und Charlotte Kestner. Von H. Kindt 183
Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg. Von demselben 332
„So ist der Held, der mir gefällt." Von A. T. Brück 408
Fürst Wjäsemski 185. 200
O alte Burschenherrlichkeit; das Lied und sein Verfasser. Von H. Budy 206
Kannibalische Ostern. Ein Mahnwort. Von Berthold Auerbach 209
Johannes Huber. Von Joh. Friedrich 226
Adolf Widmann. Von Felix Possart 358
Der Marpinger Wunderschwindel. Von J. B. Meyer 258. 273. 290
Ein Ausflug nach Szegedin. Von St. Gätschenberger . . . 275
Die Schienenwege nach dem Orient. Von Hanns von Spielberg 289
Hans Makart und sein Festzug. Von W. Lauser 293
Russische Mädchenerziehung. Von Borealis 296. 313
Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts. Von demselben 376
Ein protestantischer Reformverein. Von Frd. Kirchner. . . . 322
M. Etienne. Von J. Nordmann 324
Aus dem zweiten Kaiserreiche. Von demselben 362
Aus Paris. Von Paul d'Abrest 329
Nestroy. Ein Culturbild. Von Hieronymus Lorm 409

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Lord Byrons Trinklied (Fill the goblet again)." Uebersetzt von Emanuel Geibel 7
„Erinnerung." Von André Theuriet. Deutsch von demselben . 212
„Ein Abschied (Byron an —.)" Von Gisbert Vincke 21
„Der Subscriptionsball. Eine Scene vom andern Morgen." Von J. Trojan 89
„Vorüber." Von Martin Greif 165
„Frühlingslieder." Von demselben 339
„Nicht die Rose, nein, die Rebe." Von F. Hornfeck 182
„Lieder." Von J. G. Fischer 197. 229
„Rumänische Poesien." Nach den Originalen ins Deutsche übertragen von Mite Kremnitz, geb. Bardeleben 262
„Zwei Elegien der Liebe des Ovid." Deutsch von Hermann Oelschläger. I. An den Pförtner 372

b. Essays.

Emile Zola über den französischen Roman. Von Paul Lindau 24. 42
Goethe. Eine biologische Studie. Von A. T. Brück. 8
Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold 21
Jean Paul als Revolutionär. Von Paul Nerrlich 70
Die Frau eines großen Dichters (Dantes). Von J. A. Scartazzini 121. 135
Gottfried Arnold und der Pfingstmontag. Von August Schricker 150
Joseph Ignaz Kraszewski. Von R. Waldmüller-Duboc. . . . 230
Shaksperes Schicksalsschwestern. Von Karl Blind . . . 252. 264
Die italienischen Heine-Uebersetzer. Von H. Breitinger . . . 355
Starke Seiten des Islam. Von A. Wahrmund 388

c. Literarische Kritik.

„Die Rose der Sewi", von Ludwig Steub. Besprochen von Berthold Auerbach. 262

Digitized by Google

Seite

„Und sie kommt doch", von W. von Hillern. Besprochen von Wilhelm Jensen 339
„Mären und Geschichten", von Hans Herrig. Besprochen von Paul Lindau 57
Jahrbuch für das deutsche Theater. Besprochen von demselben . . 63
Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Besprochen von demselben 63
„Schein", ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff. Besprochen von demselben 118
„Gedichte", von W. Tappert. Besprochen von demselben 189
„Sekundenbilder", von Ernst Dohm. Besprochen von demselben . 310
„Pfleiderers Religionsphilosophie." Besprochen von Hieronymus Lorm 213
„Eduard von Hartmanns Ethik" (Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins). Besprochen von demselben 343
„Aus den Llanos", von Karl Sachs. Besprochen von Georg Gerland 27
„Das Weib", von Emerich du Mont. Besprochen von Hans Herrig 39
„Pessimisten-Brevier", von einem Geweihten. Besprochen von Wilhelm Bolin 44
„Grundlagen der modernen Chemie", von A. Rau. Besprochen von demselben 283
„Die Entwicklung der modernen Chemie", von A. Rau. Besprochen von demselben 283
„Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre. Aus den Papieren eines deutschen Abgeordneten." Besprochen von *** 47
„Giacomo Leopardis' Dichtungen", übersetzt von Paul Heyse. Besprochen von M. Carriere 55
„Darstellungen der griechischen Mythe", von Cornelius. Besprochen von demselben 334
„General Dumouriez", von A. von Bogulanski. Besprochen von J. Scheibert 76
„Lebenserinnerungen", von Fr. Oetker. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden 85
„Studien und Erlebnisse auf einer Reise im Dienste des rothen Kreuzes", von Friedrich von Criegern. Besprochen von F. von Weech 88. 108
„Treitschkes deutsche Geschichte." Besprochen von demselben . . . 278
„Die Vertretung der wirthschaftlichen Interessen ꝛc", von R. von Kaufmann. Besprochen von J. H. 94
„Lessing", Studie von Paul Haffner. Besprochen von Rich. Weitbrecht 158
„Lotheissens Geschichte der französischen Literatur." Besprochen von Walter Rogge 167
„Neue Schriften zur Länderkunde. (Ratzel, die Vereinigten Staaten — Ratzel, aus Mexico — Buchner, Reise durch den Stillen Ocean — Chavanne, die Sahara.)" Besprochen von A. Kirchhoff 216
„Der Mensch und seine Ideale", von Leop. Besser. Besprochen von h. 222
„Struensee", von K. Wittich. Besprochen von Rudolf Goecke . 237
„Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", herausgegeben von W. Oncken. Besprochen von G. Winter 245
„Lebensräthsel", Roman von E. Juncker. Besprochen von M. . . 303
„Vom Begriff des Staates", von Rottenburg. Besprochen von Jmm. Rosenstein 307
„Charlotte von Kalb", von Emil Palleske. Besprochen von Paul Nerrlich 326
„Provencalische Geschichten", von A. Daudet. Deutsch von St. Born. Besprochen von J. Mähly 334
„Petrus Martyr", von H. A. Schumacher. Besprochen von h. . . 350
„Graf Moltkes Wanderbuch." Besprochen von Wilhelm Lauser 390
„Nach Sonnenuntergang." Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von R. L. 407

d. Bühne und Bühnenkritik.

Seite

„Les Bourgeois de Pont-Arcy", Schauspiel von V. Sardou. Besprochen von P. Lindau 91
„Einige Bemerkungen über Theater-Censur." Von demselben . . 10
„Rosamunde", Trauerspiel von H. Kruse. Besprochen von demselben 106
„Brutus und Collatinus", Trauerspiel von Albert Lindner. Besprochen von demselben 138
„Zwei Damen", Schauspiel von P. Ferrari. Besprochen von demselben 170
„Die Frau ohne Geist", Lustspiel von Hugo Bürger. Besprochen von demselben 202
„Kriemhild", Trauerspiel von A. Wilbrandt. Besprochen von demselben 235
„Graf Waldemar", Schauspiel von Gustav Freytag. Besprochen von demselben 266
Von den Theatern. (Mlle. de Belle-Isle. — Eine Schachpartie. — Die Ritter vom goldenen Kalb. — Kaiserin und Müllerin.) Von J. H. 59
„Graf Isolani", von Hugo Müller. Besprochen von Z. 93
Das Theater in Amerika. Von Ludwig Frank 248
„Der Mennonit", Trauerspiel von E. von Wildenbruch. Besprochen von y. 286

5. Bildende Künste.

Neue Kunstblätter. Besprochen von W. Lübke 123
Kunstfragen vor dem deutschen Reichstag. Von Alfred Woltmann 259
Die Casa Zuccari in Rom und das Budget des Reichstags. Von F. von Weech 188
Munkacsy und Makart. Von Th. L. 204
Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der National-Galerie. Von demselben 268
Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen. Von demselben 315
Berliner Gewerbe-Ausstellung. I. Von demselben 395
Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München. Von Monacensis 348
Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament". Besprochen von R. B. 394
Die Schlacht bei „Grünwald" und Tannenberg. Von J. Matejko. Besprochen von Th. L. 414

6. Musik.

Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar 60. 125
Schillers „Lied von der Glocke", componirt von Max Bruch. Besprochen von demselben 139
„Feramors", Oper von Rubinstein. Besprochen von demselben . . 139
Passionsmusik. Besprochen von demselben 270
Spontini's „Olympia". Besprochen von demselben 397
Mephisto in Italien. Von W. Lübke 298
Concert von Moritz Moszkowski. Besprochen von Julius Hagen 111
Ein ungedruckter Brief von H. Berlioz. Mitgetheilt von H. Ehrlich 174

7. Notizen.

15. 31. 46. 61. 78. 93. 111. 127. 141. 158. 173. 188. 206. 221. 239. 255. 271. 287. 302. 318. 334. 350. 366. 383. 399. 415.

8. Offene Briefe und Antworten ꝛc.

Von Adolf Strodtman 31. Von O. von Schorn 31. Von Julius Duboc 128. Von Heinrich Kruse 127. In Sachen des Herrn Julian Schmidt. Von Paul Lindau 62, 142. Von H. B. O. 143. Von Georg Büchmann 174. 303. Von G. Emil Barthel 175. Von G. 175. 319. Von Emil Langenbach 175. Von Medicus 207. Von S. Kalischer 223. Von Rudolph Schanze 239. Von Frdr. Latendorf 239. 366. Von G. Wolf 255. Von Wilhelm Arnold 351. Von Hans von Wolzogen 366. Von Kuhlmann 399.

9. Bibliographie.

31. 46. 63. 175. 191. 255. 271. 287. 319. 334. 330. 383.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 4. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kapital und Ersparniß. Von Bluntschli. — Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. Von Gustav Nachtigal. — Literatur und Kunst: Lord Byrons Trinklied. Uebersetzt von Emanuel Geibel. — Goethe. Eine biologische Studie. Von A. T. Brück. — Einige Bemerkungen über Theatercensur. Von Paul Lindau. — Lateinische Novellen. Von F. Eyssenhardt. — Notizen. — Inserate.

Kapital und Ersparniß.*)

(Genußgüter und Productivgüter. Natur des Eigenthums. Fruchttragende Sachen und Früchte. Begriff des Kapitals. Zinse, Werthpapiere. Kapitalbildung. Sparsamkeit. Sparbücher der Schulkinder. Franzosen, Juden und Deutsche.)

Von Bluntschli.

Die heutige Nationalökonomie hebt mit besonderem Nachdruck einen Unterschied unter den Sachgütern hervor, indem sie aufmerksam macht, daß die einen sich nur zum Gebrauche und Genusse eignen, daß die andern aber dazu dienen, neue Güter zu produciren oder hervorbringen zu helfen. Zu den ersten gehören z. B. die Speisen und Getränke, die Kleider, die Möbeln, die Wohnhäuser, zu diesen die landwirthschaftlichen Grundstücke, die Fabrikgebäude und Maschinen, das Handwerksgeschirr u. s. w. Die Socialdemokratie hat diesen Unterschied aufgegriffen und zu der umwälzenden Forderung zugespitzt, daß nur die Genußmittel noch dem Privateigenthum verbleiben dürfen, die Productivmittel dagegen zu sogenanntem Collectiveigenthum eingezogen und zu Gemeingut gemacht werden müssen.

Wir verstehen, daß wer nachforscht, wie neue Güter hervorgebracht werden, auf jenen Unterschied stößt. Wäre wirklich das Eigenthum krystallisirte Arbeit, so wäre es denkbar, daß dieser Unterschied sich auch in verschiedenen Formen des Eigenthums darstellte.

Für unser Eigenthumsrecht aber, das wesentlich in dem Besitze sich äußert, und Gebrauch und Nutzung, überhaupt Herrschaft der Person über die Sache ist, kommt jener Unterscheidung gar keine Bedeutung zu. Sie ist an den Sachen nicht sichtbar, und deshalb schon für das Recht unbrauchbar. Dieselben Sachen können auch für den Einen bloße Genußmittel, für den Andern Productivmittel sein. Der wohlhabende Dilettant betrachtet seine Geige und der Privatgelehrte seine Bücher lediglich als Genußmittel, während der angestellte Violinspieler seine Geige und der Schriftsteller oder der Lehrer seine Bibliothek auch als Productivmittel benutzt. Für die Herrschaftsübung ist der ganze Unterschied gleichgültig. Der Eigenthümer verfügt über die Sache wie er will, sei es zum Genuß, sei es zu seiner Arbeit. Er verfügt in beiden Fällen persönlich, individual darüber. Also ist gar kein Grund dafür, das Eigenthum an den Genußgütern individuel, das an den Productivgütern collectiv zu gestalten.

Der Besitz als thatsächliche, das Eigenthum als rechtliche Herrschaft bestimmen das Verhältniß der Person zur Sache nur im Groben und Ganzen. Die feineren Unterschiede im Genuß und im Gebrauche werden von dem Rechtsbegriffe nicht beachtet, und sie können nicht beachtet werden, eben um ihrer individuellen Mannichfaltigkeit willen. Die Rechtsbegriffe sind allgemeine, nicht individuelle Normen; sie sind nothwendige Gesetze für Alle, sie machen die freieste Benutzung möglich, aber sie fesseln dieselbe nicht. Die Herrschaft, welche Paganini über seine Geige geübt hat oder Sauret heute übt, ist unzweifelhaft viel intensiver und größer, als die des Dorfmusikanten über sein Instrument. Der Künstler weiß der Geige Töne zu entlocken, von denen der musikalische Handwerker kaum eine Ahnung hat. Die feinen Nuancen in den wirklichen Genüssen der Individuen an den Sachen sind nicht einmal von Besitz und Eigenthum abhängig. Ein künstlerisch gebildetes Auge, welches die Gemälde oder Statuen in einem fremden Museum betrachtet, hat offenbar einen sehr viel höheren Genuß als der ungebildete Bauer, der diese Kunstwerke ohne Verständniß anglotzt. Alle diese feineren Beziehungen des Genusses und Gebrauches werden von dem Rechte dem individuellen Leben überlassen. Es wagt nicht, dieselbe ordnen zu wollen.

So ist es auch mit dem Unterschied der Genußmittel oder Productivmittel. Das Recht kümmert sich nichts darum. Es ist genöthigt, auch das dem individuellen Leben anheim zu geben und sich lediglich an die allgemein verständliche, äußerlich wahrnehmbare, gleichmäßige, dauerhafte Herrschaft einer Person über eine Sache zu halten.

Dagegen ist dem Recht schon längst ein andrer Unterschied geläufig, der mit jener Unterscheidung der Nationalökonomie nicht zu verwechseln ist, der Unterschied nämlich zwischen der Frucht, welche aus einer fruchttragenden Sache herauswächst und dann von ihr abgetrennt wird, und der fruchttragenden Sache selber, welche die Früchte gebiert.

Dieser sachlich-klare Unterschied wurde schon in uralter Zeit den Menschen offenbar, theils indem sie die Früchte der Felder und das Obst der Bäume als neue aus dem Boden und Baum herausgewachsene, abgeleitete Sachen in Besitz nahmen und von den fruchttragenden Liegenschaften unterschieden, theils indem sie die Jungen der Thiere von den Müttern unterschieden, welche sie geboren hatten.

Schon sehr früh entstand so der Rechtssatz: Die Frucht gehört dem Eigenthümer der fruchttragenden Sache. Die Herrschaft über eine Sache bewährt sich nicht blos im Gebrauch, sondern ebenso im Fruchtgenuß.

Das Beil, das zum Holzfällen oder Schlachten gebraucht wird, ist keine fruchttragende Sache, wenngleich es zu einer Arbeit benutzt wird, welche dem Eigenthümer den Gebrauch der natürlichen Früchte möglich macht. Ebenso wenig ist das Werkzeug des Handwerkers oder des Künstlers eine frucht-

*) Siehe „Gegenwart" Bd. XIV, Nr. 51.

Digitized by Google

tragende Sache, wenngleich es zu der Arbeit benutzt wird, welche den Handwerksartikel oder das Kunstwerk erzeugt.

Wenn die Juristen den Unterschied zwischen fruchttragender Sache (Hauptsache) und Frucht beachten und festhalten, freilich nicht in dem Sinne, daß das Eigenthum an jener ein anderes sei als an dieser, sondern nur in dem Sinne, daß sie den Zusammenhang zwischen beiden Sachen, die Ableitung der einen von der andern in ihrer Rechtswirkung anerkennen, dagegen den Unterschied von Genuß- und Productivmitteln als einen Rechtsunterschied nicht gelten lassen, so haben sie dazu gute Gründe. Jener ist ein sachlicher und äußerlich wahrnehmbarer allgemein anerkannter, dieser beruht großen Theils auf individueller Thätigkeit und wechselt seine Gestalt je nach den Umständen.

Verwandt damit ist der Begriff des Kapitals, der in der Nationalökonomie eine weit größere Rolle spielt als in der Jurisprudenz, aber auch dieser nicht unbekannt ist.

Dem Juristen wird es freilich nie einfallen, das Talent eines Künstlers, die Wissenschaft eines Gelehrten, die Geschicklichkeit eines Arbeiters ein Kapital zu nennen, denn diese Fähigkeiten und Eigenschaften gehören der Person an und sind keine Sache. Daran gibt es weder Besitz noch Eigenthum, so wenig als an den Händen und Füßen, Augen und Ohren. Wenn Adam Smith auch die Talente für Kapital hält, und ungenaue vulgäre Redensarten dem Beispiele gelegentlich folgen, so ist der Jurist sich bewußt, daß auf diesem Wege das Verhältniß von Person und Sache nicht begriffen, sondern verwirrt werde. Noch weniger freilich wird der Jurist, wie selbst Roscher es gethan hat, den Staat ein Kapital nennen, denn der Staat ist ihm eine lebendige, die höchste und mächtigste Person, und kein Gegenstand der Herrschaft eines Kapitalisten, keine Sache. Wäre der Staat Kapital, so wäre auch der Mensch Kapital und Personen und Sachen würden so in Eins zusammen geworfen. Am Ende dieser falschen Gedankenverbindung würde uns wieder die alte, die Menschen als Waare behandelnde Sklaverei entgegen grinsen, die wir glücklich überwunden haben.

Der heutige Jurist wird daher nimmermehr Personen und persönliche Kräfte als Kapital dem Besitz und Eigenthum dienstbar machen. Kapital ist ihm immer Gegenstand der persönlichen Herrschaft, ein Bestandtheil des Vermögens. Nur insofern greift er über das eigentliche Sachenrecht hinaus, in die Forderungsrechte hinein, als auch diese, wenn nicht natürliche, doch künstliche, juristische Früchte bringen (fructus civiles, in Nachbildung der fructus naturales der Römer).

Vorzugsweise im Hinblick auf die juristischen Früchte wurde dem Juristen der Begriff des Kapitals deutlich und beachtenswerth. Erst mit der Geldwirthschaft brachte die Cultur ein ähnliches Verhältniß zu Stande zwischen einer Hauptsache, meistens einer Geldsumme und einem periodischen Geldertrage derselben, der Rente, dem Zinse. Wem ein Landgut geliehen wurde oder wer dasselbe gepachtet hatte, der bezog zwar die natürlichen Früchte desselben, die auf dem Grundstück gewachsen waren, aber er mußte doch alljährlich ein bestimmtes Maß von Früchten, oder besser von Geldzinsen als Grundzinse und Pachtzinse dem eigentlichen Gutsherrn, dem Leiher oder Verpächter bezahlen. Diese Zinsen waren anstatt der natürlichen Früchte. Der Herr fand in den Zinsen einen ähnlichen Jahresertrag, wie in dem ursprünglichen natürlichen Fruchtgenuß, den er doch auch mit den hörigen Leuten theilen mußte, die sein Gut bebauten. So wurden die juristischen Früchte als ein analoger Fruchtgenuß dem Bezug der natürlichen Früchte gleich gestellt.

Mit Vorliebe wurde dann die Zins tragende Geldsumme Kapital genannt. Da mit dem Gelde auch fruchttragende Güter, z. B. ein Landgut oder eine Viehheerde erkauft werden konnten, so konnte, wer diesen Kauf mit fremdem Gelde, das ihm geliehen war, vollzog, billiger Weise wieder, indem er die natürlichen Früchte der gekauften Sache für sich behielt, einigen Ersatz an den Darleiher, welcher ihm diesen Fruchtgenuß möglich gemacht hatte, in Form des Zinses abgeben. So erschien für den Zinsherrn die Darlehnssumme als Kapital, welches juristische Früchte hervorbrachte.

Die Darlehnsforderung war zunächst nicht eine Sache, obwohl sie ein Bestandtheil des Vermögens (der bona) war. Sie war nur ein persönliches Forderungsrecht. In Folge der modernen Ausbildung der Werthpapiere aber, d. h. solcher Urkunden, welche die Forderung sichtbar und greifbar darstellen, begründen und repräsentiren, und daher Gegenstand des Besitzes und des Eigenthums werden können, sind auch die so sachlich dargestellten Kapital- und zuweilen die Zinsforderungen (Coupons) mit Bezug auf den Verkehr und die Geltendmachung dem reinen Obligationenrecht entrückt und bis auf einen gewissen Grad sachenrechtlich geworden. Es gilt das von allen drei Hauptformen der Werthpapiere, den sogenannten Rectapapieren, welche auf einen bestimmten Namen gestellt sind, und die, wenngleich sie übertragbar (cessionabel) sind, doch nicht durch Indossament noch durch bloße Besitzesübergabe abgetreten werden, sodann den Ordrepapieren, mit erhöhter Circulationsfähigkeit, Indossirbarkeit, endlich den Inhaberpapieren, bei welchen die bloße Besitzesübertragung des Titels das volle Recht überträgt. Man nennt freilich auch die reine Darlehnsforderung, die nicht an eine bestimmte Urkunde geknüpft ist, ein Kapital, weil auch mit ihr eine wiederkehrende Zinsenforderung verbunden sein kann, aber an dieser Forderung gibt es keinen Besitz und kein Eigenthum, sie läßt sich nicht, wie die Werthpapiere, sachenrechtlich, sondern nur persönlich fassen. Für unser heutiges Recht sind offenbar der in solchen Titeln formell dargestellte Besitz und das Eigenthum daran die wichtigste Anwendung des Kapitalbegriffs geworden.

Die ältere, ebenfalls sachenrechtliche Form der Renten und der Grundzinse als Reallasten, ist mit der Zeit durch die beweglichere Form der Kapitalzinse verdrängt worden und es ist in unserm Jahrhundert noch die Form der Dividende und der Prämie als Fruchtgenuß eines Geldkapitals hinzu getreten.

In all diesem Kapitalbesitz und Kapitalgenuß ist das Haben und die Verfügung über Kapital und Zinsen die Hauptsache, deshalb reden wir von Eigenthum am Kapital, dem der Zins- oder Dividendengenuß nachfolgt, wie die natürlichen Früchte des Grundstücks dem Eigenthümer des Grundstücks gehören.

Von anderem Sachbesitze und Sacheigenthum hebt sich der Kapitalbesitz und das Eigenthum an Kapitalien ab*) durch die Eigenthümlichkeit desselben:

1) durch Massenhaftigkeit der Güter, oder wie die Nationalökonomen das ausdrücken, durch den Gütervorrath, die Güteranhäufung, welche das Kapital bildet. Wir nennen ein einzelnes Geldstück nie Kapital, sondern nur eine Geldsumme. Ein einzelnes Schaf wird nicht als Kapital angesehen, obwohl seine Wolle auch als Frucht dient, wohl aber die Schafheerde als ein aus einer größern Anzahl Schafe zusammengesetztes Ganzes. Ebenso ist die Bibliothek wohl ein Kapital, nicht das einzelne Buch, oder ein Waarenlager, nicht ein einzelnes Handelsobject. Das Grundstück ist das älteste Kapital, weil es schon von Natur massenhaft Früchte trägt.

2) Dadurch, daß das Kapital nicht zu gegenwärtigem Verbrauche bestimmt ist, sondern eine dauerhafte Fruchtbarkeit besitzt. Die Kleider, die ich trage und verbrauche, der Speisevorrath für den laufenden Haushalt in Küche und Keller, sind kein Kapital.

3) Die Aufbewahrung erworbener Gütermassen für die Zukunft ist die Hauptbestimmung des Kapitals. Das Kapital sichert und erhält so Vermögenskräfte für die dauerhafte und daher für die künftige Benutzung. Darin ist nicht blos ein ökonomischer Segen, sondern ebenso eine sittliche Fortwirkung der Leistungen und Tugenden der Vorfahren zum Wohl der Nachkommen zu erkennen. Auf dieses entscheidende

*) Ich sehe dabei ganz ab von den großen Functionen des Kapitals in national-ökonomischer Hinsicht, wie sie Schäffle (Kapitalismus und Socialismus, Tübingen 1870) geschildert hat.

Digitized by Google

Moment hat besonders Knies in seiner Kritik des Kapitalbegriffs (Das Geld. 1876) nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Die Socialdemokratie verfolgt das Kapital und die Kapitalisten mit wüthendem Haß und Neid, wahrlich nicht im Interesse der Arbeiter, die sie verhetzt. Unsre heutige Civilisation und die Ausbreitung der Lebensgenüsse über die ganze Gesellschaft wären unmöglich geworden ohne Kapitalbildung. Die Zerstörung des Kapitals würde Verfall der Straßen und der Eisenbahnen, Untergang der Schulen und der Sammlungen, Vernichtung der Werke und Genüsse der Kunst, der Wissenschaft und der höheren Technik, Aufhebung der Wohlthätigkeitsanstalten, Verschlechterung der Kleidung, Ernährung, Wohnung für alle Volksklassen, Entwerthung der Arbeit, kurz nichts als Jammer und Elend und Barbarei zur Folge haben.

Wenn K. Marx, der Lehrer und Führer der Socialdemokraten, die Kapitalbildung als „Ausbeutung (Exploitation) der Arbeiter" erklärt, welche nur dazu diene, um die Arbeiter zu betrügen und zu unterdrücken, so ist diese mit wissenschaftlichen Formeln aufgeputzte und durch ihre breite Ausführlichkeit den Unwissenden imponirende Erklärung lediglich erdacht, um die Arbeiter wider die Kapitalisten zu verhetzen.

Es ist wieder nicht wahr, daß das Kapital „aufgespeicherte accumulirte Arbeit" ist, so wenig wahr, als daß das Eigenthum kryſtallisirte Arbeit sei. Eigenthum und Kapital sind sachlich zu erklären und haben eine sachliche Bedeutung.

Die Kapitalbildung ist nur möglich, wenn sich als Gesammtresultat einer Jahreswirthschaft (beziehungsweise einer periodischen Wirthschaft) ein Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe ergibt, der für die Zukunft aufbewahrt werden kann, weil kein Bedürfniß zwingt, denselben sofort aufzuzehren.

Der Grundbesitzer, dessen Gutsfrüchte größer und zahlreicher sind als er für den Unterhalt seiner Familie zu verzehren braucht, kann sich einen Vorrath für die Zukunft ansammeln und aufbewahren. Der Handwerker, der für seine Arbeit mehr Lohn empfängt als er für seinen Haushalt braucht, die Sängerin, der für ihren Gesang mehr bezahlt wird als sie verbraucht, der Kaufmann, der aus dem Umsatz von Waare und Geld mehr Gewinn zieht als er verzehrt, der Kapitalist, der mehr Zinsen und Dividende erhält als er für seine Bedürfnisse verbraucht, sie alle legen Kapital an. Wenn auch der Fabrikant Kapital ansammelt, so ist auch dieser Ueberschuß seiner Einnahme über seine Ausgaben ganz wesentlich bedingt durch den Fleiß und die Sorgfalt, die er sowohl in seinem Haushalt als in dem Geschäfte verwendet, durch das Vermögen, welches er in demselben angelegt hat und riskirt, durch den geschickten Einkauf der Stoffe und Verkauf der Fabrikate ꝛc.

Bei aller Zurücklegung und Ansammlung von Kapitalien ist mehr noch als Verdienst und Gewinn die Sparsamkeit entscheidend, welche den Verbrauch beschränkt und dadurch einen Ueberschuß möglich macht. Die Kapitalien sind vornehmlich Ersparnisse. Die sorgenden Frauen haben einen nicht geringeren Antheil daran als die erwerbenden Männer.

Selbst ein reiches Einkommen läßt sich bei ungeordneter und leichtsinniger Wirthschaft fortwährend aufbrauchen, so daß kein Ueberschuß für die Zukunft zurückbleibt. Schon dem mittleren Durchschnittswirthe wird es nicht leicht, über den Verbrauch des Haushaltes hinaus, ein kleines Kapital als Ersparniß auf die Seite zu legen. Es ist das nicht möglich ohne Sorgfalt, ohne Ordnung, ohne Selbstbeschränkung. Aber es ist eine Ehre und ein Segen für die Familie, wenn diese Tugenden geübt werden und die Kapitalbildung ist der Lohn dafür. Auch dem Arbeiter und dem Dienstboten ist es möglich, durch solche Ersparniß besser für seine Zukunft und für die Sicherheit seiner Familie zu sorgen. Das sogenannte „eherne Lohngesetz" Lassalles ist wieder eine caricirte Darstellung der Lohnverhältnisse, caricirt, um die Arbeiter wider die Arbeitgeber aufzureizen. Es ist wahr, daß der Lohn der Arbeiter nicht unter den nothwendigen Lebensunterhalt der Arbeiter herabgedrückt werden kann, aber es ist nicht wahr, daß derselbe nothwendig auf dieses Minimum herabgedrückt werde, so lange die Macht des Kapitals sich geltend machen darf. Der als nothwendig angesehene Lebensbedarf selber steigt mit erhöhter Cultur, mit allgemeinerer Bildung und erhöhter Freiheit aller Volksklassen.

Daß aber nicht der ganze Lohn fortwährend verbraucht werden muß, daß ein Theil desselben für die Zukunft als Ersparniß aufbewahrt werden kann, dafür zeugen unwiderleglich die vielen öffentlichen Sparkassen. Ein sehr großer Theil der Einlagen wird von einfachen Arbeitern und von Dienstboten zugebracht. Diese Alle nehmen Theil an der Kapitalbildung und deren wohlthätiger Wirkung für die Zukunft.

Zum Schaden der Arbeiter selber also werden dieselben von den socialdemokratischen Verführern beständig angestachelt, ihren Lohn allezeit ganz aufzubrauchen und nichts davon als Ersparniß aufzubewahren. Die dem Menschen angeborene Genußsucht, die momentane Sinnenlust wird dadurch entflammt. Alles Sparen, alle Selbstbeschränkung wird als eine Thorheit verspottet: Die Jugend vergeudet so ihren Erwerb in der Gegenwart und wird doch nicht befriedigt. Wenn sie gelegentlich an das spätere Alter, oder an die dürren Tage der Noth erinnert wird, so erscheint ihr diese Zukunft, für welche sie gar nicht gesorgt hat, wie ein schreckliches aber unvermeidliches Schicksal, das höchstens durch eine vollständige Revolution verbessert werden könnte. Die Unzufriedenheit über ihre Zustände wird so bis zur Verzweiflung gesteigert und der Haß und der Neid wider die Kapitalbesitzer, deren Zukunft gesichert scheint, werden noch leidenschaftlicher angefacht.

Würden die Arbeiter in der Ersparniß geübt, würden sie selber an der Kapitalbildung Theil nehmen, so würden auch sie besser für ihre Zukunft sorgen. Sie würden den Werth des Eigenthums schätzen lernen, sie würden zufriedener und ihre Zustände besser werden.

Die große Aufgabe unsrer Zeit ist nicht, die Trennung und der Krieg zwischen Arbeitern und Eigenthümern, sondern der Friede zwischen Beiden, die Verbindung Beider zu gemeinsamer Vervollkommnung. Es muß dafür gesorgt werden, daß auch dem Arbeiter ein ihm theures Eigenthum zugänglich und selber die Kapitalbildung ermöglicht werde, daß fortwährend zahlreiche Arbeiter auch gesicherte Eigenthümer werden. Der Staat vermag für sich allein diese Aufgabe nicht zu erfüllen. Die Privaten müssen helfen, und die Arbeiter selber das Beste leisten.

Wir dürfen an dieser Stelle wohl daran erinnern, daß auch der Charakter und die Cultur der verschiedenen Nationen von großem Einfluß auf diese Verhältnisse sind. Wenn Frankreich sehr viel reicher ist als Deutschland, so kommt neben der einen Hauptursache, daß der französische Boden fruchtbarer ist als der deutsche und die Lage von Frankreich von der Natur begünstigter ist als die von Deutschland, eine zweite Hauptursache des höheren Wohlstandes der Franzosen hinzu, welche nicht wie die erste eine Naturnothwendigkeit, sondern der Verbesserung fähig ist. Der Franzose in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft ist sparsamer als der Deutsche. Er ist mäßiger in seinen täglichen Genüssen, er ist ein überaus sorgfältiger Hauswirth, der sich vor allen unnöthigen Ausgaben hütet. Deshalb legt er fortwährend Ersparnisse bei Seite und schließlich wird er Kapitalist, der im Alter die Arbeit ruhen läßt und behaglich von seinen Zinsen lebt. Der Deutsche bedarf wohl in seinem kühleren Klima mehr Speise und Trank, aber er ist gewöhnt auch über den wirklichen Bedarf zu genießen. Er lebt mehr in der Gegenwart, er sorgt weniger für die Zukunft, deshalb gelingt es ihm schwerer, Ueberschüsse zu erhalten und Kapital anzulegen. In Frankreich ist die allgemeine Volkssitte der Kapitalbildung zugewendet, in Deutschland mehr dem täglichen Lebensgenuß.

Aus diesem Grunde halte ich den Gedanken von Fr. Laurent in Gent, zunächst in den Städten mit Arbeiterbevölkerung Sparbücher für Schulkinder einzurichten und mit der Schule in Verbindung zu bringen, für vortrefflich und gerade für den deutschen Charakter höchst nützlich.

*

Digitized by Google

Während die socialdemokratischen Führer und Verführer, und leider auch manche Nationalökonomen, immer nur von der nothwendigen Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter reden, betont Laurent mit vollem Recht, daß die materielle Verbesserung zu nichts helfe, wenn nicht gleichzeitig die geistige und moralische Hebung mit jener verbunden werde. Er schreibt die auch für Deutschland beherzigenswerthen Worte (Les Sociétés ouvrières de Gent 1877. p. 15):

„Warum haben die Arbeiter im Jahr 1870 zu Paris auf die intriganten Agitatoren gehört, welche ihnen vorschwatzten, daß sie ihr Schicksal nur durch die Zerstörung des Eigenthums, der Familie und der Religion verbessern können? Nur darum, weil sie in blinder Unwissenheit nicht sahen, daß der Untergang des Kapitals den Ruin der Arbeiter zur Folge hat. Nur darum, weil sie kein klares Bewußtsein der Pflicht und der menschlichen Bestimmung hatten, und daher nicht fühlten, daß sie nur im Schoße der Familie Glück finden können, daß Unsittlichkeit und Liederlichkeit das Familienglück zerstören. Darum, weil sie nicht wußten, was Religion ist, weil sie meinten, die Religion sei eine Tyrannei, während die wahre Religion und die Göttlichkeit Eins sind. Wie kam es, daß die Pariser Arbeiter den Unsinnigen geglaubt haben, welche ihnen die Abschaffung Gottes, der Familie, des Eigenthums predigten? Wären die Arbeiter nicht unglaublich unwissend, so wäre die Commune nie möglich geworden."

„Die drei Richtungen, die materielle, geistige und moralische Verbesserung, müssen immer zusammen gehen; oder es wird Alles gefährdet. Ist es denn eine Wohlthat für die Arbeiter, wenn man sich darauf beschränkt, ihre Arbeitszeit zu vermindern und ihren Lohn zu erhöhen? Wird der Zustand der Arbeiter besser, wenn sie die vermehrte Muße und den reichlicheren Lohn dazu verwenden, länger in der Schenke zu sitzen und mehr geistige Getränke zu sich zu nehmen?"

Wir haben nach dem Jahre 1870 ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. Die plötzliche Steigerung der Löhne hat in den Arbeiterklassen nicht minder schädlich gewirkt, als unter den Kapitalisten die aufgeregte Hoffnung, einen Theil des Milliardensegens zu erhaschen. Wie es einen unsittlichen Gründerschwindel gegeben, so hat es auch einen unsittlichen Arbeiterschwindel gegeben. Die Zufriedenheit der arbeitenden Klassen wurde nicht erhöht durch die momentan günstigeren Lebensbedingungen. Ein unsinniger Luxus nahm allenthalben überhand, die Leute stürzten sich in die Genüsse, ohne für die Zukunft zu sorgen. Sie ergaben sich dem Trunk und der Ausschweifung. Manche Arbeiterfrau klagte unter Thränen, daß die Familie keinen Vortheil, sondern nur Schaden habe in Folge der Lohnsteigerung, und wenn sie klagte, so lief sie Gefahr, von dem betrunkenen Manne geprügelt zu werden.

In der Absicht, zugleich für die materielle, geistige und moralische Verbesserung der Arbeiterzustände zu sorgen, hat Laurent in Gent seine Arbeitervereine gegründet. In demselben Geiste hat er in die Genter Volksschule die Sparbücher der Schulkinder eingeführt.

Schon in dem Kindesalter sollte die Bevölkerung zur Sparsamkeit erzogen werden, ohne die es unmöglich ist, die Lage der Arbeiter zu verbessern, und welche große Massen der Arbeiter weder kennen noch zu üben verstehen. Die Kinder sollten schon in der Selbstbeherrschung geübt werden, indem sie kleine Trink- und Taschengelder, welche sie empfangen, statt sofort für Schleckereien auszugeben, dem Lehrer bringen und sich auf ihrem Sparbuche zuschreiben lassen. Sie sollten so die Bildung von Eigenthum kennen lernen, und sich des Wachsthums ihres kleinen ersparten Gutes in Folge eigener Sorge erfreuen. Mit der Selbstbeschränkung, welche die Genußsucht im Zaume hält, sollte die Vorsorge für die Zukunft und mit der Zunahme des Spargeldes die Hoffnung auf Vervollkommnung geweckt werden.

In der That, die materiellen und die moralischen Wirkungen dieser Stiftung sind sehr günstig ausgefallen. Die erste Einführung der Sparbücher für Kinder zu Gent war im October 1866. Im Jahre 1867 schon wurden auf diesem Wege 32,375 Frcs. von den Schulkindern erspart. Im Jahre 1876 ist die Jahresersparniß schon auf 155,487 Frcs. gestiegen.

Auch in Gent standen anfangs die Abneigung vieler Arbeitereltern und die Bedenken mancher Kritiker hemmend im Wege. Die Eltern hatten nie sparen gelernt und fürchteten, es werde auf diese Weise nur eine neue Schulsteuer auf sie verlegt. Die Kritiker hatten Zweifel an dem innern Werthe des Gedankens und an dem äußeren Erfolg. Die einen meinten, er sei unpraktisch, nur Einbildung eines Idealisten, die andern hatten keinen Glauben, daß die Kinder der Arbeiter würden sparen lernen. Es ging doch, und es ging gut. Gerade aus der so erzogenen Jugend rekrutiren sich die Genter Arbeitervereine. Der Wohlstand dieser Arbeiterklasse ist in sichtbarem Fortschreiten begriffen und sie heben sich zu ihrem Vortheil von denen ab, welche in bloßer Sinnenlust eine momentane Betäubung suchen, aus Ekel und Verzweiflung den socialdemokratischen Verführern zum Opfer fallen.

Wenn auch in diesen Blättern Oppenheim seine Bedenken gegen die Schulsparbücher aussprach und die Kinder bedauerte, die zum Sparen angeleitet werden, ja sogar seinen Abscheu gegen sparende statt genießende Kinder äußerte, so hat er offenbar zu wenig an unsere deutschen Arbeiterkinder gedacht. Gewiß lebt das Kind naturgemäß vorzugsweise der Gegenwart. Genuß und Spiel sind für die Kindesnatur Bedürfniß. Es wäre thöricht, der Kinderwelt beides zu verkümmern. Aber wie die ganze Schule als Erziehungsanstalt auch auf Arbeit angelegt ist, wie sie aus der Vergangenheit ihre Lehren überliefert und durch Ausbildung der Kräfte auch für die Zukunft sorgt, so steht es ihr wohl an, auch in der Tugend der Sparsamkeit die Kinder zu üben. Nicht alle Kinder aller Rassen haben dasselbe Bedürfniß. Dem jüdischen Stamme ist die Neigung und die Fähigkeit zur Kapitalbildung schon angeboren. Hätten wir es nur mit dieser Jugend zu thun, so wäre es möglichst rathsam, ihr die Uebertreibung der Sparsamkeit abzugewöhnen. Da liegt die Gefahr auf der Gegenseite. Der jüdische Kapitalreichthum hat sich in dem letzten Menschenalter so ungeheuer vermehrt, daß bereits eine Verschiebung der Machtverhältnisse droht.

Aber die germanischen und insbesondere die deutschen Kinder haben nicht ebenso kräftige Triebe zum Sparen in ihrem Blut. Sie leben sorgloser in den Tag hinein. Sie sind ihres persönlichen Werthes und ihrer Kräfte so bewußt, ihr Muth ist so groß und so wenig ängstlich, daß sie trotzig in die Zukunft blicken und in der Gegenwart versäumen, vorzusorgen. Zu spät werden sie dann gewahr, daß Jakob schlauer gewesen als Esau, daß Andere ihnen die Erbschaft vorweg genommen haben und sie kapitalarme Helden seien. Die Deutschen müssen wie zum Staat so auch zur Sparsamkeit und zur Kapitalbildung mühsam erzogen werden.

Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland.

Von Gustav Nachtigal.

Daß in unserem Jahrhunderte rastlosen Strebens und Forschens mit seinen reichen Hülfsquellen und gebieterischen praktischen Anforderungen die Geographie, welche in hervorragender Weise das theoretische Wissen mit dem praktischen Leben verbindet, ihr volles Bürgerrecht unter den Disciplinen gewonnen hat, welche der Menschheit neue Schätze geistigen und materiellen Lebens erschließen sollen, ist erklärlich; ebenso, daß der Erdtheil, welcher Europa so nahe liegt und einst eine Quelle der Cultur für die übrige Welt gewesen ist, durch den hartnäckigen Widerstand, welchen er seiner Erschließung entgegensetzt, durch die Schwierigkeiten und Gefahren, welche er für den Forscher birgt, ganz besonders zu begeisterten, opferreichen Unternehmungen herausfordert.

Es ist bekannt, wie groß die Zahl der freiwilligen Streiter im Dienste der Wissenschaft gewesen ist, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in begeisterter Hingabe die besten

Digitized by Google

Jahre ihres Lebens, Kraft und Gesundheit dem selbstgewählten Berufe der Afrikaforschung geopfert haben. Neben dem stammverwandten England war Deutschland besonders reich an ihnen. In immer steigender Progression vervielfältigt sich ihre Zahl. Einzelne erreichten die Ziele, welche sie sich gesteckt hatten; Manche scheiterten an den Hindernissen, welche Klima, Widerwillen der Eingeborenen und politische Verhältnisse ihrem Ringen entgegensetzten; Viele sanken erliegend in ein frühes, fremdes Grab; Alle aber hinterließen der Nachwelt die Früchte ihrer Aufopferung und ihre unerfüllten Aufgaben als ein theures Vermächtniß und als eine Ehrenschuld, welche getilgt werden muß. Was sie gewirkt und geschaffen haben, lehrt ein Blick auf die neuen Karten von Afrika und ihr Vergleich mit denjenigen, deren man sich noch vor einem Menschenalter bediente.

Mit der Entwicklung des nationalen Lebens eines Volkes in politischer und wirthschaftlicher Beziehung wächst sein Kraftgefühl und sein Gesichtskreis. Es richtet seine Augen nicht mehr allein auf die nächstliegenden Ziele, welche eine unmittelbare Förderung des eigenen Wohles versprechen, sondern je höher seine politische Bedeutung ist, desto weiter blickt es in die Zukunft, desto mehr umfaßt das Gebiet seines Strebens nicht nur den eigenen Vortheil, sondern die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes. So war nach der nationalen Wiedergeburt Deutschlands der Gedanke, endlich durch eine systematische Forschung den unbekanntesten Theil unseres Planeten der Wissenschaft und dem lohnenden Verkehre zugänglich zu machen, kein zufälliger, sondern hatte seinen innersten Grund in dem nationalen Gefühl der vermehrten Kraft und der erweiterten Pflicht. Wie tief und rege dieses war, bewies der Enthusiasmus, mit dem jener Gedanke in allen Gauen des Vaterlandes begrüßt wurde, als er in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin durch den damaligen Vorsitzenden derselben, den für die Fortschritte des Menschengeschlechtes in begeisterter Hingabe rastlos strebenden Professor A. Bastian, seinen Ausdruck gefunden hatte. Im verflossenen Frühjahr sind es fünf Jahre gewesen, daß durch Zusammenwirken der geographischen und naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas ins Leben trat.

Dieselbe definirte ihre Zwecke auf das Bestimmteste, dem Raum und der Wesenheit nach. So lange der wichtigste, äquatoriale Theil des Continents noch unbekannt und seine äußere Configuration nicht festgestellt war, galt es vor Allem seine und zwar rein wissenschaftliche Eroberung. Die Gesellschaft stellte sich also die Aufgabe, jenes noch unbekannte Gebiet zwischen Ogowe und Cuanza im Westen, welches der Congo als Hauptader durchströmt, bis zum Albert Nyanza und Tanganika im Osten durch methodische Forschungsreisen der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Es lag nahe, dasselbe von Westen her anzugreifen. Die Ostgrenze desselben lag mehr als 1000 Km. von der Küste entfernt, und von Norden her konnte es nur durch die große Wüste und den breiten Gürtel der fanatischen Sudanstaaten erreicht werden, während seine Westgrenze bis unmittelbar an die Küste herantrat. Hier hatten schon vor Jahrhunderten die Portugiesen Ansiedlungen gehabt, erstrecken noch jetzt in der Colonie Angola ihre Macht auf eine ansehnliche Entfernung von der Küste und unterhalten Handelsbeziehungen mit dem weiteren Inneren, welche bis in die Mitte des Continents reichen.

Wenn so am Cuanza durch ausgedehnte Verkehrsstraßen eine größere Leichtigkeit für das Eindringen bestand, so mußten sich andererseits die Augen der Gesellschaft auf den natürlichen Ausgangspunkt des angestrebten Gebietes, auf die Gegend der Congomündung, richten. Der unterste Lauf des Riesenstromes hatte sich, wie so viele Flüsse Afrikas nicht fern der Küste, bei der Tuckey'schen Expedition 1816 durch ausgedehnte felsige Hindernisse unwegsam erwiesen, doch nördlich von seiner Mündung lag die Loangoküste mit den Trümmern eines einstigen Reiches, von wo aus noch vor wenigen Jahrhunderten ein lebhafter Handelsverkehr mit den Stämmen, welche auf dem Norduser des Stromes jenseits der Kataraкten wohnen, bestand. Von dort aus hatte ein Forscher, wenn es ihm gelungen war, den schmalen Küstensaum zu durchbrechen, völlig unerforschtes Gebiet vor sich, das reiche wissenschaftliche Ausbeute versprach, und konnte vielleicht ohne große Schwierigkeit gerade in das Herz des zu erschließenden Gebietes gelangen.

Im Bewußtsein der Schwierigkeiten, welche sich dem ersten Eindringen in zuvor nie betretene Gegenden Afrikas entgegenstellen, waren die Leiter der Gesellschaft schon im Beginne überzeugt, daß das Ziel nur erreicht werden könne, wenn es nicht nur von einem Punkte aus angestrebt würde, sondern wenn zugleich mehreren Expeditionen mit verschiedenen Ausgangspunkten die Aufgabe gestellt wurde, einander ergänzend, vielleicht stützend, vorzudringen und so auch dann Hoffnung auf Erfolge zu gewähren, wenn, wie nicht anders erwartet werden durfte, die eine oder andere derselben durch unübersteigliche Hindernisse aufgehalten werden sollte. So ergab sich der Plan, die centrale Expedition der Loangoküste zuzuleiten, südlich von ihr einer zweiten das Cuanzagebiet Angola als Ausgangspunkt zuzuweisen, und weiter nördlich eine dritte Basis an dem Gebiete des kurz vorher eine Strecke weit von französischen Reisenden erschlossenen Flusses Ogowe zu wählen.

Se. Majestät der Kaiser wendete der Gesellschaft sein huldvolles Interesse zu, eine Reihe deutscher Fürsten traten an ihre Spitze als Protectoren, der kaufmännische und industrielle Stand lieh hier und da seine materielle Unterstützung, aus den weitesten Kreisen flossen unter dem Einflusse hoch gesteigerten Nationalgefühls die Mittel, so daß die centrale und Hauptexpedition schon im Mai 1873, kaum einen Monat nach der Constituirung der Gesellschaft, unter der Leitung des Dr. Güßfeldt Europa verlassen konnte. Schon vor der Ankunft auf seinem Arbeitsfelde traf denselben schweres Mißgeschick durch Schiffbruch und Verlust der ganzen Ausrüstung. Nachdem diese ersetzt und auf der Loangoküste sodann die frühere portugiesische Factorei Chinchoxo zum Mittelpunkt und Depot für sämmtliche Expeditionen gewählt und daselbst eine wissenschaftliche Station eingerichtet war, auf der als Arbeiter nach und nach Dr. Falkenstein und Dr. Pechuel-Loesche und Major von Mechow eintrafen, traten für die Lösung der eigentlichen Aufgabe alsbald die großen Schwierigkeiten zu Tage, welche auf diesem sonst so verlockenden Ausgangspunkte der Reisenden harrten.

Die politische Zersplitterung der angrenzenden Gebiete, welche die Staatenbildung verhindert, und durch welche jeder Dorfhäuptling in der Lage ist, dem Reisenden den Weg zu verlegen, und die Schwierigkeit, sich die zum Transporte der Effecten einer Expedition geeigneten Mannschaften zu verschaffen, ließen die häufig angestellten Versuche, die Küstengegend zu durchbrechen, wieder und wieder scheitern. Die Neger der Küste, ungewohnt größerer Reisen und daher physisch ungeeignet, Lasten auf größere Strecken zu tragen, und von der Furcht vor dem unbekannten Innern, besonders den Menschenfressern, verzehrt, widerstanden allen Versuchen, sie nutzbar zu machen und mußten endlich durch andere aus dem fernen Benguela unter großen Opfern an Zeit und Geld ersetzt werden. Obgleich diese nach vollendeter Acclimatisirung und längerer Erziehung die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen zu können schienen, sah sich die Gesellschaft doch bei dem großen Mittelaufwande, den die übrigens für die Wissenschaft so werthvolle Station mit sich brachte, in die Nothwendigkeit versetzt, die letztere aufzugeben und damit ihre Bemühungen auf diesem Punkte der Küste überhaupt einstweilen einzustellen, da die damaligen Expeditionsmitglieder ein rückhaltloses Eindringen in einfachster Weise dort für aussichtslos hielten.

Dieser für die Gesellschaft schmerzliche Entschluß erschien um so unumgänglicher geboten, als indessen dem Eingangs erörterten Plane gemäß auch die beiden andern Expeditionen ausgesendet waren und ihren Antheil an den vorhandenen Mitteln in Anspruch nahmen.

Im Anfange des Jahres 1874 war der Geologe Dr. Lenz an die Flußmündungen des Gabun und Ogowe entsendet, wo in früheren Jahren durch du Chaillu und später durch Compiègne und Marche nicht ohne Erfolg Forschungsreisen unternommen worden waren. Wenn auch Dr. Lenz auf dieselben ernsten Hindernisse, welche für den ganzen äquatorialen Theil der

Digitized by Google

Westküste Afrikas Geltung haben, die verderblichen klimatischen Einflüsse, die Unzuverlässigkeit der eigenen Leute und die feindselige Haltung der Eingeborenen, wieder und immer wieder stieß, so gelang es ihm doch, eine nicht unerhebliche Strecke über die von früheren Reisenden erreichten Punkte hinaus vorzudringen. Als ihn später seine zerrüttete Gesundheit zwang, die Heimat wieder aufzusuchen, hatte die geographische Gesellschaft in Paris gerade eine größere Expedition unter dem Vicomte de Brazza in dieselbe Gegend geschickt, um die unterbrochenen Unternehmungen ihrer früheren Reisenden fortzuführen, und es lag seitdem, da dieselbe noch thätig ist, kein Grund für die deutsche Gesellschaft vor, ihre Bestrebungen daselbst wieder aufzunehmen.

Die dritte Expedition unter Leitung des als Naturforscher bekannten Majors v. Homeyer, dem Lieutenant Lux als Geodät und Dr. Pogge beigesellt worden waren, begab sich Anfangs 1875 nach Angola. Wie erwartet worden war, bewährte sich diese Operationsbasis durch die von ihr aus sich weit in das Innere erstreckenden Handelsstraßen, durch den Rückhalt der portugiesischen Besitzungen, durch einen geringeren Grad politischer Zersplitterung des angrenzenden Innern und durch ihre auf häufigen und ausgedehnten Reisen geschulten Träger. Zwar wurden die beiden militärischen Glieder der Expedition durch Krankheiten bald zur Rückkehr gezwungen, doch dem Dr. Pogge gelang es, seine werthvolle Reise zu dem bereits sagenhaft gewordenen Muata Jamwo zu machen und damit die Mitte des Continents zu erreichen.

Wenn der Reisende auch von dem genannten Herrscher daran gehindert wurde, seine Reise nach Osten oder Nordosten fortzusetzen, so waren doch seine Erfolge vom höchsten Werthe für unsere Kenntniß jener Gegenden und seine Berichte über die von seiner Route sich nach Norden erstreckenden Handelswege so günstige, daß die Gesellschaft beschloß, an dieser Operationsbasis vor Allem festzuhalten, und schon vor Dr. Pogges Rückkehr eine bewährte Kraft in der Person des erfahrungsreichen Afrikareisenden Eduard Mohr auf dieselbe schickte, der zu unserem Schmerze seiner Arbeit schon im Beginne derselben durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde.

So war der Stand der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas gegen das Ende des Jahres 1876. Der Verlauf ihrer Thätigkeit bis dahin war reich gewesen, wenn nicht auf allen Punkten an räumlichen Fortschritten und Entdeckungen, so doch an Erfahrungen und naturwissenschaftlicher Ausbeute, und schloß mit einem Erfolge ab, auf den sie stolz sein konnte; doch die finanziellen Verhältnisse waren erheblich zurückgegangen und drohten die weiteren Unternehmungen in einen aussichtslos engen Rahmen zu zwingen. Die Zeit der maßlosen Speculationen und des Geldüberflusses war vorbei, und mit dem wirthschaftlichen Rückschlage versiegte manche Einnahmequelle der Gesellschaft. Die huldreichst gewährten Unterstützungen aus dem Allerhöchsten Dispositionsfond mußten erheblich vermindert werden und drohten bei der anderweitigen Belastung desselben bald ganz aufzuhören. Während die Unternehmungen fremdländischer Forscher in dem angestrebten Gebiete eine verdoppelte Thätigkeit deutscherseits wünschenswerth erscheinen ließen, drohte die finanzielle Zukunft der Gesellschaft einzig und allein auf dem Jahresbeitrage von drei Mark der einzelnen Mitglieder zu basiren, und das genügt nicht, um innerafrikanische Expeditionen zu unternehmen.

Glücklicherweise hatte Cameron Ende 1875 seine denkwürdige Reise vollendet, und Stanleys werthvolle Untersuchungen des Victoria Nyanza und des Tanganika waren bereits bekannt geworden und ließen die größten weiteren Erfolge erwarten. Glänzende Erfolge von Zeit zu Zeit zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Interesses sind in keiner Richtung so nothwendig, als in der Afrikaforschung mit ihren weitaussehenden praktischen Folgen, und die Rückkehr Camerons trug daher nicht wenig dazu bei, in allen Culturländern den Sinn für weitere Anstrengungen zu erwecken und in dem Könige der Belgier die Ideen zur Reife zu bringen, welche geographische Studien und das Interesse für Afrika in ihm erzeugt hatten. Das Studium der Entdeckungsgeschichte dieses Continents hatte ihm unter zahlreichen Mißerfolgen, Verlusten an Geld und Menschen, Beispiele bewundernswerther Hingabe und glänzender Resultate Einzelner gezeigt, welche zwar nicht fruchtlos blieben, aber, vereinzelt in Zeit und Raum, doch nicht diejenigen Folgen hatten, welche eine systematische Inangriffnahme der Arbeit von allen Seiten und allen Nationen erzielt haben würde.

Der hochsinnige König vereinigte zur Verständigung über diese Frage Männer aus allen Culturstaaten, welche ihr Interesse an derselben bewiesen hatten, und legte ihnen den Plan vor, durch ein einheitliches Zusammenwirken, durch Stetigkeit und System die Aufhellung der unbekannten Gebiete zu vollenden und diese für Verkehr und Cultur zu erschließen. So entstand zu Ende 1876 die internationale afrikanische Association, und wie allgemein der Beifall war, den die Idee des königlichen Stifters fand, beweisen die zahlreichen afrikanischen Gesellschaften, die sich in allen Ländern bildeten und in engere oder weitere Verbindung mit der genannten Association traten.

Diejenigen Deutschen, welche bei der Constituirung der letzteren gegenwärtig gewesen waren, ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, dem Interesse für Afrika in ihrem Vaterlande neue Nahrung zu geben, beriethen sich mit Freunden der Sache und bildeten im Anschlusse an die internationale Association, doch sich freie Selbstbestimmung wahrend, die Deutsche Afrikanische Gesellschaft, da der einfachen Anlehnung der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas an die internationale Vereinigung statutarische Bestimmungen entgegenstanden. So bestanden vorübergehend zwei afrikanische Gesellschaften in Deutschland, deren Ziele und Zwecke im Grunde dieselben waren, nur daß die neuere den Kreis der Betheiligten zu erweitern und sich nicht allein auf wissenschaftliche Gesellschaften zu stützen suchte und außer der rein geographischen Forschung schon die Zugänglichmachung der erforschten Theile für Handel und Cultur als einen Theil ihres Programms auch formell bezeichnete.

Die Zeit war wohl geeignet, diese praktischen, wenn auch ferner liegenden Folgen geltend zu machen, denn Cameron und Pogge, welche das unbekannteste und vielversprechendste Gebiet Afrikas in seinem südöstlichen und südlichen Theile kennen gelernt hatten, wie es später Stanley in seiner größten Ausdehnung durchzogen hat, waren in gleicher Weise erfüllt von seinem natürlichen Reichthum, seinen vegetabilischen und mineralischen Schätzen und machten in gleicher Weise auf den Nutzen aufmerksam, der einst den Culturländern aus dem Handelsverkehr mit ihm erwachsen würde. Es liegt in der Natur der auf das Praktische gerichteten Bestrebungen der neusten Zeit und besonders unserer bescheidenen Verhältnisse, daß die Hoffnung auf einen greifbaren Nutzen ein ganz anderes Interesse erregen muß, als die Aussicht auf die rein idealen Schätze der Wissenschaft. Wenn man verfolgt, wie seit Camerons Rückkehr in England Pläne discutirt werden, welche auf eine praktische Nutzbarmachung jenes Gebietes unmittelbar hinzielen; wie Stanley seit der Vollendung seiner großartigen Reise die Errichtung von festen Handelsstationen längs des mächtigen Congo mit Dampfschifffahrt im schiffbaren Verlaufe desselben vorschlägt, und sich in vorzugsweise handeltreibenden Ländern Kapitalisten vereinigen, um über die Ausführung seines Vorschlages zu berathen; wie man den Bau von Straßen zwischen der Ostküste und den großen Binnenseen in Angriff genommen und zerlegbare Dampfschiffe auf die letzteren getragen hat; wie die Engländer Niederlassungen am Nyassasee gegründet haben und ähnliche am Tanganika- und Victoriasee einrichten oder bezwecken; wie französische und internationale Expeditionen von Osten her in das angestrebte Gebiet vorzudringen bestrebt sind; wie endlich von Nordosten her die Italiener und von Westen und Südwesten die Portugiesen dasselbe Ziel zu erreichen suchen: so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese allseitigen Bestrebungen bald das ganze Aequatorialafrika seiner Dunkelheit entreißen werden, und daß dann die praktische Frage der Nutzbarmachung dieses reichen Gebietes in den Vordergrund treten wird, während bis jetzt, besonders für uns, das wissenschaftliche Interesse ausschließlich unsere Unternehmungen veranlaßte und leitete.

Daß zwei Gesellschaften mit nahezu identischen Zielen nicht

Digitized by Google

auf die Dauer neben einander in Deutschland bestehen konnten, ohne jede einzelne und damit die Sache zu schädigen, war einleuchtend. Da eine sofortige Verschmelzung derselben durch die Organisation der älteren, welche Corporationsrechte erworben hatte, unstatthaft war, so vereinigten sie sich alsbald wenigstens zu gemeinsamem Handeln und sendeten gemeinschaftlich im Herbst des verflossenen Jahres den durch seine topographischen Aufnahmen in Syrien bestempfohlenen Ingenieur Schütt auf die bewährte Operationsbasis des Cuanzagebietes. Derselbe kam im December 1877 in Loanda an, hat seitdem vortrefflich ausgeführte kartographische Aufnahmen, die sich bis an die Ostgrenze Angolas erstrecken, eingesendet, und ist augenblicklich, nicht ohne auf erhebliche Schwierigkeiten zu stoßen, mit der ihm eigenen Energie bestrebt, in nordöstlicher Richtung vorzudringen.

Indessen arbeiteten die Vorstände beider Gesellschaften einen Statutenentwurf aus mit einer Basis, welche die Programme und Organisationen beider zu umfassen im Stande war, legten denselben den beiderseitigen Ausschüssen vor, und durch die allseitige Billigung derselben kam es zur definitiven und formellen Verschmelzung und dadurch zur Entstehung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Dieselbe wird mit erneutem Eifer und durch stetige Arbeit die früher gesteckten Ziele zu erreichen suchen und gibt sich der Hoffnung hin, daß ihr die materiellen Mittel zur Bethätigung ihres Strebens bei der wachsenden öffentlichen Theilnahme nicht fehlen werden. Die letztere beschränkt sich nicht mehr auf wissenschaftliche Kreise, sondern auch die officiellen Organe der deutschen commerziellen Welt, die Handelskammern haben ihr Interesse bethätigt oder ihre Beihülfe in Aussicht gestellt, und der Reichstag hat auf Antrag des Bundesrathes für das Jahr 1878/79 die Summe von 100,000 Mark zur Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Afrika bewilligt.

Die Pläne zur Erfüllung der Aufgaben werden je nach den augenblicklichen Verhältnissen und den Personen, welche sich der Sache widmen werden, mannichfachen Modificationen unterliegen; doch wird nach wie vor der unbekannteste, äquatoriale Theil des Continents der Gegenstand vorwiegender Aufmerksamkeit der Gesellschaft bleiben. Den zuvor entwickelten Anschauungen entsprechend, hat dieselbe nicht allein an ihrer Operationsbasis Angola und der Linie, welche sich von Loanda bis zum östlichsten Punkte der Pogge'schen Reise erstreckt, festgehalten, sondern die Arbeitskräfte daselbst vermehrt.

Ein Arzt, Dr. Max Buchner aus München, der seine praktische Befähigung zum Reisen und seine Beobachtungsgabe in Polynesien bethätigt hat und dann einige Jahre ausschließlich bestrebt gewesen ist, sich durch naturwissenschaftliche Studien, besonders in der Zoologie und Geologie, zu dem Berufe eines Forschungsreisenden weiter auszubilden, hat im Anfange des letzten November Europa verlassen, um sein Feld der Thätigkeit östlich von demjenigen des Ingenieur Schütt einzunehmen.

Gleichzeitig hat die Gesellschaft bei der Schwierigkeit, das zu erschließende Gebiet direct von Westen her anzugreifen, eine zweite Ausgangslinie im Norden gewählt, welche vom Meerbusen von Guinea durch die mohammedanischen Sudanstaaten nach Nordosten verläuft. Auf diese steht einer der erfahrensten Afrikareisenden unserer Zeit, Gerhard Rohlfs, im Begriffe sich zu begeben. Derselbe wird noch in diesem Monat Tripolis verlassen und sich auf dem Karawanenwege, der über Dschalo, Kufara und Wanjanga von Benghasi aus nach Wadaï führt, in dies letztere Land begeben, um von den Südgrenzen desselben den dort sich in mächtigem Bogen über den Aequator nach Norden krümmenden Congo zu erreichen.

Beide Reisende sind mit kaiserlichen Geschenken, Dr. Buchner für den Muata Jamwo und Gerhard Rohlfs für den König von Wadaï, welche Se. Majestät in huldvollem Interesse für diese Unternehmungen zu bewilligen geruht hat, ausgerüstet worden.

So ist von allen Seiten her der friedliche Kampf gegen die Abgeschlossenheit Aequatorialafrikas aufgenommen worden. Während die internationale Association dieses Gebiet allmählich von allen Seiten mit Stationen, wissenschaftlichen und Culturcentren, zu umgeben und durch diese den Entdeckungs- und Forschungsreisenden eine solide Basis zu schaffen beabsichtigte, und während Missions- und Handelsgesellschaften der verschiedenen Nationen ebenfalls auf die Gründung von festen Stationen angewiesen sind, läßt sich die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland vorläufig die geographische Festlegung und die wissenschaftliche Untersuchung des in Rede stehenden ungeheuren Gebietes angelegen sein.

Freilich werden ihr für dieselben nicht so reiche Mittel zur Disposition stehen, daß sie sich zu jenem halbkriegerischen Expeditionen veranlaßt sehen könnte, welche der glänzende Erfolg Stanleys Vielen so empfehlenswerth erscheinen läßt; doch sie bedauert dies nicht. Denn wenn sie einerseits allerdings vielleicht weniger großartige Resultate haben wird, so wird sie andererseits auch niemals mit dem schmerzlichen Bedauern auf die ihrigen zurückzublicken haben, daß dieselben in blutiger Weise errungen wurden.

In der That wird mit großer Machtentfaltung eine kriegerische Art des Vorgehens oft unvermeidlich. Mißtrauen und Feindseligkeit der Eingeborenen gegen den Fremden wachsen in geradem Verhältniß zu seiner bewaffneten Macht und rufen Conflicte hervor, an deren traurigen Folgen dann weniger der Reisende Schuld trägt, als die Lage, in die man ihn versetzt hat.

Je häufiger mehr oder weniger primitive Nationen beim Contact mit den Culturvölkern der Verkümmerung anheimfallen, desto mehr sollten die letzteren bestrebt sein, die Eigenartigkeit der Bewohner Innerafrikas, welche in ihrer Zahl und im Klima gewichtige Bundesgenossen gegen ihre Vernichtung haben, vorläufig nach Möglichkeit zu schonen und ihre Ueberführung in andere Zustände durch möglichst vielfache, friedliche Berührung anzustreben.

In dieser Beziehung kann es die afrikanische Gesellschaft in Deutschland nicht bedauern, an die frühere bescheidene Art des Vorgehens deutscher Reisender noch ferner gebunden zu sein, bei welcher der Forscher zwar mehr oder weniger schutzlos seine Haut zu Markte trug und im günstigsten Falle eine lange Zeit zur Erreichung seiner Erfolge aufwenden mußte, aber trotzdem nicht selten die größten Erfolge errang.

Um ihre Ziele zu erreichen und das durch geographische und naturwissenschaftliche Forschungen vorbereitete Gebiet zur praktischen Nutzbarmachung auch Deutschland sichern zu können, dazu bedarf die Afrikanische Gesellschaft nicht nur der Reichsregierung und Volksvertretung, sondern der ganzen Nation. Möge doch Niemand vergessen, daß die commerzielle Entwicklung natürlich reicher und jungfräulicher Gegenden nach der Beschaffung der nöthigen Verkehrsmittel oft mit überraschender Geschwindigkeit einherschreitet, und daß naturgemäß der reichste Lohn derjenigen Nation zufällt, welche zuerst Fuß in ihnen gefaßt hat.

Literatur und Kunst.

Lord Byrons Trinklied.

(Fill the goblet again.)

Uebersetzt von

Emanuel Geibel.

Füllt nochmals den Becher! Nie war mein Gemüth
So rein von Behagen, wie heute durchglüht.
Laßt uns trinken! — Wer trinkt nicht? — Die Welt ist voll Schein
Und nichts ohne Falsch, als der Becher allein.

Ich hab' Alles versucht, was das Leben erwärmt,
Hab' im Strahle des dunkelsten Auges geschwärmt,
Hab' geliebt — und wer liebt nicht? — Doch unter dem Mond
Wer fand schon das Glück, wo die Leidenschaft wohnt?

In den Tagen der Jugend, wann's lenzt in der Brust
Und daß Neigung entflattert, ihr nimmer bewußt,
Hatt' ich Freunde — wer nicht? — Doch wer gibt mir nicht zu,
Kein Freund, ros'ger Wein, sei so treu uns, wie du.

Digitized by Google

Die Geliebte bethört wohl ein glattes Gesicht,
Mit der Sonne flieht Freundschaft; du änderst dich nicht.
Du alterst — wer nicht? — Doch wer nimmt, so wie du,
Mit den Jahren an Adel und Tugend nur zu?

Und gewähr' uns die Lieb' auch ihr feurigstes Glück,
Hebt ein Andrer zu unsrer Erkor'nen den Blick:
So ergrimmt's uns — wen nicht? — Du bist frei von Verdruß,
Denn je mehr dich genießen, je größrer Genuß!

Doch schwanden dann Jugend und Thorheit zumal,
Da winkt uns erst recht als ein Hort der Pokal,
Und wir suchen — wer läßt's? — mit begeistertem Sinn
Im Weine die Wahrheit und finden sie drin.

Als Pandoras Gefäß sich auf Erden entleert
Und vertrieben die Freuden zum Himmel gekehrt,
Blieb die Hoffnung — für wen doch? — Wir schlürfen im Schaum
Des Bechers die Luft und verschmäh'n ihren Traum.

Hoch lebe der Rebstock! Im herbstlichen Frost
Sei das Alter des Nektars dem unsern ein Trost!
Und der Tod — wer entrinnt ihm? — Mag Gott uns verzeih'n!
Und Hebe kredenz' uns im Himmel den Wein.

Goethe.

Eine biologische Studie.

Von A. C. Brück.

Goethes Ausruf: Shakespeare und kein Ende! erfährt in der fast unübersehbaren, seitdem erschienenen Goetheliteratur das vielstimmige Echo: Goethe und kein Ende. Dennoch möge diesem Echoconcert die nachstehende Ripien-Stimme eingelegt werden. —

Größtes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit,

sagt Goethe. Vom wesentlich somatischen, vom biologischen, um nicht zu sagen vom ärztlichen Standpunkt ist aber meines Wissens seine Persönlichkeit bis jetzt nicht ins Auge gefaßt, wenn ich den Aufsatz: Die letzte Krankheit Goethes, von Dr. Vogel, welche damals in Hufelands Journal erschien, ausnehme.

Es war im Frühjahr 1826, als ich, im Begriff Deutschland zu verlassen, den Wunsch hegte, das lebende Bild des als Dichter und Naturforscher von mir höchst verehrten Mannes fürs Leben mitzunehmen. Um nicht als blos neugieriger Reisender ihn zu behelligen, hatte ich es gewagt, ihm einige physiologische Aufsätze einzusenden, worauf ich durch Eckermann die Einladung, ihn zu besuchen, erhielt. Das Glück, ihn zu sehen, sollte mir nicht zutheil werden; denn als ich in Weimar eintraf, lag der verehrte Greis an einer Speicheldrüsenentzündung (Mumps) krank. Fünf Tage wanderte der gute Eckermann wie ein Pendel zwischen uns, täglich meine Hoffnung auf den folgenden Tag belebend, bis ich am sechsten — mein Schiff lag reisefertig — Weimar zu verlassen genöthigt war. Ueber einen Moment aus diesen Tagen, die mir doch die Bekanntschaft mehrerer bedeutenden Persönlichkeiten aus der „Weimarschen Zeit" verschafften, habe ich in der „Gegenwart" (1. April 1876) eine Notiz gegeben.

Nach einem halben Jahrhundert fällt mir nun „Goethes Naturwissenschaftliche Correspondenz von 1812 bis 1832" (Leipzig 1874, Brockhaus) in die Hände, worin ich S. 70—78 zwei meiner Aufsätze, einen „Ueber den Aus- und Eindruck des Menschenauges" und einen „De l'atmosphère de la femme et de sa puissance" abgedruckt finde — unreife, von mir längst vergessene Jugendarbeiten. — So hatte der alte Meister sie doch in seiner nachsichtig-wohlwollenden Weise beiseite gelegt, um sich mit dem jüngsten — jetzt dem einzigen Ueberlebenden von allen jenen Correspondenten — darüber zu besprechen!

Und so tritt jetzt mir, dem Achtzigjährigen, noch einmal jene Zeit vor die Seele, wo ich Goethen als Kranken ungesehen verließ. Sein lichtvolles Leben war jedoch nicht blos von dieser dunklen Wolke des Erkrankens getrübt. Von solchen Schattenseiten ist vorzugsweise in der folgenden biologischen Studie die Rede.

Goethe kam scheintodt zur Welt, glücklicherweise nur asphyktisch, während dieser Zustand bei vielen Neugebornen in Apoplexie übergeht. Ebenso glücklich überstand er eine intensive Blatternkrankheit, ohne daß seine Gesichtshaut entstellt und seine Augen geschädigt wurden. Mit dem Erbtheil der „Frohnatur" seiner jungen Mutter wuchs der Knabe heran, ohne, wie unsre Jugend, auf den Schulbänken mit Lehrstoff überfüttert, anämisch und kurzsichtig zu werden, ohne bei mangelndem Organ für Mathematik mit den Kegelschnitten behelligt, ohne durch das Gespenst der Maturitätsprüfung geängstigt zu werden. Dagegen führte den Frühreifen freilich die ungenügende Beaufsichtigung in Frankfurt auf Abwege, die er durch eine nicht beschriebene Krankheit büßen mußte. In dieselbe Zeit fällt jene verfrühte Knabenliebe zu dem glücklicherweise durchaus anständigen, älteren Gretchen.

Nicht alle darauf folgenden Liaisons des übermüthigen, schönen Studenten in Leipzig dürften in den Schranken jener ersten, ihm unvergeßlichen Liebe in Frankfurt, oder der folgenden zu Käthchen Schönkopf in Leipzig geblieben sein, und noch Andere, als jene beiden Töchter des französischen Tanzlehrers, dürften sich in dem Kreise von Behrisch um diesen Studiosus entzweit haben. Wenngleich kein flotter Bursch im Sinne des „Renommisten" Zachariäs (von einer „Paukerei" z. B. ist nirgends die Rede), übertrieb er in Leipzig das Fechten, Schwimmen im kalten Bade und andere Tollheiten, so daß er nach einem lebensgefährlichen Lungenblutsturz krank nach Frankfurt zurückkehrte und dort über ein Jahr an einem metastatischen Abscess am Halse kränkelte. In diese Zeit fiel auch eine gefahrdrohende entzündliche Kolik, wohl Folge einer Indigestion.

Seine völlige Herstellung bewies das Staunen der Salzmann'schen Tischgenossen über die Schönheit des lebensfrischen Ankömmlings in Straßburg.

Trotz dem Blutreichthum, der ihm im Laufe des Lebens mehrfache, bedenkliche Blutstürze bereitet, gehörte Goethe zu den nervösen Naturen. Seiner Neigung zum Schwindel, seiner Apprehension beim Besuch der Anatomie und der Hospitäler in Straßburg, der Empfindlichkeit seines Gehörs gegen lautes Geräusch u. s. w. setzte er aber eine achtungswerthe Energie des Willens mit Erfolg entgegen. Seinen wunderbaren „sonnenhaften" Augen entging nichts, und wohin er sie richtete, da wurde es hell, wie seine genialen Blicke in das Naturleben — von dem „realistischen Tic" in seinen Poesien zu schweigen — darthun. Glücklicherweise hat er diese Augen nicht durch den Gebrauch des Mikroskops, das er mied, wie er an Anderen die Brillen haßte, geschädigt.

Sein ganzes Leben durch hat Goethe das Wort des Tacitus, daß „im Kampfe vor Allem die Augen besiegt werden", bestätigt. Und wenn er, den man einen Griechen genannt, gleich diesen für alles Schöne höchst empfänglich war: so wurde sein Auge vor Allem besiegt von der Schönheit — des Weibes:

„Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt."

Die ideelle Productionskraft seines Gehirns stand bei ihm mit der somatischen Productivität durchaus in polarem Verhältniß; eine Erscheinung, die man bei manchen Künstlern — ich nenne nur Byron, Cellini, Raphael, Molière, Mozart — antrifft, während die Gehirnthätigkeit, durch abstractes Denken in Anspruch genommen, bei Philosophen, Mathematikern u. s. w. den polaren Reflex auf die sexuelle Sphäre absorbirt. Nicht Allen aber ist, wie Goethen, die reiche Blutbereitung gegeben, die Folge ungewöhnlichen Stoffwechsels, wodurch dem leiblichen und geistigen Bilden zugleich genügt wird. Nicht Alle dürfen ungestraft ihr Lebenslicht zugleich an beiden Enden anzünden. Man weiß, wie der junge Goethe an der Tafel zwischen Basedow und Lavater, während diese links und rechts demonstrirten, „unterdessen ein Stück Salmen und einen Hahnen hätt' aufgefressen". Eckermann, Soret, Vogel, sein Arzt und andere

Digitized by Google

Tafelgenossen Goethes bestätigen, daß ihn bis ans Ende des Lebens ein ungewöhnlich starker Appetit, besonders zu Fleisch-, Fisch- und süßen Speisen nicht verlassen habe und er selbst preist (noch in der Trilogie) den „Vielgenuß der Speisen" und „des Weines Gluth", woran es auch nicht fehlte.

In der Jugend war er ein rüstiger Schlittschuhläufer, oder, leidenschaftlich erregt, „durch Schnee und Regen dem Wind' entgegen" stürmend, oder mit dem Herzog zur Jagd und auf raschem Pferde zu den „Miseln" galoppirend, und da consumirte ein rascher Stoffwechsel solchen Vielgenuß. Im späteren Alter aber blieben, bei mangelnder Bewegung im Freien, Indigestionen nicht aus und chronische Unterleibsstörungen, denen dann mit Rhabarbertinctur, Pillen u. dergl. auch äußeren Mitteln abzuhelfen war. Dazu kam das Bedürfniß fast jährlicher Badekuren, früher gegen mehr rheumatisch-katarrhalische Leiden Wiesbaden, später gegen vorherrschende Unterleibsleiden Karlsbad und Marienbad. Den Kreuzbrunnen, den er in den letzten Jahren, wo er sich besonders wohl befand, täglich eine Flasche zu Hause trank, liebte er besonders. Entgegen dem Dr. Vogel, bin ich — freilich seit fünfzig Jahren selbst Brunnenarzt des verwandten Driburg — geneigt, dieser täglichen sogen. kleinen Brunnenkur, wie ich eine solche meinen älteren Stammgästen öfters mit Erfolg verordnet, Goethes größeres Wohlbefinden zuzuschreiben, zumal er sonst kein Wasser trank.

Aber auch in dieser Periode des Wohlbefindens wiederholte sich im December 1830, bei seiner übermäßigen Blutbereitung, ein heftiger Lungenblutsturz, ähnlich jenem gefährlichen Krankheitszustande, worin ihn 1823 Dr. Rehbein und Huschke behandelten, worin indeß neben Herzschmerz die linke Hand und die Füße geschwollen waren. Vogel verordnete trotz dem großen Blutverlust noch einen Aderlaß von zwei Pfund, wonach Erleichterung der Brustbeklemmung erfolgte. — Von nun an bis zu seinem Tode, 22. März 1832, erfreute Goethe sich eines ungewöhnlichen Wohlseins, sogar einer erneuten Productivität des Geistes. Auch in frühern Zeiten folgte nach solchen Krankheiten eine besonders „productive Stimmung"; dagegen aber auch, wie Goethes Sohn beobachtet hatte, nach größeren poetischen Productionen im späteren Leben, z. B. nach Hermann und Dorothea, eine Krankheit. Wahrscheinlich wurde das anhaltend productiv aufgeregte Gehirn dann nicht mehr durch jenen vortrefflichen nächtlichen Schlaf kalmirt, den der Castellan des Schlosses Dornburg, wohin Goethe sich gern zurückzog, bewundert.

Für die Integrität seiner Lungen spricht, außer seiner schön gewölbten Brust, die seltene Erscheinung, daß nach wiederholten Lungenblutstürzen niemals ein örtliches Brustleiden folgte. Ableitungskanäle seiner überreichen Blutbereitung waren sie ihm, Sicherheitsventile gegen andere Erkrankungen. Seine Stimme war, wie sein bewundertes Vorlesen bewies, jeder Modulation fähig. Hat er gesungen?

Es ist keine Section seiner Leiche gemacht; vielleicht dürfte sein vielbewegtes Herz nicht völlig intakt befunden sein. Als Jüngling machte er seine erste Reise nach Leipzig mit der Familie Fleischmann. Er strengte seine Kräfte bei Aufrichtung des umgeworfenen Wagens übermäßig an und trug einen spezifischen Schmerz in der Brust davon, worüber er noch lange, die Schwindsucht befürchtend, klagte. — Die 1823 von Rehbein und Huschke vermerkten, oben bezeichneten Brustsymptome sprechen für Mitbetheiligung des Herzens, vielleicht nicht ohne psychischen Einfluß durch jene letzte Liebesleidenschaft und Entsagung in Marienbad. Man liest wohl, Goethe sei an einer Lungenentzündung gestorben, was irrig ist. Die Krankheitserscheinungen (physikalische Zeichen durch objective Prüfung der Herzgegend fehlen) wie sie Dr. Vogel, der der Krankheit keinen Namen gibt, vom Morgen des 21. März 1832 mittheilt, deuten nicht auf Lungenentzündung. Auch hat er sie nicht als eine solche, sondern als eine Herzneurose, Asthma cordiale, die bei älteren Fettleibigen in besseren Ständen nicht selten, behandelt. „Ein jammervoller Anblick," ruft er aus. „Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebliche Linderung suchte, bald auf den Lehnstuhl neben dem Bette. Die Zähne klapperten vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe. Der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze, eiskalte Körper triefte von Schweiß. Den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen. Der Unterleib war aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es sei wieder Blutsturz zu fürchten."

Dieser furchtbare Anfall war der Anfang vom Ende; denn wenn der Kranke sich auch gegen Abend erholte, am folgenden Morgen traten die Vorboten des Todes ein. Das Bett hat er nicht wieder mit dem Lehnstuhl vertauscht, in dem er halb 12 Uhr entschlief, ohne, wie Vogel meint, das Vorgefühl des nahen Scheidens gehabt zu haben. Das berühmt gewordene letzte Wort: „Mehr Licht!" hat Vogel, der einen Augenblick das Zimmer verließ, nicht gehört.

Den Tod fürchtete der Mann von solchem Verstande nicht, aber schon das herbstliche Absterben der Natur verstimmte ihn und die Erinnerung an den heitren Himmel Italiens machte ihm den bleiernen des Nordens doppelt zuwider. Krankheit hielt er für das größte Uebel. Er war apprehensiv und mit Mühe hielt ihn Vogel von dem Gebrauch selbstverordneter Medicamente zurück.

Dem „Vielgenuß der Speisen" konnte er auch im Alter nicht entsagen; dem Wein, namentlich dem geliebten Champagner, mißtrauete er mehr und mehr und beschränkte sich auf ein Glas Madeira zum Frühstück und eine Flasche leichten Würzburger zum Mittag. Doch lesen wir bei Eckermann, daß manchmal ihre Abendgespräche durch eine Flasche Wein belebt wurden. Seine wunderbaren, dunklen Augen blieben ihm auch im Alter, doch schonte er sie Abends gern durch einen Schirm. Sein Geruch war weniger empfindlich, z. B. gegen eingeschlossene Stubenluft. Die Abnahme des Gehörs und Gedächtnisses mußte er tragen, wie wir anderen Alten.

Das poetisch verklärte Apollinische Bild des jugendlichen Goethe in unserm Geiste wollen wir uns nicht nehmen lassen; wenn dagegen selbst die würdevoll-schöne Erscheinung des Geheimraths dem Bilde des Olympiers, wie ihn Bettina durch Steinhäuser in Marmor darstellen ließ, nicht völlig entsprechen sollte.

Huseland, der Goethen 1786 im Liebhabertheater als Orest in der Iphigenia auftreten sah, hat keine Worte für die Pracht dieser Gestalt. Eckermann, Soret, der Erzieher des Erbprinzen, Vogel, Thackeray, fast Alle, die ihn erst im Alter kennen lernten, sind erstaunt über seine würdevolle Haltung, die uns Rauchs Statuette treu wiedergibt. Doch fand der junge Kestner, Lottens Sohn, der Goethen bei Willemers in Frankfurt traf, den Hatem seiner dortigen Suleika, den 63jährigen Geheimrath so vorsichtig, erst nach ihm die Treppe hinabzusteigen, „um seine Steifheit zu verbergen". — Obgleich kaum über Mittelgröße, machte er den Eindruck eines größeren Mannes, selbst noch im hohen Alter, worin der Körper 6 bis 7 Centimeter an Länge einbüßt. Es ist kein Maß von Goethen vorhanden, wie von Schiller, der über 6 Fuß hoch war. Huseland, der ihn mit dem Auge des Enthusiasten ansah, preist auch das Ebenmaß seiner Glieder, wogegen E. M. Arndt, der den richtigen Patrioten in ihm vermißte, gar über 6 Zoll seine Beine zu kur findet, ein Mißverhältniß, welches auch, obgleich nicht in solchem Grade, von Anderen zugestanden ist. — Merkwürdig ist, daß Homer (Ilias III. 210—12) dasselbe Mißverhältniß andeutet, indem er den erfindungsreichen Odysseus mit Menelaos vergleicht:

„Als sie nunmehr in der Troer versammelten Kreis sich gestellet,
Ragt' im Steh'n Menelaos empor mit mächtigen Schultern;
Doch wie sich Beide gesetzt, da schien ehrvoller Odysseus."

Ich habe dasselbe öfters an begabten Männern, namentlich an Juden, beobachtet.

Rahel Levin hatte ihrem Vetter, dem jungen David Veit,

Digitized by Google

der in Hamburg Goethen geschäftlich nahe zu kommen veranlaßt war, aufgetragen, ihr eine ganz detaillirte Darstellung desselben mitzutheilen. In dem Briefe des intelligenten, unbefangenen jungen Mannes vom 20. März 1793 heißt es nun: Er sei von mehr als mittler Figur, proportionirt, breitschultrig; die Stirn außerordentlich schön, die Augen braun, geistvoll, nicht feuersprühend, die Lider mehr nach unten zugeschnitten, unten Falten, Säcke. Seine 44—45 Jahre sehe man ihm recht an; er solle in Italien gealtert sein. Habichtsnase; Mund klein, sehr schön; gelbe, krumme Zähne, die ihn, wenn er lächelt, entstellen. Schweigend sehe er recht ernst, nicht mürrisch aus. Gesicht voll, ziemlich herabhängende Backen, männlich-braune Gesichtsfarbe; Haare etwas heller, das Vorderhaar kahl geschoren, an der Seite ausgekämmt, anliegend, gepudert, langer Zopf. Halsbinde dünn, hinten zugeschnallt, Hemdkragen darüber geschlagen; Wäsche fein; blauer Ueberrock mit doppeltem Kragen; kalblederne Stiefel. Sprache und Manieren einfach, wie ein Geschäftsmann, höflich, wohlwollend.

Eine detaillirtere Beschreibung, wie diese fast steckbriefliche, dürfte schwerlich zu finden sein.

Wenn Soret, Vogel u. A. die Schönheit der Stirn des Hochbejahrten bewundern, so stellt uns der sehr treue Kupferstich Schwerdgeburths aus dieser Lebenszeit des Dichters dieselbe allerdings als eine ungewöhnlich hohe dar. Es ist aber, wie Piderit (Mimik und Physiognomik) richtig bemerkt, die hohe Stirn als Zeichen der Geisteshoheit eine, durch die Phrenologie eingeführte, falsche Anschauung, der zufolge auch die Maler die Stirn Hochbegabter so zu „idealisiren" pflegten. Die Jugendbilder, z. B. das von Chodowiecki und die Silhouette in Goethes Briefwechsel mit Kestner, haben diese hohe Stirn nicht. Das Schwinden des Stirnhaarwuchses — G. war täglich frisirt — scheint auch in Schwerdgeburths Bilde diese hohe Stirn veranlaßt zu haben. Helden und Götter der Antike sind mit auffallend niedrigen Stirnen dargestellt, ebenso scheinbar, wegen des tiefgehenden Haarwuchses. An den Büsten Goethes, z. B. der von Trippel 1788 in Rom treu nach dem Leben gefertigten, findet sich auch diese hohe Stirn nicht. Ohne Zweifel war es ein höchst glücklich organisirter Schädel, aus dem der Faust, die Metamorphose der Pflanze und die Idee der „Beinphilosophie", wie Oken, dem sie gleichfalls unentlehnt aufgegangen war, es nennt, entsprungen ist. Uebrigens fand der Phrenologe Gall den Dichter vor Allem organisirt zum — Volksredner!

Das Leben des Mannes, der gewiß den Größten aller Zeiten zuzuzählen ist, dürfen wir wohl ein glückliches nennen, wenngleich er selbst in einem hypochondrischen Moment Eckermann versichert, er erinnere sich keiner vier Wochen ungetrübter Glückseligkeit. Wir müssen Lewis zugestehen, daß ihm die veredelnde Weihe der Ehe mit einem an Geist und Gemüth ihm nahe stehenden Weibe gefehlt habe. Zunächst war es freilich die Schönheit, der er huldigte; wie aber auch die Lieblichkeit mütterlichen Waltens, das Ewigweibliche, sein Herz rührte, zeigt uns der von Kaulbach dargestellte Moment, worin er die jungfräuliche Lotte in mütterlicher Pflege ihrer Geschwister antrifft.

Es ist nicht selten, daß junge Männer von Geist und Phantasie dem Blüthenduft jungfräulicher Schönheit die Reize reifer Weiblichkeit vorziehen (George Sand versichert, daß auch ältere Männer bei manchen jüngeren ihres Geschlechts das gleiche Glück haben); wenn es aber einer sieben Jahre älteren Mutter von sieben Kindern gelingt, den jungen Dichter in die Fesseln platonischer Liebe zu schlagen, so scheint das — mit Goethes naturwissenschaftlicher Terminologie zu reden — ein „Urphänomen". Ueber die Dauer des Urphänomens, über die Haltbarkeit dieser platonischen Fesseln sind, wenn ich nicht irre, die Gelehrten noch immer nicht einig. Daß aber der Gefangene sich endlich durch die Reise nach Italien rettete und von ihnen sich behaglich frei fühlte, wissen wir aus jenem „anmuthigen Verhältnisse", dem wir die köstlichen Römischen Elegien verdanken, mögen sie nun in Rom oder Weimar „skandirt" sein. Wir wissen, daß diese Disticha mit Empörung von Frau von Stein gelesen sind; werden aber die Ottave rime der Elegie, welche 1823 dem letzten Liebesverhältniß ihre Entstehung verdankt, von Marianne Willemer mit den Augen Suleikas erblickt sein? —

„Ein Jeder hat, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Das ist der bezeichnende Ausspruch des Dichters, dem das Leben des Glückes viel dargeboten hat, wie es wenigen Sterblichen vergönnt ist. Der Vers hat auch eine Glosse veranlaßt, welche die harte Wirklichkeit ausspricht:

„Der Arme hat, er thu' auch was er mag,
Sein erstes Glück an seinem letzten Tag."

Dem Naturforscher Goethe aber hat seinen letzten Tagen noch ein letztes Glück gebracht: den Sieg seiner synthetischen Naturauffassung in der französischen Akademie durch Geoffroy St. Hilaire gegen die analytische Cuviers. Beide Ansichten erkennt G. an als gleichberechtigte, wie das Aus- und Einathmen zum Leben; doch war die analytische, die beschreibende Bearbeitung in der Naturwissenschaft, nicht blos in Frankreich, bis dahin die herrschende. Cuvier arbeitete unermüdlich, das Vorliegende beschreibend und sichtend, in unermeßlicher Breite, Alles faßlich für Jedermann, nie paradox; Geoffroy, dem synthetischen Vorschritt Goethes folgend, bemüht sich um die Analogie und die geheimnißreichen Verwandtschaften der lebenden Wesen. Diese Methode Goethes der selbst in Deutschland anfangs nur Wenige zu folgen den Geist hatten: Oken, Carus, Meckel, Kielmeyer, Bonjanus, Spix, Tiedemann — diese synthetische Methode ist es, der wir das Licht verdanken, welches in unsren Tagen die Wissenschaft durchleuchtet und nur noch wenige altersschwache Augen blendet. Die Darstellung dieses Sieges seines glücklichen Aperçu in der französischen Akademie war Goethes Arbeit in den letzten Wochen vor seinem Tode. (S.: Goethes sämmtliche Werke. 1840. Bd. 40. S. 488—526.) Sein Stil, welcher seit Jahren förmlich, geschraubt, das Gepräge des Alters trug: hier erscheint er klar, präcis, verjüngt. So belebte den Greis ein letztes Glück in seinen letzten Tagen.

Einige Bemerkungen über Theatercensur.

Das Verbot der „Fourchambault" hat die Fragen wieder angeregt: haben wir eine Theatercensur? von welcher Behörde wird dieselbe ausgeübt? Und weiter: bedarf das Theater überhaupt der Censur und wenn es deren bedarf, wer soll dieselbe ausüben? Die nachstehenden Bemerkungen sollen zur Beantwortung dieser Frage einiges Material erbringen.

Es gibt Leute, die sagen: wir haben die Theater-Gewerbefreiheit, mithin haben wir auch die Theaterfreiheit. Das ist ein arges Mißverständniß. Zwischen der Theaterfreiheit und der Theater-Gewerbefreiheit besteht ein großer Unterschied. Es ist offenbar thöricht, aus der einen die andere zu folgern. Wir dürfen uns nicht auf unser Gewerbefreiheits-Gesetz, sondern dürfen uns nur auf die Verfassung berufen, welche die Censur ohne irgend eine Beschränkung aufhebt. Die „liberté *des* théâtres" herrscht in Frankreich seit 1864, die „liberté *du* théâtre" besteht zur Stunde noch nicht. Die Censur functionirt dort nach wie vor, und durch das Gesetz, welches die „liberté des théâtres" einführte, wurden nur gewisse morsche Schranken niedergerissen, welche das Repertoire der einzelnen Bühnen einfriedigten. Bis zum Jahre 1864 durfte z. B. das Théâtre Français allein die klassischen Werke aufführen. Als das Théâtre lyrique „Figaros Hochzeit" von Mozart brachte, verbot das Théâtre Français dem Privattheater, die Beaumarchais'sche Prosa zu benutzen, und um die Aufführung zu ermöglichen, mußte das Théâtre lyrique die gesprochene Prosa in Verse umwandeln. Das Repertoire aller Bühnen war ganz fest bestimmt. Einige Theater durften kein Stück ohne Gesang geben, daher in ganz ernsten Schauspielen, ja, in Dramen Couplets beim Auftreten und Abgehen der Personen. Andere durften keine komischen Stücke geben, der Tod wenigstens einer Person war zur Aufführung unbedingt nothwendig; auf einer dritten Bühne durfte dagegen nie einer sterben; dieses Theater durfte nur Ausstattungsstücke bringen, jenem wurde eine glanzvolle Ausstattung untersagt u. s. w. Alle diese

Digitized by Google

Lächerlichkeiten sind beseitigt, aber die Censur besteht noch, und gesetzmäßig.

Bei uns in Preußen ist die Bestimmung unsrer Verfassung klar und unzweideutig: die Censur ist aufgehoben. Es ist kein Unterschied gemacht zwischen schriftstellerischen Erzeugnissen für die periodische Presse und solchen für selbstständige Werke, für dramatische Dichtungen. Eine Theatercensur besteht also nicht. Als öffentliche Vergnügungsanstalt ist aber das Theater wie jedes andere öffentliche Lokal der polizeilichen Oberaufsicht unterstellt, und daraus hat die Regierung das Recht hergeleitet, die zur Aufführung bestimmten Stücke vorher polizeilich prüfen zu lassen. Ob diese Prüfung gesetzlich nun die Wirkung haben kann, daß die verfassungsmäßig abgeschaffte Censur für die zur Bühnenaufführung bestimmten Stücke thatsächlich, wenn auch in einer andern Gestalt und unter einem andern Namen doch besteht, ist eine Frage, die von den gesetzgebenden Factoren in unzweideutiger Weise möglichst bald entschieden werden müßte. Einstweilen ist die polizeiliche Censur eigentlich nur ein Gewohnheitsrecht, dem sich die Theaterdirectoren unterworfen haben, nicht, weil sie durch bestimmte gesetzliche Vorschriften dazu gehalten sind, sondern weil sie aus tausend Gründen einem jeden Conflicte mit der Polizei am liebsten aus dem Wege gehen.

Am einfachsten wäre es, die Thatsache zu leugnen, daß das Theater eine Ausnahmestellung einnimmt, aus der Aufhebung der Censur im Allgemeinen auch die Aufhebung der Censur für Aufführungen zu folgern und zu behaupten, daß das Publicum allein berechtigt sei, den Censor zu spielen. Diejenigen, welche diesen Standpunkt einnehmen, sagen vertrauensvoll, daß der gesunde Sinn der Zuschauer selbst unterscheiden werde, was sittlich und unsittlich, was statthaft, was zu verbieten sei. Ich gestehe ehrlich, daß ich dieses Vertrauen nicht ganz besitze. Ich glaube, daß das Theater allerdings eine ganz besondere Stellung einnimmt, die besondere Vorschriften wünschenswerth, ja nothwendig macht. Die Zulänglichkeit der Censur, welche das Publicum üben würde, erscheint mir sehr fraglich, und wenn ein Stück, das die obscönsten Dinge und die unfläthigsten Zoten enthält, zur Darstellung gelangen würde, so möchte ich durchaus nicht darauf schwören, daß jenes Stück für die Theaterdirectoren ein schlechtes Geschäft werden würde. Eine geschmackvolle und anständige Minderheit würde sicherlich zischen und das Theater meiden, aber es würden noch reichlich genug Freunde der Gemeinheit übrig bleiben, um dem Schandstücke eine lange Reihe lohnender Aufführungen zu sichern.

Die Wirkung von der Bühne herab läßt sich mit der des gedruckten Wortes gar nicht vergleichen. Sie ist ungleich stärker und unmittelbarer, und man begreift, daß der Staat unter Umständen das Bedürfniß fühlen würde, da sofort einzugreifen und den Brand, der sich nicht durch verdächtiges Glimmen und brenzlichen Geruch vorher verräth, sondern gleich in hellen Flammen auflodert, mit Gewalt zu ersticken. Darauf aber kann man es nicht ankommen lassen. Der Fall, daß der überwachende Polizeibeamte aus dem Parquet aufspringen, im Laufe der Vorstellung das Stück verbieten und das Theaterpublicum wie eine socialdemokratische Versammlung auflösen würde, darf nicht eintreten. Das müßte zu Auftritten der allerbedauerlichsten Art führen. Deswegen hat man ziemlich allgemein, auch wenn man entschiedener Gegner der Censur für Druckschriften war, der Regierung die Berechtigung einer Präventivprüfung von Stücken, welche zur Darstellung gelangen, eingeräumt.

Die Hauptschwierigkeit ist aber die Beantwortung der Frage: von welchen Organen soll diese Präventivprüfung vorgenommen werden? Soll es wie bisher dem individuellen Ermessen des polizeilichen Lectors anheimgegeben bleiben, die ihm unstatthaft erscheinenden Einzelheiten dem Chef der lokalen Polizeigewalt zu vermerken, und soll dieser dann aus eigner Machtvollkommenheit darüber entscheiden? Oder soll wieder eine eigene Theatercensurbehörde eingesetzt werden? Oder soll endlich eine Commission, eine Art von Jury, eine Vereinigung von Vertrauensmännern oder Notabeln in letzter Instanz über das Zulässige oder Unzulässige eines Theaterstückes zu entscheiden haben? Ich gestehe, daß ich mich für keine der drei Lösungen der aufgeworfenen Frage recht erwärmen kann. Für das Unerfreulichste aber würde ich die Beibehaltung des status quo ante halten.

Da ist mir — wenn man einmal zwischen den Uebeln das geringere wählen muß — sogar die alte Censur sans phrase noch lieber als jene undurchsichtige polizeiliche Revision, die sich der öffentlichen Discussion fast immer zu entziehen weiß und geheimnißvoll ihre Arbeit verrichtet.

Von demselben Gesichtspunkte aus hat auch der jüngere Dumas sogar für die Beibehaltung der Censur plaidirt:

„Die Censur ist unschädlich," sagt er. „Sie hat niemals ein Werk von wirklichem Verdienst unterdrücken oder entstellen können, weder den „Tartuffe" noch „Figaros Hochzeit", weder „Marion Delorme" noch den „Fils de Giboyer"; das Werk ist immer drüber, drunter oder durchgegangen. Die Regierungen bilden sich ein, daß sie dieser Einrichtung aus der guten, alten Zeit bedürfen; sie glauben, daß sie hinter dieser hölzernen Pallisade geschützt sind — lassen wir ihnen das Vergnügen! Die Gärtner bringen noch immer in den Obstbäumen alte Lappen an, um die Spatzen zu verscheuchen; das ist alter Brauch, der sie beruhigt; die Spatzen, die aber ganz genau wissen, daß das nichts als alte Lappen sind, lassen sich weiter nicht stören und picken das Obst an. Alle Welt ist zufrieden, und es kommt immer zur rechten Zeit Jemand vorüber, der den Gärtner auslacht. Lassen wir die Censur leben! Man gibt auf uns einen Flintenschuß ab, der Lauf springt, weil er schlecht ist, und die Kugel dringt in die Nase dessen, der auf uns angelegt hat. Und das soll nicht komisch sein? Nein, bewahren wir die Censur, wickeln wir sie in Baumwolle! Wäre sie nicht schon da, man müßte sie eigens erfinden! Wir können getrost gegen sie zetern und schreien, weil das den Lungen gut thut; aber im Grunde genommen dürfen wir ihr nicht gram sein, denn sie besorgt unsere Geschäfte besser als irgendwer. Sie gibt uns eine Art von Sicherheit und Bürgschaft; hat sie ihren Stempel aufgesetzt, so sind wir gedeckt und können uns aufs Ohr legen und schlafen. Die Censur hat das Stück erlaubt, also ist das Stück ungefährlich! Und wenn die Regierung dagegen etwas einzuwenden hat, so antworten wir: Das geht uns ja nichts an, wenden Sie sich gefällig an die Censur, die dazu da ist, nichts Gefahrvolles durchzulassen!"

Dumas argumentirt, daß die Censur niemals ein Meisterwerk habe unterdrücken können und daß schließlich deren Functionen ebenso unschädliche wie überflüssige sind. Gefährliche Stücke, so schließt er, werden nur dann geschrieben, wenn wirkliche Gefahren für die Gesellschaft vorhanden sind, und sind diese vorhanden, so werden sie nicht dadurch unschädlich gemacht, daß ein Stück, welches sich zum Ausdruck derselben macht, verboten wird. „Figaros Hochzeit," sagt er, „hat nicht das Königthum untergraben, sondern weil das alte Königthum untergraben war, ist „Figaros Hochzeit" geschrieben worden. Die Regierungen können nur dann gestürzt werden, wenn sie keine feste Grundlage mehr haben; und wenn wir von den Bäumen die Früchte abschütteln, so beweist das nicht, daß wir stark, sondern daß die Früchte gereift sind."

Mit einer Art von prophetischem Sinn weist Dumas, — als ob er das neueste Ereigniß von Stettin schon vor 10 Jahren errathen hätte, — auf die demüthigende Stellung hin, die den dramatischen Dichtern angewiesen wäre, wenn die officielle Censur abgeschafft und an deren Stelle die Polizeigewalt die Aufsicht über die Stücke üben würde, wie dies bei uns thatsächlich der Fall ist. „Der schlechteste Streich, den man gegen uns führen könnte," sagt er, „wäre die Unterdrückung der Censur. Tags darauf — und das wäre wahrhaft demüthigend — würden wir unter polizeilicher Aufsicht stehen; unsre Schauspielhäuser würden mit jedem andern öffentlichen Lokal auf dieselbe Stufe gestellt, und beim ersten Skandal würde der Kram geschlossen und die Waare mit Beschlag belegt werden. Aus dem Regen kämen wir in die Traufe, aus der Jurisdiction einer immer mehr oder minder wohlwollenden Behörde in die Willkür des Spitzels. Dann würdet ihr die gute alte Censur bedauern, die Censur mit ihrer Brille ohne Gläser und mit ihrer schlecht geschliffenen Scheere, die brave schläfrige Alte, der die wache Muse immer

Digitized by Google

leichtlich den Schlüssel entwendet, wenn sie einmal die Lust anwandelt, eine vergnügte Nacht außer dem Hause zuzubringen."

„Das Einfachste, Würdigste und Wünschenswertheste wäre natürlich die absolute Freiheit ohne irgend welche Einschränkung, wäre der Zuschauer als alleiniger Censor; aber das ist leider noch ein Traum."

Dumas hat vollkommen Recht, wenn er die Stellung der dramatischen Literatur unter die polizeiliche Aufsicht als das Demüthigendste bezeichnet, und aufs Aeußerste bekämpft; seine Vertheidigung der Censur aber ist doch mehr geistvoll als treffend. Mag in der Theorie die Wiedereinsetzung einer regelrechten Censurbehörde für dramatische Aufführungen als das Richtige bezeichnet werden; in der Art und Weise, wie die Censur während ihres Bestehens gehandhabt worden ist, wird er schwerlich Gründe für die Richtigkeit seiner Behauptungen finden, und die Praxis straft die Theorie Lügen.

Wollte man alle großen und kleinen Lächerlichkeiten, die unter der Herrschaft der Censur zu verzeichnen sind, alle Unbilligkeiten, Mißverständnisse und Chicanen aufzählen, — das Sündenregister würde unendlich sein.

Bisweilen sind die Streichungen und die Vorschläge zu Veränderungen von Seiten der Censur unglaublich komisch gewesen. „Tartuffe" wird verboten, schließlich aber durch Intervention des Königs zur Aufführung zugelassen; aber die Censur verlangt und erreicht, daß das Stück nicht mehr „Tartuffe" sondern „L'Imposteur", „Der scheinheilige Betrüger", wie es in der alten Hamburger Uebersetzung heißt, genannt wird. Auch der Held muß seinen Namen verändern, er heißt jetzt „Panulphe"; er darf nicht mehr das schwarze Costum, das an den Geistlichen erinnert, tragen, sondern es wird ihm auch ein weltliches Costum vorgeschrieben. Im Uebrigen bleibt Alles beim Alten und der Heuchler darf seine verwegenen Theorien über die Vereinbarkeit des Lasters mit der Frömmigkeit in derselben kühnen Sprache vortragen, wie der alte Tartuffe. Nur einige biblische Anklänge werden noch von der aufmerksamen Censur beseitigt. Während Molière dem Tartuffe die Worte in den Mund legt:

„O ciel, pardonne lui comme je lui pardonne" —

die Censur bemerkt da eine frevelhafte Travestirung der fünften Bitte des Vaterunsers — läßt die Censur ihn sagen:

„O ciel, pardonne lui la douleur qu'il me donne."

Bisweilen zeigt die Censur auch einen gewissen Witz, und gerade eine Stelle des „Tartuffe" ist ein neuer Beweis dafür. Bei der ersten Aufführung des „Tartuffe" nach dem Staatsstreich kam es im Theater zu einer lebhaften Demonstration nach den Versen des Gerichtsbeamten:

„Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude etc."

Bei diesem Verse, der allerdings wie eine beißende Satire auf Napoleon wirkte, auf den Ex-Präsidenten, der soeben den Eid auf die Verfassung etwas gewaltsam interpretirt hatte, brach das Parterre in ein stürmisches Hohngelächter aus. Die Censur erinnerte sich da, daß ihre Vorgängerin unter der großen Revolution jenen Vers bereits aus andern Gründen verändert hatte — die revolutionäre Censur wollte nicht, daß das Wort „Fürst" mit schmeichelhaften Prädicaten auf der Bühne genannt werde — und die bonapartistische Censur nahm die Lesart von 1793 wieder auf und ließ den Gerichtsbeamten sagen:

„Ils sont passés ces jours d'injustice et de fraude."

Bis in die neueste Zeit hat die Censur in Frankreich Unbegreifliches geleistet. Ich berufe mich da auf denselben Autor, der die Veranlassung zu diesem ganzen Aufsatz gegeben hat, auf Emile Augier.

Augier schildert die Verlegenheit der Censoren, denen es beim besten Willen nicht möglich ist, sofort das Schädliche vom Unschädlichen zu unterscheiden, und deren Verlegenheit durch das Gefühl der großen Verantwortlichkeit noch vermehrt wird. Er vergleicht sie mit den Posten, die beim Nebel Schildwacht stehen, Schritte hören, ohne die Personen zu erkennen, Wer da? rufen und wenn nicht sofort eine Antwort erfolgt, drauflosschießen.

Das Hauptmotiv, das zu dem Verbot bedenklich erscheinender Stücke führt, ist bekanntlich das: „Es ist gefahrvoll, der Gesellschaft das Vorhandensein geheimer Gebrechen durch die öffentliche Vorführung zu enthüllen."

Augier antwortet darauf: „Was sind geheime Gebrechen? Es sind die ewigen Laster, nichts weiter, gerade diejenigen, die das Lustspiel bekämpfen soll. Womit soll sich das Schauspiel sonst befassen? Etwa blos mit Trivialitäten? Und was heißt das: «geheime Gebrechen enthüllen?» Das Schauspiel soll nichts Anderes sein, als der Widerhall dessen, was in der Gesellschaft von Ohr zu Ohr geflüstert wird; es soll das unbestimmte Empfinden in einer künstlerischen Form festhalten, die instinctive Wahrnehmung der Gesellschaft zu einer offenbaren Beobachtung läutern. Der Zuschauer begreift nur Typen und Situationen, die er selbst kennt und nur diesen klatscht er Beifall; die ihm unbekannten leugnet er und pfeift sie aus."

„Und ist das eine Gefahr, daß ein Schauspiel dasjenige condensirt, was in der Luft herumschwirrt? Im Gegentheil, ein Uebel ist zur Hälfte geheilt, sobald man den Sitz, die Ursache und die Folgen festgestellt hat. Nikolaus Gogol schrieb ein Lustspiel über die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der russischen Verwaltung, das aus demselben Grunde, daß es gefährlich sei, derlei öffentlich zur Sprache zu bringen und zu enthüllen, von der Censur verboten wurde. Kaiser Nikolaus aber befahl die Aufführung des Stückes auf allen russischen Bühnen, weil er es für förderlich hielt, den schreienden Mißbrauch öffentlich zu brandmarken."

Wenn die Competenzen der Censur auch noch so scharf begrenzt werden, so ist dieselbe doch kaum im Stande, die ihr vorgeschriebenen Grenzen innezuhalten. Wird es dem Censor vorgeschrieben, lediglich zu prüfen, ob ein Stück unsittlich sei, die Schamhaftigkeit verletze, so ist ihm schon damit ein unbegrenzter Spielraum gegeben, in das Werk des Dichters einzugreifen. Unsittlich ist ein dehnbarer Begriff. Augier citirt einen Fall. Die Censur begnügt sich nicht mit Streichen, sie fügt auch hinzu oder gibt wenigstens gute Rathschläge; sie macht sich zum unerbetenen Mitarbeiter des Dichters. Die „Lionnes pauvres" wurden zunächst von der Censur verboten; es wurde dem Dichter jedoch mitgetheilt, daß unter gewissen Bedingungen das Verbot aufgehoben werden könnte, und eine dieser Bedingungen war — unglaublich aber wahr, Augier selbst berichtet darüber in der Vorrede zu dem genannten Stücke — daß Seraphine, die Schuldige, die Elende, welche durch ihre Putzsucht auf die niedrigste Stufe sinkt, in dem Stücke aber einstweilen noch nicht bestraft wird — nur die Perspective einer Strafe ist angedeutet — daß diese Seraphine bereits während des Stückes einen Denkzettel bekomme; und zwar wünschte die Censur, daß die Heldin von den Blattern befallen, entstellt werden sollte! „Ich hätte das Stück," schreibt Augier, „demnach «Ueber den Nutzen der Impfung» nennen können."

Was ist Sittlichkeit im Sinne eines Kunstwerkes, speziell eines Dramas? Soll das Laster allemal bestraft, die Tugend allemal gekrönt werden? Corneille sagt: „Die Nützlichkeit eines dramatischen Werkes zeigt sich in der unbefangenen und naiven Darstellung der Laster und der Tugenden, und diese Darstellung verfehlt, wenn sie gut und so scharf ausgeführt ist, daß man die Tugend nicht mit dem Laster verwechseln kann, ihre Wirkung niemals, die Tugend wird immer liebenswürdig sein, wenn sie auch unglücklich ist, und das Laster immer hassenswerth erscheinen, wenn es auch triumphirt. Die Alten haben sich daher sehr oft auf diese objective Darstellung beschränkt und sich nicht darum gekümmert, die guten Handlungen zu belohnen und die schlechten zu bestrafen."

In Deutschland brauchen wir nur daran zu erinnern, wie zwei Satiriker aus einer naheliegenden Zeit, wie Heine und Börne von der Censur verfolgt worden sind. Börne hat den „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" einen speziellen Aufsatz gewidmet, in dem er einige der wunderbarsten Fälle verzeichnet. Er kommt zu folgendem Resultate: „Censur!" ruft er aus. „Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nach-

Digitized by Google

denken — in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewundernswürdig und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt und nicht einmal dieses erlangt wird. Die Stillung des Durstes wird verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt; das Erhitzen wird gestattet, aber die Abkühlung verboten. Ein Geistesdruck wird geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auferlegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen."

Wenn auch die Censur bei uns und im Ausland wenig genützt und viel Unheil angerichtet hat, und wenn auch das Wort eines englischen Schriftstellers: „Die Censur quält die Spatzen und schont die Geier" das Wesen dieser traurigen Einrichtung, deren Wiederauferstehung kein vernünftiger Mensch wünschen kann, nur allzu richtig bezeichnet, so dürfen wir in Deutschland derselben doch nicht die Schuld für den niedrigen Stand unserer dramatischen Dichtung in die Schuhe schieben. Die Censur ist es nicht, die das frische Aufblühen unsres Theaters verhindert hat. Das hat Goethe schon sehr richtig herausgefühlt und mit trefflichen Worten ausgesprochen. In seinem Aufsatze „Deutsches Theater" sagt er*): „Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt. Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack .... Die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet."

Goethe führt nun aus, welchen Schaden Gottsched zunächst und sodann die Hamburger Pfarrer, Goeze besonders, dem aufkeimenden deutschen Theater zugefügt haben. „Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe, und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle ... Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten, und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten."

Endlich bezeichnet Goethe als Förderer und Stärker der Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters die drei gebildeten Schauspieler Ekhof, Schröder und Iffland, die vor Allen die Würdigkeit, das Wohlanständige anstrebten: „Dadurch nahm die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer auf dem Theater überhand .... Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne."

Im Obigen habe ich nur einige Bemerkungen über Theatercensur machen und den jetzigen Zustand als den unerquicklichsten bezeichnen wollen, ohne im mindesten für die Einführung der alten Censur zu plaidiren. Von der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit der Beseitigung einer jeden Präventivprüfung der Theaterstücke bin ich leider nicht vollkommen überzeugt; auf der andern Seite erscheinen mir das frühere und das jetzige System dieser Prüfung gleichermaßen unglücklich. Es wäre anspruchsvoll, an diese Kritik einen bestimmten Vorschlag zu knüpfen; aber vielleicht weist die in der Kammer schon gegebene Andeutung, eine Prüfungscommission zu bilden, wenigstens auf den rechten Weg, wenn auch das Ziel: die Gewährung derjenigen Bürgschaften, welche der Staat als oberster Hüter der öffentlichen Sittlichkeit beanspruchen darf, mit den Interessen und der Würde der Bühne in Einklang zu bringen, noch in weiter Ferne liegt.

Paul Lindau.

*) Hempel'sche Ausgabe. Band 28.

Lateinische Novellen.

Wenn man die große Zahl griechischer Romane betrachtet, welche theils vollständig erhalten, theils wenigstens in den Titeln uns bekannt sind, so wird man sich billig darüber wundern, daß das analoge römische Gebiet so spärlich angebaut worden ist. Der unübertreffliche Petronius hat keinen Nachfolger gefunden, denn Apulejus geht in der Hauptsache auf ein griechisches Vorbild zurück, ja er ist zum Theil nur Uebersetzer.

Petronius fällt gewissermaßen aus dem Rahmen der literarischen Entwickelung Roms heraus: er steht vereinzelt und vollkommen originell da. Das Element, woraus der griechische Roman, wie neuerdings nachgewiesen ist, hervorging, die hellenistische Liebespoesie, hat bei den Römern, zu denen es ja in zahlreichen Nachbildungen überging, keine prosaische Weiterbildung erfahren. Vielmehr schuf ein anderer Grundzug der römischen Literatur eine Unterhaltungsschriftstellerei, die zu den seltsamsten Erscheinungen ihrer Art gehört.

Wie stark das rhetorische Element bei den lateinischen Schriftstellern, Dichtern wie Prosaikern war, ist bekannt. Als mit dem Zurücktreten staatlicher Interessen die öffentliche Beredtsamkeit in ihren Lebensadern unterbunden wurde, warf sich dieses, wenn man so sagen darf, rednerische Bedürfniß auf die sogenannte Declamation, jene zur Uebung veranstalteten Schulreden, aus welchen uns eine bedeutende Sammlung von Kraftstellen pointirten Inhalts, origineller Erfindung und gewagter Combination erhalten ist, welche der früheren Kaiserzeit angehört. Außerdem aber sind unter dem Namen des Quintilian, natürlich aber aus erheblich späterer Zeit und von verschiedenen Verfassern herrührend, eine nicht geringe Zahl solcher Schulreden auf uns gekommen, die nichts sind, als in Form von Reden gekleidete Novellen. Daß dieselben bestimmt waren als Unterhaltungslecture zu dienen, läßt sich freilich nicht beweisen; aber ebenso wenig wie Julius an Lucinde aus einem andern Grunde einen Brief schreibt, als um dem Dichter eine schickliche Einkleidung des Romans zu geben, wird man beispielsweise glauben, daß folgender Inhalt einer jener Schulreden nun auch in einer wirklich gehaltenen Rede wäre entwickelt worden: „Ein Elternpaar hatte Zwillinge. Beide erkranken. Die Aerzte erklären die Krankheit für identisch, verzweifeln aber bis auf einen an der Heilung. Dieser versicherte einen von beiden heilen zu können, wenn er den andern seciren dürfe. Der Vater erlaubt es, der Arzt vollzieht die Section und rettet den Knaben. Die Mutter klagt ihren Gatten vor Gericht deswegen an."

Es zeigt sich hier bei den Römern dieselbe Erscheinung, die man auch sonst so vielfach beobachten kann: in einer Zeit, wo viele Briefe geschrieben werden, müssen die albernsten fingirten Briefe als Unterhaltungslecture dienen; nimmt die Geschichtsschreibung einen Anlauf, sogleich wimmelt es von historischen Romanen u. s. w. Wem aber die Fabeln dieser Declamationen doch gar zu albern erscheinen, der erwäge einmal, daß hierüber das Urtheil mit der Zeit sich sehr erheblich ändert. Wer würde es heute für möglich halten, daß im Jahre 1808 ein Roman mit folgendem Titel Leser gefunden hat: „Kakadaemon der Schreckliche, Pansalvin's und Miranda's Donnerkeil, Revisor der Menschenrechte, mit I Kupfer von Schule. 8. 1 Thlr. 8 gr." so zu lesen auf Seite 3 des Verzeichnisses von Romanen, die sich „theils durch schöne Form auszeichnen, theils eine Bedeutsamkeit des Inhaltes an sich tragen, der sie dem Publicum auch noch von einer andern Seite als blos der ästhetischen werth machen muß", hinter dem

Digitized by Google

dritten Bande der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe. — Ferner darf man nicht vergessen, daß ein Moment, wodurch die meisten Romane, griechische wie moderne, in späterer Zeit, wenn der Geschmack sich geändert hat und die rhetorische Einkleidung nicht mehr zusagt, so unerträglich langweilig erscheinen, diesen Lateinischen Novellen vollständig abgeht: es wird nie geheirathet und die Fabel dreht sich nie um die Liebe.

Wenn auch freilich der ästhetische Genuß, welchen diese sonderbare Literaturgattung gewährt, sehr unerheblich ist, so hat dieselbe dennoch durch viele der darin berührten Verhältnisse eine nicht ganz geringe Wichtigkeit für die Culturgeschichte der Kaiserzeit, ein Gesichtspunkt, der in neuerer Zeit wiederholt geltend gemacht worden ist. Am meisten ist dies der Fall bei dem sogenannten Gladiator. Man muß sich indessen durch die Inhaltsangabe, welche zum Verständniß des Ganzen unentbehrlich ist, nicht abschrecken lassen: „Zwei Nachbarn, ein armer und ein reicher, sind Feinde. Die Söhne derselben sind trotzdem Freunde. Der Sohn des Reichen geräth auf einer Reise in die Gewalt von Seeräubern, und bittet seinen Vater, ihn loszukaufen. Der Vater zögert damit. Da reist der Sohn des Armen ab, um den Freund zu suchen. Er findet ihn nicht mehr bei den Seeräubern, da diese ihn an einen Unternehmer von Gladiatorenspielen verkauft haben. Er kommt grade an dem Tage in die Stadt, wo der Freund ist, als das Festspiel gegeben werden soll. Er tritt an Stelle des Freundes als Gladiator ein und macht sich nur aus, daß der so Gerettete seinen Vater, der nun den Ernährer verliert, erhalten soll. Darauf wird er im Fechtspiele getödtet. Der andere kehrt in die Heimat zurück und wird von seinem Vater, dessen Feind er seinem Versprechen gemäß erhält, verstoßen. Deswegen verklagt er seinen Vater vor Gericht."

Im Folgenden soll versucht werden, den thatsächlichen Inhalt dieser Rede mit möglichst vollständiger Weglassung der nur phrasenhaften Zuthaten und da, wo die Deutlichkeit es erheischt, in freier Wiedergabe mitzutheilen.

„Von der frühesten Jugend an hatte uns jene kindliche Freundschaft verbunden, die alles Andere überdauert: zu jener Zeit waren unsere Väter entweder noch nicht mit einander verfeindet, oder ihr Haß blieb uns Knaben unbekannt. Als dann eine vollständige Entfremdung eintrat, blieb unsere Freundschaft bestehen, ja sie wurde inniger. Unser Nachbar hat offenbar die Absicht gehabt, sich mit uns zu versöhnen und so den Sohn uns gewissermaßen als Pfand künftigen Friedens gegeben. Auch habe ich nie bemerkt, daß mein Vater unsere Freundschaft übel vermerkte: ich umgab meinen Umgang mit dem Freunde niemals mit Geheimniß, und daß ich stets ein gehorsamer Sohn gewesen bin, das beweist mein ganzes Geschick: habe ich nicht auf Geheiß meines Vaters jenes Meer durchfahren, welches die Seeräuber unsicher machten? Mein Vater mag wichtige Gründe gehabt haben, mir die gefahrvolle Reise anzubefehlen, die er selbst zu unternehmen nicht im Stande war: seine Gründe waren mir unbekannt, aber ich habe nicht danach gefragt, da mir sein Wille genügte.

Glücklich sind die Seefahrer, welche nur die Stürme des Meeres, das Toben der empörten Fluth, den weißen Schaum der Brandung und die andern Gefahren der See zu bestehen haben! Ich Unseliger, der ich in die Hände von Barbaren fiel, beneide das Loos der Schiffbrüchigen: mit schweren Ketten belastet lag ich im Kerker. Eine einzige Hoffnung blieb mir in meinem Elend übrig: ich schrieb an meinen Vater und bat ihn mich loszukaufen. Bei Gott, ich schrieb nur an ihn: denn welchen Schatten hätte es auf die Liebe des Vaters geworfen, wenn ich, so lange er lebte, einen andern um Befreiung angefleht hätte? Konnte ich doch auf die einzige Stütze, die das Schicksal mir gelassen hatte, in jener Lage nicht rechnen, da mein Freund nicht die Mittel besaß um mich loszukaufen. Nicht genug kann ich die Freunde meines Vaters anklagen, welche ihn, als er abreisen wollte, zurückzuhalten versuchten! Dennoch wäre er trotz alles Abmahnens abgereist — und welcher Vater hätte für seinen Sohn nicht dasselbe gethan — wenn ihm mein Freund nicht zuvorgekommen wäre: ihn schreckten weder die Gefahren des Meeres noch die Furcht vor den überall herumschweifenden Seeräubern, ja nicht einmal das Beispiel meines Unglücks von seinem Vorhaben ab. Daß er dies that wundert mich nicht: aber niemals kann ich seinem Vater genug dafür danken, daß er den Sohn nicht zurückhielt. Ja, was der sparsame Alte für sein Alter zurückgelegt hatte, das verwandte er jetzt auf die Kosten der Reise: unseliger Greis, so hast du angefangen Mangel zu leiden!

Soll ich jetzt die Gefahren der Seereise schildern, welche der Freund unternahm? Allem setzte er sich aus, niemals schonte er sich, wie einer, der das eigene Leben gering achtet, mit unsäglicher Mühe suchte er mich, und dennoch kam er zu spät!

Schon, ihr Richter, war ich nicht mehr in der Gewalt der Seeräuber. Schon lebte ich als Rekrut in der Gladiatorenkaserne, verächtlicher und verachteter als der erbärmlichste Sklave! Mich nährte jene entsetzliche Kost, die kein Hunger erträglich machen kann, und während ich in dem verruchten Handwerk ausgebildet wurde, verlernte ich täglich mehr mein Ehrgefühl, um zuletzt das Einzige zu verlieren, was das Unglück mir gelassen hatte, das Gefühl meiner Ehre. Und doch ertrug ich alle diese Schrecken: so schwer ist es für sich selber zu sterben!

Der Tag des Gladiatorenspieles brach an. Das Volk strömte zusammen, um sich an uns, wie an einem Schauspiele zu weiden. Durch die Arena zogen wir, die dem Tode Geweihten, in dem festlichen Aufzuge, der unseren Tod bedeutete. Da saß in seiner Loge der Mann, der das Festspiel veranstaltet hatte, und dem unser Blut die Gunst des Volkes gewinnen sollte. Mich, der ich durch das Meer von dem Vaterlande getrennt war, kannte Niemand. Aber wenn man mich auch nicht wegen meiner früheren Lebensstellung und meiner Familie, Dinge, die ja Allen unbekannt waren, bemitleiden konnte, eins ließ mich so manchem Zuschauer bedauernswerth erscheinen, weil ich meinem Gegner nicht gewachsen, sondern viel schwächer schien als er: wurde ich doch als sicheres Opfer für den Tod in der Arena bestimmt. Billig hatte der Spielgeber mich gekauft: mein Tod war besiegelt.

Ueberall sah man Vorbereitungen des Mordes. Die Gladiatoren schärften ihre Schwerter, die Diener unseres Herren waren beschäftigt, Eisen glühend zu machen, um die zu prüfen, die im Kampfe etwa nur vorgeben sollten todt zu sein. Die Trompeten schmetterten den Todesmarsch und Leichenbahren für die Gefallenen wurden hereingetragen: ein Begräbniß für Lebende! Die Einbildungskraft stellte sich nichts vor als Wunden, Blut und das Röcheln des Todeskampfes.

Schwer ist es für Glückliche, sich eine richtige Vorstellung von dem Unglück zu machen: dennoch werdet ihr euch denken können, wie mir in jenem Augenblicke zu Muthe war. Denn die Natur will es so, daß gerade im schrecklichsten Unglücke den Geist eine wehmüthige Erinnerung an vergangenes Glück beschleicht. Ich gedachte des Glanzes meines Hauses, und wenn ich mir meine Erziehung, meine Familie, meine Freunde und alle jene andern Güter ins Gedächtniß zurückrief, die ich niemals wiedersehen sollte, dann schien es mir beim Herannahen des letzten Augenblickes, als ich mit den Waffen eines erbärmlichen Sklaven dastand und den schmachvollsten Tod erwartete, dennoch, als sei nichts schrecklicher als meine Unkenntniß in Betreff des Schicksales meines Vaters, von dem ich, weil er nicht gekommen war mich zu erlösen, fürchten mußte, er sei ebenso wie ich gefangen genommen worden. Alle meine Gedanken waren auf den Tod gerichtet, ich erwartete meinen Mörder: denn wie konnte der Ausgang zweifellos sein, da auch jener, der für mich nachher eintrat, und der doch stärker war als ich, gefallen ist?

Während ich so in Todesgedanken versunken und fast schon dem Leben entrückt dastand, erschien plötzlich der Freund. Ich erstarrte und ein kalter Schauer durchzuckte mich, als schaute ich einen körperlosen Geist. Unter Thränen umarmte er mich, und brachte nur das Wort heraus: „Ich habe genug gelebt." Als er mir aber den Grund seiner Reise gesagt hatte, da war es bei den Göttern nicht meine Schuld, daß ich meinem Vater erhalten blieb. Die Gladiatorenkaserne hatte mich nicht so verwildert, daß ich den Freund statt meiner wollte sterben lassen. Mein Un-

Digitized by Google

glück nahm ich jetzt als mein Recht in Anspruch, und während ich vorher nur gezwungen in den Kampf gegangen war, verlangte ich jetzt Gladiator zu bleiben. Aber nichts half all mein Sträuben. Ich wurde vor den Herren des Festspiels geführt, und mußte die Beschwörungen meines Freundes mit anhören, das Flehen, mit welchem er ebenso dringend verlangte kämpfen zu dürfen, wie ein anderer, entlassen zu werden. Man nimmt mir die Rüstung und die Waffen ab und legt sie jenem an, und mit dem Kämpfer, der mir vorher als Gegner bestimmt war, tritt er in die Reihe.

Erinnert mich nicht an die letzten Bitten meines Freundes, daß ich für seinen nun ganz verlassenen Vater sorgen möchte. Wir hatten keine Zeit mehr zu sprechen: durch die Oeffnung des Visirhelms küßte ich ihm zum letzten Mal. Der Kampf begann. Ihr könnt euch denken, mit welcher Angst und Spannung ich zuschaute. Unwillkürlich machte ich seine Körperbewegungen mit, vermied die ihm drohende Schwertspitze, und legte mich aus wie er. Schrecklich ist der Gedanke, daß sich jener Kampfesmuth nicht im Lager und bei kriegerischen Unternehmungen bewähren durfte, wo die wahre Tapferkeit allein den ihrer würdigen Lohn empfängt! Sein Ungestüm riß ihn fort, aber alle seine Versuche scheiterten an der Ruhe und schlauen Vorsicht seines Gegners, eines alten Fechters. Dennoch hätte ihn das Volk gewiß gern begnadigt, welches ja die Umstände mit angesehen hatte, unter welchen er in den Kampf eintrat; aber er wollte das Leben nicht haben, nachdem er die Ehre verloren hatte: ein gewesener Gladiator zu sein schien ihm schlimmer als der Tod. Deshalb bot er seinem Gegner eine Blöße dar und fiel stehend.

Unseliger Freund, was hast du durch deinen Tod erreicht? Ich soll gezwungen werden undankbar und wortbrüchig zu werden! Das ist ein schrecklicheres Loos als in die Hände von Räubern zu fallen, ja als der Aufenthalt in der Gladiatorenkaserne. Und dennoch gibt es für kein Verbrechen eine schwerere Strafe als diese Höhle, die schlimmer ist als die Gefängnisse der Sklaven. Hätte mein Vater dies gewußt, es ist unmöglich, daß er nicht eher als der Freund herbeigeeilt wäre, um mich zu erlösen. Unter Mordbrennern, Tempelschändern und Mördern mußte ich leben, in schimpflichem Kerker, in schmutziger Zelle. So tief war ich gesunken, daß der Vater mich, auch wenn ich Sieger geblieben wäre, als einen entehrten Menschen nicht hätte aufnehmen können. Und was bleibt mir nun übrig? Wie soll ich mein Versprechen erfüllen? Wenn ich nicht wortbrüchig werden will, werde ich mich als Gladiator verkaufen müssen, und mit meinem Kaufpreise den Vater des Freundes dem Elend entreißen."

F. Eyssenhardt.

Notizen.

Die Reaction naht mit starken Schritten heran. So hört man von allen Seiten sagen. Nachdem die Socialisten beseitigt, sollen andere Unzufriedene zwar nicht ausgewiesen, aber doch zum Schweigen gebracht werden. Novellen zum Preßgesetz und zum Strafcodex stehen für den nächsten Reichstag bevor. Heimatsrecht und Freizügigkeit haben sich nicht bewährt; sie müssen stark beschränkt werden. Wir haben uns die Jahre über mit der Vorstellung geirrt, daß das deutsche Volk reif für eine gemäßigte Freiheit wäre. Es war eine schöne Täuschung, und, was an liberalen Einrichtungen leichtsinnig aufgebaut wurde, muß möglichst rasch wieder verschwinden. Wollen die Nationalliberalen dabei mithelfen, so sind sie willkommen. Sonst wird ein anderer Reichstag Hülfe schaffen. Dergleichen und noch Schlimmeres wird erzählt und geglaubt. Daß ein solcher Plan existirt, unterliegt auch keinem Zweifel, und es fragt sich nur, ob er gelingen wird. Aehnliche Phänomene sind im Leben der Nationen nicht selten. Die Welle wird scheinbar rückläufig und der kurzsichtige Zuschauer sieht den Strom seinem Ursprung entgegentreiben. Aber die gesellschaftlichen Gesetze haben ihre Nothwendigkeit so gut wie die natürlichen. Der stärkste Wille, der ihnen widerstrebt, wird daran scheitern. Es mögen uns ein paar harte Jahre bevorstehen, und die politische Arbeit wird nichts weniger als erfreulich sein. Schließlich indessen wird der gesunde Menschenverstand den Sieg davontragen. Man wird wie aus einem bösen Traum erwachen und die Nachtgespenster mit einem kräftigen Ruck von sich schütteln. Um das vorher zu sehen, bedarf es keiner Prophetengabe. Einige Erfahrung und Besonnenheit in Verbindung mit dem unerschütterlichen Glauben an Deutschlands große Zukunft werden dafür ausreichen. Wenn die im Stillen präparirten Reactionsprojecte nur erst Gestalt annehmen und als Gesetzesvorlagen sich ans Licht wagen, haben sie schon die Hälfte ihrer ohnehin nur vorübergehenden Gefährlichkeit verloren. Geht es doch auf wirthschaftlichem Gebiet nicht anders. Man erwartete eine staatsökonomische Offenbarung und erhielt zu Weihnachten den bekannten widerspruchsvollen Essay des Herrn v. Varnbüler. Zwar wird ihm die hohe Gönnerschaft zahlreiche Anhänger verschaffen. Haben aber die Anschauungen des Reichskanzlers über Tarif und Schutzzoll, wie nachgewiesen, seit drei Jahren gewechselt, wer bürgt den Herren dafür, daß nicht nach kurzer Zeit ein neuer Umschwung die gegenwärtigen Rechnungen über den Haufen wirft? Der vielgepriesene Realismus hat es in Steuersachen auf Geld abgesehen, und ist das übertriebene Deficit irgendwie gedeckt, wozu bessere allgemeine Conjuncturen beitragen werden, dürften auch die Protectionisten bald wieder in Ungnade fallen. Gewissen Parteien im Ausland ist es nicht besser ergangen. Die Bonapartisten beispielsweise wissen davon zu erzählen. Jahre hindurch sonnten sie sich in der Gunst, die ihnen der bisherige Feind in Berlin vermeintlich zollte. Es sah zuweilen wirklich so aus, als würde eine napoleonische Restauration von deutscher Seite begünstigt. Die officiöse Presse, die zum Theil allerdings noch sonstige Gründe dazu haben mochte, folgte derselben Parole, und an anderweitigen Nachbetern war dann wie gewöhnlich kein Mangel. Man könnte dafür ganz erstaunliche Belege beibringen. Jetzt möge man in dem bekannten in Leipzig erschienenen Tagebuch, das so viel Lärm macht, nachlesen, wozu der Bonapartismus verwerthet wurde. Man übte damit den geeigneten Druck auf die französischen Republikaner aus, und als der exkaiserliche Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, hieß man ihn gehen. Wer sich aber damals geweigert, an solche unnatürliche Einverständnisse zu glauben und gelegentlich der Chislehurster Clique seine offenherzige, im Uebrigen seit den fünfziger Jahren unveränderte Meinung sagte, der kann jetzt mit einiger Genugthuung erkennen, wie der wirklich deutsche Regierungsgedanke, von den wechselnden Zeitungsbedürfnissen des Tages abgesehen, von vorn herein dieselben gesunden Anschauungen von dem Treiben und den Aussichten der schuldbeladenen Eugenie und ihres geistig wie körperlich schwächlichen Sprößlings hatte. Lange genug hat die bonapartistische Coterie ihr: Schwester Anna, siehst du nichts? ertönen lassen. Aber es war fort und fort nur der Staub, der in der Sonne wirbelte, sonst jedoch eitel Dunst. Die Republik befestigt sich in Frankreich und ihr geschmeidiger Botschafter in Berlin wird durch hiesige officiöse Communiques beruhigt, wenn einmal ein Pariser Oppositionsblatt von der Möglichkeit seiner Abberufung geschwatzt hat. Wer mag wissen, ob nicht am Schluß des Septennats Gambetta Präsident und Herr v. St. Vallier sein Minister des Auswärtigen sein wird. Gute Beziehungen zu Beiden zu unterhalten, könnte sich daher nützlich erweisen. Das fragliche Tagebuch aber, in welchem der oberflächliche Leser nur die allerdings sehr arge Medisance auf Kosten abwesender und gestorbener Personen, die sich nicht wehren können, gesehen hat, ist auch sonst historisch überaus lehrreich. Wird dadurch doch auch aufs Neue actenmäßig bewiesen, welche unglaubliche Aufmerksamkeit inmitten der Sorgen und Geschäfte des französischen Feldzuges sowie der Friedensverhandlungen unserer heimischen Presse gewidmet wurde. Die Leitung des öffentlichen Geistes wurde fast mit derselben wissenschaftlichen Sorgfalt wie die gleichzeitige des Heeres gepflegt. Wo aber ein solcher immerhin unwillkürlicher Respect vor der Volksmeinung vorhanden, da ist auch ein Bruch mit den freisinnigen Tendenzen der Nation auf die Dauer unmöglich. Und darum soll uns das Schreckgespenst der Reaction nicht mehr als nöthig bange machen.

Digitized by Google

Inserate.

3. vermehrte Auflage!
(2 starke Auflagen sind innerhalb eines Jahres vergriffen.)
Soeben erschien:
Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Eleg. geh. 4½ ℳ
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

In zweiter Auflage erschien soeben:
Platt-Land.
Roman in sechs Büchern
von
Friedrich Spielhagen.
3 Bände, brosch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.
Unser Vaterland.
In Wort und Bild geschildert
von den bedeutendsten Schriftstellern u. Künstlern
Deutschlands und Oesterreichs.
Erste Serie:
Die deutschen Alpen.
Wanderungen durch
Tirol und Vorarlberg, das bayerische Gebirge und Salzkammergut, Steiermark und Kärnten.
Unter Mitwirkung von L. v. Hörmann, A. v. Rauschenfels, P. K. Rosegger, K. v. Seyffertitz, L. Steub, K. Stieler, J. Zingerle
herausgegeben von
Herman v. Schmid.
Illustrirt von G. Closs, F. Defregger, W. Diez, A. Gabl, F. v. Paulinger, R. Püttner, Rath. Schmid, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner u. s. w.
ca. 50 Lieferungen in gr. Folioformat zum Preise von nur
75 Pfennigen.
☛ In Folge eines Druckfehlers ist in einer Besprechung des Werkes in dieser Wochenschrift der Preis der Lieferung mit 75 **Mark** statt 75 **Pfennigen** angegeben.
Stuttgart. Verlag von **Gebrüder Kröner.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.
Best. Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.
1 Sort. 25 St. 1.12 Sort. 60 ₰

½ Gross 3.60 ℳ
Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Die Gartenlaube
1 Mark 60 Pf.
beginnt im ersten Quartal mit der bereits angekündigten Erzählung „**Irrende Sterne**" von **Georg Horn**, der sich aus dem reichen Schatze unseres belletristischen und wissenschaftlichen Materials außer einer oder mehreren Novellen eine Reihe von Artikeln aus dem Leben der Zeit sowie zahlreiche unterhaltende und belehrende Aufsätze aller Art anschließen werden.
Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**
Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die
Weser-Zeitung
Tägliche Ausgabe
Morgens u. Abends erscheinend
35. Jahrgang.
Wochen-Ausgabe
Sonnabends erscheinend.
12. Jahrgang.
1879.
Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die „**Weser-Zeitung**" einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.
☛ Abonnementspreis ℳ 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.
Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.
Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe)
enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.
Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Schalk beginnt soeben ein neues Quartal und ein neues Abonnement. Preis 3 Mark 50 Pf. vierteljährlich. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Schalk bringt im kommenden Quartal Humoresken in Versen und Prosa von Wilhelm Jensen, Fr. Bodenstedt, Heinrich Kruse, Ernst Eckstein, Felix Dahn, A. von Winterfeld, Emil Jacobsen, G. von Amyntor u. v. A.

Schalk hat in seiner Mappe für das neue Jahr die drolligsten Bilder von Eduard Grützner, Paul Thumann, W. Camphausen, J. Kleinmichel, C. v. Grimm, Carl Gehrts, W. Simmler, Hugo Kauffmann u. v. A.

Schalk wird auch im neuen Quartal allen Freunden eines gesunden Humors, fröhlicher und gemüthvoller Laune, eines Witzes, der nie zur cynischen Satire wird, das Beste bringen, was deutsche Kunst und Dichtung vermag.

Schalk giebt sich die größte Mühe, immer weitere Gebiete unseres öffentlichen und unseres privaten Lebens in den Kreis seiner fröhlichen Erörterungen zu ziehen. Er will ein ächtes, heiteres Schalksblatt für Haus und Familie sein.

Schalk hat den Ehrgeiz, unserem deutschen Hause ein gern gesehener Freund zu werden. Unser Blatt wird der Familienvater ohne Bedenken auf den Tisch seines Hauses legen dürfen. Schalks Humor ist rein und gesund.

Schalk bittet Alle, die das Bedürfniß haben, in dieser Zeit einer politischen und sozialen Verstimmung neubelebende, herzerquickende Heiterkeit zu genießen und zu pflegen, seiner Fahne zu folgen.

Schalk wünscht sich deßhalb zahlreiche neue Freunde und Abonnements, die zu 3 M. 50 Pf. per Quartal alle Buchhandlungen und Postanstalten vermitteln.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 33.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 11. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kapital und Arbeit. Von ***. — Literatur und Kunst: Ein Abschied. (Byron an —) Von Gisbert Vincke. — Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold. — Emile Zola über den französischen Roman. Von Paul Lindau. I. — Aus den Llanos. Von Georg Gerland. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate

Kapital und Arbeit.

Von ***.

Wir haben es in der Politik erlebt, wir erleben es neuerdings wieder in den socialen Erörterungen — England bleibt trotz aller Schwächen seiner staatlichen und gesellschaftlichen Zustände dasjenige Land, auf welches die Freunde einer besonnenen Reform mit Vorliebe hinweisen. Denn die Eigenart dieses Volkes und seiner öffentlichen Gewohnheiten liefert uns das ermuthigende Beispiel einer im Ganzen friedlich fortschreitenden Entwicklung, die darum echt conservativ ist, weil in ihr das Alte stets neu, das Neue stets alt ist. Die Anerkennung der freundlich gesinnten Betrachter englischer Zustände wird nicht entkräftet sondern befestigt durch die bezeichnende Thatsache, daß die Männer auf den rechten und den linken Flügeln der Parteistellungen allezeit eine ausgesprochene oder instinctive Abneigung bewiesen haben gegen die Anrufung englischer Muster. Und am stärksten war diese Abneigung bei solchen Köpfen, die aus dem Radicalen in das Absolutistische umschlugen oder beide Momente in ihrem Widerwillen gegen das Mittelmaß durchführbarer Reformen, d. h. den Liberalismus im weitesten Sinne, vereinigten. Ein Typus dieser Ansicht in politischer Hinsicht ist niedergelegt in Buchers „Parlamentarismus wie er ist", von welchem Robert von Mohl sagt: „Die englischen Zustände sind keine ideellen, allein es heißt nur einer stumpfen Willkürherrschaft der Bureaukratie oder einer rohen Barbarei der Masse in die Hände arbeiten, wenn sie auf solche Weise in ihrem innersten Wesen falsch dargestellt und in ihren Wirkungen verleumdet werden." In den ökonomischen Fragen geht es heutzutage ganz ähnlich zu. Rechts und links liebt man es, und zwar mit derjenigen Klarheit und Unbefangenheit, welche die Unkenntniß gewährt, die socialen Zustände Englands theils überhaupt als lehrreiche Beispiele zurückzuweisen, theils als erfüllt mit dem Zündstoffe kommender Revolutionen zu bezeichnen, in welchen die von rechts Drohmittel gegen die mittleren Parteien, die von links ihre Zuversicht und Hoffnung sehn. Beide sind einig darin, daß die Hoffnung, es möchte auf den bisherigen friedlichen Bahnen gesetzlicher Reformen und socialer Selbsthülfe in England die dauernde Erledigung der socialen Conflicte gefunden werden, und die heimatlichen Wirrnisse möchten einen gleichen Verlauf in Zukunft nehmen, eine trügerische Erwartung sei. Die von rechts, die unbeugsamen Hüter der reinen Manchesterlehre, warnen vor solchen Concessionen an die arbeitenden Klassen und deren Parteien, wie sie in den englischen Vorgängen angedeutet sind, und widerlegen den socialen Segen der englischen Reformthätigkeit mit der Behauptung, daß die socialdemokratische Bewegung in England künftig sich erst noch entfalten solle. Die von links prophezeien unerschrocken weiter, wie sie seit lange prophezeit haben, und nachdem sich Engels mit seiner Voraussagung einer blutigen socialen Revolution vor bereits einem Menschenalter in dem Buche über „die Lage der arbeitenden Klassen Englands" als ein falscher Prophet erwiesen, hofft man unverdrossen auf den doch endlich nothwendigen Untergang der Welt des Kapitals.

Beide, wie es scheint, in empfindlichem Widerspruche mit den Thatsachen. Denn glücklicherweise ist in den heutigen englischen Zuständen von Tage zu Tage immer weniger ein Anzeichen socialer Revolutionen, die da kommen sollen, zu entdecken. Immer weniger Neigung bekunden die arbeitenden Klassen Englands, den „großen Fragen" des gesellschaftlichen Lebens auf den Grund zu gehen, immer gleichgültiger werden sie für Alles, was nicht den besondern, positiven Bedürfnissen ihrer gegenwärtigen Lage abzuhelfen geeignet ist; mit einem Worte, sie bekunden ein Maß von Beschränktheit, welches in der praktischen Politik und socialen Reform der Weisheit Anfang ist, so sehr es in der Wissenschaft der Weisheit Ende sein mag. Die englische Arbeiterbewegung, so wie sie seit mehreren Jahrzehnten sich entfaltet hat, mag immerhin der Geringschätzung eines Karl Marx sich erfreuen, welcher sie mit ihrem gänzlichen Mangel an „revolutionärem Blute" verhöhnt. Wir in Deutschland haben jetzt wohl mehr als jemals Grund, England zu beneiden um diese Beschränktheit; so viel steht fest, wir werden von keinem civilisirten Volke beneidet um die „principielle Tiefe", um die auf die Grundfragen gehende Entschiedenheit unsrer socialdemokratischen Bewegung. Diese principielle Tiefe ist als Programm praktischer Politik entweder eine Narrheit oder ein Unglück, oder beides auf einmal. Auch ist es eine glückliche Wendung, wenn selbst in Frankreich, wie es nach den Kundgebungen der letzten Arbeitercongresse der Fall zu sein scheint, von der revolutionären Richtung, von dem Wahne eines das Wirthschaftsleben souverän umgestaltenden Staates, immer mehr abgelenkt wird, wenn der Nothwendigkeit friedlicher Reformen auf dem gegebenen Boden des Bestehenden immer mehr die Gemüther aufgeschlossen werden. Es ist dort immer noch an sanguinischen Träumen, an oratorischen Phrasen genug geblieben, aber man hat wenigstens die Meinung aufgegeben, daß die Gesellschaft ein Stoff sei, den man nur nach dem rechten Recepte zu formen habe, um einen vollkommen befriedigenden Zustand für Alle herbeizuführen. Man lese die Reden zum französischen Arbeitercongresse, welche im verflossenen Jahre die drei „Bürger" Laporte, Magnin und Finance, der erste ein Mechaniker, der zweite ein Schreiner, der dritte ein Anstreicher, alle drei Anhänger der Comtistischen Philosophensecte, gehalten haben und vergleiche sie mit den

Digitized by Google

Reichstagsreden selbst der Gemäßigtsten der deutschen Socialdemokraten. Jene sind auch Schüler philosophischer Meister, sie bringen auch ihre socialen Aufgaben in Zusammenhang mit den allgemeinsten Fragen des Menschenlebens; doch in wohlgesetzter Rede behaupten sie: „Wir sind nicht weniger als andere Leute durchdrungen von den gegenwärtigen Unvollkommenheiten unserer Lage, aber bei dem Wunsche der Vermeidung neuer socialer Krisen ziehen wir die friedlichen, beständigen, langsamen aber sichern Aenderungen den gefährlichen Agitationen vor, welche mit Unrecht als Action bezeichnet werden und am Ende nur Entmuthigung und Verzweiflung erzeugen" (Le Positivisme au Congrès ouvrier, Paris 1877). Und mit diesen Aeußerungen einer einzelnen Richtung unter den französischen Arbeitern*) nehme man zusammen den in der Hauptsache gleichartigen Charakter der meisten andern Arbeiterdelegirten, wie ihn ein englischer Beurtheiler des diesjährigen Congresses, Frederik Harrison, neulich in der Fortnightly Review geschildert hat. Jemehr sich die Ansichten klären in der französischen Bewegung, jemehr eine positiv eingreifende, auf praktische Reformen gerichtete Thätigkeit derselben sich herausarbeitet aus allgemeinen Wünschen und schönen Reden, um so mehr wird auch diese Bewegung den nüchtern praktischen Ton annehmen, welcher bei aller Verschiedenheit nationaler Art und Anmuth in der französischen Werkstatt seine Heimat hat gleichwie in England. Nur daß in den Vorgängen des öffentlichen Lebens Englands man viel früher gelernt hat, die Zweckmäßigkeit der Behandlung privater Aufgaben aus dem einzelnen Hause hinauszutragen in die Arbeit an gemeinsamen Angelegenheiten. Die Aufgabe ist die gleiche für die deutsche Bewegung: was das neue Socialistengesetz nützen oder schaden mag, es ist einerlei — der Stolz auf die principielle Tiefe der deutschen Socialdemokratie muß erst gründlich überwunden sein in unsrer Arbeiterbewegung, ehe etwas Gutes von derselben zu erwarten ist.

In solchem Sinne möchten wir heute hindeuten auf eine neue Kundgebung aus englischen Arbeiterkreisen, eine größere Schrift von George Howell mit dem Titel: „Die Conflicte zwischen Kapital und Arbeit, historisch und ökonomisch betrachtet, eine Geschichte und Kritik der Trade-Unions (Gewerk-Vereine) von Großbritannien u. s. w." (London, Chatto & Windus 1878). Der Verfasser ist einer jener achtbaren „self made men" aus englischen Arbeiterkreisen, die seit Jahren an der Spitze der englischen Arbeiterbewegung stehen und Hand in Hand mit wohlgesinnten Arbeiterfreunden aus der Klasse der Fabrikanten, Grundbesitzer, Gelehrten, Advokaten, im Sinne vernünftiger Reformen die Agitation leiten. Howell ist Jahre lang der ständige Secretär des von dem Congresse der englischen Gewerkvereine niedergesetzten sog. parlamentarischen Comités gewesen, das aus Gewerkvereinsführern und Arbeiterfreunden bestand und zur Aufgabe hatte, die gesetzlichen Maßregeln zur Reform des bestehenden Arbeiterrechts anzuregen, vorzubereiten, durch Agitation im Lande und durch Fühlung mit Mitgliedern des Parlaments dafür zu wirken. Diese besondere Agitation gleichwie die ganze Arbeiterbewegung, zu deren Führern Howell gehört, findet ihren Mittelpunkt in der Organisation der Trade-Unions, eine Darstellung der letzteren ist daher eine Darstellung des Kernes der heutigen englischen Arbeiterbewegung, oder umgekehrt, wer die englische Arbeiterbewegung der Gegenwart darstellen will, muß in erster Reihe diese Organisation behandeln. Dies ist wiederholt und auch von deutscher Seite geschehen. Die vorliegende Arbeit hat im Verhältnisse zu ihren Vorgängern nur die eigenthümliche Bedeutung, daß zum ersten Male in systematischer Weise von der Hand eines Arbeiterführers eine objective Darstellung vorgenommen wird, nachdem in der periodischen Presse, in Wochenblättern und Reviews, eine Menge einzelner Aufsätze von dieser Seite veröffentlicht worden, so namentlich in dem Arbeiter-Parteiblatte „Beehive" (neuerdings „Industrial Review"). Durch die Stellung des Verfassers und durch seine repräsentative Qualität hat die Schrift also einen mindestens thatsächlich instructiven Werth, eine urkundliche Bedeutung. Und wie man in englischen Arbeiterversammlungen findet, daß sie das jeweilige Mitglied des Parlaments, wenn es die Versammlung besucht, zum Vorsitzenden machen, selbst da, wo die Wünsche der Versammlung von den Ansichten des Vorsitzenden erheblich abweichen, — in derselben loyalen (unsre Socialdemokraten würden sagen: servilen) Gesinnung ist das neue Buch Howells dem Mitgliede des Unterhauses, Samuel Morley, gewidmet, als einem „großen Unternehmer und einem Manne, der zu allen Zeiten den tiefsten Antheil genommen hat an allen Fragen, welche die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen angehen in politischer, socialer und moralischer Hinsicht".

Ja, die Pall Mall Gazette — das Blatt, welches bekanntlich in erster Reihe darauf Anspruch erhebt, von Gentlemen für Gentlemen geschrieben zu sein — bezeichnet das vorliegende Buch als einen erfolgreichen Versuch, das Werk der Trade-Unions in der Vergangenheit und ihre Ziele in der Zukunft vom Arbeiterstandpunkte in correcter Weise dem Publikum vorzuführen. Wer nun freilich hartnäckig bei der Ueberzeugung bleibt, daß dennoch diese Art von Arbeitern und Arbeiterführern „Socialisten" sind wie die andern alle, ob deutsche Socialdemokraten, französische Positivisten oder englische Gewerkvereinsmänner, deshalb weil sie allzumal nicht dem reinen Dogma der Manchesterlehre anhangen, daß sie also Socialisten sind wie die ganze neue Wissenschaft der Nationalökonomie — der mag unbekehrbar bleiben. Inzwischen will es denn doch scheinen, als ob der Rückgang des Einflusses solcher Thorheiten sich immer entschiedener Bahn bricht und seine Zurechtweisung findet sogar an solchen Stellen wohin er dirigirt wird (Vgl. Norddeutsche Allg. Ztg. vom 25. Oct.). Wer ohne diese Voreingenommenheiten die Dinge ansieht, der muß unsres Erachtens in den englischen Vorgängen dasjenige erkennen, was unsrer deutschen Arbeiterbewegung vor allen Dingen fehlt und was sie daher zu erreichen hat — Gesetzlichkeit, Selbstbeschränkung, Nüchternheit, Friedfertigkeit, und eine gemeinsame nationale Verantwortlichkeit Hand in Hand mit den besitzenden Klassen.

Die englischen Trade-Unions (zu deutsch gewöhnlich Gewerkvereine genannt) sind in ihrem Wesen freiwillige Associationen der Arbeiter zur gegenseitigen Unterstützung behufs Erlangung und Behauptung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen. In diesem allgemeinen und fundamentalen Zwecke sind alle besonderen Bestrebungen eingeschlossen, wie: Steigerung der Löhne oder Widerstand gegen Erniedrigung derselben, Verminderung der Arbeitszeit oder Widerstand gegen Versuche zur Verlängerung derselben, ferner Art der Beschäftigung, Lohnzahlung, Kündigung u. dgl. m. Aber über diesen Zweck gehn sie vielfach hinaus und erstrecken sich fast auf alle die Beziehungen, welche das tägliche Wohlbefinden des Arbeiters angehn: — als eine der bedeutendsten Leistungen, die namentlich in diesen letzten Zeiten der industriellen Erschlaffung von hohem Werthe ist, muß hervorgehoben werden die Aushülfe, welche die Gewerkvereine gewähren für die Fälle der Arbeitslosigkeit in Folge von Arbeitsmangel. Tausende von Familien werden hier, statt der Armenpflege der Gemeinden zur Last zu fallen, aus den gemeinsamen Fonds ihrer Genossenschaften erhalten und vor dem Herabsinken zum Pauperismus bewahrt. Die ansehnlichen Summen, welche hierfür ausgegeben worden sind, beweisen, daß diese Vereine höhere und edlere Zwecke verfolgen als die Hervorrufung von Arbeitseinstellungen, wie oft behauptet wird. Blos in den beiden Jahren 1875 und 1876 zahlten dafür folgende Gewerkvereine:

*) Neulich ging durch die Zeitungen ein Bericht über den Pariser Proceß gegen die 39 „Socialisten", welche trotz des Verbots der Behörde einen Arbeitercongreß auf den 5. Sept. veranstaltet hatten; unter diesen „Socialisten" war der oben erwähnte Finance in erster Reihe angeklagt. Man sieht, daß die Bezeichnung eines also gesinnten Mannes als „Socialisten" diesem Worte einen sehr weiten Sinn unterschiebt, leider mit der Folge, auch die Thatsachen zu entstellen.

Digitized by Google

Die Maschinenbauer	77,000	Pfund	Strl.
Die Eisengießer	29,000	„	„
Die Kesselmacher	37,000	„	„
Die Zimmerleute	6,000	„	„

und in dem letzten Jahrzehnt (1867—76) haben die vier Vereine (welche die Elite der englischen Gewerkvereine bilden) gezahlt zusammen 580,000 Pfd. Strl., wovon die Maschinenbauer allein 357,000 Pfd. und diese letztern seit ihrem Bestehen als Gesellschaft, d. h. seit 1851, nicht weniger als 560,000 Pfd., was einer Summe von dreizehn und ein halb Millionen Mark entspricht.

Dieser Unterstützungsfond für die Zeiten der Krisen und der Arbeitslosigkeit (out-of-work-fund oder „donation") ist ganz verschieden von den Zahlungen während der von der Gesellschaft gebilligten Arbeitseinstellungen, obschon das oft mit einander zusammengeworfen wird.

Jedes Gewerbe hat seinen eigenen Gewerkverein und alle oder fast alle sind ursprünglich lokal und sind es zum Theil heute noch; erst neuerdings ist die Tendenz allgemein in den Vordergrund getreten, die lokalen Körperschaften je eines gemeinsamen Gewerkes zu vereinigen, um die Kraft gemeinsamer Wirksamkeit und gegenseitiger Unterstützung zu erhöhen. Am Anfange des Jahres 1877 gab es 16 Vereine mit 2723 Zweigvereinen, 208,318 Mitgliedern, einem jährlichen Einkommen von 377,772 Pfd. Strl. und einem verfügbaren Jahresüberschusse von 603,064 Pfd. Daneben eine nicht centralisirte, sondern nach föderalistischen Grundsätzen geeinigte große Gesellschaft mit selbstständigen Lokalvereinen, die nationale Gesellschaft der Bergleute mit 90,000 Mitgliedern insgesammt. Ja, ganz neuerdings die merkwürdigste Erscheinung von dem rapidesten und großartigsten Wachsthume ist die erst im Jahre 1872 gebildete Union der ländlichen Arbeiter, bestehend aus drei unabhängigen Gesellschaften mit zusammen 75,000 Mitgliedern. Dann haben neuerdings die Eisenbahnbediensteten einen Verein gegründet, der bereits 200 Zweige und 13,440 Mitglieder umfaßt.

Jedoch selbst diese Zahlen gehen nur eine schwache Vorstellung von der Ausdehnung, Macht und Wichtigkeit dieser großen socialen Gewalt und ihrer Verzweigungen über das ganze Land. Es gibt kaum eine Stadt in Großbritannien, wo nicht zahlreiche Vereine existiren, die sich um die verschiedenen Hauptsitze der Industrie gruppiren. Nicht ein einziges Gewerbe, dessen Namen man jemals gehört hat, ist ohne seinen Gewerkverein und so manche Namen bezeichnen Gewerbe, die das Publikum gar nicht kennt. Man kann die Gesammtzahl der in Großbritannien also vereinigten Arbeiter auf eine und eine viertel Million veranschlagen, wovon etwa eine Million bei dem jährlich wiederkehrenden Gewerkvereins-Congresse der Delegirten repräsentirt zu sein pflegen. Und für alle praktischen Zwecke stellen diese Gesellschaften die Kraft der ganzen Masse gelernter Arbeiter des Landes vor; sie sind namentlich in den letzten zwanzig Jahren beständig gewachsen in Zahl, Einkommen, Ausdehnung und Festigkeit ihrer Organisation, so daß jetzt die Blüthe der arbeitenden Bevölkerung in ihnen enthalten ist. Es ist heute eine große sociale und politische Macht, die, wie sie kürzlich die Beseitigung der letzten Beschwerden über die Gesetzgebung durchgesetzt hat, so durch ihre thatsächliche Bedeutung die Anerkennung fordert, daß in ihr die beste Kraft der arbeitenden Klassen thätig ist. Eine Kraft, die um so tiefere Quellen hat, weil sie auf moralischen Factoren, persönlicher Hingebung, echt genossenschaftlichem Sinne und Opfermuth beruht und nicht blos auf rechnerischen Grundsätzen gegenseitiger Versicherung. Neben den regelmäßigen Beiträgen stehen sie jeweilen für besondere Zwecke mit außerordentlichen Erhebungen ein, sei es für näher, sei es für ferner liegende Aufgaben hülfreichen Beistandes. Eine negative Stärke liegt ferner darin, daß sie sich zum großen Theile — als gewerbliche Verbände — mit Politik und Religion nicht beschäftigen, dieses vielmehr als private Angelegenheit den verschiedenen Mitgliedern je nach deren persönlichen Neigungen und Ansichten überlassen. Nur ausnahmsweise ist man aus besonderen Anlässen von diesem Grundsatze abgewichen, so bei der Aufhebung der englischen Kornzölle — was freilich eine naheliegende Magenfrage für sie war —; oder bei dem Secessionskriege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — was vielmehr ein ideales Interesse der Theilnahme der freien Arbeiter gegen die Sklavenarbeit war (im Gegensatz zu dem englischen Respectability, dessen reale Interessen auf die andere Seite zu weisen schienen). Wenn dann ferner die Trade-Unions bei der Agitation für Wahlreform, die endlich im Jahre 1867 durchdrang, einen lebhaften Antheil nahmen, so stand hier in erster Reihe die Ueberzeugung, es werde vermöge der Wahlreform die Beseitigung der gesetzlichen Härten wider sie erleichtert werden, und die Gesetzgebung des seitdem verflossenen Jahrzehnts hat diese Erwartung bestätigt.

Daraus ist nun freilich nicht zu entnehmen, die englischen Arbeiter würden durch die Trade-Unions für ihre rein wirthschaftlichen Zwecke organisirt und blieben für ihre politischen Bestrebungen von denselben völlig unbeeinflußt, derart daß die Einen das gehorsame Stimmvieh des Lord Soundso, die Andern die Clientel des Honourable Soundso sind. Wenn dergleichen, bei der Neuheit der Arbeiterwahlrechte in England, wirklich theilweise noch der Fall sein sollte, so ist das jedenfalls nicht die Meinung der an der Spitze der Gewerkvereine stehenden Arbeiterführer. Auch geht deren offenbares Bestreben auf die Beseitigung derartiger Unselbstständigkeit. Was sie wollen, ist die politische Theilnahme der Arbeiter an den Vorgängen und Handlungen des öffentlichen Lebens, an Gemeinde, Parlament, Abstimmung, Wahl, Presse, insoweit und in der Richtung, wie es die Arbeiterinteressen wünschenswerth erscheinen lassen. Sie sind daher ausdrücklich bestrebt, theils solche Männer ins Parlament zu bringen, die derartigen Wünschen Befriedigung versprechen, theils sogar ihre eigenen Arbeiterführer zu wählen als den treffendsten Ausdruck dieser Befriedigung. So wurde im Jahre 1873 eine Reihe von Workingmen's-Candidaten aufgestellt, von denen allerdings nur zwei (Macdonald und Burt, beide Führer der Bergleute im Norden) durchdrangen. Also eine Interessenvertretung strebt man an, so gut wie andere Parteien, und wenn dies auch kein sonderlich erhabener Standpunkt ist, so ist er doch bei der Beschränkung auf vernünftig begrenzte gesetzgeberische Aufgaben nicht nur gefahrlos, sondern auch nützlich für die energischere Geltendmachung von Ansprüchen, die lange zu sehr hintangesetzt worden sind und bei dem Vorwalten der besitzenden Klassen und ihrer Interessen im Parlament immer wieder der Gefahr der Vernachlässigung ausgesetzt sind.

Es ist dann ferner naheliegend, daß die — nicht specifisch die Interessen der Arbeit angehenden — allgemeinen politischen Ansichten der Arbeiterführer und der Arbeiter einem nüchternen englischen Radicalismus zuneigen, der sich ziemlich weit entfernt von dem historischen englischen Staatswesen. Sie sind Engländer, d. h. sie haben ein gut Stück Blei im Leibe, aber ihre politischen Ideen sind stark beeinflußt von den allgemeinen demokratischen Principien des Jahrhunderts, und ihre Ideale liegen vielmehr in diesen als in dem historischen Selfgovernment, in Kirche und Staat, in Königthum und Parlament. Ein als kundig bezeichneter Schriftsteller aus Arbeiterkreisen, der im Jahre 1873 ein Buch unter dem Titel „Our New Masters" veröffentlichte, Thomas Wright, behauptete das Vorherrschen der republikanischen Gesinnung in englischen Arbeiterkreisen. Aber es ist sicher, daß dies eine abstracte Thatsache ist, welche positiv eingreifen könnte in die politische Bewegung Englands erst unter dem Einflusse besonderer großer Bewegungen des nationalen Lebens. Und namentlich ist gewiß, daß die englischen Gewerkvereine nicht die Absicht hegen oder begünstigen, die englische Verfassung in ihren Fundamenten zu erschüttern, ebenso wenig wie sie die Fundamente der heutigen socialen Ordnung in Frage stellen oder nur erörtern.

Dank den Bewegungen und Agitationen der letzten zehn Jahre für Reform der Arbeitergesetzgebung haben gegenwärtig die englischen Gewerkvereine durchgesetzt, daß sie den gleichen

Digitized by Google

gesetzlichen Schutz erhalten haben wie andre Corporationen. Bis ganz vor kurzem waren sie mit ihrem Vermögen gänzlich ohne gesetzlichen Schutz, freilich mit dem bewundernswerthen Erfolge, daß im Verhältnisse zu dieser so zu sagen vom Gesetze ausgesteckten Verlockung wegen Straflosigkeit, nur seltene Fälle von Unterschlagung vorkamen. Wenn man die Anzahl derartiger Vorkommnisse vergleicht mit dem, was in den gewöhnlichen Versicherungsgesellschaften und Actiengesellschaften an Betrügereien und Diebstählen vorfällt, so ist dieselbe überraschend klein.

Die Gehalte, welche an die leitenden Personen selbst der wohlhabendsten Vereine gezahlt werden, sind äußerst mäßig, ja in vielen Fällen knickerig, obwohl man oft, im Widerspruche mit der Wahrheit, den Führern hohe Gehalte als Vorwurf und als Grund ihrer Thätigkeit entgegengehalten hat. Sie sind sehr mäßig, wenn man sie vergleicht nicht nur mit den entsprechenden Stellungen von Actiengesellschaften, sondern auch mit den Gehalten bei wohlthätigen Anstalten. Abgesehen von den obersten Beamten zweier reicher Gesellschaften, die einen Gehalt von 200 bis 230 Pfd. zahlen (letzteren die Maschinenbauer), zahlen für den gleichen Posten alle andern, auch die größten und wohlhabendsten, höchstens 160 Pfd. St. jährlich, d. h. für eine beständige angestrengte Thätigkeit eines der talentvollsten Männer im ganzen Gewerbe schwerlich so viel, wie irgend ein City-Clerk in irgend einer mäßigen Vertrauensstellung empfängt. Den bescheidenen Gehalten solcher ersten Beamten, die oft ergraut sind in ihrem Dienste, entsprechen die geringen Löhne der kleineren Stellen von lokalem oder untergeordnetem oder temporärem Charakter.

Es ist hier nun nicht möglich, auf das Einzelne der gewerkvereinlichen Organisation, ihrer Wirksamkeit, ihrer Ziele einzugehen, wie sie Howell lebendig und deutlich in seiner neuen Schrift erörtert. Wir müssen vielmehr auf das Buch selber verweisen, können auch nur andeutend bemerken, wie an dieser Stelle abermals sich wiederholt, was leider zu oft schon geschehen ist und gleich einem festgewurzelten Irrthum dazustehen scheint, — das relativ begründete Vorurtheil oder Mißtrauen der arbeitenden Klassen Englands gegen die (englische) politische Oekonomie. Wenn es nämlich in England seit der Zeit der klassischen Meister, d. h. jetzt ein halb Jahrhundert lang, zwar nicht an Popularisirung und populären Reden über die „political economy“ gefehlt hat, so ist die Verknöcherung dieser Wissenschaft zu einer Art Orthodoxie und, was schlimmer ist, zu einer Orthodoxie im Dienst der kapitalistischen Respectability, um so bemerkbarer gewesen, weil unbefangene Forschung, interesselose auf Principien gehende, methodische, streng arbeitende Wissenschaft mehr und mehr zurückgetreten ist vor dem Lärm der praktischen Interessen des Wirthschaftslebens. Einzelne tröstliche Ausnahmen haben diesen Gang der Dinge nicht aufhalten können. Diese popularisirte Quasi-Wissenschaft, bei der das Weiterdenken an demjenigen Punkte aufhörte, an welchem die gegebenen Interessen begannen, hat sich seit der manchesterlichen Bewegung und deren Erfolgen für die Handelsfreiheit über alle Maßen breit gemacht; sie hat namentlich — immer im Namen der „Wissenschaft“ überhaupt — der Bewegung der arbeitenden Klassen und deren loyalen und gemäßigten Bestrebungen um Verbesserung ihrer Lohnbedingungen als unerschütterliche Gesetze die seichtesten Schlagworte entgegengehalten, um zu beweisen, daß diese (an sich höchst achtbaren und vernünftigen) Bemühungen hoffnungslos seien. Die Arbeiter ihrerseits waren lange nicht — erst ganz neuerdings scheint es zu dämmern — im Stande zu übersehen, daß diese angemaßte Wortführerschaft einer immerhin einflußreichen Coterie von Fabrikanten, Rentnern, Parlamentsmännern und Bankiers, schwerlich mit der Wissenschaft identisch sein könne, und selbst wenn vor ihrem Geräusche in England eine wirklich wissenschaftliche Stimme schwer zu Worte kommen konnte, daß es noch andre Länder gibt, wo diese Wissenschaft nicht so herunter gekommen ist, daß sie lediglich ein Geschäftsartikel für emeritirte Börsenspeculanten und andre an der socialen Kritiklosigkeit dringend interessirte Leute geworden. Endlich, wie gesagt, fängt das auch in England zu dämmern an und man wird nur mit der sogenannten Wissenschaft, nicht mit der Wissenschaft überhaupt hadern können. Und so wird man finden, daß die theilweise anstößigsten Lehrsätze jener Afterweisheit, wie die „Lohnfondstheorie“, in Deutschland vor einem halben Jahrhundert bereits widerlegt sind, während sie in England erst heute zu weichen beginnen.

Aus dem Einzelnen der Gewerkvereins-Organisation aber sei hier namentlich hingewiesen auf das Kapitel über die Lehrlingschaft und die technische Heranbildung, wegen des unmittelbar nahen Bezuges auf gegenwärtige Bestrebungen im deutschen Reiche. Dasselbe ist wichtig, einmal weil es an vergangenen und überwundenen Zuständen des englischen Gewerbes dasjenige schildert, was wir heute haben und worüber sich allgemein Klage vernehmen läßt, und zweitens weil es zugleich an dem, was heute bereits in England besteht, einen Weg der Reform in praktischen Vorgängen zeigt. An die Stelle des alten Handwerks, in welchem der Lehrbursche beim Meister im Hause die (siebenjährige) Lehrzeit abdiente, trat in England zu seiner Zeit, aber wesentlich früher als bei uns, die Epoche des großindustriellen Betriebes. Dampfkraft, Maschinen, großes Kapital schufen den modernen Unternehmer, welcher auf die alten Handwerksmeister folgte, der aber in dem Gewerbe, das er betrieb, selber nicht arbeitete, oft nicht zu arbeiten verstand. Ihm entsprach eine größere Zahl von Lohnarbeitern unter der Aufsicht eines Aufsehers oder Mittelmannes; Unternehmer und Arbeiter kannten sich kaum. Unter diesen Umständen ward das Verhältniß des Lehrlings allmählich ein völlig anderes als früher, zuletzt wurde er ein bloßer junger Arbeiter mit geringerem Lohne als die erwachsenen Arbeiter; Niemand hatte die Verpflichtung ihn zu unterweisen und er mußte zusehen, wie er etwas lernte. Nun strömten wegen der Wohlfeilheit immer mehr Jungen in die Fabriken und verdrängten immer mehr die Arbeit der Erwachsenen — unter begünstigenden Umständen der Technik (so bei der Baumwollindustrie) trat gradezu Frauen- und Kinderarbeit an Stelle der Männerarbeit und der Unterhalt der Familie wurde auf den Kopf gestellt. Je mehr dieser widernatürliche Zustand einriß, um so mehr suchten die männlichen Arbeiter, wenigstens in gewissen Gewerbszweigen, dem Einhalt zu thun in der Richtung vernünftiger Grundsätze, wie: maßvolle Beschränkung der Lehrlingszahl im Hinblick auf deren künftige Selbstständigkeit als gelernte Männer, und gehörige Anlernung zum Gewerbe. Sie knüpften damit an die alten gesetzlichen Principien an und kämpften für dieselben manchen heißen Kampf. Heute aber ist ein neuer Boden errungen, welchen die Organisation der Gewerkvereine geschaffen hat, entsprechend dem heutigen Zustande der Gewerbeverfassung. Nach folgenden Gesichtspunkten. Es sind nämlich gewiß berechtigte Interessen, daß jeder Vater seinen Sohn einer Beschäftigung zuführe die Beiden zusagt, und daß jeder Unternehmer so billige Arbeiter finde als ihm möglich ist. Aber es fehlt viel, daß dieses die einzigen berechtigten Interessen an der Frage sind: woher kommen alle die Klagen über die schlechte, unsolide, liederliche Arbeit, als von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher eben diese Interessen verfolgt werden? Die besten Gewerkvereine sind es nun, welche sich bestreben, leider bisher oftmals ohne den entsprechenden Erfolg, erstens die Zahl der jeweilig in ein Gewerbe neu einströmenden Lehrlinge vernünftig zu begrenzen, um eine unsinnige Ueberfüllung zu vermeiden, zweitens für die regelrechte Anlernung der jungen Leute Sorge zu tragen, indem sie die Lehrlinge jeder Werkstätte in ein angemessenes Verhältniß zu der Zahl der erwachsenen Arbeiter bringen und so Gelegenheit schaffen, daß sich des jungen Arbeiters ein älterer Arbeiter behufs dessen Ausbildung annehme. Ein thatsächlicher Erfolg in verschiedenen Gewerben ist es, daß die Vereinsmitglieder ihren Stolz darein setzen, tüchtige junge Leute für ihr Gewerbe heranzuziehen. Weil jetzt nicht mehr, wie einst im alten Handwerk, im Großbetrieb der Meister den Lehrling unterweist, sondern (sofern es überhaupt geschieht)

Digitized by Google

einer der Arbeiter, so ist es auch ein billiger Anspruch, daß die Arbeiter bei der Frage der Lehrlingsschaft, ihrer Dauer und der Zahl der Lehrlinge, mitzureden berechtigt seien. Das ist in einer Reihe von Gewerben im heutigen England der Fall. Nicht nur die Anerkennung einer derartigen Billigkeit, sondern auch Beförderung ähnlicher Bestrebungen ist wünschenswerth. Eine erfreuliche Regung zur Thätigkeit hat sich neuerdings in den alten Londoner Zünften geltend gemacht, welche mit großen Reichthümern längst zu vornehmen Schmausegesellschaften zusammengeschrumpft waren. Einzelne von ihnen haben für Förderung des Gewerbes, dessen Namen sie tragen, Mittel zu technischer und kunstgewerblicher Erziehung flüssig gemacht, die sich an die Leistungen des berühmten Kensington Museums anschließen.

Literatur und Kunst.

Ein Abschied.

(Byron an —)

Wir hatten beim Scheiden
Nur Thränen — kein Wort,
Weh ward es uns Beiden:
Weit mußt' ich ja fort!
Kalt war die Wang' und bleich,
Kälter Dein Mund:
Stunden an Sorgen reich
Drohte die Stund'.

Vom Thau ward das Haar
Mir fröstelnd genetzt:
Ob es Vorgefühl war?
Wie fröstelt mich jetzt!
Dein Schwur ist gebrochen,
Dein Ruhm ist nicht fein;
Von Dir wird gesprochen —
Dann schäm' ich mich Dein.

Dein Namen umklingt mich,
Ein Sterbegesang,
Und Schauer durchdringt mich —
Wie liebt' ich Dich lang!
Wer weiß, was wir wissen?
Ich weiß es zu gut!
Das Leben zerrissen —
Gebrochen der Muth!

Still sahn wir uns einst,
Stumm trag' ich den Schmerz,
Daß Du treulos erscheinst,
Vergeßlich Dein Herz.
Naht wieder mein Fuß Dir
Am heimischen Ort,
Was bring' ich zum Gruß Dir?
Nur Thränen — kein Wort!

Gisbert Vincke.

Die bayerischen Mundarten.

Von Ernst Bezold.

Es gibt sehr verschiedene Behandlungsarten der Dialekte und zwar nicht in Deutschland allein. Wir wollen nur einige andeuten. Von theoretischer Seite sieht man zuweilen in ihnen nur entartete Kinder, welchen man gar nicht schnell genug die gute Erziehung angedeihen lassen könne. Man glaubt sich hierbei von vornherein der Mühe überhoben, irgendwie weiter auf ihren Ursprung und Wesen einzugehen. Genug, sie „stören die nationale Einheit". Die Volksschulen wären hiernach zunächst der Ort, der dialektischen Vielgestaltigkeit der Volkssprache, gleichviel ob es sich um deutsche, französische, italienische oder eine andere große Sprache handelt, ein für allemal ein Ende zu machen und den ganzen Nachwuchs zur einheitlichen „Schriftsprache", also in Deutschland zum Neuhochdeutschen, in Frankreich zur Sprache der Akademie, in Italien zur Crusca, zur toskanischen Sprache zu erziehen. Freilich muß zuerst in der That eine einheitliche „Schriftsprache" wirklich feststehen. Vorausgesetzt, daß hierbei mit Verständniß und Geschmack zu Werke gegangen wird, ist solches allerdings an sich sehr erwünscht und wir hoffen, in Deutschland werde auch dieses noch gelingen. Allein auch dann ist die Frage des Verhältnisses zu den Dialekten noch immer die gleiche. Ja, dieselbe Frage kehrt in gewisser Beziehung auch auf anderen Gebieten wieder. Es ist ja kein Zweifel, in unserem Vaterlande, wo uns im Laufe der Jahrhunderte alle Centralisation abhanden gekommen war, war es seit den glorreichen Jahren 1866 und 1870 nicht nur nahe gelegen, sondern ganz gerechtfertigt, ja ist dieses heute noch, mit aller Aengstlichkeit allen wesentlichen Widerstand gegen die nöthige Einheit mit unerschütterlicher Consequenz nach und nach zu brechen und mit vollem Rechte werden die „volksthümlichen Besonderheiten" der Einzelländer, insofern sie zum Schaden des einheitlichen Ganzen aufrecht erhalten werden wollen, geradezu zum Gegenstande der Ironie und verächtlichen Spottes gemacht. Mag es sich um deutsches Verfassungs- und Rechtsleben, mag es sich um volkswirthschaftliches Leben handeln, überall begegnet uns das gleiche Verhältniß. Ja, in den Zeiten des Uebergangs, in welchen wir noch immer schweben, wird es gut sein, sich gegen die „volksthümlichen Besonderheiten" möglichst spröde zu verhalten und die Grenze, von welcher an man sie zulassen muß, möglichst strenge, ja im Zweifelsfalle lieber zu strenge zu stecken. Insbesondere auch wo es sich um endliche Schaffung einer einheitlich deutschen Schriftsprache, um gleiche Rechtschreibung, Interpunktion im Neuhochdeutschen handelt, halten wir den gleichen Standpunkt für durchaus gerechtfertigt.

Wie steht es nun aber mit dem Verhältniß zu den Dialekten? Die Frage scheint uns sich praktisch ganz einfach zu beantworten. Man *kann* an ihnen nichts ändern. Wir wenigstens leben der Ueberzeugung, daß kein Machtwort, weder ein staatliches noch das eines Schullehrers, ihre Fortexistenz ernstlich und erheblich gefährden kann. Und soll man es denn auch nur wollen? Liegt nicht hier eine „volksthümliche Besonderheit" vor, welche für die wahre Einheit nicht nur unschädlich, sondern sogar eine solche ist, welche man geradezu hegen und pflegen soll? Seit ein Fritz Reuter, ein Klaus Groth und eine große Zahl wackerer Mitstreiter in Norddeutschland, seit ein Joh. Andreas Schmeller, ein Franz von Kobell und auch wieder eine wackere Zahl Mitstreiter in Süddeutschland wirkten und wirken, brauchen wir die Richtigkeit unserer Ansicht nicht mehr zu beweisen. Wer möchte heut zu Tage es beklagen, daß die deutsche Nationalliteratur durch diese *neuen* „Dialektiker" bereichert worden ist, wer gibt nicht seinen Segen dazu, daß im Sinne und nach dem Muster der genannten Vorstreiter auch fernerhin unser Dichtungsschatz bereichert wird? Ein unschätzbarer Vortheil wird überdies noch nebenbei erreicht. Es ist dadurch ein Mittel gegeben, auf das Landvolk selbst veredelnd zurückzuwirken. Freilich setzen wir dabei Eins voraus, und wir scheuen uns nicht, unsere Ansicht auch

Digitized by Google

heute noch offen zu bekennen. Wir verlangen von der Dialektspoesie genau wie von der hochdeutschen, ja von jeder Poesie, einen gewissen Idealismus. Mag auch die naturalistische Behandlungsweise nebenher gehen, der ästhetische und ethische Werth darf nicht darunter leiden oder gar untergehen. Ein bloßes Abschreiben der bäuerischen Rohheiten, ein rein naturalistisches Porträtiren der rohesten unter den Bauern, oder sei es auch der am häufigsten vorkommenden Species von Bauern scheint uns eine beklagenswerthe Verirrung, welche in neuester Zeit diesseits wie jenseits des Mains in bedenklichem Grade sich einzuschleichen beginnt. Wir wollen keine Namen nennen und nur zur Beseitigung von Mißverständnissen negativ beifügen, daß unser zur jüngeren Generation zählender Herman von Schmid nach unserer Ansicht trotz jener neuerlichen Tendenz von diesem Fehler sich frei zu halten wußte. Möge sein Beispiel überall in Bayern wirken!

Auch nach einer anderen Seite können die germanischen Dialekte gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir meinen die Ausbeute für die Sprachwissenschaft überhaupt und für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache insbesondere. Allerdings setzt solche Verwerthung eine theoretisch-wissenschaftliche Behandlungsweise voraus, welche sich in Nichts von der Methode der gelehrten Sprachforschung überhaupt unterscheidet. Als ein Muster glauben wir wiederholt*) auf die Grammatik von Schmeller hinweisen zu sollen. Ihr Titel lautet:

„Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. Beigegeben ist eine Sammlung von Mundartproben, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Singstücken, figürlichen Redensarten u. dgl. in den verschiedenen Dialekten des Königreiches nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht dieser Dialekte. München 1821 bei Karl Thienemann."

Die Vorrede umfaßt XII, die Grammatik 432, der Anhang mit den Beispielen 36, endlich Inhaltsverzeichniß und Zusätze noch weitere 104 Seiten. Man sieht schon aus diesem räumlichen Umfange, daß die Grammatik eine sehr tiefgehende Arbeit ist, besonders wenn man bedenkt, daß sich Schmeller durch sehr präcise Schreibweise auszeichnet. Wir müssen es uns bei dieser allgemeinen Versicherung genügen lassen. Nur aus dem Anhang wollen wir, zugleich als Beweis, wie Schmeller den Klanglaut des gesprochenen Dialekts darzustellen sucht, ein paar Beispiele ausheben.

Wir wählen eine Erzählung im oberbayrischen („ostlechischen") Dialekt:

Schméckst ə̃ Pàr Oechsl·n. (S. 500.)

ə Màl hàt ə̃ Bauer ə̃ Pàr Oechsl·n ghabt, und dəmit g·ackə't au'm Fęl'. Dà hàt si' ə̃ Wédər a̋brámt (au = aufgebräunt), s hàt à̋gfangt z' dârr·n (donnern) und z' blitz·n, dass d· maə̃nst, aus is 's (daß du meinst, aus ist es, d. h. alles sei verloren oder dergl.), und hàt èəm (ihm) 's wild Fuir (das wilde Feuer, der Blitzstrahl) d· Oechsl·n dəschlàgng. — Is (Er ist) ə's Jàr drau' widər á'm Fęl·gwé'n, hàt ən andə's Pàr Oechsl·n ghabt zu'n Ackə'n und hàt si' widər ə̃ Wéder à̋brámt. A̋ há̋! (Aha!) schméckst ə̃ Pàr Oechsl·n? sagt ə', wiə ə' dés gsegng (gesehen) hàt, und hêr und ausgspannt und wàs gei'st wàs hast 'ən Stàll zuə (und er ist hergegangen, hat ausgespannt und ist mir nichts dir nichts [unaufhaltsam] dem Stall zu!).

Sprichwörter. (S. 509 ff.)

Klaəné Kinde' klaəné Kreuz·, grossé Kində' grossé Kreuz·. — In klaəné Häut stecken oft grossé Leut. — Wer niə ausgêt, kimt niə haəm (heim). — Wer trinkt oné Durst und isst oné Hungə, der stirbt nő (noch) àlsə jungə (als jung). — Wem s Glück will, dem kälbə·n d· Ochs·n. — Wenn s Unglück will, so fallt si '· Katz (sich eine Katze) vo· 'n Stuəl 'rà' z· tód (von einem Stuhl herab zu todt). — D· Liəb is wiə' s Tau, əs fallt àuf ə̃ Ros·n und auf e̋n Küepfiffe'lin'. — Wenn ə̃ Staə̃ (spr. stoa̋, Stein) vő Himmel fällt, so fällt ər auf ə̃ Wittiw. — Erli' macht reich, àbə' langsam gêt·s her.

*) Vgl. diese Zeitschrift Bd. VIII, Nr. 44 vom 30. October 1875. S. 276.

Schnaderhüpfln. (S. 531 ff.)

Heût bin i kreuzwoláf,
Hà̋ kaə̃ Gęld, det is brav,
Hà̋ aəs ghabt, hà̋s və'tà̋ (verthan, verschwendet)
Jetz fang i 's Hausən (das Hausen, Sparen) à̋.

Z· Albm (Auf der Alpe) obm is 's eiskàld,
Gêt àlləweil də' Wind.
Müəss·nt frisché Leut sey̋,
Sü̋st (sonst) də starret·n (erstarrten) s· gschwind.

Z· Albm obm is ·s lusti,
Da krei̋t (zankt) aə̃n (Einen) nèəm·̃d (Niemand) aus,
Də' Hüətə' (Hüterbube) der dèrf nit,
Də' Bauə' is z· Haus (d. h. im Hof oder Dorf unten).

Du herze schön̋s Schàzə'l,
I sàg də' (dir) mei̋n Grund (meine wahre Meinung):
I gáb də' mei̋ Herzə'l,
Wenn i·s aussətaə̃ (herausthun) kunnt'. —

Du ligst mər (mir) i̋ 'n (in den) Augngən,
Du ligst mər i̋ 'n Sinn,
Du ligst mər i̋ 'n Herzə'l
Drei Klàftə' tiəf drinn. —

O herze̋ schön̋s Schàzə'l
Dei̋ Hánde'l (spr. Handerl) raəch (reich) her,
Und dei̋ aufrichti's Herzə'l
Sü̋st brauch i nicks mèr.

---

s̋ Dèənə'l· hat berschwarzé Aügəl·n,
Und wiə ə̃ Täube'l· (Täuberl) schaut s· her,
Und wenn i ám Fenster ə̃ Schnacklə' (Juchzer) tuə,
Zwaz'lt s· (Trippelt sie) im Hemə'l· (Hemderl) daher.

Anm. Erklärung der Buchstabenzeichen nach Schmeller (Gramm. S. 24 u. 28). á das scharfe italjenische a; â gegen o hinüberlautend; à reines a; ə tonloses e; ę kurzlautendes e; è ä; ê reines e; ó und ì zwischen e und i schwebend; ô reines o; ó und ù zwischen o und u schwebend; · unausgesprochener Vocal; ' unausgesprochener Consonant; ̋ näselnd, statt (unausgesprochenem) m und n.

Der Titel des zweiten Schmeller'schen Werkes ist: „Bayrisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl in der älteren und ältesten Provinzialliteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande (d. h. Altbayern mit dem bayrischen Dialekte im engeren Sinn) vorkommen und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind. Mit urkundlichen Belegen nach den Stammsilben etymologisch-alphabetisch geordnet von J. Andreas Schmeller. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung I. Theil 1827, IV. Theil 1837." Bei dem Tode Schmellers 1852 fanden sich in seinem Nachlasse so reiche Zusätze von seiner Hand zu den 4 Bänden vor, daß der (leider beschränkte) Kreis seiner Verehrer eine neue vermehrte Ausgabe ersehnte. Allein erst durch Vermittlung der vom König Max II. ins Leben gerufenen und dotirten historischen Commission sollte dieser Wunsch seiner Erfüllung entgegen gehen. Der Altmeister Jakob Grimm war es, welcher in der Plenarversammlung der Commission im Jahre 1859 die denkwürdigen Worte sprach: „Schmellers bayrisches Wörterbuch ist das beste, das von irgend einem deutschen Dialekt besteht, ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn, wie durch reiche, nach allen Seiten hin strömende Sacherläuterung, ein Muster für alle solche Arbeiten, von dem unwandelbaren Trieb seines emsigen liebenden Geistes durchdrungen und belebt."

Man wandte sich zunächst an den Professor der germanischen Sprachen an der Münchener Hochschule, Hoffmann, um einen fünften Band als Supplement zu den früheren 4 Bänden aus jenem Nachlasse Schmellers zu bilden. Allein es stellten sich

Digitized by Google

Schwierigkeiten entgegen, so daß, als 1865 Wackernagel an Stelle Grimms getreten, und mittlerweile die erste Auflage vergriffen war, ein neuer Plan, nämlich eine vollständige zweite Auflage ins Auge gefaßt wurde. Als Herausgeber wurde der germanistische Gelehrte, Dr. G. Karl Frommann, zweiter Vorstand des germanischen Museums in Nürnberg gewonnen und mit diesem und der Literarischen Anstalt (Cotta), später R. Oldenbourg die Zahl der zu bildenden Bände auf zwei Großoctavbände festgestellt. Die erste Lieferung datirt von 1869.

Haben wir Schmeller als den Altmeister in der wissenschaftlichen Sprachforschung auf dem Gebiete der noch lebenden Volksdialekte Bayerns etwas näher charakterisiren zu müssen geglaubt, so hielten wir es für unsere weitere Aufgabe, auch eines modernen bayerischen Dialektdichters, insoweit es der Raum gestattet, hier etwas eingehender zu gedenken. Wir wählen als solchen den nach unserem Urtheile ersten und gediegensten, den schon wiederholt*) genannten Professor der Mineralogie und Chemie an der Münchener Hochschule, Franz von Kobell aus. Eigenthümlich ist ihm der gewiß seltene Vorzug, daß er als Dichter selbstschaffend in zwei grundverschiedene Dialekte Bayerns sich in ganz gleich intensiver Weise zu vertiefen vermochte, nämlich in den pfälzischen (rheinfränkischen) sowohl als in den oberbayerischen. Und zwar nicht nur formell-sprachlich sind seine Dichtungen in beiden Mundarten gleich vollendet, sondern auch materiell-inhaltlich ist der leichtlebige heitergeschwätzige Pfälzer einerseits und der schwerfällige wortarme Oberbayer andererseits mit der gleichen Lebendigkeit und Wahrheit geschildert. Was erstens die Pfälzischen Dichtungen betrifft, so haben die „Gedichte in pfälzischer Mundart" bereits die 5. Auflage (1862) erlebt. Weniger bekannt, aber darum doch nicht weniger, im Gegentheile nach unserem Geschmacke noch mehr der allgemeinsten Beachtung werth sind seine — prosaischen — „P'älzische G'schichte" (1863). Aus ersteren möchten wir wenigstens andeutungsweise „Die Gemsejagd", eine echt „pfälzische" Beschreibung der Abenteuer eines Sonntags-Gemsenjägers, dann die die pfälzische Lebhaftigkeit trefflich caricirende „Interessante G'schicht'": „Wie ich noch in Humborch (Homburg) war" hervorheben. Ein „allgemeine Interessen" behandelndes pfälzisches Gedicht möge hier für die ganze Sammlung sprechen. Es ist dies:

Der Dombechant vun Hochheim.

Der Dombechant vun Hochheim
Deß is e' lieber Herr,
Es gibt viel Dechant uff der Welt,
So git's kenn' Dechant mehr.

Als Freund vun gute' Christe'
Hot er bei Meenz sei' Haus,
Guckt in de' Main un' in de' Rhein
Fideel zum Fenschter 'naus.

Er ist e' goldn' Männche',
Spetaklt juscht nit viel**),
Hot aber Geischt und Schpiritus
Wie mer's nor habe will.

Un' wie er aach so gütig
Un' so voll Gnade' is,
Wann Eener böse Skrupl hot,
Er helft 'm ganz gewiß.

Er kann so freundlich sagn'
E' tröschtlich mildes Wort,
Un' quält Emm Sorg und Kummer aach,
Er bringt se sicher fort.

Froocht 'rum in deutsche Länder,
Wo mer sein' Name' kennt,
Ob Jeder nicht verehrungsvoll
Den brave' Dechant nennt.

Er macht aach große Reese'
B'sucht alle große Herrn,
Un' überall, ich weeß's gewiß,
Ja überall hot mer'n gern.

Ei lieber Herr vun Hochheim,
Kummt aach emol zu mir,
Un' bleibt e' Weil, ich geb' Euch gern
Mei' allerbescht Quartier.

Von den Novellen in Prosa haben wir „Der Kosake" als die vollendetst scheinende, „Freund Grogmann" als die liebenswürdigste, „s' Photographie-Lische'" als die lustigste hervorzuheben.

Nicht versagen können wir uns, aus einer der „G'schichte" die Ausführung eines Gedankens beispielsweise ganz hierher zu setzen. Es heißt nämlich hier:

„'S geht nix über's Landlebe, des is gewiß; mer (man) is frischer un' denkt frischer un' 's is als wann die Luft, die vun Wald un' Wiese weht, Alles am Mensche' wiedder neu und g'sund, un' blank un' klar mache thät. Wie gern hört nit e' sinniger Mensch deß stille Geplätscher vun Quell' un' Bach oder wie die Böchl singe' un' sich rufe', wann er aach nit versteht, was se enanner sage' wolle'. Weil mer in der unverdorbene' Gottesnatur is, geht aach alles leichter un' natürlicher, un' wer was uff'm Herze' hot, e' Liebsg'ständniß, e' Sorg, alles bringt er leichter fertig, un' überall athm't er Trosch't un' Hoffnung. Ja recht hot er g'hot der alte Horatius, wann er die Lusch't am Landlebe' gepriese' un' verherrlicht hot!"

Unter den Dichtungen in altbayrischer Mundart stehen oben an: „Gedichte in oberbayrischer Mundart, 6. Aufl., 1862." So leid es uns thut, können wir bei dem großen Reichthum an poetischen Schönheiten, welche wir ohne den Raum zu sehr zu überschreiten, auch nicht einmal andeuten können, nur ein Gedicht zur Charakterisirung auswählen.

Der Verdruß.

„Was gront (zürnt) denn haunt der Vater
Grad brumma ko'st 'n hörn,
Just hat er g'haut sein' Dazl,
Den hat er sunst so gern,
Nix taugt ihm hint' und vorn,
Gar nix in ganz'n Haus, —
Daß 's Raappi (der Rappe) wieder krumm geht,
Dees macht ihm do' nix aus,
Jetz' hat er 'n ja nit nöthi',
Denn 's Groamet is herinn,
Na wußt' i' nit, was fehlet,
Was hat er geh' (doch) in Sinn? —
Er kimmt! seyd's staad (still) Es Kinda!
Da rucka d' Kinda 'zamm (zusammen),
San mäuslstaad und gaffa,
Was werd er abba hab'n? —
Der Alti putzt sein' Stutzn
Und stößt n' in an' Eck,
Und hockt si' hinter'n Ofa,
Und jagt 'n Dazl weg.
Es ist scho' woltern (gar) spat gewest.
Und endli — schlaft er ei',
— Da schleicht das kleanste Bübi
Staad auf die Zechen rei',
Und bischpert (wispert) zu die andern,
„I woas scho', was 's bedeut't,
Es is nit wegn'n Raappi,
— An Gampsbock hat er g'fei't (gefehlt)!"

Für das nächste Hauptwerk halten wir „Schnadahüpfln und G'schichten" (mit Illustrationen, ohne Jahrzahl). Von den 308 Schnadahüpfln heben wir, so schwer die Auswahl auch ist, folgende hervor:

*) Vergl. a. a. O. S. 277 f.

**) Darin verschieden vom „Traubehansworscht", wie Kobell den Champagner pfälzisch getauft hat.

Digitized by Google

Hast koa' Freud auf der Welt,
Nacha pack' no' glei' zamm',
Und geh Die nit im Weg um,
Die a' Freud damit hamm.

Und es is nix so trauri'
Und nix so weit g'fei't,
Als wie wann si' a' Pudl
In a' Katzl verkei't (verliebt)

Und sie hat weni' g'redt
Und hat do' gar viel g'sagt
Und des mehra hon i
In die Augen d'erfragt.

Und 's Lebn ist a' Schießet*)
Und fleißi' werd zielt,
Aber der nit 'n Wind kennt,
Is allzeit verspielt.

Und die boarischn Buabm
Die schlagn guati Stroach,
Und er durft' scho' hübsch hart sey'
Sie klopfet 'n woach.
Oder: Die raaffa (raufen), wenn's sey' muß,
Mit 'n Teuffi schon aa.

Und morgen und heunt
San nit allwei' guat Freund,
Willst a' Bußl hergebn,
Laß mi 's heut no' d'erlebn.

Und kunnt i' mei' Lieb'
In dei Herz eini schreibn,
So schreibet i' g'wiß
Mit der doppite Kreibn (Kreide).

Und a' Wiesn in Lanks (Langaus, Lenz)
Die thuat wohl in die Augn,
Aber mir thuat no' wohler
Dei G'sichtl a'schaugn.

Du flachshaaret's Dirndl
Di' hon i' so gern,
Und i' kunnt wegn den Flachs
Glei' a' Spinnradl wer'n.

Von' Reden alloa
Fallt koa' Tannabaam um,
Willst amal scho' 'was thoa',
Nacha raatsch nit lang 'rum.

Von den „G'schichteln" wollen wir den „Türken-Hansl, a' G'schichtl aus 'n Krieg vo' 1870" nennen, wo erzählt wird, daß ein bayrischer Soldat sein Versprechen gehalten und einen „richtigen" Turco mit nach Haus gebracht hat. Die schönste oberbayrische Novelle scheint uns der „Brandner-Kasper" zu sein, und wir können uns eine Skizze nicht versagen.

Der Kasper ist ein 80jähriger wetterharter Jäger. Da kommt der „Boanlkramer" (Tod) und gibt ihm sich und den Zweck seines Besuchs zu erkennen. „So? der Boanlkramer bist, na Bruader, ich mag nit mitgeh', g'fallt ma' no' ganz guat auf der Welt." Der Kasper beruft sich auf seinen Vater, welcher 90 Jahr alt worden sei und vorher wolle auch er nicht fort. Uebrigens schlägt er dem Tod vor, statt der Herumrederei lieber ein Glas Kirschengeist mit ihm zu trinken. — „A Boanlkramer is ebbas selles no nie passirt und setzt sie' an Tisch hi' und probirt den Kersch'ngeist." Der Tod wurde nun allmählich so angeheitert, daß er sich auf ein Kartenspiel um's Leben bis 90 Jahre einläßt, und — vom Kasper betrogen wird. Der Sieger ist großmüthig und schenkt dem Tod noch ein letztes Gläschen ein, mit der Aufforderung: „Laß' ma' (wir) den neunz'ger leben!" Aus dem Nachfolgenden geht nun hervor, daß der Tod die Vollmacht, welche er vom Petrus hatte, überschritten hatte. Als daher dieser nach einigen Jahren bei der Buchrevision dahinter kommt, droht er dem Tode mit Strafe, wenn die Sach nicht alsbald in Ordnung und der Kasper heraufkäme, indem derselbe so schon mehrere Jahre ohne Recht gelebt hätte, weil er „auf achtzig ei'g'schrieben war". Nun war aber in diesen Jahren auch Kasper ein anderer geworden. „'San schlechti Zeit'n kemma, der Tyroler Krieg ist ausbrocha und hat alli Leut d'erschreckt. Es ist a böser Krieg g'west und grausi is 's herganga bei Schwatz und auf'n Berg Isl und viel boarischi Soldat'n san 'blieben selm (daselbst) und 'n Kasper seini Süh' (Söhne), die er so gern g'habt hat, hat's aa d'erwischt. Was hat's g'nutzt, daß s' g'lobt worn san in' Rapport, daß' s' überall so schneidi' (schneidig) g'arbet (gearbeitet, gekämpft) hamm, der Kasper hat's halt nimmer g'seg'n und is ihm nachet 'ganga (nahe gegangen). Anderni traurigi Sachan und Z'widerheit'n (Zuwiderheiten, Widerwärtigkeiten) san aa a'g'ruckt (angerückt, herangekommen), fremdi Leut' san daher kemma, hamm überall 's Holz z'ammakaaft und z'ammag'schlag'n; natürli hamm si' die alt'n Wildwechs'l, die er so guat kennt hat, verändert und is mi'n (mit dem) Wildprat aa' weniger wor'n." — Und so läßt sich nun der Kasper herbei, der Einladung des Todes zu folgen und eine Spazierfahrt in den Himmel mitzumachen, um sich das Paradies wenigstens einmal anzusehen.

„So steigen's ei', der Boanlkramer schnalzt mit der Peitsch'n und jetz' san s' dahi' g'sauft, daß der Kasper kaam 'n Huat d'erhebt, und is ihm Hör'n und Sehgn verganga. Als wann s' der Sturm davo' traget, san s' dahi' und aufamal is 's finster wor'n und san Blitz' umanand' fahr'n unter ihna und ober ihna, und hat dunnert und 'tracht, daß der Kasper g'schrie'n hat: „Was is dees! Kehr um, kehr um!" Da hat ihm der Boanlkramer in's Ohr nei' g'rufa: „„Da hoaßt ma 's 'bei die schwarz'n Wolkan', da san die Dunnerwetter z' Haus, mir san aber glei' durch, derfst di nit ferchten.""" Und richti' is 's g'schwind wieder liacht wor'n und sie halt'n vor an groß'n groß'n G'schloß im schönsten Sunnaschein'. An dem G'schloß is a golde's Thor g'west und bei'n Seitenthür'l hat der Boanlkramer a'g'läut und is glei' der Petrus rauskumma. „„No Kasper,"" sagt er, „„bist amal da, jetz' geh' no' glei' eina, i' wer' Dir's Paradies zoagn und werst a' Freud' d'ran hab'n.""

„Auf amal springa zwoa Bursch' daher und juz'n und rufa: „„Ja grüß' Gott, Vater, grüß' Gott!"" und er d'erkennt sein' Girgl und sein' Toni. „Jeßes, meini Buab'n," schreit er und fallt ihna um'n Hals." Und da kam dann auch noch sein Weib und seine Eltern, und — er mochte nicht mehr fort.

Eine sehr werthvolle Beigabe zu diesem Bande bildet eine einläßliche Abhandlung: Zur Charakteristik oberbayrischer und verwandter Dialekt-Poesie. v. Kobell hat ferner mit Unterstützung des Königs Max II. auch ein „Oberbayrisches Liederbuch" mit Melodien herausgegeben, welches sich besonders in den Bergen eingebürgert hat. Wir hätten nun auch noch einer Reihe gereimter Novellen, darunter ein ganzes Bändchen vom Jahre 1852, dann der dramatischen Arbeiten (eine Pfälzer Posse, und ein Bändchen oberbayrische „Gschpiel" aus dem Jahre 1868) näher zu gedenken, wir müssen aus Rücksicht auf die schon lange beanspruchte Geduld des Lesers davon jedoch Abstand nehmen.

*) Ein Schießen, Scheibenschießen.

Emile Zola über den französischen Roman.

I.

In den Kreisen der französischen Romanschriftsteller herrscht in diesem Augenblicke eine große Aufregung. Einer der eigenthümlichsten und begabtesten, das Haupt der neusten „Schule", der sogenannten „Naturalisten", wie sie sich nennen, die radicalen Realisten, wie wir etwa sagen würden, Herr Emile Zola, hat nämlich vor einigen Wochen in einer russischen Revue eine Studie über den zeitgenössischen Roman in Frankreich veröffentlicht; und in diesem sehr umfangreichen Aufsatze — derselbe füllt etwa zwei Revuebogen — spricht Zola mit einer solchen vollkommnen Liebloſigkeit und einer solchen Strenge über alle seine Collegen, daß diese, welche an den Ton der absprechenden Kritik

Digitized by Google

nicht gewöhnt und durch die Discretion und das Wohlwollen der ständigen Zeitungs- und Revuekritiken in Frankreich verzogen worden sind, von dem schonungslosen Vorgehen ganz bestürzt, Emile Zola, der sich durch seine Streitschrift von ihnen allen lossagt, nun ihrerseits wie einen Paria behandeln.

In Frankreich ist dieser Aufsatz dadurch allgemein bekannt geworden, daß der „Figaro" in seiner literarischen Sonntagsbeilage, die beiläufig bemerkt von A. Périvier mit großem Geschick redigirt wird, denselben in der Originalsprache nach dem Zola'schen Manuscript veröffentlicht hat.

Die Studie macht bei der Lecture keinen sehr angenehmen Eindruck. Es berührt peinlich, zu sehen, wie grausam der zornige Romanschriftsteller Seinesgleichen abthut. Bei Schriftstellern, die selbstständig produciren, ist diese äußerste Härte im Urtheil, dieser mangelnde Respect vor der Production etwas Seltenes. Die ganze Abhandlung läuft schließlich darauf hinaus: festzustellen, daß von der gesammten zeitgenössischen Romanproduction in Frankreich schließlich nur die epischen Werke des Einen, nämlich des Kritikers Emile Zola berechtigten Anspruch darauf haben, als vollgültige Romane auf die Nachwelt zu kommen. Zwischen den Zeilen dieser fast durchweg negirenden Kritik ist fast immer die positive Behauptung zu lesen: Zola allein hat Balzacs Universalerbschaft angetreten, Zola allein hat das Wesen des Romans ergründet, Zola allein entspricht in seinen Romanen den Bedürfnissen unsrer Literatur; Zola allein — und Du sollst keinen andern Dichter haben neben ihm. Gegen einzelne Autoren ist Zola geradezu ungerecht.

Endlich ist der Gesichtspunkt, von dem aus Zola den Werth der Hervorbringungen auf dem Gebiete des französischen Romans beurtheilt, für einen Dichter ein recht niedriger. Es ist lediglich der geschäftliche Gesichtspunkt des Verlegers, nicht der ästhetische des Kritikers. Jede Beurtheilung schließt mit einer Angabe über den Verkauf der Werke des recensirten Autors, und für Zola scheinen diese Zahlen immer beweiskräftig zu sein, wenigstens immer dann, wenn sie ungünstige sind. Liegt ein großer buchhändlerischer Erfolg vor, so wird sein Urtheil auch gewöhnlich etwas milder und versöhnlicher, zum mindesten vorsichtiger; läßt aber das Publicum den Autor im Stich, so erblickt Zola in diesem Umstande sicherlich den Beweis für die ungenügende literarische Bedeutung des Werkes.

Da Zola sich nun einmal auf diesen allzu „naturalistischen" Standpunkt gestellt hat, so hat er in seiner Würdigung der zeitgenössischen Autoren auch nicht vollständig sein können. Denjenigen französischen Romancier, der diese ganze Theorie von der Congruenz des Buchhändlererfolgs mit dem ästhetischen Werthe umgestoßen haben würde, Adolf Belot hat er einfach todtgeschwiegen. Der unglaubliche Absatz, den die Romane dieses letzteren gefunden haben, muß doch wohl Herrn Zola in seinem Vertrauen auf die Beweiskraft der Zahlen für die dichterische Bedeutung eines Werkes einigermaßen erschüttert haben, und deshalb hat er vorgezogen, von Herrn Belots Hauptwerken „Mademoiselle Giraud ma femme" und „La fille du feu" lieber gar nicht zu sprechen. Diese Werke, die Producte der äußersten sittlichen Verwahrlosung, raffinirte Scheußlichkeiten, die aus der richtigen Speculation auf die gemeinsten Gelüste des Publicums hervorgegangen sind, haben in Frankreich einen Absatz gefunden, der ganz unglaublich ist. Nach Hunderttausenden sind die Exemplare zu zählen, die von diesen unsauberen Büchern verkauft worden sind, und hinter diesen Erfolgen beim Publicum bleiben die Werke der angesehensten Autoren, bleiben auch die Werke von Emile Zola erheblich zurück.

Ueberhaupt läßt diese Abhandlung an Vollständigkeit zu wünschen übrig. In einer Studie über den französischen Roman, in welchem einige ganz bescheidene Talente charakterisirt werden, durfte Gaboriau, der ein ganz neues Genre geschaffen und dem criminalistischen Roman neue Bahnen gewiesen, der außerdem, was ja für Zola maßgebend ist, einen vollkommen durchschlagenden Erfolg gehabt hat, nicht fehlen.

Aber abgesehen von diesen Fehlern, abgesehen von der Unerfreulichkeit der Gesinnung, die immer lieblos und bisweilen ungerecht ist, abgesehen von der Einseitigkeit und Niedrigkeit des Standpunktes und von der Unvollständigkeit des Aufsatzes enthält derselbe doch so treffende und richtige Aeußerungen über das Wesen einzelner und gibt ein so eigenthümliches Bild über die Gesammtheit der französischen Romandichter, daß es wohl der Mühe verlohnt, der Zola'schen Kritik, der wir keineswegs durchweg beipflichten und die wir nur unter den von uns geltend gemachten Vorbehalten acceptiren, auch den Kreisen der literarischen Leser in Deutschland zugänglich zu machen. Die folgende Analyse soll dies ermöglichen.

An die Spitze des Romans in Frankreich stellt Zola, da er sich selbst füglich nicht nennen darf, Gustav Flaubert, Edmond de Goncourt und Alphonse Daudet. Der zweite der von ihm genannten Namen wird an dieser Stelle in Deutschland allgemein überraschen und wahrscheinlich wird man auch in Frankreich erstaunt darüber sein, welche Stellung Zola dem überlebenden der Brüder Goncourt anweist. Die Gebrüder Goncourt haben bisher allgemein als tüchtige und geistvolle Schriftsteller gegolten; der letzte Roman von Edmond, die Geschichte eines verlornen Mädchens in den crassesten Farben, hat viel von sich reden gemacht; aber bis jetzt ist es noch Niemand in den Sinn gekommen, einen der Goncourts mit Alphonse Daudet oder gar mit Gustav Flaubert in einem Athem zu nennen. Ueber diese Drei, die er als die directen Fortsetzer von Balzac bezeichnet — auch dagegen würde sich Manches einwenden lassen — läßt sich Zola nicht weiter aus, da er dieselben schon in früheren Essays eingehend behandelt hat.

Als Diejenigen, welche sodann die größte Beachtung verdienen, bezeichnet Zola Hector Malot, den Verfasser der „Victimes d'amour", und Ferdinand Fabre, den Verfasser des „Abbé Tigrane". Von Hector Malot sagt er einfach, daß derselbe zu den größten Hoffnungen berechtigt habe, aber denselben nicht gerecht geworden sei. Seine letzten Romane seien kunstlose Machwerke ohne tiefe Beobachtung, ohne Stil, ohne Composition, mit einem Worte, Malot sei nach diesen aus der Liste der großen Schriftsteller zu streichen. Etwas wohlwollender, aber meines Erachtens lange nicht anerkennend genug, spricht sich Zola über Ferdinand Fabre aus: „Ferdinand Fabre," sagt er, „ist unter Priestern aufgewachsen und er braucht heute nur seine Erinnerungen wachzurufen, um diese noch wenig durchforschte Welt darzustellen, in der gewisse Leidenschaften und gewisse Regungen des Gemüths zu einer außergewöhnlichen Entwicklung gelangen. Die Selbstsucht, der Stolz, die Herrschsucht sind die mächtigen Hebel der clerikalen Leidenschaften. Ich muß aber eingestehen, daß Fabre trotz seiner unbestreitbaren Eigenschaften bis jetzt nur wenige Erfolge gehabt hat. Sein Meisterwerk, der „Abbé Tigrane", hat es mit Mühe und Noth zu einer zweiten Auflage gebracht und hat dazu mehrere Jahre gebraucht."

Also hier ist für den Kritiker der nicht genügende Erfolg ein entscheidendes Moment. Er tadelt ferner den Stil, dem „etwas Provinziales" anhafte, und er schließt seine Beurtheilung dieses ausgezeichneten Mannes mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß Fabre jemals etwas Besseres schreiben wird als den „Abbé Tigrane"." In der ganzen Beurtheilung ist das Lob mühsam und gezwungen, der Tadel beredt und gehässig. Es ist leider sehr richtig, daß Fabre noch nicht einen jener geräuschvollen Erfolge gehabt hat, wie sie den bedeutenden Romanen von Daudet, den merkwürdigen von Zola und den abscheulichen von Belot beschieden worden sind; aber gerade die Geschichte Fabres beweist, wie wenig der buchhändlerische Absatz für den dichterischen Werth zu bedeuten hat. Ferdinand Fabres „Abbé Tigrane", den ich seiner Zeit eingehend in der „Gegenwart" besprochen habe, halte ich noch immer für einen der erheblichsten, originellsten, tiefsten und bestgeschriebenen Romane, die in den letzten Jahrzehnten in Frankreich erschienen sind. Was Zola an dem Stile Fabres auszusetzen hat, ist mir vollkommen unerfindlich. Es gibt meines Erachtens nur wenige Schriftsteller in Frankreich, die so einfach, so kräftig und so correct schreiben wie Ferdinand Fabre, und außer Gustav Flaubert kaum einen, der

Digitized by Google

bei seinem schriftstellerischen Schaffen von so ernsthaften, reinen und künstlerisch echten Motiven geleitet wird, der sich so ausschließlich um das Kunstwerk und so wenig um das Publicum kümmert wie Ferdinand Fabre. Die verhältnißmäßig geringe Beachtung, welche das französische Publicum augenblicklich Ferdinand Fabre schenkt, hat wenig auf sich. Die Literaturgeschichte wird diese Namen doch bewahren und wenn von den gegenwärtigen Romanschriftstellern in Frankreich kaum ein knappes halbes Dutzend auf die Nachwelt kommen sollte, so würde, wie ich glaube, Ferdinand Fabre unter diesen sein.

Die Genannten bezeichnet Zola als die Anhänger der „naturalistischen Schule", als deren Chef er sich selbst betrachtet. Ich glaube nicht, daß Flaubert, Daudet und Fabre mit dieser Ein- und Unterordnung ganz einverstanden sein werden. Der Begriff „naturalistische Schule" ist gerade durch Zola selbst und namentlich durch seinen höchst talentvollen, aber bisweilen höchst widerwärtigen Roman „L'assomoir" etwas in üblen Geruch gekommen. Ulbach beantwortet die Frage: Was ist denn eigentlich die „naturalistische Schule"? so: „Es ist anscheinend die Kunst, die natürlichen Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen; aber die Liebe, die Ergebenheit, das Gewissen, die Pflicht, sind doch auch Dinge, welche eben so wesentlich zur Natur gehören wie die thierischen Functionen. Da aber die idealen Regungen zu ihrer Definition keiner niedrigen und gemeinen Ausdrücke bedürfen, so nimmt Herr Zola von deren Schilderung Abstand. Herr Zola versichert, daß er Balzac fortsetze — ach ja, wie die rue de Pantin die rue de Lafayette fortsetzt." (Diese ist eine der belebtesten und schönsten Straßen von Paris, jene eine der schmutzigsten und berüchtigtsten.)

Neben dieser „naturalistischen Schule" erblickt Zola noch eine zweite, die „realistische". Die Unterscheidungen zwischen diesen beiden sind zu subtil, als daß ich hier darauf einzugehen brauchte. Als den Chef dieser Realisten nennt er Champfleury. „Er lebt noch immer, aber er ist ein Heerführer ohne Soldaten, und wenn ich sage, daß er noch lebt, so muß ich hinzufügen, daß er literarisch längst verstorben ist. Champfleury führte die literarische Protestpartei gegen die Herrschaft der Romantiker. Trotz seiner wirklichen Begabung war er leider nicht solide genug gebaut, um den Feldzug bis zu Ende zu leiten. Außerdem hatte er sich auf ein zu kleines Gebiet beschränkt. Die Reaction gegen die romantischen Helden trieb ihn in die Kreise der kleinen Bourgeoisie, in die Schilderung des alltäglichen Lebens. Seiner Zeit war das recht gut, aber die Bewegung wurde dadurch zu sehr beengt und drohte unter dem beschränkten Horizonte zu ersticken. Anfangs erregte er einiges Aufsehen, aber das Publicum ging bald zu Gustav Flaubert und zu Edmond und Jules Goncourt über. Die Leser ließen ihn im Stich und Champfleury selbst verlor den Muth. Er wohnt jetzt seiner eigenen literarischen Bestattung bei; er ist des elendesten Todes gestorben: er ist gealtert und vergessen. Ich weiß, daß die Romane, die früher die größte Verbreitung hatten, sich jetzt nur noch in 400 Exemplaren verkaufen."

Diese geschäftliche Angabe ist übrigens vollständig incorrect. Champfleury hat im „Figaro" darauf geantwortet und nachgewiesen, daß sein Roman „Le bourgeois de Molinchard" vom 9. Mai 1877 bis 4. October 1878 in 12,000 Exemplaren und die neue Ausgabe des „Chien-Caillou" vom 25. Juni 1878 bis zum 9. September 1878 in 6000 Exemplaren verkauft worden ist, daß also diese Werke auch in der allerletzten Zeit einen ganz ungewöhnlichen Absatz gefunden haben.

Mit besonderem Wohlwollen und ungewöhnlicher Wärme behandelt Zola Herrn Duranty, den Verfasser von „Le malheur d'Henriette Gérard", der im Auslande fast gar nicht bekannt ist. Zola fordert das Ausland auf, die Werke dieses Autors zu lesen, die ein ganz originelles und individuelles Gepräge darböten und vom besten französischen Geiste durchdrungen seien.

Darauf geht Zola zu den Nachfolgern von George Sand und Lamartine über, die er die „Sanften, die Eleganten, die Idealisten und Moralisten" nennt. Der Veteran dieser letzteren ist Jules Sandeau, der seit langer Zeit nichts mehr geschrieben hat. „Er hat sich ganz aus dem literarischen Leben zurückgezogen. Man trifft ihn bisweilen in der Umgebung des Instituts mit der Cigarre im Munde auf- und abschlendernd, wie ein braver Spießbürger, der allem irdischen Ruhm entsagt hat. Jules Sandeau hat niemals sehr geräuschvolle Erfolge gehabt. Er ist ein zarter Schriftsteller, der in der gebildeten Gesellschaft durch die Halbheit seiner Eigenschaften Wohlgefallen erregt und besonders den Frauen und den jungen Mädchen zugesagt hat. Er hat sich dies Publicum auch erhalten; denn sein Verleger sagte mir, daß seit Jahren der Absatz seiner Bücher immer derselbe geblieben sei, daß niemals ein Exemplar mehr, niemals ein Exemplar weniger verkauft werde. Eine solche Stetigkeit des Erfolges muß in unsrer Zeit, die den Autor eben so schnell aufs Schild hebt wie ihn wieder fallen läßt, verzeichnet werden."

„Wie Jules Sandeau, so gehört auch Octave Feuillet zur Akademie. Derselbe hat wahrhafte Triumphe gefeiert. Vor 12 oder 15 Jahren, in den schönen Tagen des Kaiserreichs, fanden seine Romane einen außerordentlichen Absatz. „Monsieur de Camors", „Sibylle", „Julia de Trécoeur", haben eine Zeit lang alle schönen Damen in Aufregung versetzt; jeder der genannten Romane ist in einer Auflage von annähernd 30,000 Exemplaren verkauft worden. Damals war Herr Feuillet der Lieblings-Romandichter der aristokratischen Gesellschaft; er wurde in den Tuilerien gefeiert, die Kaiserin hielt große Stücke auf ihn und ließ sich von ihm literarisch berathen. Ich gestehe offen, daß ich das Talent des Herrn Feuillet nicht über die Maßen liebe. Es ist doch nur ein verdünnter Aufguß von Musset und George Sand; originell an ihm ist nur, daß er sich zum Advokaten der Pflicht und der Moral gemacht hat, während seine Vorgänger als Advokaten der Leidenschaft gewirkt haben. Er hat seitdem einige recht lebhafte Schilderungen zu schreiben versucht und Bücher veröffentlicht, die eine ehrsame Mutter ihrer Tochter wohl nicht in die Hand geben wird. Ich habe über die Sittlichkeit jener Romanschriftsteller, die für die Familie schreiben, meine ganz bestimmte Ansicht. Ich halte jene Sittlichkeit nämlich für außerordentlich unsittlich und glaube, daß nichts ungesunder für Kopf und Herz ist als gewisse heuchlerische Abschwächungen, als der Jesuitismus der durch die Schicklichkeit und Ziemlichkeit gefesselten Leidenschaften. Auch Feuillets Ansehen läßt erheblich nach. Die neue Schule hat ihn verdrängt; „Fromont" und „Le Nabab" von Daudet haben je 40 Auflagen erlebt, und das beweist, daß das Publicum, das sich jetzt an die getreue Schilderung und an eine sorgfältige Analyse des wirklichen Lebens gewöhnt hat, an den liebenswürdigen Lügen und romanhaften Intriguen der idealistischen Schule keinen rechten Geschmack mehr findet. Dessen ungeachtet ist Feuillet doch noch immer eine Stütze der „Revue des deux Mondes", die außer diesem eigentlich keinen Schriftsteller mehr hat, welcher den französischen Roman repräsentirt. Diese „Revue" nimmt jetzt in Frankreich eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Es ist ihr nicht gelungen, die naturalistischen Romandichter an sich zu fesseln, vielleicht hat sie es auch nicht gewollt. Da diese nun auf der ganzen Linie den Sieg erfochten haben, so wird die „Revue" bald vollkommen außerhalb der literarischen Bewegung stehen mit Romanschriftstellern zweiten und dritten Ranges. Die „Revue" wird, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, augenblicklich nur noch von dem fahlen Sonnenuntergange Octave Feuillets beleuchtet."

Zola wendet sich nun gegen die Akademie, „die von den Romandichtern nur zwei, Jules Sandeau und Octave Feuillet, dagegen vier Dramatiker, Emile Augier, Alexander Dumas, Victorien Sardou und Ernest Légouvé zu ihren Mitgliedern zählt". (Zola vergißt Victor Hugo, der sowohl als Romanwie als Dramendichter doch mit genannt werden müßte, und übersieht auch, daß Alexander Dumas als Verfasser der „Dame aux camélias," „Dame aux perles," „Affaire Clemenceau," „Le roman d'une femme" ꝛc. unter den Romanschriftstellern ebenfalls mit aufzuzählen wäre.) „Ich finde dies Verhältniß höchst ungerecht. Das Theater ist in unserer Zeit von ganz untergeordneter Bedeutung. Ich will damit sagen, daß die aufgeführten Stücke im Durchschnitt überaus mittelmäßig sind; der

Digitized by Google

Roman dagegen steht obenan und der ganze Zeitgeist scheint sich in diesem zu concentriren. Für das 19. Jahrhundert wird der Roman das literarische Charakteristikon sein, wie es die Tragödie und die hohe Komödie für das 17. Jahrhundert gewesen sind. Flaubert und Edmond Goncourt müßten schon längst zur Akademie gehören; selbst wenn man lediglich das literarische Verdienst auch ohne Ansehen der Gattung in Betracht zieht, so muß man zugeben, daß diese doch sicher zehnmal so viel werth sind, wie Légouvé und Sardou. Es ist geradezu eine Schmach, jene Schriftsteller vor der Thür zu lassen und die Mittelmäßigkeiten aufzunehmen." Herr Zola schreibt nur Romane.

„Wenn die Akademie sich dazu entschließen sollte, einen Romandichter zu wählen, so würde sie, wie ich fürchte, auf Herrn Cherbuliez fallen, einen Schüler der George Sand. Cherbuliez ist eine Säule der „Revue des deux Mondes" und man weiß, daß jene Zeitschrift die Specialität besitzt, Akademiker zu fabriciren. Herr Buloz zahlte seine Mitarbeiter sehr schlecht, aber er eröffnete ihnen die verlockende Aussicht auf einen Sessel in der Akademie, auf dem sie in ihren alten Tagen ausruhen könnten. Auch Herr Cherbuliez ist ein Liebling der Damen. Er thut sich besonders in der Schilderung außerordentlicher Naturen hervor. Alle seine Heldinnen sind Engel, die aus der Hölle oder dem Fegefeuer aufsteigen, verhängnißvolle Weiber, räthselhafte Mädchen, deren Tugend auf alle Fälle zum Schlusse siegreich zum Durchbruch kommt. Da ist mir doch Octave Feuillet noch lieber, der wenigstens in Frankreich bleibt, während Cherbuliez seine Handlung nach Polen, Ungarn oder Tirol verlegt, wo er ganz nach Herzensneigung lügen darf, so viel er will. Seine Geschichten sind überaus langweilig."

Mit großer Geringschätzung behandelt Zola Louis Ulbach, dem er mit Unrecht fast alle bedeutenden Eigenschaften abspricht. Ulbach ist ein liebenswürdiger und vortrefflicher Erzähler, keine erschütternde Erscheinung, das ist richtig; aber immerhin ein freundliches und angenehmes Talent, das eine freundliche Würdigung verdiente.

Noch schlimmer geht es Louis Emault, von dem Zola sehr boshaft, aber freilich mit einigem Rechte sagt: „Dieser hat die Pomade des Ideals und den Syrup des Romanhaften erfunden."

Zolas Mißachtung steigert sich je mehr er sich mit den Idealisten und den bescheidneren Talenten beschäftigt. Nur zu Gunsten André Theuriets macht er eine Ausnahme; aber auch diese unwillig und mit sehr verdächtigem Wohlwollen. Theuriet gehört meiner Meinung nach zu den anmuthigsten und feinsten Schriftstellern, welche in den letzten Jahren in Frankreich aufgetaucht sind. Daß Zola kein Verständniß für ihn hat, ist sehr begreiflich. Zola verlangt beständig Muskelmänner, Herkulesse, die die schwersten Gewichte heben und die mit der Faust dreinschlagen, Theuriet ist eine bescheidene, ruhige Natur, ein gebildeter Mann, in seinen Schriften von vornehmsten gesellschaftlichen Formen. Er schreit nicht, wie Zola, er spricht leise, aber vernehmlich; er wühlt nicht in den Lastern und Gebrechen herum, aber er empfindet menschlich und tief. Und da man doch nicht immer in der Laune und Stimmung ist, sich von den Gewaltthätigkeiten der Naturalisten durchrütteln zu lassen, da unter Umständen auch der Hauch, der aus der reinen und freundlichen Natur aufsteigt, erquickt, so ist nicht recht zu verstehen, weshalb einem so feinsinnigen Idealisten wie Theuriet die eigentliche Existenzberechtigung abzusprechen wäre. Es ist ein Glück, daß wir neben Böcklin Ludwig Knaus zu den Unsrigen zählen.

Zola verweist wieder mit großer Genugthuung auf die Thatsache, daß die Romane von Theuriet in Frankreich nur eine mäßige Verbreitung gefunden haben. Seine Kritik ist, wie man sieht, eine vollständige Statistik des Romanverkaufs, die eigentlich nicht in der Revue, sondern im Buchhändler-Börsenblatt hätte abgedruckt werden müssen.

Die Bilanz, die Zola von den Werken der idealistischen Schule zieht, ist natürlich eine sehr betrübende. Er sagt: „Eine einzige, liebenswürdige, junge Kraft, André Theuriet, und sonst klapprige, marode Generäle, wie Octave Feuillet und Cherbuliez. Victor Hugo habe ich nicht genannt, weil dieser immer eine besondere Stellung einnimmt; außerdem hat Hugo keine Romane, sondern nur Dichtungen in Prosa geschrieben, und sein Einfluß auf die literarische Bewegung der Gegenwart ist gleich Null. Der idealistische Roman kracht und bröckelt allüberall zusammen; es wird gar nicht mehr lange dauern, so wird er seines natürlichen Todes sterben aus Mangel an Romanschriftstellern. In dem heranwachsenden Geschlecht erblicke ich auch nicht einen einzigen Schriftsteller von Talent, der werth wäre, George Sand auch nur die Schuhriemen zu lösen; dagegen sehe ich überall junge Schriftsteller, die gewillt sind, den von Balzac eröffneten Pfad zu beschreiten. Da ist die Zukunft, da ist das Leben. In weniger denn zehn Jahren wird sich die Situation vollkommen geklärt haben, und man wird dann einfach den definitiven Sieg der naturalistischen Schule verzeichnen."

In dem folgenden Aufsatze wollen wir uns mit den Urtheilen Zolas über About, Erckmann-Chatrian, Jules Verne, Gustav Droz, über die Feuilletonromanschreiber, ferner über Jules Claretin, gegen den Zola besonders hart und besonders ungerecht ist, und einige andere beschäftigen.

Paul Lindau.

Aus den Llanos.

Von

Georg Gerland.

Die Schilderungen aus den Llanos von Karl Sachs, die unlängst in Leipzig bei Veit und Co. erschienen sind, gehören ohne Zweifel zu dem Werthvollsten, was die neuere Reiseliteratur aufzuweisen hat. Sachs ist todt; mitten aus der Fülle des Lebens und Strebens ward er durch ein jähes Verhängniß seinen Arbeiten und der Wissenschaft, dem Vaterland, den Seinen entrissen; sein lebensfrisches Buch ist ein Denkmal, welches er sich in unmittelbarer Grabesnähe errichtet hat. Aber ein Denkmal, wie er sich kein besseres wünschen konnte: reich und fesselnd für jeden Betrachter, ein Muster scharfer und reiner Beobachtungsgabe, zugleich ein treuer Spiegel des jugendfrischen, heiter-unbefangenen und doch abgeklärten festen Charakters seines Verfassers, der es vermochte, in echt wissenschaftlicher Freiheit des Geistes allen Erscheinungen des Lebens gerecht zu werden, wie er für alle ein scharfes, offenes Auge hatte.

Zunächst ist das Gesammtbild welches er bietet, außerordentlich fesselnd; diese klare Totalität des Eindrucks, welche wir aus seinen Schilderungen empfangen, verleiht ihnen einen ganz vorzüglichen, geradezu künstlerischen Werth. In bunten Farben entrollt sich uns Natur und Leben Venezuelas. Da ragen die Gebirgsketten der Umgebung von Caracas schroff und herrlich aus dem blauen Caribenmeer, von blüthen- und formenreichen Urwäldern ernst und prächtig geschmückt, in welchen zu unserer Ueberraschung (und naturwissenschaftlich ist dies allerdings interessant genug) verwildert die Erdbeeren, die Brombeeren unserer Wälder wachsen; wir sehen die Städte, ihre Bauwerke, ihr Leben, Armuth und Reichthum des ganzen Landes; dann aber entwickeln sich auch die politischen Parteien und Gegensätze vor unseren Augen, die kirchlichen Verhältnisse, das sociale Leben, die ganze, so mannichfaltig bunte Bewegung der wunderbar gemischten Bevölkerung; das außerordentlich interessante Verhältniß dieser letzteren zur europäischen Cultur; und auf diesem Hintergrunde heben sich nun einzelne Figuren, bedeutende oder mehr komische, stets aber höchst charakteristische, lebensvoll hervor. Oder wir reiten über die endlose Steppe der Llanos, wir dringen in den Urwald der Steppenflüsse ein, zunächst im fröhlichen Genuß alles dessen, was dieser Wald an mächtigen Bäumen, an bunten Blüthen, Schmetterlingen Vögeln uns Schönes zeigt, dann aber, um auch seine unheimlichen Seiten kennen zu lernen, die dunkelfließenden Ströme mit ihren wunderlichen, zum Theil höchst gefährlichen Bewohnern. Endlich nimmt uns der gewaltige Orinoco auf; an seinen Ufern treffen

Digitized by Google

wir die ernsten eingeborenen Indianer, auf seinen Fluthen, im grellen Gegensatz zu jenen, mit der fahrenden Welt europäischer Abenteurer zusammen. Gegenwart und Vergangenheit bewegt uns: während wir meist das frische Leben des Tages genießen, reisen wir zu anderen Zeiten in der bedeutenden Gesellschaft Humboldts, entwickeln sich uns die historischen Verhältnisse der Venezolaner, der Indianer.

Wer nimmt nicht gern ein Buch in die Hand, welches uns die Pracht und Buntheit fremder Länder in naturgetreuer Darstellung, in anmuthigem Wechsel lebhaft schildert? Der wunderbare Reichthum an Formen, der sich uns erschließt, wirkt anregend auf unsere Phantasie und das um so kraftvoller, als er stets im Bereich des Wirklichen bleibt, als er bei allem phantastischen Schwung zugleich die erfreulich lebensvolle Empfindung der Realität gibt. Hier wirkt nicht der rasch vorübergehende oft zufällige Wechsel interessanter Situationen: die bleibende ruhige Schönheit der Natur wirkt durch das Medium einer solchen Darstellung wie ein Kunstwerk auf unser Gemüth, ästhetisch anregend und befreiend. Auch düstere Farben im Kreise der hellen schaden nicht: denn daß, nach Fechners beißender Bemerkung, das Mitleid im Quadrate der Entfernung abnimmt (räumlich und zeitlich, in Betreff fremder und der eigenen Leiden), das ist eine weise, wohlthuende Einrichtung der Natur; um so stärkere Kraft behalten die lichten, freudigen Eindrücke und die Welt bleibt, was sie bei allem Erdenleid sein soll, ein Aufenthalt der Freude. So wirken Humboldts Reisewerke auf uns ein, die formvollendetsten Blüthen unserer gesammten Reiseliteratur. Sie wirken hauptsächlich so durch ihre klare und allseitige Objectivität. Und eine gleiche Objectivität und Unbefangenheit, getragen von einer heitern, reinen, umfassenden Lebensauffassung zeigt auch Sachs überall; sie ist es, durch welche seine Schilderungen die Kraft erhalten uns nicht blos anzuziehen, sondern dauernd zu fesseln.

Die großen naturwissenschaftlichen Interessen stehen natürlich bei Sachs in erster Linie. Neues und wichtiges Neue zu bringen glückt ihm vielfach und mußte ihm glücken, da er selbst ja ein so ausgezeichneter Beobachter war und das Land, welches er bereiste, trotzdem es eine Art von Halbcultur selber besitzt, nur wenig durchforscht, nach Humboldts Besuch von wissenschaftlichen Reisenden überhaupt kaum wieder betreten ist. Ja was seiner Darstellung einen besonderen Werth gibt, sie ergänzt, sie berichtigt Humboldts Schilderungen in einzelnen nicht unwesentlichen Punkten, deren wichtigster sich auf den Fang der elektrischen Aale, der Gymnoten, bezieht. Wer kennt nicht Humboldts Erzählung „vom wunderbaren Kampf der Pferde und Fische. Es gibt wohl nur wenige Naturschilderungen, welche eine solche Berühmtheit erlangt haben, als diese; sie gehört zu den ersten Kenntnissen, welche die heranwachsende Generation auf dem Gebiete des Naturlebens sammelt. Und dies ist im Ausland nicht minder der Fall, als in Deutschland; wer überhaupt von Zitteraalen gehört hat, kennt die Geschichte ihres Kampfes mit den Steppenrossen." Und dennoch — diese Art, Zitteraale zu fangen, existirt nicht; die Vorstellung einer allgemeinen Sitte, zu welcher wir durch Humboldts Erzählung geführt werden, ist falsch. Als Sachs vorschlug, auf Humboldts Art Gymnoten zu fangen, verstand man ihn erst gar nicht und als man ihn verstand, „brach die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter aus. Weder diese Leute, noch irgend Jemand, selbst unter den ältesten Leuten der Gegend, hatte jemals von dem Kampfe der Pferde und der Fische gehört. Eine sonderbare Verkettung der Umstände hat dazu geführt, daß ein einzelnes Erlebniß zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zuge im Naturcharakter eines Landes gestempelt worden ist. Es ist völlig unmöglich, daß es in den Llanos je Sitte gewesen ist, die Gymnoten mittels in Wasser getriebener Pferde zu fangen; es müßte sich sonst bei den Bewohnern der Gegend, den Söhnen derjenigen, welche Humboldt antraf, wenigstens eine Spur von Erinnerung daran erhalten haben." Diese Worte sind völlig unwiderleglich; und auch in der Vermuthung wird Sachs wohl Recht haben, daß Humboldts Fangart die momentane Erfindung eines klugen Indianers war, und zunächst nur dazu dienen sollte, die Gymnoten überhaupt aufzutreiben. Der Sumpf selber, in welchem Humboldt seine Zitteraale fing, ist jetzt ausgetrocknet; wie denn die Wasserläufe der Steppe manchen Veränderungen naturgemäß unterworfen sind.

Gerade die Wasserverhältnisse der Llanos behandelt unser Verfasser, der auch sonst sehr interessante Beiträge zur Geologie der Steppe liefert (z. B. genaue Angaben über einen 40 Fuß tiefen Aufschluß mit allen seinen Schichtungen), ganz besonders eingehend, und mit Recht: denn gerade sie sind von höchster Wichtigkeit für die Natur und namentlich für die Zukunft dieser so ausgedehnten Länderstrecken. Die ungeheure Wassermenge, welche dieselben in der Regenzeit bedeckt, die mächtigen Ueberschwemmungen der zahlreichen großen und kleinen Ströme, die endlosen Fluthen, welche die Wolken ergießen, dazu aber die zahlreichen Wasseradern, welche die umgebenden Gebirge und Urwälder zu allen Jahreszeiten in die Steppe senden, gehen sie im Sommer alle durch Verdunstung zu Grunde? Nein. Dafür sind sie zu gewaltig; ein mindestens ebenso großer Theil, als der, welcher verdunstet, dringt in den Boden ein. Nur die Oberfläche der Llanos ist trocken: in den etwas tieferen Schichten fließt zu allen Jahreszeiten viel Wasser. Das geht zunächst aus den Palmen- und Baumgruppen hervor, welche vereinzelt über die ganze Fläche ausgestreut sind und welche hier so wenig wie die Dattelpalme in der Sahara existiren könnten, wenn ihre Wurzeln nicht vom Grundwasser bespült würden. Auch fand Sachs an den verschiedensten Orten und weit entfernt von allen Wasserläufen inmitten völlig verdorrter Umgebungen, Bananen-, Mais- und Manihotpflanzungen, die im üppigsten Grün prangten und dennoch seit fünf Monaten keinen Tropfen Regen gehabt hatten; ja an manchen (meist etwas tiefer gelegenen) Stellen zeigten sich oasenartige Strecken mit frischem Grün bestanden und, wie jene Maisfelder, von dem hochstehenden Grundwasser genährt. Daher ist es kein Wunder wenn in den verschiedenen mehr oder minder tiefen Erdrissen Quellen mit klarem frischen Wasser und reichlich genug entspringen, um sogar Badeweiher und kleine Bäche gleich da, wo sie hervorsprudeln, zu bilden. Solche Badeplätze, bei Calabozo gelegen, zeigen nun, obwohl sie einander nächst benachbart sind, verschiedene Temperatur, begreiflicherweise zur höchsten Bequemlichkeit der badenden Calabozaner. Sachs wundert sich über diese Erscheinung, und doch erklärt sich dieselbe leicht durch die verschiedene Höhe, in welcher die einzelnen Strömungen des Grundwassers hinfließen, durch die verschieden lange Zeit, während welcher sie unter der Erde sind. Auch während der Trockenzeit, wie Sachs nachweist, fließen die oberflächlich geschwundenen Ströme, deren Bette jetzt durch einzelne Sandhügel zertrennt ist, unterirdisch ununterbrochen weiter, indem das Gewässer in langsamem Lauf durch den Sand hindurchfiltrirt. Auch hier wieder die größte Aehnlichkeit mit den anderen Steppen und Wüsten der Erde. Uebrigens ist das Grundwasser in fortwährendem Fluß, wie z. B. schon die ständige Klarheit und Frische der hier und da gegrabenen Brunnen beweist. Dieselben sind nirgends tief; und dies überall beobachtete Hochstehen des Grundwassers ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Sie scheint zu beweisen, daß wasserdichte Schichten, vielleicht jene Thonschichten, welche Sachs in einer Tiefe von 35 Fuß fand, weithin die Steppe unterteufen; daß demnach der größte Theil der ungefähr 7000 Quadratmeilen, welche jetzt die Llanos einnehmen, der Cultur fähig ist. Wie merkwürdig diese letztere aber, über die weite Fläche ausgedehnt, das ganze Wesen und Leben Venezuelas und der Nachbarländer verändern würde, vermag man kaum auszudenken.

Die Sümpfe der Steppen sind Brutstätten miasmatischer Stoffe und daher höchst gefährlich. Nachts werden nicht selten Flammen über ihnen bemerkt, Irrlichter, welche Sachs leider nicht selbst untersucht hat; er hält sie für Gase, welche durch Zersetzung entstanden und durch den Einfluß der atmosphärischen Luft entzündet seien. Auf die Meteorologie der Steppe hat er überhaupt ein wachsames Auge und so bringt er manchen werthvollen Beitrag zu unserer Kenntniß derselben. Am merkwürdigsten ist die Erscheinung der „Relámpagos veraneros" (d. h. Blitze

Digitized by Google

der Trockenzeit), welche Sachs folgendermaßen schildert: „Bei klarem, sternenhellem Himmel, der nur am Horizont einen schmalen Kranz weißer Haufenwölkchen aufwies, flammten beständig Blitze auf, meist in der Nähe des Zenithes, seltener in tieferen Regionen. Die Blitze gehörten zur Klasse der Flächenblitze, sie verursachten ein starkes, gleichmäßiges Aufleuchten einer ziemlich großen Fläche, das meist 1—2 Secunden anhielt; Zickzackblitze waren nie wahrnehmbar. Von Donner war nicht die geringste Spur zu hören; im tiefsten Schweigen vollzogen sich die Entladungen, welche mitunter in fast ununterbrochener Reihe auf einander folgten. Der Ort der meisten Blitze war ohne allen Zweifel in der Nähe des Zenithes; eine Ungewißheit in dieser Beziehung hätte nur dann entstehen können, wenn der Himmel bewölkt gewesen wäre, wo dann allerdings der Widerschein von Blitzen, welche unter dem Horizont stattfinden, die Täuschung veranlassen kann, als zuckten dieselben über dem Kopfe des Beobachters. — Sie sollen fast jedes Jahr kurz vor dem Ende der Trockenheit auftreten, nur selten sich ein schwacher Regenschauer dazugesellen." Diese Blitze also werden beobachtet, wenn die wasserreiche Luftschicht, welche die Regenzeit bringt, sich über die sehr trockene und erhitzte Steppenluft herschiebt, — wie klar daraus hervorgeht, daß in einer der nächsten Nächte Sachs das ganze Himmelsgewölbe von schweren Haufenwolken bedeckt sah, aus welchen ebenfalls fortwährend die donnerlosen Blitze leuchteten. In der oberen Luftschicht ist das Wasser schon nicht blos in Gasform, sondern zugleich, wie der oft eintretende leichte Regen beweist, schon in feinsten Wasserbläschen enthalten oder im Uebergang aus der Dampf- in die Tropfenform: und so kommt es zu elektrischen Entladungen zwischen beiden Luftschichten, welche bei der großen Nähe der letzteren sowie bei der großen Höhe und also starken Verdünnung der Luft donnerlos sind. Dagegen ist die Erscheinung, daß die meisten dieser Blitze im Zenith aufleuchten, doch wohl nur eine optische Täuschung. Eine ähnliche Erscheinung erlebte Darwin, bei ganz ungemein trockner unterer Luftschicht, während die obere, die in großer Höhe über jener hinzog, stark wasserhaltig war, auf den canarischen Inseln. Im Anhang theilt dann Sachs noch eine Reihe metereologischer streng wissenschaftlicher Beobachtungen aus den Llanos, vom Orinoco und den Küstengegenden mit. Wenn sie auch wegen der Kürze der Beobachtungszeit kein sicheres Resultat ergeben, so erlauben sie doch einige Schlüsse (sie sind im Februar aufgenommen) auf die gesammte Trockenzeit. Besonders auffallend sind die außerordentlich starken täglichen Schwankungen des Luftdruckes, deren Differenzen nicht selten 6 Grad betragen, sowie die große Trockenheit der Luft; die relative Feuchtigkeit schwankt zwischen 30 und etwa 20 Procent. Diese Trockenheit ist es natürlich, welche die Stärke der Barometerschwankungen veranlaßt, indem sich der Dampfdruck zur Zeit der größten Tageswärme auf ein Minimum reducirt. Auch das Leben der Organismen wird durch diese klimatischen Verhältnisse beeinflußt. So ist z. B. die Fächerpalme der Llanos (Copernicia tectorum), über deren scharf abgeschnittenen Verbreitungsbezirk sich Sachs mit Unrecht wundert, durch Anpassung an die trockene Luft und den feuchten Grund durchaus an die Steppe gebunden, in welcher sie sogar Wälder bildet, mit deren äußersten Grenzen aber auch sie plötzlich verschwindet.

Von besonderem Interesse ist eine andere Erscheinung, auf welche Sachs hinweist. „Die Zahl der Laubbäume," sagt er, „ist gegenwärtig bei weitem nicht mehr so gering, als sie zur Zeit von Humboldts Reisen gewesen zu sein scheint. Das Schauspiel eines freien scharfen Horizontes, eines Ozeans von Gras, wie es Humboldt beschreibt, habe ich erst sehr viel später in der Nähe des Apure genossen. Im Uebrigen aber sind die Llanos gegenwärtig in dem Maße bewaldet, daß überall der größere Theil des Horizontes von grünen Gebüschen eingenommen erscheint, die freilich im Verhältniß zu der weiten Grasfläche nur wie Inseln im Weltmeere erscheinen." Dadurch würden sich also die Llanos zur Savanne, zum lichten Parkwald allmählich umbilden. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Llaneros, die Bewohner der Llanos, die Thatsächlichkeit dieser Veränderung selber beobachten und aussprechen: der Unterschied beruht also nicht etwa auf der verschiedenen Auffassung zweier Beobachter; die Veränderung findet ihren Grund, wieder nach der Ansicht der Steppenbewohner, in der enormen Verminderung der früher so gewaltigen Rinderheerden, welche in den letzten 30 Jahren durch die ewigen Revolutionskriege und ferner durch die hohen Lederpreise um sich griff. Denn nun konnten sich Keime, welche sonst die Rinder niedertraten oder abweideten, entwickeln — im Verlauf einer Regenzeit mächtig genug, um dauernd mit dem sehr allmählich sinkenden Grundwasser in Berührung zu bleiben. Gegen diese Erklärung der zunehmenden Belaubung spricht indeß der Umstand, daß wir dann die Steppe vor der Einführung der Rinder, also zur Zeit der ersten Entdeckung, ebenfalls bewaldeter denken müßten, als sie später war; die wenigen Notizen aber, welche wir aus dem 16. Jahrhundert über die Llanos haben, schildern sie als völlig baumlos und kahl. Wie dem auch sei, heute ist die Zunahme der Belaubung, welche nach Sachs nicht blos lokal eintritt, eine Thatsache und auch sie spricht deutlich für die Möglichkeit einer größeren Nutzbarmachung der Steppe.

Doch die Hauptsache der Schilderung ist Fang und wissenschaftliche Bearbeitung der Gymnoten und alles Uebrige tritt nur in Episoden wechselnd auf. Die anmuthige Darstellung der theils lächerlichen, theils wirklich gefährlichen Abenteuer bei diesem Fang mag man im Buche selber nachlesen: man wird es nicht ohne wirklichen Genuß thun. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Untersuchung hatte Sachs für ein besonderes Werk bestimmt; hier gibt er nur einige wenige Notizen, deren wichtigste die über die sechsfache Theilung des elektrischen Apparates der Fische ist — zwei dieser Theile, welche sehr von den andern in ihrer Bildung abweichen, sind erst von Sachs entdeckt. Auch die Beobachtung, daß zur Laichzeit die männlichen und weiblichen Gymnoten nach dem Geschlechte getrennt in Banden zusammen leben, die einzige Thatsache, welche Sachs über das sexuelle Verhalten der Thiere erfahren konnte, ist von Interesse. Geographisch ist nun dies Auftreten der elektrischen Fische höchst merkwürdig. Daß alle elekrischen Thiere, d. h. alle die Thiere, welche die elekrische Kraft zur Vertheidigung und Nahrungsgewinnung anwenden, Wasserthiere sind, ist eine nothwendige Folge der geringen elektrischen Leitungsfähigkeit der atmosphärischen Luft, während das Wasser gut leitet. Alle diese Thiere sind sonst waffenlos, ja sie haben nicht einmal Schuppen, der Zitteraal sogar eine so empfindliche Haut, daß Abschürfungen auch geringer Ausdehnung, nach Sachs' Beobachtungen, jedesmal den Tod herbeiführen. Zwei von ihnen, der Zitteraal und der Zitterwels, sind träge Thiere, welche halb im Schlamm vergraben auf eine zufällig vorüberschwimmende Beute lauern, um diese durch den elektrischen Bannstrahl in ihre Gewalt zu bekommen. Der elektrische Aal dagegen ist zwar auch ein lichtscheues Thier, Nachts aber sehr lebhaft, höchst beweglich und behende und außerdem muß er fortwährend, um Luft zu schöpfen, zur Oberfläche des Wassers aufsteigen. Alle Zitterfische leben in beschränkten Räumen: der Wels und der Gymnote in Flüssen, also im süßen Wasser, der Rochen im Meere zwar, aber in den sandigen Untiefen des Ufers. Solche räumliche Eingeengtheit ist natürlich für die compacte Wirksamkeit des Schlages von Bedeutung. Während nun der Roche, vielleicht auch der Zitterwels, in Folge seiner Gestalt und Lebensart, man möchte sagen aus Bequemlichkeit diese elektrische Kraft entwickelte, war sie für die weichen Flußfische durchaus wesentlich zur Vertheidigung: sicher kann man dies wenigstens vom Zitteraal behaupten, denn wie er, das so auffallend gefärbte, so große, völlig waffenlose und empfindliche Thier, mit den zahlreichen Caribenfischen, deren Blutdurst und Gefährlichkeit Sachs sehr anschaulich und ohne Uebertreibung schildert, ferner mit allen den übrigen meist in hohem Grade stachlig-dornigen Fischen in den nämlichen Flüssen, die oft sich in ganz enge Lachen zusammenschnüren, ohne seine schützende Kraft leben konnte, ist völlig unbegreiflich. Die übrigen Gymnoten, die nächsten Verwandten des Zitteraales, sind

Digitized by Google

denn auch mit einem Schuppenkleid bedeckt. Sachs erwähnt, daß nach Babuchins Untersuchungen das elektrische Organ des Zitterrochens als eine Umbildung gewöhnlicher Muskelsubstanz anzusehen sei. Da nun dem thierischen Muskel überhaupt, wie Du Bois-Reymond bewiesen, elektrische Kraft zukommt, so erscheint die eigenthümliche Entwickelung der Zitterfische „als eine durch Umbildung gewonnene Steigerung" einer allgemeinen animalen Eigenschaft. Sachs warnt mit Recht davor, dieser kühnen Vorstellung schon jetzt „den Rang einer wissenschaftlichen Theorie" zuzugestehen: denn so weit ist die Forschung über diese Thiere noch nicht vorgeschritten. Hier aber kommen wir wieder auf das so merkwürdige geographische Auftreten der Zitterfische zurück. Wir finden sie in gänzlichst verschiedenen Gegenden: den Gymnoten in den Steppenflüssen des tropischen Südamerika, den Rochen im Meer, den Wels im tropischen Afrika, in Nil und Niger. Dazu kommt, daß sie selber sehr verschiedenen Familien zugehören: der Wels den Siluriden, der Aal den Gymnotiden, der Roche den Torpediniden; daß auch die Bildung und Lage des elektrischen Organes keineswegs eine ganz gleichmäßige ist. Alle diese Umstände weisen allerdings darauf hin, daß die elektrische Kraft durch allmähliche Umbildung und Steigerung zum Vortheil der betreffenden Thiere gewonnen ist. Und daß ein Princip, welches sonst im Leben der Thiere nirgends eine selbstständige Rolle spielt, obgleich es allen thierischen Muskeln zukommt, daß dies — so ganz eigenthümliche — Princip in so ganz verschiedenen Gegenden, bei so ganz verschiedenen Arten selbstständig zur Entwickelung gekommen ist, so daß es nun das ganze Leben der Thiere bestimmt: das ist eine Thatsache von äußerster Wichtigkeit nicht nur für die Geographie der Organismen, nicht nur für die Entwickelungsgeschichte der letzteren, sondern auch, und zwar in erster Linie, für die Beurtheilung des Wesens, der Entstehung dieser Entwickelung überhaupt.

Auch die culturhistorischen Verhältnisse, namentlich der Llanos, schildert Sachs in ganz vorzüglicher Weise. Die Bevölkerung derselben ist ein „buntes Durcheinander der verschiedensten Rassen und Mischlingstypen". Von Calabozo, der Hauptstadt der Llanos, am Guarico, einem Zufluß des Orinoco gelegen, erzählt er: „Alle denkbaren Schattirungen zwischen kaum merklichem Gelb und Roth, zwischen Roth und Braun, zwischen Braun und Schwarz konnte man da sehen; die weiße, schwarze und kupferfarbene Rasse, welche die Bevölkerung von Venezuela bilden, haben sich namentlich im Gebiete der Llanos auf so mannichfaltige Weise gemischt, daß der prüfende Blick des Ethnologen hier eine schwierige Aufgabe vor sich sieht. Das charateristischste Kennzeichen ist noch die Beschaffenheit des Haares; kurzes, wollig krauses Haar verräth das vorwiegend afrikanische Blut, während langes, schwarzes, schlichtes Haar einen Stammbaum von überwiegend indianischem Charakter ankündigt; dabei können Hautfarbe und allgemeine Gesichtsbildung in beiden Fällen äußerst ähnlich sein." — Das ganze sechste Kapitel, Weihnachten in Calabozo überschrieben, dem wir jene Stelle entnahmen, ist ein wahres Muster- und Kabinetstück der feinsten und eingehendsten, greifbar klaren Schilderung, die sich ganz unbefangen, wie zufällig, an den täglichen Erlebnissen des Verfassers entwickelt. Weihnachten ist nebst dem Carneval das Hauptfest der Llaneros, welches am Tage mit Stiergefechten, Hahnenkämpfen und sonstiger Lustbarkeit, in der ersten Nacht religiös, in den übrigen durch Tanz und Trinkfeste, am letzten Tage durch eine allgemeine possenhafte Maskerade gefeiert wird. Die grausame Sitte der Stiergefechte ist hier insofern etwas gemildert, als man den Stier nur weidlich quält und herumhetzt, dann ihn aber, ohne ihn zu tödten, laufen läßt. Daß das Vergnügen auch so noch im hohen Grade roh bleibt, läßt sich nicht leugnen. Ebenso die Hahnenkämpfe, die mit der größten Leidenschaft und unter hohen Wetten betrieben werden. Der Charakter der Creolen, welche die Hauptmasse der Llanos-Bevölkerung ausmachen, zeigt sich in dem freundlichen, reinlich gebauten, gartenumgebenen Calabozo besonders günstig. Sie sind lebenslustig, gewandt, betriebsam, klug und nicht ungebildet und die liebenswürdige und intelligente Art, mit welcher sie unsern Landsmann aufnahmen, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Die Schattenseite hier wie überall in Venezuela sind die Behörden. Trotzdem feiert man sie, so lange sie in Amt und Würden sind, auf das Ueberschwänglichste. Don Gusmann Blanto, der Präsident der Republik, der „illustre Americano", der „Rejenerador", wurde in den officiellen Blättern mit Moses, Napoleon I. und Washington, in einem anderen Artikel dicht unter Jesus Christus gestellt! Wir haben ja heutzutage auch recht starke Nerven und sind an Mancherlei gewöhnt: aber dennoch, wer kann so etwas lesen, ohne herzlich zu lachen? Es sei denn, daß ihn der Ekel überkomme. Dies völlig ungesunde, unreife und unsichere politische Leben, welches den sonst so gesegneten Staat nie zu irgend welcher Entwickelung kommen läßt, bildet den düsteren Hintergrund zu den heiteren Bildern des Volkslebens, welche Sachs uns entrollt. Sollte doch bald genug nach Sachs' Abreise wieder neues politisches Unheil, welches zur Zeit seiner Anwesenheit schon drohte, über das Land hereinbrechen! Glücklicherweise besitzt der Creole Federkraft, das Land natürlichen Reichthum genug, um nach solchen Stürmen das Haupt rasch wieder zu erheben. Gerade diese Unverwüstlichkeit beweist am besten, was aus dem Lande dereinst werden kann.

Ueberblickt man den Reichthum aller dieser Schilderungen und zugleich die liebenswürdige, schlichte und reine Form, in welcher sie uns geboten werden, so fühlen wir den lebhaftesten Schmerz nur von neuem, daß Sachs' Geschick sich schon so früh vollenden mußte. Dieser Schmerz ist ein gerechter: was er geleistet hat, zeigt uns getreu die hohe und schöne Begabung des Verstorbenen und läßt uns in klarem Lichte erkennen, wie Bedeutendes er schaffen und wirken konnte, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt war.

Notizen.

Die Jahreswende hat den öffentlichen Organen der meisten Länder keine sehr heiteren Betrachtungen eingeflößt, und den melancholischen Chor um eine Stimme zu vermehren, hatten diese Blätter kein lebhaftes Verlangen empfunden. Wer überdies inmitten der allgemeinen Klagen und Lamentationen den richtigen Ton treffen will, hat keine leichte Aufgabe. Man möchte gern seine bürgerlichen Pflichten erfüllen, während der Patriotismus durch die an denselben gestellten Aufgaben außerordentlich erschwert ist. Das öffentliche Leben ist heutzutage von drei Momenten beherrscht, von dem stets wieder auflodernden Culturkampf, von der Angst vor dem Schutzzoll und von der zweifelhaften Erwartung des Friedens. Auf allen diesen Gebieten begegnet der strebsame Geist zahllosen Widersprüchen, und wer unbeschädigt hindurchsteuert, kann sein Geschick segnen. Man soll dem römischen Clerus keine Concessionen machen, soll weder den Weg nach Canossa noch nach Damascus empfehlen und doch an einen nahen Frieden mit der Kirche glauben, unbeschadet der Rechte des Staates, der Autorität der Gesetze und der Unversehrbarkeit des Ministers Falk. Verhält sich Jemand der Legende von der bevorstehenden Aussöhnung zwischen Vatican und Friedrichsruhe gegenüber skeptisch, so geräth er in den Verdacht, als ob er aus allerlei Gründen parlamentarischer Taktik das Ende des inneren Krieges vielleicht gar nicht wünsche. Der Nationalpartei wurde schon oft genug nachgesagt, sie gönne der Regierung nicht die von derselben ersehnte neue, conservativ-clerikale Majorität und begrüße deswegen jede Friedensbotschaft aus Rom wie eine Hiobspost. Es versteht sich, daß an diesem liebenswürdigen Gerede kein wahres Wort ist. Der Streit mit den Bischöfen ist für ein halbwegs aufgewecktes Gemüth so wenig erfrischend, daß nur sehr officiös angelegte Naturen ein wirkliches Wohlgefallen daran haben können. Aber wer nach Wahrheit sucht, der wird die vieldeutigen Lesarten von dem, was bald hier bald dort mit Leo XIII. verhandelt oder nicht verhandelt wird, nicht ohne weiteres für baare Münze nehmen. Verträgt man sich endlich, so soll es uns aus hundert Gründen lieb sein. Das Hin und Her jedoch, das Hangen und Bangen stets pflichtgetreu bald mit freudigem Beifall, bald mit sehnsüchtiger Halbtrauer zu begleiten, dazu hat nicht Jeder das erforderliche Geschick. Mit den wirthschaftlichen Aussichten geht es nicht viel besser.

Digitized by Google

Das bekannte Decemberprogramm hat ein Doppelgesicht, und als es das Licht der Welt erblickte, wußte man zuerst nicht recht, welch Geistes Kind man vor sich hatte. Zur größeren Hälfte sah es schutzzöllnerisch aus, während es doch wieder von den eigenen Eltern in dieser Eigenschaft verleugnet wurde. Das neugeborne Wesen zappelt lebhaft, aber ob es groß werden wird, vermag Niemand zu sagen. Was uns von Vettern und Basen über seine glückverheißende Zukunft prophezeit wird, erinnert stark an die bekannte Frage der Prinzessin, welcher die Zofe zur Festzeit weinend von dem Elend der kleinen Leute erzählte, die kein Brod hätten. Verwundert fragte die hohe Dame, warum sie denn keinen Kuchen äßen? Die Lobeserhebungen, welche der neuesten staatsökonomischen Evolution gezollt werden, nehmen sich ganz ähnlich aus. Mögen die Partisanen des Planes ihres Amtes walten und sehen, was sie vor sich bringen. Aber sie können nicht verlangen, daß man sich dafür begeistere. Niemand weiß, was eigentlich dahinter steckt und wer, ob die ausgesprochene Schutzzollpartei oder die Manchesterschule, schließlich am meisten desavouirt werden soll. Höchst wahrscheinlich wissen es die Autoren des Projects, welche man bekanntlich am Nesenbach in der Umgegend von Stuttgart vermuthet, selbst noch nicht recht. Jedenfalls aber erfordert das Innehalten der gouvernementalen Linie, so lange man nicht deutlich erfährt, ob sie in einem Monat noch dieselbe sein wird, ein peinliches Studium. Die Verlegenheit erreicht endlich ihren Gipfel in der auswärtigen Frage, wo die klügsten Leute oder die sich dafür halten, nicht aus noch ein wissen. Alle Regierungen sprechen von Frieden und bereiten sich nicht etwa auf den nächsten Krieg vor, was nach dem Sprichworte den Frieden erhalten soll, sondern, wenn man den Witterungszeichen glauben darf, speculiren sie darauf, daß der neueste vielgerühmte Vertrag, noch bevor er jährig geworden, von Oesterreich und Rußland mit mehrseitigem Einverständniß wieder gebrochen werde. Man wird nicht Beweise dafür verlangen, die in allen Zeitungen zu lesen sind. Ein Punkt aber, der dort in der Regel verschwiegen wird, verdient doch im Vorübergehen eine flüchtige Erwähnung. Ueber die sittliche Verwilderung der Massen werden häufig tiefe philosophische Untersuchungen aufgestellt. Die Einen beschuldigen den Mangel an Religion, Andere die verderblichen Einwirkungen der socialdemokratischen Doctrinen. Wie viel indessen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die politische Moral dazu beitragen mag, das erwägen die Wenigsten. Pfiffige Leute zucken die Achseln, wenn von Treu und Glauben im völkerrechtlichen Verkehr gesprochen wird, würden sich jedoch entehrt glauben, wollte man ihnen, Freunden oder Geschäftsleuten gegenüber, einen Bruch des gegebenen Wortes oder eine Verleugnung der Wahrheit zutrauen. Einfache Menschen aber finden sich in solchen subtilen Unterscheidungen schwer zurecht und bilden sich ein, daß, was sich die Großen gestatten, auch den Kleinen nicht verwehrt werden sollte. Socialistische Agitatoren, die mit gefährlichen Analogien die untere Klasse heimsuchten, wurden vor die Thür gesetzt und ihre Brandschriften verboten. Die Hochschule für die Mißachtung dessen, was den Vätern heilig war, blüht dagegen an anderen Orten. Man frage nur beispielsweise die Panslavisten in Moskau und ihre Complicen an den Ufern der blauen Donau. Solange der Erfolg das einzige Kriterium für die menschlichen Handlungen ist, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn dem gemeinen Mann Alles erlaubt scheint, was der Strafrichter nicht unmittelbar erreichen kann, und daß, wer auf dem politischen Acker Wind säet, den socialen Sturm als unvermeidliche Ernte hinnehmen muß.

Offene Briefe und Antworten.

Steglitz, den 25. November 1878.

Erst jetzt kommt mir Julius Dubocs „Beitrag zur Voltaire-Literatur" in Nr. 42 der „Gegenwart" zu Gesichte. Herr Duboc meint, der neueste englische Lessing-Biograph Sime habe nichts darüber bemerkt, ob und wie Voltaire auf die scharfen Angriffe reagirte, welche Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie auf das französische Drama und speciell auf Voltaire gerichtet hatte. Dies ist ein Irrthum. Herr Duboc hat offenbar übersehen, daß Sime im Schlußabschnitte des fünfzehnten Kapitels seiner Lessing-Biographie gerade auf denselben Brief Voltaires an Großmann Bezug nimmt, welcher in der erwähnten Nummer der „Gegenwart" zum ersten Mal vollständig nach der Originalhandschrift mitgetheilt wird. Allerdings citirt Sime die Aeußerungen Voltaires nicht ganz wortgetreu und scheint den Namen des jungen Mannes, an den der Brief gerichtet war, nicht gekannt zu haben.

Adolf Strodtmann.

* * *

Geehrte Redaction!

Da mir erst heute die Nr. 44 Ihrer geschätzten Zeitschrift zu Gesicht kommt, darf ich Sie wohl um Aufnahme einer kurzen Bemerkung zu der dort mitgetheilten Notiz des Herrn Dr. Uhde, betreffend die von mir in Nr. 39 d. Bl. veröffentlichten Goethebriefe ersuchen. Im Eingange meines Aufsatzes ist keineswegs, wie Herr Dr. Uhde bemerkt, gesagt, daß von Briefen Goethes an L. v. Schorn überhaupt nichts bekannt sei, sondern nur daß dieselben in dem Verzeichniß des Herrn Dr. Dietzel nicht aufgeführt und, wie ich annehmen könne, noch nicht in andre Hände gelangt wären. Es konnte sich bei der Publication der drei unter sich in innerem Zusammenhang stehenden Briefe doch nur darum handeln, ob sie bereits ihrem vollen Inhalt nach veröffentlicht seien oder nicht, und erschien es darum auch überflüssig, die beiden kurzen, vom Adressaten mitgetheilten Citate in Nr. 6 des „Kunstblattes" vom Jahre 1826 hervorzuheben. Daß ich jene Nummer nicht, wie Herr Dr. Uhde annehmen zu dürfen glaubt, angeführt, ohne den darin enthaltenen Aufsatz gekannt und gelesen zu haben, ergibt sich doch wohl aus der Art und Weise, wie ich den Inhalt desselben kurz zusammengesetzt und besonders auf die Bedeutung des Schlusses hingewiesen habe.

Was die von Herrn Dr. Uhde richtig bemerkte Textverschiedenheit zwischen dem Citat im „Kunstblatt" und dem Wortlaut derselben Stelle in Nr. 39 der „Gegenwart", betrifft, so hat sich allerdings in letzterer, trotz gewissenhaften Copirens, ein Versehen eingeschlichen, indem das Wort „selbstverständliches" weggelassen, oder vielleicht erst in der Correctur in Folge des Gleichlauts mit „selbständiges", gestrichen wurde. In dem mir vorliegenden Originale vom 14. Juni 1825 bezeichnet Goethe wirklich das Leybold'sche Bild als ein „selbständiges, selbstverständliches Werk", und bin ich Herrn Dr. Uhde für seine Hinweisung dankbar.

Vielleicht ist endlich die nachträgliche Mittheilung nicht ganz ohne Interesse, daß, wie ich aus der wohlbekannten Handschrift schon früher geschlossen, die sämmtlichen Briefe nach Goethes Dictat von Christian Schuchardt geschrieben sind, was durch die mir erst kürzlich zugegangene Mittheilung bestätigt wird, daß Letzterer im Jahre 1825 bereits bei der Oberaufsicht für Kunst und Wissenschaft in Weimar als Registrator angestellt war, und als solcher zugleich als Goethes persönlicher Secretär fungirte.

Hochachtungsvoll

Dr. O. v. Schorn.

Nürnberg, d. 11. December 1878.

Bibliographie.

Strodtmann, Adf., Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrh. 2 Bde. gr. 8. (V, 292 u. 179 S.) Stuttgart 1879, Abenheim. geb. 10. —

Windelband, Prof. Dr. W., die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange m. der allgemeinen Cultur u. den besonderen Wissenschaften dargestellt. 1. Bd. Von der Renaissance bis Kant. gr. 8. (VIII, 579 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. geb. 11. 50.

Arnold, Wilh., deutsche Urzeit. gr. 8. (441 S.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 8. 40.

Wallace, Dr. Mackenzie, M. A., Rußland. Einzig berechtigte, vom Verf. durchgeseh. deutsche Ausg., nach der 6. Aufl. d. Originals übers. v. E. R. 1. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. (XVI, 208 S.) Leipzig, Steinacker. 3. —

Digitized by Google

Inserate.

Correspondenz.

Angesehenen Zeitungs-Redactionen werden vertrauungswürdige und tüchtige Correspondenten in allen Orten der Welt nachgewiesen.

Dr. J. Pollacsek's
Literarische Agentur in Hamburg.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.
Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. 1.12 Sort 60 ₰

1/1 Gross 3 ℳ 1/2 Gross 90 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Von der
Allgemeinen Geschichte
in Einzeldarstellungen,
herausgegeben von
Wilhelm Oncken,
ist die **zweite Abtheilung** (3 Mark) erschienen. Dieselbe bringt die **altpersische Geschichte** von **Ferd. Justi** zum Abschluß.
Auch diese Abtheilung wird von jeder Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht gesandt.
Berlin.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Lassalle, Ferdinand, Herr Julian **Schmidt** der Literarhistoriker, mit Setzerscholien herausgegeben. III. Aufl. Preis eleg. brochirt 3 ℳ.
Verlag von **Anton Metz, Culm** a. W.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Feuilleton.

Original- u. Nachdruckromane, Criminal-Erzählungen, belletristische und populär-wissenschaftliche Aufsätze ausschliesslich von beliebten Autoren zu mässigen Bedingungen vorräthig.

Dr. J. Pollacsek's
Literarische Agentur in Hamburg.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der
Schalk
am wenigsten zur Last
(Goethe)
Für 3 ℳ 50. sollt' ich meinen,
Wär' er ein billiger und lieber Gast.

Zeitungs-Novität.
Der Wirthschafter.

Herausg. Dr. **Arn. Lindwurm.**
Gemeinverständl. Wochenblatt.
Wirthschaftlich Belehrendes und Unterhaltendes.
Für den **Politiker**, für die **Hausfrau**, für den **Unternehmer**, für den **Arbeiter**.
Preis ℳ 1.— vrtlj. **Post-No.** 4480.
Motto: Durch Menschenwohl Volkswohl,
Durch Volkswohl das Wohl der Menschheit!
Expedition: **Hamburg**, Bergstr. 13.

Einladung zum Abonnement.

Mit dem soeben erschienenen Heft (Januar 1879) beginnt der achte Band (Januar, Februar, März) von

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von
Paul Lindau.

Preis pro Quartal (3 Hefte mit je einer Kunstbeilage — Radirung) 5 Mark.

Inhaltsverzeichniß des Januar-Heftes:

Rudolph Lindau in Berlin, Gute Gesellschaft, Roman. I.
Paul Heyse in München, Aus der italienischen Reisemappe.
H. B. Oppenheim in Berlin, Das allgemeine Stimmrecht.
Wilhelm Lübke in Stuttgart, Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
Eduard Hanslick in Wien, Musik und Musiker in Paris.
Paul Lindau, Julian Schmidt und der „Schillerpreis".
Bibliographie.
Hierzu das Portrait Eduard Hanslick's, Radirung von Halm.

Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten u. Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Luisenstrasse.

Künstlerfestspiele
von
J. Lohmeyer.
Albrecht Dürer — Die Malerhölle — Titiano Vecellio.

Mit Titel- und Ornamentzeichnungen von **Ludwig Burger** und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bog. gr. 8. eleg. cart. Preis 3 ℳ.

Der Verfasser, bekannt als der feinsinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend"**, hat diese dramatischen Gelegenheitsdichtungen, die von dem *„Verein Berliner Künstler"* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Charakter einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Plattdütsche Husfründ.

En Volksblatt vör alle Plattdütschen.
Unter Mitwirkung von **Klaus Groth** u. A.,
redigirt von **Willem Kastner.**
4. Jahrgang 1879.
Wöchentlich eine Nummer. — Preis pro Quartal 1 Mark.
☛ **Probenummern gratis und franco.**
Leipzig. **C. A. Koch's Verlag.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 18. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politischer Rückblick. Von A. Schneegans. — Die communistischen Gesellschaften der Union. Von Rudolf Elcho. — **Literatur und Kunst:** Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne von Emerich Dümont. Besprochen von Hans Herrig. — Emile Zola über den französischen Roman. Von P. L. II. — Ein Klassiker des Pessimismus. Von Wilhelm Bolin. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Politischer Rückblick.

Von A. Schneegans.

Nebelumflort, wie ein düsterer Wintertag, senkt sich das alte Jahr in die Vergangenheit hinunter, und über die Wiege der jungen Zukunft wirft es noch einen schweren Wolkenschatten. Nicht mit goldenen Buchstaben wird sein Name, wird seine Zahl in die Marmortafeln der Geschichte eingegraben werden, dieser Name und diese Zahl, die für spätere Generationen zwar den Berliner Friedensvertrag, den Vertrag des noch unerfüllten, noch auf hinkendem Fuße sich einherschleppenden Friedens bedeuten werden, die aber auch mit blutigen Zeichen auf die deutschen, die spanischen, die italienischen und die russischen Attentate hinweisen, auf den Ausbruch einer drohenden und seltsamen Sittenverwilderung, einer eigenthümlichen Krankheit, von der man nicht zu bestimmen wagt, ob den davon Betroffenen auf offenem Marktplatze zum Schrecken der spätesten Geschlechter — oder nicht vielmehr noch im verborgensten Winkel eines Irrenhauses ein Schaffot errichtet werden sollte. In Berlin waren die ersten königsmörderischen Schüsse gefallen; in Madrid bedrohte ein drittes Attentat das Leben des jugendlichen Herrschers, und noch lauschte Europa dem unheimlichen Echo, das aus der iberischen Halbinsel heraufhallte, als König Viktor Emanuels Nachfolger, inmitten des Hochrufens des neapolitanischen Volkes, seinen Säbel ziehen mußte, um sich eines vierten Königsmörders zu erwehren! Von dem blutigen Drama, das sich in dem königlichen Wagen vollzog, von dem Kampfe, der sich zwischen dem Wüthenden und dem seinen Fürsten mit seinem Leibe schirmenden Ministerpräsidenten entspann, hatte die jubelnde Menge keine Ahnung; es wogte die Freude durch die Straßen; es lachte die italienische Sonne auf den feierlichen Einzug des Sohnes desjenigen, der sein Land aus der früheren Zerrissenheit und Ohnmacht zur Einigkeit und zum Ruhme geführt hatte; und wie drückend mußten die Gefühle dieses Volkes sein, als die Kunde dieser That von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf geflogen kam! Von demselben Gedanken mußte Italien damals durchzuckt werden wie Deutschland bei den Mordanfällen auf den greisen Kaiser: und in Neapel wie in Berlin mag wohl, ob dem verbrecherischen Wahnwitze jener Unseligen, Mancher, an dem Verstande des Volkes verzweifelnd, sich gefragt haben, welch grausam ironisches Geschick die Dinge denn so gelenkt, daß gerade den Fürsten, die das Größte für ihr Land geleistet, ein Mörder aus dem Schoße des eigenen Volkes erstand? Mußte aber in Italien dieses Gefühl sich nicht noch weiter fortpflanzen, mußte nicht eine erneuerte Schamröthe über die Stirn des denkenden Mannes sich legen, als, wenige Wochen nach dem Attentate, der Ministerpräsident, der den König errettet hatte, dessen Blut zugleich mit dem Blute des Herrschers geflossen, der das Messer des Mörders, das den Fürsten bedrohte, auf sich hinwendete, als Cairoli von einer aus der Rechten und aus der äußersten Linken zusammengewürfelten Majorität gestürzt, und das kaum einer Regierungskrise entronnene Italien zu der unerwartetsten und unglaublichsten Ministerkrisis gedrängt wurde? Die Italiener, sagt man, seien die feinsten politischen Denker, es sei die politische Klugheit in jenem Lande wie zu Hause und jeder Lateiner sei zum Staatsmann geboren. Wenn dem wirklich so ist, so muß man aber hinzufügen, daß die jetzigen Italiener ihre politische Weisheit noch nicht der jungen Größe ihres Vaterlandes angepaßt zu haben scheinen; sie bewegen sich in Anschauungen, die vielleicht in dem engeren Rahmen der vormaligen Kleinstaaterei, wo die persönlichen Streitigkeiten und neidischen Verbitterungen sich oft in dem wohlfeilen Gewande der Staatsklugheit, als leitende Factoren der Politik, breit machten, Niemanden überrascht hätten, die aber gar seltsam abstechen zu der Größe und Breite der Bühne, auf welcher sich heute die italienische Politik bewegen sollte. Nicht einem politischen Gedanken, sondern einer kleinlichen, mit persönlichen Ingredienzen unliebsam verquickten Intrigue, fiel das Kabinet Cairoli zum Opfer. Die Gegner des Ministerpräsidenten auf der linken Seite des Hauses verstanden es nicht, sich emporzuschwingen zu jenen Höhen der politischen Anerkennung, die den Staatsmännern in größeren und älteren Staaten erlaubt, in einer bedeutenden, welthistorischen Lage ihre innersten Neigungen zu unterdrücken und, zum Wohle des Vaterlandes wie zu seinem Ruhme, selbst einen persönlichen Feind oder Nebenbuhler zu unterstützen. Es wirft dieser Vorgang im italienischen Parlament einen trüben Schatten auf die jetzigen Zustände jenes Landes; und scheint es als ob die Malaria, die den kleinen Republiken, Städten, Staaten und Stätchen des mittelalterlichen und auch des neueren Italiens innewohnte, noch nicht durch einen gewaltigen Luftzug des großen, jungen Königsreiches gereinigt und mit gewaltigem Hauche hinweggeblasen worden sei. Nicht Cavour hätte so gehandelt wie Crispi, Nicotera und Depretis; wohl aber sicherlich einer oder der andere der Minister oder Ministercandidaten irgend einer genuesischen oder florentinischen Krämerrepublik. Mitten in diesem Ränkespiel der parlamentarischen Führer ist König Umberto den constitutionellen Ueberlieferungen seines Vaters treu geblieben; die Kammern wurden nicht aufgelöst, obgleich Cairolis Sturz einen Sturm der öffentlichen Meinung heraufbeschwor; Cairoli trat ab und gab seine Gewalt in des Fürsten Hand zurück; ein neues Ministerium mit Depretis

Digitized by Google

an der Spitze, hat sich gebildet, — nicht ohne Mühe aber, und auf wie lange? Von den neuen Ministerien pflegen die Skeptiker zu fragen, wie viel Monate sie wohl dauern werden; von dem Ministerium Depretis aber hat man sich gefragt, wie wenig Wochen es zu leben haben mag.

Die ersten Anzeichen dieser, in ihren Ursachen wie in ihren Zwecken unerquicklichen Ministerkrisis hatten schon bei der feierlichen Rückkehr König Umbertos nach Rom die öffentliche Meinung beunruhigt, und minder glücklich, minder erhebend gestaltete sich somit diese fürstliche Reise als der kaiserliche Einzug Wilhelms I. in seine Hauptstadt sich wenige Wochen nachher gestalten sollte. Obwohl Deutschland und besonders die Bevölkerung Berlins durch die Maßregeln, die auf Grund des Socialistengesetzes der Rückkehr des Kaisers vorangingen, nicht wenig beunruhigt worden waren, und der Gedanke an die Möglichkeit eines erneuten Attentates oder irgend einer aus den unteren Schichten hervorbrechenden Manifestation die erregten Gemüther mit einer tiefgehenden und spannenden Besorgniß erfüllt hatte, so nahm doch — und wohl gerade deswegen — der Einzug des Kaisers und seine Rückkehr in das fürstliche Palais den Charakter eines gewaltigen Volksfestes im tieferen Sinne des Wortes an. Wer die Berichte, die damals, und nicht von officieller Seite allein, in die Welt geschickt wurden, aufmerksamen Auges gelesen, der mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß die Berliner Bevölkerung, wie sie nun auch dem Socialistengesetze gegenüber denken mochte, dem ehrfurchtgebietenden, greisen Oberhaupte des Staates durch den enthusiastischen Empfang, den sie ihm bereitet, den ausdrücklichen Beweis zu liefern bedacht war, daß man zwar im deutschen Reiche anderer Meinung sein kann als die Regierung, was die Spezialgesetzgebung gegen die Socialdemokraten betrifft, daß aber in den Gefühlen, mit denen es dem verwundeten und wiedergenesenen Kaiser entgegentrat, das gesammte deutsche Volk ein Herz und eine Seele war. Bedeutende und bedeutungsvolle Worte wurden beim Empfange der Vertreter des Reiches und der Stadt gewechselt, Worte der ernsten Mahnung in ernster Stunde gesprochen, und inmitten der feierlichsten Ovationen fuhr der fürstliche Wagen, vorbei an der Unglücksstätte, zurück in das nunmehr von dem wiederregierenden Kaiser bewohnte Palais. Selten sah wohl eine Hauptstadt eine erhebendere Feier; selten umgab ein größerer Glanz den Wiedereintritt eines regierenden Fürsten in die Ausübung seiner Machtbefugnisse. Mit gewaltiger Tragik hatte an dieser selben Stätte vor wenigen Monaten das Schicksal an diese Pforten gepocht, und es mochte auch wohl ein tragischer Ernst sich in diese feierliche Begrüßung des Herrschers mischen.

Tragisch auch, wenngleich in ganz anderer Form, mögen die Gefühle gewesen sein, mit denen ein anderer Kaiser, der siegesgekrönte und doch nicht befriedigte Zar, in die alte Hauptstadt des russischen Reiches zurückkehrte: lag doch zwischen diesem Einzug in Moskau und der vor Jahresfrist erfolgten Abreise des Zaren eine wilde und blutige Schlachtenlegende! hatten doch Rußlands Heere mit dem Blute unzähliger Krieger, mit der Trauer unzähliger Mütter, die Lorbeeren auf den türkischen Gefilden erkauft! Und wer mag erstaunen, wenn des Kaisers Geist beim Eintritt in den alten Zarenpalast, beim Ueberreichen von Salz und Brod durch das ehrwürdige Oberhaupt der griechischen Kirche, sich düster sinnend zu jenen Schlachtenscenen zurückgezogen fühlte, und wenn auf der Schwelle der Kirche, in welcher dem Sieger ein Tedeum gesungen werden sollte, Alexander II. weniger an den blutig eroberten Kriegesruhm, als an die drückende Last einer Krone, an die schweren Pflichten eines Regenten, an die Gefahren, die von innen und von unten dem russischen Reiche drohen, dachte! Oft schon, sagt man, habe der mächtige Zar mit trübem Sinne von seinem Sehnen nach Ruhe gesprochen; oft schon sei über seine Lippen die melancholisch entmuthigte Ankündigung einer baldigen Thronentsagung gegleitet; — nicht stärker, nicht härter fühlend als die anderen Menschen sind ja die Kaiser und Könige, und, gewaltigerem Schicksale ausgesetzt, mit schwererer Verantwortlichkeit belastet, wie wären sie der Entmuthigung unzugänglicher als die Anderen alle? Und wie wäre es möglich, daß Kaiser Alexander nicht mit beengendem Gefühle in sein Land zurückkehrte, er, der dort im fernen Türkenlande die äußere Macht seines Reiches zu befestigen glaubte, und vor dessen Augen plötzlich eine dumpfdrohende innere Gährung des Volkes, ungeahnte Attentate auf die höchsten Staatsbeamten, aufrührerische Manifestationen aus den höchsten Gesellschaftskreisen entgegenblitzten! Was nützen Rußland seine Siege im Orient? was nützt ihm seine Machtenfaltung im hintersten Asien? was nützt ihm die Bekämpfung Englands an den Grenzen von Afganisthan, — wenn in Petersburg, in Moskau, in Kiew und in Odessa der Krebs des Nihilismus immer weiter um sich frißt, wenn an den Ufern der Newa, am hellen Tage, das oberste Haupt der Polizei ermordet wird, ohne daß man der im aristokratischen Wagen dahinfahrenden Thäter habhaft werden kann; wenn die Studenten mit Petitionen vor den Palast des Thronfolgers heranrücken, wenn Bataillone aufgeboten werden müssen, um den Aufruhr niederzuschlagen; wenn das Bürgerthum selbst die jugendlichen Empörer — oder Träumer, begünstigt; ja, wenn die Geschworenen den politischen Mord freisprechen? Drohender und unheimlicher als in irgend einem anderen Lande gestaltet sich in Rußland die Revolution. Im Westen Europas haben wir geschlossene Parteien mit festem Programm gesehen, die, ihres Zieles bewußt, der jeweiligen Regierung den Krieg erklärten, um sich an die Spitze der Macht zu schwingen, und sei es eine Republik, sei es eine andere monarchische Verfassung auszurufen; in Rußland aber, nach welchem Ziele streben die Nihilisten? welches ist das positive Losungswort, das sie auf ihre Fahne schreiben? wo findet man die Häupter der Partei? wer kennt die Männer, die darnach trachteten, sich, an Stelle der heutigen Machthaber, auf einen Präsidentenstuhl oder Ministersessel zu setzen? Es treffen all diese Voraussetzungen, all diese Fragen nicht zusammen mit den russischen Verhältnissen. Die Revolution geht im Zarenreiche einen anderen Weg: sie verkörpert sich in keiner positiven Partei; sie verkörpert sich nicht in einem Oberhaupt, in einem oder in mehreren Führern; sie ist nirgends und sie ist überall; sie hat sich in die Adern des Volkes ergossen wie ein tödtendes Gift; und wo ist das Wunderkraut, das dieses Gift aus dem Blute entfernte? Der Ausbruch einer, wenn auch noch so furchtbaren Krankheit ist weniger gefährlich als die schleichenden Fieber; nach einer acuten Krisis ist der Körper gesünder als er es vorher war, und es lehrt uns die Geschichte, daß manche Revolutionen, welche die Völker heimsuchten, nach überstandenem Kampfe zu einer kräftigeren Wiedergenesung führten. Wie aber, wenn der Kampf nicht entbrennt? wenn der Krankheitsstoff, statt sich gewaltig auf einen Punkt zu werfen und dort zum Ausbruch zu gelangen, den ganzen Organismus mit eiterndem Blute erfüllt? wenn, an Stelle des Fiebers, die innere Fäulniß den Körper vergiftet? Einem solchen Verwesungsproceß scheint aber die russische Gesellschaft verfallen zu sein; es hat sich dieses Volk in seinen oberen Schichten zu rasch entwickelt, wie eine Frucht, die von der Unreife zu jener mit der Fäulniß verwandten, wenn auch noch nicht Fäulniß benannten Gestaltung übergeht, welche sie für eine fernere Reifung unempfänglich macht. Unten liegt noch im russischen Volk der schwere, verwilderte Kern des Asiatismus; oben aber hat sich eine Cultur ausgebildet, die wohl eine europäische sein möchte, die aber von der europäischen Gesittung nur die Aeußerlichkeiten sich anzueignen vermag, und die unter dem Drucke des inneren Widerspruches der sich in ihr bekämpfenden Elemente, des urwüchsigen Asiatismus und der künstlich und unfertig eingesogenen europäischen Civilisation, einer diesem seltsam verwachsenen Organismus eigenartigen Krankheit anheimfällt, und dem Untergang — oder einer vollständigen Auflösung — gewidmet scheint. Nicht erst von heute oder von gestern an begegnen wir der Erscheinung dieser russischen Krankheit; die Anfänge davon konnte man vor Jahren schon, wenn auch nicht in Petersburg oder in Moskau, so doch

Digitized by Google

bei verschiedenen Anlässen in den westeuropäischen Staaten, und besonders bei den sogenannten Friedenscongressen in Belgien und in der Schweiz beobachten. Ein Jahrzehnt liegt zwischen uns und jenen damals gewissermaßen epochemachenden Begebenheiten; aber obgleich die Zeit heutzutage die vergangenen Jahre und Monden mit raschem Fluge der Vergessenheit überliefert, so sind doch jene Incidenzfälle und die Erscheinungen, welche das erste Auftreten der russischen Revolutionsmänner in Europa in seinem Gefolge mit sich zog, zu bezeichnend und für die jetzige Lage zu bedeutend, als daß es nicht gestattet wäre, sie hier wieder in Erinnerung zu bringen. In Bern war es, im Jahre 1868, bei dem „Friedenscongreß" der Freiheits- und Friedensliga, als die russischen Umsturzapostel, wo wir nicht irren, zum ersten Male öffentlich mit ihrem Programm hervortraten, und kein geringes Erstaunen bemächtigte sich der Republikaner, Radicalen und alten Demokraten, die sich aus der Schweiz, aus Deutschland, aus Frankreich, aus Italien dort zusammengefunden hatten, als sie aus dem Munde Bakounins hören mußten, daß auch der radicalste Radicalismus von Westeuropa von den russischen Fortschrittsmännern schon weit überflügelt sei. Für diese Erz- und Urdemokraten war Socialismus schon Verrath, Communismus ein „Bourgeoisradicalismus", und Collectivismus lautete das Schlagwort, unter dessen allein selig machender Anrufung die Welt der Freiheit und dem Zukunftsstaate zugeführt werden konnte. Unter den Zuhörern Bakounins und seiner Genossen befand sich der französische Republikaner Chaudey, der im Jahre 1871 in Paris von dem Communarden erschlagen wurde, und den damals schon die russischen Vorkämpfer der Commune als einen lauen und kaum noch zu den Demokraten zu rechnenden Mann bei Seite schoben. Was eigentlich diese „Collectivisten" bezweckten, konnte niemals vollständig ergründet werden; das Einzige, was klar in der Sache war, schien wohl darin zu bestehen, daß es für die russischen Revolutionäre galt, alles irgendwie Bestehende umzureißen, die Welt einem Nivellirungsproceß zu unterwerfen, die absolute Gemeinschaft des Eigenthums zu proclamiren und auch in Wirklichkeit und recht praktisch auszuführen; — ein Nihilismus, aus dem sich dann das Zukunftsideal entpuppen würde.*) Die Schweiz ließ damals die russischen Apostel ungehindert ihre Wege gehen; wie sie ja von jeher keiner, auch der tollsten Meinungsäußerung irgend einen Stein in den Weg legte, und nur dann in die Speichen eingriff, wenn diese Manifestationen ihre Beziehungen zu einer anderen Macht zu gefährden, oder in den Versuch einer thatsächlichen Intervention in die inneren Verhältnisse eines Nachbarlandes umzuschlagen drohten.

Sonderbar klangen jedenfalls diese wilden Theorien in den Ohren der klugen schweizerischen Republikaner, und mancher fragte sich wohl, ob die Leute, welche das eidgenössische Asylrecht auf diese Weise mißbrauchten, nicht etwa von jener Gattung Politiker seien, denen man unter dem französischen Kaiserreiche und in den inneren französischen Wirren oft begegnete, und die im Volksmunde den bezeichnenden Namen Agents provocateurs tragen. Mit denselben Gefühlen mag wohl in den letzten Wochen die helvetische Republik auf die Nachkommen jener Collectivisten oder Nihilisten, auf die in La Chaux-de-Fonds ansässigen französischen „Anarchisten" hinschauen, die dort aus ihrem verborgenen Bergeswinkel heraus die seltsamsten und ungeheuerlichsten Aufreizungen zum Königsmord in die Welt hinausschickten. In einem kleinen, in der Schweiz kaum gelesenen Blättchen, L'Avant-Garde, predigte ein aus der Pariser Commune entflohener „Anarchist" seine blutigen Lehren und man erzählt sich, daß dieses Blatt, sauber verpackt, regelmäßig an die persönliche Adresse aller europäischen Fürsten versendet wurde. Daß gerade Spanien, das Land der Carlisten und der Pronunciamentos, diese wahnsinnigen Schmähartikel vor das Gericht der öffentlichen Meinung zu ziehen sich beflissen fühlte, mag gewissermaßen als eine Ironie des Schicksals belächelt werden; daß der schweizerische Bundesrath, sofort nachdem er von dem Treiben dieser Blätter in Kenntniß gesetzt worden war, die energischsten Maßregeln ergriff, um die Interessen der Eidgenossenschaft gegen solche Eingriffe in das allgemeine Völkerrecht zu wahren, ist eine so selbstverständliche Sache, daß man staunen muß, daß dieser Schritt von verschiedenen Seiten als ein der Schweiz von außen aufgenöthigter angesehen wurde. Das Asylrecht, das in den schweizerischen wie auch in den englischen Gesetzen geschrieben steht, muß ja die Regierungen dieser beiden Länder zu ganz besonderer Wachsamkeit anspornen und sie veranlassen, in dem eigensten Interesse des Staates darauf zu sehen, daß jenes Recht niemals von den dadurch Gedeckten in einer Weise mißbraucht werde, welche einer fremden Macht die Handhabe zu einer diplomatischen Intervention biete. Freilich darf aber dabei nicht vergessen werden, daß sich in der Schweiz seit Jahrhunderten andere Sitten eingebürgert haben, als in den meisten europäischen Staaten; daß man sich dort, ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit, einer viel weitergehenden Freiheit des Denkens und der Discussion erfreut als anderswo, und daß dieses Volk und dessen Regierung in vielen Fällen, die in den Nachbarstaaten ganz anders berühren und auch ganz andere Folgen nach sich ziehen würden, sich damit begnügen zu können glaubt, den Ausschreitungen der Freiheit, so lange sie sich nicht über die Schranken der Platonischen Meinungsäußerungen hinausbewegen, das der Freiheit der Discussion innewohnende Correctiv entgegenzustellen; die Freiheit der Discussion, sagen die Schweizer, ist wie die Lanze des Achill: die Wunden, die von ihr geschlagen, werden auch von ihr geheilt. Auf die Aufreizungen zum politischen Morde, wie sie sich in der „Avant-Garde" breit machten, findet dieses Princip natürlich keine Anwendung, und soll nur im großen Ganzen der Unterschied betont werden, der in der Auffassung des überhaupt Erlaubten und nicht Erlaubten auf dem Gebiete der Presse zwischen der Schweiz und anderen Staaten besteht. Die Schweiz übrigens ist nicht die einzige Republik, die gegen die Fremden, welche den ihnen gastwirthschaftlich gebotenen Schutz dem Auslande gegenüber mißbrauchten, energisch vorging: auch in Frankreich wurde, in Folge der deutschen Attentate, ein Fremder, und zwar ein Deutscher, des Landes verwiesen, weil er sich in Paris mit aufrührerischen Elementen in active Verbindung gesetzt hatte, und die Blätter, die der Regierung den lautesten Beifall dafür zollten, waren gerade die liberalen, die republikanischen Blätter.

Von Frankreich wird wohl Niemand, außer den reactionären und der republikanischen Regierung systematisch feindseligen Pariser Blättern ernsthaft zu behaupten suchen, es hätte sich auf Grund einer auswärtigen Pression zu dieser Maßregel entschlossen. Frankreich mag aber, wie die Schweiz, das instinctmäßige Gefühl haben, daß es in seiner Eigenschaft als republikanisches Staatswesen auf eine besonders scharfe Ueberwachung der die bestehende Ordnung in benachbarten Ländern oder das Leben der regierenden Fürsten bedrohenden Elemente angewiesen ist. Im höchsten Interesse dieser Staatsform liegt es ja, eine strenge Scheidung zwischen diesen Elementen und dem republikanischen Princip zu ziehen, denn wenn man in dem gegnerischen Lager schon bereit ist, den Liberalismus überhaupt als die Vorhalle der Socialdemokratie und des Königsmordes

*) Als ein Beispiel der Gefühle, mit welchen die süddeutschen in Bern versammelten und als äußerst radicale Demokraten angesehenen Republikaner diese russischen Nihilisten- oder Collectivistenprogramme begrüßten, mögen folgende, von dem bekannten Redacteur Hausmann nach einer der Sitzungen des Friedenscongresses improvisirten, drastischen Verse dienen, in denen der Verfasser in hoher ironischer Komik im Namen der Bakouninischen Anhänger das Lob des Collectivismus singt:

Wir wollen unsere Weiber tauschen,
Wir wollen uns mit Schnaps besaufen,
Und Alles soll gemeinsam sein!
Wir wollen uns mit Fett beschmieren,
Wir wollen in der Sonn' spazieren,
Wir wollen freie Russen sein!

Digitized by Google

zu bezeichnen, wie viel eher noch muß man dort geneigt sein, jenes Princip und jene Staatsform einer moralischen Verwandtschaft oder gar Complicität mit diesen Verirrungen und diesem politischen Verbrecherthum zu zeihen? Und doch, wer hätte nicht aus den großen Ereignissen, die Frankreich nach dem Kriege heimsuchten, die Lehre herauslesen können, daß eine Republik mit ebenso wuchtigen Hieben wie eine Monarchie die Revolution niederzuschmettern vermag? So gründlich und vollständig war im Jahre 1871 der Sieg der französischen Republik über die Commune, daß heute noch dieses Volk in der beneidenswerthen Lage ist, von den ringsumher sich drohend ballenden Gefahren der Socialdemokratie oder der nackten, nihilistischen Umsturzpartei verschont geblieben zu sein, und die bedeutendste innere Reform, die es seit Decennien durchzuführen hatte, in dem tiefsten socialen Frieden und fast ohne von den Feinden der linken Seite behelligt zu werden, zu Ende zu führen. Es wird dieses Jahr ein bedeutendes in der französischen Geschichte sein; durch die Erneuerungswahlen des Senats hat sich die Majorität in der ersten Kammer auf die Seite der Liberalen, der Republikaner geschlagen; die Tage der Gefahren — rief Gambetta in dem stolzen Bewußtsein der kommenden Siege bei seiner letzten Tischrede aus — sind vorbei! und ernst mahnend setzte er hinzu: die Tage der Schwierigkeiten werden kommen! Manches geflügelte Wort entsprang schon den Lippen des früheren Dictators, manches schlagende Bild, klug und fein, und treffend in kurze, antik-epigrammatische Form eingepaßt. Aber kaum ein anderes wird sich wohl mit diesem messen können; denn niemals legte sich das Wort enger und knapp anschließender um einen richtigeren und der Wahrheit der Lage entsprechenderen Gedanken. Aus dem großen Ringen mit den feindlichen Gewalten des Clerikalismus und der Prätendenten, hat sich das junge Staatswesen glücklich herausgekämpft; nicht Napoleon IV., nicht Heinrich V., nicht Ludwig Philipp II., nicht der anonyme Ultramontanismus bedroht mehr die stattliche Republik; — nun gilt es aber, nachdem die Feinde geschlagen, das Staatsgebäude wohnlich einzurichten; nun gilt es neu aufzubauen; nun gilt es auch die inneren Feinde, die die junge Regierungspartei umlagern, zu bändigen und im Zaum zu halten. Schon lassen sich Stimmen vernehmen, die drohend fragen, ob man sich denn mit dem jetzt Bestehenden begnügen werde, ob die Republik weiter nichts bedeute als was unter einem Ministerium Dufaure schlummert, und von der linken Seite her ertönen zu Gambetta herauf die halb trotzig auffordernden, halb sirenenhaft aufmunternden Anfragen, ob es nicht morgen oder heute schon an der Zeit sei, ein Ministerium Gambetta an die Spitze der Geschäfte zu berufen? Nicht aber nach einer Ministerpräsidentschaft geht Gambettas Sinn; wie Deák, oder auch wie Perikles, gedenkt er durch seiner Rede Allgewalt, durch die Macht seines hinter den Coulissen gebietenden Einflusses, die Geschicke Frankreichs sicherer zu leiten, — und wer könnte es wagen zu bestimmen, ob der jugendliche Staatsmann, indem er die Ministerpräsidentschaft von sich weist, nicht an eine höhere Präsidentschaft denkt, die in weiterer Ferne ihm zu winken scheint, und die er durch ein verfrühtes Eintreten in die officielle und mit schwerer Verantwortlichkeit belastete Staatsaction verscherzen könnte? In die Speichen aller Räderwerke greift heute schon die mächtige Hand des Volkstribunen; überall, in den innern und in den auswärtigen Angelegenheiten, herrscht Gambettas Wille, und mit einer Vorsicht und berechnenden Klugheit, die Wenige nur in dem eifernden Dictator von 1871 ahnten, leitet er die parlamentarische, bis jetzt gefügige Majorität. Großartig sind die Reformpläne, mit denen sich die liberale Regierung herumträgt; auf dem Gebiete des Volksunterrichts, auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und der Verkehrsanstalten, auf dem Gebiete der Civil- und besonders auch der Militärverwaltung soll Großes geschaffen werden, und schon haben die beiden Minister des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten angefangen, diese Projecte aus dem Stadium der reinen Theorie in dasjenige der praktischen Verwirklichung hinüberzutragen; die Civilverwaltung ist sofort nach Einsetzung des liberalen Ministeriums einer weitgehenden Erneuerung unterzogen worden, wie dies in Frankreich ebensowohl wie in anderen Ländern, in Belgien zum Beispiel oder in Nordamerika, bei den jeweiligen Regierungswechseln der Fall ist; an die Organisation der höheren Kriegsverwaltung soll nunmehr, nach den Senatswahlen, geschritten werden, und in den Bureaus des Kriegsministeriums, mit Inbegriff des Ministers selbst, derselbe Reinigungsproceß unternommen werden. Was das auswärtige Amt anbetrifft, so herrscht in dem Rathe der französischen Machthaber das Princip der vollständigsten Zurückhaltung, eine besonnene Ruhe und Kaltblütigkeit, an welcher selbst die lockenden Verheißungen der durch den kleinen tunesischen Zwischenfall aufgehetzten Blätter abprallen. Einem der leitenden Staatsmänner wird folgendes schöne und politische Wort in den Mund gelegt: „Frankreich soll fortan eine große Schweiz sein!“ und auch Gambetta erklärte vor wenigen Wochen, die Republik sei nicht gewillt, sich als Exportartikel verwerthen zu lassen. Von 1793 und 1848 auf 1879 welch ungeheurer Schritt! und wie viel versöhnlicher, wie viel Vertrauen erweckender als jene Republiken steht die jetzige Republik in dem europäischen Staatenconcerte!

Nicht so glücklich wie Frankreich, das sich allen ausländischen Wirren fremd und nüchtern gegenüber stellt, sind zwei andere europäische Mächte, England, das im fernen Indien sich neue Grenzen erkämpft und das, durch den Berliner Friedensvertrag und durch seine einseitlichen Verabredungen mit der Pforte, nicht nur den Finger, sondern schon die ganze Hand in den Webstuhl der ottomanischen Regierung und Verwaltung gelegt hat; Oestreich, das seine Herrschaft in den bosnischen und herzegowinischen Gebieten zu befestigen sucht und dessen Minister dem Sturm der sich in seinem Innern leidenschaftlich befehdenden Nationalitäten nur mit Mühe die Stirn bieten. So tief hat sich in dem benachbarten Kaiserreiche an der Donau der Zwist und Haß der um die Macht buhlenden Nationalitäten eingefressen, daß auf der parlamentarischen Tribüne im östreichischen Reichsrathe eine Stimme es wagen konnte zu erklären, die östreichischen Deutschen warteten nur der Stunde und der Gelegenheit, die sie mit dem deutschen Reiche politisch vereinigen würden; eine Drohung, die unüberlegte Polizeieinschreitungen veranlaßte, stürmische Auftritte im Reichsrathe nach sich zog und heute schon vergessen und verschollen ist. Dort unten aber, hinter Ungarn, hinter den slavischen und rumänischen, in ihren neuen Grenzen noch nicht wohnlich eingerichteten Fürstenthümern, dort wogen noch in chaotischem, unfertigem Werden die von dem Berliner Congresse entworfenen jungen Staatenbildungen; Bulgarien hat noch keinen Fürsten; Ostrumelien erwartet seinen Verwalter; der Sultan hält Ansprachen an seine Würdenträger, unterschreibt Hatts und Iradés, die die Rechte der Bevölkerungen feststellen und die Grundlinien der neuen Verwaltungsmethode zu ziehen sich befleißigen; in Constantinopel aber gährt es dumpf; das Volk schreit nicht sowohl nach Rechten und Constitutionen, sondern nach Geld und nach Brod, und draußen steht, an der Thüre pochend, der russische siegreiche Friedensapostel, der aus den leeren türkischen Schatzkammern die Kriegsentschädigung herauspressen soll; und an dem anderen Thore des ottomanischrn Reiches klopft, leise zudringlich und mit gebieterischer Schmiegsamkeit, der griechische Unterhändler, der, auf Grund des Berliner Vertrags, seine Gebietserweiterung und Grenzregulirung beansprucht. Den Kleinneffen der alten Hellenen geht es im Orient wie es den Kleinneffen der alten Römer im Westen ging: wenn die großen Nachbarn sich schlagen, heimsen sie ihre Vortheile ein, und aus Griechenland mag wohl mit der Zeit eine orientalische Großmacht werden, in deren Parlamente die hellenischen Cairolis, Crispis und Depretis das Ministerspiel nach italienischem Muster spielen werden. Fast möchte man sich aber fragen, ob dem ruhmreichen Lande der Akropolis, des Parthenon und der olympischen Tempel die Zukunft irgend etwas zu bieten in der Lage sein könnte, das uns, dieser marmornen Vergangenheit gegenüber, nicht mit einem Gefühle der Ent-

Digitized by Google

täuschung und der allem Kleinlichen eigenthümlichen Bemitleidung erfüllte? Welche Herrlichkeit strahlt uns entgegen aus den verfallenen Mauern der Erechtheions, welche Herrlichkeit steigt empor aus den Trümmern der olympischen Felder! und mit wie ganz anderen Gefühlen begrüßt nicht Europa die große Kunde einer in Olympia ausgegrabenen wunderbaren Venusstatue — und die kleine Kunde eines Ministerwechsels in Athen! Wahrlich, es mag der Politiker, fortgerissen von dem tobenden Strome der werdenden Weltgeschichte, sich eine Weile ereifern für diesen oder jenen staatsmännischen Gedanken, für diese oder jene Verfassungsform, für diese oder jene diplomatische Combination; — ist es ihm aber gegönnt, einen Augenblick inne zu halten in diesem rasenden und so unfruchtbaren Laufe, und fällt sein Blick auf ein Telegramm, das von Olympia berichtet, von den herrlichen Fundstätten, die dort in dem vor Allem geliebten, klassischen Boden der griechischen Kunst eröffnet werden, von den schlank gegliederten Säulen, von den feingeschnitzten Kapitälen, von den mächtigen Bildern des Zeus und der Pallas und der Aphrodite, — wahrlich, es überfällt ihn wie ein plötzliches Heimweh, sich heraus zu winden aus dem Gewühle der politischen Fehden, die Staatsmänner Europas und Asiens, die Reformpläne des Westens und des Ostens abzuschütteln, und dort ein neues Leben einzuathmen in der Betrachtung jener Vergangenheit, wo die reine Kunst ihre olympischen Feste feierte, und das alte Hellas seine köstlichen Opfer niederlegte auf den Altar des Ewig-Schönen.

Die communistischen Gesellschaften der Union.*)

Von Rudolf Elcho.

Die Rappisten.
Die Bethel- und Auroragemeinden. Die Separatisten. Die wahren Inspirationsgemeinden.

Die vorstehend genannten Communistengesellschaften sind alle deutschen Ursprungs und zählen auch heute noch fast ausschließlich Deutsche zu ihren Mitgliedern. Den Impuls zur Gründung der deutschen Communistenniederlassungen gab die pietistische Bewegung. Es ist bekannt, daß der von Spener und Genossen in die Erscheinung gerufene Pietismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus den theologischen Kreisen in die bürgerlichen Laienkreise durchsickerte und in Württemberg, dem Elsaß und den Rheinlanden so breiten Boden gewann, daß ganze Gemeinden sich um ihrer Heiligung willen von der lutherischen Kirche lossagten. Diese Ausgeschiedenen kamen vielfach mit der herrschenden Staatskirche und den Landesgesetzen in Conflict und entschlossen sich zur Auswanderung. Die meisten von ihnen wandten sich nach Amerika, einige württembergische Gemeinden aber zogen es vor, nach Palästina zu gehen, wo sie der Himmelspforte am nächsten zu sein hofften.

In den Vereinigten Staaten wurde die erste deutsche Communistengemeinde, die sogenannte Harmoniegemeinde, im Jahre 1805 von Georg Rapp gegründet, der im Jahre 1757 zu Iptingen in Württemberg geboren, bis zu seinem Tode, im Jahre 1847, das Haupt dieser Gemeinde blieb. Die Harmonisten oder, wie sie noch häufiger genannt werden, die Rappisten erreichten in Bezug auf materielle Blüthe die glänzendsten Resultate, welche jemals von einer Communistengesellschaft erreicht wurden und das ist lediglich Vater Rapps Verdienst. Er war der Sohn eines Bauern; erhielt jenes geringe Maß von Bildung, wie es mit Hülfe einer Dorfschule von Bauernkindern erreicht wird, half seinem Vater als Knabe in den Weinbergen arbeiten und erlernte in den langen Wintertagen die Weberei. Im Alter von 26 Jahren heirathete er eines Bauern Tochter, welche ihm einen Knaben, Johann und eine Tochter, Rosine schenkte. Georg Rapp dürstete von Jugend auf nach Belehrung und alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, las er; da dieselben zumeist religiösen Inhalts waren, so versenkte er sich mit Vorliebe in das weite Gebiet christlicher Glaubenslehre. Bald empfand er schmerzlich „die Entartung des Christenthums" und im Alter von 30 Jahren begann er das Werk der Wiedererweckung. Er wollte eine Kirche gründen wie Christus und seine Apostel sie zu errichten bestrebt waren; er predigte daher einer kleinen Zahl von Freunden den wahren Glauben, die reine Lehre und verkündete die Wiederkunft Christi auf Erden. Es währte nicht lange, so wurden die protestantischen Geistlichen auf Rapps Treiben aufmerksam und hetzten ihm die Polizei auf den Hals. Man denuncirte ihn und seine Anhänger als „Separatisten" und die Behörde versuchte die bekannten Hausmittelchen: Auflösung der Versammlungen, Geldbußen und Gefängnißstrafen, zur Austreibung der den Theologen so unbequemen Ideen. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, wuchs die Zahl der Separatisten in dem Maße als die Verfolgung zunahm, und im Verlauf von sechs Jahren strömten dem armen Weber zu Iptingen die Anhänger aus allen Theilen Württembergs zu.

Im Jahre 1803 beschloß die Separatistengemeinde um der religiösen Freiheit willen nach Amerika auszuwandern und Georg Rapp segelte, begleitet von seinem Sohn und zwei andern Sendboten, nach Baltimore. Er durchstreifte Maryland, Pennsylvanien und Ohio und erwarb zuletzt nördlich von Pittsburg, im Thal von Connoquenessing 5000 Acres wildes Land. Fritz Reichert, ein Adoptivsohn Rapps und ein Mann von großer Energie und organisatorischem Talent, war als Stellvertreter des Vater Rapp in Deutschland zurückgeblieben und hatte seine Vorbereitungen so gut getroffen, daß er, sobald die Nachricht von Amerika eintraf, der Ort zur Ansiedlung sei gefunden, mit 300 Gemeindemitgliedern aufbrach, welche im Juli 1804 in Baltimore landeten. Sechs Wochen später langten noch 300 Separatisten in Philadelphia an. Die neuen Colonisten gehörten beinahe alle dem Bauern- und Handwerkerstande an und hatten wenig Vermögen. Rapp brachte den größten Theil seiner Anhänger vorläufig im Osten Amerikas als Arbeiter unter und begann mit einer Schaar auserlesener Männer auf dem erworbenen Terrain Häuser zu bauen. Im Frühling des nächsten Jahres kam der größte Theil der Auswanderer nach und die Harmoniegesellschaft, welche den Grundsatz der Gütergemeinschaft adoptirte, wurde constituirt. Rapp war damals 48 Jahre alt und ein Mann von robuster Gesundheit, kühner Unternehmungslust und reicher Erfahrung. Alle Gemeindemitglieder waren arbeitsgewohnte Menschen und wie durch Zauberkraft erhoben sich in der Wildniß 50 Blockhäuser, eine Kirche, eine Schule, Werkstätten, Mühlen und Scheunen. Der Wald wurde ausgerodet, Reben angepflanzt und eine Branntweinbrennerei errichtet. Außer Mais, Kartoffeln, Gerste und Weizen baute die junge Gemeinde im folgenden Jahre auch Hanf und Flachs an, züchtete Merinoschafe — die ersten, welche man in Amerika auf den Markt brachte — und errichtete eine Wollspinnerei. Rapp und sein Adoptivsohn planten alle diese Unternehmungen, leiteten die Arbeiten und setzten Werkmeister ein, gleichzeitig aber war Vater Rapp noch der Lehrer und Priester seiner Anhänger; er schärfte ihnen fort und fort ein, daß sie nicht auf der Erde seien, um Schätze zu sammeln, sondern um sich vorzubereiten zum höheren Leben im Reiche des Sohnes Gottes. Die Ankunft des Heilandes schilderte er als nahe bevorstehend; darum ermahnte er die Jünger sich bereit zu halten, denselben mit reinen Herzen und aller Liebe zu empfangen, denn sie seien die Auserwählten.

Bis zum Jahre 1807 hatten die Rappisten ein eheliches Leben geführt und der Sohn des Vater Rapp, Johann, verheirathete sich noch in jener Zeit und wurde der Vater von Getrud Rapp, welche heute zu Economy, der letzten Niederlassung der Rappisten, lebt. Gegen Ende dieses Jahres aber wuchs der fromme Eifer der Mitglieder in einem so hohen Grade, daß sie beschlossen, um ihrer Heiligung willen das Eheleben aufzugeben. Vater Rapp selbst ermahnte die Gemeinde, einen solchen Entschluß wohl zu überlegen, erklärte aber in einer Berathung

*) Siehe „Gegenwart" XIV. Bd., Nr. 51.

Digitized by Google

des Gegenstandes, daß er das eheloſe Leben für beſſer und heiliger erachte. Daraufhin faßte die Gemeinde den Beſchluß, im Stande der Eheloſigkeit fortan zu leben und es wurden keine Ehebündniſſe mehr geſchloſſen, keine Kinder in der Colonie mehr geboren. Eine Minorität in der Gemeinde war freilich mit dieſer Entſchließung nicht einverſtanden und ſchied aus. Die übrigen Familien blieben beieinander wohnen, allein Mann und Weib verletzten nicht „den Stand der Heiligkeit" und redeten ſich fortan als Bruder und Schweſter in Chriſto an. Es geſchah ſeitens des Hauptes der Gemeinde nichts, um den Verkehr der Geſchlechter zu überwachen. Die Rappiſten gelobten, ein eheloſes Daſein zu führen und keiner von ihnen hat dies Gelübde gebrochen. Zu gleicher Zeit faßten die Männer den Entſchluß, das Tabakrauchen aufzugeben.

Im Jahre 1814 kam die Gemeinde zu der Erkenntniß, daß ihre Anſiedlung zwei Schattenſeiten habe; das Land eignete ſich ſchlecht zum Anbau der Reben und dann fehlten gute Verkehrswege. Vater Rapp kaufte 30,000 Acres Land im Wabaſhthal, Indiana. Die ganze Gemeinde ſiedelte im Jahre 1815 dorthin über und verkaufte die erſte Anſiedlung für 100,000 Dollars, ein Preis, welcher kaum zur Hälfte dem wahren Werthe der Beſitzung entſprach. In jener Zeit war es eben ſehr ſchwierig, für ſo viel Land, mit ſo zahlreichen Fabriken und Wirthſchaftsgebäuden einen Käufer zu finden. In zehn Jahren hatte die Gemeinde ihr Vermögen mehr als verdoppelt und im Wabaſhthal, wo ſie mehr Erfahrung und ein großes Kapital beſaß, konnte ſie ſich noch beſſer regen und es entſtand bald eine blühende Anſiedlung. Im Jahre 1817 wurde die Gemeinde durch 130 neue Ankömmlinge aus Württemberg verſtärkt. Bis dahin hatte Vater Rapp noch ein Buch geführt, in welchem die Summe eingezeichnet ſtand, welche jedes Gemeindemitglied eingezahlt hatte; um nun die größte Harmonie zwiſchen den älteren Anſiedlern und den Neuangekommenen herzuſtellen, ſchlug Rapp vor, dies Buch zu verbrennen. Der Vorſchlag wurde einſtimmig angenommen und ausgeführt und fortan lautete der Wahlſpruch der Harmoniſten: Mein, ſei dein.

Im Jahre 1824 wanderte die Gemeinde noch einmal aus und zwar aus dem Grunde, weil das Wabaſhthal derzeit Fieber erzeugte und weil die Nachbarn nicht ſehr verträglich waren. Rapp verkaufte die Stadt Harmonie und 20,000 Acres angebautes Land an Robert Owen für 150,000 Dollars, ein Preis, der wieder bedeutend hinter dem wahren Werth der Ländereien und Gebäude zurückblieb. Vater Rapp kaufte dann jene Beſitzung in der Nähe von Pittsburg, welche er Economy nannte und auf der ſich die Gemeinde eine dauernde Heimat gründete. Neunzehn Zimmerleute und Farmer zogen voraus, um die nöthigen Quartiere zur Aufnahme der Gemeinde zu ſchaffen und dieſen „flog die Arbeit unter den Händen weg". Als die Anſiedler von Indiana eintrafen, waren ſie überraſcht von der Schönheit ihrer neuen Heimat und mit ſo viel Luſt und Freudigkeit gingen ſie an die Arbeit, daß man auf den Zimmerplätzen und auf dem Felde den ganzen Tag ſingen hörte. Ja, des Abends ſelbſt kam die Gemeinde noch zuſammen und ſang und lachte bis ſpät in die Nacht hinein. Man baute Getreide- und Sägemühlen, Wollen- und Baumwollenſpinnereien; pflanzte Reben und Obſtgärten an und hatte ſolch glücklichen Erfolg mit der Seidenmanufaktur, daß bald alle Frauen des Sonntags Seidenkleider trugen, wozu ſie die Rohſeide ſelbſt erzeugt und die Stoffe ſelbſt gewebt hatten.

Economy kann heute als das Muſter einer gut gebauten und planvoll angelegten Landſtadt gelten. Sobald die Gemeinde Backſteinhäuſer an Stelle der Holzhäuſer zu ſetzen anfing, beſchloß ſie auch, Vater Rapp ein beſonders ſchönes und geräumiges Wohnhaus zu bauen und zwar dicht bei der Kirche. Das Haus war einfach aber mit gutem Geſchmack eingerichtet und Vater Rapp erwarb ſogar für ſein Empfangzimmer eine Anzahl ſchöner Gemälde, darunter eine vortreffliche Copie von Benjamin Weſts „Chriſtus heilt den Kranken". Die Mauern des Hauſes waren von Reben umrankt und hinter demſelben befand ſich ein großer Garten mit prächtigen Blumenbeeten, Weinlauben und Raſenflächen, welcher der ganzen Gemeinde offen ſtand. Vater Rapp lehrte ſeine Anhänger die Schönheit der Natur bewundern; er ſelbſt liebte Blumen ſehr und ermahnte die Frauen, ſie möchten ihre Wohnungen damit ſchmücken. Auch für Muſik hatte der begabte Mann eine große Vorliebe, er organiſirte eine Kapelle, welche des Sonntag Nachmittags in dem großen Garten oder im Winter in der Verſammlungshalle Concerte gab.

Als im Jahre 1826 Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar-Eiſenach Economy beſuchte, fand er die Rappiſten bereits aufs Beſte eingerichtet und war entzückt von der Würde und Freundlichkeit Vater Rapps und der Zweckmäßigkeit der communiſtiſchen Einrichtungen. Er berichtete, daß die in den Waarenmagazinen aufgeſtapelten Produkte der Harmoniſten von ausgezeichneter Qualität geweſen ſeien. Die eigenen Verbrauchsartikel waren gleichfalls von erſter Güte; von dieſen wurden Mehl, Pöckelfleiſch, Thee, Kaffee und alle Waaren, die ſich lange halten laſſen, am Erſten jedes Monats vertheilt, friſches Fleiſch dagegen wurde ſofort nach dem Schlachten ausgegeben. Jedes Familienhaus hatte einen Garten und jede Familie pflanzte ihr Gemüſe, züchtete ihr Geflügel und hatte ihren eigenen Backofen. Alle Gebrauchsartikel, welche in Economy nicht producirt wurden, kaufte ein Comité an und vertheilte ſie. Vater Rapp führte ſeinen fürſtlichen Gaſt auch durch die Fabriken und als er ihm die praktiſchen Einrichtungen derſelben erklärt, verſammelte er etwa 60 Mädchen um ſich und ließ ſie einige Hymnen und Volkslieder vortragen. Herzog Bernhard erklärte, daß der Anblick der um den greiſen, überaus ehrwürdigen Patriarchen geſchaarten jungen Mädchen, welche ihre Geſänge mit einer Art freudiger Begeiſterung vortrugen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Die Gemeindemitglieder ſchilderte der Herzog als blühende Geſtalten und die freundliche, liebenswürdige Art, in welcher dieſe den Fremden begegneten und die innige herzliche Verehrung, welche ſie ihrem Vater Rapp bezeugten, flößten ihm Bewunderung ein.

Leider iſt nichts vollkommen in der Welt und das Glück der Harmoniſten ſollte bald darauf einen argen Stoß erhalten. Im Jahre 1831 kam ein deutſcher Abenteurer, Namens Bernhard Müller, welcher ſich den Titel Graf Maximilian von Leon beigelegt und in der Umgegend von Frankfurt ſein unſauberes Weſen getrieben hatte, mit einigen Anhängern nach Economy. Dieſer Schwindler gab vor, daß er an die bevorſtehende Wiederkunft Chriſti glaube und daß er um dieſes Glaubens willen aus Deutſchland vertrieben worden ſei. Die Rappiſten nahmen den vermeintlichen Glaubensmärtyrer bereitwillig bei ſich auf; kaum hatte derſelbe jedoch in der Gemeinde feſten Fuß gefaßt, ſo begann er eine Intrigue ins Werk zu ſetzen, die ſich gegen Vater Rapps Autorität wendete. Wie Mephiſto dem Fauſt, ſo rief er, freilich mit anderen Worten der Gemeinde zu:

„Was iſt das für ein Marterort,
Was heißt das für ein Leben führen!"

Der falſche Graf lehrte, daß es keinen Sinn habe, ſich irdiſche Güter zu erwerben, wenn man nicht im Vollgenuß derſelben leben könne, er wollte die Ehe wieder eingeführt haben, wollte Tanzvergnügungen veranſtalten, kurz, den Sinn der frommen Rappiſten auf weltlichere Dinge lenken. Dem klugen Verſucher gelang es wirklich, eine ſo ernſte Spaltung in der Gemeinde herbeizuführen, daß dieſe vollſtändig zerſtört und aufgelöſt worden wäre, hätte der alte Rapp nicht die bewundernswertheſte Ruhe und Klugheit gezeigt. Nach langen heftigen Kämpfen kam es zu einer Art von Plebiscit; es wurde abgeſtimmt, wer in der Gemeinde zum Vater Rapp und der alten Ordnung und wer zum Grafen Leon und der neuen Ordnung halten wolle. Das Reſultat der Abſtimmung war folgendes: fünfhundert blieben dem Vater Rapp treu und zweihundertundfünfzig erklärten den Grafen zu ihrem Führer. Als Herr Henrici, der gegenwärtige Leiter der Rappiſten, Vater Rapp das Reſultat mittheilte, rief der bibelfeſte Mann: „Und der Schweif der Schlange zog den dritten Theil der himmliſchen Geſtirne an ſich und ſchleuderte ſie zur Erde nieder."

Der Conflict endete mit dem Ausſcheiden der Anhänger des

Digitized by Google

Grafen Leon; diese verpflichteten sich, gegen eine in drei Raten und zwar innerhalb der nächsten 12 Monate zu zahlende Entschädigung von 105,000 Dollars Economy zu verlassen und allen Ansprüchen auf ihr Land zu entsagen. Im März 1832 nahmen die Ausscheidenden Kleider, Hausgeräthe, etwas Vorrath und Vieh mit sich und zogen, von dem neuen Führer geleitet, nach Phillipsburg, einem Dorfe an der andern Seite des Ohio, welches sie mit 800 Acres Land an sich kauften.

Die neue Gemeinde führte die Ehe wieder ein, blieb aber dem Princip der Gütergemeinschaft treu. Unter Leons Führung begann man zu wirthschaften und siehe da, so rasch als die Theilsummen bezahlt wurden, so rasch verbrauchte man dieselben. Als die Phillipsburger ihren Vermögensantheil empfangen hatten, besaßen sie nichts mehr als die 800 Acres Land, und die waren nicht ganz schuldenfrei. Graf Leon versuchte es, den Harmonisten noch eine Geldsumme zu erpressen, als dies jedoch nicht gelang und die besseren Mitglieder der eigenen Gemeinde sich gegen ihn erhoben, floh er mit wenigen Treugebliebenen und fuhr in einem Boot nach Alexandria am Red River, woselbst die Cholera im Jahre 1833 dem Leben dieses Abenteurers ein Ende machte. Die Zurückgebliebenen gaben zum größeren Theil die Gütergemeinschaft auf, der Rest aber schloß sich Dr. Keil an und betheiligte sich an der Gründung der Bethelgemeinde, von welcher noch später die Rede sein wird.

Die Harmonisten aber vermochten es, im Jahre 1832, also 7 Jahre nach ihrer Niederlassung in Economy, im Zeitraum von 12 Monaten 105,000 Dollars baar auszuzahlen, ohne eine Anleihe zu machen, und das war in jener Zeit eine gewaltige Summe. In den 27 Jahren ihres Bestehens hatten sie drei Colonien gegründet und hatten stets besser und comfortabler gelebt als der größte Theil aller Ansiedler des Westens. Im Jahre 1836 unterzeichneten sämmtliche Gemeindemitglieder einen neuen Artikel der von den Aeltesten entworfenen Constitution, durch welchen sie all ihre Besitzungen an Land, Häusern, Fabriken, Vieh, Geld u. s. w. als untheilbares Eigenthum erklärten. Jeder, der aus der Gemeinde ausscheiden wollte, begab sich von vornherein des Anspruchs auf irgend eine Entschädigung, und nur von dem Gutachten der Gemeindevorsteher hing es ab, ob sie ihn durch ein Geschenk für die der Gesammtheit geleisteten Dienste entschädigen wollten oder nicht. Alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Harmonisten war bis zum Jahre 1834 auf Fritz Reichert-Rapps Namen eingetragen. Als dann der Adoptivsohn Vater Rapps starb, ließ man es auf des letzteren Namen und dann auf den Henricis eintragen.

So lange Vater Rapp lebte, war dieser ihr Vorbild, ihr Lehrer und Führer in geistlichen und weltlichen Dingen. Derselbe verabscheute die spiritistischen Manifestationen der amerikanischen Mystiker, aber er war nicht frei von mystischen Vorstellungen. Vor Allem glaubte er an eine persönliche Wiederkehr Christi zur Erde und unaufhörlich lehrte er, daß die Ankunft des Heilands nahe bevorstehe und daß die Gemeinde sich bereit halten solle, denselben zu empfangen. So fest war sein Glaube an diese Wiederkehr, daß, als er im Alter von neunzig Jahren auf das Sterbelager sank, er in die Worte ausbrach: „Wenn ich nicht sicher wüßte, daß es des lieben Heilands Wille sei, ich solle Euch Alle ihm vorstellen, dann glaubte ich fast, mein letztes Stündchen habe geschlagen." Dies waren in der That seine letzten Worte, der liebe Heiland ließ somit die große Hoffnung seines Lebens unerfüllt.

Im Uebrigen lehrte Vater Rapp die Gemeinde, den Nächsten zu lieben, der Selbstsucht zu entsagen, demüthig und wo es sein muß, opferfreudig zu sein, einfach und enthaltsam zu leben, regelmäßig und fleißig zu arbeiten und durch Gebet und Selbstprüfung zur Erkenntniß aller Fehler und Schwächen, wie zur Veredlung des innern Menschen zu gelangen.

Sonntags gehen die Harmonisten zweimal zur Kirche, sie feiern das Christfest gemeinsam und nach deutscher Art, sowie im Herbst das Erntefest. Im October findet das heilige Abendmahl für Alle statt. Im Uebrigen lebt man gut in Economy, ißt viel Fleisch, trinkt Wein und Bier und verschmäht an kalten Wintertagen auch ein Glas Punsch nicht. Die Harmonisten beginnen ihr Tagewerk um 6 Uhr, nehmen den Kaffee um 7, einen Lunch um 9 und das Mittagessen um 12 Uhr ein. Um 6 Uhr Abends genießen sie das Abendbrod und um 9 Uhr gehen sie zu Bett. Die Frauen besorgen den Haushalt, arbeiten aber auch noch im Felde und in den Fabriken. Jeder Haushalt besteht aus Männern und Frauen in gleicher Zahl von vier bis acht Personen. Die Häuser sind bequem und mit gutem Geschmack eingerichtet und fast in jedem Haus befindet sich ein Klavier oder irgend ein anderes Musikinstrument. Die Harmonisten lieben die Musik und sind außerdem eifrige Zeitungsleser. Als musterhaft können die Industriewerkstätten in Economy gelten und den Neid aller Lebemänner dürften ihre mächtig großen Weinkeller erregen, in denen ein Faß neben dem andern liegt. Die Gemeinde erzielt für ihren Wein in den Vereinigten Staaten sehr hohe Preise und setzt alljährlich eine reiche Quantität ab.

Die Familien führen ihren Haushalt selber und backen zumeist auch ihr Brod selber. Milch wird Jedem ins Haus gebracht, so viel er immer verlangt. Wenn die Metzger schlachten, senden sie einen kleinen Buben durch den Ort, der an die Thüre jedes Hauses klopft und im schwäbischen Dialekt ruft: „Sollt Fleisch hole!" Mit Kleidern und Schuhwerk wird jedes Gemeindemitglied reichlich versorgt und die Schneider und Schuhmacher sollen einen wahren Wetteifer an den Tag legen, damit ihre Brüder und Schwestern anständig und respectabel gekleidet einhergehen. Da Einer in der Gemeinde für Alle arbeitet, so verbindet Alle das gemeinsame Interesse und es wird Jedem eingeschärft, daß er einfach und ohne Selbstsucht lebe und sich vor Verschwendung und Mißbrauch hüte. Ist der Winter vorüber, so arbeitet Jung und Alt im Felde und diese Lebensweise scheint Allen gut zu bekommen, denn die Harmonisten sind durchweg gesunde, robuste Menschen und erreichen ein hohes Lebensalter.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Das Weib.*)

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Also spricht ein Poet, der, wie seine Dichtungen bekunden, in dieser Frage ohne Zweifel als Sachverständiger zu gelten hat. Das Weib ist die wahre Sphinx und der Mann der Unglückliche, welchem die Sphinx ihr Räthsel aufgibt. Was aber das Allerschlimmste, dies Räthsel ist — sie selbst. Und während jenes Fabelungethüm, von dem die griechische Sage erzählt, nur dem Wandrer gefährlich ward, der den Weg nach Theben einschlug, führt an dieser Sphinx jeder Lebenspfad vorüber. Wer mag sich rühmen, daß er die Prüfung wie ein Oedipus bestanden hat? Zum Glück ist indessen diese Sphinx nicht so einseitig, wie die Thebanische oder Platen'sche, die durchaus ein fehlerfreies Distichon verlangte. Sie nimmt die Lösungen des Räthsels in allen Gestalten entgegen. Es wird sogar behauptet, daß es bisweilen gelinge, ihr den Mund mit einem Kusse zu schließen. Manchmal muß sie sich sogar gefallen lassen, daß sie gar keine Antwort bekömmt, ja, daß der Angeredete grob wird. Solch Einen nennt man denn einen Weiberfeind, auch wohl einen Philosophen, wie es z. B. Schopenhauer war.

*) Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne von Emerich Dümont. 8. VIII u. 337 S. Leipzig 1879, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Mit einen Philosophen haben wir es auch heute zu thun: er legt seine Lösung in Form eines eleganten Buches vor. Emerich Dümont hat sich bereits durch ein früheres Werk: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins", das ihn als Schüler dieser beiden Umgestalter unserer Anschauungen von Innen- und Außenwelt kennen lehrt, einen guten Namen gemacht. Freilich wird vielleicht gerade die Thatsache dieser Schülerschaft Manchen veranlassen, mit einiger Besorgniß an „Das Weib" heranzugehen. Auf Seite VII heißt es jedoch „Meinem Weibe gewidmet". Nun ist zwar Fürst Bismarck nach Moritz Busch der Ansicht, man sei gegen Niemanden gröber als gegen die eigene Frau, indessen Dümonts Buch besteht keineswegs aus einer Sammlung philosophischer Thron- und Standreden, sondern aus Briefen an einen Freund, dem der Verfasser seine Theorien mittheilt. Wenn der Mann aber seiner Frau Briefe an einen Freund zu lesen gibt, findet sich gewiß darin nichts Böses.

Damit ist zwar nicht gesagt, daß über dies Buch nicht Dieser oder Jener böse werden könnte. Im Gegentheil, Dümont verdirbt es mit beiden Geschlechtern, allerdings, indem er in gewisser Hinsicht wieder Beiden Recht gibt. Wie viel Schlechtes haben die Männer schon von den Frauen, die Frauen von den Männern gesagt: wenn diese gegenseitigen Anklagen sich zu dem Selbstbekenntnisse der Menschheit ergänzen, so hat diese keine schmeichelhafte Schilderung von sich entworfen und beide Geschlechter haben einander nichts vorzuwerfen: sie sind vollkommen gleich. Die Schwärmer für diese absolute Gleichheit, wie John Stuart Mill, wollen deshalb ganz consequent weder von den weiblichen Mängeln, noch von den weiblichen Vorzügen etwas wissen: im Preise der sogenannten „echt weiblichen Tugenden" erblicken sie nur die Speculation des Mannes, der dem Weibe die Resignation auf dem ihm gebührenden Platz in der Schöpfung auf diese Weise zu einer religiösen Pflicht machen will. Auch Dümont untersucht die Frage nach der Gleichheit oder Ungleichheit der Geschlechter. Als Schopenhauerianer geht er dabei vom Gegensatze zwischen Kopf und Herz, Intellect und Willen aus. Es ist einer jener Widersprüche, welche die Wurzeln alles Daseins ausmachen, daß auf der einen Seite der Fortschritt in der Entwicklung des Lebendigen sich im wachsenden Selbstbewußtsein, dem Bewußtsein über die eigene Individualität offenbart, andererseits der Zweck und das Ziel dieser Individualität die Selbstlosigkeit ist. „Selbstlosigkeit des Geistes" nennt Dümont sehr schön jene Objectivität, welche das Genie, den Philosophen, den Künstler und wohl auch den Staatsmann von Denen unterscheidet, deren Denken nicht über die eigene Person hinaus kann — was aber ist alle Tugend anders als Selbstlosigkeit des Willens, Aufopferung, Menschenliebe? Wenn die Natur zwei Geschlechter schuf, so läßt sich von vornherein annehmen, daß jedes Geschlecht vor dem andern keinen Vorzug hat: hätte der Mann alle Vortheile allein, dann hätte freilich jener Spaßvogel Recht, der die These durchführte, daß „die Weiber keine Menschen seien". Dümont nun entscheidet, daß der Mann dem Weibe intellectuell, das Weib dem Manne moralisch überlegen sei. Der Mann ist egoistisch, das Weib ist selbstlos. Wie der Intellect von Haus aus nur eine Waffe im Kampfe ums Dasein ist, so ist auch der starke Mann in dieser Beziehung am stärksten ausgerüstet. Schon weil das Weib schwächer ist, muß es selbstloser sein. Der Mann repräsentirt die Familie nach außen als der sich geltend machende Egoismus, dem Weibe liegt innerhalb derselben die Pflege der Gatten- und Mutterliebe ob. Dümont macht auf den Wandel unserer Begriffe von Tugend seit den Zeiten des Alterthums aufmerksam. Dem Alterthum, auch dem deutschen, war die Tugend die männliche Tüchtigkeit, galt als höchste der Tugenden die strenge Gerechtigkeit, während das Christenthum nur von Liebe und Gnade weiß. Das Alterthum faßte die Tugend vom männlichen, die neue Zeit vom weiblichen Standpunkte auf, nicht nur Christus, auch der „Heide" Goethe:

Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan!

Wenn dem Alterthum das männliche Geschlecht das vorzugsweise schöne ist, uns das weibliche, sollte nicht auch hierbei jener Umschwung der Anschauungen im Spiele gewesen sein?

Die Ausgleichung dieser Verschiedenheiten ist ein Ideal, dessen sich Kunst und Religion bemächtigt haben. Die Kunst des Alterthums suchte es physisch darzustellen, als sie die vielbesprochenen Hermaphroditen schuf. Die Verschmelzung weiblicher Aufopferungsfähigkeit mit männlichem Intellecte tritt uns in jenen Gestalten entgegen, welche Buddhismus und Christenthum als ihre Stifter verehren. Dies Ideal in die Wirklichkeit übersetzen zu wollen, ist Thorheit. Dies Ideal für verwirklicht zu halten, wenn ein Geschlecht sich nach dem andern modellirte, noch größere Thorheit; das dabei schließlich gewonnene Durchschnittsmaß würde nur die Vorzüge eines jeden aus der Welt schaffen. Zum Glück wird die intellectuelle und moralische Existenz durch die physische bedingt. Bis jetzt aber ist wenig Aussicht vorhanden, daß das Weib „im Kampfe ums Dasein" oder „durch natürliche Zuchtwahl" seine physische Existenz verändere. Die Träume des englischen Philosophen dürften nicht eher in Erfüllung gehen, als die Mütter überflüssig geworden sind. Nun haben allerdings einige Vogelarten nach dieser Richtung insofern Fortschritte gemacht, als bei ihnen die Männchen das Ausbrüten der Eier zu besorgen haben; auch bei den Gatten gelehrter Frauen soll es vorkommen, daß sie die Kinderwartung übernehmen müssen, allein damit ist am Ende noch nicht viel erreicht.

Nachdem Dümont das Weib sowohl in intellectueller wie moralischer Beziehung betrachtet, sucht er ein Gesammtbild zu gewinnen. Für dieses kann sich das schöne Geschlecht ohne Zweifel bei ihm bedanken: es hat in ihm einen beredten Anwalt gefunden, der alle seine kleinen Schwächen auf das Geschickteste zu entschuldigen weiß, freilich stets auf Kosten seiner intellectuellen Ansprüche. Die Frauen sind eitel, aber sind es die Männer nicht weit mehr? Richten die Eroberungen der herzlosesten Kokette etwa so viel Elend an, wie die eines männlichen Eroberers? Die Frauen lügen mehr als die Männer. Das wäre verzeihlich, weil sie als das schwache Geschlecht öfters in Nothlagen sind, es ist aber nicht einmal wahr: sie sind eben wie die Kinder und lassen sich leichter fassen. Die Frauen sind neugierig. Sind es die Männer nicht auch? Können die Frauen dafür, daß sie die Geheimnisse des nachbarlichen Haushaltes mehr interessiren, als die Geheimnisse der europäischen Kabinette? Die Frauen sind furchtsam. Sie sind nicht erzogen, sich muthig zu stellen, wenn aber das Größte gefordert wird, der Tod, so hat schon manches Weib manchen Mann beschämt. So ist in allen diesen Fällen der Intellect als der Sünder überführt. Am prägnantesten aber spricht sich die Natur des Weibes im Verhalten zur Religion aus. Es ist nicht nur die Speculation auf die Schwäche des weiblichen Verstandes, welche die Religion veranlaßt, sich vorzugsweise auf das weibliche Geschlecht zu stützen, es ist auch das Vertrauen auf seine moralische Ueberlegenheit, welche es verhindert, auf die in der Religion enthaltenen ethischen Wahrheiten zu verzichten. Ein irreligiöses Weib ist ein unnatürliches Weib — im besten Falle eins, welches aus seiner Irreligiosität eine Religion macht. Bei dieser Gelegenheit sieht man auch deutlich, worin eigentlich die Schwäche des weiblichen Geistes besteht. Der Dümont'sche Ausdruck „Mangel an Objectivität" ist ein wenig unbestimmt; kurz gesagt: das Weib ist nicht befähigt, in Abstractionen zu denken, es braucht Anschauungen. Philosophie ist eine Religion ohne Anschauung, Religion eine historisch-concret gewordene Philosophie. Dümont behauptet, man werde nie einer Dame die Kant-Schopenhauer'sche Lehre von der intelligibeln Freiheit begreiflich machen und hat ohne Zweifel Recht. Warum? weil wir uns hier in einen Aether der Abstraction erheben müssen, der sogar manchem Manne das Athmen erschwert. Aus diesem Grunde ist auch der geistige Gesichtskreis der Frau enger als der des Mannes; denn die Begriffe sind gleichsam die Flügel, welche unsere Seele über die Grenzen der Persönlichkeit hinaustragen. Der Mangel dieser Flügel macht es, daß das weibliche Geschlecht keine Geister aufzuweisen hat, die in ihrer Art das Letzte erreicht. Die Frauen haben selten

Digitized by Google

eigene Ansichten. Fast immer spricht ein Mann aus ihnen. Das beweisen selbst die beiden großen französischen Schriftstellerinnen, Frau von Staël und George Sand. Heine würde hinzusetzen, Frau von Staël beweise nebenbei, wie bescheiden eine Frau in diesem Falle sei, da sie ihre Ansichten eine Zeit lang sogar von A. W. von Schlegel bezogen habe. George Sands Meinungen haben nur ein historisches Interesse betreffs ihrer männlichen Bekanntschaften. Erst als sie Großmutter wird, fällt die störende Zuthat der „Ansichten" fort. Wenn Dümont das Weib auch wegen seines namentlich geringeren Patriotismus und seiner schwächeren Philantropie zu entschuldigen sucht, so macht er sich nach meiner Ansicht überflüssige Mühe. Er gibt zwar zu, daß auch Weiber patriotische Großthaten vollbracht, allein das komme eigentlich nur vor, wenn das Vaterland in Noth sei und diese Noth auf ihr Herz wirke. Daß die Frau die Abstraction eines Vaterlandes nicht fassen kann, ist natürlich: sie wird sich in Oestreich-Ungarn z. B. für den Inhaber des Thrones oder für die magyarische Heimat begeistern, nicht aber für den Beustischen Dualismus. Das ist indessen nicht Schuld der Frau. Ein Vaterland, das uns nicht anschaulich entgegentritt, ist kein rechtes Vaterland, für ein solches kann man nur kalte Pflichttreue, nie Liebe empfinden. Deshalb hat überall in der Weltgeschichte der Patriotismus ebenso seinen Cultus gehabt, wie die Religion. Wer ihm diese ästhetische Außenseite raubt, wird ihn selbst zerstören. Was aber die Philantropie anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich selber im Zeitalter Darwins wenig damit anzufangen weiß.

Doch was ist das Weib als solches? Seinen rechten Inhalt empfängt es erst durch die Liebe. Den Zweck seines Lebens sieht es nur in der Ehe. Dümonts Betrachtungen über Liebe und Ehe scheinen mir nun von vornherein den großen Mangel zu haben, daß sie ganz von der Geschichte absehen. Das, was wir Liebe und Ehe nennen, sind Begriffe, die sich erst im Laufe der Zeiten gebildet haben. Schon bei der Besprechung der weiblichen Gefall- und Putzsucht (für die Dümont selbstverständlich auch eine anmuthige Beschönigung bereit hält) hätte dem Verfasser der sonderbare Unterschied zwischen Menschheit und Thierheit, ja zwischen höherer und niederster Menschheit auffallen müssen. Wozu auch der Schmuck und Putz des Weibes in zweiter Linie dienen mag, zur Ostentation, zur Erregung des Neides bei andern Frauen, zur Befriedigung des eigenen Sinnes für Schönes und Anmuthiges: ursprünglich hat er doch nur den Mann im Auge. So roh es klingen mag: die Frauen putzen sich als Concurrentinnen um die Gunst des Mannes. Wie aber ist es bei den Thieren? Gerade umgekehrt. Im Thierreiche sind die Weibchen durchweg einfach und bescheiden gekleidet, während die Männchen im buntesten Schmucke einherstolziren. Nicht die Weibchen kokettiren vor den Männchen, sondern diese suchen jenen zu gefallen. Sie tanzen und singen ihnen etwas vor und bestreben sich, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Auch der Mann hat vor der Frau noch einen natürlichen Schmuck voraus: den Bart. Bei denjenigen wilden Völkerschaften, welche kaum die ersten Stufen zur Civilisation erklommen, pflegen die Männer weit geputzter zu sein als die Frauen: sie bemalen sich den Körper mit den bunteren Farben, an ihnen hat die Nadel des Tättowirers ihr Meisterstück zu vollbringen, sie behängen sich mit allem Tand, den sie auftreiben können, und den Frauen sieht man so von vornherein an, daß sie die Sklavinnen, die Last- und Arbeitsthiere der Männer sind. Das weibliche Geschlecht hat eine ziemlich trübselige Vergangenheit. Wie der erste Schritt zur Menschwerdung nur in einer Vermehrung des Intellectes bestanden haben kann, so scheint mit ihm auch eine Steigerung der Brutalität des männlichen Egoismus ins Ungeheure verbunden gewesen zu sein. Um ganz Mann zu werden, achtete der Mensch das Weib kaum noch eines gleichen Wesens: nicht einmal ihr Vorrecht, Mutter zu werden, erkannte er mehr an, und wenn sie ihm ein Kind geschenkt, mußte sie mit ihrem müden Leibe ohne Murren die häuslichen Sklavendienste verrichten, während er sich sorgsam hüten und pflegen ließ, als der, welcher doch eigentlich das Heldenstück vollbracht, welcher — französisch Cauvade genannter — Brauch sich als Rest eines verschollenen Alterthums bekanntlich mancherorts noch erhalten hat. Auch die geschlechtlichen Verhältnisse scheinen in jenen Urzeiten roheſter Art gewesen zu sein; wenigstens nehmen die englischen prähistorischen Forscher für dieselben die sogenannten Communal marriages an: das Weib war Eigenthum des ganzen Stammes. Ist das Weib so nicht dazu gekommen, seinen Intellect für die fernliegenden Dinge auszubilden, so ward es doch klug für das, was ihm am nächsten war. Es verstand die Sinnlichkeit des Mannes auszunutzen: es putzte sich, und je mehr es ihm gefiel, um so mehr lockerten sich seine Fesseln. Bachofen hat so gar in einem dicken Quartanten über das „Mutterrecht" zu beweisen versucht, daß der Periode der Communal marriages als Rückschlag eine Periode der Freundschaft gefolgt sei — eine Annahme, die indessen zu weit gehen dürfte. Wenn es seine Leiden waren, welche das Weib erfinderisch machten, so waren auch sie es, welche sein Herz mit Mitleid erfüllten, denn nur in der Schule der Leiden wird dieses gelernt. Erkennen wir nun aber wirklich in der modernen Anschauung der Tugend der antiken gegenüber einen Fortschritt, so müssen wir auch zugeben, daß derselbe dem Weibe verdankt wird. Die Mythe, daß das Weib die Verführerin von Anfang gewesen sei, ist jedenfalls von einem Manne erfunden, der selbst der Verführer war. Freilich hat es das geputzte Weib gar listig auf den Mann abgesehen, aber, wenn irgendwo, haben wir in ihm die Hegel'sche „List der Idee" verkörpert vor uns, die für ihr eigenes Fortkommen sorgt. Von diesem Standpunkt aus könnte man denn auch sagen, daß der wahre Fortschritt der Moral der Fortschritt in der Emancipation des Weibes ist, und zwar in der Emancipation von den willkürlichsten Gelüsten des Mannes, und so erscheint als letztes ideales Ziel dieser Entwicklung die wahrhafte Monogamie auf Lebensdauer. Diese besteht freilich schon in unsern Gesetzbüchern, die katholische Kirche hat sie sogar in ihrer letzten Consequenz zur Institution erhoben. Daß es indessen in Wirklichkeit anders aussieht, fällt Dümont nicht schwer zu beweisen. In Bezug auf die factische Monogamie dürften uns manche Thierarten weit vorauf sein, obgleich selbst unter den frommen Tauben, wie Darwin erzählt, die meisten Männchen einen Hang haben, fremden Täubchen den Hof zu machen und von den Täubchen, so sehr im Allgemeinen ihre Moral zu rühmen ist, bisweilen Eins sich einem liederlichen Lebenswandel ergibt.

Daß die Frauen so wenig für jene wahre Emancipation ihres Geschlechtes eintreten, ist theilweise ihrer Schamhaftigkeit, theilweise aber auch dem Mangel ihres Intellectes zuzuschreiben. Es macht auf einen unbefangenen Menschen einen komischen Eindruck, wenn man sieht, wie sich wohlmeinende Seelen erhitzen, wenn irgend ein kleines Aemtchen (natürlich nur, um den Preis der männlichen Arbeiten zu drücken) auch dem weiblichen Geschlechte zugänglich gemacht wird, während sie für die Barbarei unserer Gesetzgebung, die ausschließlich auf die Gelüste des Mannes Rücksicht nimmt, kein Wort übrig haben. Mit Recht sagt Dümont, indem er die abscheuliche Bestimmung des Code Napoléon „la recherche de la paternité est interdite" brandmarkt: „Wir haben wahrlich wenig Grund, uns unserer Fortschritte so sehr zu rühmen, wenn wir die Gesetze des Mittelalters nur in diesem einzigen Punkte mit dem Usus unserer aufgeklärten Zeit vergleichen. Nach dem kanonischen Rechte wurde der Verführer verurtheilt, entweder das verführte Mädchen zu ehelichen, oder aber, falls dessen Vater nicht einwilligte, ihn als Eidam anzunehmen, eine Dotation zu zahlen. Weigerte sich der Verführer im ersteren Falle, oder war derselbe im letzteren nicht in der Lage, die verlangte Summe aufzubringen, so sollte er mit Ruthen gestrichen, excommunicirt und lebenslänglich in einem Kloster eingesperrt werden. Solche Gesetze erscheinen uns heutzutage geradezu lächerlich. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber Vernunft und Gewissen sagen mir, daß diese alten Gesetzesbestimmungen besser seien als der berüchtigte Artikel 340 des Code Napoléon." — Man darf übrigens nicht vergessen, daß Praxis und Gesetzgebung im Mittelalter oft weit auseinander waren, das spricht indessen noch nicht für unsere

Digitized by Google

legalisirte Barbarei. Allerdings weiß man diese vielfach zu beschönigen: sämmtliche Gründe laufen jedoch auf Eingeständnisse männlicher Schwäche und moralischer Unzulänglichkeit hinaus; das Weib, welches seine Tugend verlor, ist immer nur ein Beleg für diese. Christus wußte wohl, was er that, als er der Ehebrecherin verzieh. Trotzdem scheint mir Dümont zu irren, wenn er in der Schande, welche auf die Verführte fällt, nur Ungerechtigkeit erblickt. Schon Schopenhauer bemerkt, daß gerade die Frauen am eifrigsten im Verdammen seien und führt dies auf ihren Esprit de corps und ihr Interesse an der Ehe zurück; neben dem egoistischen Corpsgeist wirkt aber hier entschieden auch die Tendenz auf die moralische Erziehung der Menschheit, welche durch jenes künstliche und übertriebene Ehrgefühl gesteigert werden soll. Der Mann aber thäte besser, wenn er, anstatt an solche falsche intellectuelle Urtheile des Weibes zu appelliren, von seiner Herzensgüte lernte. Glaubt man wirklich, daß die actuelle Gesetzgebung möglich wäre, wenn der Mann etwas vom weiblichen Mitleid und ein Analogon der Mutterliebe in sich spürte? Hier kann man sehen, wie schwach es mit der uninteressirten Vaterliebe bestellt ist: wie mancher Mann, der sich im Schweiße seines Angesichts für seine ehelichen Kinder quält, die seinen Namen und sein Ansehn perpetuiren sollen, macht sich nicht die geringste Bekümmerniß, daß ein Wesen, welches ihn auch Vater nennt, in ganz andern Sphären verkümmert und verkommt! Ein Weib würde, in der Lage des Mannes, nie so handeln.

Mit Recht hebt Dümont einmal hervor, daß man vielleicht die factische Zunahme der Moral, nie aber den Fortschritt unserer Anschauungen von Moral werde bestreiten können. Nun gibt es aber im Verhältniß der Geschlechter einen Punkt, wo Praxis und Theorie identisch sind, das ist die Liebe. Dümont nennt die Liebe die „Periode der Herrschaft des Weibes", der Herrschaft des weiblichen Herzens über den männlichen Kopf. War aber die Liebe immer dieselbe? Gewiß nicht. Wohl ist sie heute auf demselben Naturtrieb basirt, der in der ganzen Welt des Lebendigen die Geschlechter zusammenführt, aber auch die Kröte hat in ihrem Kopfe bereits ein Gehirn, das nach denselben Gesetzen denkt, wie etwa das Goethes und Beethovens — mit dieser Identität ist also nichts widerlegt. Dürfen wir nun bei der Liebe vielleicht einen factischen Fortschritt annehmen, so scheinen sich der Ehe gegenüber allerdings bis jetzt erst die Anschauungen geändert zu haben. Dümont betrachtet die Ehe vom Standpunkte der Natur und Moral. Die erste Hälfte dieser Betrachtungen nimmt sich ziemlich pessimistisch aus. Wenn die Begierde befriedigt, so wird der Kopf des Mannes wieder frei, sein Egoismus tritt in alter Kraft hervor und jene Ungleichheit, welche gerade der Liebe ihre Kraft gab, erweist sich als Störerin des ehelichen Glückes. Und doch irrt der Mann, wenn er sein Weib sich gleichgeartet wünscht: „Die relative physische und itellectuelle Schwäche der Frau ermöglicht ja seine Herrschaft über dieselbe und befriedigt demnach ebenso wohl seine Herrschaft, wie die moralische Ueberlegenheit des weiblichen Herzens ihm zur Quelle vielfacher Freuden wird." „Als mein Vater 1840 in Syrien einen an der Pest erkrankten Freund bis zum letzten Athemzuge gepflegt hatte, da machte diese Freundesthat die Runde durch alle Journale und wurde überall als seltene Aufopferung gepriesen. Nun, was bei einem Freunde als ein seltener Zug Bewunderung erregte, das erwartet man doch von der Gattin als Regel. Glaubst Du aber, daß Deine Frau Dich in keiner Gefahr, weder in Krankheit noch im Elend, weder in Noth noch in Schande verlassen würde, wenn sie ein Dir gleichgeartetes Wesen wäre?"

„Die Ehe ist eben in Wahrheit kein natürliches, sondern ein moralisches Institut. Deshalb sind alle Schulen, welche die Moral verneinten, auch gegen die Ehe aufgetreten. Die Natur ist das Reich des Selbstischen, die Moral das des Selbstlosen, der Entsagung. Geben wir uns keiner Täuschung hin: weil dem Menschen und namentlich dem starken Geschlechte zu geringe moralische Kraft innewohnt, darum soll die Ehe nichts taugen. Nein, wir taugen noch nicht für die Ehe, wir sind noch nicht reif für sie, und wir haben kein Recht, eine Institution zu verdammen, weil sie zu gut für uns ist. Wir können nur sagen, die Ehe sei vom Standpunkte der Willensbejahung verwerflich; jedoch vom höheren Standpunkte der Willensverneinung im höchsten Grade achtungswerth. Da aber die Selbstsucht herrscht und die Moral im Allgemeinen als Aschenbrödel behandelt wird, so ist es leicht begreiflich, daß die Ehe, aus Heuchelei, zwar selten angegriffen, aber eben so selten nach Gebühr gewürdigt wird. Ebenso begreiflich ist es daher auch, daß das Weib mit der Superiorität seiner Herzensgüte und mit seinem passiven Heldenthum, seiner unbewußten Entsagung und freudigen Opferfähigkeit die Institution der Ehe in der Regel in Ehren hält und nicht leicht für die Abschaffung derselben stimmen möchte, obgleich die Frau unstreitig in der Ehe mehr zu leiden hat, als der Mann, und zwar weniger durch ihre eigene Begierde nach neuen Liebesgenüssen, als durch den Egoismus des Mannes. Man hat wohl das Weib die Priesterin der Familie genannt. Wohl, wenn nur der Mann sich nicht als deren Gott betrachtete, welchem die Priesterin Weihrauch zu streuen und unausgesetzt Opfer zu bringen hat."

„Die Ehe ist das äußerste Mittel zur Moralisirung der Menschheit." Von der Entwicklung der Ehe, von der Entwicklung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern hängen deshalb alle weiteren Fortschritte dieser Moralisirung ab, hängt es ab, ob sich die Menschheit immer mehr von der Thierheit entfernt oder ihr wieder näher kommt. Wenn der Mann einst durch dies „äußerste Mittel" erzogen sein wird, dann ist das Weib wirklich emancipirt. Nicht die Unterschiede der Geschlechter zu verwischen kann die Aufgabe der Menschheit sein: der Mann soll immer mehr Mann, das Weib immer mehr Weib werden. Die höchste Weisheit steht nicht im Dienste des Egoismus.

Höchste Weisheit liebt das Lebendigste,
Und es beugen die Weisen
Oft am Ende dem Schönen sich.

Das wahre Schöne aber ist das Gute, und an dieser Weisheit hat auch das Gute Theil.

Hans Herrig.

Emile Zola über den französischen Roman.

II.

Zolas Urtheil über Edmond About ist zwar nicht sehr liebevoll, aber es gehört zu den treffendsten, die er überhaupt ausspricht: „Ich denke häufig und nicht ohne Erstaunen an Herrn Edmond About," schreibt Zola. „Seine Laufbahn als Schriftsteller ist reich an überraschenden Windungen gewesen. Beim Beginn derselben, in den schönen Tagen des Kaiserreichs, offenbarte er sich als ein polemisches Talent ersten Ranges, als ein feiner, geistvoller und skeptischer Schriftsteller, der zwar nicht, wie man damals sagte, Voltaires wuchtigen Stock, wohl aber dessen leichte Reitgerte geerbt hatte. Seine Bücher über Griechenland und über Rom hatten, obwohl sie inhaltlich ziemlich hohl waren, einen beträchtlichen Erfolg, Dank der Leichtigkeit und dem flotten Humor im Stile. Gleichzeitig debutirte Herr About sehr geräuschvoll im Romane. Seine erste Novellensammlung, „Mariages de Paris", hatte auf der Stelle 10—12 Auflagen. Er schlief nicht auf seinen Lorbeeren ein. Schlag auf Schlag folgte ein Band dem anderen, bis endlich „Madelon" kam, den ich für seinen besten Roman halte, — eine mit Schwung und Schärfe geschriebene Studie. Dann folgte nach zwei phantastischen Skizzen von zweifelhaftem Werthe ein endloser Roman in drei dicken Bänden, in welchem sein Talent sich völlig verflachte. Und dann war Alles vorüber! Und der Romanschriftsteller war in ihm von einem Tage zum andern erstorben. Seitdem — es sind darüber 10 Jahre ins Land gegangen — hat About meines Wissens keinen Band mehr veröffentlicht. Er tauchte unter und verschwand auf mehrere Jahre gänzlich von der Oberfläche. Man

Digitized by Google

hätte ihn für todt halten können. Plötzlich erschien er wieder an der Spitze einer politischen Zeitung, deren Chefredacteur er noch heute ist und als welcher er gute Geldgeschäfte macht und bisweilen auch seine muntere Frische aus früheren Tagen wiederfindet. Wie dem auch sei, — ich kenne in unsrer gegenwärtigen Literatur keinen eigenthümlicheren Fall: wir sehen da einen Mann, der unter den glücklichsten Auspicien in die Literatur eintritt, einen Schriftsteller, dessen hervorstechende Eigenschaften die Geschäftigkeit und die Fruchtbarkeit waren; und dieser zieht sich über Nacht von der Production zurück, als ob er sich ganz ausgegeben und nichts mehr zu sagen hätte. Ich habe mir diese Erscheinung zu erklären versucht und glaube versichern zu können, daß das große Uebel des Herrn About das ist: daß er an gar nichts glaubt, nicht einmal an die Literatur. Eines Tages mag sich Herr About gesagt haben: Wozu das Alles? Er hatte keine Ueberzeugung, er hatte für sich nur seinen Geist; er war blasirt und über alle Erregungen des Kampfes und alle Freuden der Siege längst hinaus. Weshalb sollte er sich in das Getümmel mischen? Er konnte ja ruhig zu Hause bleiben und von seinen Renten leben. Der politische Horizont war mit undurchsichtigen Wolken bedeckt, es war nicht zu erkennen, in welcher Himmelsrichtung sich die Zukunft lichten würde. About, der von Hause aus gewisse liberale Tendenzen hatte, hatte sich indessen auf gut Glück zum courfähigen Tischgenossen und Freunde des Prinzen Napoleon gemacht. Während der stürmischen Tage von 1870 trat er von der Oeffentlichkeit zurück und jetzt ist er als Republikaner wieder zum Vorschein gekommen. Wenn aber der Polemiker eine Art von Wiedererwachen gefeiert hat — allerdings merkt man ihm die Strapazen und das Alter an — so scheint der Romanschriftsteller sich auf immer im Gewühl verloren zu haben. Man kann daher schon jetzt über ihn ein abschließendes Urtheil fällen. About ist mehr ein Plauderer als ein Romandichter; man merkt es seinen Schriften an, daß er an seine Personen selbst nicht glaubt. Er läßt sie unter seiner Feder herumtanzen, um sich selbst und nebenbei auch die Leser zu amüsiren; aber wenn man genau hinblickt, sieht man immer zwischen den Zeilen den losen Spötter. Dieser Mangel an Ueberzeugung verleiht dem Werke eine große Leichtigkeit, nimmt ihm aber alle Tiefe; das Werk ist frisch und gefällig; aber die Analyse bleibt auf der Oberfläche. About hat keinen Typus von Dauer hingestellt und nicht eine wirklich starke Seite geschrieben, die bleiben wird. Eines Morgens ist er als geistvoller Plauderer aufgewacht, hat eine Weile die ganze Gesellschaft durch seine Späße unterhalten und den Abend, als er zu Bett gegangen ist, hat er sein Licht für alle Zeiten ausgeblasen."

Dieses Urtheil ist wie gesagt zwar grausam, aber es enthält doch ernsthafte Wahrheiten. Nur wäre es vielleicht taktvoller gewesen, wenn diese gerade von einem Andern als von Herrn Zola ausgesprochen worden wären. Auch das, was er über die Herren Erckmann und Chatrian schreibt, wird man im Ganzen als zutreffend bezeichnen müssen.

„Erckmann-Chatrian sind Elsässer, die, durch die Sympathie gleichgearteter Naturen verbunden, damit angefangen haben, Geschichten aus ihrer Heimat zu erzählen. Zunächst lehnten sie sich an Hoffmann an und ließen ihre getreuen Schilderungen der elsässischen Sitten in einer phantastischen Pointe gipfeln. Später erweiterten sie ihren Rahmen, ohne jedoch den heimischen Boden, auf dem sie groß geworden waren, zu verlassen. Damals waren sie getreue und von ihrem Gegenstande ergriffene Maler des Elsaß; Land, Leute und Sitten führten sie uns in eben so bewunderungswürdigen wie sorgfältig ausgearbeiteten Bildchen vor; aber obwohl ihre Erzählungen länger und „Roman" überschrieben wurden, blieben sie doch immer einfache Erzähler, die immer wieder dieselben Puppen in Bewegung brachten und niemals in die menschliche Natur eindrangen. Die Scenen, die sie schilderten, breiteten sie wie lebhaft colorirte Kupfer vor den Augen des Lesers aus. Plötzlich kam der Erfolg und war außerordentlich. Ohne Zweifel ist derselbe ihrem so feinen und eigenthümlichen Talente, ohne Zweifel aber auch in erheblichem Maße der Gunst der Verhältnisse zuzuschreiben. Die Politik mischte sich hinein. In ihren beiden Romanen „Madame Thérèse" und „Le conscrit de 1813", die ihre Meisterwerke geblieben sind, hatten sie im Tone der gemüthlichen und harmlosen Erzählung ein schreckliches Bild von den Kriegen unter dem ersten Kaiserreiche entworfen. Sie hatten namentlich mit wahrhafter Treue die Stimmung des Volkes in Bezug auf den Krieg geschildert; sein Sträuben gegen das Verlassen von Haus und Hof, seinen engherzigen, egoistischen Patriotismus, seinen unüberwindlichen Drang nach Frieden und Freiheit. Der Boden des zweiten Kaiserreichs wurde damals schon von der Opposition unterwühlt, und so kam es, daß die Romane von Erckmann-Chatrian mit Begeisterung gleichsam als ein anticipirter Protest gegen etwa bevorstehende Kriege aufgenommen wurden. Durch diese Romane ging ein republikanischer Zug. Es kam dazu, daß man dieselben auf jeden Familientisch legen durfte. Keine Leidenschaft wurde dadurch erregt, kein Ehebruch, keine allzu lebhafte Situation gestreift. Endlich lasen sie sich angenehm. Daher ihr ungeheurer Erfolg. An großen Worten fehlte es nicht. Man nannte sie «nationale Romane». Eine Auflage drängte die andere, gegen 100,000 Exemplare wurden verkauft. Leider hat der Erfolg sie nur noch fruchtbarer gemacht. Sie haben sich mehr und mehr der Politik in die Arme geworfen, in dem Glauben, daß da der wahre Erfolg sei. Sie haben langathmige Romane zu Tage gefördert, — sie, die nur für die Erzählung, für die kurze sentimentale Novelle geschaffen waren. Alles, was sie in dieser Richtung producirt haben, ist unerheblich. Der Erfolg war indessen ein zu großer gewesen, als daß er mit einem Male hätte vollständig versagen sollen; aber allmählich ist der Lärm, der sich um die Werke von Erckmann-Chatrian erhoben hatte, verstummt, die Kritik hat sich ihren neueren Arbeiten gegenüber immer passiver verhalten, und die Theilnahmlosigkeit ist ihnen gegenüber immer breiter und breiter geworden. Man spricht nicht mehr von Erckmann-Chatrian. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch etwas schreiben."

„Auch über Jules Verne muß ich ein Wort sagen. Dieser schreibt nicht eigentlich Romane, er dramatisirt die Wissenschaft und schwingt sich in phantastische Einbildungen, indem er neue wissenschaftliche Ergebnisse als Stützpunkt nimmt. Wenn man es sich recht überlegt, sind seine Schriften doch wohl Romane, und sogar noch viel abenteuerlicher als die, die wir schreiben. In diesem Augenblicke findet das Publicum an diesen belustigenden Populariſirungen der Wissenschaft Gefallen. Ich will über diese Specialität nur das sagen, daß meines Erachtens dadurch Alles, was wir in der Schule erlernt haben, gefälscht und verballhornt wird. Ich für mein Theil ziehe die Geschichte vom Däumling und von Aschenbrödel diesen wissenschaftlichen Märchen vor; aber ich muß den Erfolg constatiren, der geradezu stupend ist. Die Bücher von Jules Verne sind ohne Zweifel diejenigen, welche augenblicklich am meisten in Frankreich gekauft werden. In Hunderttausenden von Exemplaren sind seine Erzählungen abgesetzt worden; sie sind in den Händen aller Kinder und in der Bibliothek aller Familien. Das erklärt die ungewöhnlich starken Auflagen. Für die literarische Bewegung der Gegenwart kommen die Sachen nicht in Betracht, und auch die Zahlen beweisen nichts dafür. Die ABC-Fibeln und die Katechismen verkaufen sich auch in Hunderttausenden von Exemplaren."

„Endlich habe ich noch über Gustav Droz ein Wort zu sagen. Er hat auch eine Specialität geschaffen. Mehrere Jahre lang hat er in der „Vie parisienne", dem officiellen Moniteur der eleganten Welt des Kaiserreichs, als Herrscher geboten. Gustav Droz ist der Maler einer etwas künstlichen Gesellschaft, die in liebenswürdigen Lastern gespielt hat, wie das 18. Jahrhundert in Schäferspielen. Man muß sein Meisterwerk, „Monsieur, Madame et Bébé", lesen, um die geschminkte Grazie dieser Gesellschaft ganz zu begreifen. Das große Verdienst des Malers ist, daß er Silhouetten gezeichnet hat, die sicherlich als treffende Bilder der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs gelten können. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er seine Feder in Poudre de riz tauche; das ist aber gerade eine seiner glücklichsten Eigenschaften. Keiner hat so wie er es verstanden, uns ein ganz

Digitized by Google

getreues Bild eines eleganten Interieurs aus der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre zu geben."

Da mit diesem Berichte nichts weiter bezweckt wird, als den deutschen Leser mit dem Urtheil Zolas über den zeitgenössischen Roman vertraut zu machen, so ist es wohl auch nicht erforderlich, bei jedem Satze, der zu einem Widerspruche herausfordert, Halt zu machen. Jeder Kundige wird finden, daß die Kritik über Jules Verne z. B. sehr einseitig und sehr gehässig ist. Die scharfsinnigen, phantastischen Spiele Jules Vernes' auf dem Boden der Wissenschaft sind doch mehr als die Geschichten aus den ABC-Fibeln, und es handelt sich in denselben auch gar nicht um die „Popularisirung" der Naturwissenschaften. Die Folgerungen, die Jules Verne aus den wissenschaftlichen Hypothesen zieht, sind immer erstaunlich witzig. Und wie prächtig weiß er zu erzählen! Ueber eine wie reiche und ergibige Phantasie gebietet er! Aber Zola erkennt eben nur ein Genre im Romane als das zulässige an: das seinige; was darüber ist, das ist vom Uebel!

Man kann sich nach dem Gesagten wohl selbst denken, wie er über diejenigen Schriftsteller urtheilt, die für die Feuilletons der großen Zeitungen arbeiten. Er polemisirt — und in diesem Punkte spricht er die Ansich Vieler aus — gegen die ganze Art der Veröffentlichung, gegen die Zerhackung des Romans in kleine Stückchen. Ein Roman, meint er, könne, wenn überhaupt in einer periodischen Zeitschrift, nur in einer Revue erscheinen, die einem solchen auf einmal 2—3 Bogen zur Verfügung zu stellen vermag.

„Leider", fügt er hinzu, „haben wir in Frankreich keine Revue. Die einzige, die sich Geltung verschafft hat, ist die „Revue des deux Mondes", und diese ist außerhalb der literarischen Bewegung stehen geblieben."

Von den Verfassern der Feuilletonromane spricht Zola mit äußerster Geringschätzung. „Man zählt deren zu Dutzenden, und wenn man sich die Mühe geben wollte, zusammenzuzählen, was diese Leute täglich an Lesestoff fabriciren, so würde man über die Summe erstaunen. Das Publicum braucht davon täglich so und so viel; es ist ein Consum wie der des Petroleums und der Kartoffel. Der rechtschaffne Leser will Morgens und Abends sein Quantum romanhafter Abenteuer verschlingen, und nun gibt es Unternehmer von Lieferungen gedruckten Papiers, die die Bestellung ausführen und den Bedarf decken."

Mit allen diesen macht Zola kurzen Proceß, nicht nur mit den Lebenden und den Nachtretern, auch mit den Todten, auch mit den Begründern dieser Specialität, auch mit Alexander Dumas z. B. Alle Werke des älteren Dumas bezeichnet Zola ganz gemächlich als „dem Vergessen geweiht!"

Nicht besser ergeht es Paul Féval. „Seine literarische Bagage ist schwer, er sollte sie jetzt nach dem Gewichte verkaufen." Gegen die Geringeren ist er natürlich noch grausamer. Eine etwas freundlichere Ausnahme macht er nur zu Gunsten von Herrn Du Boisgobey und Xavier de Montépin, denen er wenigstens das Kunststück, die Leser zu spannen, und eine gewisse Sauberkeit in der Arbeit zugesteht.

Derjenige, gegen den Emile Zola am gehässigsten vorgeht, ist Jules Claretie. Claretie ist in seinen Augen der vollkommenste Ausdruck der Mittelmäßigkeit, der alles ein bischen und nichts recht kann. Dabei verhöhnt er ihn als einen entsetzlichen Vielschreiber. „Wenn Claretie nicht jeden Morgen vor dem Frühstück seine 500 Zeilen geschrieben hat, fühlt er sich nicht wohl." Claretie gilt ihm als ein bloßer Anempfinder, der immer unter dem Eindrucke dessen, was er gerade gelesen hat, weiterschafft und in demselben Stile weiterschreibt. Zola führt das Alles mit einer Breite und einer Schadenfreude aus, die eine starke persönliche Verstimmung sofort erkennen lassen. Jede Zeile über Claretie athmet persönliche Gereiztheit und Animosität. Für uns Fernstehende ist es ganz unbegreiflich, was Zola dazu veranlaßt, gegen ein so liebenswürdiges, freundliches Talent, wie es Claretie besitzt, so hart, boshaft, verbissen und ungerecht zu sein. Es wird Niemand einfallen, Claretie als Romanschriftsteller mit Flaubert, Fabre, Daudet auf eine Stufe zu stellen; aber das Vergleichen und Abwägen ist in der Kritik fast immer nur die Bemäntelung der Gehässigkeit und der Ungerechtigkeit. Clareties Romane, namentlich „Le troisième dessous", von welchem so eben die vierte Auflage erschienen ist, sind die Werke eines feinen, vornehmen und wohlwollenden Schriftstellers. Claretie beobachtet mit Schärfe und Richtigkeit; seine Schilderungen sind voller Leben und Bewegung, sein Stil ist leicht und correct, und die Lecture seiner Erzählungen oder Romane ist fesselnd und angenehm. Man muß sich die Augen gewaltsam zuhalten, um diese offenbaren Vorzüge nicht zu bemerken, und man muß eine von persönlicher Mißgunst geschärfte Lupe zur Hand nehmen, um in den Claretie'schen Romanen alle jene Fehler zu erblicken, die Zola mit ganz besonderer Behäbigkeit aufzählt.

Die Vermuthung, daß Zola bei seiner Absprecherei durch Motive bestimmt worden ist, die mit der Literatur nichts gemein haben, ist durch Jules Claretie selbst zur Gewißheit geworden. Claretie hat für die spaltenlange Herabsetzung seines Talentes, die er von Seiten Zolas erfahren, grausame, aber erlaubte Rache geübt. Er hat dem „Figaro" einen Brief von vier Zeilen zugeschickt, der so lautet:

„Herr Zola, der mir jedes Talent abspricht, scheint vergessen zu haben, daß ich von ihm vor längerer Zeit einen Brief mit folgendem Passus empfangen habe: »Eine Hand wäscht die andere; waschen Sie die meinige, so werde ich die Ihrige waschen.« Es scheint demnach, daß ich Herrn Zolas Hand nicht genügend gewaschen habe.

Jules Claretie."

Bei diesen Auszügen aus dem Aufsatze von Emile Zola mag es sein Bewenden haben. Die allgemeinen Bemerkungen über das Wesen des französischen Romans sind unbedeutend; sie sind rein tendenziös und ohne allen ästhetischen Werth, zum Theil auch ohne die genügende Sachkenntniß. Zola begeht die Unvorsichtigkeit, flüchtige Bemerkungen über den Roman in England und in Deutschland zu machen, und diese beweisen, daß er von den beiden keine Ahnung hat; aber immerhin durfte die Charakteristik der französischen Romanschriftsteller von Seiten eines der merkwürdigsten unter ihnen eine gewisse Beachtung verdienen. Diese Erwägung hat die Wiedergabe der interessantesten Abschnitte aus dem Zola'schen Aufsatze an dieser Stelle veranlaßt.

p. L.

Ein Klassiker des Pessimismus.

Unter den Novitäten, welche gegen Ende des jüngst abgelaufenen Jahres zur Versendung kamen, befindet sich ein sehr schmuck ausgestattetes Büchlein aus dem Verlage von Theobald Grieben in Berlin, mit dem Titel: „Pessimisten-Brevier. Von einem Geweihten." Mit einer Fülle von Kenntnissen ausgestattet und das Deutsche mit einer Meisterschaft handhabend, die bisweilen an ein gewisses Virtuosenthum der Wortspielerei und dergleichen Geschnörkel streift, hat der ungenannte Verfasser durch sein Werk sich um die Wissenschaft unserer Tage überaus verdient gemacht: zum ersten Male finden wir den Pessimismus als solchen in seinem ganzen Wesen klargelegt. Allerdings ist derselbe bei Schopenhauer als Gesinnung vertreten und seinen allgemeinen Hauptzügen nach bestimmt und unverkennbar angegeben. Sei es aber, daß der Meister zu viel subjective Elemente dieser Seite seiner Lebensanschauung beigemischt, oder daß seine Ausführungen solchenfalls zu rudimentär geblieben: es hat sich, unter scheinbarer oder angeblicher Herleitung aus seiner Lehre, eine Art Pessimismus herstellen lassen, der gehörig viel Lärm von sich gemacht, hinfort aber, seitdem das vorhin erwähnte Büchlein uns einen Maßstab über den wahren Pessimismus an die Hand gegeben, als Wahngebilde desselben erkannt werden muß.

Von den Anfängen bei Schopenhauer und den Anklängen bei einzelnen seiner wirklichen Schüler abgesehen, haben wir also in dem Brevier den Pessimismus leibhaft und vollständig vor uns, und diese Thatsache allein sichert dem Büchlein seinen klassi-

Digitized by Google

schen Werth. Freilich erinnert unser Verfasser eigenhändig daran, daß der Pessimismus, genau genommen, so alt wie unser Geschlecht sei und meint, „das Menschenbewußtsein müßte ja umsonst nach Jahrtausenden zählen, wenn nicht die großartigsten — weil einfachsten, allgemein gültigsten, wuchtigsten — pessimistischen Gedanken längst zur Trivialität geworden wären." Gleichwohl hat es an einer Zusammenfassung dieser Lehre, an einer authentisch beglaubigten Quelle dafür gefehlt, sonst hätte nicht jene vorhin angedeutete Abart des Pessimismus aufkommen können und für sich die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, deren nur die reine Lehre — sei es, daß man sie annimmt oder sich kritisch zu derselben verhält — wahrhaft würdig ist. Denn jener bloße Modepessimismus, der es an Geschimpf über Weltelend wahrlich nicht hat fehlen lassen, verhält sich zum echten, wie die Tartüfferie zur Frömmigkeit. Während diese, mit der „Welt" zerfallen, das irdische Dasein nur als kurzen Pilgerlauf betrachtet, von dem sie zu jeglicher Stunde abberufen zu werden bereit ist, weiß jene hingegen, die nämlichen Reden über die Hinfälligkeit des Irdischen im Munde führend, sich damit zu helfen, daß

„le ciel, de vrai, défend certains contentements,
mais avec lui on fait ses accomodements."

Fortan wird eine genaue Grenzscheide einzuhalten sein zwischen dem Pseudo-Pessimismus, der es nicht verschmäht, im Leben es sich recht behaglich sein zu lassen, und dem echten, welcher jedes Compromiß mit dem Leben entschieden abweist. Jeder weinerlichen Sentimentalität durchaus fern, hält der echte eine durchaus sthenische Form des Weltschmerzes ein, voll ungebrochenen Trotzes und mit einer gewissen energischen Widerstandskraft. Es ist kein Gejammer um die Härten des Lebens, sondern ein tiefer, durch lebendige Ueberzeugung genährter und erhaltener Groll wider die Widersprüche in der Welt, welche, nach der Auffassung unseres Verfassers im rastlosen Gegensatz, ohne jegliche Versöhnung durch irgend eine vermeintliche Ausgleichung aufeinander anstürmen. Es ist ihm ein „Wahn, daß die Menschheit je könne kurirt werden von dem gierigen Durst nach dem Gifttrank des Daseins", obschon ihm „die Kunst, welche zu erlernen den Zweck des Menschendaseins auszumachen scheint, heißt: das Wünschen verlernen". Daher darf er wohl von sich behaupten: „Feig wahrlich kann nicht sein, wer, nachdem er der Vergeblichkeit alles Mühens und Ringens inne geworden, um wenigstens vor neuen Zumuthungen zu eiteln Anstrengungen gleicher Art sich Ruhe zu verschaffen, unter den Schutz einer Resignation flieht, mit der er sich einem, wie er weiß, erbarmungslosen Schicksal ergibt." Mit Recht stellt er sich denn auch das Zeugniß: „es ziemt sich schon ein wenig Stolz für den, der keiner Noth den Triumph gegönnt, ihn zum Beter zu machen", und wenn er von sich rühmt, daß er „den Muth habe, die Welt für das anzusehen, was sie wirklich ist", so mag man mit ihm darüber streiten, ob seine Auffassung richtig, aber den Muth, womit er sich in dieselbe findet, wird man ehrend anerkennen müssen.

Der echte Pessimismus hält sich nicht bei der Frage auf, ob Sein oder Nichtsein der Welt vorzuziehen wäre, er verschmäht es durchaus, eine „Berechnung des Weltelends" anzustellen. Er argumentirt nicht, sondern er demonstrirt; er beweist nicht — syllogistische Schlußfolgerungen ziehend — das Schlechtsein der Welt, sondern er zeigt es auf, und zwar mit der Ueberzeugung, daß es schon so allgemein wie unheilbar sei. Es gibt für ihn keinen Trost, weder in einer vermeintlichen „Hingebung an den Weltproceß", noch in einem nach Umständen möglichst vortheilhaften Abkommen mit dem Leben; höchstens läßt er sich's bei „herzerfrischender, echter, wohlbegründeter Verzweiflung" behagen und gibt er es als richtig zu, „dem Pessimismus gewähre 'persönliches Pech' etwas wie eine persönliche Genugthuung", und daß man von ihm sagen könne, er wäre „nicht glücklich, wenn er sich nicht unglücklich fühle". Ferner heißt es: „An Allem zweifelnd und bereit, im Herrlichsten nichts als ein Blendwerk zu entdecken, aus dem Labyrinth so tausendfach sich kreuzender Gefühle keinen Ausweg gewahrend, als in schrankenloser Weltverachtung, die das Bewußtsein in sich schließt, selber auf das Entrücktwerden aus solch eigenstem Zubehör keinen Anspruch zu haben, wissen wir uns keine Rettung mehr vor der Verzweiflung, als in der innersten, die sich mit einem trotzigen Durch! aufrafft, diese Berge von Gräuelreichstem weiter zu durchstürmen. Die gewöhnliche Verzweiflung wehklagt um den Verlust eines Werthhabenden — die letzte versteinert vor dem Gorgonenhaupt der Einsicht, das nicht Werth hat", um darin Ruhe zu finden. Daher meint das Brevier denn auch: „Wenn es in der Welteinrichtung darauf abgesehen wäre, Einen nach dem Andern an Leib und Seele zu ruiniren, so müßte man sie vortrefflich nennen, denn dann könnte nichts geschickter angelegt sein."

Mit Schopenhauer betrachtet das Brevier die Welt als Willenserzeugniß: das Willenswesen ist ihm in ewiger Selbstzerstörung begriffen, ohne je Selbstvernichtung zu erlangen. Ueberall sieht es nur Ohnmacht und eitel Thorheit im Widerspiel der antagonistischen Kräfte, denn ein Fortschritt im evolutionistischen Sinne ist ihm ein leerer Wahn oder „ruchlose Windbeutelei". Sein Ausgangspunkt ist die Positivität des Schmerzes, es will ein concretes Bild des allgemeinen, unvermeidlichen Uebels liefern, dessen Unentrinnbarkeit ihm durch die metaphysische Natur des eigentlichen Kernwesens in allem Existirenden nothwendig gesetzt ist. Freilich stellt das Brevier die Möglichkeit des Glücklichseins nicht gänzlich in Abrede, ja es anerkennt sogar: „Freuden gibt es, so überschwänglich hoch, daß der armselige, schwache und niedrige Captus dieses Erdendaseins sie gar nicht zu fassen vermag und sie überhaupt nur möglich sind als ein Raub am Himmel, dem sie angehören und sich nur entreißen lassen im allerflüchtigsten Moment eines Prometheusdiebstahls." Auch von „rechten Festtagen des Daseins" ist die Rede, die jedoch nicht „durch irgend eine besondere Feier ausgezeichnet" sind, sondern in „stillen Tagen friedvollen Genügens" bestehen, welche meist „so ruhig und einförmig entrinnen", daß wir „das bischen Glück eigentlich erst dann recht zu genießen beginnen, wenn wir es schon nicht mehr besitzen, es sei denn, daß uns rechtzeitig eine kleine Neideräußerung des Vorzugs gemahne, dessen wir uns erfreuen dürfen". Am höchsten steht ihm „die erbarmende Liebe, die durch den Schutt schleicht, um hie und da den Zerschmetterten einen Stein abzuheben oder einen kühlenden Tropfen zu reichen: in all der Fülle von Leid und Gräßlichkeit ist sie allein ein unzerstörbar Schönes". Aber die Bethätigung dieses anerkannt Herrlichen hat am Universalelend seine stete Voraussetzung. „Nimmer ruht das Unheil, nur dem Glück sind lange, lange Pausen beschieden. Nur selten und kurz ist es uns gestattet, an Anderer Glück uns zu erfreuen; aber daß das schmerzliche Mitgefühl stets frisch erhalten werde, dafür ist ja von allen Seiten reichlich gesorgt: denn nicht der Freude, aber dem Leide bleiben noch immer die Pforten offen, und Beileidsbezeugungen sind ja das Erkennungszeichen der großen Genossenschaft, welche das Menschenelend verbindet."

Demnach verwahrt sich das Brevier aufs Entschiedenste gegen die Imputation, sein Pessimismus entstamme einer Genußgier, die in der Welt nicht zu ihrer Befriedigung komme. „Eure Weisen wollen der Welt weiß machen," heißt es unter Anderem, „der ganze Pessimismus sei auf das Lustprincip gestellt, also eigentlich nur ein ins Blut getretener Eudämonismus. Darum verdächtigen sie es zuletzt als bloße Blasirtheit, wenn wir betonen, auch an Genuß nicht mehr zu glauben und deshalb über Alles hinaus zu sein, was solche Verleumdung bloßstellen könnte. Der Pessimismus hat die Ideale hinter sich, nicht mehr vor sich." Gerade an diesem Punkte zeigt sich der Unterschied zwischen echtem und falschem Pessimismus aufs Bestimmteste. Dieser bewegt sich stets im Abwägen von Lust und Unlust, wie sie der Einzelne empfindet, und in einer Reihe psychologischer Analysen von reichlicher Oberflächlichkeit sucht er darzuthun, daß das liebe Ich irgend eine rechte Befriedigung seines egoistischen Trachtens finden könne. Als Resultat seiner Erörterungen bleibt dem falschen Pessimismus der Satz: kein Einzelner kann dauernd glücklich sein, denn Keiner kriegt jemals ganz und wirklich seinen Willen; wonach er horcht, erweist sich bei näherem Zusehen als Illusion, die früher oder später in sich selbst zerrinnt. Der

Digitized by Google

echte Pessimismus hingegen nimmt seinen Standpunkt außerhalb des individuellen, blos von dem Einzelnen als solchen erstrebten, persönlichen Glückes. In einer Rundschau über alle Verhältnisse des Daseins, also auf dem Boden objectiver Thatsächlichkeit verweilend, will der echte Pessimismus nach Möglichkeit all die Situationen herzählen, welche zeigen, daß Einer gerade um so pessimistischer sein muß, je weniger er blos Egoist ist, blos an sich denkt. Was ihm das Gefühl des Weltelends am einschneidendsten macht, ist nämlich die Erkenntniß, zu welcher gerade nur die Edelsten gelangen können: daß Einer um so mehr Weh zu empfinden bekommt, je mehr er von antiegoistischen Triebfedern bewegt wird. Im Sinne des echten Pessimismus könnte man also etwa sagen: wessen Herz voll ist, nicht vom eigenen leidlich ungehudelten Existiren, sondern vom Besten Aller, wer sein ganzes Sinnen und Trachten darauf stellt, daß überall Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Treue walte, der hat unfehlbar am meisten zu leiden. Gleichwohl oder vielmehr eben deshalb ist der echte Pessimismus von wahrhaft sittlicher Begeisterung erfüllt, während diese mit dem Pseudo-Pessimismus unter die Illusionen fällt, zu denen der Weltwille die Individualwillen verführt, so weit sie für derlei Köder empfänglich sind. Demnach sagt uns der Brevier: „Nichts verkehrter, als aus pessimistischen Grund- und Vordersätzen auf quietistisch-ethiklose Weltflüchtigkeit consequenzeln zu wollen. Freilich ist die Welt und alles Elend in ihr überflüssig — leider aber einmal da und deshalb der Einzelne in ihr nicht ganz so entbehrlich, wie sie selber als Ganzes es sein würde, wenn gar nichts existirte. Nun hat das Individuum zu andern Individuen eine ganz bestimmte Stellung und für diese, weil mit ihr, zugleich Pflichten."

Es war uns hier nur darum zu thun, das erwähnte Werkchen seinen wesentlichen Umrissen nach zu skizziren. Der Pessimismus, den es thatsächlich bringt, in seiner ganzen Ausdehnung und Bedeutung zu charakterisiren, wäre bei den hier gesteckten Raumgrenzen unthunlich gewesen. Es muß der Wissenschaft überlassen bleiben, diese hervorragende Erscheinung in der Lebensanschauung unserer Tage zu ergründen und ihrem Gehalte nach abzuschätzen. Dieserhalb waren wir bemüht, die Aufmerksamkeit auf das bedachte Buch zu lenken, das uns wirklich den Pessimismus in voller Reinheit und Deutlichkeit geboten. Eine eingehende und gewissenhafte Prüfung von sachkundiger Hand wird gewiß Vieles finden, worin die Behauptungen des Pessimismus ganz unumstößlich sind, und wenn es derselben gelingt, auch zu zeigen, inwiefern jener Weltanschauung zugleich Solches anhaftet, wodurch sie in ihren Darlegungen nicht die Objectivetät besitzt, deren sie theilhaft zu sein glaubt, so wird zunächst ein wichtiges Problem sich einstellen, dessen richtige Lösung über das Sein oder Nichtsein des Pessimismus als endgültiger Wahrheit entscheiden wird.

Für Gemüther einer gewissen Beanlagung wird er freilich diesen Werth immer behalten, da er selbigen thatsächlich stets gehabt. Es sind dies die „Mühseligen und Beladenen", die gequälten Herzen — „ermattet" und „gequetscht" nennt sie unser Brevier — an welche sich das Büchlein zunächst wendet, mit dem durchaus gerechten Anspruch, ihnen Trost zu bringen. Daß ihrer nur wenige sind, weiß unser Brevier ohnehin: „der Pessimismus ist nicht Jedermanns Ding", aber „zu einzig wahrer Tröstung ist berufen, wer es geschmeckt hat, wie es süße Freuden bringt, sich so elend zu wissen, wie nur etliche Auserwählte es werden können".

Wir haben für das Brevier aber neben solchen, denen es ein Erbauungsbuch werden könnte, auch Leser gedacht, die — ähnlich den „Kindern der Welt" in den von der Kunst verherrlichten Heiligthümern der Religion — dasselbe um des ästhetischen Genusses willen sich gefallen lassen. Die bunte Fülle der über 421 Seiten ausgestreuten Aphorismen muthet Einen nämlich an wie eine Dichtung, worin ein reichbegabtes, gefühlsinniges Gemüth sein endloses Weh über die Leiden der Welt niederlegt, in einer schwungvollen Form, als habe es sich vorgesetzt, die Selbstbekenntnisse des Prinzen Hamlet zu verfassen, wie dieser solche etwa geben würde, falls er, seinem tragischen Geschick im Drama entrinnend, der Krone Dänemarks zu Gunsten des norwegischen Heldenjünglings entsagt hätte und selber in jenes Asyl geflohen wäre, welches er seiner Freundin Ophelia zu empfehlen für gut gefunden. Die nämliche Theilnahme, welche wir dem schwermüthigen Dänenprinzen entgegenbringen, darf das „Pessimisten-Brevier" mit vollem Recht beanspruchen: vor uns haben wir gleichsam philosophische Illustrationen über das „Herz im Herzen" des Hamlet, und der Zauber, den diese Betrachtungen über Welt und Leben von jenem Gesichtspunkt aus üben, wo „das Gewissen Feiglinge aus uns Allen macht", steht demjenigen völlig gleich, den etwa der bildende Künstler in seiner Gewalt hat, wenn er uns Hamlets Geschick in einer Serie von Zeichnungen anschaulich machen wollte.

Wilhelm Bolin.

Notizen.

Der Wahlsieg in Frankreich hat die vor vierzehn Tagen in dieser Wochenchronik gewagte Prophezeiung, daß die Republik trotz aller Intriguen ihrer Gegner sich befestigen werde, vollauf bestätigt. Auch was wir neulich von den finanziellen Nöthen des Papstes angedeutet, erhielt bald darauf seine Bewährung durch den entsprechenden Aufruf der clericalen Blätter. Unbegreiflich wird dabei der Nachwelt bleiben, warum der heilige Vater nicht die jährlichen drei Millionen Lire nebst einer bestimmten Summe rückständiger Zinsen entgegennimmt, welche die italienische Regierung für ihn bereit hält. Diese Entsagung mag das schwerste Marterthum sein, welches die Jesuiten dem Gefangenen des Vaticans auferlegen. So hat sich denn diese Wochenschrift über französische und römische Angelegenheiten wieder sehr unterrichtet erwiesen. Unsere Voraussetzungen haben sich leider! auch nach einer Seite hin erfüllt, die uns selbst näher angeht. Gegen die inneren Freiheiten ist also wirklich ein Anlauf unternommen, der auf parlamentarischen Sturm deutet, und andere Attaken stehen bevor. Die berufenen Vertheidiger des exponirten Platzes werden hoffentlich auf ihren Posten sein und dafür sorgen, daß die verbürgten Volksrechte keinen Schaden erleiden. Das deutsche Reich sollte ein Hort des Friedens und der Freiheit sein, und wir werden nicht den Spott des Auslandes herausfordern, daß wir eine problematische Einheit doch etwas gar zu theuer erkauft hätten. Das neue Jahr mag sich immerhin unter trüben Auspicien ankündigen, es wird sich Niemand dadurch entmuthigen lassen. Auch fehlt es nicht an heiteren Zwischenfällen. Die Verblüffung der Bonapartisten, als Gambetta mit seinen Schaaren die Majorität des Senats friedlich erobert hatte und sie auf das Schimpfen der Cassagnacs und Consorten angewiesen blieben, war doch höchlich amüsant. Dazu ist einer vornehmen Dame in ihren Reihen, der Prinzessin Mathilde, ein Malheur passirt, mit welchem sich die Zeitungen viel beschäftigt haben, ohne daß ihnen der wirkliche Grund des Mißgeschicks, von dem die Schwester des Prinzen Jerome Napoleon betroffen wurde, ganz klar geworden schien. Der Gothaer Hofkalender für 1879 hatte nämlich gemeldet, die Prinzessin Mathilde, Wittwe des russischen Fürsten Demidoff, sei mit dem Maler Paupelin wieder verheirathet. Dagegen protestirte die Prinzessin und Figaro kündigte an, sie werde den Hofkalender wegen Verleumdung vor Gericht belangen. Die letztere Angabe war nur eine Erfindung des Klatschblattes, welche Prinzessin Mathilde in dem Pariser Leiborgan der Bonapartisten, dem Ordre, dementiren ließ. Aber der Schnitzer des Hofkalenders hat sie natürlich sehr verdrossen, denn ganz Paris lachte darüber, und auch an anderen Orten hat die Mystification, deren Opfer die Verlagshandlung in Gotha geworden ist, viel Heiterkeit erregt. Die Redaction des Kalenders unterhält nämlich überall Correspondenten, die sie von den Veränderungen in den Familien der hohen Herrschaften regelmäßig unterrichten. Der Pariser Mitarbeiter des im Uebrigen ehrenwerthen Instituts hat sich nun offenbar von intimen Gegnern der Bonaparte düpiren lassen. Die Prinzessin Mathilde zählt einige gute Freunde, darunter auch den früheren französischen Botschafter in Berlin, Benedetti, welche sie in mehr oder weniger intimer Weise empfängt. Aber sie braucht deswegen doch nicht gleich mit ihnen verheirathet zu sein. Der

Digitized by Google

Gothaer Hofkalender irrt übrigens auch, wenn er in einer Parenthese zu verstehen gibt, die Prinzessin wohne in England. Bekanntlich hält sie Hof, wie man zu Zeiten Napoleons III. gesagt hätte, in der Nähe von Paris. Der Fürst Demidoff, mit dem sie nicht sehr glücklich gelebt haben soll, hinterließ ihr trotzdem eine Rente von jährlich zweihunderttausend Francs. Der Kaiser Alexander veranlaßte die Erben des Fürsten zur Anerkennung und Zahlung der Rente. Die Prinzessin erwies sich denn auch dankbar und ließ dem Fürsten Demidoff in Florenz, wo er gestorben ist, ein Monument errichten. Man sieht es inmitten eines prachtvollen Parks, der die Villa Demidoff, auf der Straße nach Pistoja, unfern der Cascinen, umgibt. In Paris aber nennt man die Prinzessin Mathilde jetzt Madame Paupelin, und sie muß es sich schon gefallen lassen. Schwerer hat sie, und mit ihr die Napoleonische Familie, die Niederlage bei den letzten Senatswahlen empfunden.

* * *

Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre. Aus den Papieren eines deutschen Abgeordneten. Bromberg 1878, F. Fischer.

Der Schleier der Anonymität, in welchen sich der Verfasser dieser „Randglossen" hüllt, ist nicht sehr dicht; wer irgend in der deutschen Publicistik Bescheid weiß, wird der unverkennbaren und unverhüllbaren Persönlichkeit dieses deutschen, echt deutschen Abgeordneten in den letzten Jahren so oft und, wenn er nicht gerade zu seinen Opfern gehört hat, mit so viel Vergnügen begegnet sein, daß er sich die charakteristischen und populären Züge desselben wohl eingeprägt haben mag. Man trifft selten so viel Kenntnisse mit einer so heiteren Laune gepaart und so viel Entschiedenheit bei so viel Objectivität. Es ist ja ordentlich wohlthuend, und schon um der Seltenheit willen schätzenswerth, in dieser Zeit des „socialpolitischen" Katzenjammers und seiner krankhaften Ausgeburten einmal wieder die laute Stimme des gesunden Menschenverstandes zu vernehmen und einen frischen Humor, der nichts von Galgenhumor hat. Es geht eben für die nüchterne Auffassung der Dinge nichts über einen überzeugten und durchgebildeten Freihändler; diese Theorie bewahrt ebenso sicher vor den modischen Phantastereien, wie vor den Einseitigkeiten der Interessenjägerei. Das ist wenigstens unsere subjective Ueberzeugung, deren Bestätigung wir aber mit Bestimmtheit von den Erfahrungen der allernächsten Zeit erwarten.

Es gibt eine Menge mit saurem Fleiß mühselig und gewissenhaft zusammengearbeiteter Bücher, aus denen man nicht so viel lernt, wie aus dem vorliegenden scheinbar zufällig entstandenen Bändchen, das eine Art unwillkürlicher Geschichtsschreibung darstellt. Es ist ein verbreiteter und folgenschwerer Irrthum, daß man eine Sache studiren müsse, um darüber zu schreiben; im Gegentheil, man muß darin zu Hause sein, wie in einem Lebenselement. Nur dann ist man Allen verständlich und überzeugend, nur dann ermüdet man nicht, selbst nicht durch gelegentliche Wiederholungen, die sich im Eifer des Gefechtes nicht immer ganz vermeiden lassen, und die oft nützlich werden, weil ein guter Journalist — und hier handelt es sich um Journalartikel — operiren muß wie ein guter Redner, nämlich derartig, daß er vom Einfachsten, Bekanntesten, Unbestreitbarsten anhebt und seinen Leser oder Hörer von da aus allmählich hinaufführt zu dem Thema probandum, so aber, daß der gute Mann meinen muß, den Weg und das Ziel selbst gefunden zu haben.

Es sind also Journalartikel und zwar aus den letzten zwei Jahren, einem Zeitraum, den man noch vor kurzem als eine „jüngste Gegenwart" bezeichnet hatte und welche der eigentliche Historiker zu verschmähen pflegt. Aber hier liegt eine abgeschlossene Peripetie vor uns, deren eigentliche Triebfedern und treibende Kräfte, von dem Wissenden dargestellt, uns vor- und rückwärts Wichtiges aufklärt und erhellt. Die zweite und kleinere Hälfte besteht aus 30 Briefen, welche der Verfasser erst während der letzten Reichstagssession (September und October 1878), der ersten des neugewählten Reichstages, an die „Bromberger Zeitung" gerichtet hat, bei deren Verleger auch die Sammlung erschienen ist. Warum gerade an die Bromberger Zeitung? Wäre es denkbar, daß in Frankreich oder in England ein Politiker und Publicist von Brauns Bedeutung seine politischen Confidenzen an das Publicum eines Ortes richtet, der zwar auf der Landkarte und in allen Handbüchern sicher zu finden ist, von dem aber das gesammte Ausland absolut gar nichts weiß? Das ist ja eben eine jener deutschen Eigenthümlichkeiten, über deren Ursprung, Zusammenhang, gute und schlechte Folgen sich gar vieles sagen ließe. Doch im gegebenen Fall mag sich Braun bei der Bromberger Zeitung, diese vor Allem bei Braun und wir bei Beiden bedanken, denn vielleicht hätte der Verfasser bei keinem hauptstädtischen Weltblatt oder Parteiorgan die freie Bewegung oder doch die unbefangene Stimmung gefunden, welche diese Ergüsse so werthvoll macht.

In dem ersten Theil des handlichen Büchleins (von XVI und 255 Seiten) gibt uns der Verfasser „Reichs- und Land-Tagebuch-Blätter" aus dem Jahre 1877 vom April bis zum Ende des Jahres, die sich naturgemäß mit den damals neu aufgetauchten Steuer- und Finanzprojecten beschäftigen und im Zusammenhang damit auch den Bismarckschen Versuch, die Schwierigkeit durch ein mit nationalliberalen Häuptlingen versetztes Ministerium überwinden zu lassen, der Erörterung unterziehen.

Das Jahr 1878 bringt nur Reichs-Tagebuch-Blätter und zum Schluß die schon erwähnten „Dreißig Parlamentsbriefe". Selbstverständlich spielt das Tabaksmonopol darin eine Rolle. Von besonderem Interesse aber ist die Schilderung der letzten Wahlcampagne, der darin verbotenen Wahlmanöver und der manövrirenden Parteien. Die Charakteristik der Parteien und ihre Entwickelung, mit Bezugnahme auf die vom Reichskanzler eingeschlagene Wendung, ist ganz ausgezeichnet.

Als ich das Buch zur Hand nahm, erschien mir das Meiste darin schon bekannt und wollte ich es deshalb nur durchblättern; ich habe es aber von A bis Z gelesen und Vieles daraus gelernt. So wird es wohl noch Manchem ergehen.

Bibliographie.

Baumbach, Rud., Horand u. Hilde. Gedicht. gr. 8. (146 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. geb. 5. —

Bleibtreu, Karl, Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär. 8. (271 S.) Berlin 1879, Schleiermacher. geb. 4. —

Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitg. und erklär. Anmerkgn. von G. v. Loeper. 2. Bearbeitg. 1. Thl. gr. 8. (LXVI, 223 S.) Berlin 1879, Hempel. 2. 80.

Vischer, Frdr. Thdr., Mode u. Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen u. Sittenbegriffe. gr. 8. (III, 108 S.) Stuttgart 1879, Wittwer. 2. —

Greif, Mart., Marino Falieri, od. die Verschwörung d. Dogen zu Venedig. Trauerspiel in 5 Acten. gr. 16. (155 S.) Wien 1879, Wallishausser. 3. 60.

Kruse, Heinr., Rosamunde. Trauerspiel. gr. 8. (148 S.) Leipzig, Hirzel. geb. 2. 80.

Knorr, Karl, Longfellow. Literar-histor. Studie. gr. 8. (123 S.) Hamburg 1879, Grüning. geb. 4. —

Weber's, J. J., illustrirte Katechismen. Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Nr. 13. 8. Leipzig 1879, Weber. cart. 1. 50.
Inhalt: Katechismus der Handelswissenschaft. Von Dir. Karl Arenz. 5., verb. u. verm. Aufl. (VIII, 172 S.)

Ennen, Stadt-Archivar Dr. Leonh., Geschichte der Stadt Cöln, meist aus den Quellen des Stadt-Archivs. 5. Bd. 1. Lfg. gr. 8. (S. 1—65.) Düsseldorf, Schwann. 1. — (I—V, 1.: 49 —)

Fontane, Thdr., vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. 4. Bde. 8. (162, 220, 244 u. 285 S.) Berlin, Hertz. 18. —

Freytag, Gust., die Ahnen. Roman. 5. Abth. Die Geschwister. 1. u. 2. Aufl. 8. (436 S.) Leipzig, Hirzel. 6. — (1—5.: 30. 75.)

Janitschek, Hub., die Gesellschaft der Renaissance in Italien u. die Kunst. Vier Vorträge. gr. 8. (VII, 120 S.) Stuttgart 1879, Spemann. 4. —

Theod. Martin, das Leben des Prinzen Albert Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria, übersetzt von Emil Lehmann. 3. Bd. 8. XVI u. 547 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

Frdr. u. Karl Eggers, Christian Daniel Rauch. 2. Bd. 2. Hälfte. 8. XII u. S. 161—456. Berlin 1878, C. Duncker.

Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Lillis Bild geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lillis Briefwechsel enthaltend. 8. VII u. 125 S. Nördlingen 1879, Beck.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Zweiter Band:

Inga, die Sonne des Siljethals.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Früher erschien:

Erster Band:

Dorfgeschichten aus Norwegen.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Die Heimath (1878, Nr. 45) urtheilt über den ersten Band: Seltene Tiefe der Empfindung und ein ganz außergewöhnliches Talent dramatischer Gestaltung verrathen Magdalene Thoresen's „Gesammelte Erzählungen". Der Uebersetzer nennt die Verfasserin „die erste lebende Schriftstellerin des scandinavischen Nordens". Ihre Gemüthswärme, sowie ihre packende Schreibweise erklären und rechtfertigen dieses Urtheil. „Der Lukne-Hof" und „In der Kirche" können als wahre Cabinetstücke gelten.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Horand und Hilde.

Eine nordische Dichtung

von

Rudolf Baumbach.

8. Broch. 4 M. Eleg. geb. 5 M.

Die Erstlingswerke des Dichters, „Zlatorog, Eine Alpensage", Leipzig, Liebeskind 1877, und die „Lieder eines fahrenden Gesellen" ebenda 1877, sind von der Kritik allseits mit großer Freude begrüßt worden.

RENATUS.

Eine Dichtung in fünf Gesängen

von

Siegfried Lipiner.

gr. 8. Brochirt 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 6 M.

Carl Heymann's Verlag, Berlin W.,
Mauerstr. 63. 64. 65.
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ursachen und die Heilmittel

der socialdemokratischen Umsturzbestrebungen

von

Dr. Carl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis broch. M. 4,00.

In Carl Duncker's Verlag in Berlin erschien:

Christian Daniel Rauch

von Friedrich und Karl Eggers.

II. Band. 2. Hälfte. Preis 6 M.

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten
für: 5,50 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. 1,12 Sort. 60 ₰ — ½, ¼ Gros 3 M. ½ Gros 30 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Unsere Zeitgenossen.

Bismarck — des deutschen Landes Einiger,
Moltke — der deutschen Kraft Bescheiniger,
Stephan — der deutschen Sprache Reiniger,
Schalk — der deutschen Narrheit Peiniger,
dessen allbeliebtes Organ für 3 M. 50. jedem berühmten und unberühmten Zeitgenossen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zugänglich ist.
Beste Zeit zum Abonnement.

Moltke-Biographie.

Soeben erschien:

Generalfeldmarschall

Graf Moltke

1800—1878.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Portrait Moltke's.

18 Bog. geh. 3 M. 60 Pf., eleg. geb. 4 M. 80 Pf.

Inhalt:

Im böhmischen Feldzug, 1866. — Jugendjahre und Wanderjahre, 1800—1856. — Chef des Generalstabs der Armee, 1857. — Im deutsch-französischen Krieg, 1870—1871. — Im Reichstag, 1867—1878.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen
hat das
„Berliner Tageblatt"
erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine große deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besonderen Vorzüge dieses Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

Gratis-Beigaben:
nebst den der belletristischen Wochenschrift und dem illustr. Witzblatt „ULK".
„Berliner Sonntagsblatt"

Unabhängige freisinnige politische Haltung.
Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.
Täglich 2maliges Erscheinen.
Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. Ausführliche Kammerberichte seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. Vollständige Handelszeitung mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau. Bei der Fülle des Gebotenen
ein enorm billiger Abonnementspreis.

Einbanddecken zum XIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 25. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald. I. — Literatur und Kunst: Ueber die Zerlegung der Elemente. Von H. W. Vogel. — Giacomo Leopardis Dichtungen. Deutsch von Paul Heyse. Besprochen von M. Carriere. — „Mären und Geschichten." Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig. Besprochen von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Von den Theatern. Von J. H. — Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Rußland und England in Asien.

Von Friedrich von Hellwald.

I.

In der ganzen asiatischen Welt haben bisher in politischer, volkswirthschaftlicher und auch cultureller Hinsicht blos zwei europäische Großmächte nachhaltigen Einfluß gewonnen: die größte Landmacht und die größte Seemacht unseres Erdtheiles, Rußland und England. Weder Deutsche noch Franzosen, weder Italiener noch Spanier, weder Holländer noch Portugiesen, von welchen Nationen doch mehrere sogar noch heute Niederlassungen in Asien besitzen, behaupten in den Händeln jenes Continents eine Rolle, welche der der Russen und Engländer auch nur im entferntesten ebenbürtig wäre. Daß blos diesen zweien die Beherrschung der asiatischen Geschicke zugefallen, dafür aber müssen wir die Verantwortung nicht dem Gange der geschichtlichen Ereignisse allein, sondern, und mehr noch, geographischen Momenten zuschieben, welche jenen eben ihre Bahnen vorgezeichnet haben. Das von Asien nur durch die wenig Schwierigkeiten bietende Erhebung des erzreichen Uralgebirges geschiedene Rußland fand jenseits desselben ein natürliches Ausdehnungsgebiet in den unabsehbar weiten Niederungen der sibirischen Steppen, und heute ist es unbestrittener Gebieter im ganzen Norden Asiens, von den Ufern des Kaspischen Meeres bis zu den Gestaden der japanischen und der Bering-See. England hingegen, dem seine insulare Lage die unmittelbare Erweiterung seiner Grenzen verwehrt und es auf die Beherrschung der Oceane anweist, ward durch den Seeweg nach den Landen des asiatischen Südens geführt und konnte festen Fuß fassen in Erdstrichen, die zu den gesegnetsten unseres Planeten gehören. Zwischen beiden Machtbereichen thürmen sich theils enorme Bodenanschwellungen von sonst nirgends wiederkehrender Großartigkeit auf, theils keilen sich gewaltige Ländermassen ein, die politisch vorläufig noch wenigstens größere oder geringere Unabhängigkeit bewahren konnten. Unzweifelhaft aber werden sie ihrem Geschicke, in die Machtsphäre des einen oder des anderen europäischen Nachbars zu fallen, ebenso wenig entrinnen wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen. Denn schon in der Gegenwart, ja schon seit einer Reihe von Jahren sind Engländer wie Russen emsig beflissen, die Zone ihres Einflusses, die Einen gegen Norden, die Anderen gegen Süden auszudehnen und in Güte oder Gewalt die bisher noch Unabhängigen ihrem Willen zu beugen. In Ostasien einerseits, nämlich in dem blumigen Reiche der Mitte, sowie auf den Eilanden des culturfreundlichen Mikado, andererseits in dem weiten Raume des islamitischen Vorderasiens: in den Staaten des eranischen Tafellandes und den asiatischen Provinzen der in verdientem Elend zerbröckelnden Osmanenmonarchie prallen diese Strebungen des Land- und des Seekolosses am sichtbarsten aufeinander; dort zeigt es sich, daß Beide zugleich Nebenbuhler sind, welche, wenn auch oft mit sehr verschiedenen Mitteln, das nämliche Ziel vor Augen haben: den Rivalen zu verdrängen, sich selbst zum alleinigen Beherrscher der Lage zu machen. Beide bemühen sich, den übrigen civilisirten Nationen die Meinung beizubringen, daß nicht eitle Eroberungs- oder Vergrößerungsgelüste ihre Handlungen dictiren, daß sie lediglich im Interesse der europäischen Gesittung oder gar, wie Manche sich gedankenlos ausdrücken, der allgemeinen Menschheitscultur wirken; in Wahrheit nehmen aber Beide, und mit vollstem Rechte, lediglich ihre eigenen Interessen zur Richtschnur. Wer Nebenbuhler sagt, sagt aber auch Gegner, wenigstens muß Jeder gefaßt sein, im gegebenen Augenblicke den Rivalen in einen offenen Gegner sich verwandeln zu sehen.

Zieht man die Natur der Länder in Betracht, so ist dem meergebietenden Albion mit dem asiatischen Süden zweifelsohne das weitaus günstigere Loos zu Theil geworden. Während der Zar über die unermeßlichen Ebenen des kalten, im Allgemeinen unwirthlichen und deshalb dünn bevölkerten Sibirien, das gegen Norden in die noch öderen eiserstarrten Tundren und blos gegen Süden hin in fruchtbarere Erdstriche übergeht oder an metallreiche Bergzüge sich anlehnt, sein Scepter schwingt, sind der brittischen Krone die herrlichsten Gefilde der beiden indischen Halbinseln unterworfen. Geschmückt mit allen Reizen der Tropennatur und ausgestattet mit der Ueberfülle ihrer so mannichfaltigen Producte aus Erd-, Thier- und Pflanzenreich, beherbergen diese Landschaften zugleich eine Menschenzahl, die in manchen Theilen an Dichtigkeit jene Europas übertrifft und der Mehrheit nach Racen angehört, denen eine reiche geschichtliche Vergangenheit, eine selbstständige eigenartige Cultur zur Seite steht. Welch greller Abstand von den rohen Jäger- und Fischerstämmen, die in den sibirischen Flächen umherstreifen! Der Besucher Indiens steht überrascht, überwältigt von den allerwärts auftauchenden sprechenden Zeugen des Gewesenen, vor den ungezählten Wundern der Baukunst, denen an Pracht und Großartigkeit Europa nichts Vergleichbares besitzt; er staunt vor dem tiefen Scharfsinne, der feinen Bildung von braunen Menschen, welche der Europäer als Seinesgleichen zu betrachten nicht gewöhnt ist und aus deren Philosophie er unbewußterweise doch selbst so Vieles gesogen; er sieht sich völlig unvermuthet Angesichts von socialen Einrichtungen, die sein ganzes Denken herausfordern, ja sogar von staatlichen Gebilden, deren Organisirung auf jener Stufe, wie er sie findet, er nimmer geträumt hat.

Digitized by Google

Nichts von alle dem im Reiche des Nordens. Keine Zeugen der Vergangenheit, keine prunkenden Bauwerke, keine geordneten Staatswesen; nichts als geschichtslose Menschen, ungebildete, rohe Horden, unter denen die wenigen russischen Einwanderer und Ansiedler an Intelligenz und geistiger Bildung zweifelsohne die erste Stelle behaupten. Eingeborne wie Eingewanderte entringen aber nur mit harter Noth dem Boden die tägliche Nahrung, welche der Süden so bereitwillig seinen Kindern spendet.

Freilich wurzelt unverkennbar in diesen Verhältnissen die Grundverschiedenheit der Lage, in welcher Russen und Britten sich in Asien befinden. So mühsam auch das Leben für den Bewohner Nordasiens sich gestaltet, eine Hauptschuld daran trägt nicht die Unergibigkeit des Bodens, sondern die Spärlichkeit der Arme, welche ihn bearbeiten. Wir kennen ein sibirisches Italien und im ganzen Süden des enormen Landes vermöchte dieses immerhin noch weit mehr Menschen zu ernähren als es dermalen besitzt. Eine sibirische Einwanderung ist nicht blos möglich, sondern findet noch weite Strecken ackerbaufähigen Landes vor, und auch sonst läßt derselbe in mannichfacher Weise sich ertragfähig machen. Der Bergbau allein vermag eine stattliche Kopfzahl zu ernähren, und die fortschreitende wissenschaftliche Durchforschung des von mächtigen schiffbaren Wasseradern durchzogenen Landes lehrt uns stets neue Bodenschätze kennen. Im Allgemeinen bessert die Qualität des Bodens sich mit der Annäherung an mildere Himmelsstriche, selbst in den gebirgigen Theilen, und erst jenseits der Höhenrücken, welche das nordische Tiefland von dem chinesischen Reiche scheiden, haben die Wüsten der Mongolei, insbesondere das große Schamobecken, wiederum eine Verschlechterung des Bodens im Gefolge. Schon die benachbarte, leider noch so wenig gekannte Mandschurei ist aber wieder, namentlich in den Niederungen der Flußthäler, durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet.

Diese Sachlage beeinflußt nun sowohl die Art der russischen Colonisation in Nordasien, als sie in den Colonien den Wunsch nach Besitzergreifung des besseren Bodens im Süden wachruft. Die russischen Expansionsgelüste nach dem Süden finden in den geographischen Verhältnissen ihre ganz naturgemäße Begründung. Was die Art der Colonisation anbelangt, so gehen die Russen auf eine selbstthätige Gewinnung der Bodenprodukte aus, die nur auf dem Wege dauernder Ansiedlung möglich ist. Die Leute gründen sich ein neues Heim, aus dem sie nicht mehr in das alte Vaterland zurückkehren, und zeugen ein neues Geschlecht, das sich mit dem neuen Boden verwachsen fühlt. Es gibt längst sibirische Russen, die im besten Sinne des Wortes Sibirier, d. h. dort geboren und auferzogen sind, dort auch sterben, ohne jemals die Grenzen des Landes überschritten zu haben, ganz wie dies ja auch mit den Nachkommen der Angelsachsen in Nordamerika der Fall ist; sie sind dem Blute nach echt arische Slaven und behalten auch ihre wohlklingende russische Sprache; zweifelsohne werden aber im Strome der Zeit diese Sibirier durch Anartung an den Boden Asiens dereinst gerade so ein von den Stammrussen verschiedenes Geschlecht, ein besonderes Volk werden, wie es in Nordamerika die Yankees geworden sind, die von ihren Stammvätern, den europäischen Britten, bekanntlich sehr wesentlich sich unterscheiden. Es ist nicht undenkbar, daß einmal, wenn dieser Proceß genügend fortgeschritten und die Bevölkerung Sibiriens nach Maßgabe der Bodenverhältnisse genügend verdichtet sein wird, um auf eigenen Füßen stehen zu können, dieses neue, wenngleich stammverwandte Volk von dem russischen Reiche sich loslösen und einen eigenen Staat gründen wird, wie die Nordamerikaner gethan. Für recht lange, lange Zeit noch ist indeß ein solches Ereigniß nicht in Aussicht zu nehmen. Der ununterbrochene geographische Zusammenhang mit dem Mutterlande, der eben zwischen England und Nordamerika fehlte und den Abfall erheblich erleichterte, tritt an und für sich einer vorzeitigen Lockerung der gegenseitigen Beziehungen hindernd entgegen; dann aber bietet in der Gegenwart, ganz abgesehen von dem Volkscharakter der russischen Ansiedler, gerade die stabile Colonisation, wie sie in Nordasien vor sich geht, Rußland eine sichere Gewähr für die ungetrübte Ruhe seines nordasiatischen Besitzes. Die Lage der Dinge ist in der That in jeglicher Hinsicht eine solche, daß selbst nicht einmal Rußlands zahlreiche Feinde im Auslande diesen Besitz in irgend einer Weise als gefährdet zu betrachten wagen.

Seit den zwei letzten Decennien und namentlich im jüngsten hat nun das russische Gebiet in Asien eine sehr beträchtliche Erweiterung gegen Süden erhalten; ganz Turkestan ist russisch geworden. Daß der Zug nach dem sonnigen Süden allen Nordländern im Blute steckt, dafür bietet die Geschichte sattsam Beweise; in Asien wirkte, wie erwähnt, das geographische Moment der topischen Plastik noch ganz besonders mit. Nicht das leiseste Terrainhinderniß scheidet die fruchtbare Baraba-Steppe im Osten von Omsk, deren Boden fünf- bis zehnfältig trägt, von der baumlosen aber in üppiger Kräutervegetation prangenden flachen Steppe der Kirgisen und ganz unmerklich geht diese wiederum in die hohe Steppe über, die gegen Süden immer höher und höher ansteigend, endlich an die schneebedeckten Füße des Ala-Tau sich anlehnt. Ganz allmählich und unbehindert schob die seit 1730 begonnene Colonisirung der Steppe sich immer mehr und mehr nach Süden fort, bis die russischen Ansiedler in Berührung mit den nomadischen Bewohnern geriethen. Solche Berührungen sind stets feindliche, denn Nomaden sind, wie hier der Fall, gern auch Räuber, und führen entweder zur Vertreibung der neuen Eindringlinge oder aber, besonders wenn jene an Zahl oder Cultur überlegen sind, zur Unterjochung der Eingebornen. Den europäischen Waffen der Russen vermochten die numerisch allerdings weitaus stärkeren Kirgis-Kaizaken nicht zu widerstehen; sie unterlagen. Jede Unterjochung wird praktisch und dadurch zur Wirklichkeit, daß man sich zum Herrn des Gebietes der Unterjochten macht. Damit schob sich in Nordwestasien die Grenze der russischen Colonen weiter nach Süden und gerieth in neue Berührungen mit neuen Stämmen, mit welchen das nämliche Spiel getrieben werden mußte, so lange bis der Rand der großen turkestanischen Wüsten erreicht war. Sind nun Nomaden häufig Räuber, so sind es Wüstenstämme immer, und nun wird es ein Gebot der Nothwendigkeit, an die eigene Sicherheit, an die Sicherung des Erworbenen zu denken. Die beste, ja die einzige Vertheidigung ist in solchem Falle stets die Offensive gewesen und es erübrigt nur, um der früheren günstigen Eroberungen willen, auch das trostlose Wüstengebiet an sich zu nehmen und mit diesem Processe fortzufahren, bis endlich eine volle Sicherheit bietende Grenze erreicht wird. Diese kann nun eine natürliche oder auch jene eines geordneten Staates sein, wo Ordnung mit Ordnung sich begegnet.

So ist es denn durchaus keine leere Phrase, wenn die russische Regierung ihr langsames aber stetiges Vordringen in Nordwestasien mit der herrschenden Unsicherheit und der Bedrohung ihres dortigen Besitzstandes begründet. Gewiß, das russische Reich wird durch einige Horden räuberischer Nomaden nicht gefährdet, wohl aber entstehen für die Grenzbewohner unerträgliche Zustände, deren Beseitigung der Staat ihnen schuldet und dieser erscheint dann als Eroberer, wo er eigentlich blos in defensivem Sinne handelt. Es ist daher eine hämische Darstellung der Thatsachen, wenn Herr Wilhelm Groß anläßlich der russischen Annectirung von Chokand schreibt: „Je weiter der russische Titan seine Macht über zwei Welttheile ausbreitet und die Maschen seines politischen Netzes über die Völker ausspannt und erweitert, um so mehr versucht er als der Bedrohte zu erscheinen. Die Sicherheit Rußlands verlangte den Besitz der östlichen Hälfte Europas mit Tiflis und dem Kaukasus, Eriwan aber verlangte das Kaspische Meer und eigentlich auch eine Grenzberichtigung an der persischen Grenze. Die Sicherheit der diesseits vom Ural gelegenen Gebiete verlangte den Besitz der transuralischen Länder, und die erste Region erforderte die zweite Region Sibiriens u. s. w. Sibirien forderte Transbaikalien und dieses die Amurländer, und die Sicherheit dieser erheischte den Besitz der Insel Sachalin,

Digitized by Google

und die Sicherheit der Amurländer hat schon längst den Besitz des chinesischen Italiens, der Mandschurei nothwendig gemacht. Die Sicherheit des südlichen Sibiriens erforderte indessen die Eroberung der Kirgisensteppen, das Kaspische Meer verlangte das Ust-Urt-Gebiet, dieses aber den Aral-See und dieser die Syr-Derjâ-Länder. Die Sicherheit der Syr-Derjâ-Gebiete gebot die Eroberung von Turkestan, und letzteres erforderte Taschkend, Taschkend dagegen verlangte Samarkand, Samarkand erheischte den Besitz der Amu-Derjâ-Gebiete und die Sicherheit dieser erforderte Chiwa. Die Länder von Soghd verlangten Chodschend und Chokand, und dieses verlangt nothwendig das Chanat von Kaschgar und wird die Besitznahme südlicher gelegener Länder voraussetzen — und so geht das russische Sicherheitsregister aller Arten in das Unendliche, wie das Geschlechtsregister von Methusalem."*) Hätte Herr W. Groß, als er diese Zeilen schrieb, über die Bedeutung der Bodenplastik in der Geschichte der Staaten nur ein ganz klein wenig nachgedacht, so würde er vielleicht erkannt haben, daß, was er zu ironisiren unternimmt, im Grunde zwingende Nothwendigkeiten waren, welchen kein in ähnlicher Lage befindliches Staatswesen entrinnen kann. Oder hat der Gang der Dinge in den Vereinigten Staaten und in Australien etwa eine andere Wendung gehabt?

Ich weiß sehr wohl, daß man im Allgemeinen das Vorrücken der Russen in Asien als ein absichtliches darstellt, als ein solches, dem ein wohldurchdachter tiefer Plan zu Grunde liegt. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß ein gewisses System in der Ausdehnung des asiatischen Machtgebietes jetzt herrsche; ja es wäre geradezu unverantwortlich seitens der russischen Regierung, wenn dem nicht so wäre. Niemand aber wird wohl den Nachweis antreten können, daß als Rußland mit der Colonisation der Steppe im Jahre 1730 begann, also zu einer Zeit, wo die englische Herrschaft in Ostindien noch in den Windeln lag, es dies mit der Absicht that, dereinst ein Nebenbuhler des noch gar nicht existirenden brittisch-ostindischen Reiches zu werden. Dagegen läßt sich sehr wohl zeigen, daß von dem Augenblicke an, als russische Ansiedler den Ural überschritten hatten, auch wenn die Politik des Zarenreiches nicht die ihr zugemuthete Rolle der Vorsehung gespielt, die Ereignisse gar keine andere Richtung hätten einschlagen können, als sie eben gethan. Die geographische Gestaltung Nordasiens hat dem Vordringen der Russen eben solche Pfade gewiesen, daß sie nur diese und keine anderen gehen konnten, diese aber auch gehen mußten. Wären schnöde Ländergier und eitle Eroberungslust, wie man so oft von unseren liberalen Phrasenhelden versichern hört, die einzige Triebfeder gewesen, die Ausbreitung des russischen Elements hätte sich wohl nicht so ängstlich den natürlichen Marken des Bodenreliefs angeschmiegt; überall sehen wir nämlich das russische Volksthum einer langsam heranrollenden Woge vergleichbar über die Flachländer sich ergießen und am Fuße der großen Höhenrücken Halt machen: so in Sibirien, dessen Südgrenze ihrer ganzen Länge nach von bedeutenden Erhebungen gebildet wird, so in Turkestan, wo der dsungarische Ala-Tau im Osten zur Schranke wird. Nur wo zwingende Nöthigung, wie im Kaukasus vorliegt, werden solche natürliche Wälle überstiegen. Daß allerdings das Kabinet von St. Petersburg, nachdem einmal außerhalb seiner Machtsphäre liegende Verhältnisse dahin gedrängt, frühzeitig die richtigen Bahnen erkannte, welchen die Entwickelung der Dinge in Asien nothwendig folgen müsse, gereicht ihm sicherlich zum Ruhme, denn das Höchste leistet unzweifelhaft die Staatskunst, wenn sie das Naturnothwendige auch mit Bewußtsein will und anstrebt. Dann darf des Erfolges sie gewiß sein und keine Macht der Erde vermag einem solchen geschichtlichen Vorgange Einhalt zu gebieten. Welches das Endziel dieses Anfangs unbeabsichtigten, jetzt aber planmäßig durchgeführten Processes sein werde, ja unausbleiblich sein müsse, kann Jedermann leicht erkennen: Rußland kann seinem Vorschreiten in Nordwestasien erst dann Einhalt thun, wenn es sichere Grenzen erreicht hat; diese angestrebten Grenzen fallen aber, wie Professor Alexander Petzholdt unwiderleglich dargethan, mit den Grenzen des turkestanischen Beckens zusammen. Das ganze turkestanische Becken bis zum Fuße des Hindukuh, also bis zu den Grenzen des eigentlichen Afghanistan, muß russisch werden.

Dafür, daß dieses Ziel wirklich erreicht wird, bürgt die Colonisationstüchtigkeit der Russen, welche in ihrer Art als vortreffliche Colonisatoren gelten können und auf dem asiatischen Boden den Angelsachsen weit überlegen bleiben. Letztere sind unübertrefflich, wo es sich darum handelt, wie z. B. in Nordamerika oder Australien, jungfräuliches Land zu colonisiren und im Wege freier Vergesellschaftung neue Städte und Staaten zu schaffen; jene Kunst aber, barbarische und halbbarbarische Völker sich vollständig dienstbar zu machen und durch einen streng durchgeführten Amalgamirungsproceß sich zu verschmelzen, den die Russen längs des ganzen Südrandes ihrer asiatischen Besitzungen mit so viel Erfolg durchführen, ist den Angelsachsen nicht gegeben. Dieser versteht blos auszurotten, mit Stumpf und Stiel, wie das Gebahren der Engländer gegen die Eingeborenen von Australien und Tasmanien, selbst auf Neuseeland, jenes der Yankees gegen die indianischen Rothhäute beweist. Ote-toi que je m'y mette war seit jeher und ist bis zur Stunde Albions Devise. Der Angelsachse colonisirt wie der antike Hellene; Beiden ist es lediglich um die commerzielle Ausbeutung zu thun; Beide suchten die trefflichsten Küstenpunkte zur Anlegung ihrer Factoreien aus, um territorialen Erwerb des Hinterlandes kümmerten sie sich wenig, wenn nur dessen Produkte in ihren Schoß fielen und die eigenen Waaren dort reichlichen Absatz fanden, womöglich mit Ausschließung aller übrigen. So dachten und handelten, dem phönikischen Beispiele nacheifernd, die Griechen im Alterthume, so denken und handeln heute noch die Britten. Krämergeist schreibt der Volksmund ihnen zu und condensirt in solchem Gemeinplatze eine lange Reihe geschichtlicher Erfahrungen. Anders der Russe; dieser colonisirt wie der alte Römer. Seine Pionniere sind nicht jene Squatter, die im Vollgefühle einer schrankenlosen, freien Individualität nur außerhalb der Heimstätten der Civilisation sich wohl fühlen, dieser um hundert Meilen voraneilen und den Pfad brechen, sondern die Militärcolonisten. Was den Römern ihre in Gallien und Germanien garnisonirenden Legionen gewesen, das sind Rußland in ihrer Art seine Militärcolonisten, die Kosaken. Mit dem Systeme der Militärcolonien wurden die nomadisirenden Tataren, Kalmyken und Kirgisen in den Organismus des russischen Staatsverbandes eingezwängt, zur Heeresfolge und zum Steuerzahlen gewöhnt und allmählich auch für die vollständige Russificirung vorbereitet. Binnen fünfundzwanzig Jahren gehören die Nachkommen jener wilden Sultane, welche an den chinesisch-sibirischen Grenzen vor einem halben Menschenalter noch an der Spitze ihrer Horden ein wildes Räuberleben geführt, ebenso zu dem gefügigen Militär- und Hofadel des Zaren, wie heute die Fürstensöhne aus Transkaukasien. Rußland versteht also zu colonisiren, d. h. es assimilirt sich die fremden Völkerschaften, zieht sie zu sich empor; dies vermag es Dank einer Eigenschaft, die man ihm sonst so sehr zum Vorwurfe macht. Dadurch, daß Rußland noch so ungemein „asiatisch" ist, besitzt es weit mehr als die Engländer die Befähigung, sich die unterworfenen Völkerschaften zu assimiliren. Der nicht unbeträchtliche Beisatz mongolischen Blutes, der in den russischen Adern fließt, ist hier der Gehülfe, dem die Erfolge zuzuschreiben sind und so rächt sich die ehemalige mongolische Unterjochung Rußlands nach Jahrhunderten, indem sich das mongolische Erbtheil der Russen gegen die Asiaten als nützlicher Bundesgenosse erweist. So wälzt sich denn unaufhaltsam, wie die ins Rollen gerathene Lawine, das Russenthum über die tatarischen und mongolischen Stämme hin, bis daß es an den großen Bergketten Innerasiens seine natürlichen Schranken findet.

Diese augenscheinlichen Colonisirungs- und Assimilirungserfolge der Russen wären indeß ganz undenkbar, wenn ihre

*) Allgemeine Zeitung vom 8. April 1876.

Digitized by Google

Herrschaft von den bezwungenen Völkern als drückendes Joch empfunden würde, wie man so gerne glauben machen will. Gewiß geht die Einverleibung neuer Gebiete nicht ohne mitunter sehr heftigen Widerstand der Bewohner vor sich, und darauf berufen sich Rußlands Gegner, um dessen Vorgehen als strafbare Willkür und Tyrannei zu bezeichnen; was sie sorgfältig verschweigen, ist die sehr merkwürdige Thatsache, daß die Anfangs so sehr Widerstrebenden dann so rasch in die neue Ordnung sich fügen und sogar damit völlig zufrieden sind. Die Hoffnungen, welche während des jüngsten Orientkrieges auf eine Erhebung der muhammedanischen Völker Turkestans gegen das angeblich so „tief verhaßte Moskowiterjoch" von turkophilen oder russophoben Seelen gesetzt wurden, sahen sich auf das Grausamste enttäuscht, denn Turkestan erfreute sich der vollsten Ruhe. Selbst im Kaukasusgebiete, welches seinerzeit am hartnäckigsten den Russen widerstand, vermochte die von außen angezettelte und genährte Empörung nur wenige Bergvölker zu gewinnen, an deren übrigens ziemlich lahmen Aufstande sich zu betheiligen der großen Masse der Bevölkerung im Traume nicht beifiel. Ja, trotz dieser vereinzelten Putsche, ist gerade Kaukasien der feste Hort von Rußlands asiatischer Macht geworden, eine der sichersten und geordnetsten asiatischen Provinzen.

Wie ward dieses Resultat erreicht? wird man verwundert fragen. Mit sehr einfachen Mitteln: die Regierung verfolgte sehr bestimmte und rein praktische Ziele, aber mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingebornen mit Civilisationsexperimenten zu quälen, was dem Asiaten ebenso unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame und bequeme Landestracht abzulegen und sich in enge europäische Kleider zu stecken, schont man sorgfältig die Landessitten und Gebräuche. Anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach Osten zu tragen, beschränkt sich die Landesregierung darauf, strenge Zucht und Ordnung zu halten. Nachdem man die tapferen Bergbewohner die Wucht des Schwertes empfinden ließ, stellte man die Autorität der Regierung durch geeignete militärische Maßregeln gegen jeden Angriff sicher, mischt sich aber sonst möglichst wenig in die Lokalverhältnisse. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Gewohnheiten und Lebensformen gewahrt, die richterlichen Functionen wurden mehr in patriarchalischer als bureaukratischer Weise ausgeübt und die Verwaltung liegt zum großen Theile in den Händen von Eingebornen. Das Einzige, was an die europäische Regierung erinnert, wenn man das Innere Kaukasiens durchstreift, ist die stramme militärische Organisation. Das ist, wie es scheint, auch der beste Weg, orientalische und in der Cultur zurückgebliebene Völker in Ordnung zu halten. Dabei werden Straßen, selbst Eisenbahnen gebaut, die dem Verkehre und dem Handel neue Gebiete eröffnen. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgt die Regierung den religiösen Ueberzeugungen der Eingebornen gegenüber die Bahn strengster Neutralität und läßt jeder Secte die vollste Freiheit, auf ihre Art selig zu werden. Bei diesem Regime befinden sich denn auch die Eingebornen so wohl, daß sie nicht daran denken, ihre alte Unabhängigkeit zurückzuwünschen, in der Niemand seines Lebens und seiner Habe sicher war. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn bis jetzt nur eine beispiellose Verwüstung nationalen Lebens sei, aus welchem erst eine wahrscheinlich noch sehr ferne Zukunft neue Lebensgestaltungen zu entwickeln habe. Das Gegentheil ist vielmehr wahr, und es muß betont werden, daß gar keine Europäer das nationale Leben der fremden Unterthanen in der Regel so sehr schonen wie gerade die Russen.

Wie die Asiaten selbst über solche Dinge denken, zeigt das vor einigen Jahren geführte interessante Gespräch des englischen Arztes und Reisenden Dr. Bellew mit einem Perser, welcher die in seinem Vaterlande auftretende Hungersnoth als ein unabwendbares Verhängniß bezeichnete, das mit Ruhe ertragen werden müsse; dagegen könnte die Regierung die Einfälle der räuberischen Turkomanen sich vom Halse halten, wenn sie Geld opfern wollte, doch das wolle sie nicht. „Man sagt, daß die Russen uns von den Turkomanen befreien wollen, — Gott gebe, sie thäten es! — und wenn sie dieses Gesindel von der Erde vertilgen, werden sie die Zuneigung und Achtung aller Leute in Persien gewinnen." — „Wie können Euch aber die Russen von den Turkomanen befreien?" interpellirte Bellew. „Rußland ist ein großes Reich, hat viel Geld und eine große Armee. Was sind die Turkomanen für die Russen? Wenn sie nur Geld opfern wollen, können sie Alles, was sie wollen. Die Leute sagen, daß sie Chiwa zu erobern beabsichtigen und hierzu Vorbereitungen machen. Sobald sie Chiwa gewonnen haben, werden die Turkomanen von Merw auch verschwinden." Solche Aeußerungen lassen deutlich erkennen, mit welchen Augen das Vorgehen Rußlands in Asien betrachtet und wie vielfache Hoffnungen auf das Zarenreich gesetzt werden. Bocharische Pilger konnten unserem Gewährsmanne nicht genug Rühmenswerthes von der russischen Herrschaft in Turkestan erzählen und erklärten offen, daß die russische Verwaltung, zwar streng aber gerecht, bei ihnen beliebter sei, als die der einheimischen Chane; sie zweifelten nicht, daß Rußland bald Herr in ganz Turkestan sein werde.

Da diese Ansichten von Dr. Bellew, also von zuverlässiger, gewiß nicht russophiler Seite mitgetheilt werden, so verdienen sie alle Beachtung; sie beweisen deutlich, daß die Russen eine Erschütterung ihrer Macht in Asien nicht im geringsten zu besorgen haben. Kein auswärtiger Staat vermag eine solche zu bewirken, und wenn in neuester Zeit englische Stimmen ab und zu ihrer Regierung darauf hinzuarbeiten rathen, so zeugt dies, falls sie an diese Möglichkeit glauben, von tiefer Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, sonst aber ist es eitel Geflunker, wie es John Bull manchmal liebt; er nimmt dann den Mund sehr voll, wenn es aber gilt, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, zieht er es im letzten Augenblicke doch noch vor, mit dem Gegner einen gütigen Vergleich einzugehen. Was England und seine Bewunderer gründlich verkennen, ist die in allen Gegenden Asiens an den Tag tretende gewaltige Ueberlegenheit der Russen über die Britten in der Behandlung unterworfener fremder Völker. Es kann gewiß keine Streitfrage sein, wer von den beiden, England oder Rußland, das größere Culturvolk sei. Eben so sicher ist aber, daß die hochcivilisirten Britten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinanzuziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoffe viel größere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich eben in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist immer noch weit mehr als das Große, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Aegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepaßt; der brittischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings gar nicht. Sie müssen noch von Glück sprechen, wenn sie nicht an ihr gänzlich zu Grunde gehen.

Literatur und Kunst.

Ueber die Zerlegung der Elemente.

Von H. W. Vogel.

Schon seit zwei Monaten laufen durch die Zeitungen Gerüchte von erstaunlichen Entdeckungen des rühmlichst bekannten Spectroskopisten Lockyer in England. Es soll demselben gelungen

Digitized by Google

sein, gewisse Elemente, die man bisher für einfache, d. h. unzerlegbare Stoffe hielt, zu spalten. So lautet eine Zeitungsnachricht aus Paris vom 11. November: „Der französische Chemiker Dumas hat der Akademie der Wissenschaften eine ihm von Norman Lockyer zugegangene Nachricht mitgetheilt, die das größte Aufsehen in gelehrten Kreisen macht. Der englische Physiker studirt seit drei Jahren mit allen Hülfsmitteln der modernen Forschung die Spectralanalyse der Sonne, der Fixsterne und verschiedener Stoffe, deren Temperatur er künstlich erhöht. Diese Arbeiten haben ihn überzeugt, daß Körper, die bisher für einfach galten, wie Sauerstoff, Kohlenstoff, Eisen, Silber, Gold u. s. w. zusammengesetzte Körper seien und sich auflösen, wenn sie den nöthigen Hitzegrad erreichen. Die Sterne und darunter die Sonne sind solche Herde außerordentlich hoher Hitze. Nach den Arbeiten Lockyers wäre nun der Sauerstoff, unter zwei verschiedenen Formen und mit verschiedenen Hitzegraden verbunden, der einzige Grundstoff des ganzen Baues, den wir Materie nennen. Fizeau und Fremy fragten, ob diese Ansicht durch genaue Experimente bestätigt würde. Dumas entgegnete, Lockyer habe diesmal nur officiell anzeigen wollen, wie weit seine Forschungen bereits vorgerückt seien und werde er nach Beendigung derselben die Beweise für seine Behauptung liefern."

Auch in den Kreisen der Physiker und Chemiker Berlins gingen auf Grund mündlicher Aussagen hervorragender Gelehrter, die auf directe Mittheilungen von Lockyer fußten, merkwürdige wissenschaftliche Gerüchte über des Letzteren Entdeckungen um, die freilich von den oben angeführten Pariser Nachrichten erheblich abwichen. Man erzählte sich, daß Lockyer im Flammenbogen einer sehr starken elektrischen Batterie chemisch reines Gold (welches von dem bekannten belgischen Chemiker Staß herrührte, der sich schon lange mit Herstellung von Metallen im reinsten Zustande beschäftigt) verflüchtigt habe und daß dabei die Anfangs auftretenden Goldlinien verschwunden seien und an deren Stelle sich die Linien des Silbers, Wasserstoffs und Calciums (oder Kaliums?) im Spectralapparat gezeigt hätten.

Danach zu urtheilen spaltet sich also das Gold in der höchsten erreichbaren Temperatur des elektrischen Lichts in drei Körper, welche nach unsern bisherigen Erfahrungen nicht die geringsten Beziehungen zum Golde haben. Die Nachricht erregte mehrfach Zweifel, die aber nicht verhinderten, daß die Gerüchte von Mund zu Mund getragen eine noch unglaublichere Fassung erhielten.

So schrieben mehrere Zeitungen, angeblich nach einem der „Daily News" entnommenen Bericht wörtlich: „Unumstößlich gewiß ist einstweilen, was folgt: Herr Lockyer ließ in Gegenwart einer kleinen Gesellschaft von Naturforschern vermittelst eines starken Voltaischen Stromes eine gewisse Menge Kupfer innerhalb einer Glasröhre sich verflüchtigen; den in der Glasröhre sich bildenden Niederschlag löste er in Chlorwasserstoffsäure und zeigte dann vermittelst des Spectroskops, daß die Röhre kein Kupfer mehr enthalte, sondern ein anderes Metall, nämlich Calcium, den Hauptbestandtheil des Kalks. Der Versuch wurde mit gutem Erfolg bei anderen Metallen wiederholt. So wurde Nickel in Kobalt und Calcium verwandelt. Alle diese Körper sind seit dem Bestehen der Chemie als einfache angesehen worden, die weder in noch einfachere Grundelemente zerlegt, noch auch ineinander übergeführt werden konnten. — Freilich gilt Herr Lockyer bei seinen Freunden für etwas sanguinisch und er selbst gibt sich blos für einen Spectralanalytiker, nicht aber für einen durch und durch geschulten Chemiker aus. Bei seinen Versuchen aber waren einige unserer hervorragendsten Chemiker zugegen und alle stimmen darin überein, daß entweder die Umwandlung eines der bisher sogenannten Grundstoffe der Chemie in einen andern erwiesen sei oder aber, daß die ganze Spectralanalyse auf den Kopf gestellt werden müsse. Herr Lockyer hat über seine Entdeckungen bereits eine Mittheilung an die französische Akademie gemacht. Er will auch in der Royal Society einen Aufsatz darüber vorlesen. Mit äußerster Spannung sehen wir diesen neuen Veröffentlichungen entgegen."

Die „hervorragenden" Chemiker, welche mit Herrn Lockyer übereinstimmen und seinen Versuchen beigewohnt haben sollen, und welche somit für die „unumstößliche Gewißheit" der vorliegenden Mittheilung eintreten könnten, sind leider nicht genannt.

Endlich hat aber Herr Lockyer seine eigenen Mittheilungen über seine Entdeckungen am 11. December v. J. der Royal Society eingesandt. Die officiellen Berichte darüber sind noch nicht erschienen, wohl aber ein Referat in der „Nature" und da diese von Lockyer selbst redigirt wird, so dürfte es auf Correctheit Anspruch machen.

Nach diesem Berichte zu urtheilen scheinen nun die früheren Nachrichten über die Entdeckungen des Herrn Lockyer ziemlich stark übertrieben worden zu sein — ob von ihm selbst oder von seinen Freunden bleibt dahingestellt.

In der Mittheilung über Lockyers Bericht findet sich von der oben erwähnten Angabe, daß er durch Verflüchtigung des Kupfers Kalk erhalten habe, nicht die Spur, wohl aber eine Notiz, welche ungefähr an die oben erwähnte sensationelle Nachricht von der Zerlegung des Goldes erinnert. Es ist die Beobachtung von Wasserstofflinien in den zwischen den Polen eines sehr seltnen Metalls, Indium, überschlagenden elektrischen Funken. Lockyer sagt jedoch keineswegs, daß er das Indium in Wasserstoff und einen andern Körper zerlegt habe, er führt nur die erzählte Thatsache an, die er unter allen Vorsichtsmaßregeln beobachtet zu haben scheint. Dennoch würde eine Zerlegung dieses seltnen, noch nicht genügend geprüften Stoffs nicht allzu auffällig erscheinen mit Rücksicht darauf, daß andre seltne bisher für homogen gehaltene Körper, z. B. die Dydimerde, nach neueren Untersuchungen anscheinend Gemenge sind. Man ist aber deshalb noch keineswegs berechtigt, so gründlich durchgeprüfte leicht zugängliche Körper, wie Kupfer oder Gold für zusammengesetzt zu erachten. Vergeblich sucht man auch in dem ganzen Lockyer'schen Referat einen Satz, der diese gewagte Angabe rechtfertigen könnte. Von der wirklich erfolgten Verwandlung von Substanzen in andere ist eigentlich nicht die Rede, sondern nur von gewissen optischen Erscheinungen, welche man in ganz außerordentlich hohen Temperaturen, wie sie mit Hülfe des elektrischen Lichtes erreicht werden können, mit dem Spectralapparate wahrnimmt und welche Lockyer durch die Annahme zu erklären sucht, daß ein Körper, der bisher für einfach gegolten, beispielsweise das Calcium, in jener hohen Temperatur in seine uns noch unbekannten Bestandtheile zerfalle.

Die Umwandlung von Elementen kann somit noch nicht als Thatsache hingestellt werden, nicht einmal als eine Wahrscheinlichkeit, sondern höchstens als eine Möglichkeit.

Als Bunsen und Kirchhoff ihre ersten weltberühmten Arbeiten über Spectralanalyse veröffentlichten, gaben sie auch die Abbildungen der Spectra, die man in Flammen wahrnimmt, in welche man Salze der Erdalkalien und Alkalien bringt, und Kirchhoff wies aus theoretischen Gründen nach, daß jedes Element, wenn es bei hoher Temperatur verdampft, sein eigenes Spectrum hat, d. h. farbiges Licht ausstrahlt, dessen Farbe ganz bestimmt von der Farbe eines jeden anderen Elements verschieden ist. Diese Verschiedenheit der Farbe erkennt freilich nur das mit dem Spectralapparat bewaffnete Auge; mit ihm gesehen erscheinen die durch ein Metall gefärbten Flammen als ein System nebeneinander liegender verschiedenfarbiger Linien und jedes Element zeigt seine eigenthümlichen Linien. Darauf fußt die Spectralanalyse.

Bald wurde aber festgestellt, daß nicht nur Elemente, sondern auch zusammengesetzte Stoffe ein Spectrum geben können, das von dem Spectrum seiner Bestandtheile wesentlich verschieden ist.

Bringt man eine kalkhaltige Substanz, z. B. Kreide in die Bunsenflamme, so beobachtet man bald eine gelbröthliche Färbung der Flamme. Richtet man jetzt ein Spectroskop auf dieselbe, so nimmt man drei Linien wahr, eine mittlere gelbe, die von den fast immer in der Flamme vorhandenen Natronspuren herrührt, und zu beiden Seiten derselben eine rothe und eine grüne. Diese rothe und grüne Linie sind für Kalk charakteristisch; sie erscheinen immer, wenn eine flüchtige Kalkverbindung in die Flamme gebracht wird. Ganz anders aber stellt sich das Spectrum des Kalks dar, wenn man eine viel höhere Temperatur als die der Bunsenflamme zur Verflüchtigung der Kalkverbindung anwendet.

Digitized by Google

Schon Roscoe und Clifton fanden kurze Zeit nach Entdeckung der Spectralanalyse, daß in der hohen Temperatur des galvanischen Lichtbogens die gelben und rothen Kalklinien aufhören wahrnehmbar zu sein und dafür ganz andere Linien auftreten, welche man in der Bunsenflamme nicht wahrnimmt, und Beide sprechen die Vermuthung aus, daß das in der Flamme hervortretende Spectrum von einer Calciumverbindung, dem Calciumoxyd, d. i. gebrannter Kalk in reinster Form, herrühre, daß aber dieses bei der außerordentlich hohen Temperatur des elektrischen Funkens in seine Elemente zerlegt wird und dadurch das Spectrum des Calciummetalls selbst zum Vorschein kommt. Weitere Untersuchungen haben dargethan, daß schon in der Bunsenflamme eine theilweise Reduction des Kalks zu Calcium erfolgt und daß dieses eine schwache violette Linie erzeugt. Genau dieselbe Linie tritt auch im Spectrum des elektrischen Flammenbogens auf, wenn eine Kalkverbindung darin verflüchtigt wird; nur erscheint dieselbe hier viel intensiver, als in der mit Kalk gefärbten Flamme. Außer ihr bemerkt man aber noch zwei andere Linien, welche merkwürdiger Weise genau dieselbe Lage haben wie die beiden dicken schwarzen Linien in dem violetten Theile des Sonnenspectrums, welche Frauenhofer mit H′ und H″ bezeichnet hat.

Die modernen Spectralapparate haben fast alle die Einrichtung, daß man auf die verschiedenen Stellen des Spalts, durch welchen das zu untersuchende Licht in den Apparat dringt, Licht aus verschiedenen Quellen fallen lassen kann. Man sieht dann im Apparat die Spectra der verschiedenen Lichtquellen nebeneinander und kann sie auf das Leichteste vergleichen. So ist es auch möglich, gleichzeitig das Sonnenlicht und das Licht einer kalkhaltigen Flamme in den Apparat scheinen zu lassen und das Kalkspectrum und Sonnenspectrum neben- oder übereinander zu sehen.

Man erkennt alsdann, daß die drei oben erwähnten hellen Kalklinien des elektrischen Lichtes dunklen Sonnenlinien entsprechen und zwar dieser Umstand ist es, der Kirchhoff bewog, auf die Gegenwart von Kalk in der Sonnenatmosphäre zu schließen.

Die Ansicht, daß man im Spectrum des im elektrischen Flammenbogen verdampften Kalks das Spectrum des Kalkmetalls vor sich hat, also das Spectrum eines einfacheren unzerlegbaren Körpers, ist die allgemein herrschende, und nimmt man an, daß selbst in den höchsten mit Hülfe der Elektricität erreichbaren Temperaturen dieser Körper keine chemische Veränderung erleide. Diese Annahme stellt nun Lockyer nach seinen neuesten umfangreichen Untersuchungen in Frage, nachdem er das mit dem elektrischen Flammenbogen erhaltene Kalkspectrum zum Gegenstand einer ganz speciellen Untersuchung gemacht hatte. Er verdampfte Kalk in elektrischen Funken, deren Intensität er steigerte, und hierbei bemerkte er, daß mit dem Spectrum des Calciums eine eigenthümliche Veränderung vorging. Die violette Linie verschwand bei Steigerung der Funkenintensität und die beiden anderen (mit H des Sonnenspectrums übereinstimmenden) Streifen schrumpften zu schmalen Linien zusammen.

Weitere Beobachtungen der von Kalk herrührenden H Linien in Fixsternen haben ergeben, daß dieselben ein ganz anderes Ansehen zeigen als wie im Sonnenspectrum. Hier sind diese beiden gleich dick; im Atair, im Adler ist aber die eine doppelt so stark als die andere, aber im Sirius und der Wega in der Leyer, die aus hier nicht näher zu erörternden Gründen als sehr heiße Sterne gelten, ist von den beiden Doppellinien nur eine vorhanden.

Diese auffällige Veränderung des Spectrums des Calciums veranlaßt Lockyer zu der Annahme, daß mit Steigerung der Temperatur eine Zersetzung des scheinbar einfachen Körpers in seine noch unbekannten Bestandtheile erfolge.

Mit Rücksicht auf die Thatsache, daß das bei der niedrigen Temperatur der Bunsenflamme sichtbare Spectrum des Kalks mit Steigerung der Temperatur in das davon wesentlich abweichende Spectrum des Calciummetalls übergeht, erscheint die Lockyer'sche Annahme, welche die auffällige Veränderung, die das Calciumspectrum in noch viel höher gesteigerter Temperatur erleidet, durch ein weiteres Zerfallen desselben in noch unbekannte Stoffe erklärt, nicht ganz unberechtigt. Freilich bleiben die unbekannten Urstoffe des Calciums nach wie vor unbekannt.

Als Bunsen und Kirchhoff die Thatsache festgestellt hatten, daß jeder einfache Körper sein eigenthümliches Spectrum habe, konnten sie, als sie in den aus der Dürckheimer Soole dargestellten Alkalisalzen mittelst des Spectralapparats ganz neue unbekannte Linien sahen, mit Fug und Recht die Vermuthung aussprechen, daß hier ein neuer, bisher unbekannter Körper vorhanden sein müßte, dem diese Linien angehörten. Mit staunenswürdigem Scharfsinne spürten sie diesem Unbekannten nach; es gelang Bunsen, ihn von den Beimengungen bekannter Elemente zu trennen und schließlich sogar festzustellen, daß der unbekannte Stoff, der eine fabelhafte Aehnlichkeit mit dem Kali hat, aus zwei verschiedenen Stoffen besteht, die sich fast nur durch ihr Spectrum unterscheiden, (der eine, Cäsium, gibt ein blaues, der andere, Rubidium, ein violettes Linienpaar). Bunsen trennte diese beiden Stoffe und leistete darin ein allgemein bewundertes Meisterstück einer chemischen Untersuchung.

An der dadurch gefundenen Thatsache war nicht zu zweifeln. Man hatte die neuen unbekannten Stoffe in der Hand und konnte sie nach allen Richtungen untersuchen.

Solches liegt bei Lockyer nicht vor. Er stützt sich vorläufig auf Spectralerscheinungen, nur diese sind Thatsachen, und das angebliche Zerfallen der Elemente ist nichts als eine Hypothese zur Erklärung der ersteren. Manche Thatsachen sprechen noch für, andere aber ebenso stark gegen dieselbe.

Es ist bekannt, daß die sogenannten Mischungsgewichte der Elemente oft in sehr einfacher Beziehung zu einander stehen. Kalium, Natrium und Lithium zeigen die Mischungsgewichte 39,1, 23 und 7. Die Differenz dieser Zahlen unter einander ist (d. h. 39—23 oder 23—7) fast gleich 16 und gewinnt es danach den Anschein, als sei Kalium aus Natrium und Natrium aus Lithium durch Hinzutritt eines unbekannten Stoffes mit dem Mischungsgewicht 16 gebildet. Eine Trennung des Kaliums oder Natriums in Lithium und den unbekannten Stoff ist dennoch bisher nicht gelungen.

Aehnlich bilden Calcium, Strontium, Barium eine sogegenannte arithmetische Reihe mit ihren Mischungsgewichten 40, 182,5 und 137, die annähernd gleiche Differenzen zeigen, danach aber müßte Calcium der einfachste der drei Stoffe sein, und dem gegenüber will eine Zerlegung desselben nicht recht glaubhaft erscheinen, ebenso wenig eine Zerlegung des Lithiums, den Lockyer ebenfalls, auf Grund der Veränderung des Lithium-Spectrums in hoher Temperatur, annimmt.

Andrerseits haben Beobachtungen an Sternenspectren doch nur sehr eingeschränkte Beweiskraft, weil wir die Bedingungen, unter welchen die Stoffe auf den Fixsternen verflüchtigt werden, noch nicht genügend kennen und die Complicirtheit gleichzeitiger Strahlungs- und Absorptionserscheinungen die richtige Deutung der Thatsachen erschwert.

Insofern können wir die übrigen von Lockyer beobachteten Thatsachen, daß z. B. beide Gruppen von je drei Eisenlinien im violetten Theil des Sonnenspectrums das umgekehrte Intensitätsverhältniß zeigen, als wie im Funkenspectrum des Eisens, nicht als einen Beweis für seine Behauptung erblicken, daß diese beiden Liniengruppen durch verschiedene Stoffe, aus denen das Eisen bestehen soll, erzeugt werden.

Zur Stütze seiner Ansicht führt Lockyer noch das Verhalten des Wasserstoffs an, dessen Spectrum sich analog dem Spectrum des Calciums mit der Temperatur ändert.

Diese Thatsache erklärt sich auch ohne die Annahme einer Zersetzung der Elemente. Lockyer selbst hat nachgewiesen, daß, wenn man Gase verdünnt, das Spectrum derselben einfacher wird; breite Linien werden schmäler, manche Linien verschwinden. Sogar das Spectrum fester Körper, z. B. Magnesium, wird einfacher, wenn man dasselbe in verdünnten Gasen mit Hülfe des elektrischen Funkens erzeugt. In dichten Gasen sind die Massentheilchen einander mehr genähert, sie prallen nach der modernen Anschauung über Gase der sogenannten kinetischen Gastheorie

Digitized by Google

öfter von einander, die lichterzeugenden Schwingungen werden dadurch complicirter und in Folge dessen auch das Spectrum. Lockyer selbst sagt, wenn wir im Stande wären ein einziges Atom einer Substanz zu erhalten und vermittelst seines Spectrums die Schwingungen desselben zu beobachten, so würden wir von dem einzelnen Atom eine einzige Linie erhalten.*)

Ein Umstand scheint Lockyers Annahme jedoch noch zu unterstützen. Er erkannte schon lange, daß die Spectren, welche sich zwischen den Polen einer elektrischen Batterie zeigen, wenn man Metalle in dem Flammenbogen verdampft, am besten an den Polen selbst sichtbar sind. Manche Linien erstrecken sich von einem Pol zum andern, andere hören in kurzer Entfernung von den Polen auf. Lockyer unterscheidet demnach lange und kurze Linien. Durch Temperaturerniedrigung, welche man leicht durch Verminderung der elektrischen Stromkraft erzeugen kann oder aber durch Verdünnung (wie bei Gasen), wird das Spectrum einfacher, einzelne Linien, und zwar immer zuerst die kürzesten, verschwinden, schließlich bleiben nur die längsten übrig.

Aehnliches bemerkt man, wenn man einem Stoffe eine große Menge eines andern beimischt. Es erscheinen dann von den vielen Linien, die ersterer für sich allein geben kann, nur diejenigen, welche bei reiner Substanz sich als die längsten auszeichnen; diese betrachtet Lockyer als die charakteristischen, als die Fundamentallinien; zeigen sie sich in irgend einem Gemenge oder in irgend einem Sterne, so ist die Gegenwart des Körpers in dem Gemenge oder dem Sterne erwiesen.

Von den Calciumlinien offenbart sich nun die oben erwähnte violette als die längste, also als für Calcium charakteristischste, und da gerade diese Linie in der höchsten Temperatur verschwindet, so gewinnt Lockyers Annahme von dem Zerfallen des Calciums eine Stütze. Dem gegenüber kann aber eingewendet werden, daß die durch die Temperaturerhöhung bewirkte heftigere Bewegung der Moleküle ändernd auf die lichterzeugenden Schwingungen wirke.

Anderseits ist die Regel über das Verhalten der langen und kurzen Linien nicht ohne Ausnahmen; ihre Länge wechselt sogar unter verschiedenen Umständen; Lockyer erwähnt selbst in seinen früheren Artikeln deren mehrere. Keineswegs ist ferner die „längste" Linie immer die intensivste und es bleibt diesen ziemlich complicirten Erscheinungen gegenüber nur die alte, schon von Kirchhoff ausgesprochene Wahrheit unangefochten, daß die relative Intensität der einzelnen Linien bei Temperaturerhöhung der Lichtquelle sich nicht gleichmäßig ändert.

Die Annahme einer Zerlegung der Elemente ist wenigstens durch die bisherigen Mittheilungen Lockyers noch nicht genügend gestützt.

Giacomo Leopardis Dichtungen.**)

Nachdem Paul Heyse uns mit dem volksthümlichen Humor und der politischen Satire Giustis auf graziös heitre Weise bekannt gemacht, hat er nun den schwermüthigen Ernst und die pathetische Erhabenheit Leopardis dem Deutschen angeeignet. Mit gleichem Glück, mit derselben Meisterschaft im feinsinnigen Verständniß des Originals und in der Findung des treffenden Worts, des stimmungsvollen Tons in unsrer Sprache. Ich sage das einer Kritik gegenüber, die aus dem Gelingen des Einen das Mißlingen des Andern folgerte, als ob nicht Byron den Kain und den Don Juan gedichtet, Gildemeister beide Werke uns deutsch wiedergegeben! Dem Weltkind Heyse sollte der Weltschmerz des Italieners fern bleiben müssen, als ob der Deutsche nicht auch seit Jahren Wehevolles genug erlebt, das ihn zu einem großen Dichter des Auslandes führen konnte, um wetteifernd mit ihm die Bitterkeit des Lebens darstellend in melancholischen Wohllaut aufzulösen! Gerade so erklärt sich uns das langsam gereifte Kunstwerk des Uebersetzers, das die Vorzüge zweier Vorgänger, Hamerling und Brandes, vereint, von denen der erstere als Dichter wohl den Ton getroffen, aber im Einzelnen Treue und Sorgfalt vermissen ließ, der andre Alles im Besondern verlässig genau wiedergab, aber den Stil Leopardis zu wenig erkennen und an die Stelle des poetisch Gehobenen und Getragenen eine allzu läßliche, an Prosa anklingende Redeweise treten ließ.

Die Frage nach dem Wesen des Stils nennt Heyse eine der schwierigsten „unsrer noch so tief im Argen liegenden Aesthetik". Er setzt hinzu: „Vielleicht wenn man dahin gekommen sein wird, die Wissenschaft vom Schönen nicht von oben herab aus abstracten Principien herzuleiten, sondern sie auf dem breiten Mutterboden der psychologischen Erfahrung aufzubauen, wird auch der Stilbegriff sich leichter und sicherer begründen lassen." Im Grunde haben wir nur drei namhafte Aesthetiken, die von den Voraussetzungen eines Systems uns die Lehre vom Schönen begründen: die von Weiße, Vischer, Zimmermann. Aber sie alle gehen vielfach auf die Erfahrung ein, und wenn Vischer am meisten in seinen gothisch gedruckten Paragraphen an der abstracten Schulsystematik leidet, so ist er in den Anmerkungen reich an Beispielen aus der Wirklichkeit des Lebens wie der Kunst, und bewundernswürdig in der Fülle glücklicher Beobachtungen, treffender Bemerkungen. War doch auch Hegel hier vorangegangen, und hatte was er gerade hier an Strenge seiner wissenschaftlichen Methode vermissen ließ, glänzend ersetzt durch wohlgelungene Verwerthung alles dessen, was Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller in Bezug auf bildende Kunst und Poesie gefunden, was ihm selbst im Einzelnen gelegentlich aufgegangen. Zeising und ich selber wir gingen nicht von den Voraussetzungen eines Systems aus, sondern suchten die einzelnen Begriffe wie die des Erhabenen, Tragischen, formal Schönen im Hinblick auf die Thatsachen der Erfahrung klar zu stellen, das Wesen und die Unterschiede der einzelnen Künste am Beispiel der größten Meister und ihrer Werke darzulegen. Dann haben Lazarus, Siebeck, Dilthey gerade die psychologische Analyse geübt und Köstlin hat die Lehre vom Gefühl zum Ausgangspunkt für mannichfaltige Erörterungen genommen. Wir stehen in den Anfängen, daß wir aber mit unserer jungen Wissenschaft mehr als andere mit ihren älteren Disciplinen im Argen liegen, scheint mir kein gerechter Vorwurf. So sagt denn auch Heyse, daß in allen noch so verschiedenen Definitionen des Stils ein Gemeinsames wiederkehre: der Begriff einer von innen heraus nach eignem Gesetze bildenden und alle Glieder durchdringenden einheitlichen Kraft. Dieses bildende Princip sei überall das Individuelle, die Macht der Persönlichkeit, die einen künstlerischen Stoff nach eignem Triebe zum Abbild ihrer selbst ausprägt, von der Signatur aller andren, geringren oder überlegnern Individuen unterscheidbar. Es ist das oft wiederholte Wort: Le stile c'est l'homme. Weil alles Schöne eigenartig ist, so wollen wir in allen künstlerischen Productionen die Eigenthümlichkeit, die geistige Physiognomie des Künstlers anschauen; aber es ist das ist nicht das Alleinige. Ebenso nothwendig gehört zu einem stilvollen Gebilde, daß das allgemeine Gesetz der besondern Kunst erfüllt, daß das Wesentliche der Sache klar ausgeprägt, das Nothwendige mit einfacher Bestimmtheit hervorgehoben sei; denn nur so wird der Eindruck von Schöpfungen erreicht, die gleich Naturgebilden so und nicht anders entstanden seien. Dies muß hinzukommen zum Ausdruck der Persönlichkeit, und dann erst wird die Form nicht wie eine Schablone erscheinen, sondern es wird uns sein als ob der Stoff sie sich selber anorganisirt habe. Auf dem Zusammenwirken dieser Elemente beruht auch Leopardis Stil.

Heyse hat den Dichter als Dichter geschildert, ähnlich wie Goethe den Tasso und Ariosto, indem er der Uebersetzung eine seiner sinnigsten und anmuthigsten Novellen voranstellt, die um mehrere Gedichte Leopardis erwächst, in einem Bilde seines Lebens

*) Siehe Lockyer, Studien zur Spectralanalyse, Leipzig bei Brockhaus, S. 187.

**) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. Berlin 1878, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

uns den Schlüssel für das Verständniß seiner Poesie bietet. Dem zweiten Bande der Prosa des Italieners hat er dann eine Betrachtung von Leopardis Weltansicht vorausgesandt. Seine Dichtungen sind ein „Erbauungsbuch des Pessimismus", und wer seine Lebensanschauung auch nicht theilt, wer dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit seinem Bekenntniß zum Fatum und Tod gegenüberstellt, wird doch von dem Hochsinn, dem Wahrheitsmuth, der sittlichen Reinheit des Denkers, vom Zauber der dunklen Melodien des Dichters hingerissen. Das Leben, dies betone ich stärker als Heyse, hat seine Schatten, sein Elend, sein Leid, das auch der Beglücktere mitfühlt, sobald er in die Tiefe blickt, und der Dichter hat das Recht, jede Stimmung des Augenblicks als solche voll und ganz auszusprechen, unbekümmert darum, ob und wie andre Gefühle und Standpunkte, andre Erfahrungen, andre Seiten der Dinge sein echt empfundnes Lied ergänzen werden. Darum streiten wir mit der Poesie Leopardis nicht, aber seine Prosa reizt uns zum Widerspruch; denn vom Denker verlangen wir, daß er nicht blos geistreich von sich aus die Welt beleuchtet, sondern daß er die Wirklichkeit von verschiedenen Seiten betrachtet und ihr im Ganzen gerecht wird. Leopardis Bild von der „Geschichte des Menschengeschlechts" stellen wir ein andres entgegen wie es etwa Herder oder Hegel entwirft; in seinem Gespräch zwischen der Natur und der Seele vermissen wir die Rücksicht auf das Sittliche, das Gespräch zwischen Copernicus und der Sonne erscheint sonderbar barock. Unter den „Gedanken" ist einer so paradox wie bewundernswerth: „Die Langeweile ist in gewisser Hinsicht das erhabenste aller menschlichen Gefühle. Nicht daß ich glaubte aus der Prüfung dieses Gefühls folgte all das was verschiedne Philosophen daraus folgern zu können glaubten; gleichwohl aber scheint mir die Empfindung der Unfähigkeit durch irgend etwas auf dieser Erde, ja so zu sagen nicht einmal von der ganzen Erde selbst befriedigt zu werden, die unermeßbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Masse der Weltkörper zu betrachten und alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Fassungsvermögen des eignen Geistes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Universum sich vorzustellen und zu fühlen, daß unser Geist und unsre Sehnsucht noch nicht ausgefüllt wird von diesem Universum, alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Langeweile zu erleiden, — dies alles scheint mir der stärkste Beweis für die Größe und den Adel der menschlichen Natur." Wie nahe lag doch hier die Folgerung, daß der Mensch nicht der Endlichkeit entstammt und verfallen ist, sondern dem in sich Einen Unendlichen angehört, daß gerade in dem Ungenügen am Irdischen und Vergänglichen, in der Sehnsucht nach dem Ewigen und Vollendeten dieses sich in unserm Gemüthe bezeugt, das Gemüth seiner Bestimmung für das Ueberirdische, Ideale, Göttliche inne werden läßt?

Ein andrer Gedanke: „Jesus Christus war der Erste, der die Menschen deutlich auf jene ewige Lobrednerin und Lehrerin aller falschen Tugenden und Verleumderin und Verfolgerin alles Wahren hinwies; auf jene Widersacherin jeder innern und dem Menschen wahrhaft eignen Größe, jener Verspotterin jedes hohen Gefühls, wenn sie es nicht für erheuchelt hält, jeder weichen Regung, wenn sie dieselbe für echt und innig halten muß; jene Sklavin der Starken, Tyrannin der Schwachen, Hasserin der Unglücklichen, die Jesus Christus „die Welt" nannte, ein Name der ihr bis auf den heutigen Tag in allen gebildeten Sprachen geblieben ist. Dieser große allgemeine Gedanke, der so tief und wahr ist und in der Folge stets seine Geltung behalten hat und immer behalten wird, ist vor ihm wohl von Niemand begriffen worden, und ich erinnere mich auch nicht ihn bei irgend einem heidnischen Philosophen, ich meine mit einem einzigen Ausdruck und in präciser Form gefunden zu haben. Vielleicht weil vor jener Zeit Gemeinheit und Tücke noch nicht so herangereift und die Civilisation noch nicht zu dem Punkte gelangt war, wo sie zum größten Theil identisch wird mit der Corruption." Vielleicht; aber gewiß nicht allein darum, sondern hauptsächlich weil Jesus nicht als Kind dieser Welt in ihr, sondern als Kind Gottes in Gott lebte, das heißt weil er in seinem Gemüth und Willen die Selbstsucht überwunden und sich liebend im Quell der ewigen Liebe wiedergefunden, weil er in der Einigung des individuellen Willens mit der sittlichen Weltordnung die Bestimmung des Menschen erfüllte und darum die von dieser Bestimmung Abgefallenen oder ihr sich Versagenden im Contrast mit seinem eignen Wesen so richtig würdigen konnte. Wäre diese „Welt" das ware Sein, dann wären statt der Weltvergötterer die Pessimisten der richtigen Einsicht theilhaftig, und gegenüber dem neuen Glauben von Strauß erscheinen Schopenhauer und Hartmann als die tieferen Naturen. Ebenso Leopardi. Darum liegt das Heil in der Weltüberwindung.

Von Leopardi schreibt Heyse: „In der rauhen Luft eines abgeschiedenen Landstädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteste Sproß eines verarmten gräflichen Geschlechts, mit seinem herrischen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüsterten Vater schon früh in unversöhnlichem, innerlichem Widerspruche, gleichwohl an die Stadt und das Vaterhaus gekettet durch den Mangel an eignen Mitteln und die Unmöglichkeit bei dem damaligen Zustande der Literatur sich auswärts auf eigne Füße zu stellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und schwere chronische Leiden gepeinigt; mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle verbannt, die ihn auf jede Erwiderung seiner Gefühle verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben in der Nation in tiefer Lethargie darniederlag; herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eignen Herd, Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft; selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt; zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als Neununddreißigjähriger sterben durfte: — fürwahr die „Märtyrer in Glacéehandschuhen", die Jünger des landläufigen Pessimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergessen wissen, werden gut thun, die Biographie dieses wahren Märtyrers gründlich zu studiren, um, wenn sie seine Lebensschicksale mit seiner Lebensarbeit vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktischen Sprüche ihres Frankfurter Meisters nachzusprechen."

Wiewohl Leopardi selbst sich dagegen erklärt, daß man seine Weltanschauung, ein Ergebniß seines Raisonnements, aus seinen Verhältnissen ableite, wiewohl er fordert, daß man seine Beobachtungen und Schlüsse widerlege, statt seine Krankheit anzuklagen, so weist doch Heyse mit Recht darauf hin, daß von der persönlichen Stimmung und den individuellen Erfahrungen gar sehr abhänge, ob Jemand bei der Frage nach Weltglück und Weltleid sein Votum mehr nach der Sonnen- oder Schattenseite neige. „Wer nie nie das Gefühl leiblicher Vollkraft, frischer geistiger und physischer Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußrer Umgebung gekannt hat, wird seinen freudlosen Zustand für die Regel seines Schicksals halten müssen, und die kurzen Glückspausen, die selbst dem armseligsten Dasein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches seien, und deren lockende Bilder nur zur Verschärfung des wahren Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitre Temperament, der mit günstigen innern und äußern Bedingungen ins Leben Gestellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung positiver Güter empfinden, dagegen den Satz von der Negativität der Freude mit seiner ganzen, von kraftvoller Wirksamkeit strotzenden Persönlichkeit zu widerlegen glauben." Aber auch hier nöthigt uns der Blick auf die objective Wirklichkeit zu einer Ergänzung. Der Mensch als bloßes Sinnenwesen wäre das unglücklichste und unvollkommenste Thier, denn zu aller physischen Lebensnoth käme bei ihm das Leid der Furcht und der Erinnerung, das Todesbewußtsein und die Qual, die ihm die idealen Bedürfnisse seiner Natur machen müssen, wenn sie nothwendig unbefriedigt bleiben und nur von Illusionen genährt werden, die sich in Nichts auflösen. Ist aber der

Digitized by Google

Mensch wesentlich ethisches Wesen, und wächst er auf dem Boden des Naturmechanismus in eine höhre Ordnung der Dinge, in die sittliche Weltordnung empor, um durch die Verwirklichung des Guten und die Erkenntniß der Wahrheit sein Heil zu erlangen, und ist die in uns zum Selbstbewußtsein und freien Willen sich erhebende reale Kraft eben so unvergänglich wie die selbstlosen realen Naturkräfte, die wir Atome nennen, alsdann ist die Erde nur die Geburtsstätte des Geistes, alsdann erweckt das Ungenügen der Sinnenwelt ihm das Gefühl, die Ueberzeugung seiner wahren Bestimmung. Im Glück der Liebe werden wir dann durch das Opfer der Selbstsucht einer seligen Lebensvollendung inne; und da hat Heyse wieder richtig bemerkt: „So stolz Leopardi sich in seinem persönlichen Unglück hinter einen Wall von starren allgemeinen Sätzen verschanzte, hatte sein weiches und feuriges Herz doch seine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüssel zu dieser scheinbar uneinnehmbaren philosophischen Festung aus den Händen gab. Niemand wird das Gedicht „Consalvo", das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von Leopardis trostloser Stimmung der Welt gegenüber war.

Ach, hätt'st du einmal,
Ein einzig Mal dies bange Sehnen mir
Beschwichtigt und gestillt, die Erde wäre
Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,
Das tiefverhaßte Greisenalter hätt' ich
Gelaßnen Muths ertragen, aufrecht hätte
Mich stets erhalten eines einzigen
Moments Erinnrung, der Gedanke: ich war
Glücklich vor allen Glücklichen!

In der That haben wir im Glücke der Liebe durch gegenseitige Hingabe die Ergänzung unsrer Natur; wir sind im Andern bei uns selbst und damit der Einheit alles Lebens inne. Leopardi, der Jugendkraft, des Jugendreizes bar, mit glühender Empfindung begabt, entbrannte zweimal in Leidenschaft ohne Erhörung und Erwidrung seines Gefühls zu finden. Da schrieb er die düstre Absage an das Leben:

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz! Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh' für immer! Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen; keines Seufzers ist
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben. Andres nicht. Die Welt ist Koth.
Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Oede.

Wer wie Leopardi von vernunft- und naturwidrigen Kirchensatzungen früh zurückgestoßen allem religiösen Glauben abgesagt, ohne sich zu der Idee des in sich Einen, sich selbst erfassenden Unendlichen zu erheben, ohne in Gott den Allgeist zu ahnen, in dem wir weben und sind, wer im Universum und seiner Geschichte nur ein zweckloses Spiel blinder Kräfte und Stoffe sieht, der wird, wenn er inniger und tiefer empfindet als die Menge, mit Goethes Werther im All „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" erblicken, und wie der leidende Leopardi den Tod herbeisehnen. Und doch griff derselbe nicht oder nicht eigenmächtig nach diesem Heilmittel, nein, er klammerte sich an das qualvolle geschmähte Leben und entwich vor der in Neapel ausgebrochenen Cholera aufs Land, jetzt wo er durch bloßes Stillhalten und Abwarten „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Busen der Todesgöttin legen konnte". Da mußte doch in allen Leiden ein positives Glück ihm treu geblieben sein, sagen wir mit Heyse; das Lebensgefühl überwältigte die Doctrin. „Ein so hochgesteigertes, so von allem Niedern und Gemeinen gereinigtes Selbstgefühl, im Besitz so großer Schätze des Geistes und Gemüths, alles mit dem Gepräge der eigensten Kraft und Anmuth versehn, ist zu tief von seinem eignen Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuschrecken."

Leopardi begann mit Canzonen, in welchen sein patriotischer Schmerz über das zerrissene, geknechtete Vaterland sich ergoß; er stellte dem Elend der Gegenwart die Größe und Herrlichkeit des Alterthums gegenüber, um die verlorene Mannhaftigkeit zu erwecken; er hoffte, daß das Volk wieder frei, Italien wieder eins werde. Aber bald legte er dem jüngern Brutus, der die römische Republik nicht retten konnte, seine verzweifelnde Klage über das allgemeine Menschenloos in den Mund, und sein eignes Liebesweh löst in Sapphos letztem Liede sich in dunkle Melodien auf. Liebe und Tod, der Gesang des wandernden Hirten, Erinnerungen, all diese ergreifenden Gedichte sind durchklungen von der großen Räthselfrage:

Wie kannst du, Mensch, wofern du
In Schwäche so versunken
Nur Staub und Schatten bist, so stolz empfinden?
Und wohnt ein Himmelsfunken
In dir, wie kann dein bestes innres Leben,
So knechtisch hingegeben
An niedre Macht, entstehen und verschwinden?

Schließen wir mit Pindar:

Des Schattens Traum sind Menschen.
Aber wenn ein Strahl vom Gotte gesandt naht,
Glänzt hellleuchtender Tag dem Mann
Und anmuthiges Leben.

M. Carriere.

„Mären und Geschichten."

Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig.*)

Wer sich in den schriftstellerischen Kreisen Berlins nach den begabtesten und meistversprechenden jungen Dichtern erkundigen wollte, würde unter den Namen, die ihm da genannt werden würden, immer dem von Hans Herrig begegnen. Trotz der Anerkennung aber, die Hans Herrig in den Kreisen seiner Berufsgenossen findet, hat es ihm bis zur Stunde noch immer nicht gelingen wollen, die Theilnahme des großen Publicums für sich zu gewinnen. Hätte er ein bischen Glück gehabt, hätte es ein günstiger Zufall so gefügt, daß sein „Alexander" oder sein „Kurprinz" von einer Commission, die dramatische Preise vertheilt, ausgezeichnet worden wäre, so wäre er im weiten deutschen Reiche jetzt gerade so bekannt, wie Herr Franz Nissel und Frau Henle. Herrig hat nie zu diesen Bevorzugten gehört, und er hat es sich mit der Anerkennung seines eigenthümlichen Talentes von Seiten der Kritik genügen lassen müssen. In der „Gegenwart" hat bereits vor einer Reihe von Jahren Albert Lindner auf die dramatische Dichtung „Alexander" hingewiesen und deren bedeutende Eigenschaften hervorgehoben; mir liegt es heute ob, eine Reihe kleiner epischer Dichtungen desselben Verfassers, die unter dem Titel „Mären und Geschichten" erschienen sind, zu besprechen.

Diese Gedichte sind ein neuer und vielleicht der stärkste Beweis, den Hans Herrig für sein eigengeartetes Talent bis zur Stunde erbracht hat. Sie erklären zugleich die auffällige Er-

*) Berlin 1878, F. Luckhardt.

Digitized by Google

scheinung, daß sich dieses merkwürdige Talent nicht so schnell und nicht so breit Bahn gebrochen hat, wie es nach seiner Beschaffenheit es beanspruchen könnte.

Herrig gehört nicht zu den gefälligen Dichtern. Seine schriftstellerische Individualität hat etwas Widerborstiges. Er geht seiner Wege, und es kümmert ihn wenig, ob dies die Wege sind, auf denen man ihn am liebsten wandeln sehen möchte. Nur selten gewähren seine Gedichte dem Leser einen ungetrübten Genuß. Es macht fast den Eindruck, als ob es Herrig widerstrebe, seine Leser in einer sympathischen Stimmung zu erhalten, als bereite es ihm eine gewisse muthwillige Freude, die wohlthuende Wirkung, die er hervorzubringen vermag, selbst durch irgend etwas Unerwartetes, das er dazwischenwirft, zunichte zu machen. Herrig ist der poetischen Sprache vollkommen mächtig; Rhythmus, Metrum und Reim gehorchen ihm willig. Er versteht es sehr wohl, wenn ihm daran gelegen ist, den Ausdruck zu adeln. Das verhindert aber keineswegs, daß er — und für den aufmerksamen Leser kann es keinem Zweifel unterliegen: sehr bewußtvoll — ohne Nöthen zu dem Niedrigen und Trivialen greift, die gehobene Sprache zu dem Alltäglichen herunterdrückt und in kunstvoll gewählten Versen plötzlich mit prosaischen Gewöhnlichkeiten aufwartet, die die Stimmung aufheben und sogar verstimmen.

Diese Eigenthümlichkeit kehrt so häufig wieder, daß sie unbedingt beabsichtigt sein muß. Ich gestehe, daß ich mir das nicht recht erklären kann. Ich weiß sehr wohl, wie ein kräftiges, gewöhnliches, ungeschlachtes, menschlich naives Wort in der Umrahmung poetischer Zartheiten von großer Wirkung sein kann; Goethe und vor Allem Heinrich von Kleist haben damit Wunder gewirkt; ich habe auch das Verständniß für das muthwillige Spiel, das Heine treibt, wenn er plötzlich aus dem pathetischen und weihevollen Tone in den des frivolen Scherzes überschlägt. Aber hier wie da wird immer eine künstlerische Wirkung erstrebt und erzielt. Das Unerwartete soll ergreifen, soll rühren, oder soll lustig stimmen. Bei Herrig scheint mit dem unvermittelten Farbenwechsel kein bestimmter Effect angestrebt zu werden, jedenfalls wird derselbe nicht erreicht. Man denkt nicht an: „Nachbarin, euer Fläschchen", nicht an Kleists: „Ich jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir", nicht an Heines: „Madame, ich liebe Sie"; man denkt eher an Wilhelm Busch, den ich allerdings sehr hoch schätze, aber an den ich, wenn ich ernsthafte epische Dichtungen lese, doch nicht gerne erinnert sein möchte.

Mir will es nicht recht gefallen, wenn Herrig in dem ergreifenden Augenblicke, da er dem Königssohn Siddharta seinen greisen Lehrer Wiswamitra, der zum idioten Bettler heruntergekommen ist, gegenüberstellt, sagt:

„Wiswamitra bin ich selber!
Greint der Alte wie in Thränen,
Und an einer Pomeranze
Kaut er mit den wen'gen Zähnen,"

oder wenn er in dem schönen Gedichte „König Harald", als er die männertödtende Tapferkeit seines Helden schildert, sagt:

„In Walhall wird der Tisch zu klein,
So viele Gäste treten ein,
Und die Walküren schmerzen die Hüften
Vom vielen Reiten in den Lüften."

Am störendsten tritt diese Eigenthümlichkeit in dem Gedicht „Maria Stuart" hervor, das überhaupt zu den seltsamsten und wenigst erfreulichen dieser Sammlung kleiner Epen gehört. Die Poesie hat bis jetzt, wenn sie sich mit der beklagenswerthen schottischen Königin beschäftigt hat, die häßlichen Züge im Leben der Maria immer liebevoll beseitigt, sich durch das große Unglück der Dulderin zum Mitleid angeregt gefühlt und so immer ein verklärtes Bild gegeben. Herrig schildert uns in seinem Gedichte den letzten grausigen Act dieser Tragödie: die Hinrichtung. Alle Zeitgenossen sind einstimmig in der Anerkennung der Thatsache, daß Maria, gerade wie später Marie Antoinette, dem schauerlichen Tode mit einer wahrhaft königlichen Würde und einem erstaunlichen Muthe entgegengegangen ist. Ich meine, es darf niemals die Aufgabe der Dichtung sein, diese Seelengröße, die Maria Stuart in ihren letzten Augenblicken gezeigt hat, zu ignoriren und den Tod der Königin blos als eine schauerlich lächerliche Scene darzustellen. Hans Herrig erzählt uns — ich weiß nicht, ob es eine geschichtliche Ueberlieferung oder die Erfindung einer krankhaften Phantasie ist — daß der Henker, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt, diesen den entsetzten Zeugen habe entgegenhalten wollen, eine rothe Perrücke in der Hand behalten habe, dieweil der aller Haare entblößte Schädel der Königin ihm zu Füßen gerollt sei. Dieses an sich schon höchst widerwärtige Schauspiel wird von Hans Herrig mit allen möglichen gräßlichen Einzelheiten und im ungeschminktesten Realismus beschrieben. Herrig hat eine wahre Freude daran, hier das Grausigste mit den gewöhnlichsten Worten auszudrücken, z. B.:

Des Henkers Frisur ist nun vorbei,
Der schöne Nacken zeigt sich frei...
Der Henker streckt die rohen Krallen
Zum schönen Haupte, das gefallen...
Doch wie er's hebt, o schnöde Tücke,
Bleibt in der Hand ihm — die Perrücke!
Nur ein'ge Haare, grau und ehrlich,
Wachsen noch an den Schläfen spärlich...
Das Haupt ruht auf dem Todtenbette
Nun ohne seine Toilette...
Die Königin ruht an ihrem Platze
Jetzt nackt und ehrlich mit der Glatze!
Und Alle haben es erfahren,
Daß längst sie Mangel litt an Haaren!

Hier dünkt mich die Komik blos frivol. Das ganze Gedicht wirkt abstoßend. Angesichts des Schaffots sollte der Spaß verstummen. Durch alle diese sehr absichtlich gewählten alltäglichen Worte: Frisur, Toilette, Perrücke, Glatze und die häßlichen Schlußverse wird der ganze Vorgang aus der poetischen Verklärung gewaltsam in die alltäglichste Nüchternheit und Gewöhnlichkeit gezerrt, und es bleibt eben nur das Gräßliche und Schaurige ohne irgend welche Versöhnung und Milderung.

Aehnliches findet man in dem übrigens von scharfer und treffender Ironie durchdrungenen Gedichte „Maria die Katholische". Auch hier hat Herrig mit offenbarer Absichtlichkeit in die poetische Sprache die unschönen Laute der Alltäglichkeit hineingemischt. Der Vers ist das Festgewand des Gedankens. Von den modernen Dichtern hat dies Niemand tiefer empfunden und kunstvoller durchgeführt als Emanuel Geibel. Mit welcher Vornehmheit versteht er es, die gewöhnlichsten Verrichtungen auszudrücken, und wie weiß er selbst dem Trivialen edle Linien und zarte Farben zu geben! Der Ausdruck bekommt dadurch allerdings etwas Conventionelles, das gebe ich zu, — eine gewisse Vornehmheit, die dem Begriffe nicht immer gebührt. Aber der Vers an sich mit seinen Reimen und seinem Metrum ist ja schon etwas Conventionelles und wenn man einmal die Sprache der Götter spricht —

„Cette langue immortelle...
Elle a cela pour elle
Que les sots d'aucun temps n'en ont pu faire cas
Qu'elle nous vient de Dieu, — qu'elle est limpide et belle,
Que le monde l'entend, et ne la parle pas" —

Dann soll man sich auch nicht ausdrücken wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dann soll man auch nicht alle jene an sich sehr tüchtigen, richtigen Gewöhnlichkeiten gebrauchen, die im Werkeltagskleid des Gedankens, in der Prosa, vollberechtigt wären.

In dem Gedichte „Der Einsiedel", in welchem Herrig die kecke Soldatensprache anschlägt und vorzüglich trifft — man glaubt bisweilen eine Stimme aus „Wallensteins Lager" zu vernehmen — verirrt sich die dichterische Phantasie am weitesten. Die Geschichte des trunkenen Soldaten, der im Rausch ein schönes Weib umarmt und in der Nüchternheit einen todten Esel neben

Digitized by Google

sich findet, ist unschön und geschmackwidrig, und die sehr gelungene Ausführung vermindert nicht die Häßlichkeit des Vorwurfs.

Aber trotz aller dieser sehr erheblichen Ausstellungen zeigen diese „Mären und Geschichten" uns einen echten Dichter, in dessen Adern wahres Künstlerblut rollt. Jedes einzelne Gedicht hat eine eigenthümliche Färbung, hat Stimmung, wie man zu sagen pflegt. Herrig besitzt auf seiner Palette alle Farben; seine Bilder tragen bisweilen ein heißes Colorit, wie die Makart'schen, bald stellt er graue Unbestimmtheiten vor uns hin, die an Corot gemahnen. Er hat die starke Sinnlichkeit des ersteren und die verschwommene Traumhaftigkeit des andern. Wie gluthvoll ist z. B. die Liebesscene in dem Gedicht „Buddha".

„Sie flüsterten sich leis' ins Ohr
Der Liebe Göttersprache;
Sie schauten in die Augen sich
Mit stummer Menschenandacht.
Bald lagen sie so keusch und still,
Wie zwei gepflückte Blumen;
Bald lohten durcheinander sie
Alswie zwei brennende Bäume,
Die schwesterlich im Walde erblüht,
Von einem Blitz getroffen,
Zwei Flammen sind und Eine doch,
Verglühend in einander."

Auch für wahre Schalkhaftigkeit, für Humor, Satire und Ironie hat Herrig die volle Empfindung und oft den gelungensten Ausdruck. Ich verweise auf das Gedicht „Die Sirene", „Maria die Katholische", „Israel in der Wüste", „Salomo" 2c. In diesem letzteren Gedichte schildert Herrig, wie Salomo auszieht, um in der Wüste Prachtbauten aufzuführen:

„Ein Dromedar, das Edelsteine schmücken,
Trägt ihn auf seinem sammtverhüllten Rücken.
Am Zügel führt gehorsam es ein Treiber,
Auch schreitet in des Königs Näh' ein Schreiber,
Um dessen Worte pünktlich zu notiren,
Es soll die Nachwelt keins davon verlieren."

Auf diesem Ritte begegnet nun der König einem philosophischen Bettler, mit dem sich die Majestät in ein längeres Gespräch einläßt. Der Bettler faßt seine Lebensanschauung in den Worten zusammen:

„Und weil denn Alles fällt dem Tod zum Raube
Und Staub einst wird, leb' ich schon jetzt im Staube."

Herrig fährt fort:

„Der König sann und seufzend strich er Scheitel
Und Stirn sich: „Alles," rief er aus, „ist eitel."
Und als verzeichnet dieses Wort der Schreiber,
Sprach er „Lebwohl!" und „Vorwärts!" rief der Treiber."

In dem kleinen Buche steckt, abgesehen von den aufgeführten Vorzügen, auch eine gute Portion gesunden Menschenverstandes. Die Fabel vom Elephanten ist ein kleines Meisterstück. Auch „Des Fischers Erzählung", eine Art von Pendant zu den „Göttern Griechenlands", in dem wir die abgedankten nordischen Götter, Wotan, Donner und Loge, Bayreuther Angedenkens, wiederfinden, gehört zu den gelungenen Dichtungen. Phantastischer ist das merkwürdige Gedicht „Der Vampyr".

Das große Verdienst Herrigs ist, interessant zu sein. Es ist niemals das übliche Lirumlarum der Dutzend-Lyriker, niemals die traurige Kunst, mit wohllautenden Worten die Nichtigkeit des Gedankens zu verbergen. Herrig hat uns immer etwas zu sagen. Er regt an, wenn auch bisweilen nur zum Widerspruch, aber er langweilt nie. Auch nach der formalen Seite hin besitzt der Dichter ausgezeichnete Eigenschaften. Mit seltener Kunst behandelt er z. B. die Nibelungenstrophe in dem Gedichte „Schwanhilde", dessen Gegenstand zum Stoffgebiete der Hermione des „Wintermärchens", der Genovefa, des „Sängers Fluch" 2c. gehört. Ich will hier einige dieser Nibelungenstrophen anführen. Die Königin ist der Untreue bezichtigt und soll gerichtet werden. Angesichts ihrer Schönheit vermag der Henker sein grauses Amt nicht zu erfüllen. Nun sagt der Dichter:

„Noch wilder wird der König: „Ist sie denn Zauberin?
Mag sie auch Alle zwingen, nicht zwingt sie meinen Sinn,
Und wollt ihr nicht gehorchen, Feiglinge, meinem Ruf:
Marschalk, hol' meine Rosse: zertreten soll sie Rosseshuf!"
Der Marschalk eilt von dannen und lauter Hufschlag tönt:
Vier feurige Hengste sind es, vollschweifig, dichtgemähnt,
Augen wie brennende Kohlen, die Nüstern weit und rund,
Weiße Schäume schnauben sie ruhelos aus ihrem Mund.
Sie bäumen sich zu den Wolken, und wenn zu Boden fällt
Ihr Fuß, möchte man wähnen, die Erde sei zerschellt;
Sie reißen an ihren Zügeln, sie strecken ihr Genick:
So reißt ein Schiff im Sturme wild an seinem Ankerstrick."

Als das schönste Gedicht der Sammlung möchte ich „König Harald" bezeichnen, das in der ganzen Composition, der Anlage und Durchführung gleich vortrefflich ist, knapp, klar, ohne irgend welchen überflüssigen Detailkram, dabei doch breit und voll in der Erzählung. Leider verbietet es die Länge des Gedichts, dasselbe hier wiederzugeben und ich verweise den Leser auf das Buch selbst, das denjenigen, der Hans Herrig noch nicht kennt, mit einem der eigenthümlichsten jungen Talente bekannt machen wird, — einem Talente, das zwar noch nicht ganz geläutert ist, aber jedenfalls schon jetzt die vollste Anerkennung und Aufmunterung verdient.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Das Ereigniß der jüngstverflossenen Woche war das gemeinsame Gastspiel von Frau Hedwig Niemann-Raabe und Herrn Friedrich Haase im Residenztheater. Zwei Künstler von so eigenthümlichem Gepräge, daß man sie mit Niemandem als mit sich selbst vergleichen kann und von denen jeder einzelne im Stande ist, die feine Gesellschaft Berlins zu der beschwerlichen Reise nach dem im Ostheile unserer Stadt gelegenen Theater zu veranlassen, schienen naturgemäß der Einfügung in denselben Rahmen zu widerstehen. Man vergaß dabei, daß es vor Jahr und Tag bereits der Petersburger Bühne gelungen war, diese beiden Sterne eine Weile an sich zu fesseln. Seitdem schienen ihre Bahnen allerdings desto entschiedener auseinanderzugehen, je mehr sie selbst zwei Höhepunkte der deutschen Schauspielkunst bezeichneten, und man durfte sich daher einen außerordentlichen Genuß versprechen, als es der Direction des Residenztheaters gelang, diesen doppelten Trumpf auszuspielen.

Bei dieser Gelegenheit machte sich wieder einmal der Mangel an brauchbaren deutschen Stücken empfindlich bemerkbar. Es ist gewiß recht schade, daß das gemeinsame Auftreten der beiden Künstler keinem einheimischen Dichter zugute gekommen ist und daß der alte Dumas mit dem „Fräulein von Belle-Isle", welches seine vierzig Jahre nicht mehr ganz leicht trägt, hat aushelfen müssen, aber man versuche es, einen bessern Vorschlag zu machen, bevor man die Wahl dieses Stückes tadelnswerth findet. Es zeigte ohne Frage bereits Runzeln, aber es ist immer noch lebensfähiger als manches Product neueren Datums, das an seinen technischen Mängeln zu Grunde geht. Im „Fräulein von Belle-Isle" kehrt Dumas, nachdem er beim „Caligula" einen unglücklichen Versuch in der Tragödie gemacht hatte, wieder zur Dramendichtung zurück, der er seine ersten glänzenden Erfolge zu danken hatte. Der ganze Inhalt des Stückes ist zunächst kaum etwas mehr, als eine komische Bluette. Der Herzog von Richelieu hat eine Wette gemacht, in der näch-

Digitized by Google

sten Nacht um die zwölfte Stunde in das Schlafzimmer des Fräulein von Belle-Isle zu schleichen. Die Marquise von Saint-Prie hält die Wette und daraus ergibt sich eine komische Verwechselung, die aber im Grunde viel zu dürftig war, als daß sich Dumas nicht veranlaßt fühlen mußte, dem Sujet durch Einführung zweier pathetisch gehaltener Figuren, des Fräulein von Belle-Isle und ihres Retters des Chevalier d'Aubigny, auszuhelfen.

Das thut der Dichter mit den Erfahrungen seiner außerordentlichen Bühnenpraxis, seinem tiefen Verständniß der Inscenirung. Gabriele von Belle-Isle hat der Frau von Saint-Prie einen Eid schwören müssen, stumm wie das Grab sein zu wollen, und daher ist ein Verständniß zwischen Jener und ihrem Geliebten d'Aubigny, der sie mit Vorwürfen, Klagen und Anschuldigungen überhäuft, unmöglich. Diese leidenschaftlichen Eifersuchtsscenen haben eine Forderung zum Duell zwischen dem Herzog von Richelieu und d'Aubigny zur Folge, das glücklicherweise nicht zur Ausführung kommt, da Gabriele ihres Eides entbunden wird und der Herzog sich selbst als den Gefoppten zu erkennen gibt. Das Alles wird mit einem überraschenden technischen Geschick, ohne daß die Handlung einen Augenblick stille steht oder das Interesse des Publicums jemals erlahmt, durchgeführt. Namentlich weiß Dumas diesem wie seinen übrigen Stücken durch den Dialog eine Anziehungskraft zu verleihen, die uns manchen Fehler der Composition, manche Verzeichnung des Charakters übersehen läßt. Dieses geistvolle und dabei doch natürliche Hinüber und Herüber des Gesprächs ist für den Erfolg des Stückes ausschlaggebend, zumal wenn zwei so begeisterte Interpreten, wie die genannten Gäste des Residenztheaters, in den Hauptrollen beschäftigt sind.

Frau Niemann-Raabe bietet als Gabriele von Belle-Isle eine Leistung, die zu den höchsten Offenbarungen unserer Schauspielkunst gerechnet werden muß. Es war für unser Publicum keine geringe Ueberraschung, die unbestrittene Meisterin im Fache der Naivetät eine Rolle schaffen zu sehen, die zu dem Repertoire der Rachel gehörte und große tragische Accente verlangt. Wird die Erscheinung der Künstlerin und ihr Organ ausreichen, den leidenschaftlichen Theil ihrer Rolle in den Scenen mit dem Herzog und mit d'Aubigny in glaubwürdiger Weise zu versinnlichen? Diese Frage hat Frau Niemann-Raabe durch ein Spiel, von dem auch das letzte Stäubchen der Unfertigkeit abgestreift war, durch einen Vortrag, der sich aus den ergreifendsten Herzenstönen zusammensetzte, nach der bejahenden Seite entschieden. Rührender konnte die Bitte der Unschuld um Gnade für die Ihrigen, überzeugender der Stolz der bis ans Herz verwundeten Ehre nicht zum Ausdruck gelangen. Hierzu kommt noch eine Fülle der reizvollsten Erfindungen, die mit dem schärfsten Künstlerauge der Natur abgelauscht waren, um das Ganze zu einem Triumph schauspielerischer Wahrheit zu machen.

Dieser Schöpfung wußte Herr Friedrich Haase als Herzog von Richelieu ein Reihe von Bildern an die Seite zu stellen, die in Farbe und Zeichnung auch da interessiren mußten, wo sie sich von der Absicht des Dichters entfernten. Es kann in der That kein Zweifel sein, daß die Rolle dem Künstler vielfach unbequem liegt und daß er sie sich daher, wie der Wiener sagt, anmessen mußte. Das that er mit einem unvergleichlichen schauspielerischen Geschick, das aber die Differenz zwischen dem, was der Schauspieler und was der Dichter wollte, nicht ganz zu verwischen vermochte. Herr Haase gab den Herzog zu sehr im Stile seiner aristokratischen Lebemänner à la Klingsberg, faßte den Charakter zu lustspielmäßig und subjectiv komisch auf. Der Funken Ehre, der in dem Herzog steckt, wollte daher auch im vierten und fünften Acte bei dem sonst so fein schattirten Spiel des Künstlers nicht recht zur Geltung kommen. Angesichts der Duellforderung des jungen d'Aubigny verschwindet die Frivolität und Blasirtheit aus dem Antlitz des Herzogs, er erscheint stolz und ritterlich würdig. Mit dieser Einschränkung war indessen auch die Schöpfung des Herrn Haase in dem frivolen Weltton, in Maske und Haltung des höchsten Lobes würdig.

Die angemessene Unterstützung der Gäste durch die Mitglieder des Residenztheaters, Frau Claar-Delia (Marquise von St. Prie) und Herrn Keppler (d'Aubigny) verhalf dem Stück, das für diesen Zweck neu übersetzt und eingerichtet war, zu einem durchschlagenden Erfolg.

Das Schauspielhaus hat bei dem ersten Novitätenabend im neuen Jahre zwei Einacter mit freundlichem und ein älteres historisches Lustspiel mit zweifelhaftem Erfolge zur Aufführung gebracht. „Eine Schachpartie", dramatisches Gedicht aus dem Italienischen des Giuseppe Giacosa ist eine Leistung, in der sich viel Bildung und Geschmack, aber wenig Talent zeigt. In Ton und Haltung gehört die Kleinigkeit zum Genre der Plaudereien, nur daß hier Alles in eine ideale Sphäre erhoben und in akademischen Versen behandelt worden ist. Wie absichtlich ist der Dichter jeder dramatischen Wendung seines Stoffes aus dem Wege gegangen. Die Anknüpfung an eine Schachpartie, bei welcher der Knappe Fernando die Hand Jolandes, der Tochter des alten Renato, gewinnt, nachdem bereits ihr Herz seinen süßen Worten entgegengeschlagen hat, führt zu manchen feinsinnigen Gesprächen, die indessen zu ausschließlich schönrednerisch sind, um den Mangel an Gestalt und Farbe auf der Bühne verdecken zu können. Die „Schachpartie" gehört übrigens zum Repertoire der italienischen Bühnen, wo ihr gewöhnlich ein Prolog vorausgeht. Im Schauspielhause trug das liebenswürdige Spiel von Fräulein Weger (Jolande) und Herrn Ludwig (Fernando) sowie eine neue, von Professor Paul Gropius stimmungsvoll gemalte Decoration wesentlich zum Erfolge der Dichtung bei.

Das hierauf gegebene Lustspiel „Die Ritter vom goldenen Kalb" von Hedwig Dohm ist ein echtes Berliner Kind, frisch, witzig, vorlaut und ein wenig redselig. Das Talent der Dichterin, scharf zu beobachten und eine Fabel geschickt zu componiren, tritt wie in den früheren Lustspielen „Vom Stamm der Asra" und „Der Seelenretter" so auch in dem jüngsten gefällig zn Tage. Hedwig Dohm, die ein Recht hat, nicht nur als Frau ihres berühmten Mannes genannt zu werden, entwickelt in ihren Versuchen, die Lächerlichkeiten des Lebens auf die Bühne zu bringen, viel Geist, hält sich aber zugleich von der unangenehmen Manier, das Einfachste zu überfeinern und zu verzieren, durchaus frei. Das Sujet ist ziemlich einfach und besteht darin, daß eine reiche junge Dame ihre sogenannten Anbeter, deren wahren Charakter sie in Folge einer komischen Verwechselung durchschaut, verachten und einen zur Ironie und unschuldiger Neckerei geneigten Mann, der das beste Herz von der Welt besitzt, lieben lernt. Das Alles geht schlicht und natürlich, ohne besondere Ansprüche zu erheben, an den Augen der Zuschauer vorüber, die am Abend der ersten Aufführung so lustig gestimmt waren, daß ihnen selbst gewisse Längen des Dialogs nicht zu lang erschienen. Allerdings fand das Lustspiel in den Damen Keßler und Abich, sowie in den Herren Vollmer und Liedtke eine ausgezeichnete Darstellung.

Das historische Lustspiel „Kaiser und Müllerin" von F. W. Gubitz stellt sich keiner Kritik, und seine Aufführung ist wohl nur als ein Act pietätvollen Andenkens gegen einen um unser Theater vielfach verdienten Mann anzusehen. Es verfährt mit der Geschichte gar seltsam und ist in einer für unseren Geschmack nicht mehr recht genießbaren Manier ausgeführt, für die man nach und nach anfängt, die Bezeichnung „Holzschnittmanier" aus dem kritischen Vocabularium zu entfernen. Das Publicum schien es den Scenen anzumerken, wie auf ihnen der Staub der Theaterbibliothek ruhe und vermochte trotz der gelungenen Leistungen des Fräulein Bergmann und des Herrn Berndal als Elsa Berthold und Kaiser Rudolf I. sich für das Stück nicht recht zu erwärmen.

J. H.

Aus dem Concertsaal.

Rothe Zettel sind die von den Anschlagssäulen herabgrinsenden Störenfriede der Vorfreude. Am empfindlichsten von ihnen heimgesucht ist das in strenger Klassicität lebende Publicum. Wer sich zu Fidelio, Iphigenie oder Euryanthe eines festen Platzes versichert hat, und in später Mittagsstunde bei seinen Wanderungen durch die Straßen das rothe Gespenst erblickt, das die nothgedrungene Aenderung in Stradella, Troubadour oder Postillon verkündet, dem wünschen wir, daß die ihm von der Intendanz verordnete kalte Douche nicht üblere Folgen verursachen möge, als so unerwartete Enttäuschung zu bereiten im Stande ist.

Was aber muß jeder Musikfreund empfunden haben, als am Tage des Joachim'schen Concerts die Morgenblätter die freudig überraschende Nachricht brachten, daß Herr Joachim statt des Viotti'schen Concerts das Beethoven'sche spielen würde!

Wenn auch Alles was das hohe Virtuosenthum des seltenen Künstlers uns darbietet mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wird, so ist doch

Digitized by Google

dem besseren Theile der Berliner Musikwelt das Beethoven'sche Concert derartig ans Herz gewachsen, daß solcher Tausch mit Freuden begrüßt werden mußte, und es war wohl der außergewöhnlich lebhafte und warme Empfang des Künstlers dahin zu deuten.

Es ist stark zur Mode geworden, Joachim, seitdem er bei uns einheimisch geworden, einer rücksichtslosen, starren Einseitigkeit zu zeihen. Laute Stimmen bemäkeln sein Programm. Man will sich nicht begnügen, daß er Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Spohr, Cherubini, Tartini, Viotti, Brahms, Volkmann, Gade und Andere spielt, durch deren Interpretation sein Künstlername in der gesammten Musikwelt glänzend, herrlich und einzig geworden, sondern man verlangt, daß er von seiner einsamen Höhe herabsteige, um den Ansprüchen eines mindestens bedenklichen Geschmackes zu genügen. Soll er etwa dem bereits etwas abgethanen Vieuxtemps, dem gänzlich zerspielten Bériot und dem hysterisch winselnden Ernst den in naher Sicht stehenden Todtenzettel prolongiren; soll er den Modergeruch aus den Onslow'schen Quartettleichen herausräuchern, oder verlangt man etwa, ähnlich wie einst in Hannover, daß er jenes von dreister Hand seiner Unschuld und seines poetischen Duftes entkleidete Präludium von Bach cultivire, das allein auf den Mob berechnet ist? Das wollen wir von unserem musikalischen Berlin nicht hoffen. Unsere Violinliteratur, die man einem Künstler von so hohem Range zumuthen kann, ist nicht so groß, daß die Ausbeute aus den Werken der vorhin genannten Componisten als quantitativ nicht genügend erscheinen könnte. Frau Clara Schumann und Mendelssohn, haben sie nicht ihren unverlierbaren Ruf errungen, weil sie niemals von dem Pfade abirrten, den so hoch angelegte Künstlernaturen rückhaltslos zu wandeln haben? Es ist in der That höchst auffällig, daß man einer Größe von solcher Reinheit, auf deren Besitz unsere Stadt mit gerechtem Stolz zu blicken hat, wiederholt, sogar bis zum Ueberdruß ein zu eng gestecktes Programm vorwirft, während es keinem Menschen einfiel, der großen Gesangsvirtuosin Adelina Patti zuzumuthen, daß sie Armide, Agathe und Iphigenie sänge, sondern trotz der exorbitantesten Preise ihre Einseitigkeit mit stürmischem Enthusiasmus hinnahm. Fürwahr, man kann hier Berlin den Vorwurf einer gewissen Undankbarkeit nicht vorenthalten. Paris und London selbst, obwohl kaum auf dem Niveau Berlins stehend, würden sich in solchem Besitze erhöht fühlen, und schwerlich dürfte auch nur eine Stimme laut werden, wenn nach Jahresfrist das Beethoven'sche Violinconcert durch denselben Meister wieder zu Gehör gebracht würde.

Und wie er es spielt — wäre es Jemandem unbekannt geblieben? Darüber ist wohl kein Wort zu verlieren, und es mag genügen, wenn wir die Erklärung abgeben, daß wir es hier mit der höchsten Kunstleistung zu thun haben. Außer seinem originellen, weit ausgesponnenen, höchst schwierigen ungarischen Concert machte uns Joachim mit einer neuen eigenen Composition, einer Ouverture, dem Andenken Heinrichs v. Kleist gewidmet, bekannt. Das umfangreiche, düstere Tongemälde beherrscht in concisen Umrissen die markante Form, wie sie uns seit Beethoven und vielleicht erweitert durch Schumann überliefert worden. Namentlich ohne irgendwo eine deutliche Reminiscenz aufzuweisen, erinnerte der innere Gehalt an die sich einander bekämpfenden Mächte in der Manfredouverture. Die Instrumentation des neuen Werkes führt alle Adoptionen der Neuzeit, die einem wahren künstlerischen Ausdrucke nicht entgegenstehen, mit sich und tritt an einzelnen Stellen äußerst charakteristisch hervor, so angelegt, daß die ebenmäßige Vertheilung von Licht und Schatten, der düstere Untergrund durch plötzlich hereinbrechenden Glanz im Gleichgewicht bleiben. Herr Joachim, der uns selten als Componist begegnet, hat durch diese Ouverture nur den Wunsch in uns rege gemacht, daß er sein Talent nach dieser Seite hin nicht durch zu lange Pausen vorenthalte.

Frau Joachim, an diesem Abende ganz besonders stimmlich disponirt, unterstützte das Concert durch zwei größere Compositionen von Beethoven und Brahms, und erzielte durch ihre Meisterschaft Beifall und Bewunderung. Ich muß bemerken, daß das Programm, welches uns Herr Joachim in Gemeinschaft mit seiner Gattin aufgestellt, ein durchweg concessionsfreies und hochdistinguirtes war. Es darf auch nicht weiter Wunder nehmen, wenn wir darin seinem Lieblinge Brahms in einer zwar älteren aber selten gehörten Composition, der Rhapsodie (Op. 53) begegnen. Das Werk, für Altsolo, Männerchor und Orchester gesetzt, ist, wo es bis jetzt zu Gehör gebracht, nicht ohne Anfechtung geblieben. Man versuchte Brahms schon einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich eines „spröden, incomponirbaren" Stoffes, eines Bruchstückes aus Goethes „Harzreise im Winter" bediente. Solche Vorwürfe sind von billigster Natur. Ohne Ueberlegung ausgesprochen, fallen sie auf den Urheber zurück. Viele Werke Beethovens, Schumanns, Schuberts, Mendelssohns u. A. würden uns heut nicht erfreuen, wenn ihre Verfasser an einzelnen Textunterlagen Anstoß genommen hätten. Das Genie erfaßt auch das Spröde und weiß ihm Leben einzuhauchen, wo der Alltagsmensch daran vorübergeht und todtes Kapital zu erschauen glaubt. Ich finde die Wahl im Sinne eines Componisten, dem es nicht um sentimentales Liebesgeflüster im Mondschein zu thun sein kann, vornehm und kühn, bezeichnend für den nicht wankenden Schritt auf seinem Wege. Allerdings gehört hierzu eine Unbeugsamkeit des Willens, die keinerlei rathgebenden Einflüsterungen ein williges Ohr leiht. Daß Brahms frei von diesen gefährlichen Schwankungen und den Befolgungen solcher Rathschläge Einsichtsloser, stellt ihn höher als das bloße Talent zu stehen pflegt, und trägt ihn in die Region des Genies.

Ganz im Geiste der sublimen Goethe'schen Verse bietet die Composition, die allerdings nicht auf der Oberfläche leichtgefälliger Tonspielerei schwimmt, vielleicht selbst für manches besser angelegte Ohr Anfangs nicht leicht Faßliches; doch zeigt sich bald bei näherer Aneignung derselben darüber ein Reichthum des Zaubers ergossen, der mit magischer Gewalt und unwiderstehlich das Herz fesselt.

Mit dürren Worten oder gar mit kritisch zersetzenden Bemerkungen ist die Wirkung dieser eigenartigen Schöpfung nicht geschildert: die Weihe der Conception, die süße Schmiegsamkeit der Harmonik, der innere, ich möchte sagen magnetische Rapport der Solostimme mit dem Chor — wer hätte das wahrgenommen, ohne es für immer festgestaltet in dem Theile seines Herzens, wo nur die reinsten Saiten ertönen, mit sich herumzutragen! So stillbeseligend und hoffnungsberauscht zu fühlen, so inbrünstig zu beten, ist nur einer besonders begnadigten Natur möglich. Es verschmilzt hier die vornehme Dichtersprache des achtzehnten Jahrhunderts mit dem verfeinerten Musiksinn des neunzehnten.

Wenn ich etwas rein Musikalisches bemerken möchte, so wäre es die Stimmführung des die Solostimme unterstützenden Männerchors. Sie spottet stellenweise jedem Cursus der Harmonielehre und stellt Wagnisse auf, ohne welche die schöne Gesammtwirkung nicht auf der geschilderten Höhe stände, die aber jedem in scholastischer Vierstimmigkeit ergrauten Musikphilister die Perrücke zu Falle bringen muß. Lasen wir doch vor nicht zu langer Zeit, und es machte gerechtes Aufsehen, in einem hiesigen Schulprogramm: „Die vierstimmigen Versuche eines R. Schumann und Brahms sind vom Schulgesange gänzlich auszuschließen; Mendelssohn nur mit höchster Vorsicht aufzunehmen." Wer der merkwürdige Verfasser dieses Lehrsatzes ist, habe ich mit Bestimmtheit nie erfahren können. Für ihn hat Brahms die Rhapsodie nicht componirt, selbst wenn er, was er nicht gethan hat, sie in lydische Tonart getaucht hätte. Das Genie geht rüstig seine Straße, unbekümmert, ob rechts und links die Lehrer des reinen Satzes wie Spreu zu Boden fallen. Er hat keine hülfreiche Hand für sie, denn er kann das Handwerk nicht achten, wo die Kunst für dasselbe einzutreten hat.

H. Krigar.

Notizen.

Die Situation im Innern läßt an Klarheit und Sonnenschein zu wünschen übrig. Das Disciplinargesetz macht den Politikern aller Kategorien viel Kopfzerbrechen. Angenommen kann es nicht werden, und wer weiß, ob es auf die Annahme berechnet war. Aber die einfache Ablehnung könnte einen Conflict hervorrufen, und diesen möchte man gern vermeiden. Wir stehen also wieder vor der Nothwendigkeit eines Compromisses. An und für sich ist das kein großes Unglück, denn das politische Leben kann ohne solche Ausgleichversuche nicht bestehen, worüber Personen, die sich dafür interessiren, das Nähere bei Macaulay nachlesen mögen. Aber der Anstand muß dabei stets gewahrt werden, wenn irgend möglich auch die politische Ueberzeugung. Man hat im vorliegenden Falle, um aus der Klemme zu kommen, die parlamen-

Digitized by Google

tarische Initiative vorgeschlagen. Das Wort hat indessen eine zwiefache Bedeutung. Soll damit eine gewisse Verstärkung der Befugnisse des Präsidenten gemeint sein, so läßt sich über die Sache reden. An socialdemokratischen und sonstigen Ungezogenheiten wird Niemand Freude haben. Es sieht den Socialisten auch ganz ähnlich, daß sie uns nach und nach um die paar politischen Freiheiten bringen, welche wir im Laufe der Jahre mit schwerem Bemühen errungen haben. Wird dadurch ein allgemeines Unbehagen erzeugt, so reiben sie sich die Hände. Es paßt ihnen vortrefflich in den Kram. Je verstimmter die verhaßte Bourgeoisie wird, desto besser. Wir haben also gar nichts dagegen einzuwenden, wenn den Herren einigermaßen das Handwerk gelegt und der Präsident des Reichstages, soweit das etwa erforderlich, mit den dazu geeigneten Mitteln unter Controle des Hauses versehen wird. Was der guten Sitte und dem gesellschaftlichen Brauche zuwiderläuft, sollte ohnehin auf der Tribüne so wenig wie in irgend einem Salon geduldet werden. Die parlamentarische Initiative, von welcher sich ein Theil unserer Gesetzgeber die Hülfe in der gegenwärtigen Noth verspricht, könnte aber auch einen anderen Sinn haben. Nämlich, daß die Abgeordneten aus freien Stücken genau dasselbe thun, was ihnen das Disciplinargesetz zumuthet. In diesem Falle würde es sich um ein Auskunftsmittel handeln, wie es in Hebbels Karfunkel der dämonische Grüne, auch Bitzli Putzli genannt, dem Michel, der die Käthe erstochen hat, vorschlägt. Er sagt ihm, die Wahl sei schlecht, das müsse er selbst bekennen. Aber er böte ihm das Messer an, welches er auf dem Jahrmarkt gekauft habe. Damit möge er sich selber die Gurgel abschneiden; so koste es ihm kein Trinkgeld. Die Bitzli Putzlis wären diesmal die allzu compromißsüchtigen Mitglieder, und der Michel wäre der Reichstag. Von einer solchen Lösung werden wir hoffentlich nichts zu hören bekommen. Man hat übrigens nicht genug bemerkt, daß das fragliche Gesetz durch die Verkürzung vollständiger stenographischer Berichte auch die Preßfreiheit erheblich einschränken würde. Von einer beabsichtigten Novelle zum Preßgesetz hatte es ohnehin schon vor einiger Zeit gespukt, und wir hatten das Gerücht in einer früheren Wochennotiz zu Nutz und Frommen des Lesers erwähnt. Im nächsten Reichstage könnte man Wunderdinge erleben. Die Angst, welche die politischen Schriftsteller und Journalisten deswegen empfinden, ist jedoch unter allen Umständen übertrieben. Darf man, was vorgeht, nicht mehr offen besprechen, so werden sich andere Themata darbieten. Die Persönlichkeiten werden in den Blättern eine noch größere Rolle spielen, als dies schon jetzt der Fall ist. Das Kommen und Gehen der Diplomaten, die Bezeichnung oder Ernennung eines Gesandten und ähnliche Gegenstände des alltäglichen Zeitungsklatsches werden einen noch größeren Raum in unseren Organen der öffentlichen Meinung einnehmen. In keiner Presse der Welt werden solche Dinge mit derselben wichtigthuenden Breite verhandelt, wie in der deutschen, die sich auf ihre Gründlichkeit und sachgemäße Behandlung der politischen Materien so viel einbildet. Einen weiteren Stoff werden die officiösen Communiques bieten, welche den liberalen französischen Journalen aufzuerlegen Jemand, der sich doch sonst darauf verstand, einst seine liebe Noth hatte. Hier zu Lande geschieht das bekanntlich freiwillig und nicht etwa nur, wenn es sich um Thatsachen handelt, sondern mit der Polemik gegen verwandte Parteiblätter, mit Raisonnements, die der Richtung der Papiervierecke, wie Alphons Karr sich ausdrückte, wo sie erscheinen, direct widersprechen. Eine Verschärfung des Preßgesetzes wird also dem pikanten Interesse der Erzeugnisse unserer Tagesliteratur keinen Abbruch thun. Man kann auch wie in vormärzlichen Zeiten vorwiegend das Ausland, Spanien, Amerika oder Australien behandeln. Unbegreiflich erscheint daher die Sorge, mit welcher die Aussicht auf derartige Beschränkungen Verleger und Redacteure erfüllt. Vielleicht wird unser freimüthiges Exposé zur Beschwichtigung jener kummervollen Gefühle einigermaßen beitragen.

* * *

In Sachen des Herrn Julian Schmidt.

Man erinnert sich eines Vorfalls aus dem englischen Parlamente, der vor Jahren Aufsehen erregte und vor nicht langer Zeit im ungarischen Parlamente wiederholt worden ist. Eine Partei machte damals von einer Lücke in der Geschäftsordnung Gebrauch und suchte, da der Schluß der Debatte auf parlamentarischem Wege nicht herbeigeführt werden konnte, die gegnerische Partei, die sie nicht besiegen konnte, zu Tode zu schwatzen. Herr Julian Schmidt scheint sich das gemerkt zu haben. Er antwortet mir also noch einmal. Es kommt ihm offenbar nicht darauf an, was er antwortet — denn ich habe zu seinem Talente, ohne es zu überschätzen, noch immer das Vertrauen, daß er Besseres sagen könnte, als er zu sagen für nothwendig erachtet —, er will eben nur sprechen, will nur das letzte Wort behalten.

Da somit in den Augen des Herrn Julian Schmidt die Polemik nicht mehr eine Frage des Rechts, der Logik und des Verstandes, sondern lediglich eine Frage der Lunge und der Stimmbänder ist, will ich seine erregten Monologe nicht weiter stören.

Ich habe nur zu constatiren, daß Herr Schmidt keine der von mir angeführten Thatsachen und Folgerungen entkräftet, und daß er, da er mich nicht widerlegen kann, mich zu reizen versucht. Auch das wird ihm nicht gelingen.

Herr Schmidt begnügt sich, mir die Lecture zahlreicher von ihm verfaßter Aufsätze anzuempfehlen und unter meiner Adresse eine posthume Antwort an Ferdinand Lassalle gelangen zu lassen. Daß ich Herrn Schmidts Schriften nun in erhöhtem Maße meine Aufmerksamkeit zu schenken beabsichtige, werde ich ihm gelegentlich beweisen. Die letztere Gefälligkeit kann ich jedoch Herrn Schmidt zu meinem Bedauern nicht erweisen; und die an Lassalle bestimmten Zeilen gehen jetzt, — nahezu 17 Jahre nach dem Erscheinen der Schrift „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker" und mehr denn 14 Jahre nach dem Tode des Verfassers derselben — als unbestellbar an den Absender zurück.

Ich besitze von Julian Schmidts Literaturgeschichte die zweite „durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage", Leipzig 1855; Lassalle beruft sich auf die vierte Auflage, Leipzig 1858. Da es mir bis jetzt noch nicht gelungen ist, mir diese vierte Auflage zu verschaffen, und die Seitenzahlen zwischen der vierten und zweiten nicht übereinstimmen, so habe ich die Richtigkeit der Lassalle'schen Citate, an der ich zu zweifeln nie die geringste Ursache gehabt habe, ohne Controle als selbstverständlich vorausgesetzt.

Nun kommt Herr Schmidt und behauptet, Lassalle habe falsch citirt! Das sagt er jetzt, 17 Jahre nach dem Erscheinen der Lassalle'schen Schrift, nachdem der Verfasser aus der Liste der Lebendigen gestrichen, und nachdem das corpus delicti, die vierte Auflage, vom Büchermarkte vollständig verschwunden ist! „Zu spät! Du rettest den Freund nicht mehr!" Zu spät ist es Herrn Schmidt leider eingefallen, daß Lassalle sich gröblich geirrt hat; er hat sich für seinen Treppenwitz gar zu viel Zeit gelassen. Er wird es nun, wie ich besorge, nicht mehr ändern können, daß jedesmal, wenn es sich darum handelt, den Literarhistoriker Schmidt zu charakterisiren, Ferdinand Lassalles Schrift als nicht entkräftetes Beweismaterial verwerthet wird

Herr Julian Schmidt mag aus dieser unliebsamen Erfahrung die Lehre entnehmen, daß man den Gegner nur treffen kann, wenn man ihm gegenübersteht, und daß es nichts nutzt, sich mit seiner Fechterkunst zu brüsten, nachdem der Andere siegreich den Kampfplatz verlassen hat. Er säume daher nicht, die thatsächlichen Unrichtigkeiten, die ich gegen ihn etwa vorgebracht haben könnte, rechtzeitig aufzudecken; sonst würden auch diesmal seine Berichtigungsansprüche verjähren. Wenn also „le cisean" wirklich „die Scheere" heißt, wie Herr Schmidt angibt, wenn er sich gegen die Vorwürfe der Verdunklung des Thatbestandes, der Oberflächlichkeit, der Verworrenheit, der tendenziösen Entstellung durch Unterschlagung eines Satzes ꝛc. thatsächlich verwahren kann, so thue er es jetzt.

In zwei Punkten kann ich ihm von seinem Standpunkte aus schon heute Recht geben. Herr Schmidt spricht mir das Stilgefühl ab. Wenn er damit meint, daß mir es an Gefühl für die Anmuth, die Kraft und Prägnanz seines Stils gänzlich gebricht, so räume ich das ohne weiteres ein.

Ferner: In Bezug auf meinen Satz: „Ich werde es Herrn Schmidt schon noch abgewöhnen, mit mir von oben herab zu reden", wirft Herr Schmidt, indem er auf seinen neuesten Artikel verweist, die Frage auf: „Ist Ihnen zu Muth, Herr Lindau! als ob Ihnen diese Bemühung gelungen wäre?" Darauf muß ich bekennen: Nein. Dieser neueste Aufsatz ist gerade so suffisant, gerade so großmündig und überhebend wie der frühere. Aber Herr Schmidt hat meine pädagogischen Talente entschieden überschätzt. Ich habe mir nie eingeredet, die eingefleischten Gewohnheiten von Jahrzehnten mit einem Schlage zu ändern. Rom ist, — wie Herr Schmidt wissen müßte, da er allein aus jenen Tagen vollkommen beglaubigte Urkunden besitzt, — nicht an einem Tage erbaut worden.

Digitized by Google

Ich habe also die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß Herr Schmidt sich im dauernden Verkehr mit Schriftstellern, die lieber überreden als überschreien, andere Manieren und einen andern Ton angewöhnen wird. Dann wird er nicht mehr schreiben: „Diesmal indeß sind Sie wieder hereingefallen", „haben Sie capirt?" „Greifen Sie nach einem Riechfläschchen" ꝛc. Er wird es alsdann auch aufgeben, durch eine geringschätzige Ueberschrift einen Gegner discreditiren zu wollen. Der Scherz ist doch gar zu wohlfeil! Und ich brauchte mich nicht sonderlich anzustrengen, um über diese Zeilen eine Aufschrift zu setzen, die eine beabsichtigte Schmähung des Herrn Schmidt in sich schließen würde.

Dieser ganze neueste Aufsatz des Herrn Schmidt bestärkt mich in meiner Ansicht, daß mit diesem Herrn eine ernsthafte Debatte nicht zu führen ist, und ich will des grausamen Spiels nun genug sein lassen, um so mehr, als das Spiel nur grausam und ganz und gar nicht ergötzlich ist.

Paul Lindau.

* * *

Den Freunden des deutschen Theaters können wir zwei vortreffliche statistische Jahrbücher empfehlen. Joseph Kürschner, der den Lesern der „Gegenwart" durch mehrere Beiträge bekannt ist, und der auf dem Gebiete der Theaterstatistik unermüdlichen Fleiß mit Geschick und Sachkenntniß verbindet, hat im Verlage von Hermann Foltz in Leipzig den ersten Jahrgang eines „Jahrbuches für das deutsche Theater", eine umfassende Rundschau über die Ereignisse auf theatralischem und den verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres nebst einem ausführlichen Register erscheinen lassen. Das Buch enthält sehr reichliches und vortrefflich geordnetes Material; und es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Theilnahme unter den dramatischen Künstlern, Schriftstellern, Directoren und Freunden des Theaters überhaupt eine genügend rege wäre, um die Fortführung dieses beachtenswerthen Unternehmens zu sichern. Eine gedrängte Tageschronik eröffnet das stattliche Werk. Daran schließt sich eine umfangreiche Nekrologie der im verflossenen Jahre verstorbenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Bühnenschriftsteller, Kritiker, Componisten ꝛc. Es folgt dann ein Bericht über die Jubiläen, den Rücktritt bedeutender Künstler, Säcularfeste, Gedenktage, Denkmale und Stiftungen, Preisertheilungen und Preisausschreiben, theatralisches Vereinsleben, Beiträge zur Rechtsfrage in Theatersachen, Aufsätze über die Theater- und Musikschulen, Berichte über die Bühnennovitäten, und endlich ein sehr umfangreicher, wohlwollend gehaltener Aufsatz (von G. Wacht) über die Literatur des Theaters. Die Schlußseiten werden mit anderem statistischen Material angefüllt und mit dem Gesammtregister, das sehr vollständig und gewissenhaft ist, 22 dreigespaltene Seiten füllt und das Aufschlagen ohne Mühe ermöglicht. Es gehört eine seltene Uneigennützigkeit und eine seltene Liebe zur Sache dazu, um ein solches Werk, in dem die Arbeit von langen Monaten steckt, ohne irgend welche materielle Entschädigung herzustellen. Herr Kürschner hat sich durch dieses Jahrbuch ein wirkliches Verdienst um unser Theater erworben, und es gebührt ihm, wie seinen tüchtigen Mitarbeitern, namentlich den Herren W. Henzen und Gustav Wacht, ernsthafter Dank.

Ebenfalls vortrefflich, nur von ganz andern Gesichtspunkten aus geleitet, ist der „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", herausgegeben von Ernst Gettke, 7. Jahrgang, Berlin 1879, Verlag der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Hier ist die Hälfte des Werkes rein geschäftlicher Natur („Verzeichniß der gesammten deutschen Bühnen und deren Mitglieder" mit genossenschaftlichen Mittheilungen). Einen sehr erheblichen Theil, nämlich 170 Seiten, nimmt die Jahreschronik des deutschen Theaters von Theodor Mehring in Anspruch, — eine in jeder Beziehung lobenswerthe, gewissenhafte Arbeit, die alle bemerkenswerthen Vorgänge auf den deutschen Bühnen im Laufe des verflossenen Jahres und Alles, was damit zusammenhängt, in interessanter und zutreffender Weise aufzeichnet. Der Herausgeber, Herr Ernst Gettke, hat sich wiederum wie in den früheren Jahrgängen durch eine Besprechung der dramaturgischen Literatur der Neuzeit um den literarischen Theil des Werkes verdient gemacht. Andre literarische Beiträge zur Dramaturgie, Theatergeschichte ꝛc. sind von den Herren H. von Wolzogen, Franz Bittong, Rudolf Kneisel, Karl Wexel ꝛc. gegeben werden. Ein mit dem Pseudonym „Curt" unterzeichneter Aufsatz „Von den Recensenten" hätte eigentlich keine Aufnahme finden dürfen. Der Aufsatz ist polemischen Inhalts und schon als solcher in einem Werke, das sich die strengste Objectivität zur Pflicht machen soll, nicht ganz geeignet; aber abgesehen davon, erscheint er nicht bedeutend genug, um in einer Theaterbibliothek auf eine dauernde Stätte Anspruch zu haben. Es sind eben nur die bekannten Klagen der schauspielerischen Empfindlichkeit über die Rücksichtslosigkeit, Parteilichkeit und Unwissenheit der schlechten Kritik. Der Verfasser beschwert sich darüber, daß die Kritiker über die Stücke ein Langes und Breites sagen, und über die Schauspieler nur ein paar Worte. Hierauf wäre zu erwidern, daß von allen Denen, welche auf eine öffentliche Beachtung Anspruch haben, d. h. räumlich, keiner in so unverhältnißmäßiger Weise bevorzugt wird, wie gerade der ausübende Bühnenkünstler. Ueber den Verfasser der „Geschichte des Dramas", Klein, der sein Leben lang für das Theater wissenschaftlich gearbeitet hat, ist sicherlich nicht so viel geschrieben worden, wie über die Virtuosenleistung eines berühmten Gastes in einer dankbaren Rolle. Aber es handelt sich in dieser Anzeige nicht darum, die Ansichten, die in einem unbedeutenden Aufsatze ausgesprochen werden, zu widerlegen, sondern es handelt sich hier lediglich um den Almanach der Genossenschaft im Großen und Ganzen; und dieser ist, wie gesagt, ganz vorzüglich und in jeder Beziehung empfehlenswerth.

p. L.

Bibliographie.

H. von Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. 2. Bd. Die Jahre 1864—1857. 8. VIII u. 411 S. Berlin 1879, Julius Springer.

L. Ferd. Dieffenbach, Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Culturbild aus dem Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts. 8. 170 S. u. II. Mit dem Porträt des Grafen. Darmstadt 1879, Literarisch-artistische Anstalt.

Otto Badke, das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. 8. XXI u. 227 S. Breslau 1879, Schottlaender.

J. ten Doornkaat Koolmann, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 6. Heft. Filt — G. 8. 1. Bd. S. 481—576. Norden 1878, Braams.

Einbanddecken zum XIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Nr. 3. Von der Geldmacht der

Juden!

25 Pf. bei E. Wulkow, Buchh. Magdeburg.

Die Reform der Reichssteuern.

Als Heft 2/3 des IV. Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", erscheint Mitte Januar

Die Reform der Reichssteuern

von

F. Heinrich Geffken.

Einzelpreis 2 M.

(Abonnementspreis der „Zeitfragen" 5 M. für 1 Band von 6 Heften.)

Da die Lage des Reichshaushalts eine Steuerreform unerläßlich gemacht hat, welche zugleich auf eine Mehreinnahme und eine richtigere Vertheilung der Steuerlast zielen muß, so wird diese neue Schrift des gewiegten Fachmanns für Staatsmänner u. Volksvertreter, Industrielle und Handeltreibende von höchstem Werth sein.

Von nicht geringerem Interesse wird das unter der Presse befindliche nächste Heft sein:

Die

Gewerbegesetzgebung im deutschen Reich

im Lichte

ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie der neueren gewerbepolitischen Bestrebungen

von

J. Schulze,

Sekretär der Gewerbekammer in Hamburg.

Einzelpreis 1 M. bis 1 M. 20 Pf.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. 1.12 Sort. 60 Pf.

½ Gross 2 M. ¼ Gross 1 M.

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.

In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Nach

berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner.

Preis: 1 M. 50 Pf.

Eine Reihe von Parodieen auf unsere berühmtesten und gelesensten Schriftsteller ist hier zu einem heitern Bändchen vereinigt. Die kleinen Schwächen und Eigenheiten der Großen, die Kunstgriffe und Manieren der Kleinen sind mit so lustiger Sicherheit getroffen, daß diese übermüthigen Parodieen bald Popularität erlangen werden. Allen Freunden eines literarischen Scherzes sei die Gabe empfohlen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W.

Johannistrieb.

Schauspiel in 4 Acten von Paul Lindau.

Eleg. broch. 8. Preis 2 M. 50 Pf.

Im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DANTE ALIGHIERI'S

GÖTTLICHE COMÖDIE.

Metrisch übersetzt und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen

von

PHILALETHES

(König Johann von Sachsen).

I. **Prachtausgabe,** in 3 Theilen. Mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. Geh. 25 M. Eleg. geb. mit Goldschnitt 30 M.

II. **Neue wohlfeile Ausgabe,** in 3 Theilen. Mit dem Porträt Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. Dritter Abdruck. 8. 1877. Geh. 9 M. Eleg. geb. mit Goldschnitt 11 M. 80 Pf.

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller,

ihren Biographien, Porträts u. Facsimile's in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten.

Von **Heinrich Kurz.**

4 Bände. (I.—III. Band 7. Auflage.) 1876. gr. Lex.-8.

Preis broschirt 51 M., eleg. geb. 57 M. 50 Pf.

Der 4. Band auch unter dem Titel:

Geschichte der neuesten deutschen Literatur

von 1830 bis auf die Gegenwart.

2. Auflage. 1874. geh. 15 M. Eleg. geb. 17 M.

Die

Deutschen seit der Reformation

mit besonderer Berücksichtigung

der Culturgeschichte.

Von **Friedrich von Weech,**

Großherzoglich Badischem Geheimen Archivrath.

Mit zahlreichen Porträts im Text u. vielen Holzschnitten von bewährten Meistern.

4. Vollständig in einem Band geheftet 10 M. 20 Pf. Eleg. geb. 12 M.

Auch in 34 Lieferungen à 30 Pf durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

8. Geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen Buchs „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's" bietet mit vorliegendem Werke einen Cyklus von Briefen, welche ein „stereoskopisches" Bild vom Wesen des Weibes im Vergleich zu dem des Mannes entwerfen und geistvolle, vieles Neue enthaltende Betrachtungen über Liebe und Ehe daran knüpfen. Weibliche wie männliche Leser werden den originellen und höchst anregenden Excursen mit gespanntem Interesse folgen.

Zur Orientirung im englisch-russischen Conflict in Asien:

Die Russen in Centralasien.

Eine Studie

über die

neuere Geographie und Geschichte Centralasiens

von

Friedrich von Hellwald.

Neue Ausgabe. Broschirt 4 M. ord.

Inhalt: I. Die russischen Forschungen in Mittelasien. II. Die Landschaften Centralasiens. III. Wüsten- und Steppenbilder. IV. Die Landschaften am Shyr u. Amu-Darjâ. V. Das centralasiatische Hochland. VI. Die Völker Turân's. VII. Russlands erste Schritte in Centralasien. VIII. Der Krieg mit Chokan. IX. Die Ereignisse bis zur Errichtung des Generalgouvernements Turkestân. X. Der Kriegszug nach Samarkand. XI. Die Operationen gegen Chiva. XII. Die Ereignisse in Afghânistân. XIII. Die Rivalität Russlands u. Englands in Asien.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Lutherstraße 32.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 1. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland. Von Paul Börner. — Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald. II. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Jean Paul als Revolutionär. Von Paul Nerrlich. — Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur. Von W. L. van Helten. — Das Leben des Generals Dumouriez von A. von Boguslawski. Besprochen von J. Scheibert. — Notizen. — Inserate.

Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland.

Von Paul Börner.

Noch vor einem Decennium würde man über den Epidemiologen gespottet haben, der die europäische Welt darauf hätte aufmerksam machen wollen, sie solle sich nicht allzu sicher fühlen vor den großen Weltseuchen, die einst alle Länder durchzogen, von China bis zum atlantischen Ocean alle staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zerstörten und wie z. B. der schwarze Tod von den 105 Millionen, die zu seiner Zeit Europa wahrscheinlich bewohnten, fast 25 Millionen hinwegraffte. Wohl durften wir glauben, wir hätten mehr als genug an den längst bei uns heimisch gewordenen Infectionskrankheiten, wie Pocken, Typhus, Diphtheritis, Scharlach, Fleckfieber, zu denen sich von Zeit zu Zeit die Cholera auf ihren Weltgängen von der indischen Heimat her zu gesellen pflegt und nicht geringes Aufsehen erregte es in der That, als vor einigen Jahren der berühmte Epidemiologe der Berliner Universität, August Hirsch, solcher Ansicht widersprach und sowohl für das gelbe Fieber wie für die orientalische Pest die Möglichkeit nachwies, daß auch Europa mit ihnen noch könne zu rechnen haben. Einleuchtend hob er hervor, daß diese Seuchen allerdings durch die fortschreitende Civilisation gegen früher eingeschränkt seien, daß aber letztere einen absoluten Schutz nicht gewähre. Auch an den Uebergang der Cholera nach Europa habe man vor fünfzig Jahren nicht glauben wollen, selbst noch nicht 1829, als sie schon bis an die Grenze gelangt war. In der That, so wenig populär solche Warner sich machen, so nützlich sind sie. Nichts ist schlimmer, als das unerwartete Eintreffen des Furchtbaren, nichts zweckmäßiger, als zur rechten Zeit die besten Maßregeln treffen zu können. Nun, für das gelbe Fieber haben die Regierungen der europäischen Staaten und besonders auch die deutsche anerkannt, daß kein leerer Allarmruf vorliegt, sondern die Möglichkeit einer wirklichen Gefahr durch unsern regen Schiffsverkehr mit Amerika. Seitdem ferner von der Wolga her die Kunde durch den Telegraphen übermittelt worden ist, die orientalische Pest herrsche schon im Astrachaner Gouvernement mit furchtbarer Intensität, wird den „Unglückspropheten" Recht gegeben, die während des letzten Krieges immer darauf hinwiesen, man möge dafür sorgen, daß zum Kriege sich nicht noch ein anderer der apokalyptischen Reiter geselle, die Pestilenz! Ja, kaum sind die ersten Nachrichten gehört, so beginnt im Gegensatz zu der falschen Sicherheit, in der man sich früher gewiegt hat, ein Uebermaß von Besorgniß einzutreten. Die immer so erfinderische Phantasie der Fürchtenden überspannt ungeheure Weiten mit leichtem Fluge und sieht, wie am 21. März 1848 die Russen vor Berlin, die Pest heute schon vor unsern Thüren stehen. Dies gilt natürlich von der russischen Bevölkerung in einem noch höheren Grade und selbst in Moskau scheint sich ein panischer Schrecken zu entwickeln, nicht am wenigsten durch das Mißtrauen gegen die Regierung genährt, die wieder ihr altes System der Vertuschung und des Verschweigens sich selbst und ihren Unterthanen zum höchsten Schaden geübt hat. Derartige Geistesepidemien sind nicht minder gefährlich als ihre mehr körperlichen Schwestern und haben doch den höchst verhängnißvollen Vorzug, daß sie sich, wie ein elektrisches Fluidum, mit unermeßbarer Schnelligkeit fortzupflanzen scheinen. Um so wichtiger ist es, den Versuch nicht zu scheuen, solchem Uebermaß der ängstlichen Sorge entgegenzutreten, durch welche die ruhige Erwägung gehindert wird, die allein competent ist, wenn es gilt Gegenmaßregeln ins Leben zu führen. Wenn der Staat seine Macht verliert, die socialen Bande sich lockern und lösen, dann feiert die Seuche ihre fürchterlichsten Orgien.

Freilich auch diese Gefahr mag für die Gegenwart bestritten werden und man mag es für unmöglich halten, daß der jetzige Staat durch eine Epidemie so in seinen Grundfesten erschüttert werden kann, daß er die Fähigkeit zur Durchführung des von ihm Beschlossenen verliert, so daß die elementaren Massen des Volkes alle Schranken durchbrechen können, die seine Institutionen ihnen gesetzt hatten. Unendlich weit liegt ja das Mittelalter, liegt die Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges hinter uns. Das vierzehnte Jahrhundert sah allerdings, so sagt Hecker, den schwarzen Tod eine Erschütterung des Menschengeschlechtes hervorbringen, der an Umfang und Gewalt keine andere gleichgekommen ist. Die inhaltsreiche Seite der Weltgeschichte, welche ihm angehört, „spricht von unglaublichen Niederlagen, von Verzweiflung und entfesselten dämonischen Leidenschaften, sie zeigt den Abgrund allgemeiner Gesetzlosigkeit in Folge einer Weltseuche, die sich von China bis nach Island und Grönland verbreitete". Das geistige Band, das den Menschen mit den Seinigen und seinen Mitbürgern vereint, löste sich. Die Gottesfürchtigen einerseits schlossen mit der Welt ab, „die Ewigkeit that sich ihren Blicken auf und sie begehrten nur noch die Segnungen der Religion, der Tod hatte für sie seine Schrecken verloren". Oder aber andererseits, es fanden sich, während alle Länder von Wehklage und Jammer erfüllt waren, die Fanatiker in der Brüderschaft der Geißler oder Flagellanten zusammen, in ihrer Entartung schließlich selbst eine Pest, denn sie verbreiteten nicht nur die letztere durch ihr Umherziehen von Ort zu Ort und von Land zu Land noch mehr, sondern vermehrten auch den finstern Wahn der Massen, der in der entsetzlichsten Juden-

Digitized by Google

verfolgung sich damals Luft machte, welche die Welt jemals gesehen hat.

Allerdings sind Scenen der Art jetzt nicht mehr zu fürchten, aber wohin die ungezügelte Furcht in der neueren Zeit selbst führen kann, das zeigte sich bei dem ersten Erscheinen der Cholera unter uns. Ja noch im vorigen Jahre hat das gelbe Fieber in den Golfstaaten der nordamerikanischen Union Zustände hervorgerufen, die man in einem so hochentwickelten, gerade auf seine Selbstregierung so stolzem Volke nicht hätte erwarten sollen. Und wenn es am grünen Holz geschieht, daß hochangesehene Zeitungen nach Sperren und Quarantänen schon jetzt rufen, die sich nicht gegen Rußland allein, sondern auch gegen Oestreich richten müßten, so dürfte es Zeit sein, dagegen Einspruch zu erheben.

Freilich darüber kann ein Zweifel nicht bestehen, daß es sich heute an der Wolga um ziemlich dieselbe Krankheit handelt, die einst als schwarze Pest oder als schwarzer Tod die Menschen des vierzehnten Jahrhunderts mit Entsetzen erfüllt hat, um die orientalische, die Beulenpest, die rechte Schwester der nunmehr auf kleine Bezirke beschränkten indischen. Sie war lange vordem in Afrika, Asien und Europa bekannt. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. ist sie, vor Allem in Aegypten, dem östlichen Theile der Nordküste Afrikas und in Syrien heimisch gewesen. Von Aegypten aus verbreitete sie sich zur Zeit Justinians über Palästina, Syrien, Persien und Kleinasien nach Europa. 542 ist das Jahr der furchtbaren Justinianischen Pest, die damals zuerst in Byzanz auftrat und, wie Hirsch berichtet, im Laufe der nächsten Jahrzehnte so verheerend fortschritt, daß noch vor Ende des sechsten Säculums die Hälfte sämmtlicher Bewohner des oströmischen Kaiserthums der Seuche oder der allgemeinen Noth erlegen war. Mit dieser Epidemie „faßte die Krankheit zum ersten Male festen Fuß auf europäischem Boden und hat ihre Herrschaft auf demselben für mehr als ein Jahrtausend behauptet". Erst die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bildet nach demselben Forscher den Zeitpunkt, in welchem die Herrschaft der Pest auf europäischem Boden ein Ende zu nehmen anfing, so daß sie sich im Laufe dieses Jahrhunderts fast nur auf die Türkei und ihre Nachbarländer beschränkte und in das westliche Europa nur zwei Mal, 1815 nach Italien und 1820 nach Mallorka, eingeschleppt wurde. Die Türkei blieb für Europa noch der Hauptsitz der Pest, von dem aus sie sich in der Nachbarschaft immer wieder verbreitete, bis sie seit dem Jahre 1842 auch dies Terrain nicht mehr betrat. Das Gleiche gilt von Asien, wo die Seuche außer Syrien und Kleinasien vorzugsweise auf dem Hochplateau von Erzerum und im Kaukasus zu Hause war, weniger nach Hirsch in Mesopotamien, wo sie aber längs des Tigris bis nach Bagdad, längs des Euphrat bis Bassora vordrang. Zuletzt herrschte sie in Mesopotamien 1830—1834, in Syrien und Kleinasien 1840—1841. Aber auch der eigentliche Hauptherd der Pest zu allen Zeiten, Aegypten, blieb seit dem Jahre 1843 verschont. Von dem ersten allgemeinen Ausbruche der Krankheit an waren also während mehr als eines Jahrtausends selten auch nur wenige Jahre vergangen, ohne daß an einem oder dem anderen Orte des ganzen Pestgebietes die Pest epidemisch geherrscht hätte; seit den Jahren 1840—1843 schien dieselbe wie mit einem Schlage vom Erdboden verschwunden und der Schluß des großen Dramas eingetreten zu sein (A. Hirsch). Alles beruhigte sich und die Wohlthat eines kurzen Gedächtnisses lehrte selbst die schwergeprüften Völker des Orients hoffen, daß sie dieser Gefahr für immer entronnen seien. Indessen schon in einem Vortrage, den derselbe Forscher, welchem die Epidemiologie so viel verdankt, am 31. Januar 1876 hielt, konnte er darauf aufmerksam machen, daß man sich wahrscheinlich getäuscht habe und daß mit dem Jahre 1867 jedenfalls eine neue Pestaera angebrochen zu sein scheine, über deren Bedeutung vorläufig ein bestimmtes Urtheil noch ausstehe, die aber nach verschiedenen Seiten hin der vollsten Aufmerksamkeit würdig sei. Schon 1858 war in der alten Cyrenaika, dem östlichsten an Aegypten grenzenden, vom mittelländischen Meere bespülten Theile des Gouvernements Tripolis, eine Epidemie entstanden. Indessen man zweifelte so vielfach an ihrer Identität mit der Pest und sie blieb so isolirt, daß diese Nachricht damals keine große Beachtung, am wenigsten aber Besorgnisse hervorrief. Indessen dieselben Zweifel wurden nicht wieder ausgesprochen, als die Epidemie im Jahre 1874 von Neuem dort ausbrach und zwar nicht in einem der Hafenplätze der Halbinsel, Benghazi oder Denna, sondern in den Zeltlägern von, das Innere derselben bewohnenden Beduinenstämmen. Wir können hier auf die Einzelheiten dieser Epidemie nicht eingehen, sondern nur feststellen, daß weder 1858 noch 1874 an eine Einschleppung der Pest, die Aegypten seit 1843 ja fernblieb, nicht zu denken ist, auch nicht an ein Wiederaufleben alter Keime, weil dafür die freien Zwischenzeiten zu groß sind, sondern daß es sich um eine autochthone Entstehung eines neuen Krankheitsherdes handelte. Als Hauptursache muß bei beiden Epidemien außer dem gewöhnlichen Elend und dem altheimischen Schmutz jener Gegend wohl die Hungersnoth verantwortlich gemacht werden, welche durch fünf, den Jahren 1858 und 1874 vorangehende Mißernten hervorgerufen wurde. In den beiden Pestjahren selbst war der Boden freilich fruchtbar, aber nur in Folge Wolkenbruch ähnlicher Regen, die die trockene Erde zu guten Ernten befähigten, welche andererseits durch die Aufweichung derselben um so gesundheitsschädlicher wirken mußten, als die Araber ihre Leichen nur einen Fuß tief einzugraben pflegen. Zum Glück übrigens erlosch die Pest 1874, ohne daß die beiden oben erwähnten Häfen von ihr erreicht wurden, so daß ihre Weiterschleppung auf dem Seewege ausgeschlossen blieb. In demselben Jahr 1874 trat die Seuche im südwestlichen Arabien auf, südlich von Mekka, in Assyr. Allerdings herrschte sie damals auch in Mesopotamien, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie auf eine so große Entfernung von dort eingeschleppt worden ist, da Assyr, ein wildes Bergland, von Stämmen bewohnt wird, Wachaluten, die sich vollkommen von den „wahren" Gläubigen isoliren. Wie dem auch sei, in diesen Bergen auf dem Hochland von Tumuna brach die Pest aus, und verbreitete sich von Stamm zu Stamm bis zu dem Dorfe Ali-Amr, ihrer letzten Etappe, nur vier Tagereisen von Mekka entfernt. Der Schrecken war groß. Alle Jahre im Moharem versammeln sich bekanntlich an dieser geweihten Stätte über 150,000 Muselmänner. Man erinnerte sich jetzt der Cholera des Jahres 1869 und hatte statt ihrer die noch schlimmere Pest in nächster Nachbarschaft. Allerdings wurden sehr ernste Maßregeln getroffen, aber wer weiß, ob sie die wirkliche Gefahr zu bannen vermocht hätten. Zum Glück waren sie unnöthig. Am 22. October erklärte der Doctor Agop-Effendi die Pest in Assyr für erloschen und bis jetzt hat sie sich weder dort noch in Cyrenaika wieder gezeigt.

Von um so größerer Bedeutung sollte der dritte sich neubildende Pestherd selbst für Europa werden. Nachdem Mesopotamien zuletzt 1831 und 1832 durch eine furchtbare Epidemie verwüstet worden war, die von den 150,000 Einwohnern Bagdads 90,000 hinwegraffte, traten allerdings kleinere Epidemien 1863 in dem dieser Flußebene benachbarten Bergdistrict des nordöstlichen Persiens in der Nähe des Ararat Makiù und 1870 in dem persischen Kurdistan auf, überschritten aber die türkische Grenze nicht. Erst im Jahre 1874 begann die letzte Epidemie in Irak-Arabie, dem südlichsten Theil von Mesopotamien, nachdem eine kleinere und partiellere 1867 dort vorausgegangen war. Auch ihr Ausbruch war ein ganz selbstständiger, autochthoner. Bald vorwärts schreitend, bald wieder zurück weichend, drang sie in den drei folgenden Jahren bis zum kaspischen Meere vor und erreichte 1878 sogar Astrachan. Ende December 1873 in Mesopotamien selbst beginnend, erlosch sie im Juni des folgenden Jahres, um im Frühling 1875 wieder daselbst zu erscheinen. Diese beiden Epidemien blieben indeß zuvörderst ziemlich unbeachtet, bis die dritte im Jahre 1876 Bagdad ergriff, wo sie einen so überaus mörderischen Charakter annahm, daß in einer Maiwoche z. B. auf 80,000

Digitized by Google

Einwohner 457 Erkrankungen und 234 Todesfälle kamen und die Gesammtzahl der letzteren während der Epidemie 4000 betrug. Im Monat August bei dem Eintritt der großen Hitze schien die Seuche verschwunden zu sein, aber es schien auch nur so, im nächsten Frühjahr wurde sie von Neuem in den bevölkerten Handelscentren Mesopotamiens constatirt. Jetzt war die Besorgniß allerdings ebenso groß als berechtigt, besonders um des gleichzeitig beginnenden türkisch-russischen Krieges willen, der alle sanitären Maßregeln verhindern und die Verbreitung der Seuche auf das Mächtigste fördern mußte. England schickte einen Sachverständigen, Colvill, der Syrien für ernstlich gefährdet hielt. Die strengsten hygienischen Maßregeln wurden seinerseits gefordert und ihm versprochen, und ist die Epidemie durch sie vielleicht in der That nach Westen hin in Schranken gehalten worden. Sie haben aber nicht gehindert, daß sie nördlich bis nach Rescht am kaspischen Meer vorschritt, wo Dr. Tholozan, der treffliche Leibarzt des Schahs von Persien, sie im April 1877 als wirkliche Pest erkannte. Die russischen Behörden griffen bei dieser Gelegenheit dagegen wieder zu ihrer bekannten Schönfärberei. Noch am 21. Mai brachte der Chef des Astrachaner Gouvernements officiell zur „allgemeinen Kenntniß", daß die Pest „bisher nur in den Grenzen des türkischen Reiches und zwar in Bagdad aufgetreten sei", was lebhaft an die Kabinetsordre Franz Josefs in seiner absolutistischen Zeit erinnerte: „Ich (be)finde, daß ein Deficit in Oestreich nicht mehr besteht." Die Pest ließ sich aber ebenso wenig zurückweisen wie das Deficit, noch weniger durch die Behauptung, es handle sich nicht um sie, sondern um den Flecktyphus. Im Anfang des Juni desselben Jahres wurden auch die Landbezirke bei Rescht ergriffen, und erst im Juli verschwand sie nach und nach.

Was seitdem in jenen Gegenden vorgegangen ist, weiß man nicht. Die russische und die persische Regierung scheinen es für nöthig gehalten zu haben, fortan einen dichten Schleier über die sanitären Zustände an den Ufern des kaspischen Meeres zu breiten. Nur aus Bagdad kam Ende Mai vorigen Jahres die Nachricht nach Europa, seit vier Monaten herrsche die Pest in den Dörfern um diese Hauptstadt Mesopotamiens, dann war von der Epidemie nirgendwo mehr die Rede. Es ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß hier eine frevelhafte Täuschung vorliegt, daß die Pest im Frühjahr, wie in Mesopotamien so in Rescht wiederum ausgebrochen ist und sich weiter nach Norden verbreitet hat. Rescht ist ein größerer persischer Handelsort am südlichen Ufer des kaspischen Meeres, der Grenze Rußlands nicht fern liegend. Von hier aus kann die Seuche auf dem Seewege direct nach den Wolgamündungen, wie auf dem Landwege nach Baku, dem Haupthandelsplatz des östlichen russischen Kaukasus verschleppt worden sein und von hier aus ebenfalls Astrachan erreicht haben. Hätte sie sich 1877 von Rescht aus nach Westen verbreitet, was durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit lag, so wäre die Pest unmittelbar oder über Eriwan auf den asiatischen Kriegsschauplatz gerathen, wo damals um Bajazit, Kars und Erzerum so heiß gestritten wurde und die weiteren Folgen waren dann geradezu unberechenbar.

Ob die russische Regierung irgend etwas gegen die ihr auf zwei Straßen drohende Gefahr gethan hat, wissen wir nicht, zweifeln aber sehr daran. Genug, mit einem Male versetzten die schlimmsten Nachrichten aus dem Gouvernement Astrachan Rußland und Europa in starres Entsetzen, denn alle socialen Folgen der schlimmsten Epidemien schienen sich dort wiederholt zu haben. Schließlich mußte man das Lügen und Verschleiern aufgeben — noch vor zehn Tagen hatte man von Flecktyphus gesprochen! — und die Thatsache in ihrer ganzen grausigen Wirklichkeit anerkennen. Die Pest herrscht an der Wolga aber offenbar schon längere Zeit und ist nicht plötzlich erschienen, man hat sie nur in ihren Anfängen einfach wegzudecretiren versucht.

Wie dem auch sei, jetzt erhebt sich jedenfalls für Europa die schwerwiegende Frage, was wir selbst von der Seuche zu fürchten und zu welchen Mitteln wir zu greifen haben, um der Gefahr zu begegnen. Die Beantwortung beider Fragen erfordert eigentlich ein genaueres Eingehen auf das Wesen der Infectionskrankheiten, ihrer Ansteckungsstoffe und speciell der Pest, als der Raum hier gestattet, und so mögen denn wenige Andeutungen genügen.

Der etwas aufmerksamere Leser wird schon aus der hier gegebenen flüchtigen Skizze der Verbreitung der Pest gelernt haben, daß sie fast nirgendwo autochthon entsteht, sondern von einem oder von wenigen Herden aus sich verbreitet. Weit gehen freilich die Ansichten über den Grund ihrer Entstehung in jenen Herden auseinander. Das vielangeklagte Sumpfmiasma paßt wohl für die von Euphrat und Tigris durchströmte Ebene, aber nicht für die von Bergen begrenzten Hochplateaus von Assyr. Wohl kann man Nahrungsmangel und Hungersnoth wie in Cyrenaika und Kurdistan verantwortlich machen, aber in anderen Fällen ist dies ganz unmöglich. Endlich hat man mit ebenso viel Recht und Unrecht auf die Verwesung der Leichen hingewiesen, die in den Pestgegenden kaum oder gar nicht beerdigt oder weit forttransportirt werden, um in heiliger Erde zu ruhen. So existirt allerdings in Nedjeff, der heiligen Stadt der Schiiten mit nur 4000 Einwohnern, innerhalb der Moschee eine ungeheure Gruft von 300 Quadratmeter Oberfläche und 80 Meter Tiefe mit drei getrennten Etagen für die reichen Schiiten. Man kann sich die Emanationen denken, die dieser Grube entströmen, wenn sie zu einer neuen Beisetzung geöffnet werden muß! Und in dem einen Jahre 1873 wurden 12,000 Leichen von Persien dorthin und nach Kerbellah gebracht! In anderen Gegenden fällt aber diese Ursache weg, so daß die Pest anscheinend überhaupt nicht an einzelne ätiologische Momente gebunden ist. Ueberall haben, sagt Hirsch mit Recht, die hygienische Misère in den untersten Volksschichten, der Schmutz in den Häusern, den Straßen und dem Boden, mangelhafte Ventilation, enges Zusammensein der armseligen Bewohner den förderndsten Einfluß auf ihren Ausbruch gehabt, der immer während der kälteren Zeit, December bis Februar, erfolgte, während die heiße Jahreszeit der Seuche eine Grenze setzte. Wird nun noch die Widerstandsfähigkeit der Menschen durch Noth und Hunger verringert, so müssen jene Momente ein noch leichteres Spiel haben. Die weitere Verbreitung von den eigentlichen Herden aus erfolgt alsdann aber lediglich durch die „Uebertragung des Krankheitsgiftes auf dem Wege des persönlichen und wahrscheinlich auch des sachlichen Verkehres", während dieselben Momente, welche bei der Entstehung der Pest förderlich waren, dieselbe Rolle auch bei ihrer Verschleppung spielen. Sie wird, irgendwo eingeschleppt, dort am üppigsten gedeihen, wo die hygienischen Bedingungen auf niedrigster Stufe stehen, dort am wenigsten Unheil anrichten können, wo die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege am besten erfüllt werden.

Hieraus ergeben sich aber in einfacher Weise unsere Aufgaben Rußland gegenüber, dessen ökonomisch-socialhygienischen Zustände der Seuche Nahrung in Fülle geben werden. Wir haben gegen den Orient und gegen die Vergangenheit für uns die Wohlthat einer größeren Civilisation, mit all ihren günstigen sanitären Folgen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß mit der größeren Schnelligkeit des Verkehrs auch eine schnellere Einschleppung möglich ist als früher. Cholera und Flecktyphus haben sich längst auf der Eisenbahn befördern lassen, es liegt kein Grund vor, daß sich nicht auch die Pest dieses Vehikels bedienen sollte. Natürlich denkt man dem gegenüber in weiten Kreisen sofort an Absperrung, aber wie man auch über Seequarantänen noch denken mag, für das Festland ist die gänzliche Absperrung unmöglich und auf der internationalen Seuchenconferenz in Wien 1874 wurden die Landquarantänen der Cholera gegenüber einstimmig verworfen. Allerdings hat Rußland mit den Nachbarstaaten zu cooperiren und diesen Gelegenheit zu geben, von der Verbreitung der Seuche und den sanitären Gegenmaßregeln Kenntniß zu nehmen, um rechtzeitig darüber berichten zu können. So lange endlich die Verbreitung

Digitized by Google

der Pest noch eine lokale, auf kleine Bezirke beschränkte ist, liegt die Möglichkeit vor, sie zu begrenzen und die Flamme auszulöschen, ehe sie die Nachbargebiete ergreifen kann. Ist letzteres aber einmal geschehen, so wird man an eine allgemeine Grenzsperre zwischen Rußland und andererseits Deutschland und Oestreich nicht denken können, sie ist, bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen, noch unausführbarer als früher, während die unvollkommene lediglich in eine trügerische Sicherheit einwiegt und andere Maßregeln vernachlässigen läßt. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Grenzen unbewacht bleiben sollen. Die Internirung von Kranken in Lazarethen, sorgfältige Ueberwachung des Verkehrs, Einfuhrverbote für manche Waaren, die aus inficirten Gegenden kommen, Desinfection von Menschen und Sachen sind angezeigt, aber man vergesse nicht, daß niemals der ganze Verkehr zwischen Rußland, Oestreich und Deutschland abgeschnitten werden kann. Unsere Hauptaufgabe wird daher immer noch darin bestehen, daß wir uns bemühen, der Seuche bei uns den Boden möglichst zu entziehen, auf dem sie sich entwickeln kann, und dies können wir nur durch sanitäre Verbesserungen. In der gesteigerten Gefahr einer Pestinvasion liegt daher nach Hirsch die Aufforderung einer unausgesetzten Sorge für die Vervollkommnung aller Einrichtungen der öffentlichen Gesundheitspflege. „Möge endlich," so sprechen wir mit ihm, „die Ueberzeugung Gemeingut Aller werden, daß wir in einer geregelten öffentlichen Sanitätspflege das sicherste Mittel zur Bekämpfung der Pest sowie aller infectiösen Volkskrankheiten besitzen."

Rußland und England in Asien.

Von Friedrich von Hellwald.

II.

(Schluß.)

Untersuchen wir nunmehr die Lage der Engländer im Süden des asiatischen Continents. Da derselbe überall in die tropische oder wenigstens subtropische Zone fällt, so war für Europäer, welche im heißen Erdgürtel sich niemals acclimatisiren und ihr Geschlecht mit Bewahrung der Blutreinheit dauernd fortpflanzen können, die Gründung von Ackerbaucolonien aus klimatischen Rücksichten von vornherein ausgeschlossen. Zudem gab es dort kein wüstes erst urbar zu machendes Land in weiter Ausdehnung wie in Nordamerika, keine für die Viehzucht benützbaren ausgedehnte grasreiche und unbewohnte Flächen wie in Australien, denn überall lebten Menschen in dichter Anzahl, Menschen, die obendrein keine Barbaren, die man ihrer numerischen Ueberlegenheit wegen nicht vertilgen konnte, Menschen endlich, welche den vorhandenen Boden zum eigenen Unterhalte bebauten und eine besondere, hohe Gesittung ihr Eigen nannten. Handelscolonien, richtiger Handelsniederlassungen, waren unter solchen Umständen und unter jenen Breiten das einzig Mögliche und solche legten die Engländer, im Gewürzhandel den Holländern gegenüber als Rivalen auftretend, sowohl im ostindischen Archipel als auf dem vorderindischen Festlande an der Küste von Coromandel an. Noch in der Gegenwart besitzt England in Südasien größtentheils nur einzelne Punkte, wie Aden, Malakka, Singapur, Hongkong. Blos in Indien hat es ein gewaltiges tropisches Reich zusammengebracht, das an Ausdehnung täglich noch zunimmt, gerade so wie jenes der Russen im Norden. Und genau so wie letzteres, war auch die Erwerbung dieser weitausgedehnten Landschaften ursprünglich keineswegs in der Absicht der leitenden Directoren der ostindischen Compagnie gelegen, zumal sie dem eigentlichen Zwecke derselben, Handel zu treiben, durchaus nicht entsprachen und außerdem eine sehr kostspielige Verwaltung erheischten. Wie die Russen gehorchten aber auch die Britten einer geschichtlichen Nothwendigkeit; ein Schritt führte, zwang zum andern, dieser wiederum zu einem dritten und so fort bis das Reich seinen heutigen Bestand erlangte. Geradezu engelsrein war aber die Politik der Russen im Vergleiche zu jener Treulosigkeit, welche die englischen Handelsherren von Anfang an gegen die indischen Fürsten übten und wovon die Geschichte die herrlichsten Beispiele aufgezeichnet hat. Gewöhnlich reizten sie die indischen Fürsten gegen einander auf, standen dem schwächeren bei, besiegten und beraubten den mächtigeren und entrissen dann auch dem Sieger, indem sie ihn der Undankbarkeit beschuldigten, einen Theil seines Gebietes; so machte es z. B. Generalgouverneur Sir John Shore im Jahre 1796 mit dem Radscha von Tandschur, dem treuesten Bundesgenossen der Engländer. Von nun an ist die Geschichte des indobrittischen Reiches eine fortlaufende Reihe von — milde gesagt — nicht immer auf rechtlichem Wege durchgeführten Annexionen indischer Gebiete, so oft auch versucht wurde Einhalt zu thun und Grenzen festgesetzt wurden, bis das Ziel, die Beherrschung ganz Indiens, d. i. eines Reiches von 240 Millionen Köpfen, erreicht ward. Natürlich hat stets auch nur die eigene Sicherheit die Engländer zur Einverleibung neuer Gebiete gedrängt, wie ja in der Gegenwart wieder einmal die Herstellung einer „wissenschaftlichen Grenze" gegen Afghanistan ganz unabweislich geworden ist; eine nähere Prüfung wird indeß für das Vorgehen der Britten in Indien kaum jemals natürliche Momente von ähnlichem Gewichte ausfindig machen können, wie sie Rußlands asiatische Politik rechtfertigen. Ländergier und Eroberungssucht diesem vorzuwerfen nimmt im Munde der Engländer und ihrer continentalen Parteigänger sich zum mindesten seltsam aus.

So wie die Dinge indeß in der Gegenwart liegen, ist die Beherrschung Indiens unbestreitbar für England eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes geworden, welcher dem europäischen Inselstaate großentheils zu der Machtstellung verhilft, deren er sich im Rathe der Völker erfreut. Seine geographische, abgeschiedene Lage bringt es mit sich, daß ein armes England eben so sicher eine politische Null wäre als einem reichen England möglich ist, wenn es will, eine einflußreiche Rolle in den europäischen Händeln zu spielen. Ein armes England vermöchte auch nimmer sein meergebietendes Rule, Britannia, rule the waves zu singen, müßte gar manche seiner überseeischen Besitzungen oder Niederlassungen, die keinen materiellen Nutzen abwerfen, sondern blos Kosten verursachen, aufgeben und dadurch allerwärts an Ansehen und Credit einbüßen, auf dem doch alle seine Größe beruht. Läßt sich auch sicher nicht verkennen, daß das brittische Reich der Gegenwart die Frucht der jahrhundertelangen staunenswerthen Arbeit und der ausgezeichneten Eigenschaften der europäischen Inselbritten ist, so hat doch die Erwerbung Indiens mehr denn alles Andere zur Begründung des heutigen British Empire und der Machtstellung Großbritanniens beigetragen. Diese Wahrheit wird in England selbst so wenig verkannt, daß die Regierung es offen ausspricht, Großbritannien sei im Grunde genommen eine asiatische Macht; und jedes brittische Herz hängt an dem Besitze Ostindiens, den es als eine unerläßliche Bedingung für die Größe seines Heimatlandes betrachtet. Die Männer aller Parteischattirungen sind darin einig, daß der Verlust Ostindiens, ja eine bloße ernsthafte Gefährdung dieses Besitzthumes, zum allgemeinen Ruine der Monarchie führen müßte.

Leider ist Englands Herrschaft in Indien auch zugleich in Wirklichkeit sein verwundbarster Fleck. Weder nach innen noch nach außen ist dieselbe auch nur annähernd so gesichert wie jene seines russischen Rivalen in Nord- und Nordwestasien. Die Billigkeit erheischt zu sagen, daß, wenn England mit der Beherrschung des asiatischen Südens das große Loos zufiel, seine Stellung den bezwungenen Völkern gegenüber eine viel schwierigere ist als jene Rußlands; und dies hat eben seinen Grund sowohl in dem numerischen Stärkeverhältnisse als in dem hohen Civilisationsgrade der Mehrzahl seiner einheimischen Bewohner. Menschen, die zu geordneten Staatswesen sich verdichtet, eine eigene reichhaltige Literatur, eine ausgebildete Philosophie besitzen, sind zweifelsohne ungleich schwerer zu beherrschen und

Digitized by Google

zu befriedigen, als rohe Nomadenhorden oder die wenig gebildeteren Bewohner der ehemaligen Chanate in Turkestan. Und diese Aufgabe wird eine geradezu ungeheure, wenn diese Herrschaft, wie thatsächlich in Indien, blos durch eine Hand voll Europäer aufrecht erhalten werden soll. Ihre Macht kann dann lediglich jene des Schwertes sein, und so ist es auch in der That; Indien wurde durch das Schwert aufgebaut und wird heute noch durch das Schwert regiert. Daß ein solcher Besitz aber weit entfernt ist, ein gesicherter zu sein, wissen die Britten sehr wohl und sind deshalb, bei der Wichtigkeit, welche Indien für sie besitzt, auf das Eifrigste bedacht, denselben nach Kräften zu wahren. Zu diesem Behufe sind sie genöthigt, ihren Einfluß auf alle jene Nachbarn auszudehnen, von welchen etwa eine Gefahr drohen könnte, wobei sie aber wiederum das Mißgeschick verfolgt, daß ein Theil derselben, wie die Hinterindier, Chinesen und Tibetaner, gleichfalls auf einer Gesittungsstufe stehen, welche dem Eindringen fremder Elemente im höchsten Grade ungünstig sich erweist; auch sie können also blos mit Gewalt gebeugt werden, und dies scheint sogar unerläßlich bei den weniger cultivirten westlichen Nachbarn eranischen Stammes.

Der Wunsch, den Besitz Indiens zu sichern, führte ganz naturgemäß zu dem Streben, in den umliegenden Nachbargebieten Einfluß zu gewinnen oder festen Fuß zu fassen; dabei winkte noch die verlockende Aussicht, neue Handelsgebiete zu erschließen und an dem Herzblute einer immer wachsenden Zahl von Völkerschaften sich groß und reich saugen zu können. Den Chinesen ward zu diesem Behufe das verderbliche Opium aufgedrungen und die Widerstrebenden mußten wiederholt die Sprache der brittischen Kanonen vernehmen. Die Geschichte des tief unsittlichen indo-chinesischen Opiumhandels bildet eine der schwärzesten Seiten des Verkehrs, wie Engländer, und blos Engländer allein, ihn mit fremden Völkern pflegen, und wirft einen untilgbaren Makel auf den brittischen Namen. Radienförmig haben also die Britten von Indien aus ihre Fühlhörner in Gestalt von diplomatischen Gesandten oder kühnen Handelspionnieren mit mehr oder weniger Glück nach allen Richtungen ausgestreckt, und wenn im Durchschnitte der Erfolg hinter ihren Erwartungen geblieben, so trägt daran sicherlich weniger das Gebahren ihrer Handelspionniere als die auffallende Ungeschicklichkeit ihrer Diplomaten Schuld.

Ist nun der Besitz Indiens für England eine Lebensfrage, so ist es nicht minder die ungehinderte Verbindung dieses Reiches mit dem Mutterlande. Die Goldeier legende Henne wäre ja werthlos, wenn die Eier nicht erreichbar wären. Darum war auf die Sicherung dieser Verbindung zu Wasser und zu Lande England stets, und mit Recht, vor Allem bedacht. Ihr zur Liebe hat es im Mittelländischen Meere sich festgesetzt, in Gibraltar und auf Malta sich eingenistet zu einer Zeit, als blos der Handelsweg durch Vorderasien nach dem persischen Golfe in Betracht kam; ihr zu Liebe bekämpfte England die Durchstechung des Isthmus von Suez durch die Franzosen, während es, nachdem einmal das Werk dennoch durchgeführt war, sich selbst in den Besitz dieser kostbaren Verbindung zu setzen trachtete; ihr zur Liebe weht Albions Banner auf dem Leuchtthurme von Perim in dem engen „Thore des Todes", der Straße Bab-el-Mandeb, und in des Teufels Punschkessel, wie wie brittischen Offiziere die Gluthpfanne von Aden zu nennen pflegen; ihr zu Liebe endlich hat England jüngst die Insel Cypern erworben, weil es von dort den Seeweg durch den Suezkanal zu sichern meint wie auch eine directe Verkehrslinie durch Vorderasien einrichten zu können hofft. Man begreift demnach leicht, von welch hoher Wichtigkeit für England das langsame aber stetige Fortschreiten der Russen in Asien sein muß, der einzigen Macht, deren militärische Kraft der brittischen überlegen, die englische Herrschaft in Indien zu erschüttern, ja zu vernichten im Stande wäre. Und dazu bedarf es keineswegs eines russischen Alexanderzuges in das Herz der Gangesländer, der, zwar an sich durchaus nicht so unmöglich wie man oft behauptet hat, doch nur mit unendlichen Schwierigkeiten ausführbar wäre und gewiß nicht geplant wird; es bedarf dazu vielmehr blos der nachbarlichen Berührung mit dem Zarenreiche, welches bei der eigenthümlichen ethnischen und religiösen Zusammensetzung der indischen Bevölkerung es in der Hand hat, den zündenden Funken an die ohnehin zum Explodiren bereite Mine zu legen. Nichts fürchtet daher England mehr, als daß eines Tages wirklich „Ordnung mit Ordnung in Asien sich begegne", mit anderen Worten, daß Rußland seine Grenzen bis an seine eigenen ausdehne. Diesen schweren Moment, der unfehlbar einmal kommen wird und kommen muß, bemüht es sich, so lange als thunlich hinauszuschieben.

Aber nicht die directe Annäherung der russischen Machtsphäre ist es, welche allein wie ein Alp die brittische Regierung bedrückt, weil dadurch ihre Herrschaft in Indien unmittelbar gefährdet erscheint und vernichtet werden kann; einen kaum geringeren Werth muß sie darauf legen, daß ihre Verbindung mit dem indischen Reiche nicht bedroht werde, daß wichtige Handelsstraßen dahin nicht in die Hände des Rivalen fallen. Solche Handelswege ziehen nun durch Persien und Kleinasien an den Pontus, und neue, wie die geplante Eisenbahn im Euphratthale, können dort noch errichtet werden. In Persien ist Großbritannien seinem nordischen Rivalen längst schon unterlegen, sein Einfluß steht dort tief unter dem russischen, und man darf wohl ohne Widerspruch behaupten, daß die etwaigen Schienenwege der Zukunft auf dem eranischen Tafellande russische und nicht englische Ingenieure traciren werden. Um so nöthiger ist es, in dem übrigen Gebiete Vorderasiens freie Hand zu behalten. Dieses stand bisher unter der Regierung der hohen Pforte, eines wegen seiner inneren Fäulniß völlig machtlosen Reiches. Das ist es eben, was England dort braucht; ein kräftiger Staat, der Anatolien, Syrien und Mesopotamien sein nennt, würde die in seinem Bereiche gelegenen natürlichen Straßen selbst auf das Nutzvollste ausbeuten und müßte dadurch an und für sich der geborene Gegner Englands in jenen Gegenden werden. Da nun ein grausames Geschick Vorderasien seit Jahrhunderten der osmanischen Pforte überantwortet hat, so sind die Engländer an der Erhaltung dieses Reiches sammt seiner schmachvollen Wirthschaft auf das Lebhafteste interessirt und daher auch die naturgemäßen Feinde aller Türkenfeinde. Indem nun Rußland traditionell und mit unleugbarem Erfolge an dem Zusammenbruche des Halbmondes in Europa arbeitet, wird es in doppelter Hinsicht zu Englands Gegner. Denn eine Katastrophe in der europäischen Türkei möchte leicht auch unberechenbare Folgen für Vorderasien haben und den brittischen Einfluß dort in Frage stellen. Auch muß jeder neue Gebietserwerb der Russen in Kleinasien, wie jüngst die Annexion von Batum und anderer armenischer Landschaften, das Ansehen des Zarenreiches unter den asiatischen Völkern mächtig stärken, abgesehen davon, daß es auch geographisch den Regionen näher rückt, welche die Britten als ihre Domäne zu betrachten sich gewöhnt haben.

Wie man sieht, dreht für England die sogenannte „Orientalische Frage" lediglich sich um den Besitz Indiens und die Sicherheit der Verbindnng mit der Goldquelle. Ohne Indien wäre England an den Wirren im Orient nicht im geringsten betheiligt; nichts läge ihm an dem Vorrücken der Russen in Nord- und Mittelasien, nichts an Gebietserweiterungen in Armenien, am allerwenigsten aber an Erhaltung der Türkenwirthschaft auf der Balkanhalbinsel. Weil Großbritannien in Indien herrscht, muß es den Weg dahin unter allen Umständen sich offen halten, muß es im Nothfalle für das denkbar schändlichste Regiment das Schwert ziehen, kann es nicht dulden, daß die christliche Rajah sich befreie auf Kosten des osmanischen Staates, wendet es mit Abscheu sich ab von den Strebungen der Serben, Bulgaren und Griechen, die doch alle nichts Anderes wollen, als was seinerzeit Italiener und Magyaren wollten, welche auf das Kräftigste zu unterstützen England im Namen seiner liberalen Principien sich für verpflichtet fühlte. Die Zustände in Indien sind es also, welche in erster Linie die Haltung Englands in der orientalischen Frage dictiren. Die

Digitized by Google

anderen europäischen Betheiligten mögen daraus aber die Lehre schöpfen, daß auf Englands Mitwirkung man nur so lange rechnen darf, als die angedeuteten Interessen gefährdet bleiben, dagegen kein Verlaß auf dasselbe mehr ist, sobald diese Bedrohung aufhört. England duldet die Russen nicht in Constantinopel, weil sie damit den Bosporus, es duldet sie nicht in Gallipoli, weil sie damit die Dardanellen in Händen hätten, eine russische Flotte also aus dem Schwarzen ungehindert in das Mittelländische Meer auslaufen und den Suezkanal bedrohen könnte. Nicht daß Stambul die Metropole des Türkenreiches ist, sichert ihm den brittischen Schutz, sondern einzig seine geographische Lage. Wäre noch heute Adrianopel die türkische Hauptstadt und dieses vom alten Byzanz durch unübersteigliche Terrainhindernisse geschieden, die Engländer würden zu Gunsten dieser bedrohten Capitale trotz ihrer Nähe nicht eine Hand rühren. Haben sie doch wirklich die Russen ohne Widerspruch Adrianopel besetzen lassen, obwohl kein natürliches Hinderniß den Marsch von dort ans Meer verwehrt. Die Errichtung neuer christlicher Staaten und die Schmälerung des osmanischen Gebietes in Europa berührt sie nur in so weit, als dadurch etwa die Existenz des ganzen Türkenreiches ins Spiel kommt oder die Meeresküste erreicht werden soll, von wo aus wiederum seine Verbindungslinie mit Indien benachtheiligt werden könnte. Alle sonstigen Arrangements lassen England kühl, mögen sie für die übrigen europäischen Betheiligten sich noch so unangenehm gestalten. Sein Hauptaugenmerk ist blos der asiatische Theil der Türkei; diesen allein hat es auch in seiner berühmten Convention mit dem Sultan garantirt, und damit neuerdings den Beweis geliefert, daß seine Behauptung, die Interessen des ganzen Europa zu vertheidigen, nichts als eine hohle Phrase ist. England hat niemals, die Geschichte bezeugt es, die Interessen Anderer verfochten, und hat in Folge seiner geographischen Lage auch gar keine Veranlassung dazu; aber eben in Folge dieser Lage sind die Interessen der continentalen Völker fast in allen Fällen jenen des Vereinigten Königreiches schnurstracks zuwiderlaufend. England hatte daher mit Recht stets nur seine eigenen Interessen im Auge, und dies hat sich diesmal wiederum bewiesen. Stets war es das Letzte bei der Pforte, auf Ausführung der allen europäischen Staaten zugesagten und feierlich verbrieften Reformen zu dringen, denn bei den verrotteten und verlotterten Zuständen des morschen Reiches schoß Englands Weizen üppig in die Halme; jetzt, wo die allgemeine Ansicht durchdringt, daß nur um den Preis einschneidender Reformen die Türkei noch nothdürftig am Leben erhalten werden kann, verlangt es solche, aber blos für den asiatischen, es allein interessirenden Theil des Reiches. Nicht die Reformen sind es also, welche England bezweckt, sondern die Erhaltung des ihm bequemen Pfortenregiments; die Reformen sind ihm blos nothwendige Mittel zum Zweck. Deshalb unterliegt es bei keinem Denkenden dem leisesten Zweifel, daß das stolze Albion mit seinem Rivalen und Gegner, Rußland, jeden Augenblick zu einer Verständigung, und mit ihm, wenn er ihm nur den Besitz Indiens und der dahin zielenden Wege gewährleistet, ohne jedwede Rücksicht auf das übrige Europa, ein asiatisches Compagniegeschäft zu gründen bereit ist, welches die friedliche Theilung der Herrschaft in Asien unter den beiden Nebenbuhlern bezweckt. Sprechen schon jetzt manche Umstände dafür, daß eine dahin abzielende Verständigung wenigstens theilweise erfolgt ist, so wird dieselbe doch unfehlbar eines Tages für ein Indien besitzendes England zur unabweislichen Nothwendigkeit werden.

Literatur und Kunst.

Jean Paul als Revolutionär.

Darüber, daß Jean Paul für unsere Zeit ungenießbar sei, sind die meisten der sogenannten Gebildeten unter einander einig. Die Einen sehen in ihm einen verzückten Schwärmer, der nur nach den Sternen des Himmels blickt und dabei den Boden unter den Füßen verliert, den Andern ist er der Bayreuther Philister, welcher nichts mehr liebt als das bittere, braune Bier, wieder Andere finden seinen Stil schwülstig und bombastisch, die Mehrzahl weiß überhaupt nichts von ihm und liest ihn lediglich deshalb nicht, weil seine Schriften nicht mehr „Mode" sind. Allerdings können alle diese sich auf eine gewaltige Autorität stützen: hat doch Jean Paul seinen Hauptgegner in keinem Geringeren als in Gervinus. Dieser stellt die „Kleingeisterei" der Humoristen der „Starkgeisterei" der Titanischen Kraftgenies entgegen, die „sich der menschlichen Natur überheben und der Kraft des Geistes". Guthmüthig und ohne Zorn sind ihm die Humoristen, Originale, die stets in Nebensachen leben und immer nur in den kleineren Verhältnissen des alltäglichen Lebens auftreten. Nicht Himmelstürmer sind sie, sondern praktische, mit den wirklichen Verhältnissen vertraute und versöhnte Leute, nicht entschiedene Revolutionäre wie jene, sondern bescheidene Reformer. Jean Paul hat, meint Gervinus, in seinem Schneckenhäuschen von all den Welthändeln wenig oder gar keine Notiz genommen; seine Satiren sind fast nichts als Rabnerische Stadtklatschereien; für alle großen Verhältnisse ist er blind. Allein übersehen denn nicht alle die, welche auf Gervinus schwören, die Widersprüche, in die er sich verwickelt? Schildert er nicht, nachdem er den Humor in der angegebenen Weise charakterisirt, Jean Paul in seinen Hauptwerken so, als habe er mit den Humoristen nichts, mit den Titanen alles gemeinsam? Ergibt sich nicht mit Nothwendigkeit das Dilemma: Jean Paul ist entweder in seinen Hauptwerken — und um diese kann es sich hier allein handeln — kein Humorist, oder Gervinus hat den Humor falsch definirt? Der Unterzeichnete hat in seiner Schrift „Jean Paul und seine Zeitgenossen" diese Widersprüche ausführlich dargelegt; heute wollen wir, um zu zeigen, ob Jean Paul nur ein harmloser Reformer gewesen, von dem sprechen, was er über Fürsten und Adel auf der einen Seite, über das niedere Volk auf der andern geurtheilt; es dürfte dies als Beitrag zur Würdigung von Gervinus' Urtheil überhaupt dienen. Um aber den richtigen Maßstab zur Kritik von Jean Pauls Ansichten zu geben, muß von vornherein ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß dieselben zum größten Theil der in den neunziger Jahren geschriebenen Unsichtbaren Loge und dem Hesperus entnommen sind, d. h. also aus einer Zeit stammen, in der die Stürme der französischen Revolution brausten und in der Jean Paul etwa dreißig Jahr alt war.

Wenn man den Staat, so ungefähr sagt er, mit einer Pyramide von Menschen, wie sie die Seiltänzer oft bilden, vergleicht, so ist der Regent nichts weiter als das Kind, welches die Spitze der Pyramide bildet. Das Scepter zu halten ist für ihn weit leichter als die Feder zu führen, denn mit jenem braucht er ja nur zu befehlen, mit dieser aber muß er den Befehl unterzeichnen. Um ihm daher letzteres möglichst zu erleichtern, schlägt Jean Paul vor, daß dem Regenten zu bestimmten Zeiten immer mehrere Rieß leeren Papiers vorgelegt werden, daß er unter einen jeden Bogen seinen Namen schreibe und die einzelnen Blätter dann an die Regierungscollegien vertheilt würden, damit sie dieselben, sobald es nöthig, ausfüllten. Oder er empfiehlt, um noch einfacher zum Ziele zu gelangen, der Hofgraveur soll ein Petschaft mit dem zu unterzeichnenden Namen des Regenten stechen; dies braucht dann blos eingetaucht und mit einem einzigen Griff auf das betreffende Edict gedrückt zu werden. Wenn Jean Paul in den Sessionszimmern der Gerichte das Porträt eines Fürsten hinter dem Präsidenten statt des Urbildes gewahrt, so wird er

Digitized by Google

dabei an jene ergötzliche Geschichte von Holbeins Beinen erinnert. Dieser war nämlich einst in Basel mit der Verzierung der Außenseite eines Hauses beschäftigt, war aber in der Regel lieber in der Weinstube als auf dem Gerüste bei der Arbeit. Um nun den Besitzer des Hauses, welcher oft hinauf sah, ob er nicht die vom Gerüst herunterhängenden Beine des arbeitenden Künstlers gewahre, zu täuschen, malte Holbein ein paar Beine mit so großer Kunst an das Haus, daß der Besitzer getäuscht wurde, er selbst aber in Ruhe mit seinen Freunden zechen konnte. Auch mit Marionetten vergleicht Jean Paul die Fürsten, denn er redet davon, daß ihre Geschichte nichts als eine Kriegsgeschichte sei, grade wie die Theaterjaurnale anderer Marionetten nichts als Prügeleien behandelten. Wie nur der Traum einen Armen unglücklich, so kann auch nur er einen Regenten glücklich machen. Für Niemanden am Hofe gibt es Geheimnisse als für ihn, grade sowie in gewissen Schallgewölben der in der Mitte Stehende nichts, die in den Winkeln aber alles vernehmen. Ein Gelehrter hat nie lange Weile, wohl aber immer der Insasse eines Thrones, und er läßt sich zur Vertreibung derselben leere Lustbarkeiten, oft aber auch ganze Länder und das Blut seiner Unterthanen verschreiben. Ein wenig hart zwar und ein wenig geizig ist er, aber doch steigt er gern vom Throne herab, um, statt angebetet zu werden, selbst anzubeten; das Volk zwar kann er ohne weiteres seufzen hören, nicht aber eine Schöne; er wendet eher eine Verlegenheit in einer Gesellschaft als die Theuerung eines Landes ab, bleibt häufiger den Landständen als seinen Spielgenossen etwas schuldig und stellt lieber eine demolirte Frisur als eine demolirte Festung wieder her. Er ist der Vater des Vaterlandes; deshalb darf er nicht mitleidig sein. Denn wie ein Vater seine Kinder verzärteln würde, falls er sie bedauerte, wenn sie fallen oder sich verwunden, so würde auch ein Fürst seine Unterthanen durch Mitleid verwöhnen. Er hört meist schwer wie ja auch die Minister. Nun aber ist es erwiesen, daß Schwerhörige grade unter dem größten Getöse verhältnißmäßig am besten hören. Daher kommt es, daß man den Regenten in all den Oertern, durch die er passirt, mit Pauken und Trompeten und Trommeln begrüßt.

Ein altes Wort lautet: Sein eigener Sklave sein ist die härteste Sklaverei. Dies beherzigt Niemand mehr als ein Fürst: denn er verlangt von den Andern stets, daß sie nicht ihre, sondern seine Sklaven seien, nur er selbst ist sein eigener Sklave, nimmt also das Schwerste auf sich und muthet den Andern nur das Leichtere zu. Das Volk ist überhaupt biegsam und zäh wie das Gras. Von dem Fußtritt wird es nicht zerknickt, sondern richtet sich immer wieder auf, und am erfreulichsten ist für den Fürsten der Anblick des plattgeschorenen Parkrasens. Sein Ländchen ist mit einem englischen Park zu vergleichen, denn wie man dort mit Vorliebe Paläste und Landhäuser mit romantischen Wildnissen und künstlichen Einöden umgibt, so finden sich nur zu oft unmittelbar neben fürstlichen Lustschlössern die Hütten der Armuth und unbebaut daliegende Ländereien der Bauern. Auch gegen ihre Jagdlust zieht Jean Paul zu Felde. Thränenden Auges gewahrt oft der Oberförster, sagt er, wie in den kalten Nächten die Bauern mit Feuern und mit Klappern das Vieh von den Feldern zu scheuchen suchen. Die Hartherzigen bedenken nicht, läßt Jean Paul den Förster argumentiren, welcher Schaden hierdurch den armen Thieren zugefügt wird. Wenn ihre eigenen Kartoffeltische in ähnlicher Weise umzingelt würden, so würden sie selbst gewiß recht bald abmagern. Bleiben sie dagegen Nachts ruhig in ihren Betten, so bleiben sie auch vor Erkältungen und Ermüdungen geschützt, und, was die Hauptsache, es würden auch die Klagen, daß sie der Jagdfrohnden wegen immer die Ernte vernachlässigten, verstummen, denn das Vieh würde so das Einernten übernehmen.

Ein Fürst sei noch so klein, heißt es anderwärts, er kann nicht umhin, ebenso wie die großen, Soldatens zu spielen und ein jeder hat „eine niedliche Taschen-Landmacht, eine tragbare Artillerie und eine verjüngte Cavallerie". Die Truppen dürfen aber niemals mehr auf dem Leibe als im Leibe haben, denn die Geschichte lehrt hinlänglich, daß sie nie tapferer und freudiger in die Schlacht ziehen, als wenn sie die Kälte nicht minder wie der Hunger treibt. Ebenso empfiehlt es sich, den Invaliden um so weniger Brot zu reichen, je mehr sie Glieder verloren haben, da es feststeht, daß Leute, denen Arme oder Beine abgenommen sind; nur zu leicht vollblütig werden. Zur Bestreitung seiner vielen Ausgaben darf der Fürst zwar nicht einem Einzelnen auch nur einen Gulden rauben, wohl aber durch Extrasteuern Allen insgesammt Tausende. Kommt er aber in Verlegenheit, was zu besteuern sei, so schlägt Jean Paul eine Thränensteuer vor; er will daher zunächst das Weinen verboten wissen, weil dadurch die Thränendrüsen erschöpft würden. Die Hauptsache bei allen Steuern ist, daß der Fürst möglichst viel in eigener Person, möglichst wenig durch Andere raube. Sonst nämlich kommt der Raub nach dem Zoll, den er beim Durchpassiren durch viele Hände hat entrichten müssen, „mager wie weitgereiste Häringe" in der fürstlichen Chatoulle an. Wie die ostindischen Krebse haben die Fürsten eine Riesenscheere zum Nehmen und eine Zwergscheere, den Fang an den Mund zu bringen. Hat er von seinen Unterthanen etwas entliehen, so braucht er keinen Heller zurückzuzahlen. Denn erstens ist kein Gesandter verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen, dieser aber ist nur der Repräsentant des Fürsten, was also ihm zukommt, muß doch erst recht dem Vorbilde gestattet sein. Zweitens ist ja der Fürst der Inbegriff des Staates; leiht er nun von einem Staatsangehörigen, so leiht er sich selbst; sich selbst aber wieder zu bezahlen, wäre lächerlich. Drittens kann sich sogar der Aermste „Anstandsbriefe oder Moratorien" vom Fürsten verschaffen; soll nun der Fürst sich selbst nicht geben dürfen, was er nicht dem geringsten der Unterthanen verweigert? Fragen wir schließlich, wie sich Jean Paul das Aeußere eines solchen Fürsten vorstellt, so antwortet er uns darauf im Titan. Er redet da von einem „flachen Schnitzwerk des schwammigen Gesichts, auf dem sich nichts ausdrückt als der ewige Mißmuth des Lebens-Verschwenders" und von „einigem reifen Grauwerk auf dem Kopfe und der unfruchtbaren Superfötation eines voluminösen Unterleibs". Vermöchten wir nur einmal, heißt es, einen Regenten *gesund* auf den Thron zu bringen, so hätten wir auch einen *guten* und Alles ginge vortrefflich.

Nicht minder ist Jean Paul gegen das Hofleben und die Höflinge erbittert. Er redet vom Samielwinde der Hofluft, vom Sklavenschiff der fürstlichen Arsenikhütte, dem Eisfelde des Hofes. Ein Hof ist ihm der geborne Norden des Geistes, der Hofmann aber „kühl, hell, fein, matt, satt, süß und schön", und die Araber können zu ihren 200 Namen, die sie für Schlange haben, noch einen 201ten hinzufügen, nämlich „Höfling". Hofleute können sich keinen schöneren Himmel denken als den Thronhimmel und keinen wichtigeren Tag als einen Courtag; sie sind in ihrem Leben weder Väter noch Mütter noch Gatten, sondern immer nur Hofleute. Sie haben Verstand ohne Grundsätze, Leidenschaften ohne Kräfte, Gefälligkeit ohne Liebe und satirisches Gefühl der Thorheiten ohne den Haß derselben. Bei kleinen Stößen zwar ist ihre Ehre empfindlich, um so leichter aber verwindet sie große und ist, wenn nicht mit Worten, so doch mit Thaten ohne Nachtheil anzutasten. Alles Große und Vergangene wird von ihnen leicht, alles Geringfügige und Gegenwärtige bedeutend genommen, alles ist Sitte, nichts Pflicht, und das Land gilt ihnen soviel als ein Landgut, die Aemter als bloße Kronämter. Von Vertiefung und herzlicher Antheilnahme ist nichts zu finden; die Personen kommen und gehen und man kümmert sich ebenso wenig um ihre Schicksale wie ihre Talente. Anstand zwar und feinen Ton lernt man am Hofe, glücklich aber ist Jeder, der wieder in seiner Klause, und dort, umgeben von Büchern und gedenkend der gewaltigen republikanischen Helden, all jenen Tand verachtet und der Zuversicht lebt, daß die Herrschaft über seine Leidenschaften noch mehr gilt als die über seinen Körper. Eine größere Ehre kann daher einem hochverdienten Manne nach langen und treuen Diensten nicht erwiesen werden, als wenn ihm verboten wird, bei Hofe zu erscheinen.

Aehnliches gilt vom Leben in der großen Welt überhaupt. Es schleift alles Erhabene und Große im Menschen ab, grade

Digitized by Google

wie an Statuen und Leichensteinen das Wetter die erhabenen Theile zernagt. Den Namen Gottes meiden sie dort ebenso geflissentlich, wie die Juden den Jehovahs und sie behelfen sich mit Schicksal, Materie, Natur. Wie an großen gebratenen Fleischstücken das Innere noch roh, so auch bei ihnen die Mitte, nämlich das Herz. Sie lassen die Gesetze recht tief unten annageln, damit sie wohl dem gemeinen Volk, nicht aber ihnen selbst auf ihrer Höhe vor Augen seien. Die Natur selbst genießen sie niemals, sondern immer nur ihre Abbilder, sei es in Opern oder Galerien oder Schauspielen. Die Früchte der Erkenntniß wachsen ihnen zum Fenster hinein; sie suchen im Brunnen der Erkenntniß immer nur ihr eigenes Bild; hinabzutauchen aber in die Tiefe des frischen, belebenden Wassers vermeiden sie aus Furcht vor Erkältung. Den Prinzen wird schon in den ersten Jahren anstatt eines Laufbandes ein Ordensband gereicht; die Großen aber erhalten erst später an ihre Röcke Silbersterne ähnlich den Blechen an Botenröcken oder den Bleistücken an Tuchballen, damit man erkenne, „was am Bettel ist". Wenn Frauen höherer Stände eine tiefere und zartere Liebe kennen lernen wollen als die frivole und leichtsinnige der Weltleute, so finden sie diese nur in den mittleren Ständen. Die Ehen der Großen lassen sich vortrefflich mit Blumen vergleichen. Auch die Großen bedecken, wie die Kinder Floras, ihre Liebe mit nichts; auch sie gatten sich ohne sich zu kennen oder zu lieben; wie Blumen sorgen sie nicht für ihre Kinder, sondern brüten die Nachkommen mit der Theilnahme eines ägyptischen Brutofens aus. Gleich jungen Autoren lassen sie ihre Ebenbilder anonym oder pseudonym erscheinen; sie erkennen selbst ihre Kostbarkeit und die Nothwendigkeit der Bürgerlichen dadurch an, daß sie der Welt zuerst fast nur Bürgerliche schenken; sie machen lieber zehn Arbeiter als eine Arbeit, denn sie lieben sich und den Staat.

Wie ganz anders lautet die Schilderung, die uns Jean Paul vom Volk, von den Armen, Unterdrückten und Gefallenen entwirft!

Er bedauert das arme Volk, daß man es überall da zuziehe, wo Lasten und Leiden zu tragen, überall da ausschließe, wo kostbare Güter wie Freiheit oder Bildung vertheilt werden. Der Geist kann sich unmöglich dem Lichte und Edlen zuwenden, der „keinen größeren Cirkel von Ideen kennt als den seines Spinnrades und keine andern Radien als die der Waise, und der hungernd keine andere Lust hat als die Eßlust". So lange „das unterste Stockwerk des Staates noch ein Raspelhaus voll Arbeitsstuben ohne Ruhebänke" bleibt, so lange ist jegliche Cultur und Alles, was man sonst dem Volke zuwendet, ohne Werth. Jean Paul bedauert insbesondere die Kinder der Armen, die, von Natur feurig und lebhaft, an ihre Arbeit gebannt sind und hungrig und müde und bleich ihre Tage vertrauern, und doch wären grade sie am leichtesten glücklich zu machen. Er liebt innig all die gemarterten Brüder, die, vom traurigen Schicksal verfolgt, „mit ihren Wunden und Thränen müde neben einander stehen, einander umfassen, einander beklagen und einander begraben". Er wendet sich an die Verkannten und wenig Geachteten, an die in den Schreibstuben und Schulstuben, an die sich opfernden Mütter, und er ermahnt sie, nicht zu zagen vor den Helden, deren Namen in der Geschichte fortleben. Denn nicht blos auf dem Schlachtfelde, auch auf dem Kampfplatz der Tugend und der Wahrheit müssen erst Tausende fallen, deren Namen dahinschwindet, ehe Einem die Palme gereicht wird. Zwischen vier Pfählen werden die größten Heldenthaten verübt, und wenn die Geschichte nicht blos die Opfer des männlichen Geschlechts aufzeichnete, wenn sie nicht immer nur die nennen wollte, die irgendwie, sei es als Engel, sei es als Teufel, über das Gewöhnliche hinausragten, so würden ihre Annalen um Vieles wahrer, reicher und schöner sein. Die höheren Stände sind anspruchsvoll in ihren Freuden, sie verlangen gar Vieles und Mancherlei zu ihrem Glück; die niederen dagegen sind mit wenig zufrieden und wie die unterm Strohdach Wohnenden die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters leichter ertragen, so sind sie auch mehr gegen die Leiden des Lebens gerüstet und wissen besser seine Freuden zu ertragen. In seinem Siebenkäs will Jean Paul vor Allem den Frohsinn in der Armuth schildern; für ihn selbst hat die Zeit, wo er am ärmsten war, in seiner Erinnerung einen unaussprechlichen Reiz. Ihm ist zwar ein jedes freudigklopfende Herz lieb und werth, am liebsten aber versetzt er sich in eins „hinter Sackleinwand", grade wie der Victor seines Hesperus mit Vorliebe zu Fuhrleuten, Matrosen u. dgl. herabsteigt; ohne Argwohn und ohne Arglist erscheinen ihm jubelnde Plebejer und nichts ist erfreulicher und inniger als die in Ehren errungene Lustbarkeit eines emsigen, gutmüthigen Volkes.

Auch den Dienenden wendet sich Jean Paul zu. Er beschwört die vornehme Dame, ihre Dienerinnen doch wenigstens am Nachmittage des Sonntags aus ihrem Schlosse zu entlassen. Zu jeder andern Zeit werden sie ruhig und willig Alles thun, was ihnen aufgetragen; grade am Sonntage aber, der ihnen die ganze Woche hindurch gewinkt, glauben sie auch einmal für sich selbst eine Freude beanspruchen zu dürfen, und sie gedenken dabei ihrer Jugend, wie sie am Sonntage im Kreise der Gespielinnen, frei vom Zwange der Schule, geschmückt und jubelnd auf grünender Wiese sich tummelten. Mit Wehmuth erfüllt es Jean Paul, wenn er sieht, wie eine Magd oder ein Handwerker mitten in schwerer Arbeit daran denken, daß sie eigentlich heute ihren Geburtstag feiern müßten, wie sie aber bis spät in den Abend hinein fortzuarbeiten gezwungen sind. Am ergreifendsten ist seine Leichenrede auf die Jubelmagd Regina Tanzberger. Da faßt ihn denn wieder sein altes Mitleid mit bejahrten Dienstboten, welche „unentfesselt mit dem schweren Dienstblock an den alten Füßen in die Grube einsteigen". Hart ist es, sein Leben hindurch, einen Tag wie den andern, immer nur einem fremden Willen zu gehorchen und höchstens im Traume sich frei zu erscheinen. Die Abendmahlsfeier gehört zu ihren höchsten Freudentagen, denn da hat doch der Hungrigste ein und denselben Tisch mit dem Reichsten gemein und er kann sich an einem Brod und einem Wein begeistern, auf die keinerlei Steuern gelegt worden sind. Wenn Jean Paul ein gefallenes Mädchen sieht, so denkt er dabei zunächst an die Schuld, welche die Verführer auf sich geladen, und will die Thränen nicht gezählt wissen, die unser Geschlecht aus dem weiblichen Auge gepreßt hat. Er will von den Seufzern und Qualen nicht reden, unter denen die Freudenmädchen verscheiden; er bedauert auf das Tiefste das sanfte und treue, aber schwache Geschlecht, welches der Liebe mehr als der Vernunft gehorcht und dem unbegrenzte Achtung für ein Geschlecht, das sie nicht schont, eingeboren ist. Je mehr sie sich uns zu Liebe schmücken und bilden, um so bereitwilliger sind wir, sie aus ihrem Paradiese zu vertreiben, und um so mehr vereinigt sich Alles zu einem Walde von Giftbäumen, unter denen sie sterben sollen.

Wir könnten noch so Manches zu dem Bisherigen hinzufügen, insbesondere auch von Jean Pauls Ansichten über die französische Revolution sprechen; allein der Nachweis, wie wenig Gervinus im Recht gewesen, wenn er die Humoristen für harmlose, sich nur um Stadtklatsch kümmernde Originale erklärt, die im günstigsten Falle für unschädliche Reformen plaidiren, wird, denke ich, ausreichend geführt sein.

Jean Paul ist mächtig vom Wehen des neuen Geistes, der am Ende des vorigen Jahrhunderts über Europa gekommen, ergriffen; mit jugendlicher Begeisterung stürmt er gegen das Bestehende und schwingt muthig das Banner der Freiheit und Menschenliebe. „Ein Donnergott," so feiert ihn Börne, „ist er, wenn er zürnt, eine blutige Geißel, wenn er straft;" er ist aber auch der Sänger der Armen, „und wo Betrübte weinen, da vernimmt man die süßen Töne seiner Harfe." Nur Wenige sind mit größerem Recht zu den genialen Vertretern unserer Sturm- und Drangperiode zu rechnen als Jean Paul; wäre Jean Paul im Stande gewesen, was in ihm wogte und wühlte, zu künstlerisch vollendeten Gebilden zu verklären, wir würden in ihm, denn sein Feuer ist lodernder, sein Haß glühender und inniger seine Liebe, einen noch treueren und gewaltigeren Repräsentanten seiner Zeit erblicken als in dem Unsterblichen, der die Räuber und Kabale und Liebe gedichtet. Oft zwar können wir das

Digitized by Google

Lächeln nicht zurückhalten, wenn wir sehen, wie schwarz Jean Paul die Fürsten und Alles, was mit ihnen im Zusammenhang, malt; sein Grimm gegen die Tyrannen ist oft komisch, denn wären sie wirklich so schlimm, so hätten die Unterthanen, welche willig die Knechtschaft ertrugen, kein besseres Loos verdient. Allein malt denn Schiller weniger schwarz? ist nicht in tyrannos seine Devise? hat es etwa jemals Menschen wie Franz oder den Präsidenten gegeben? Es war eben eine Zeit der Extreme: von ruhiger Fortentwickelung, von Vermittelung wollten die Feuergeister nichts wissen.

Und doch hat sich Jean Paul selbst fortentwickelt. Gervinus behauptet zwar wiederholt, er sei geblieben, wie er einmal in seiner Jugend geworden; seit der ausgezeichneten Arbeit von Planck aber wird wohl Niemand mehr wagen, sich auf jenen Satz von Gervinus zu stützen. Die inbrünstigste Menschenliebe zwar hat sich in Jean Paul niemals geändert, wohl aber kam er in seiner zweiten Periode zu einer ruhigeren Betrachtung der Weltlage. Er hat seinen Haß gegen Adel und Fürsten aufgegeben und ist seiner Nation fortan ein treuer Berather und besonnener Rufer im Streite geworden. Ich erinnere nur an seine Begeisterung für Friedrich den Einzigen, an seine „Dämmerungen" und „Friedenspredigten", an seine Schriften gegen die Censur, an seine energischen Forderungen eines constitutionellen Regiments, vor Allem aber an die wahrhaft klassischen, von Ernst Förster herausgegebenen „Politischen Nachklänge". Doch wie stimmt es, könnte man zuletzt noch einwenden, zu den in seiner Jugend ausgesprochenen Ansichten, daß Jean Paul sich von so vielen der deutschen Höfe mit den ausgesuchtesten Huldigungen aufnehmen ließ, daß er nicht den Verkehr mit den Großen dieser Erde als einen ihn herabwürdigenden Servilismus ansah? Endgültig kann diese Frage natürlich nur durch eine Darlegung der Art, wie Jean Paul dort verkehrte, entschieden werden; hier wird es genügen, auf einige seiner eigenen Aussprüche hinzuweisen. Bereits im Hesperus hat er auf das Schärfste die Fürstinnen von den Fürsten geschieden. „Seid weich," sagt er, „und erweitert nicht Fürstenhaß zu Fürstinnenhaß! Soll uns ein gebeugtes weibliches Haupt nicht rühren, weil es sich auf einen Tisch von Mahagony stützt, und große Thränen nicht, weil sie in Seide fallen?" Anderwärts ferner lesen wir, daß er in die Nester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die dort, wie bei den Raubvögeln, größer seien als die Männer. An Otto endlich schreibt er: „In der großen Welt veracht' ich die Männer und ihre freudenlosen Freuden, aber ich achte die Frauen."

Paul Nerrlich.

Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur.

Es ist in holländischen Zeitschriften für Literatur öfter die Frage erörtert worden, weshalb doch die niederländischen literarischen Erzeugnisse sich fortwährend in Deutschland einer so geringen Bekanntheit und Anerkennung erfreuen mögen. Um noch von Shakespeare'schen Dramen, von Don Quixote, von Dantes Comoedie und anderen als Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu betrachtenden Geistesprodukten zu schweigen, was ist in der englischen, der französischen, der dänischen, der schwedischen, und sogar in der russischen Literatur Großes und Treffliches geleistet, das nicht in Deutschland volle Anerkennung gefunden hat, nicht allgemein gelesen und bewundert wird? Indessen was Holland neben solchen Dichtungen als Ebenbürtiges aufzuweisen hat, das bleibt dem Deutschen entweder völlig unbekannt oder wird von ihm im Allgemeinen mit sehr wenig Interesse oder sogar mit Geringschätzung aufgenommen. Als Grund für diesen Umstand hat man mehrmals angegeben, die niederländische Literatur trage einen zu speciell nationalen Charakter, sie enthalte zu Vieles, das im Auslande keinen oder doch nur geringen Anklang finden könnte. Befriedigend ist aber eine solche Lösung der Frage keineswegs; denn wären wirklich (was nicht der Fall) alle von holländischen Dichtern behandelten Stoffe auch noch so ausgeprägt national, würde das dennoch etwa den Mangel an Interesse bei den deutschen Stammesbrüdern erklären können? Werden doch ein Scott, ein Turgenjew, ein Jokai, ein Daudet und andere Schriftsteller, denen man eine speciell nationale Färbung schwerlich absprechen kann, in Deutschland nicht nur gelesen, sondern sogar mit einem gewissen Heißhunger verschlungen. Und ist es nicht gerade im Gegentheil das Außergewöhnliche, die Schilderung unbekannter Verhältnisse und Zustände, welche den Leser reizt, ja ihn sogar über Manches, was ihm bei der Behandlung rein deutscher Stoffe anstößig sein würde, gelinder, bisweilen zu gelinde urtheilen läßt?

Sehen wir uns also nach einer anderen und wahrscheinlicheren Erklärung dieser Zurücksetzung der niederländischen Dichtungen um. Wie manchem Holländer, der sich ins Ausland begibt, sehr wenig daran zu liegen scheint, welchen Eindruck er auf seine neue Umgebung macht (bestreben sich doch sogar Einzelne, vielleicht in Nachahmung der Söhne Albions auf dem „continent", mit ihrem vielen Gelde in der Tasche, den dünkelhaften und anspruchsvollen Nabob zu machen und sich einen Anstrich von Ungenießbarkeit und Philisterhaftigkeit zu geben, der in Wirklichkeit dem holländischen Charakter nicht eigen ist), so scheint es ihm auch im Allgemeinen ziemlich gleichgültig zu sein, welche Meinung der Ausländer über seine Literatur hegt. Denn was ist von Holland aus zur Förderung einer gründlichen Kenntniß seiner poetischen Leistungen in Deutschland geschehen? Wenig oder bald gar nichts; ein Aufsatz über niederländische Literatur im „Ausland" (1834, Nr 32), ein paar Artikel gleichen Inhalts in „Conversationslexiken" und ein paar mehr oder weniger gelungene Uebersetzungen niederländischer Dichtungen, — das ist Alles, wozu der Holländer sich bis jetzt hat hergeben wollen, um dem Deutschen etwas von seinen Literaturschätzen oder darüber mitzutheilen. Sollte also einer oder der andere der germanischen Brüder den Wunsch hegen, daß der Gesichtskreis seiner Landsleute auch nach der Richtung hin mehr erweitert würde, dann mußte er nur selber dafür sorgen und durch Uebersetzungen oder literarische Skizzen seinen Zweck zu erreichen suchen. Was aber war die nothwendige Folge dieses Umstandes? Natürlich, daß bei der wegen Mangels der Hülfsmittel dem Ausländer sich darbietenden Schwierigkeit, recht gründlich in die Sprache des Holländers, also auch in das Wesen von dessen Literatur einzudringen, in mancher Uebersetzung viel Charakteristisches und viel Schönes des Originals verloren ging, somit gerade die Vorzüge der ursprünglichen Dichtung dem deutschen Leser öfter unbekannt blieben. Und daher wahrscheinlich das vielseitig in Deutschland verbreitete entweder oberflächliche oder falsche Urtheil über die niederländischen dichterischen Leistungen; daher, daß manch' treffliches Geistesprodukt holländischer Autoren im Auslande nicht zu der demselben gebührenden Anerkennung gelangte, und daß sogar der kleinen Zahl der besseren Uebersetzungen so geringe Beachtung zu Theil wurde. So viel Dank demnach den Deutschen, welche sich der schwierigen Aufgabe einer Uebertragung aus dem Holländischen unterzogen haben, gezollt werden muß, so kann doch nicht verhehlt werden, daß die meisten dieser Schriftsteller nur zur Verbreitung der holländischen Kunstschätze, nicht aber zur Beförderung eines gründlichen ästhetischen Urtheils über dieselben beigetragen haben. Ja, daß diesen Schriftstellern selber bisweilen Flüchtigkeit in der Kritik nicht fremd ist, mußte der Verfasser dieses Artikels leider bei der Lecture eines Artikels dieser Zeitschrift erfahren. In der Uebersicht nämlich, welche daselbst (in Nr. 38 des 14. Bandes) von Adolf Glaser, dem fleißigen Uebersetzer manches holländischen Romans, von der neueren niederländischen Literatur gegeben wurde, findet sich neben vielen richtigen und trefflichen Bemerkungen, andrerseits wieder Einiges, das von einer einseitigen und mangelhaften Auffassung zeugt, auf welche eine Entgegnung von holländischer Seite her recht dringend geboten scheint. Diese Entgegnung soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Mit Recht hat Glaser erkannt, daß die große Bedeutung der neueren holländischen Literatur nicht so sehr in der Lyrik, als vielmehr in der Epik, und zwar im historischen und ethischen

Digitized by Google

Roman zu suchen ist. Daher wahrscheinlich die Nichterwähnung des Da Costa, des Dichters von Gottes Gnaden, der in seinen lyrischen Zeitgedichten („Wachter wat is er van de nacht?" „De chaos en het licht", u. s. w.), vom idealen Standpunkte aus die politischen Verhältnisse der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts betrachtend, mit einer orientalischen Gluth, mit innigem und reinem Gefühl und mit einem gewissen prophetischen Blicke seinen Erwartungen und Befürchtungen für die Zukunft Europas und der civilisirten Welt Ausdruck gibt (vgl. u. A. im Gedichte „Parijs" die Schilderung der schon in den zwanziger Jahren gewissermaßen geweissagten Schicksale dieser Stadt, im Jahre 1871); daher wohl die Nichtbeachtung des lieblichen, für das Wahre und Schöne begeisterten De Génestet, des rüstigen und poetischen Streiters für die von aller Dogmatik befreite Religion und für die Entwickelung des dem Menschen innewohnenden Göttlichen; daher auch wohl das Stillschweigen, womit der jetzt in voller Blüthe stehende Schaepman übergangen wird (der in Folge einer leiblichen Uebertragung eines seiner Gedichte, u. d. Titel „Die Zeit und ihr König", Dortmund bei Gebr. Lensing, den Deutschen wenigstens einigermaßen bekannt sein kann), der Schaepman, der obgleich rein katholisch in seinen religiösen und politischen Ansichten, dennoch durch seine poetisch erhabenen und idealen, frischen und klaren Gedanken auch den auf freierem Standpunkte stehenden Leser, wenn dieser nur vorurtheilsfrei genießen kann und will, unwillkürlich anzieht und entzückt, und als schlagender Beweis kann gelten für die Unwahrheit der von Glaser ausgesprochenen Meinung, als hätte mit Van Lennep die Reihe der bedeutungsvollen Dichter Hollands ein Ende genommen; daher auch wohl... Doch es liegt nicht in unserm Plane, hier ein Verzeichniß der erwähnungswerthen und von Glaser vernachlässigten niederländischen Schöngeister zu geben; nur die von diesem Kritiker behandelten, zugleich theilweise durch Uebersetzungen dem deutschen Publicum zugänglichen Autoren sollen hier noch einmal die Revue passiren; es bleibe uns eine eingehende Besprechung von Hollands neuerer Literatur für einen anderen Aufsatz vorbehalten.

Der erste und bis jetzt größte niederländische Romandichter ist ohne Zweifel der eben genannte Van Lennep, von dessen historischen Romanen einzelne: „Die Rose von Dekama", „Die Abenteuer Ferdinand Huycks", „Der Klosterzögling", „Das elfte Jahrhundert" auch in deutscher Sprache (bei Mayer in Aachen), vorliegen. Ihm spendet Glaser das ihm gebührende Lob, leider aber ohne dieses, wie doch erwünscht oder nothwendig gewesen wäre, gehörig zu begründen. Gehen wir deshalb etwas näher auf dieses Autors Leistungen ein. Unter allen Gattungen der literarischen Kunst gibt es wohl kaum eine, welche größere Anforderungen an den Dichter stellt wie der geschichtliche Roman, Anforderungen, deren Gewicht auch dem Schöpfer dieses Genres vollkommen klar gewesen sein mögen; hätte dieser doch sonst in einer Zeit, wo er als Poet schon gefeiert wurde, als Alterthumsforscher schon rühmlichst bekannt war, seine Vaterschaft des „Waverley" nicht so lange im geheimnißvollen Dunkel gehalten. Zugleich Gelehrter und Dichter, muß der historische Romantiker sich in ersterer Qualität einem sorgfältigen Studium der Geschichte und des Alterthums widmen, tief in den Geist der zu schildernden Periode eindringen, um dann in der zweiten Eigenschaft mit Hülfe seiner Phantasie und poetischen Schöpfungsgabe auf dem historischen Hintergrund seine dramatischen Personen, deren Charaktere, die Schicksale seiner Helden zu schaffen. Bei ihm darf weder der Historiker auf den Vordergrund treten, damit die Zustände nicht, anstatt geschildert, beschrieben werden, noch darf sich wieder der Dichter zu viel hervorthun, damit nicht, durch zu freie Entwickelung der Phantasie, die Schilderung die Gefahr laufe, eine ungetreue und unwahre zu werden; es muß sich bei ihm aus den zweien, schon ohnehin selten in einer Person vereinigten Begabungen, eine glückliche Amalgame bilden, welche ihn befähigt, durch die epische Darstellung interessanter Schicksale das Wesen der alten Zeit in seine Dichtung hineinzuzaubern, den Leser durch die vorgeführte Handlung selber in die Eigenthümlichkeiten, Ansichten, Sitten und Meinungen einer bestimmten Epoche einzuweihen und ihn gewissermaßen in die Cultur einer alten Welt sich hineinleben zu lassen. Und diese schwierige Aufgabe hat Van Lennep trotz eines Scott gelöst; zwar steht er bisweilen in der Gründlichkeit der Schilderung, in der Entwickelung des Pathos seiner Helden und der Schöpfung erhabener Figuren, seinem englischen Vorbilde nach, doch übertrifft er dieses in der Plastik und der Gluth seiner Schilderung, in der fesselnden Erzählung und im sprudelnden Humor; in der Zeichnung der Charaktere aber, in der Schlichtheit der Darstellung und in der Begabung, eine vergangene Zeit für die Phantasie wieder aufleben zu lassen, stellt er sich als ebenbürtiger Heros dem genialen Schotten zur Seite. Besonders der „Ferdinand Huyck" bietet uns die Gelegenheit, die besagten Talente Van Lenneps zu erkennen und zu bewundern; wer diese dichterische Leistung liest, wird nicht nur zugeben müssen, daß ihm bei der Lecture, die in vielen Hinsichten so merkwürdige und eigenthümliche Periode des Hollands des 18. Jahrh. vorgezaubert wird, sondern auch, daß die Erzählung ihm ein Gesammtbild der geschilderten Epoche gibt, klarer und freier, wie dies Scott in je einen seiner Romane gethan hat. Indeß wird Van Lennep zu großer Breite und Behaglichkeit in der Erzählung, ja sogar der Geschwätzigkeit beschuldigt, ein Vorwurf, den man auch mehrmals Walter Scott gemacht hat und welcher doch unserer Ansicht nach bei letzterem viel mehr gilt wie beim ersteren; denn ist auch bisweilen beim Van Lennep etwas Weitschweifigkeit nicht in Abrede zu stellen, niemals erreicht dieselbe derartige Dimensionen wie z. B. in Scotts „Antiquary". In den meisten Fällen aber, wo man anfänglich geneigt wäre, die vom holländischen Autor eingefügten Dialoge als nicht unbedingt für die Entwickelung der vorgeführten Geschichte erforderlich anzusehen, muß man bei gründlicherem Nachdenken erkennen, daß dieselben wesentlich zur Charakteristik der Personen und Umstände beitragen und als für die klare Zeichnung des Culturlebens unentbehrliche Elemente der Erzählung zu betrachten sind.

Nach Van Lennep ist, wegen ihrer Leistungen im historischen Roman, die auch von Glaser erwähnte Frau Bosboom-Toussaint zu nennen; sie ist eine bis jetzt in Deutschland noch völlig unbekannte Dichterin, denn so viel dem Verfasser dieses Artikels bekannt, hat sich noch Niemand der Mühe einer Uebersetzung eines ihrer zahlreichen, literarischen Erzeugnisse unterzogen. (Glaser erwähnt nur eines Romans, „Het huis Lauernesse"; doch gibt es deren, einzelne kleinere von mehr novellistischem Charakter nicht mitgerechnet, ungefähr einige zwanzig.) Obgleich diese Schriftstellerin indessen durch ihr staunenswerthes Studium der Geschichte uns immer zur Bewunderung zwingt (ihre Romane spielen in verschiedenen Epochen der Geschichte Hollands, Englands, Spaniens, Italiens, Burgunds, Belgiens), obgleich sie sich manchmal durch eine feine und treffende Charakteristik auszeichnet, obgleich es ihren Helden manchmal nicht an hinreißendem Pathos gebricht, so steht sie doch in ästhetischer Hinsicht bedeutend dem V. Lennep nach; es fehlt ihr das Talent der geläufigen Erzählung und überhaupt die richtige Amalgame des Gelehrten und des Epikers; ihre Schilderung der Personen, Verhältnisse ꝛc., anstatt sich mit der epischen Darstellung zu einem schönen Ganzen zu vereinigen, ist gewissermaßen als Einleitung oder Erklärung der Erzählung zugefügt und wird demzufolge manchmal zur reinen Beschreibung; sie gefällt sich nur zu oft in einer Absonderlichkeit sowohl der Behandlung des Stoffes als der Form, welche bisweilen sogar zur Manierirtheit entartet. Doch verdienen ein paar ihrer dichterischen Schöpfungen, in welchen die hier angedeuteten Mängel nicht so scharf wie in den anderen hervortreten, wegen der oben erwähnten Vorzüge eine größere Bekanntheit im Auslande; eine Uebersetzung der „Huis Lauernesse", des „Graaf Pepoli", besonders aber der Dilogie „Princes Orsini" und „Diana" würde sich ohne Bedenken lohnen und manchem deutschen Leser eine genußreiche Stunde bereiten.

Wie Ebers in seiner „Königstochter" und „Uarda" versucht hat, das alte Pharaonenreich vor unserer Phantasie wieder aufleben zu lassen, wie es ihm in seinem „Homo sum" wirklich gelungen ist, uns durch epische Darstellung in die Welt der ägyp-

Digitized by Google

tischen Anachoreten einzuführen, so schilderte der gelehrte Holländer Limburg Brouwer in seinem „Akbar“ ein Sitten- und Culturbild Indiens unter der glänzenden Regierung des mongolischen Herrschers dieses Namens, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihn übertrifft der ägyptologische Dichter zwar in künstlerischer Hinsicht durch die phantasiereichere Epik und die Plastik der Erzählung, gewiß aber nicht durch die größere Gediegenheit der Schilderung; jedenfalls aber kann jeder gebildete Deutsche Limburg Brouwers Buch, das vor kurzem in ausgezeichneter Uebersetzung (von Frau Lina Schneider, bei Killinger in Leipzig) erschienen ist, mit Zuversicht zur Hand nehmen; es wird ihm die feine und geistvolle Dichtung keinen geringen Genuß gewähren, auch dann, wenn er vielleicht kein Interesse für die Zustände der holländischen Colonien hegen möchte; denn die im „Akbar“ geschilderten Ereignisse spielen nicht, wie die oberflächliche Besprechung des Romans in einer gewissen deutschen Monatsschrift vermuthen lassen könnte, in den niederländischen Besitzungen, sondern auf dem indischen Festlande.

Wenn Glaser ferner in seinem Aufsatze, über den holländischen Sittenroman sprechend, in demselben, im Gegensatz zu dem „süßen Schauer seliger Ahnungen und romantischer Unergründlichkeit“ deutscher Dichtungen, „eine klare Anschauung, reiche Menschenkenntniß und gesunde Moral“ ausmerkt, wenn er darin „eine überraschende Aehnlichkeit der dem Leben abgelauschten typischen Gestalten, sowie eine humoristische Schilderung gesellschaftlicher Gebräuche und eine sittliche Grundfärbung“ findet, so bekundet er, man muß es ohne Bedenken eingestehen, einen scharfen und klaren Einblick in den speciellen Charakter der ethischen Romanliteratur der Holländer. Wozu aber dann die Vergleichung der niederländischen in dieser Kunstgattung sich bewegenden Romanschriftsteller und Novellisten mit einem Paul de Kock? Was haben jene germanischen, öfters fein humoristischen und bald immer mit richtigem Takte und ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit idealisirenden Autoren mit diesem französischen, realistischen und manchmal widerwärtigen Verfasser von Geschichtchen aus der „Chronique scandaleuse“ gemein? Gott sei Dank, nichts wie das Talent, das von dem Einen gemißbraucht, von den Anderen zu edlen Leistungen verwandt wird.

Was die ästhetische Kritik der einzelnen Schriftsteller betrifft, auch darin darf man in vielen Hinsichten der von Glaser geäußerten Meinung beipflichten. Seine Bemerkungen über Beets' „Camera Obscura“ (eine Geschichte aus dieser Novellen- und Skizzensammlung erschien in Reclams Universalbibliothek unter dem Titel „Die Familie Kegge“), über Kellers und Ten Brinks ethisch-romantische Leistungen sind, wenn auch sehr kurz gehalten, dennoch durchaus richtig und wahr; mit Recht wird in diesen Werken das Gute und Anziehende anerkannt. Schade nur, daß die durch Uebersetzungen oder Nacherzählungen dem deutschen Publicum unter die Augen gebrachten Romane der beiden letzteren Autoren den Werth der Originale nicht immer nach Gebühr zu Tage treten lassen, weil ja öfters, in Folge einer willkürlichen Fortlassung vieler für den Verlauf der Geschichte gerade nicht unbedingt nothwendigen Elemente, mancher interessante Zug, manche im ethischen Roman unentbehrliche Schilderung des innern und geistigen Lebens verloren gegangen ist. Noch schlimmer aber ist solches der Fall in der großartigen, von Glaser „eine Perle ersten Ranges“ genannten Dichtung des (schon vorher als historischen Romantiker erwähnten) Van Lennep, in welcher in kräftiger und fesselnder epischer Darstellung ein umfassendes Culturbild des Hollands der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts geschildert wird, im „Hänschen Siebenstern“ (holl. „Klaasje Zevenster“); hat sich doch hier der Nacherzähler die Freiheit genommen, das Original nicht nur abzukürzen und zu mütiliren, sondern auch hier und da sogar umzugestalten und zwar dermaßen, daß der ursprüngliche Verfasser gewiß die deutsche Bearbeitung nicht gerne als sein Enkelkind hätte anerkennen mögen. Und was aus der ergreifenden und erschütternden Poesie des theilweise Tendenz-, theilweise Sittenromans Douwes Dekkers, aus dem „Max Havelaar“ in der deutschen Uebersetzung geworden ist, davon hat der Leser der Gegenwart sich eine Vorstellung machen können durch die früher in dieser Zeitschrift erschienene Beurtheilung dieser Arbeit. Wenn ein Uebersetzer es z. B. fertig bringt, eine religiöse Familie als „ein Haus, wo dem Herrn servirt wird“ zu bezeichnen, wie soll man dann erwarten, daß derselbe eine Arbeit zu liefern im Stande wäre, die auch nur im entferntesten eine richtige Vorstellung des Originals geben könnte.

Große Bewunderung zollt Glaser auch dem (in deutscher Uebersetzung bei Westermann erschienenen) Roman „Lideweide“, der Leistung des sonst als Kritiker rühmlichst bekannten Busken Huet, sowie den (ebenfalls zum Theil in deutscher Bearbeitung vorhandenen) Romanen Cremers. Gegen diese Lobpreisungen aber muß entschieden Einsprache erhoben werden. „Lideweide“, worin Busken Huet „mit kühner Hand der öffentlichen Tugendheuchelei den Krieg erklärt haben“ soll, ist ein Machwerk, woraus die holländische Literatur nicht nur keinen Ruhm ernten kann, sondern dessen sie sich schämen muß. Was die Hauptsache betrifft, so besteht es aus Reminiscenzen an Novellen von Turgenjew und de Musset; daher die Schilderung in demselben von Zuständen, die vielleicht in Frankreich, nicht aber in Holland bestehen können, und von barbarischen Handlungen, die sich vielleicht ein Russe, schwerlich aber ein Holländer zu schulden kommen lassen würde. Eine verheirathete Frau, die durch ihre verführerischen Künste einen jungen Bräutigam in ihre Netze lockt, ihn seiner Braut abspenstig macht und zum Ehebruch verleitet, ein Cyniker, der alle idealen Neigungen und Bestrebungen als nichtig erachtet, mögen, wenn sie gleich dem idealen Künstler nicht das Thema zur Verwerthung seiner Talente abgeben dürfen, bisweilen auch unter Germanen, denen sonst eheliche Treue, Keuschheit und reine Liebe als das Höchste und Schönste gelten, als seltene Ausnahmen gefunden werden; ein Arzt aber, der gewissermaßen so'n bischen türkischen Pascha spielt, der in seiner Wohnung ein Zimmer speciell dazu eingerichtet hat, um die weiblichen Patienten, welche sich ihm anvertrauen, zu seinem bestialischen Willen zu bringen, und der diese schöne Praxis in freier Weise ausübt, ein dem gebildeten Stand angehörender Ehemann, der seine auf Ehebruch ertappte Frau Gemahlin, im tiefsten Negligé, aus dem Bette jagt und mit einer Peitsche durchhaut, das sind Gestalten, die nicht auf holländischem Boden, geschweige denn in einem holländischen Zustände schildernden Roman zu Hause gehören. Und wie soll man überhaupt das an Claurens Schriftstellerei erinnernde Wagniß eines Autors beurtheilen, der nicht nur solche Ungeheuerlichkeiten schildert, sondern auch seinen Realismus so weit treibt, daß er sich nicht scheut, uns das ehebrecherische Paar in dem Schlafzimmer der Buhlerin vorzuführen?

Und nun Cremer, der von Glaser als Romanschriftsteller zu hoch gestellt, hingegen aber in seiner wahren Bedeutung, als Autor novellistischer Skizzen, vernachlässigt ist. Wer sich in Deutschland von diesem Abgott des niederländischen Volkes eine klare Vorstellung machen will, der vergleiche ihn mit seinem Auerbach. Was dieser in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ und anderen dergleichen Skizzen geleistet, das hat jener in seinen „Betuwsche en Oberbetuwsche novellen“ gethan.*) Wenn Auerbach dem Landvolke dessen innerste Gedanken abgelauscht hat, wenn er den geistigen, in der rohen Schale verborgenen Kern desselben aufdeckt, das einer weniger gebildeten Menschenklasse innewohnende Gefühlsleben, die in derselben wühlenden Leidenschaften in klaren Zügen schildert, wenn er die für den oberflächlichen Beschauer so wenig poetischen Gestalten mit seinem Takte zu idealisiren versteht, so thut das Cremer nicht im geringerem Maße oder mit geringerem Talent in den oben erwähnten kleinen Erzählungen, wo Bauern mit Bäuerinnen der Betuwe (einer Landschaft der Provinz Gelderland) die Hauptrolle spielen; auch durch Cremers Darstellungen gewinnt man das Landvolk lieb und bekommt man Interesse für die Naivetät des geistigen Lebens einer der städtischen Cultur ferner stehenden

*) Von einigen dieser Novellen gibt es von der Hand der Frau Lina Schneider eine ausgezeichnete Uebersetzung, welche aber leider bis jetzt dem Druck noch nicht übergeben ist.

Digitized by Google

Volksklasse. Zwar ist der holländische Novellist in seiner Idealisirung bisweilen auch in denselben leicht erklärlichen Fehler verfallen wie Auerbach hin und wieder, aber es gibt auch manche Erzählung von Cremer, wie „'t Pauweveerke", „Oan 't klein revierke", „Kruuzemuntje" u. s. w., worin von Gekünsteltheit keine Spur zu finden ist, wo nur Wahrheit und Natur in der Dichtung und der Schilderung vorherrschen. Wenn indessen Cremer das ihm von seiner besonderen Anlage angewiesene Feld verläßt, und anstatt ethischer Geschichten einen ethischen Roman schreiben, anstatt Skizzen ein großes Gemälde geben will, dann läßt ihn auch sein sonst so glückliches Talent im Stich; hier und da mag sich noch ein lieblicher Zug, ein oder das andere feine skizzenartige Detail vorfinden, es mag dem Autor das Unterhaltende seiner Erzählungsweise auch hier verbleiben, das Imponirende des Ganzen, die breite und umfassende Schilderung, das Pathos der Charaktere, ja überhaupt die kräftigen, für die Romanhelden unbedingt erforderlichen Gestalten sucht man bei ihm vergebens, und dies zwar in desto stärkerem Maße, je mehr, wie z. B. im „Dokter Helmond" (deutsch bei Westermann), „Hanna de Freule", eine gewisse Tendenz in den Vordergrund tritt, die den Autor manchmal die Anforderungen der Kunst aus den Augen verlieren läßt.

Atque haec hactenus als ein Versuch, in Deutschland ein richtigeres und weniger oberflächliches Urtheil über Hollands neuere Literatur Eingang finden zu lassen. Zwar wären außer den hier erwähnten noch verschiedene anerkennenswerthe belletristische Schriftsteller zu nennen; zwar wären bei einer Behandlung der neueren niederländischen Literatur Namen, wie Potgieter, Schimmel, Koetsveld, Ten Kate, Alberdingk Thijm u. s. w. nicht zu vergessen, doch wagt es der Verfasser dieses Artikels nicht, das Ziel, welches er sich selber von vorn herein gesteckt hat, zu überschreiten und die Geduld des deutschen Lesers noch weiter auf die Probe zu stellen, zumal doch eine Besprechung niederländischer Autoren nur dann ihren Nutzen haben kann, wenn dieselben, was bis jetzt mit den so eben Genannten noch nicht der Fall ist, dem deutschen Publicum noch nicht zugänglich geworden sind. Möge indessen bald die Zeit kommen, wo in Deutschland an die Stelle der ziemlich allgemein herrschenden Meinung, „die niederländische Literatur hätte nicht viel auf sich", die richtige Anerkennung der Dichtungen der germanischen Stammverwandten tritt. Wir Holländer, wir bewundern und lieben die deutschen Dichter; und solltet Ihr dann, Ihr Deutschen, nicht gegenseitig die niederländische Literatur anerkennen und würdigen! Am Willen jedenfalls wird es Euch nicht gebrechen; ist nur die Gelegenheit für Euch da, das geistige Leben Hollands kennen zu lernen, dann werdet Ihr bereit sein, auch in dieser Hinsicht das geistige Band, das Holland und Deutschland vereinigt und vereinigen muß, noch enger zu knüpfen. Wir, Thuiskons Nachkommen, wenn auch politisch getrennt und unvereinbar, wir sind eins im Geiste, in geistigen Neigungen, im idealen Streben und Wirken; und wie sich auch Verleumdung oder falsche gegenseitige Beurtheilung geberden, der gebildete Deutsche kann Hollands Cultur nicht verachten oder gering achten, ebenso wenig wie der gebildete Holländer das Auge für Deutschlands geistiges Leben schließen kann.

W. L. van Helten.

General Dumouriez.*)

Es kann unserer Ansicht nach in vieler Beziehung nur fördernd wirken, wenn in einer Zeit, in der militärisches und Volksleben sich so enge berühren wie in der unseren, auch Berufssoldaten sich des historischen Stoffes bemächtigen. Es erschließen sich dem militärischen Forscher, der durch den unmittelbarsten täglichen Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung und durch die vielfachen socialen Erfahrungen, die er während der Kriege unter den halb gesetzlosen Zuständen der occupirten feindlichen Lande sammeln konnte, eine Menge charakteristischer Züge der menschlichen Natur und der Massen, welche dem gelehrten Sammler und dem vielleicht viel kenntnißreicheren Historiographen häufig verborgen bleiben. Wer nicht selbst von den Wogen socialer Stürme direct umweht wurde, nicht selbst den Einfluß der menschlichen Autorität bei mehr oder minder gefährlichen Bewegungen hat abmessen können, überschätzt oft einerseits die Strömungen der öffentlichen Meinung, der Volkserregungen und Massenbewegungen, und verlangt anderseits nicht selten zu viel von der Einwirkung einer charaktervollen Persönlichkeit.

Auch schon aus diesem Grunde meinen wir, daß die Geschichtschreibung, durch die vom Major von Boguslawski uns vorgelegte Lebensbeschreibung eines nicht nur militärisch, auch politisch bedeutungsvollen Mannes, um ein achtungswerthes Werk reicher geworden ist. Den nicht militärischen Lesern der „Gegenwart" sei bemerkt, daß der Verfasser sich schon durch hervorragendste militärische Werke einen geachteten Namen erworben, auch in pseudonymen politischen Broschüren und Novellen sich bemerkbar gemacht hat.

In dem vorliegenden Werke will der Verfasser nicht ein militärisches oder politisches Ideal aufstellen, dem etwa die strebsame Jugend nachzueifern sich bemühen soll, keinen Helden zeichnen, der wie ein „Fels im Meere" in den Brandungen der Revolutionen unverrückt seinen Platz behauptet, auch keinen Märtyrer uns vorführen, der, über seine Zeit hinausragend, mit seinem Schicksale eine Idee der Menschheit besiegelt; sondern er gibt das lebenswarme Bild eines Mannes, der mit allen glänzenden und hervorragenden Eigenschaften eines Alcibiades ausgestattet, sich willig hin- und herwerfen läßt von den kreisenden Strudeln, der, tapfer als Soldat, energisch als Organisator, gewandt als Politiker und bezaubernd als Gesellschafter, mit kühner Hand hineingreift in die kleinen und großen Bewegungen seiner Zeit, und der dennoch, obgleich Ehrgeiz und Thatendurst die Hauptmotive seiner Handlungen bilden, wieder einen edlen Kern zeigt, in welchem die Gesinnung das Uebergewicht behält über die Gelegenheit zur Selbsterhebung. So weit auch sein Gewissen ist, so sucht Dumouriez doch nicht à tout prix eine Rolle zu spielen, und so weit sein Herz auch dehnbar scheint, so schlägt es dennoch treu für den Gegenstand seiner ersten Liebe, obgleich die Braut verblüht und durch Krankheit entstellt war. Solch ein halb tugendhafter, halb egoistischer Held, der überall die Improvisation liebt, der in allen Phasen des merkwürdigsten Zeitabschnittes der neueren Geschichte theils schob, theils geschoben wurde und der fast alle Färbungen jenes chamäleonartig sich wandelnden politischen Treibens, bald heuchlerisch, bald aus innerer Ueberzeugung, in seine Anschauungen aufnahm, ist wie geschaffen dazu, um eine Zeitperiode in seinem eigenen Dasein widerzuspiegeln.

Sohn eines Kriegscommissarius von niederem Adel, nahm er theils als Beamter, theils als Cavallerieoffizier mit Bravour an den unrühmlichen Thaten des siebenjährigen Krieges Theil, schon damals für seinen Gegner, den großen Friedrich, schwärmend. Bei der Reduction des französischen Heeres brodlos geworden, suchte er seinen brennenden Ehrgeiz durch Thaten im Auslande zu stillen; bald sehen wir ihn deshalb in Spanien und bald in Corsika, in Italien und Portugal, aber nicht nur kämpfen, sondern auch nach politischem Einfluß streben. Manchmal ist er vorlaut, niemals aber unbedeutend, oft mißlingen seine Pläne, immer aber bringt sein eiserner Fleiß kostbare Schätze der Erfahrung mit nach Hause.

Bereichert durch das Erstrebte und Erlebte, aus dem reichen Strome frischer Ereignisse nach Paris zurückkehrend, wirkte die Fäulniß der herrschenden Zustände, bange Ahnungen erweckend, auf ihn ein; besonders aber erregte seinen Widerwillen der Anblick des weichlichen Königs, der mit dem Hute in der Hand am Wagenschlage der einstigen Cocotte Dubarry haltend, die

*) Das Leben des Generals Dumouriez von A. von Boguslawski, Major und Bataillons-Commandeur im 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6. Erster Band. Berlin 1879, Fr. Luckhardt.

Digitized by Google

Parade abnahm. Mit Schmerz sah Dumouriez das Herabsinken des militärischen Geistes in der Armee; sie war eine Sinecure für Hofschranzen geworden, ja in ihr schwangen sogar zehn- und zwölfjährige Obersten ihr kindisches Scepter über das wahre Verdienst; jeder verständige Staatsmann und Soldat mußte fühlen, daß so die letzte Barriere gegen die schon kochenden Strömungen gewaltsam hinweggerissen würde.

Lange aber sollte unser Held nicht in Paris verweichlichen. Eine Mission nach Polen, um dort die Insurrection gegen die Russen zu stärken und leiten zu helfen, nahm seine ganze Energie in Anspruch; auch hier erntete außer Undank, Mißerfolgen und Verunglimpfung von Feind und Freund, Dumouriez nichts als innere Schätze für seine politische und militärische Zukunft. Einer gegen ihn angestellten Untersuchung, die natürlich nur aus politischen Gründen in Gang gesetzt wurde, entging er durch den Regierungsantritt Ludwig XVI., der den Heißsporn alsbald dazu ausnutzte, um ihn in Schweden mit einer, gegen die Politik seines Ministers gerichteten, geheimen Mission zu betrauen. Der Minister, Wind von dem gegen ihn gespielten Schachzuge erhaltend, ließ den jungen Dumouriez einfach arretiren und in die Bastille sperren. Der König hatte nicht den Muth, den von ihm Entsandten zu befreien.

Daß dieser Umstand nicht dazu beitrug, unsern Helden zu einen fanatischen Royalisten zu machen, kann bei einem oft von egoistischen Motiven bewegten Charakter nicht auffallen, der überdies durch den ihm oft gebotenen Vergleich mit fremden Ländern die Fäulniß der heimatlichen Zustände nur zu sehr durchschaute. Es ist daher erklärlich, daß Dumouriez trotz seiner royalistischen Erziehung seit jener Zeit entschieden röthliche Tendenzen hegte. Seine mehrmonatliche Gefangenschaft benutzte er zu eingehenden Studien und zur Abfassung militärischer Abhandlungen ꝛc.

Nach seiner endlichen Entlassung, die mit dem Sturze des geärgerten Ministers erfolgte, wurde Dumouriez, nachdem er vergeblich gestrebt hatte nach Lyon oder Mainz zu politisch wichtigen Posten entsandt zu werden, zum Commandanten von Cherbourg ernannt, indem man gegen eine gefürchtete Landung der Engländer daselbst einen energischen Vertheidiger brauchte. Durch die geschickte Anlage der ausgedehnten Vertheidigungseinrichtungen, die er gegen den schwerfälligen Apparat der damaligen kriegsministeriellen Leitung durchsetzte, zeigte Dumouriez eine neue Seite seiner hochbegabten Persönlichkeit, die aber in neuem und noch höherem Lichte erstrahlte, als der Ausbruch der Revolution ihre Sturzwellen bis zu den nördlichen Grenzen wälzte und auch hier jene Bewegungen hervorrief, welche wir selbst ja aus dem Jahre 1848 her kennen. Während viele Commandeure ihrer eisernen Pflicht gemäß, zusammenbrechend sich der Sturzfluth entgegenstemmten, gab unser General der Fluthwelle freien Lauf und ließ sie sich im Sande verlaufen, durch energisches Einschreiten die Ueberschwemmungen abdämmend.

Durch sein halb taktvolles Zugeben und halb hemmendes Einschreiten gegen die zu rapide Gangart des Vorwärtsstürmens beruhigte Dumouriez in dieser kritischen Periode sowohl die Nieder-Normandie als später auch die Vendée, wo der lebhafte General es verstand, die ländliche Bevölkerung durch freundliche Vorstellungen zum Nachgeben zu bringen, eine Bevölkerung, welche ihre ritterliche Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und an ihre Religion später so blutig bezahlen mußte.

Seine für die Geschichte der Revolution bedeutende Thätigkeit entfaltete er aber erst in Paris, wohin er sich begab, um dem Herde des allgemeinen Brandes näher zu sein. Dort versuchte er, wie der Verfasser sagt: „die Versöhnung des Königsthums mit den Principien der bürgerlichen Freiheit und die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen den Monarchen und der Nation" zu Stande zu bringen.

Diese Episode des biographischen Werkes ist eingehender und breiter geschrieben, weil in ihr Dumouriez durch die Uebernahme des Ministeriums des Aeußeren factischer Führer der damaligen Regierung wurde. Es war ein politisch ungeheuerlicher Zustand, in welchem Frankreich sich befand. Der dem Namen nach regierende König war ein Gefangener in der Hand einer politischen Körperschaft, welche selbst nicht auf festen Beinen stand, weil die Bergpartei an ihrem Piedestal rüttelte und der Socialismus ihre Existenz untergrub. Zu gleicher Zeit stand ein äußerer Feind an den Grenzen, auf dessen siegreiches Vorschreiten die Anhänger des Königsthums ihre letzten Hoffnungen setzten. Durch diese Klippen suchte der Minister das Staatsschiff hindurch zu steuern. Im Herzen wohl dem Könige zugethan, dessen guter Charakter ihn trotz der Schwäche rührte, kokettirte er aus Staatsklugheit mit den Jakobinern und suchte sich durch persönliche Freundschaften der Mittelparteien zu versichern; nur wo seine eigene Ehre angegriffen war, stand er fest und charaktervoll auf seiner einmal gefaßten Meinung.

Seine hervorragendste That war die Erklärung des Krieges gegen Oestreich, durch die er einestheils sich einen festen politischen Anhang schuf, anderseits hoffen konnte, durch eine Ablenkung der allgemeinen Strömung nach außen und durch eine Begeisterung für militärische Thaten die Erregung in den entzündeten inneren Theilen etwas zu lindern.

Nachdem er die dem Kriege entgegenwirkenden Minister gestürzt hatte, übernahm der General das Ministerium des Krieges, welches er aber nach dreitägiger Führung, einer inneren Differenz wegen, mit dem Commando einer Division an der belgischen Grenze vertauschte. Hier finden wir Dumouriez wieder in seinem gesunden Fahrwasser, denn er war vor Allem ein Soldat. Seine überlegene Kraft machte sich im Lager sofort in ihrer ganzen Ausdehnung geltend; schon nach kurzer Zeit überragten die Truppen, welche er führte, alle anderen Armeetheile an Organisation und Disciplin; er verstand es mit der ihm eigenen Gabe selbst die widerstrebenden Elemente zu fesseln und aus den fast lächerlich gewordenen Sansculotten eine brauchbare Armee herzustellen. Als der König zum zweiten Male gefangen wurde, folgte Dumouriez, der nur mit Thatsachen rechnete, dem Befehle der allerdings noch nicht zu Recht bestehenden Nationalversammlung, und ließ seine Truppen, mit Weglassung des Namens des Königs, nur auf die gesetzgebende Körperschaft vereidigen. Dieser charakterlose Schritt, den selbst ein Lafayette verweigerte, verschaffte unserm General das Obercommando über alle im Norden und Osten Frankreichs operirende Armeen.

Diese kurze Skizzirung des reichen Inhaltes wird genügen, um zu zeigen, wie groß der Tummelplatz ist, auf welchem der Verfasser sich bewegen konnte und wir meinen, daß er denselben geschickt ausgenutzt hat, um die hier an das Burleske grenzenden, dort tief tragischen Episoden jener so großen und so kleinen Zeit in gefällig fließender Darstellung dem Leser zu entrollen. Mit der Meisterschaft eines routinirten Fachmannes legt Boguslawski die inneren und äußeren militärischen Verhältnisse dar, zugleich ein fesselndes Bild der politischen Sturmperiode gebend; besonders charakteristisch aber zeichnet derselbe die polnischen Verhältnisse, die der seit langen Jahren in Posen lebende Verfasser augenscheinlich im Originale studirt hat.

Der nächste Band wird wahrscheinlich die militärischen Operationen, die letzte Thätigkeitsperiode des Generals, entwickeln und dem Verfasser weitere Gelegenheit geben, sich auf seinem sicher beherrschten Stoffe zu tummeln und darzulegen, mit welchem Erfolge Dumouriez das Schifflein seines Ehrgeizes zwischen der Scylla des verfaulenden Alten und der Charybdis der blutigsten Revolution hindurchsteuerte.

J. Scheibert.

Digitized by Google

Notizen.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat durch sein denkwürdiges Votum von voriger Woche in ganz Europa eine Sensation erregt, die nicht sobald verklingen wird. Die öffentliche Theilnahme hatte unsere Kammer neben dem jüngeren Reichstage etwas stiefmütterlich behandelt. Jetzt aber, wo sich die seit dem Socialistengesetz getrennten liberalen Parteien zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Volksrechte wieder zusammenfanden, hat der Vorgang die Aufmerksamkeit der Welt gefesselt und unseren schlichten Deputirten, die ohne viel Pathos und mit geringen Diäten ihr tägliches Werk vollbringen, ein reiches Maß von sympathischer Zustimmung erobert. Es war an und für sich von hohem Interesse, daß man einmal wieder Lasker und Miquel, Hänel und Virchow zusammen einen freiheitlichen Wechsel ausstellen sah, welchen das Haus vollauf acceptirte. Der Credit der preußischen Firma war dadurch auf allen europäischen Plätzen mit einem Schlage bedeutsam gesteigert. Die hochmüthigen Ausstreuungen, als ob die Erregung der Blätter über das Gesetz, wenn es zur Entscheidung käme, sich als Schwindel erweisen und in irgend einen fadenscheinigen Compromiß verflüchtigen werde, waren verstummt. Die Gegner gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß es in Preußen und Deutschland noch ganze Parteien gebe, über die nicht ein Federstrich verfügen kann und mit welchen im gegebenen Falle gerechnet werden muß. Man darf nunmehr der Haltung des Reichstags in dieser brennenden Frage mit noch größerem Vertrauen als bisher entgegensehen. Die Situation im Innern und nach außen ist jedenfalls voll dramatischer Momente. Bei uns flammt auf allen Gebieten ein Kampf, aus welchem die liberalen Parteien ohne Zweifel siegreich hervorgehen werden. Anderswo stehen große Interessen auf dem Spiel. Es fragt sich, ob wir schon jetzt oder etwas später in einen zweiten Act des orientalischen Dramas eintreten sollen. Ein neuer Fürstenthron, zu dem sich zahlreiche Candidaten melden, soll am Balkan aufgerichtet werden. Natürlich wird der kommende Herrscher nur von Rußlands Gnaden regieren. Aber ein solches Schauspiel wird doch der Mitwelt nicht alle Tage geboten. Auch an einem näher gelegenen Orte, ja dicht an unseren Grenzen, beschäftigt man sich mit der Frage, wer einen Herzogshut nach dem Tode des gegenwärtigen Inhabers davontragen soll. Das braunschweigische Problem ist verwickelt genug, aber wir wüßten schon eine Lösung. Halbe Zustände sind stets vom Uebel. Wer möchte jetzt leugnen, daß nach dem Kriege in den sechziger Jahren die Einverleibung Sachsens das deutsche Reich ein Stück vorwärts gebracht und eine etwaige Coalition particularistischer Könige für alle Zeit verhindert hätte. Zum Glück sind die sächsischen Geschicke in reichsfreundliche Bahnen gelenkt und werden es angesichts unserer guten Beziehungen zu Oestreich hoffentlich bleiben, auch wenn eine gewisse Verlobung sich verwirklichen sollte. Die Feste in Dresden zu Ehren der Anwesenheit des habsburgischen Erzherzogs lassen das Heirathsgerücht sehr glaubhaft erscheinen. Seltsam, daß die Ankunft des Prinzen, ganz wie im vorigen Jahre, ein heiteres Intermezzo hervorrief, das lehren mag, wie man in der Angabe von Tagen und Stunden aufmerksam sein sollte. Als der König von Sachsen im letzten Sommer das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Vermählung feierte, war auch ein hoher Gast aus Wien angekündigt. Der Gesandte, den es anging, benachrichtigte davon den Minister des Auswärtigen, dieser den Hof. Zum Unglück aber hatte sich der Gesandte im Datum geirrt und die Majestäten nebst Gefolge trafen einen Tag zu früh auf dem Bahnhofe zum Empfange ein. Diesmal ereignete sich ein ähnlicher Zwischenfall. Ein hiesiges Mitglied des diplomatischen Corps hatte nach langem Warten endlich die Depesche über des Erzherzogs Ankunft in Dresden erhalten und war eiligst abgereist. Dort war jedoch noch Alles still. Wieder lag ein Uebersehen des richtigen Tages vor und der Attaché mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Solche kleine Leiden sind von dem Hofdienst so gut wie von der Politik unzertrennlich. Die Hauptsache bleibt, daß edle Fürstensöhne gute Frauen finden und mit ihnen glücklich werden. Wie froh wäre der Sohn Napoleons III., könnte er seine zweifelhafte Anwartschaft auf die französische Vacanz durch eine passende Verbindung unterstützen. Er hat schon mehrere Körbe erhalten und wird sich noch gedulden müssen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir eine Aufklärung über den in der vorletzten Wochennotiz besprochenen Irrthum erwähnen, der dem Gothaer Hofkalender mit Madame Paupelin, das heißt der Prinzessin Mathilde, begegnet ist. Die unrichtige Angabe scheint der Schrift des Heidelberger Geschichtsprofessors Kleinschmidt über die Eltern und Geschwister Napoleons I. entnommen. Das Buch ist so bonapartistisch wie möglich und fußt auf Mittheilungen der exkaiserlichen Familie. Der komische Eindruck des Malheurs, das der verwittweten Fürstin Demidoff passirt ist, wird dadurch natürlich nichts weniger als vermindert.

* * *

Der Geburtsort der Tragödin Rachel.

Dieser Tage brachte ein Berliner Blatt einen Brief der großen französischen Tragödin Rachel, den sie anläßlich ihres Gastspieles in Berlin im Jahre 1852 an Alexander Dumas, Vater schrieb, zum Abdruck. Während der Lecture dieses Briefes erinnerte ich mich an einige Nachforschungen, die ich kurz nach dem Tode der Rachel im Jahre 1858 über die Zeit ihrer Geburt anstellte und durch welche ich Veranlassung gab, daß in den Conversationslexikons von Brockhaus, Pierer u. a. m. die darin bestehenden Unrichtigkeiten hinsichtlich dieses Punktes gehoben wurden. Indessen setzt Vapereau (noch 1870) in seinem Dictionnaire des Contemporains den Geburtstag auf den 24. Februar 1820 an und nennt Munf als Geburtsort.

Einige Journale und Werke behaupteten nämlich, Rachel Felix sei den 24. Februar 1820 in Paris geboren worden. Brockhaus setzte ferner das Geburtsjahr auf 1822. Richtig ist blos, daß dieselbe Ende Februar 1821 in dem Rheindörfchen Mumpf (jetzt eine Eisenbahnstation der Bötzbergbahn zwischen Basel und Zürich) geboren wurde. Kurz nach dem Tode der großen Schauspielerin schrieb ich an den mir bekannten Ortspfarrer Knapp in Mumpf, er möchte mir von den auf Rachel bezüglichen Acten Kenntniß geben. Er sagte bereitwilligst zu und, gestützt auf seine Erhebungen, kann ich Folgendes mittheilen:

Den 13. Januar 1840 schrieb die Aargauische Staatskanzlei an den damaligen Pfarrer zu Mumpf, den nachmaligen Probst und bischöflichen Generalprovicar Vögelin: Der eidgenössische Geschäftsträger in Paris requirire einen Tauf- oder Geburtsschein der im Jahre 1821 in Mumpf gebornen Elisa Felix, welche bei der spanischen Herzogin von Berwick „angestellt sei". Die Staatskanzlei wünschte eine Ausfertigung des bezüglichen Actes.

Pfarrer Vögelin durchstöberte nun die Geburtsregister seiner Pfarre durch mehrere Jahrzehnte und selbst mit Hülfe des Ortsgeistlichen von Ober-Mumpf die Register der dortigen Gemeinde, konnte aber zu keinem Resultate gelangen. Erst im März 1840 bekam er ganz zufällig von einem Bürger von der Geburt eines israelitischen Kindes in Mumpf Nachricht. Dieser Anhaltspunkt führte auf weitere Nachforschungen. Unter den aufgefundenen Briefen und Zeugnissen verdient nachfolgendes Actenstück als das ausführlichste abgedruckt zu werden:

„Die unterzeichneten Vorsteher und Privaten zu Mumpf erinnern sich zuverlässig und bezeugen hiermit, daß im Jahre 1821 gegen das Ende des Monats Februar eine noch ziemlich junge Weibsperson des jüdischen Glaubensbekenntnisses dahier im Gasthause zur Sonne angekommen sei und etwa 14 Tage darin logirt habe. — Dieselbe bewohnte das Zimmer Nr. 13 neben dem Saale im obern Stockwerk, wurde von einer mitgebrachten weiblichen Person desselben Glaubensbekenntnisses bedient und gebar nach einigen Tagen ihrer Ankunft (wahrscheinlich den 28. Februar) unter dem Beistande der Hebamme Theresia Böni von da ein Mägdlein.

„Mehrere durchreisende Juden, namentlich Isaak und Israel Woog, besuchten sie und erfreuten sich mit ihr der guten Verpflegung im Gasthause. Die Unkosten für dargereichte Nahrung, für Logis und Bedienung wurden baar bezahlt.

„Ob sie Theresia Felix, ihr abwesender Mann Jakob Felix geheißen und das zur Welt gekommene Mägdlein den Namen Elisa oder Rachel bekommen habe, kann nicht bestimmt angegeben werden, da sich die damaligen Wirthsleute des Geschlechtsnamens der fraglichen Familie nimmer besinnen und über die Anwesenheit und Niederkunft der jüdischen Frau weder bei den Pfarr- noch bei den Gemeinderathsacten dahier eine Notiz gefunden wird.

„Mumpf, 14. März 1840.

„Der damalige Gemeindevorsteher: J. Anton Rau. Bürger: Franz Jos. Waldmeyer zur Sonne. B. Rau, Lehrer. Johann Mösch."

Digitized by Google

Die Aechtheit der obigen Unterschriften und die Glaubwürdigkeit der Aussagen bezeugten der Pfarrer Jos. Vögelin und der Amann B. Rau.

Vergleicht man diese Angaben und die des „Courrier de Paris" von 1854, der das Datum der Geburt Rachels auf den 20. März 1820 setzt, übrigens der Authenticität am nächsten steht, mit denen anderer Blätter und Werke aus den fünfziger Jahren, sowie mit dem Briefe der Herzogin von Berwick, die ganz bestimmt einen Geburtsschein für die im Jahre 1821 in Mumpf geborene Elisa Felix verlangt, so ist aus Allem zu entnehmen, daß die ursprüngliche Angabe des Geburtsortes „Paris" unrichtig ist und die Ortschaft Mumpf als ihr Geburtsort angenommen werden muß, um so mehr, als das Zusammentreffen der eben erzählten Umstände die Glaubwürdigkeit des Gesagten außer allen Zweifel setzt.

Mumpf ist ein freundliches Fischerdorf im schweizerischen Kanton Aargau. Zwischen den nördlichen Abdachungen des Jura und den grünen Fluthen des hier schon ziemlich breiten Rheinstroms lehnt es seine Häuser bald an die sanften Hügel, welche die Ausläufer des Jura bilden, bald baut es sie keck an die äußersten Ränder des hochliegenden Ufers. Tannen- und Laubholzwälder bilden den grünen Rahmen um das vor lästigen Winden geschützte, ein trauliches Stillleben führende Dorf Zwei Soolbadanstalten, Nachbaren der Salinen von Rheinfelden und Ryburg, sichern solchen Badegästen, welche einen ruhigen, stillen Landaufenthalt dem geräuschvollen Leben größerer Badeorte vorziehen, den Erfolg ihrer Kur. (Das größere dieser Kurhäuser ist Rachels Geburtshaus, der Gasthof zur Sonne, seither bedeutend vergrößert und verschönert.)

Von den zahlreichen Aussichtspunkten des Ortes ist wohl der schönste die sog. „Mumpfer Fluh". Von ihrer Höhe schweift der Blick zunächst über die Gefilde des gegenüberliegenden badischen Landes, von dem das schweizerische Gebiet durch den Rhein getrennt wird. Dem Auge bietet sich vorerst die bunte Häusergruppe der eine halbe Stunde entfernten Fabrikstadt Säckingen, aus der die stolzen dunkeln Molassethürme des Fridolinsstiftes hervorragen; die schlanken Schlote der Fabriken vermögen nicht an die respectable Höhe dieser ehrwürdigen Kirchthürme hinanzureichen; im Abendlichte der Sonne glänzen die hundert und hundert Fensterscheiben der Fabrikgebäude wie ein glitzernder Diamantschmuck und von der dunkeln Rheingasse hebt sich hell und freundlich das weiße Schloß mit seinen Thürmen ab, das J. Victor v. Scheffel in seinem „Trompeter von Säckingen" so anmuthig besingt. Ein scharfes Auge schaut sodann über die langgestreckte hölzerne Rheinbrücke Säckingens hinweg in blauer Ferne die verwitterten Granitthürme des Schlosses und der Stadt Habsburg-Laufenburg und wie ein leichter Nebelstreif im Horizont liegt die Stadt Waldshut dem Auge kaum erkennbar. Näher gelegen dehnt sich längs des Laufes des Rheins ein Kranz von dunkeln Tannenwäldern aus, unterbrochen von lieblichen Thälchen und forellenreichen Waldbächen. Am steilen oft spärlich bewaldeten Rheinufer fahren links und rechts die behenden Wagenzüge der Eisenbahnen, da und dort ist ein braunes Dorf erkennbar, blickt ein einsam Gehöfte aus grünen Baumgruppen hervor: Mumpf gehört zu den lieblichsten Landschaften, des reizenden, rebenumkränzten Frickthals.

Basel, im Januar 1879. F. A. Stocker.

* * *

Von neuen dramatischen Dichtungen liegen im Druck die folgenden vor, von denen einzelne noch eine ausführlichere Besprechung finden werden. Dazu vor Allen berufen erscheint „Kriemhild", Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt, Wien, L. Rosner, eine neue, ganz eigenthümliche, sehr kecke, beinahe vermessene dramatische Behandlung des Nibelungenstoffes. Dieses Trauerspiel hat im Verein mit den sonstigen bedeutenden Arbeiten, die Wilbrandt in den letzten Jahren veröffentlicht hat, nach den Mittheilungen aus der Commission des Schillerpreises den Dichter von „Arria und Messalina" die ihm jüngst erwiesene, vollkommen verdiente Ehre verschafft. Wilhelm Scherer, der früher Mitglied der Commission war und dessen Austritt die persönlichen Beziehungen zu den in der Commission Verbliebenen natürlich nicht aufgehoben, hat über diese zuletzt im Druck erschienene Tragödie Wilbrandts eine äußerst anerkennende Kritik veröffentlicht. Die Liebesscene gehört in der That zu dem Allerbesten, was Wilbrandt geschrieben, und schon um dieser einen Scene willen verdiente das Stück unsres begabtesten Dramatikers endlich aufgeführt zu werden. Das Repertoire unsrer ersten Bühnen beweist, daß an neuen erheblichen Dichtungen doch kein Ueberfluß herrscht. In dieser Saison hat das Königliche Schauspielhaus z. B. noch nicht eine dramatische Novität gebracht, die den Abend füllt.

Julius Wolff, der Dichter des „Eulenspiegel", des „Rattenfänger" und des „Wilden Jäger", der auch schon einige dramatische Dichtungen geschrieben hat („Kambyses", das Lustspiel „Die Junggesellensteuer", das vor kurzem in München aufgeführt worden ist), hat in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin, ein modernes Schauspiel „Drohende Wolken" erscheinen lassen.

Von Friedrich Karl Schubert ist bei Oswald Mutze in Leipzig ein dramatisches Gedicht in 4 Acten „Spartacus" erschienen.

„Clodosinda" heißt das fünfactige Trauerspiel von B. Matthias Tendering, Crefeld 1878, das von der lokalen Kritik, „Crefelder Zeitung", schlankweg als das „neuste bedeutende Ereigniß auf dem Gebiete der modernen Tragödie" bezeichnet wird. Nicht mehr und nicht minder.

„Falscher Verdacht oder der Betrogene in der Einbildung" betitelt sich „ein Versuch den «Sganarelle» des Molière in freier Prosabearbeitung auf die Bühne zu bringen" von Alfred Friedmann, Leipzig, Philipp Reclam. Der Versuch erscheint uns nicht recht gelungen. Zschocke hat sich vergeblich abgemüht, Molière'sche Stücke in freier Bearbeitung den deutschen Verhältnissen anzupassen und auf deutschen Boden zu übertragen. Molière ist ein echter Franzose, dem man seine Nationalität nicht ungestraft rauben darf. Sein breiter und derber Humor wird in der Bearbeitung verflacht und verphilistert. Man braucht nur die Personennamen, die Alfred Friedmann anwendet, zu lesen: Herr Wankelmuth, Adolf Treuhans, Herr Hornkopf &c., um mit einem Schlage tausend Meilen weit von der Molière'schen Bühne entfernt zu werden.

* * *

Im Verlage der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg ist in zwei Bänden eine sehr ergötzliche Sammlung der deutschen Puppenkomödien erschienen, herausgegeben von Karl Engel. Der erste Band enthält interessante Beiträge zur Faustliteratur, zunächst eine Einleitung über den historischen Faust und die frühesten dichterischen Verwerthungen des Stoffes, sodann das Volksschauspiel in 4 Acten, ferner eine Bibliotheca Faustiana, Verzeichniß der Literatur der Faustsage von 1516 bis Mitte 1873, 742 Nummern, natürlich nicht vollständig. Im zweiten Bande finden wir „Christoph Wagner, ehemals Famulus des Dr. Johann Faust", Volksschauspiel in 7 Acten, ferner „Doctor Faust" nach dem Manuscript des Marionettenspielers Wiepking, das im Besitz des Herausgebers sich befindet. Die Sammlung enthält auch andre sehr ergötzliche Dinge, z. B. die Puppenspiele „Don Juan", „Genoveva", „Haman und Esther", „Die bezauberte Insel". Diese letztere ist nichts anderes als eine Bearbeitung des Shakespeare'schen „Sturm" für das Puppentheater.

Im Verlage von Johann André, Offenbach, hat Kastner einen „Wagnerkatalog" veröffentlicht, ein chronologisches Verzeichniß der von und über Richard Wagner erschienenen Schriften und Musikwerke, eine sehr fleißige Sammelarbeit, von deren Umfang man sich daraus schon eine Vorstellung machen kann, daß das Namens- und Sachregister 25 Spalten füllt. In dem Kataloge findet sich auch der Steckbrief, d. d. Dresden 16. Mai 1849, der gegen Richard Wagner „wegen wesentlicher Theilnahme an der aufrührerischen Bewegung" erlassen worden ist. Das Signalement ist interessant genug, um hier reproducirt zu werden: „Wagner ist 37 bis 38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar, freie Stirn; Augenbrauen: braun; Augen: graublau; Nase und Mund: proportionirt; Kinn: rund und trägt eine Brille. Besondere Kennzeichen: in der Bewegung wie im Sprechen rasch und schnell. Kleidung: Oberrock von dunkelgrünem Buckskin, Beinkleider von schwarzem Tuche, Weste von Sammt, seidenes Halstuch, ordinärer Filzhut und Stiefel."

Digitized by Google

Inserate.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.
Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.
1 Sort. 25 St. 1.12 Sort. 60 ₰

Gross 90 ₰ u. 1 ℳ
Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Tribüne
mit
Berliner Wespen
als Gratisbeilage.
Man abonnirt bei allen Postanstalten
für: 5,50 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Goethe
und
Charlotte von Stein.
Von
Edmund Hoefer.
Preis geheftet 2 ℳ. 40 ₰.

Goethe-Briefe
aus
Fritz Schlosser's Nachlaß.
Herausgegeben von
Julius Frese.
Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Bleistiftzeichnung, vor 1775.
Preis geh. 8 ℳ.
Feine Ausgabe (in wenigen Exemplaren abgezogen) geh. 10 ℳ., in elegantem Liebhaber-Einband 15 ℳ.

Goethe's
Leben und Werke.
Von
G. H. Lewes.
Autorisirte Uebersetzung
von
Julius Frese.
Zwei Bände. 70 Bogen.
Elfte Auflage.
Preis geheftet 5 ℳ., eleg. gebunden 6 ℳ. 75 ₰.

Die modernen
Gymnasialreformer.
Vermächtniß
an das schwäbische u. deutsche Gymnasium.
Von
K. A. Schmid.
Preis geheftet 40 ₰.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin. — Verleger: **J. Schottlaender** in Breslau.
Erscheint in monatlichen Heften in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lexicon-8.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrgang (12 Hefte) 20 Mark.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.
Inhalt des soeben ausgegebenen Februar-Heftes 1879:
Rudolph Lindau in Berlin. Gute Gesellschaft, Roman (Fortsetzung).
W. Preyer in Jena. Die Concurrenz in der Natur.
Wilhelm v. Kardorff in Wabnitz. Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Kraus in Zürich. Shakespeare und seine Sonette.
Hans Hopfen in Berlin. Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.
Bibliographie.
Hierzu das Portrait Hans Hopfen's, Radirung von Doris Raab in München.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin, N.**

Die
Erhöhung der indirekten Steuern
und
ihr Einfluss auf das deutsche Erwerbsleben.
Betrachtungen
von
Friedrich Goldschmidt.
Preis 1 ℳ. 40 ₰.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW., Luisenstr. 32.
Tante Therese.
Schauspiel in vier Acten von Paul Lindau.
8. elegant geheftet 2 ℳ. 50 ₰.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:
Plutarch's Königs- und Feldherrensprüche,
in Auswahl deutsch bearb. von Dr. Eduard Eyth. 16. Eleg. brosch. 1 ℳ. 80 ₰.
Diese bis jetzt nur in deutscher Ausgabe wenig bekannten Sprüche Plutarch's sind ihres kernigen gesunden Inhalts halber besonders auch zu Geschenken geeignet, zu welchem Zweck ihnen durch eine äußere elegante Ausstattung verliehen worden ist.

Verlag von **Wilh. Hertz** in Berlin N.W. (Besser'sche Buchhandlung), Marienstr. 10.
Julian Schmidt, Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert. 1878. Elegant geheftet 8 ℳ. Gebunden 9 ℳ.
Inhalt: Lord Byron. — Fürst Pückler. — Carlylen. — Feuerbach. — G. Sand. — Dickens. — Thackeray. — Kingsley. — Rich. Wagner. — Flaubert. — Zola. — Daudet. — Erkmann. — J. Wolff. — Alwina v. M. — Reichenau.
Felix Cherty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. 1878. Elegant geheftet 7 ℳ. Gebunden 8 ℳ.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 8. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg. Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Großbritannien und das europäische Völkerrecht. Von L. Geßner. — Die communistischen Gesellschaften der Union. Von R. Elcho. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein schweigsamer Abgeordneter. (Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen.) Von Karl Braun-Wiesbaden. — Ein Kreuzzug nach Stambul. Von F. v. Weech. — **Aus der Hauptstadt:** Der Subscriptionsball. Eine Scene vom andern Morgen. Von J. Trojan. — Dramatische Aufführungen. Les Bourgeois de Pont-Arcy. Schauspiel in 5 Acten von Victorien Sardou, deutsch von R. Schelcher. Besprochen von Paul Lindau. — „Graf Isolani" von Hugo Müller im Nationaltheater. — Notizen. — Inserate.

Großbritannien und das europäische Völkerrecht.

Von L. Geßner.

Seit dem Beginne der Streitigkeiten mit Afghanistan hat ein großer Theil der englischen Presse nicht aufgehört, der russischen Regierung den Vorwurf zu machen, daß sie den Emir Schir Ali mit Waffen und Geld zu unterstützen beabsichtige. Wie aus den dem Parlamente vorgelegten Blaubüchern hervorgeht, gab diese Besorgniß zu einer diplomatischen Interpellation Veranlassung, welche Lord Loftus bei Gelegenheit seiner Zusammenkunft mit dem russischen Reichskanzler zu Baden-Baden am 22. September vorigen Jahres an diesen gerichtet hat. Fürst Gortschakoff hat eine solche Absicht entschieden in Abrede gestellt. Dieselbe wird auch unzweifelhaft nicht bestehen, so lange Rußland nicht entschlossen ist, sich an dem Streite Englands mit dem Beherrscher von Afghanistan in activer Weise zu betheiligen. Es ist ein unbestrittener Grundsatz des Völkerrechts, daß eine neutrale Macht, welche Waffen oder Geldsubsidien einem der Kriegführenden zur Verfügung stellt, einen Act directer Feindseligkeit begeht, welcher einer thatsächlichen Kriegserklärung gegen den Gegner der auf diese Weise unterstützten Macht gleichkommt.

Wenn daher ein neutraler Staat einen kriegführenden zu unterstützen beabsichtigt, so geschieht dies in der Regel auf Umwegen. Anstatt directer Geldsubsidien wird dem Kriegführenden eine Anleihe, vielleicht sogar unter besonders bequemen und wohlfeilen Bedingungen, vermittelt. Daß auch hierin, wenigstens unter Umständen, eine Verletzung der Neutralitätspflichten enthalten sein kann, ist vielfach mit gewichtigen Gründen behauptet worden. Namhafte völkerrechtliche Autoritäten, wie Bluntschli und Calvo, erklären die Negociirung von Kriegsanleihen auf neutralem Gebiete sogar schlechterdings für unzulässig. Englischerseits ist aber die entgegengesetzte Ansicht mit Entschiedenheit vertreten worden, und noch im Jahre 1870 haben die Kronjuristen ein Votum in diesem Sinne abgegeben. Auch die Zufuhr von Waffen und Kriegsmunition pflegt seitens neutraler Mächte in Formen gekleidet zu werden, welche dieses Verfahren als völkerrechtlich unanfechtbar erscheinen lassen sollen. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870 benutzten die Vereinigten Staaten diese Gelegenheit, um ihre überflüssigen Waffenvorräthe zu hohen Preisen an die französische Armee zu verkaufen. Sie hüteten sich aber, dies direct zu thun, sondern bedienten sich für dieses lucrative Geschäft der Zwischenhändler. Von deutscher Seite wurde aber auch gegen das Geschäft in dieser Form als Verletzung der Neutralitätspflichten entschieden Protest erhoben, und die Regierung von Washington entschloß sich auch schließlich davon Abstand zu nehmen. Die englische Regierung erwies sich dagegen hartnäckiger. Sie gestattete während des deutsch-französischen Krieges ihren Unterthanen den Verkauf von Waffen und Kriegsmunition an die französische Regierung in großem Umfange und bezeichnete es den Protesten Deutschlands gegenüber als ihr gutes Recht, in dieser Weise zu verfahren.

Der Umstand, daß England damals nicht aus politischen, sondern aus Handelsinteressen der französischen Regierung die Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland ermöglichte, ist für die rechtliche Qualification dieses Verfahrens offenbar gleichgültig. Ebenso unwesentlich ist aber nach richtiger Auffassung der Umstand, daß diese Unterstützung nicht direct von Regierung zu Regierung stattfand, sondern unter Duldung und Zustimmung der Landesregierung seitens englischer Kaufleute erfolgte.

Nach allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen soll der Neutrale sich aller Handlungen enthalten, welche eine Theilnahme an der Kriegführung bezeichnen. Er soll daher den Kriegführenden keine Gegenstände zur Verfügung stellen, welche wie Waffen und Kriegsmunition unmittelbar für die Kriegführung Verwendung finden. Bei dem Seetransporte erkennt das Völkerrecht sogar ein Recht der Selbsthülfe an, indem es dem Kriegführenden gestattet, die Kriegscontrebande auch auf neutralen Schiffen wegzunehmen. Anders ist das Verhältniß bei dem Verkaufe auf neutralem Gebiete oder dem Transporte zu Lande. Hier steht dem Kriegführenden kein Recht der Selbsthülfe zu und kann ihm ein solches der Natur der Sache nach nicht zustehen, er muß daher seine Genugthuung von der Regierung des Neutralen erhalten, welche sich dadurch verantwortlich gemacht hat, daß die Verletzung des Völkerrechts von ihr geduldet worden ist. Diese Verantwortlichkeit der neutralen Regierung wird beinahe von sämmtlichen neueren Publicisten anerkannt. Die meisten heben jedoch ausdrücklich hervor, daß nicht jeder einzelne Verkaufsfall die verletzte Macht bereits zu einer Kriegserklärung berechtigt. Aber es unterliegt keinem Bedenken, daß ein fortgesetzter Verkauf von Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete, welcher aller Proteste ungeachtet von der neutralen Regierung nicht verhindert wird, so eingreifend in die Interessen der verletzten Macht sein kann, daß eine Kriegserklärung dadurch vollauf berechtigt erscheint.

Diese Grundsätze werden auch von dem bedeutendsten neueren Publicisten Englands, von Sir Robert Phillimore

Digitized by Google

anerkannt. In seinen Commentares upon international law bemerkt Phillimore, daß die Duldung derartiger Handelsgeschäfte seitens der neutralen Regierungen mit den Principien ewiger Gerechtigkeit (principles of eternal justice) in directem Widerspruche stehe. Die englische Regierung hat diese „Principien der ewigen Gerechtigkeit" in ihrem Verhalten während des deutsch-französischen Krieges jedenfalls nicht zur Richtschnur genommen. Sie konnte sich dabei allerdings auf die Autorität einiger angesehenen englischen Rechtsgelehrten berufen.

Historicus (Sir W. Vernon Harcourt) hatte bereits zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in einem seiner damals Aufsehen erregenden Briefe an die „Times", welche eine Anzahl völkerrechtlicher Fragen zum Gegenstande hatten, die Ansicht Phillimores zu widerlegen gesucht. Er bezeichnet diese Ansicht als ein „doctrinäres Hirngespinnst", welches auch einer Anzahl continentaler Juristen den Kopf verwirrt habe, und spricht seinem berühmten Landsmanne gegenüber die Erwartung aus, daß dieser als „Advokat der Königin" bei Berathung der Krone mehr Gewicht auf das Gesetz und die Rechtsgewohnheiten der Völker, als auf die überaus nebelhaften „Principien der ewigen Gerechtigkeit" legen werde. Historicus schließt seinen Brief mit den Worten:

„Dem Wohlergehen des Menschengeschlechts kann kein größeres und weniger entschuldbares Unrecht zugefügt werden, als dies seitens vorschneller und leichtfertiger Schriftsteller geschieht, welche es übernehmen, die wohlbegründeten Principien des öffentlichen Rechts aus bloßer Laune in Mißcredit zu bringen, umzustoßen und zu untergraben. Sie hängen täuschende Feuerzeichen aus, welche das Staatsschiff auf die Felsen locken. Die Gefahren solcher falschen Lehre treten unmittelbar und unheilvoll hervor. Die Kriegführenden, welche an und für sich in gereizter Stimmung sich befinden, werden angestiftet, sich als die Opfer eingebildeten Unrechts zu betrachten, welches sich aus vermeintlicher Verletzung eines nicht vorhandenen Rechts ergibt. Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß dem Publicum auf beiden Seiten des Oceans diese gefährlichen Irrthümer benommen werden, von welcher Seite sie auch verbreitet werden mögen. Das Interesse des Friedens verlangt es, daß über diese Frage fortan kein Zweifel besteht. Es gehört nicht zu den Pflichten einer Regierung, den Handel mit Kriegscontrebande ihren Unterthanen zu untersagen und diese daran zu hindern. Eine kriegführende Macht kann sich daher durch die Nichtbefolgung einer Verpflichtung, welche für den neutralen Staat überhaupt nicht vorhanden ist, nicht verletzt fühlen. Der Handel mit Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete ist unbedingt gesetzlich. Bei dem Transporte von Kriegscontrebande engagirt der neutrale Unterthan in keiner Weise die Verantwortlichkeit seiner Regierung. Der Kriegführende muß mit dem Rechte der Aufbringung zufrieden sein und hat keinen Anspruch auf etwas Weiteres. Wenn der neutrale Staat seinen Unterthanen, welche sich auf einen derartigen Handel eingelassen haben, den Schutz seiner Flagge entzieht (darin liegt aber doch das Anerkenntniß, daß dieser Handel unerlaubt ist, also der Beweis gegen den von Harcourt vertheidigten Grundsatz), so hat er seinen Neutralitätspflichten auf das Vollständigste Genüge geleistet. Die Behauptung, daß ein solcher Handel der kriegführenden Macht das Recht zu einer Kriegserklärung verleihen soll, bekundet eine ganz monströse und gefährliche Ignoranz. Wenn die Darlegung dieser in der Vernunft begründeten und vom Gesetze anerkannten Principien, welche von der Erfahrung bestätigt und von dem übereinstimmenden Willen der Völker angenommen worden sind, dazu beitragen möchte die gereizte Stimmung zu zerstreuen, welche die unglückliche Frucht der von Leidenschaft genährten Unwissenheit ist, so wird der Zweck dieses Briefes vollständig erreicht sein." — Historicus gibt sich nicht die Mühe, den Beweis für diesen „übereinstimmenden Willen der Völker" zu erbringen. Beinahe sämmtliche Vertreter der völkerrechtlichen Wissenschaft constatirten, wie wir bereits bemerkten, das directe Gegentheil.

Mit demselben einigermaßen blinden Eifer, mit welchem Historicus das in Rede stehende Princip vertheidigte, hat auch die englische Regierung das während des deutsch-französischen Krieges von ihr beobachtete Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Sie suchte nicht etwa die Berechtigung für den besonderen Fall zu begründen, sondern bei Gelegenheit der diplomatischen Verhandlungen sowohl, als auch im Parlamente (in der Sitzung vom 29. März 1871) wurde dieses Verfahren als allgemeine Regel des Völkerrechts proclamirt. Daraus folgt, daß durch dasselbe nicht blos ein Retorsionsanspruch für Deutschland begründet ist. Auch sämmtliche übrige Mächte sind England gegenüber nicht verpflichtet, eine Neutralitätspflicht zu beobachten, von welcher diese Macht sich öffentlich und principiell losgesagt hat. Es ist ein fundamentaler Rechtssatz, der nicht minder im Privatrechte als im öffentlichen Rechte Geltung hat, daß Niemand die Erfüllung einer Rechtsverbindlichkeit verlangen kann, welche er selbst verweigert.

England hat übrigens auch seit dem in Rede stehenden Vorgange sich in officiellster Weise zu dem alten Rechtsgrundsatze bekannt. Der zur Erledigung des Alabamastreites am 8. Mai 1871 mit den Vereinigten Staaten zu Washington abgeschlossene Vertrag stellte bekanntlich drei Regeln auf, welche für die Entscheidung des Genfer Schiedsgericht und für die zukünftige Haltung der beiden contrahirenden Mächte maßgebend sein sollten. Die zweite dieser Regeln bestimmt, eine neutrale Macht solle nicht gestatten oder dulden, daß eine der kriegführenden Mächte ihre Seehäfen oder Gewässer als Basis für die Operationen zur See wider den Feind, oder zur Erneuerung oder Verstärkung ihrer Militärmacht, oder zur Aushebung von Mannschaften benutze. In Art. 6 des Vertrages verpflichteten sich die Contrahenten, die übrigen Mächte zu einer internationalen Vereinbarung für die Sicherstellung dieser Grundsätze einzuladen. Diese Einladung unterblieb und die im Jahre 1874 dem Parlamente über diesen Gegenstand vorgelegte diplomatische Correspondenz hat auch den Grund hierfür bekannt werden lassen. In einer zu dieser Correspondenz gehörenden Depesche von Lord Granville an den englischen Vertreter zu Washington vom 12. Juli 1871 heißt es nämlich: England könne die zweite Regel den Mächten nicht ohne vorherige Interpretation empfehlen. Es liege die Gefahr einer Ausdehnung auf den Landkrieg und auf den Verkauf von Kriegscontrebande nahe, und das in dieser Regel enthaltene Verbot werde daher dahin zu declariren sein, daß es sich nur auf die zum Vortheile der Kriegs- und Kaperschiffe eines der Kriegführenden unternommenen Handlungen beziehe. Es heißt in der Depesche wörtlich: „That the provisions of that rule did not extend to any exportation from the neutral country of arms or other military supplies in the ordinary course of commerce."

Der völkerrechtliche Standpunkt, welchen England in dieser Frage einnimmt, hat durch die Depesche von Lord Granville eine neue Bestätigung erhalten. Würde daher Rußland während des Krieges, den England zur Zeit mit Afghanistan führt, den Emir Schir Ali mit Waffen- und Kriegsmunition unterstützt haben, so hätte der englischen Regierung ein Widerspruchsrecht gegen dieses Verfahren nicht zugestanden. Vielleicht würde ein Theil der englischen Presse nach dem beliebten Grundsatze: „Bauer, das ist etwas ganz Anderes" der russischen Regierung den Vorwurf einer Verletzung des Völkerrechts gemacht haben, es ist aber zu bezweifeln, daß die Rechtsautoritäten des englischen Parlaments es nach Lage der Verhältnisse angemessen gefunden hätten, in diesen Vorwurf einzustimmen. Sir W. Vernon Harcourt, dessen Wort im Parlamente in Fragen des internationalen Rechts ein besonderes Gewicht besitzt, hat in seinem erwähnten Timesbriefe die Ansicht, daß eine neutrale Regierung sich verantwortlich mache, wenn sie ihren Unterthanen die Zufuhr von Menschen und Kriegsmunition an die Kriegführenden gestatte, als eine „monströse und unheilvolle

Digitized by Google

Sprachverwirrung" (a monstrous and mischievous solecism) bezeichnet. Er dürfte sich daher kaum der Aufgabe entziehen können, die russische Regierung zu vertheidigen, wenn sie in dem englisch-afghanischen Streit diesen „monströsen und unheilvollen" Grundsatz nicht befolgt haben würde.

Da der englisch-afghanische Streit über Erwarten schnell sein Ende zu erreichen scheint, so wird die hier erörterte Frage des internationalen Rechts zur Zeit voraussichtlich keine unmittelbare politische und praktische Bedeutung erlangen. Aber es dürfte nicht ohne erhebliches Interesse sein, daß bei dieser Gelegenheit auf die verhängnißvollen Consequenzen aufmerksam gemacht wird, die sich für England aus der Sonderstellung ergeben, welche es dieser Macht beliebt auf einigen Gebieten des internationalen Rechts einzunehmen. Der amerikanische Secessionskrieg hat dem damals neutralen England in Bezug auf gewisse Sonderrechte, welche dieses Land als kriegführende Macht bisher in Anspruch nahm, sehr beherzigenswerthe Lehren ertheilt. Der englische Handelsstand hat es schwer empfunden, daß die Prisenhöfe der Vereinigten Staaten es damals für angezeigt hielten, diese Sonderrechte auch der Schifffahrt Großbritanniens gegenüber zur Anwendung zu bringen. Für das Ansehen und die normale Entwicklung des allgemeinen Völkerrechts dürfte es daher voraussichtlich von günstigem Einflusse sein, wenn England auch als kriegführende Macht mit seinen sonderrechtlichen Grundsätzen ähnliche Erfahrungen machen würde, wie ihm diese damals als neutraler Macht zu Theil geworden sind. Die damaligen Erfahrungen haben wesentlich dazu beigetragen, daß England im Jahre 1856 der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses beigetreten ist, wodurch für das internationale Seerecht eine allgemein anerkannte, wenn schon dem heutigen Rechtsbewußtsein nicht völlig entsprechende Grundlage gewonnen wurde. Aehnliche Erfahrungen würden England wahrscheinlich veranlassen, den Art. 6 des Vertrages von Washington endlich zur Ausführung zu bringen, die drei Regeln dieses Vertrages und namentlich die hier in Frage kommende zweite Regel würden dann nicht mehr bloß zwischen England und den Vereinigten Staaten, sondern auch zwischen diesen beiden Mächten und sämmtlichen Staaten des europäischen Continents zu formeller Geltung gelangt sein. Für das europäische Völkerrecht wäre dadurch eine neue wichtige Grundlage gewonnen, welche lediglich durch die abweichende Praxis Englands bisher in Frage gestellt worden ist. Historicus hat vollständig recht, wenn er daran erinnert: Misera est servitus, ubi jus incertum.

Die communistischen Gesellschaften der Union.*)

Von R. Elcho.

Die Rappisten.
Die Bethel- und Auroragemeinden. Die Separatisten.
Die wahren Inspirationsgemeinden.

(Schluß.)

Die Resultate, welche die Harmonisten erzielt haben, sind außergewöhnlicher Art. Sie besitzen das schöne Economy mit seinen hübschen Gärten, reichen Fluren und Rebengeländen, haben Antheile an Kohlengruben, Petroleumquellen und Fabriken. Heute, da Vater Rapp und mit ihm der größte Theil seiner Anhänger dahingeschieden und der Rest alt geworden ist, werden die Fabriken in Economy geschlossen. Die kleingewordene Gemeinde ist reich, arbeitet ein wenig aus alter Gewohnheit und läßt sehr viele Tagelöhner für sich arbeiten. Sie beschäftigt in auswärts gelegenen Fabriken viele hundert Arbeiter und hat beispielsweise in der Lederwaarenfabrik zu Beaver-Falls, einer der größten der Welt, über 200 Chinesen eingestellt. Die Besitzungen der Harmonisten sollen heute nach der Schätzung sachverständiger Leute einen Gesammtwerth von drei Millionen Dollars haben.

Und wem sind diese glänzenden Erfolge zu danken? Der Energie, der schöpferischen Kraft und der tiefen Religiosität eines Mannes. Vater Rapp, der arme Bauer von Iptingen, war die Seele dieser communistischen Unternehmungen. Er hatte in seinem Herzen jenes göttliche Feuer aufgenommen, welches die wunderbare Menschenliebe und der todesverachtende Opfermuth des Nazareners entzündete und mit Hülfe seiner glänzenden Beredtsamkeit und einer wahrhaft imposanten Persönlichkeit wußte er Alle, die in seiner Gemeinschaft lebten, mit jenem religiösen Eifer und jener trunkenen Hoffnung, die ihn über die Misère des Menschendaseins erhob, zu durchglühen.

Wie die Harmonisten erzählen, war Vater Rapp von so hoher Gestalt, daß er Alle überragte; dabei war sein Körperbau überaus kräftig und unter den starken Brauen seines schöngeformten Kopfes leuchteten zwei treue blaue Augen hervor. Seine Bewegungen hatten etwas Würdevolles und doch war er ein rastloser Arbeiter, ihm ging keine Minute Zeit verloren. Im Umgang war er überaus gütig, leutselig und gesprächig, aber offen und frei von jeder schwächlichen Rücksicht, wo es galt Verirrungen und Fehler zu bekämpfen; in seinem Wesen lag gar nichts Enthusiastisches, sondern eher ein trockener und ungeheuer praktischer Zug. In seinen jungen Jahren glänzte er durch seinen allzeit schlagfertigen Witz, später wurde er ein großer Redner. Die jungen Leute bezeugten ihm die aufrichtigste Verehrung. „Er war ein Mann, vor dem böse Gedanken nicht Stand zu halten vermochten," erzählen sie. „Wenn wir Schlimmes vorhatten und begegneten Vater Rapp auf der Straße, sofort änderten wir unser Vorhaben und gelobten uns in der Stille, gut zu sein. Er war fortwährend im Felde, in den Fabriken oder den kleinen Werkstätten, um uns zu ermuntern, anzuspornen und zu belehren. Er kannte jede Arbeit aus dem Fundament und zeigte uns, wie man eine Sache anfaßt, um rasch und leicht zum Ziel zu kommen. Wo alle rathlos waren, wußte er im Augenblick, was zu thun sei. Er war ein ganzer Mann. Wenn wir längst von der Arbeit erschöpft schliefen, studirte er noch Botanik oder Technologie, und mit der Sonne war er wieder draußen, führte uns zur Arbeit und lehrte uns gut zu sein und unsere Brüder zu lieben wie uns selbst."

Rapp war ein glänzender Redner, allein er verabscheute in der Kirche unnütze Ceremonien und jeden Formenkram. In demselben bürgerlichen, schlichten Anzug, den er auf dem Felde trug, kam er in die Erbauungsstunden und wenn er sprach, so stand oder saß er inmitten der Gemeinde. Niemals lehrte er die Seinen, sich von der umgebenden Welt abzuschließen oder durch Aeußerlichkeiten in der Tracht, Sprache oder Lebensweise von derselben in auffallender Weise zu unterscheiden. Darin aber, daß er einen solchen äußerlichen Protest gegen „die Welt" und ihre gesellschaftlichen Formen verschmähte, daß er sich lediglich auf die gute Wirkung seiner Lehren und die überzeugende Kraft seiner Worte verließ, darin liegt sicher ein Beweis für den gewaltigen Einfluß, den er thatsächlich auf die Gemeinde ausübte. Er selbst war das lauterste und reinste Vorbild der Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit. Alle verehrten, Alle liebten ihn und die Harmonisten, welche heute noch in Economy wohnen, sprechen von ihm wie von einem Heiligen. Als er im Alter von 90 Jahren erkrankte, predigte er am Sonntag vor seinem Tode noch einmal vom Fenster seines Krankenzimmers aus der im Garten stehenden Gemeinde, welche dann sein Bett mit Blumen bedeckte, die er sehr liebte.

Wenn man auf dem einfachen Friedhof Vater Rapps Grab sucht und sich wundert, daß dasselbe durch keinen Gedenkstein ausgezeichnet ist, sagt uns jeder Harmonist: „Da ist sein Gedenkstein," und dabei deutet er auf das schöne Economy.

Und seltsam! Fast beschleicht den Fremden beim Anblick

*) Vergl. „Gegenwart" Nr. 3, Bd. XV.

Digitized by Google

der einst so blühenden Niederlassung die Empfindung, als sei der Ort nichts weiter mehr als der Friedhof eines bedeutenden Mannes. Die Fabriken sind geschlossen und manche Wohnungen verödet. Die Gemeinde zählt heute nur noch hundertundzehn Personen, von denen die meisten sehr alt und keine jünger als vierzig Jahre ist. In neuerer Zeit adoptirten die Harmonisten, um nicht ganz zu vereinsamen, einige Kinder von ihren Arbeitern; auch öffneten sie das Gasthaus zu Economy allen Armen und Elenden, die hier einen Tag bewirthet werden und zumeist auch Arbeit finden können. Die Umgangssprache ist heute noch deutsch, doch sind die Meisten auch des Englischen mächtig. Sie leben der Erinnerung an jene schöne Zeit, da Vater Rapp unter ihnen weilte und wenn Getrud Rapp, seine Enkeltochter, durch die Kirche schreitet, mit dem vollen weißen Haar, den gütigen blauen Augen und dem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen — so ganz ihrem Großvater ähnlich, dann richten sich alle Köpfe nach ihr hin und alle fühlen, daß sie noch jenes geheimnißvolle Band umschlingt, welches einst der geniale Weber von Iptingen wirkte.

* * *

Es ist bereits erwähnt worden, daß ein Drittel der Harmonisten von Rapp abfiel und mit dem Schwindler Graf Leon nach Phillipsburg zog. Als „der falsche Hirt" nach Louisiana geflohen war, kam ein Mann, Namens Keil, den Rathlosen zu Hülfe und pflanzte den Zweig der Harmonistengemeinde im Staate Missouri an. Aus dem Zweig aber wurde mit der Zeit ein kräftiger Baum von communistischer Art.

Dr. Keil, wie ihn seine Jünger tituliren, ist im Jahre 1811 in Preußen geboren und seines Zeichens ein Modewaarenhändler. Er wurde ein Mystiker und als er nach Amerika kam, versuchte er sein Glück mit magnetischen Kuren und wandelte die Wege Mesmers. Er behauptete außerdem im Besitze eines mystischen, mit Blut geschriebenen Buches zu sein, welches mit den Angaben von Geheimmitteln für alle erdenklichen Krankheiten gefüllt sei. Mit einem Male aber ging er in Newyork ins Lager der Methodisten und bald darauf verbrannte er das blutige Buch. Es dauerte nicht lange, so wurde er auch den Methodisten untreu und beschloß eine neue Kirche zu errichten. Er sammelte Anhänger und fand zu seinem großen Glück die von Rapp abgefallenen Harmonisten. Mit diesen arbeitsamen und erfahrenen Menschen wurde es ihm leicht, bei ganz geringen Mitteln die kleine Ansiedlung zu Bethel im Staate Missouri, nicht weit von Hannibal, zu gründen, welche sehr bald zu größerer Blüthe gelangte. Keil war ein kluger Kopf, der bald einsah, daß er die Gemeinde am besten lenke, wenn er in dem Geleise bleibe, welches Vater Rapp jene abtrünnigen Harmonisten geführt habe. Er lernte rasch die Arbeitsvortheile der Rappisten kennen und da er viel organisatorisches Talent besaß, wurde er ein ausgezeichneter Führer der neuen und stetig wachsenden Communistengemeinde. Als Bethel stattlich herangewachsen, ließ Keil 400 Communisten in der Gemeinde und zog mit einem kleinen Trupp auserlesener Männer nach Oregon, um hier in der Wildniß eine neue und größere Ansiedlung zu gründen. Sein ruheloses Wesen mochte die Hauptursache zu der neuen Unternehmung bilden. Mit zwölf Familien kreuzte er im Jahre 1855 die Prairien, ließ sich erst im Territorium Washington nieder und zog im Juni 1856 nach Oregon, wo er Aurora gründete. Heute besitzt diese Gemeinde 8000 Acres Land, die herrlichsten Obstgärten und Weinberge im ganzen Staate, Mühlen, Spinnereien, eine Gerberei, Schmiede u. s. w. Die Zahl der Mitglieder beträgt vierhundert; diese sind alle Deutsche und stehen im Rufe, eine usgezeichnete Küche zu führen. Ihre Statuten sind von großer Einfachheit und von Keil entworfen; derselbe organisirte die Gemeinde nach dem Vorbild der Familie. Die Geschlechter sollen sich miteinander verbinden, Kinder erzeugen und die Gemeinde soll diese Kinder gemeinsam erziehen. Alles Eigenthum, welches früher auf Keils Namen eingetragen war, gehört der Gemeinde. Keil ist der Präsident oder das weltliche und geistige Oberhaupt der Gemeinde zu Aurora wie der Muttercolonie zu Bethel. Jetzt, da er alt geworden, theilt Dr. Keil den Besitz des unbeweglichen Eigenthums zu gleichen Theilen den einzelnen Familien zu, hofft jedoch, daß es nach seinem Tode einem der Jünger gelingen werde, die Gemeinden zusammenzuhalten.

Dr. Keil überragt an Geist und Bildung alle Gemeindemitglieder ganz gewaltig. Er ist der unumschränkte Herrscher der Gemeinde, aber er gestattet den Mitgliedern, welche alle Deutsche sind, ein großes Maß von Freiheit und Selbstständigkeit. Der Schulunterricht für die Jugend ist ein sehr dürftiger. Was die Gemeinde zusammenhält, ist der persönliche Einfluß Dr. Keils, welcher fort und fort zur Nächstenliebe ermahnt und seinen Jüngern begreiflich macht, daß alle sich einer großen Wohlhabenheit, Unabhängigkeit und Sorglosigkeit erfreuen, so lange Einer für Alle und Alle für Einen einstehen. Aurora, oder wie es scherzweise genannt wird, Dutchtown, gilt für das Paradies Oregons. Der Schöpfer und Hüter dieses Paradieses, Dr. Keil, ist heute 67 Jahre alt und blickt mit dem Gefühl der Wehmuth auf die Gräber seiner Kinder, die er alle in Aurora bestattete. Ob es den Bewohnern des communistischen Paradieses gelingen wird, die Schlange der Zwietracht fern zu halten, wenn Dr. Keil todt ist, muß die Erfahrung lehren. Charles Nordhoff zweifelt daran, daß sich ein Mann in der Gemeinde finden werde, welcher die Erbschaft des geistig so hervorragenden Führers anzutreten geeignet wäre. Moses wurde am Hofe Pharaos erzogen und nicht unter den Israeliten, die er befreite und die ihm zum Dank dafür die Freude am Dasein gründlich verleideten.

* * *

Die Separatisten in Zoar (im Staate Ohio), welche im Jahre 1817 sich in Amerika niederließen und zu großem Wohlstand gelangten, stammen aus Württemberg, sind alle Deutsche und verließen gleich den Rappisten und den Inspirationisten ihr Vaterland, weil sie, aus der protestantischen Staatskirche ausgetreten, an ihrem religiösen Leben gehindert wurden. Die Mitglieder der Gemeinde wählten den Weber Bäumeler, einen Mann von großer volksthümlicher Beredtsamkeit, zu ihrem Führer und Lehrer, adoptirten das Princip der Gütergemeinschaft, und bis zum Jahre 1830 auch das der Ehelosigkeit. In dem genannten Jahre kam Bäumeler zu der Erkenntniß, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein durchs Leben wandere, und er bestimmte seine Brüder, das eheloſe Leben aufzugeben; er selber ging denselben mit gutem Beispiele voran und nahm ein Weib. Die Separatisten behaupten, daß die Blüthe ihrer Colonie nur der Einführung der Gütergemeinschaft zu danken sei. Heute zählt die Gemeinde in Zoar etwa 300 Mitglieder, welche nach Erziehung und Bildung der untersten Volksklasse angehören, die sich aber vor der übrigen Landbevölkerung durch gesittetes Wesen und friedliches ehrenhaftes Leben hervorthun. In ihren religiösen Anschauungen wie in ihrer Lebensweise gleichen sie den Rappisten, allein um so viel tiefer Bäumeler in geistiger Beziehung unter Vater Rapp steht, um so viel steht auch Zoar unter Economy. Zoar hat keine gepflasterten Straßen, keine Blumengärten und keine schmucken Häuser, und seine Bewohner führen ein nüchternes, poesieleeres Dasein, trotzdem ihr Vermögen sich auf weit über eine Million Dollars beläuft. Ihre glänzende materielle Lage dankt die Separatistengemeinde dem Umstand, daß der Führer, ihre Blicke auf den Himmel richtend, sie lehrte enthaltsam, opfermuthig und liebevoll gegen den Nächsten zu sein. Diese Tugenden bewirkten im Verein mit einer klugen Geschäftsführung, daß jene Genossenschaft wenig intelligenter Personen sich mit geringen Mitteln zu großem Wohlstand aufschwang. Aber seltsam ist die Erscheinung, daß die Gemeinde in den Jahren, wo sie sich in voller Entwicklung befand und mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, doppelt so viele Mitglieder zählte als heute, wo sie reich geworden ist. Seit dem Tode Bäumelers, der im Jahre 1853 starb, separirt sich eine Familie nach der andern von der Gemeinde in Zoar.

* * *

Digitized by Google

Wir kommen endlich zu den wahren Inspirationsgemeinden in Amana, Jowa, welche 1450 Mitglieder zählen und etwa 25,000 Acres Land in der Nähe von Davenport besitzen. Die Mitglieder sind alle Deutsche und die Basis ihrer Organisation ist eine religiöse; auch sie sind Pietisten, die im Jahre 1842 Deutschland und das Elsaß verließen und sich zuerst in der Nähe von Buffalo niederließen.

Das Werk der Inspiration soll nach ihren Aufzeichnungen bereits im vorigen Jahrhundert begonnen haben. Der liebe Gott erkor sich da ein sogenanntes Werkzeug, dem er seinen Willen offenbarte und welches er diesen Willen allem Volk verkünden hieß. Im Jahre 1818 erwählte sich der Herr, nachdem er eine Reihe männlicher Werkzeuge, zumeist Strumpfwirker, gebraucht hatte, eine arme, ganz ungelehrte Dienstmagd zur Offenbarung seines Willens, Namens Barbara Heynemann. Metz, ein Zimmermann und gleichfalls ein Werkzeug, hatte zu jener Zeit eine Gemeinde gegründet und that sich mit Barbara zur Erleuchtung derselben zusammen, leider hatte die letztere schwer unter den Anfechtungen des Teufels zu leiden, der sie den jungen Männern nachlaufen hieß. Zur Strafe stieß man Bärbchen aus der Gemeinde, als sie aber reuevoll zurückkehrte, nahm man sie wieder auf. Später scheint sie wieder gleich dem Erzvater Jakob mit dem Herrn gerungen zu haben, denn sie verliebte sich in Georg Landmann. Nach langen Kämpfen und trotz der Abmahnungen der Brüder heirathete sie den Geliebten. Diese Frau nun führte unter Beistand des Werkzeugs Metz und ihres Mannes die Gläubigen nach Amerika und blieb bis zu ihrem Tode in Amana das inspirirte Orakel der Gemeinde.

Dreihundert und fünfzig Personen ließen sich im Jahre 1842 zu Buffalo nieder und zweihundertsiebzehn folgten zwei Jahre später. Bevor noch der Nachschub ankam, hatte die Gemeinde beschlossen, weiter nach dem Westen zu wandern. Die Werkzeuge mußten gut inspirirt sein, denn sie gingen bei der Auswanderung sehr klug zu Werke. Sie sandten Pionniere voraus, erwarben in Jowa Land zur Gründung einer neuen Colonie, allein sie bewerkstelligten den Umzug von Eben-Ezer, der alten Colonie, ganz allmählich. Im Jahre 1855 erst verließ die letzte Inspirationsfamilie die blühende Niederlassung bei Buffalo. Diese kluge Operationsweise hatte zur Folge, daß sie für ihr Land wie ihre Gebäude sehr gute Preise erzielten und nicht wie die Rappisten mit Verlust verkauften.

In Deutschland hatte die Inspirationsgemeinde keine Gütergemeinschaft und in Amerika adoptirte man erst dies Princip als Fabriken gebaut wurden. Daß sich Frau Landmann erst den Rath Gottes holte, ehe sie ihren Jüngern den Communismus empfahl, ist ziemlich selbstverständlich.

Amana, die neue Colonie in Jowa, besteht aus sieben Dörfern. Jedes Dorf hat die nöthigen Werkstätten zur Hervorbringung der nothwendigsten Verbrauchsartikel und eine, im Verhältniß zu den Einwohnern stehende Bodenfläche. Jede Familie bewohnt ein einfaches Haus, jedes Dorf hat eine Kirche und eine Schule. In der Letzteren erhalten die Kinder einen sehr dürftigen Elementarunterricht. In Mittel-Amana befindet sich eine Druckerei zur Herstellung der Schul- und Erbauungsbücher. Die Gemeindemitglieder kleiden sich sehr einfach, lassen sich an der Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse genügen und verbannen jeden Schmuck aus ihren Wohnräumen. Die Frauen und Mädchen kleiden sich so, daß sie möglichst häßlich erscheinen; man trennt die Geschlechter in der Schule und bei der Arbeit und lehrt die Jugend, daß ein eheloses Leben ungleich verdienstvoller und gottgefälliger sei als das eheliche. Gleichwohl verbieten die Aeltesten die Ehe nicht. Sind Waisen in der Gemeinde, so werden dieselben von den Aeltesten unter die Familien vertheilt. Im Uebrigen gleicht ihr Leben dem der andern deutschen Communistengemeinden, nur verbieten die Inspirationisten aufs Strengste alle Vergnügungen und von musikalischen Instrumenten dulden sie nur — die Flöte in Amana.

Mitglieder, welche den Regeln zuwider handeln, werden zuerst von den Aeltesten ermahnt, gehorchen sie dann nicht, so erfolgt ihre Ausstoßung.

Einmal im Jahre findet eine Art Sondirung der Mitglieder auf ihr religiöses Leben hin statt und nach dieser „Untersuchung" ein gemeinsames Liebesmahl. Die inspirirten Werkzeuge ermahnen dann im Namen Gottes die Gemeinde und einzelne Mitglieder zu gutem Thun, zur Liebe und zur Opferfreudigkeit.

Die wahren Inspirationsgemeinden haben sich, trotzdem in Amana nur wenig gearbeitet wird, bei ihrer Bedürfnißlosigkeit und der großen Fruchtbarkeit des Landes einen reichen Besitz erworben. Es gehören denselben gegenwärtig außer den weitausgedehnten Ländereien viele Mühlen, Werkstätten, 3000 Schafe, 1500 Stück Rindvieh, 200 Pferde und 2500 Schweine. Welchen Werth aber hat dieser reiche Besitz, wenn die Eigenthümer ein nüchternes, einförmiges, freudloses Dasein führen? Der Drang nach Wahrheit und Erkenntniß wird in Amana als sündhafte Regung getadelt, denn Alle müssen sich den Eingebungen der Werkzeuge beugen. So opfern die Leute von Amana ihre Freiheit, ihr geistiges Selbst, entsagen fast jeder Daseinsfreude und erhalten dafür die Gewähr, bis ans Ende ihrer Tage die gemeinsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, und einen Antheilschein auf — „die vielen Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters".

Literatur und Kunst.

Ein schweigsamer Abgeordneter.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wenn das preußische Abgeordnetenhaus oder der deutsche Reichstag geschlossen ist, pflegen wir in den Zeitungen zu lesen, daß während der abgelaufenen Session der Abgeordnete Lasker zweihundert Mal und der Abgeordnete Windthorst-Meppen fünfhundert Mal gesprochen haben. Ich gebe zu, meine Zahlen sind nicht genau, aber es kommt hierbei überhaupt auf ein Hundert mehr oder weniger nicht an. Genug, die Zahl der Reden und die unbestreitbare Thatsache, daß die beiden genannten Abgeordneten im Parlament einen großen Einfluß ausüben, haben bei Vielen die Meinung hervorgerufen, um überhaupt irgend einen parlamentarischen Einfluß zu üben, müsse man möglichst viel und möglichst lange sprechen. Dies ist ein Irrthum. Schon Cicero, der doch wahrlich nicht zu wenig gesprochen, thut den Ausspruch: Dum taceo clamo, während ich schweige, rufe ich, d. i. mein Schweigen ist beredter als Reden. Der bekannte Gegensatz: „That und Wort!"

Hier aber haben wir einen Abgeordneten, welcher die Seele der weiland kurhessischen Verfassungspartei war und bis zum heutigen Tage in dem deutschen Reichstage und in dem preußischen Abgeordnetenhaus eine große Rolle spielt, ohne zu reden.

Der zweite Band seiner Lebenserinnerungen, welcher Band seinem politischen Wirken gewidmet ist, leitet die Darstellung dieses Wirkens mit folgenden Worten ein:

„Durch einige Flugblätter, die, wie man sagte, den Nagel auf den Kopf trafen, war ich im Sommer 1848 schnell ein „einflußreicher" Mann geworden. Auch in die Ständeversammlung wollte man mich bringen; doch lehnte ich dies vorläufig ab. Erst im Herbst 1848 nahm ich eine Wahl der schaumburger Städte an und begann am 29. November meine „parlamentarische Thätigkeit", indem ich sogleich in den „Legitimationsprüfungsausschuß", später auch in andere Ausschüsse gewählt wurde.

Da ich wegen fortwährender Heiserkeit nur mit großer Anstrengung einige Sätze zu reden vermochte, so war meine

*) Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen. Erster Band. Stuttgart 1877, Auerbach. Zweiter Band. Ebendaselbst 1878.

Digitized by Google

Wirksamkeit meist auf die Theilnahme an Ausschußberathungen, auf kurze Bemerkungen und stille Beeinflussungen, sowie auf Befürwortungen und Bekämpfungen in der Presse beschränkt. Auch später, bis auf die neueste Zeit, hat sich dies niemals wesentlich geändert.

Indessen rührt doch eine ziemliche Anzahl von Anträgen, Anfragen und Berichten von mir her. Ich denke natürlich nicht daran, sie sämmtlich hier zu erwähnen oder gar in ihren Einzelnheiten mitzutheilen. Nur auf Einiges gehe ich etwas näher ein, zumal auf solche Vorgänge und Gegenstände, die eine allgemeinere Bedeutung hatten, oder deren Behandlung auf den Lauf der Ereignisse von einem gewissen Einflusse gewesen ist.

Zu den wichtigeren Anträgen gehörte ein Versuch, den Kurfürsten zu einer vertragsgemäßen Verwendung eines Theils seiner „Civilliste", welche der Volkswitz „Zuvielliste" nannte, zu vermögen. Dieselbe betrug jährlich 300,000 Thaler neben einem ungefähr gleichen Einkommen vom „Hausschatze".

Es war schon von Anderen angeregt worden, daß nach Lage der Umstände eine Herabsetzung der übergroßen „Hofdotation" Statt finden müsse. Man hatte sich aber meist auf die Geltendmachung allgemeiner Billigkeitsrücksichten beschränkt, hatte die Nothlage des Landes hervorgekehrt, hatte sich auf die Wünsche des Volks oder gar auf den Willen des „souveränen Volks" berufen ꝛc. Allein der Kurfürst war nicht sonderlich geneigt, auf dergleichen zu hören. Er blieb nach wie vor darauf bedacht, mehr seine Ausgaben als seine Einnahmen zu vermeiden; selbst die nothwendigsten Anforderungen hinsichtlich der Hofgebäude ꝛc. vermied er und gab dadurch zu vielfachen Klagen Anlaß.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wirkliche Rechtsgründe vorhanden seien, um eine Ermäßigung der Leistungen an den Hof oder wenigstens eine größere Verwendung derselben zum Besten der Stadt und des Landes zu verlangen. Ich vertiefte mich zu dem Ende in die wenig bekannten Verhandlungen von 1830 und 1831 über die Sonderung des Landes- und des kurfürstlichen Vermögens, und fand zu meinem Erstaunen, wie wenig bisher von Seiten des Hofes den damaligen Vereinbarungen, namentlich den vom Kurfürsten übernommenen Verbindlichkeiten in Betreff der Unterhaltung der Schlösser, des Oktogons (d. i. des Hercules auf der Wilhelmshöhe und des Baues, worauf er steht), des Museums ꝛc. nachgelebt worden war. Das Orangerieschloß in der Aue zerfiel von Jahr zu Jahr in sichtlicher Weise; der Hercules auf der Wilhelmshöhe würde zusammengestürzt sein, wenn nicht die Stände zu wiederholten Malen sehr bedeutende Summen aus Staats-, d. i. Steuer-Mitteln bewilligt hätten, während der Kurfürst, dem die Unterhaltung oblag, jeden Beitrag versagte. Am schmachvollsten sah ein Tempelchen in der Bellevue aus. Da waren Thür und Fenster vernagelt, die Scheiben zerschlagen, die Verzierungen verschändet ꝛc.; mir selbst flog einmal der Staub um die Ohren, als ein losgebröckeltes Ornamentstück neben mir niederfiel. Erst nach der Einverleibung von 1866 ist dem Zustande ein Ende gemacht worden.

Ein besonderes Augenmerk richtete ich auf die werthvollen Kunstsammlungen, die weder irgend vermehrt wurden, noch gehörig zugänglich waren, obwohl 1831 seitens der Stände ausdrücklich ein angemessener „Kunstgebrauch" und namentlich die Gestattung zum Nachbilden ausbedungen worden war.

So weit der Verfasser.

In der That ist Friedrich Oetker für Kurhessen ungefähr dasselbe gewesen, was Benjamin Franklin für Amerika, oder Franz Deák für Ungarn waren. Daß Kurhessen kleiner und vorübergehender war als die Vereinigten Staaten und Ungarn, daran ist Oetker vollkommen unschuldig. Wenn man seinen Rathschlägen gefolgt wäre, bestände das „Kurfürstenthum" ohne Zweifel auch heut' noch. Es ist Oetker dort gegangen wie mir in dem Herzogthum Nassau, wo ich stets meinem damaligen Landesherrn Adolf von Nassau aufrichtig und richtig gerathen, sowohl in wirthschaftlichen Dingen (namentlich in Zollvereinsangelegenheiten) als auch in politischen zu Preußen zu halten, und wo ich schließlich, als die entgegengesetzte Handlungsweise, wie ich Seiner Hoheit vorausgesagt hatte, zur Depossedirung führte, von den „Getreuen" des Herzogs, welche ihn an dem schwarzgelben Gängelbande geführt und ihn um seine Krone gebracht hatten (Einer davon, Herr von Zimiecki, ist 1867 österreichischer General geworden und ist es noch bis zur Stunde er war von Herkunft ein Sachse und ein Beustischer Hausfreund) beschuldigt wurde, ich sei der alleinige Urheber dieser Depossedirung. Ueber diese Beschuldigung habe ich mich niemals gewundert. Sie war ja nur zu natürlich von solchem Volk, welches — mit Recht — das Bedürfniß fühlte, sich zu excusiren; wohl aber habe ich mich darüber gewundert, daß es so viel Dummköpfe gab, welche diese Anschuldigung glaubten.

Doch ich will diesen nur beiläufigen und ohne Zweifel etwas verspäteten Stoßseufzer nicht zu einer Elegie ausspinnen. Kehren wir zurück zu unserm Oetker.

Ich habe mit guter Absicht die oben abgedruckte Stelle hervorgehoben. Sie ist im Stande, uns ein vollständiges Bild der Sachlage zu geben, ein Bild mit bedeutenden Perspectiven in die Vergangenheit und in die Gegenwart. In die Vergangenheit: denn wir sehen hier den letzten Sproß des hessischen Hauses und hinter ihm die lange Reihe seiner Ahnen bis zurück zu dem „Kinde von Brabant".

Ich habe an einer andern Stelle („Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei", Hannover 1876, Rümpler, zweite Auflage, Band IV, S. 3—201) eine Charakteristik dieser höchst eigenthümlichen Dynastie versucht, welche Dynastie mich stets erinnert an die furchtbaren Worte, mit welchen Iphigenie den Verfall des Tantalidengeschlechts schildert:

„Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil. Doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band!
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher."

Auf das Haupt des Letzten hatte sich das ganze Verhängniß concentrirt. Selbst seine guten Eigenschaften gereichten ihm zum Verderben. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Letzte — der letzte Sproß der Dynastie und der Letzte aller Kurfürsten (denn Deutschland ist jetzt eine Erbmonarchie und nicht mehr eine Wahlmonarchie, es gibt also nichts mehr zu wählen und zu „küren") — war ein guter Familienvater, aber er war es nur zur linken Hand, und das war sein Unglück. Er wünschte, seine Söhne aus der morganatischen Ehe successionsfähig zu machen, und deshalb folgte er den Sirenenstimmen, welche von Wien aus erschallten und ihm ein solches unmögliches Ding als möglich darstellten. Dann aber kamen ihm wieder die Zweifel; und dann wollte er die Zukunft seiner Descendenz in anderer Weise sicher stellen, — nämlich durch Vermehrung seiner Einnahmen, durch Verminderung seiner Ausgaben, durch Sparen und Anhäufung von Schätzen. So entfremdete er sich die Sympathien des sonst so getreuen Landes.

Auf der andern Seite sehen wir den „Contre-Kurfürsten", wie man wohl zuweilen Friedrich Oetker genannt hat. Merkwürdiger Weise ist dieser Mann, welcher eine so hervorragende Rolle in der kurhessischen Verfassungs-, Kampf- und Passionsgeschichte spielt, nicht chattischen Blutes. Er stammt aus der „Grafschaft Schaumburg". Er ist jenseits jener Linie geboren, wo sich zwischen den Dörfern Frankenhausen und Sachsenhausen das fränkisch-chattische von dem niedersächsischen Blut trennt. Oetker hat alle Tugenden der niedersächsischen Bauern, die so außerordentlich zäh sind im „Kampfe ums Recht" und das schöne Sprichwort besitzen: „In Verfolgung seines guten Rechtes darf man seinen besten Gaul zu Tod jagen." Aber dieser Niedersachse hängt mit unverbrüchlicher Treue an dem chattischen Lande. So oft verfolgt und verbannt, und während dieser Verbannung in ausländische Studien vertieft — ich erinnere nur an seine vortrefflichen Bücher über Helgoland, an seine „Belgischen Studien" und an seine Förderung der vlamischen Bewegung —, kehrt er immer wieder zurück an seinen heimischen Herd auf der Erde der Chatten, und ihm gelingt es, endlich doch seine geliebte kurhessische Verfassung triumphiren zu sehen

Digitized by Google

nach einem schweren Kampfe, in welchem das Geschick lange hin und her schwankt, zwischen dem K. K. Bundestagspräsidialgesandten Grafen von Thun und dem Erfurter Unionsschwärmer Herrn von Radowitz; zwischen dem gefräßigen „Strafbayer", dem unschuldig leidenden Schimmel von Bronzell und dem „zurückweichenden Starken"; zwischen dem frommen Herrn von Vilmar und dem zudringlichen „Feldjäger" des Herrn von Bismarck.

Es ist wie ein „Märchen aus alten Zeiten", was wir in diesen „Erinnerungen" finden. Nicht ohne Wehmuth lesen wir, wie der rathlose Kurfürst von seinem rabulistischen Minister Hassenpflug zu einer wahrhaft sinnlosen Flucht aus Cassel verleitet wird, — zu dieser Flucht von Cassel nach Bockenheim (bei Frankfurt a. M.), welche wie Mahommeds Flucht von Mekka nach Medina, die „Hedschra", eine neue Zeitrechnung einleitete, nämlich die Zeitrechnung der geist- und sinnlosesten Reaction in den deutschen Kleinstaaten, den Anfang vom Ende.

Wie sehr diese Reaction die Schande boshafter Gelüste mit der Schmach vollkommener Impotenz vereinigte, weiß uns Friedrich Oetker mit dem stillvergnügten gelassenen Humor eines aufrichtigen Menschenfreundes, der selbst an seinen Feinden die guten, oder wenigstens die heiteren Seiten herausfindet, zu berichten. So z. B. erzählt er uns von dem Oberbefehlshaber, Standrechts- und Belagerungszustandsdirigenten, Generallieutenant von Haynau, einem natürlichen Sohn des Kurfürsten Wilhelms I., folgende rührende Geschichte:

Dieser einundsiebenzigjährige Greis, welcher sich hatte bewegen lassen, dem gescheiterten „Kriegszustande" zu Hülfe zu kommen, würde in manchen Beziehungen für kindisch haben gelten können, wenn er nicht in andern einen regen, mitunter an Fanatismus grenzenden Bethätigungseifer gezeigt hätte. Auch körperlich war die dürre Gestalt ziemlich hinfällig, wenigstens soll er vielfach von dem guten Willen seines Bedienten Adam abhängig gewesen sein. Als er einst in der Nacht Allarm schlagen lassen wollte, weigerte sich Adam, ihm die Hosen anzuziehen, und der Lärm unterblieb.

Noch weit charakteristischer ist das Bild, welches wir von dem Staatsminister Hassenpflug und seinen höchst eigenthümlichen finanziellen Nöthen und „Gebahrungen" erhalten. Wir erfahren, daß er nicht nur ein conservativer, d. h. nach der neuesten Dolmetschung „staatserhaltender", sondern in noch weit höherem Maße „staatsgelderbehaltender" Staatsmann war.

„In den dreißiger Jahren," so erzählt uns u. A. Friedrich Oetker, „hatte Hassenpflug sich nicht blos die Vorstandschaft zweier Ministerien übertragen, sondern auch rechtswidriger Weise und gegen alles Herkommen doppelte Gehälter dafür auszahlen lassen. Mit Widerwillen soll der Kurfürst seine Genehmigung dazu ertheilt haben; die Zahlungsanweisungen aber waren nicht vom Finanzminister, sondern von Hassenpflug selbst unterzeichnet worden!

Auf diese Art hatte der in steter Geldverlegenheit befindliche Mann 8333⅓ Thaler unstatthafter Weise bezogen und später, als er schon in Berlin verweilte, noch weitere „asservirte" Beträge mit überhaupt 833⅓ Thalern sich ausgebeten und durch Vilmar am 30. April und 10. Mai 1845 auch wirklich ausbezahlt erhalten.

Schon auf den Landtagen von 1837, 1840 und 1846 war die Unstatthaftigkeit der doppelten Gehaltszahlungen hervorgehoben worden; nach der Rückkehr Hassenpflugs kam die Sache in Erinnerung und in der Ständesitzung vom 1. März 1850 ward auf Antrag des Abgeordneten Lederer von Marburg der Rechtspflegeausschuß mit einer Begutachtung des Gegenstandes beauftragt. Die Berichterstattung fiel mir zu und am 1. Juli hatte ich den Antrag zu stellen: „Die Staatsregierung aufzufordern, die Summe von 9166⅔ Thaler sofort von Herrn Hassenpflug — nöthigenfalls im Wege Rechtens — einzuziehen und demnächst zur Einnahme zu bringen."

Bei der Verhandlung am 7. Juni neigten einige Redner dahin, die Sache als minder wichtig und veraltet beruhen zu lassen; da ließ die Regierung erklären, man müsse an der Statthaftigkeit doppelter Ministergehalte noch nach wie vor festhalten, und nun ward der Antrag mit allen Stimmen gegen eine angenommen.

Natürlich hat aber Hassenpflug nie einen Pfennig zurückgegeben."

Doch genug der kurhessischen und urhäßlichen Bilder.

Ich habe von den Perspectiven nach der Seite der Vergangenheit gesprochen. Sprechen wir nun von der Pespective nach der Seite der Gegenwart.

„Was wir in der Jugend wünschen, das haben wir im Alter in Fülle" — das kann man auch auf Friedrich Oetker anwenden. Jedenfalls hat er, unter Beistand der preußischen Finanzen, seiner schönen Heimat die Kunstsammlungen, die Schlösser und den Hercules, welchen der, der griechischen Götter und Heroen unkundige biedere Chatte vorzieht, den „großen Christoph" zu nennen, gerettet. Der preußische Staat unterhält und erhält das Alles gegenwärtig aufs Beste mit den Einkünften der Fonds, welche ihm die kurhessischen Agnaten wieder abprocessiren wollen.

Ich gedenke hier namentlich an die Casseler Bildergalerie. Sie ist, was Niederländer und insbesondere Rembrandts anlangt, die erste Sammlung in Deutschland. Sie wird auf diesem speciellen Gebiete weder von München und Berlin, noch auch — was viel sagen will — von Dresden übertroffen.

Als ich vor beinahe vierzig Jahren in Göttingen studirte und von da aus öfter, als meinen juristischen Studien förderlich war, das schöne Cassel besuchte, war die Bildergalerie von Rechtswegen unzugänglich; und es gelang mir nur „via facti", d. h. mittels eines Trinkgeldes, das bis an Bestechung hinaufreichte, in dieselbe zu bringen. So ist es denn auch geblieben, bis das Land preußisch geworden. Preußen hat nun an dem höchsten und schönsten Aussichtspunkte der Stadt, welchen man auf kurhessisch „Bellevue" nennt, einen geschmackvollen Kunsttempel errichtet, in den nunmehr die werthvollen Bilder aus den früheren unzureichenden Räumen übergeführt und bei günstigster Beleuchtung, nach der sachkundigen Anordnung des Galeriedirectors Dr. O. P. Eisenmann, aufgestellt sind. Wer dieses Weges fährt, der soll sich zur Pflicht machen, wäre es auch nur von einem Eisenbahnzug bis zum andern, in Cassel abzusteigen und sich an diesen prachtvollen Rembrandts, Rubens, van Dycks, Frans Hals, Wouwermans, Ruisdaels, Teniers, Jordaens, Potters, Jan Steens u. s. w. zu erfreuen. Alles das war von Napoleon I. weggeraubt worden. Der alte Blücher hat es 1814 wiedererobert. Aber erst seit 1870 konnte es der Menschheit zugänglich gemacht werden. Dies ist nun geschehen, und selbst mancher biedere kurhessische Zopf, welcher sonst der preußischen Annexion immer noch keinen Geschmack abgewinnen kann, sagt sich doch, wenn er die schöne Galerie sieht: Es war doch für etwas gut, „à quelque chose malheur est bon".

Es ist in der Presse Friedrich Oetker zum Vorwurf gemacht worden, daß er immer von sich spricht. „Er thut, als wenn er der Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte wäre!" so sagt man. Nun, in der That, eine Zeit lang ist er wirklich der Mittelpunkt des kurhessischen Verfassungskampfes gewesen, dessen Geschichte so lehrreich ist für die Charakteristik der Kleinstaaterei, weil er uns den Satz klar macht, welchen Oetker auf Seite 199 gelassen ausspricht:

— „Nicht der Constitutionalismus hat sich unzureichend erwiesen, sondern die Kleinstaaterei war unser Verderben. Hassenpflug und dem Kurfürsten gegenüber wären wir unzweifelhaft Sieger geblieben, aber gegen östreichische und bayrische Heerschaaren vermochte das kleine Hessenland sich nicht zu wehren." —

Zweitens aber ist es meines Erachtens an und für sich ein Vorzug guter Memoiren, daß der Verfasser sich darauf beschränkt, das zu erzählen, was er selbst gethan und gelitten, gehört und gesehen hat. Oetker aber kann von jenen Zeiten mit Recht sagen, daß er sie schaudernd selbst erlebt und ein Bestandtheil derselben gewesen, —

— Quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui. —

Möge uns Oetker recht bald mit einer Fortsetzung seiner „Erinnerungen" erfreuen.

Digitized by Google

Ein Kreuzzug nach Stambul.*)

Von F. v. Weech.

Ein Kreuzzug! Aber ein Kreuzzug ohne Schwert und nicht gegen, sondern für die Ungläubigen. Ein Zug unter dem Panier des rothen Kreuzes von Genf, das ja nicht in irgend einem symbolischen Zusammenhange mit dem christlichen Kreuze steht, sondern lediglich das Kreuz des Schweizer Wappens, nur roth statt weiß, darstellt, und dennoch ein Zug, zu dem die christliche Idee der Charitas, der Nächstenliebe ohne Rücksicht auf das Bekenntniß des leidenden Bruders, die Anregung gegeben hatte. Ein Kreuzzug zur Unterstützung der Liebeswerke des „rothen Halbmondes" (Croissant rouge), der seinen Namen und sein Zeichen geschöpft hatte aus jener oft genug bemerkbar gewordenen Verwechselung des christlichen und des Genfer Kreuzes und der daraus entstandenen Unmöglichkeit, den Soldaten der türkischen Armee das Zeichen, das ihnen Symbol des Glaubens ihrer Feinde ist, vorzustellen als ein Sinnbild ihrer allgemeinen Menschenpflichten. Welche Widersprüche! Widersprüche, die nur zu lösen waren durch die Thatkraft, die Gewandtheit und die Begeisterung für seine Mission, die Herr von Criegern, der Führer jenes Kreuzzuges und Verfasser des oben erwähnten Buches, bewiesen.

Schrecklich klangen die Nachrichten über die Leiden der Verwundeten und Kranken, der Opfer des russisch-türkischen Krieges, die im Laufe des Sommers 1877 nach Deutschland kamen. Erhebliche Sendungen an Geld und Verbandzeug waren auf Veranlassung des Central-Comités der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und seiner hohen Protectorin, J. Maj. der Kaiserin-Königin Augusta, nach dem Kriegsschauplatze in die Lazarethe beider kriegführenden Theile abgegangen, dasselbe Comité hatte für die Gesellschaft des rothen Kreuzes in Petersburg die Ausrüstung dreier Sanitätszüge in die Hand genommen, auch die Entsendung einer größeren Zahl von Krankenpflegerinnen auf den Kriegsschauplatz war in das Auge gefaßt worden, aber dieser Gedanke hatte die erforderliche Unterstützung nicht gefunden.

Im September 1877 aber gelangten beinahe gleichzeitig Schreiben der Prinzessin Reuß, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar, Gemahlin des damaligen deutschen Botschafters in Constantinopel, und der Fürstin von Rumänien nach Deutschland, und zwar an Ihre Majestät die Königin von Sachsen, in welchen die dringende Bitte ausgesprochen war, Pflegerinnen nach Constantinopel und Bukarest zu entsenden. Die Königin war sofort entschlossen, diesen Bitten zu entsprechen und setzte sich mit den Vorständen der beiden auf Grund der Genfer Convention im Königreiche Sachsen bestehenden Vereine (Albertverein und sächsischer Landesverein) ins Vernehmen. Das Ergebniß der gepflogenen Berathungen war die Entsendung von vier Albertinerinnen nach Bukarest und einer aus Albertinerinnen und barmherzigen Schwestern zusammengesetzten Pflegerinnencolonne von zwölf Personen nach Constantinopel.

Die Expedition nach Bukarest leitete Dr. med. Bille, die ihm anvertrauten Pflegerinnen entfalteten in den dortigen Hospitälern eine ungestörte segensreiche Thätigkeit, eine derselben besiegelte ihre menschenfreundliche Aufopferung mit dem Tode, indem sie dem Typhus erlag.

Die naturgemäß viel schwierigere Aufgabe, die Pflegerinnen, welche für Constantinopel bestimmt waren, dorthin zu geleiten und in ihr schwieriges Amt einzuführen, wurde von der Königin dem Vorsitzenden des Directoriums des sächsischen Landesvereines, Regierungsrath Friedrich von Criegern-Thumitz anvertraut, dem auf seinen Wunsch der bekannte Schriftsteller Dr. Franz Koppel-Ellfeld als Begleiter beigegeben wurde.

Herr von Criegern hat schon im Laufe des vorigen Jahres über seine Reise und die Erfüllung der ihm übertragenen Mission einen kurzen Bericht in einem Buche erstattet, über welches es mir gestattet sein möge, hier ein paar Worte einzuschalten. Bekanntlich hat Frau Marie Simon, die ausgezeichnete Krankenpflegerin, die in dem deutsch-französischen Kriege in ganz außergewöhnlichem Maße sich durch ihre Leistungen im Felde verdient gemacht hat, nach Wiederherstellung des Friedens eine Heilstätte für Invaliden nnd Kranke zu Loschwitz gegründet, welche, noch zu Lebzeiten der trefflichen Frau, in eine Stiftung des rothen Kreuzes umgewandelt wurde. Zu Gunsten dieser überaus anmuthig gelegenen Heilstätte, welche im Kriegsfall ein Vereinslazareth bilden soll, im Frieden aber den sechsfachen Zweck verfolgt: Invaliden des deutschen Heeres aufzunehmen, kranke und verwundete Soldaten zu verpflegen, Krankenpflegepersonal auszubilden, solchen Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen, die in Ausübung ihres Berufes hülfsbedürftig geworden sind, ein Asyl zu gewähren, eine Reconvalescentenstation für Militärs zu sein und endlich gegen Entgelt auch kranke Civilpersonen aufzunehmen, — zu Gunsten dieser „Deutschen Heilstätte" hat sich eine größere Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, die zu Dresden ihren Wohnsitz haben oder früher hatten, zur Herausgabe eines Albums vereinigt, welches unter dem Titel „Caritas" im Verlage von E. Piersons Buchhandlung in Dresden (1878) erschienen ist. Das sehr schön ausgestattete, auch mit Photographien nach Bildern von Diethe, Bode und Pauwels gezierte Album enthält Beiträge von Bodenstedt, M. M. v. Weber, Hieron. Lorm, Hettner, Max Müller, R. Prölss, W. v. Kotzebue, Murad Efendi, Rob. Waldmüller u. A. und ist als geschmackvolles Festgeschenk, mit dessen Erwerbung zugleich ein wohlthätiger Zweck verbunden ist, sehr zu empfehlen. In diesem Album veröffentlichte Herr v. Criegern einen kurzen Reisebericht unter dem Titel: „Von Dresden nach Stambul."

Schon aus diesem summarischen Berichte ersah man, daß seine Mission keine leichte war. Denn der Ueberweisung der Krankenpflegerinnen an bestimmte Lazarethe in Constantinopel hatten sich, obzwar gegen ihre Verwendung nicht, wie man wohl fürchtete, principielle Bedenken geltend gemacht wurden, dennoch sehr viele Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Aus dem sehr anziehenden Berichte des Herrn v. Criegern ging hervor, daß es schließlich den vereinten Bemühungen verschiedener zusammenwirkender Factoren gelungen war, alle diese Schwierigkeiten zu beseitigen und den Schwestern eine segensreiche und auch dankbar anerkannte Thätigkeit zu sichern.

Auch war aus jenem kurzen Berichte zu ersehen, daß Herr v. Criegern und sein Reisegefährte ihre Zeit gut angewendet, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes in und um Constantinopel mit offenem Auge Land und Leute beobachtet hatten.

Das 448 Seiten starke Buch, welches nach Jahresfrist jenem ersten Berichte gefolgt ist, liefert den Beweis, daß dies nach allen Richtungen hin der Fall war. Es enthält in 16 Kapiteln eine äußerst interessante Beschreibung alles dessen, was die Reisenden auf ihrem Wege nach Constantinopel, auf ihren Wanderungen durch die Hauptstadt des türkischen Reiches und in deren Umgebung gesehen, gehört und gelernt haben. Gesehen, gehört und gelernt! Herr v. Criegern schreibt nicht ab, was andere Leute schon vor ihm haben drucken lassen, sondern er theilt mit, was er selbst gesehen, erlebt, erfahren hat. Er will uns nicht eine erschöpfende Darstellung türkischer Zustände geben, sondern was er mittheilt sind die subjectiven Eindrücke, die er empfangen.

Nun ist er ja unter überaus günstigen äußeren Verhältnissen gereist. Die hohe Stellung der Fürstin, auf deren Geheiß er seine Reise antrat, seine dienstliche und gesellschaftliche Position, die Zugehörigkeit zur vornehmen Welt seiner Vaterstadt, die ja mit tausend Fäden mit der ersten Gesellschaft aller anderen Hauptstädte zusammenhängt, die Empfehlungen des deutschen Botschafters, das Bestreben der höchsten Würdenträger der Türkei, sich und das osmanische Reich der Sympathien würdig zu zeigen, die durch seine Sendung den verwundeten Soldaten des türkischen Heeres bewiesen ward — das Alles trug dazu bei, daß Herr

*) Studien und Erlebnisse auf einer Reise im Dienste des rothen Kreuzes von Friedrich von Criegern. Dresden 1879, E. Pierson.

Digitized by Google

v. Criegern in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes mehr und besser sah, als gewöhnliche Reisende in der dreifachen Zeit zu sehen pflegen.

Die Bestrebungen, den seinem Schutze anvertrauten Krankenpflegerinnen eine nicht nur scheinbar sondern wirklich nutzbringende Verwendung zu sichern, brachte ihn mit einer Reihe von Persönlichkeiten in nahe Berührung, deren Namen in den letzten Jahren in der politischen Welt sehr vielfach genannt und sehr verschieden beurtheilt wurden. Und es ist für uns sehr interessant, wenn wir nach der Beschreibung der Straßen, der Moscheen, der Kirchhöfe Stambuls, nach der Schilderung der verschiedenen Klassen von Bewohnern der Hauptstadt, ihrer Nationalität, ihrer Sitten und Eigenthümlichkeiten, Bericht erhalten, wie es auf der hohen Pforte beim Empfange ausgezeichneter Fremden zugeht und in welcher Weise Edhem Pascha, der damalige Großvezier, Audienzen ertheilte.

Es war am 8. October 1877, als Herr v. Criegern und Dr. Koppel dem Großvezier durch den Dragoman der deutschen Botschaft vorgestellt wurden. Da Edhem Pascha vortrefflich französisch spricht und durch seinen Aufenthalt als ottomanischer Botschafter in Berlin der deutschen Verhältnisse kundig ist, machte die Conversation keine Schwierigkeiten. Ueber das Aeußere Edhem Paschas belehrt uns Herr v. Criegern, daß es weder schön noch imponirend sei. „Er ist klein, sehr mager, hält sich etwas gebückt; Kopfhaar und Bart sind sehr gebleicht. Die Gesichtszüge tragen den Stempel der Müdigkeit und Abgespanntheit an sich, die Augenlider scheinen sich oft secundenlang zu schließen, doch plötzlich schießt ein scharfer leuchtender Blick aus den dunkeln Augen hervor, so daß man zu der Annahme geneigt ist, die Ermattung sei nur eine äußerliche, scheinbare. Von Zeit zu Zeit geht allerdings ein nervöses Zucken durch die Züge und die zitternden Hände spielen unausgesetzt mit dem Rosenkranze, dessen Perlen langsam die seidenen Fäden herabgleiten."

Einen sehr bedeutenden Eindruck machte auf unsere Reisenden Karatheodori Efendi (jetzt Iskender Pascha Karatheodori), der damals die Stelle eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Amte bekleidete und bekanntlich später der erste Bevollmächtigte der Pforte auf der Berliner Conferenz war. Er war unzweifelhaft die Seele des auswärtigen Amtes, dem damals Server Pascha vorstand, von dem Herr v. Criegern nicht viel Anderes zu sagen weiß, als daß er sich als vollendeter Weltmann betragen habe. Von Karatheodori spricht er dagegen ausführlich: „Er ist sehr groß und mager, seine Haltung gebeugt; im Besitze sehr langer Beine geht er mit gekrümmten Knien. Sein von schwarzem Barte eingerahmtes Gesicht könnte geradezu häßlich erscheinen, wenn es einen weniger geistvollen Ausdruck hätte. Man sieht ihm an, daß er viel gearbeitet und gedacht hat. Er ist der einzige türkische Beamte, welcher auf mich den Eindruck eines Bureaukraten gemacht hat."

Bei der Audienz, bei welcher nur sehr vorübergehend von den eigentlichen Zwecken der Sendung Criegerns die Rede war und bei der er von Karatheodori hörte, daß hier Geduld die Hauptsache sei und daß sich in Constantinopel nicht Alles binnen zweimal 24 Stunden abmachen lasse, war auch Feridoun Bey, Chef der politischen Abtheilung im auswärtigen Amte, den Herr v. Criegern einen Gentleman nennt, wie ihm in der Türkei kein zweiter begegnet sei, und dessen Vater Kiamil Bey anwesend, letzterer der langjährige Oberceremonienmeister des Sultans, ein liebenswürdiger alter Herr, der aber mit der französischen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße stand und dem außerdem das Sitzen auf dem Fauteuil à la franca erhebliche Schwierigkeiten bereitete. „Unwillkürlich zog er im Laufe der Unterredung die Beine immer wieder empor, um dann plötzlich, sobald er sich dessen bewußt wurde, daß er mit unterschlagenen Beinen dasaß, aufzuspringen und, nachdem er sich wieder ordentlich gesetzt hatte, ganz dieselbe Procedur von vorn anzufangen."

Dem deutschen Beamten boten sich, als er bei seinem Besuche der hohen Pforte die Osmanen amtiren sah, allerlei sehr ungewohnte Wahrnehmungen dar. Wunderbar fiel ihm die Abwesenheit der Schreibtische auf; er konnte sich gar nicht recht vorstellen, wie eine Behörde ohne Schreibtische ihre Pflicht ordentlich erfüllen könne. Darum wirkte es geradezu wohlthuend auf seine Beamtenseele, als er Karatheodori an einem Schreibtische sitzend fand. „Vielleicht — meint er — hat sogar dieser Umstand viel dazu beigetragen, daß ich dem Manne selbst von Anfang an mehr Vertrauen entgegenbrachte, als Anderen." Das Zweite, was ihm auffiel, war die in den Bureaus herrschende Zwanglosigkeit, ja man könnte sagen Nonchalance und Mangel an amtlichem Ernst und Würde. „Alles rauchte Cigaretten, pflegte der Unterhaltung, unangemeldet trat man ein, einzelne der Herren nahmen Besuche an, andere frühstückten, und so machte das Ganze den Eindruck einer recht liebenswürdigen Gesellschaft, aber doch nicht einer hohen Behörde, bei deren Geschäftserledigung es sich um das Wohl und Wehe eines großen Staates handelt. Und mag auch eine weniger peinliche Behandlung der einzelnen Sachen in der Natur der Sache liegen, so sieht doch Jedermann klar, daß auf diese Weise nicht sehr viel fertig werden kann und ein großer Theil der für die Geschäfte bestimmten Zeit verloren geht. Denn die Bureaustunden auf der hohen Pforte sind, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr kurz; vor 11 Uhr findet man noch Niemanden und von 2 Uhr an ist Niemand mehr da."

Für die endliche Erledigung der von Herrn v. Criegern übernommenen Aufgabe war es von großem Werthe, daß sich der schon damals und auch später noch so viel genannte Schwager des Sultans Abdul Hamid, Damad Mahmoud Dschelaleddin Pascha für seine Angelegenheit interessirte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Subscriptionsball.

Eine Scene vom andern Morgen.

Erna.

Es war doch schön! Und o wie gut und lieb
Vom Vater, daß er bis zum Ende blieb!

Clärchen.

Daß er's ertragen würde, glaubt' ich nicht.

Erna.

Mitunter auch flog über sein Gesicht
Ein Schatten von Verzweiflung; doch der Muth
Kam wieder und zuletzt war Alles gut.

Clärchen.

Es war sein Wille, mit uns hinzugehen.
Er hatte sonst schon Aehnliches gesehen,
Doch für uns Beide war's das erste Mal.

Erna.

Welch' Anblick, als man eintrat in den Saal!

Clärchen.

Geblendet war man von dem Glanz und Schimmer!
Und eh noch an das Glitzern und Geflimmer
Das Auge sich gewöhnt, kam durch die Mitte
Des Saales schon im Polonaisenschritte
Der Kaiser selber und die Kaiserin —
Und Alles drängte nach der Mitte hin.

Erna.

Glaubst Du es wohl, daß uns der Kaiser sah?

Digitized by Google

Clärchen.

Er that's gewiß! Wir standen ihm so nah' —
So nah', wie wir jetzt bei einander stehn.
Wie wir ihn sahen, mußt' auch er uns sehn.

Erna.

Und als nun hinter dem erlauchten Zug
Des Menschenmeeres Fluth zusammenschlug —
Welch ein Gewühl! Welch ein Gedräng! Es scheuchte
Uns an ein Plätzchen, das uns sicher däuchte;
An Tanz zu denken wagten wir nicht mehr.

Clärchen.

Drauf zu verzichten fiel mir nicht so schwer!
Nein; keineswegs ward mir die Weile lang,
Als wir dort saßen, wo das Wasser sprang,
Wo hübsche Blumen und Gesträuche standen!

Erna.

Ja, zu bestaunen war genug vorhanden.
Auch ich war froh, daß wir aus dem Gewühl
Gerettet uns, erreichend ein Asyl.
Wie war es hübsch, der Tanzmusik zu lauschen!
Man ließ den Strom an sich vorüberrauschen
Und musterte, was mit dem Strome kam.

Clärchen.

Da sah ich Manches, was mich Wunder nahm.
Was gab es doch für reizende Gestalten!
Und andre —

Erna.

Still von den geputzten Alten!

Clärchen.

So saßen, unter Blättergrün versteckt,
Zwei Veilchen wir!

Erna.

Und wurden doch entdeckt!
Entdeckt und aus dem Grün hervorgezogen,
Und schwammen plötzlich auf des Tanzes Wogen.

Clärchen.

Wer hätt' gedacht, daß es so kommen sollt!
Ich war zufrieden, hätte nicht gegrollt,
Wenn ganz vergessen wir im Hintergrunde
Geblieben wären bis zur letzten Stunde.

Erna.

So viel zu tanzen noch! Ich weiß die Namen
Der Vielen kaum, die uns zu holen kamen.

Clärchen.

Wie denkst Du von dem schmucken Offizier —
Wenn ich nicht irre, tanzt' er auch mit Dir —
Dem ich zum Contretanz die Hand gereicht?

Erna.

Sich Einzelner erinnern fällt nicht leicht.

Clärchen.

Nun, mit den schwarzen Augen der! Der Kleine!

Erna.

So — meinst Du den?

Clärchen.

Das ist er, den ich meine.
Sah er nicht hübsch aus? Wie denn? Meinst Du nicht?

Erna.

Mir schien's ein recht gewöhnliches Gesicht.

Clärchen.

Gewöhnlich? O daß solcher Augen Sterne
Gewöhnlich wären! Manche säh' es gerne.
Im Tanzen auch schien er mir sehr gewandt.

Erna.

Ich fand, er tanzte nicht sehr elegant.

Clärchen.

Wie wußt' die Unterhaltung er zu führen!
Was junge Mädchen nur interessiren
Und freuen kann, er bracht' es Alles vor.
Mitunter ernst, mitunter mit Humor.
Ich hab mit ihm mich trefflich unterhalten,
Denn Alles wußt' er, kannte selbst die Alten.
Nichts ist doch hübscher und zieht mehr uns an,
Als wenn mit uns ein liebenswürd'ger Mann
Bescheiden und doch voll Verstandes spricht.
Wovon sprach er mit Dir?

Erna.

Ich weiß es nicht.
Ich war zerstreut, ich gab darauf nicht Acht.

Clärchen.

Auf mich hat großen Eindruck er gemacht —
Ich werde nicht so leicht sein Bild vergessen.
Zuletzt noch oben in dem Saal beim Essen
Schwebt' es mir vor und ließ mir keine Ruh.

Erna.

Jetzt kenn' ich Dich, tiefschwarze Seele Du!
Konnt' ich vergessen, daß Du immer wareſt,
Als welche Du Dich heute offenbareſt!
Das ist es ja, was uns von je getrennt:
Als Kind schon hast Du Alles mir mißgönnt.
Wie manchen Apfel, welchen ich bekommen,
Hast Du mir listig wieder fortgenommen!
Im Schranke war mein Zuckerwerk vor Dir
Nicht sicher — stets das Beste nahmst Du mir.
Und wenn ich kam und wollt' mir etwas holen,
Dann immer war das schönste Stück gestohlen.
So hast Du nun auch diesen mir geraubt
Von dem ich, ach, von dem ich fest geglaubt —
Geglaubt ....

Clärchen.

Du liebst ihn? Das nur wollt' ich wissen.
So hat er wirklich denn Dich hingerissen!

Erna.

Du liebst ihn nicht?

Clärchen.

Gleichgültig ist er mir,
Wie irgend nur ein andrer Offizier.
Doch wenn das Schicksal Dir zum Mann ihn gibt,
Will ich ihn lieben, wie man Schwäger liebt.

Erna.

Du liebst ihn nicht?

Clärchen.

Soll ich es zweimal sagen?
Und überhaupt — wie kannst Du nur so fragen?
Du weißt es doch, daß heimlich ich mein Wort
Dem Doctor gab und daß mein Herz schon fort.
Was dachteſt Du?

Erna.

Ich weiß nicht, was ich dachte
Und was mich plötzlich auf den Argwohn brachte.
Ihr seid einander treu? O bleibt es immer!

Digitized by Google

Clärchen.

Du bist ein ganz seltsames Frauenzimmer!
Es schmerzt mich, daß so schlecht Du von mir denkst.
Du weißt es selbst wohl nicht, wie Du mich kränkst?

Erna.

Ich hab mir nichts dabei gedacht — vergib!

Clärchen.

Mein Carl und ich — wie haben wir uns lieb!
Er ist ja auch ein sonderbarer Knabe,
Den ich mit Mühe mir erobert habe;
Nun aber ist er, seit er wirklich mein,
So sicher mir wie Ehrenbreitenstein,
Dem, der es hält. Ich aber halt' es.

Erna.

Nun
Will ich es ganz gewiß nicht wieder thun.

Clärchen.

Nun weine nicht mehr! Nein, ich kann's nicht sehn,
Daß diese Augen so voll Thränen stehn.

Erna.

Du siehst es ja, schon hör' ich auf zu weinen.

Clärchen.

Den Deinen laß ich Dir.

Erna.

Ich Dir den Deinen.
Doch ach, was sprichst Du?

Clärchen.

Glaub', ein gut Geschick
Hilft Dir, so wie auch mir es half, zum Glück.

Erna.

Dann wollen wir zusammen still es tragen,
Uns drüber freu'n —

Clärchen.

Und sonst es Keinem sagen.

J. Trojan.

Dramatische Aufführungen.

Les Bourgeois de Pont-Arcy.

Schauspiel in 5 Acten von Victorien Sardou, deutsch von R. Schelcher.

Das neuste Schauspiel von Victorien Sardou, „Les Bourgeois de Pont-Arcy", also etwa „Französische Mottenburger", das in Paris am Théâtre du Vaudeville zwar einen guten, aber keineswegs so durchschlagenden Erfolg gehabt hat, wie viele andre Sardou'sche Stücke, wie namentlich „Fernande" und „Dora", ist nun auch am hiesigen Residenztheater zur Aufführung gekommen, und zwar in ausgezeichneter Besetzung. Zu dem ständigen Personal dieses Theaters, das auf die modernen französischen Stücke besonders eingespielt ist und in der Darstellung derselben auch eine besondere Virtuosität erlangt hat, gesellten sich berühmte Gäste, Frau Hedwig Niemann, Herr und Frau Friedrich Haase, von denen jedoch eigentlich blos die letztere eine wirkliche Hauptrolle, Frau Niemann dagegen eine nur vorübergehende, aber sehr interessante, Herr Haase eine größere, mit Feinheit ausgeführte Episode darzustellen hatte.

Jeder Zuschauer hat von diesem neuen Schauspiel so ungefähr denselben Eindruck mitgenommen. Die komischen und die ernsten Elemente sind hier etwas gewaltsam und ohne zweckmäßige Vertheilung nebeneinander gestellt. Der Ernst der Handlung wird nicht durch eine heitre Ausschmückung belebt, sondern das Derbkomische des Anfangs wird ziemlich unvermittelt durch den pathetischen Ton der Fortsetzung und des Schlusses abgelöst, nicht zum Vortheile des Ganzen. Diesmal ist es Sardou nicht wie in den meisten seiner früheren Stücke gelungen, das Schauspielartige mit demselben Geschick zu behandeln wie das Lustspielartige. Die ersten Acte sind sehr amusant, die letzten berühren peinlich. Sie erscheinen beinahe wie eine überflüssige Quälerei, da das Motiv, das die Seelenleiden der handelnden Personen veranlaßt, nicht haltbar ist, da nur ein Wort ausgesprochen zu werden braucht, um denselben ein Ende zu machen und da außer der Caprice des Dichters keine Veranlassung zu ermitteln ist, daß dieses Wort nicht gesprochen werde. Eine Weile läßt sich der Zuschauer den mit vielen sinnigen und raffinirten Einzelheiten ausgestatteten Scherz gefallen; es gelingt Sardou, sein Publicum eine geraume Zeit in Spannung zu erhalten; aber der geistvolle Dichter treibt das Spiel zu weit und stellt die Geduld des Publicums auf eine gar zu harte Probe; die nüchterne Erwägung greift endlich Platz und lehnt sich gegen die Willkür des Dichters, der mit uns herumspielt, auf. Man wird des Kunststücks gewahr und kommt daher nicht zur rechten Stimmung, nicht zum unbefangenen und behaglichen Genusse.

Der Baron Fabrice von Saint André gehört zu den Honoratioren der unweit Paris gelegenen kleinen Stadt Pont-Arcy. Er führt einen guten Namen, er besitzt Vermögen und steht im Begriff, sich mit einer anmuthigen jungen Aristokratin zu vermählen; er besitzt wahrscheinlich noch eine große Anzahl von guten Charaktereigenschaften; kurz und gut, die Regierung interessirt sich für den jungen Mann und läßt ihm die officielle Candidatur antragen. Fabrice erklärt sich nach kurzem Schwanken bereit, für die Kammer zu candidiren und sich die Unterstützung der Behörden gefallen zu lassen trotz des Widerspruchs seines Onkels, des Herrn Brochat, der, — man weiß nicht recht, weshalb, wahrscheinlich, weil er sich in dem kleinen Neste langweilt und weil der Widerspruch immer unterhaltender ist als die Zustimmung, — zur unversöhnlichen Opposition gehört. Durch die Annahme der officiellen Candidatur versetzt Fabrice das Haus des Maire Trabut in einen gelinden Schrecken. Trabut hat sich nämlich auf die Regierungscandidatur gespitzt oder vielmehr Trabuts ehrgeizige kleine Frau, Clarisse, hat es ihrem einfältigen Gatten in den Kopf gesetzt, aus Familienrücksichten Abgeordneter zu werden. Die Gründe, welche Frau Clarisse Trabut dazu bewegen, ihren Mann eine politische Rolle spielen zu lassen, sind sehr einfache, sehr natürliche und sehr komische. Frau Trabut ergeht es wie fast allen ihren Mitbürgern: sie langweilt sich in Pont-Arcy. Der Kaffeeklatsch, das Basengeschwätz, die kleinen Eifersüchteleien, die wohlfeilen Triumphe und die kindischen Niederlagen, die spärlichen Zerstreuungen, welche private und öffentliche Festlichkeiten darbieten, wie z. B. die „ökonomische Exposition" — sagt der Uebersetzer, ich würde „landwirthschaftliche Ausstellung" vorziehen — alles das, was ihr das Leben in der kleinen Stadt bietet, hat sie ausgekostet; es erscheint ihr fade und monoton. Sie hat nur einen Wunsch: Paris, und die Möglichkeit, alljährlich einige Monate in der Hauptstadt unter angenehmeren Bedingungen zu verbringen, kann ihr nur dadurch gewährt werden, daß ihr Mann zum Abgeordneten gewählt wird. Trabut ist in seiner Eigenschaft als Maire natürlicher Candidat der Regierung; in demselben Augenblicke aber, da die Regierung einen Andern mit ihrer Gunst bevorzugt, nämlich Fabrice, ist Trabut der ebenso natürliche Candidat der Opposition.

Diese Wahlgeschichte, wenngleich sie auf den Vorzug der Originalität und der Neuheit keinen Anspruch mehr machen kann, und wenngleich sie von Anderen — in Deutschland brauchen wir nur an Freytags „Journalisten" zu erinnern — mit schärferer Satire und schneidigerer Vertiefung schon behandelt worden ist, wirkt an sich recht ergötzlich. Der Wahlkampf und was dazu gehört, also namentlich die Intriguen der kleinen Frau Trabut, bilden das Lustspiel. Von nun an, — mit Beginn des dritten Actes, — treten wir in das einheitliche Schauspiel ein; die lustigen Personen verschwinden mehr und mehr und erscheinen eigentlich nur noch, um zu stören, um aufzuhalten; der harmlose Witz, die Ausgelassenheit werden abgethan und das schwere Pathos drängt sich vor.

Eine geheimnißvolle Fremde ist in Pont-Arcy eingetroffen. Sie hat wiederholt und vergeblich Fabrice um eine Zusammenkunft gebeten. Das ist natürlich stadtkundig geworden, und die Klatschsucht hat aus

Digitized by Google

den verdächtigen Symptomen bereitwillig geschlossen, daß jene Fremde, von der festgestellt worden ist, daß sie Marcelle Aubry heißt und in Paris ein Modegeschäft besitzt, unzweifelhaft eine frühere Geliebte des Bräutigams sein müsse, die nun, wenige Tage vor der Vermählung, auf dem Kampfplatz erscheine, um ihre alten Rechte geltend zu machen und die projectirte Heirath zu sprengen. Frau Trabut hegt die feste Hoffnung, daß sich daraus eine günstige Conjunctur für die Wahlchancen ihres Mannes ergeben werde. Sie hofft einen Skandal in Scene setzen zu können, der Fabrice als einen unmoralischen Menschen und deshalb als ungeeignet zum Vertreter des Volks hinstellen werde. Sie bringt die Beiden zusammen und wundert sich, da diese sich ganz fremd gegenüberstehen, über die meisterhafte Selbstbeherrschung, die sich die beiden Schuldigen auferlegen. Sie läßt sie demonstrativ allein in der Erwartung, daß sie sich dann compromittiren werden; und da sie beim Abgehen zufällig den Namen Baron Fabrice de Saint-André nennt und Marcelle auf diese Weise von der Persönlichkeit dessen, der ihr gegenübersteht, in Kenntniß gesetzt wird, erreicht sie ihren Zweck auch vollkommen. Kaum ist der Name ausgesprochen, und kaum hat Madame Trabut das Zimmer verlassen, so tritt Marcelle an Fabrice heran und beschwört ihn auf das Dringlichste, ihr eine Unterredung zu gewähren. Ihre Bitte hat etwas so Rührendes, ihr Flehen ist so ergreifend, daß Fabrice einwilligt. Fabrice erklärt, daß er in seiner Eigenschaft als Bräutigam sie im Hotel nicht besuchen dürfe, und da Marcelle darauf besteht, daß die Zusammenkunft noch im Laufe des Tages statt finde, bestimmt er ihr die zehnte Abendstunde und die Wohnung seiner Mutter zum Rendezvous.

Wie man sieht, ist Fabrice ein sehr correcter und vorsichtiger Mann; aber unbegreiflich ist seine Kurzsichtigkeit. Er, der in Pont-Arcy lebt und weiß, wie da die Leute nichts Anderes zu thun haben als aufzupassen, wie die indiscretesten Blicke den Schritt eines Jeden erspähen — Fabrice, der jedes verdächtige Moment aus dem Zusammentreffen mit Marcelle von vornherein ausscheiden will, ruft die Verdächtigung in fast frivol zu nennender Weise geradezu heraus. Nichts wäre natürlicher als daß er zu seiner Mutter sagte: Eine Dame, die auf mich einen anständigen Eindruck macht, muß mich unbedingt im Laufe des heutigen Abends noch sprechen. Ich habe anders keine freie Zeit als die zehnte Stunde, ich habe sie zu dieser Stunde ins Haus bestellt; sei so gut, sie zu empfangen und laß uns dann allein!

Anstatt die Sache so auf natürliche und gesellschaftlich allein richtige Weise zu erledigen, wählt er den unnatürlichen und gesellschaftlich unmöglichen Weg. Wie ein Schuldiger schleicht er sich von dem Ball, auf dem er seine Braut mit der Elite von Pont-Arcy bekannt machen will, schlüpft heimlich, in einen Mantel gehüllt, in das Zimmer, das er als Herr des Hauses ohne diese Vorsichtsmaßregel betreten dürfte, und führt Marcelle auf geheimnißvolle Weise ein.

Marcelle erzählt ihm nun in einer etwas larmoyanten Weise — diese Kritik richtet sich an die Dichtung, nicht an die Darstellung — die nicht mehr ganz ungewöhnliche Geschichte.

Auch sie ist Klavierlehrerin gewesen, gerade wie Madame Bernard, auch sie hat den einmaligen Fehltritt begangen, und auch dieser hat die üblichen Folgen gehabt: ein kleines Kind ist da. Der Vater dieses Kindes ist der vor einiger Zeit verstorbene Fabrice von Saint-André, der Vater unsres Helden. Marcelle erzählt Fabrice diese peinliche Geschichte, da sie Geld braucht. Ihr Geliebter, also der Vater unsres Fabrice, hat das Zeitliche gesegnet, bevor er eine Verpflichtung, die er eingegangen war, um sich mit Marcelle abzufinden, hatte erfüllen können. Der alte Fabrice hatte der Mutter seines Kindes das bewußte Modegeschäft gekauft; aber ehe die Rechnung noch geregelt war, war er gestorben. Nun drängen die Gläubiger; sie drohen damit, ihre Ansprüche an Fabrices Vater bei der legitimen Wittwe geltend zu machen. Marcelle will dieser die Herzenspein ersparen, und da sie anderweitig das erforderliche Geld nicht auftreiben kann, hat sie sich im letzten Augenblicke entschlossen, nach Pont-Arcy zu fahren, dem legitimen Sohne ihres Geliebten die Sache vorzutragen und von diesem das Geld zu erbitten. Sie hat einige Briefe des alten Fabrice mitgebracht, um sich vor Fabrice zu legitimiren und ihre Aussagen zu bekräftigen. Sobald der junge Fabrice, der zunächst die Sache nicht geglaubt und die unglückliche Marcelle für eine verwegene Hochstaplerin gehalten und als solche behandelt hatte, sich von der Richtigkeit ihres Vortrags überzeugt hat, stellt er ihr die Summe zur Verfügung, und Marcelle entschlüpft.

Die braven Kleinstädter haben aber das Haus umstellt; alberne Gerüchte über die Unbekannte werden ausgesprengt; es entsteht ein großer Auflauf. Marcelle wird wie ein Stück Edelwild von der klaffenden Meute gestellt, in den Salon der Frau Baronin zurückgebracht und in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft, zu der auch natürlich die Braut gehört, mit Fabrice confrontirt.

Fabrice kann nun das seltsame Geheimniß dieser nächtlichen Zusammenkunft — um 10 Uhr ist es ja in Pont-Arcy Nacht — nicht anders als durch eine jener Lügen aufklären, die man gewöhnlich heroische zu nennen pflegt. Er sagt, Marcelle sei *seine* Geliebte gewesen. Die Folgen dieser Erklärung ergeben sich von selbst. Mutter und Braut vergießen Thränen, die Verlobung wird zunichte gemacht, Marcelle weint ihrerseits, Fabrice weint wahrscheinlich auch, die Regierung sieht sich nicht mehr in der Lage, einen Mann von so zweideutigem Charakter, der am Tage vor der Vermählung im Hause seiner Mutter seine Maitresse empfängt, ihren Schutz angedeihen zu lassen ꝛc.

Onkel Anselm Brochat benutzt den folgenden Vormittag, um nach Paris hinüberzufahren und Erkundigungen über Marcelle einzuziehen. Er stellt fest, daß sie sich des besten Leumundes zu erfreuen hat und vom Baron Fabrice ein Kind besitzt, dessen Photographie er sich sofort verschafft.

An diese Photographie knüpft sich eine Scene von jener echt französischen Rührseligkeit, für die wir diesseits der Vogesen nicht die rechte Empfänglichkeit besitzen. Die gerührte Baronin hat, nachdem sie das reizende Kind gesehen, sofort den Beschluß gefaßt, daß ihr Sohn Marcelle heirathen müsse. Neue Complication. Der Sohn sträubt sich auf das Aeußerste, und schließlich bleibt Marcelle, die Zeugin dieses überaus peinlichen Auftritts ist, nichts Anderes übrig, als ihrerseits wieder so einen Heroismus zu begehen und sich vor Aller Augen als eine verworfene Dirne hinzustellen. Nachdem sie zugegeben hat, daß der junge Fabrice ihr Geliebter gewesen sei, erklärt sie, daß dieser nicht der Vater ihres Kindes sei. Mit Schimpf und Schande wird sie aus dem Hause gejagt.

Endlich bleiben nun Fabrice und seine Braut allein. Das Publicum athmet auf. Nun wird sich ja die Wahrheit Bahn brechen; nun wird der relativ unschuldige Sachverhalt klar gelegt werden; nun hat das Hinziehen, das uns anfängt lästig zu werden, sein Ende. Fabrice braucht ja seiner Braut ganz einfach zu sagen: Liebes Kind, die Sache liegt so und so; für die leichtsinnigen Streiche meines Vaters bin ich nicht verantwortlich; wir wollen meiner Mutter die schmerzliche Enthüllung wo möglich ersparen; uns Beide und unser Verhältniß geht die Geschichte nichts an.

Aber so wohlfeilen Kaufs kommen wir nicht davon. Fabrice, den wir schon so oft schwer verstanden haben, verstehen wir jetzt ganz und gar nicht. Er hält seiner Braut eine Rede etwa folgenden Inhalts: Ich bin unschuldig; ich habe nichts begangen, was mich Deiner Liebe unwerth machte. Du brauchst keine Thränen zu vergießen. In unserm Verhältnisse ist nichts geändert. Ich kenne die Dame gar nicht, bin nicht Vater des Kindes, wie Du gehört hast. Ich brauche Dir nur *ein* Wort zu sagen und Du wirst Alles begreifen; aber dieses eine Wort werde ich nicht sagen!

Berengère, die Braut, beschwört Fabrice, sich auszusprechen. Ihr naiver Schmerz könnte einen Stein erweichen, Fabrice hat immer nur die eine Antwort: „Ich darf nicht sprechen.“ Aber weshalb dürfen Sie nicht sprechen? fragt das Parterre. Was berechtigt Sie dazu, ein Mädchen unschuldig leiden zu lassen und noch dazu das Mädchen, das Sie lieben? So sagen Sie doch ohne Umschweife der kleinen Berengère die volle Wahrheit, dann ist ja Alles gut. Der launische Dichter will aber nicht, daß Alles gut sein soll, er will den vierten Act mit einer unaufgelösten Dissonanz schließen lassen, und deswegen fällt der Vorhang über Berengères Verzweiflung und Fabrices Starrsinn.

Das ist der schwächste Punkt des Stückes. Nach dem vierten Act haben wir das Gefühl, daß wir ohne irgend welchen Grund mit dramatischen Scenen regalirt werden. Wir sind weder erschüttert noch ergriffen, noch auch gerührt, wir sind einfach nervös gemacht.

Die Auflösung des letzten Actes ist auch weniger kunstvoll, als man von einem theatralisch so hoch bedeutenden und alle Geheimnisse der Theaterkunst so souverän beherrschenden Dichter wie Sardou es erwarten könnte. Wir ersehen nun erst recht, daß alle die Irrwege, die uns der Dichter hat wandeln lassen, nur ein Zeitverlust sind; denn sie führen schließlich doch auf den geraden Weg zurück, den wir unter viel an-

Digitized by Google

genehmeren Bedingungen und viel schneller hätten zurücklegen können. Der einzige Zweck, den die Bemühungen Fabrices ebenfalls hätten haben können, und um dessen willen er eine Stadt in Aufregung versetzt, die ihm Nächststehenden und sich selbst unglücklich gemacht hat, — dieser Zweck wird nicht erreicht. Die Baronin erfährt schließlich doch die Schuld ihres verstorbenen Gatten. Wozu also der Lärm, der vorher geschlagen ist? Und weswegen drei Acte Wahlgeschichte, da es der Dichter nicht einmal für nöthig erachtet, uns zu verrathen, wer eigentlich zuguterletzt siegreich aus der Urne hervorgeht?

Ich habe bei dieser Nacherzählung der Handlung schon auf die Mängel dieses Schauspiels hingewiesen; daß es starke Vorzüge besitzt, soll nicht verschwiegen bleiben. Der Dialog ist, namentlich in den komischen Stellen, munter und frisch, und auch in den pathetischen bisweilen schwungvoll und tüchtig. Die Charakteristik ist in den Episoden diesmal weniger originell als in den anderen Sardou'schen Stücken. Klatschmäuler, wie der Papierhändler, alte Betschwestern, die in ihrer Jugend etwas ganz anderes gewesen sind wie Madame Cotteret, der Idiot von Maire, der sich wie eine Wetterfahne dreht ꝛc., haben kein besonders originelles Gepräge; es sind die üblichen Typen. Viel sorgfältiger gezeichnet und origineller gedacht ist die Gattin des Maires, Clarisse, die allerdiugs auch mit der Marquise de Menneville, der Madame in Scribes „Feenhände" eine ziemlich starke Familienähnlichkeit besitzt. Am besten gefällt mir von den kleinstädtischen Typen der Onkel Brochat. Er hat zwar nichts besonders scharf Pointirtes, aber eine liebenswürdige Bonhommie und einen Zug echter Menschlichkeit. Marcelle kommt aus den Thränen nicht heraus. Mutter und Braut vertreten die anständige Gesinnung durch Würde und Naivetät. Fabrice ist ein Umstandskrämer, ein Sonderling, von dem die Franzosen sagen würden: qu'il cherche midi à quatorze heures, im Uebrigen gewiß ein feingebildeter anständiger Mensch.

Am meisten zu bewundern ist wiederum die Geschicklichkeit der theatralischen Führung der Handlung. Aber auch hier kann ich den Vorwurf dem Dichter nicht ersparen, daß er es sich in den Voraussetzungen zu seinen dramatischen Complicationen doch zu bequem gemacht hat. Man gibt nicht ohne Noth nächtliche Stelldicheins im Hause seiner Mutter, von denen Niemand nichts weiß, man verschweigt nicht ohne Grund eine Wahrheit, die geliebten Wesen Kummer und Schmerz erspart, man läßt nicht Briefe von entscheidender Wichtigkeit so herumliegen, daß sie dem ersten besten indiscreten Menschen zugänglich sind ꝛc. Geht man aber über die Unbedeutendheit der Voraussetzungen hinweg, so muß man zugestehen, daß die Folgerungen mit großem Scharfsinn und seltener Sicherheit in der Verwerthung der scenischen Effecte gezogen worden sind.

Das Motiv des Sardou'schen Stückes hat eine überraschende Aehnlichkeit mit dem, welches Wilbrandts „Natalie" zu Grunde liegt. Es ist sogar, wenn man von der Verschiedenheit des Geschlechts absieht, ganz dasselbe. Bei Sardou wird der dramatische Conflict dadurch herbeigeführt, daß der Sohn im Augenblicke, da er eine Ehe eingehen will, den Ehebruch seines verstorbenen Vaters erfährt, diesen vor der Mutter verschweigen muß und dadurch um ein Haar um das Glück seines Lebens kommt. Bei Wilbrandt wird der dramatische Conflict dadurch herbeigeführt, daß die Tochter im Augenblicke, da sie eine Ehe eingehen will, den Ehebruch ihrer verstorbenen Mutter erfährt, diesen vor dem Vater verschweigen muß und dadurch um ein Haar um das Glück ihres Lebens kommt. Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung, wie viel stärker das Wilbrandt'sche Motiv ist. Nach den Begriffen unsrer Moral — eine absolute Moral gibt es eben nicht — ist der Ehebruch des Weibes ungleich kränkender für den andern Theil als der des Mannes, und ebenso wird der Treubruch der Mutter von den Kindern ungleich schmerzlicher empfunden als der des Vaters. In der Behandlung des Stoffes weichen die beiden Dichter vollkommen von einander ab. Wilbrandt hat sich lediglich auf die Untersuchung des Problems beschränkt, das er sich gestellt hatte und zum Nachtheil der Bühnenwirkung auf jeden Ausschmuck, auf alle liebenswürdigen Zuthaten verzichtet; für Sardou dagegen ist das psychologische Moment eben nur ein Moment. Er hat dazu auch noch eine Charakterkomödie schreiben wollen, und daß er auf diese einigen Werth legt, spricht schon der Titel aus. Die heiteren Allotria sind meines Erachtens sogar der gelungenste Theil des französischen Stückes, und ich möchte es bedauern, daß er in der zweiten Hälfte von denselben zu sehr Abstand genommen hat.

Ich habe schon zu Anfang gesagt, daß das Stück eine vorzügliche Darstellung gefunden hat. Frau Niemann-Raabe hat als Clarisse allerdings nicht die Gelegenheit, ihr dramatisches Talent in seiner ganzen Macht zu entfalten. Aber wenn auch die Aufgabe, die ihr der Dichter gestellt hat, diesmal eine geringfügigere ist, so ist die Kunst, mit welcher Frau Niemann dieselbe löst, darum vielleicht gerade um so bewunderungswürdiger. Man kann sich nichts Neckischeres, nichts wahrhaft Komischeres denken, als diese kleine Frau Marie mit ihrer erschrecklichen Energie und ihrer ergötzlichen Bosheit. Es ist eigentlich eine unausstehliche Person; aber die Kunst, die Alles edelt und, wie schon Horaz sagt, sogar das ungeheuerlichste Wesen zu etwas Schönem malen kann, läßt uns auch diese Land-Xanthippe im anmuthigsten Lichte erscheinen. Auch der Brochat des Herrn Friedrich Haase ist ein Kabinetstück, eine jener mit tausend fein beobachteten kleinen Zügen ausgestatteten Figuren, wie sie mit diesem eigenartigen Naturalismus kaum ein zweiter Künstler wiederzugeben weiß. Haase hat mit diesem Brochat wieder einen Typus geschaffen, der in den komischen Partien allerdings weitaus am gefälligsten ist; der volle seelische Ton paßt eben nicht zu diesem Kleinbürger. Frau Haase hat es nicht leicht, in der Rolle einer echt französischen Mutter den deutschen Zuschauer zu erwärmen. Die pathetischen Tiraden, die ihr in den Mund gelegt werden, spricht sie mit Verständniß und Discretion. Von den Mitgliedern des Residenztheaters ist wiederum der Frau Claar-Delia und des Herrn Keppler mit der vollsten Anerkennung zu gedenken.

Paul Lindau.

Nationaltheater.

Es gehört zu den Vorrechten der Privatbühnen, daß sie in ganz anderer Weise zu theatralischen Neuerungen und Wagnissen bereit sein können, als die unter der unmittelbaren Leitung des Hofes stehenden Schauspielhäuser, die durch Rücksichten verschiedenster Art an der Freiheit ihrer Bewegung gehindert sind. Dieses Vorrecht kann natürlich ebenso häufig zu Ausschreitungen und Fehlgriffen, wie zu wirklicher Förderung literarischer und künstlerischer Bestrebungen führen. Auch im Nationaltheater hat die Unabhängigkeit in der Wahl der Stücke zu einer gewissen Stillosigkeit des Repertoires geführt, die manchen Anlauf der rührigen Direction des Herrn Borsdorff um die rechte Wirkung brachte. Um so freundlicher berührte der unbestrittene Erfolg, den das neueste Stück von Dr. Hugo Müller „Graf Isolani" unter Mitwirkung des Verfassers, der die Titelrolle spielte, am Weinbergswege erzielt hat. Selbst wenn wir die Sonntagsstimmung des Publicums, die sich bei der ersten Aufführung in zahllosen Beifallsspenden und Hervorrufen äußerte, nicht als Maßstab für die Güte der Novität gelten lassen wollen, bleibt dieselbe eine in vieler Beziehung interessante und merkwürdige Arbeit.

Das Stück unterscheidet sich von den Alexandreen, Klytemnestren, Sophonisben und anderen Erzeugnissen der antik frisirten Melpomene ebenso scharf, wie von den blutarmen Versuchen derjenigen Talente, denen es zur Gestaltung moderner Conflicte an Kraft der Phantasie fehlt. Es ist von der ersten bis zur letzten Scene spannend und unterhaltend, es hält sich ganz frei von den anrüchigen Bestandtheilen, an denen namentlich die kleinen Leute unter den französischen Dramatikern ihr Wohlgefallen haben, es besitzt eine noch stärkere volksthümliche Ader, als Müllers „Heydemann und Söhne", es ist durchweg Gestalt und Farbe, Leben und Bewegung. Dafür fehlen ihm allerdings alle feineren künstlerischen Bestandtheile, und um die dramaturgischen Regeln eines Aristoteles, Lessing und Freytag kümmert sich der Verfasser nicht nur gar nicht, sondern es macht ihm offenbar ein besonderes Vergnügen zu beweisen, wie eine mit zahlreichen Fehlern behaftete, aber aus unmittelbarer Anschauung stammende Schöpfung immer noch besser sei als eine correcte, aber innerlich hohle und langweilige Arbeit.

Wir glauben den Charakter des Stückes am besten zu bezeichnen, wenn wir auf eine Gattung des Dramas hinweisen, die ihm offenbar als Vorbild gedient hat. Wir meinen die französischen Boulevardsstücke, die namentlich in der Porte Saint-Martin als Fehdebriefe dem Théâtre français zugeschleudert wurden, jene Triumphe der Regellosigkeit, die Victor Hugo und der ältere Dumas feierten, als der Sturm der Ro-

Digitized by Google

mantik über Paris einherbrauste. In dieser Schule hat Hugo Müller die Auflösung des Dramas in einzelne Bilder, aber auch jenen theatralischen Tic gelernt, der alles in Bühnenanschauung umsetzt. Man kann dem Rahmen eines gewöhnlichen Theaterabends unmöglich eine größere Fülle von Personen und Begebenheiten einfügen, als es Hugo Müller thut. Der Zettel weist nicht weniger als zweiundvierzig Personen auf, also mehr, als in den Shakespeare'schen Historien beschäftigt sind, und über diese Figuren verfügt der Autor mit souveränster Willkür. Er bringt sie auf die Bühne, wenn er sie braucht, beseitigt sie, wenn sie seinen dramatischen Absichten gedient haben, und fragt wenig nach der Einheit der Handlung, ohne welche sich unsere Aesthetiker kein Stück denken können. Zerfällt ihm aber auch das Drama in einzelne Lebensbilder, so gelingt es ihm doch, die Einheit des Charakters zu retten, auf den das Werk von Hause aus angelegt ist. Es ist die Figur des Titelhelden, dem der Verfasser eine Fülle von Intelligenz und Lebenserfahrung, einen Charakter, gemischt aus Leichtsinn und Gutherzigkeit, und eine starke Dosis Romantik verliehen hat. Der Graf Isolani, ein Virtuose in der Kunst zu leben, der so lange auf dem gefährlichen schmalen Wege balancirt, welcher der bürgerlichen Moral nicht mehr und dem Staatsanwalt noch nicht gehört, und der endlich in Amerika das Problematische seiner Existenz durch Arbeit sühnen will, ist ein geschickt ausgeführter Charakter und eine außerordentlich dankbare Rolle für einen Darsteller von Geist und Geschmack. Der Verfasser führt seinen Helden durch die verschiedensten Lebenssphären der Aristokratie und Bourgeoisie, verdorbener und unverdorbener Menschen und macht schließlich den Versuch, eine ganze Schwurgerichtsverhandlung mit allem dazu gehörigen Apparate auf die Bühne zu bringen. Dieser Versuch war außerordentlich geglückt und übte wegen der bald pathetischen bald genrebildlichen Gattung der Scenerie eine sensationelle Wirkung auf das Publicum des Vorstadttheaters aus. Es hieße sich zum Anwalt einer ganz falschen Vornehmheit machen wollen, wenn man über die Keckheit dieses Wurfes die Nase zu rümpfen versuchte. Das Stück besitzt keinen literarischen, aber einen unbestreitbaren theatralischen Werth, es ist nicht das Werk eines Künstlers, aber eines geschickten und geistreichen Kopfes, es interessirt wegen seines stofflichen Reichthums, und der Zuschauer unterhält sich fortwährend, wenn auch nicht gerade immer in der besten Gesellschaft.

An die Titelrolle hatte Herr Dr. Hugo Müller sein bestes Können und Wollen gesetzt. Wenn auch die Jahre nicht ganz spurlos an diesem Künstler vorübergegangen sind, so ist er doch im Conversationsfache einer der anziehendsten Darsteller geblieben, die wir kennen. Er spricht natürlich und anmuthig, mit geistigem Nachdruck, aber ohne störende Absichtlichkeit, er kann warm werden und Töne echter Ergriffenheit anschlagen. Im Ganzen ein besserer Sprecher als Spieler, war er im Stande, die Aufmerksamkeit des Publicums während einer Vorstellung, die weit über die Grenzen eines gewöhnlichen Theaterabends hinausging, ununterbrochen aufrecht zu erhalten.

Notizen.

Die Pest ist zum stehenden Zeitungsartikel geworden und die Besprechung läßt sich nicht mehr umgehen. Es ist ein Geschenk mehr, mit welchem wir von Rußland bedacht werden, eine der schlimmen Folgen des Krieges, den die Slavencomités angezettelt haben. Welche zarten Hände an dem Nessusgewand, das den europäischen Hercules zu seinem Verderben umfangen sollte, mit gesponnen haben, ist weltbekannt. Hoffentlich wird er es bald zerreißen und sich den ihm zugedachten Scheiterhaufen höflichst verbitten. Aber wir stehen für die nächste Zeit vor einem Problem, dessen Lösung sich nicht mit einigen landläufigen Redensarten abfertigen läßt. Der banale Scherz über unheilbare Russophobie und dergleichen will diesmal nicht verfangen. Vor einigen Tagen veröffentlichte die Times einen im Ganzen für die Moskowiter freundlichen Reisebericht eines ihrer früheren Kriegscorrespondenten, der sich von Bukarest nach Tirnowa begab und die Schlachtfelder beschrieb, die in weiten Kirchhöfen ausgestreckt lagen. Der Wanderer konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Staatslenker, die mit einigen Federzügen über Wohl und Wehe von Tausenden entscheiden, sich die thatsächlichen Consequenzen ihrer Beschlüsse einmal in der Nähe ansehen möchten. Der philosophische Mitarbeiter des Cityblattes wußte damals noch nicht, daß zu der Erbschaft des letzten Krieges sich auch die ernste Sorge um die Pest gesellen sollte. Diese mit irgend einer heuchlerischen Humanitätsformel zu parfümiren, ist unseren Russenfreunden bis jetzt nicht gelungen. Das Gespenst stiert Europa ins Gesicht und hat energische Maßregeln der Abwehr wachgerufen. Was aus den Armenquartieren der westlichen Hauptstädte werden soll, wenn der schreckliche Gast wirklich dort einziehen sollte, davon wendet sich die Phantasie mit Entsetzen hinweg. Die Reichen mögen an Flucht denken und können sich doch nicht verhehlen, daß die schwarze Gestalt hinter der Locomotive hocken oder sie gar in fernen Landen schon als einheimische Plage begrüßen könnte. Wie viele für den kommenden Herbst entworfene Reisepläne mögen von dieser unvorhergesehenen Gefahr durchkreuzt werden. Wer möchte dafür bürgen, daß nicht die römische Campagna und der Golf von Neapel trotz aller Quarantainevorkehrungen der italienischen Regierung den russischen Sendboten mit oder ohne Paßvisa im nächsten October beherbergen. Mancher wird überlegen, ob nicht die Nähe der Heimat eine größere Sicherheit biete, ob sich nicht auf der Potsdamer Pfaueninsel oder an einem ähnlichen Orte ein Decameron herstellen ließe, wo sieben Damen und drei junge Männer sich mit hundert Geschichten einander die Zeit vertreiben und die Angst vor der bösen Epidemie sich wegerzählen würden. Die Gesellschaft könnte ja auch zahlreicher sein als das Vorbild, mit welchem sich der unsterbliche Florentiner des vierzehnten Jahrhunderts begnügte, und es versteht sich, daß die Märchen in Form und Inhalt der zeitgenössischen Decenz ganz anders entsprechen müßten. Allerdings steht zu besorgen, daß in einem größeren Kreise der politische oder sociale Zwiespalt sehr bald ausbrechen dürfte, von den sonstigen Erfordernissen unserer Vereinsgesetze zu schweigen. Man müßte jedenfalls verabreden, daß, wie im Bade Leuk, wo die Kranken im warmen Quellenwasser stundenlang zusammen sitzen, Politik und Religion von der Conversation absolut ausgeschlossen wären. Und auch dann bliebe fraglich, ob sich nicht Coterien bilden und selbst die Dichter mit sprichwörtlicher Reizbarkeit an einander gerathen würden. So wäre denn selbst die Errichtung eines Asyls, wie es einst Petrarcas Freund an den Ufern des Arno geträumt, in den Gefilden der Mark Brandenburg keine leichte Arbeit. Besser wäre unter allen Umständen, daß wir von der Pest verschont blieben. Vielleicht ist Alles übertriebene Furcht, ganz ähnlich wie die frühere Sorge, was aus Frankreich werden sollte, wenn einmal das Septennat zu Ende ginge und Mac Mahon doch nicht weichen wollte. Damit hatten sich viele Leute, die es anging, und noch mehr solche, die sich gar nicht darum zu kümmern brauchten, die Jahre über eifrig beschäftigt. Nun ist der eiserne General, in welchem die Bonapartisten so gern einen französischen Monk erblickten, doch nicht geblieben, und die Welt ist über seinen Abschied nicht aus den Fugen gegangen. Die Lüge, welche einen heimlichen Monarchisten an die Spitze der Republik gestellt und dadurch zahllose Krisen heraufbeschworen hatte, ist beseitigt. Nichts ist sonst in Frankreich verändert, nur ein eigensinniger und nicht überaus fähiger Querkopf unter denen, die Wälschlands Geschicke bestimmten, ist weniger vorhanden. Ueber das Weitere wird sich noch ein Wort sagen lassen, wenn der nachbarliche Staatswagen erst einige Zeit in das alte Geleise wieder eingefahren ist. Inzwischen wollen wir die Hoffnung festhalten, daß die durch die Pest hervorgerufene Panik sich nicht begründeter erweisen werde als das Schreckbild der Anarchie, welche schwache Gemüther schon über Frankreich hereinbrechen sahen.

* * *

Die Vertretung der wirthschaftlichen Interessen in den Staaten Europas, die Reorganisation der Handels- und Gewerbekammern und die Bildung eines volkswirthschaftlichen Centralorgans in Deutschland. Von Richard von Kaufmann. 8. XII u. 536 S. Berlin 1879, Julius Springer.

„Seit länger als vier Jahren befinden sich die wirthschaftlichen Verhältnisse des Vaterlandes in einer Krisis, welche in Ausdehnung und Intensität seit Menschengedenken nicht übertroffen worden. Millionen früher productiver Kapitalien sind vernichtet, Tausende und aber Tausende

Digitized by Google

von Existenzen in Frage gestellt, die socialen Verhältnisse in allen Fugen erschüttert, und ebenso ängstlich als aufgeregt wird in allen Kreisen nach Mitteln gesucht, welche geeignet sein möchten, die Noth der bestehenden Zustände zu beseitigen, das Vertrauen auf dem Gebiete von Handel und Gewerbe wieder herzustellen und eine Grundlage zu gewinnen, auf welcher sich die wirthschaftlichen Verhältnisse des Vaterlandes für künftige Zeiten in soliderer und gesicherterer Weise wieder aufbauen könnten." Herr Richard von Kaufmann, der sich durch seine im vergangenen Jahre erschienene Arbeit über die fiscalische und wirthschaftliche Bedeutung der Zuckerindustrie rasch einen geachteten Namen als nationalökonomischer Schriftsteller erworben hat, glaubt eines jener Mittel gefunden zu haben und versucht nun in der vorliegenden bedeutsamen Arbeit, an der Hand der Geschichte und eines umfassenden Materials, die Begründung seiner reformatorischen Vorschläge. „Es müssen zunächst Organe vorhanden sein, welche die Staatsregierung über die Bedürfnisse von Handel und Gewerbe ununterbrochen informiren, welche ebensowohl die lokalen Verhältnisse der einzelnen Landesbezirke bei ihren Erwägungen berücksichtigen, als auch vom allgemeineren Gesichtspunkte aus Kritik derjenigen Vorschläge und Darstellungen üben, die von anderen Seiten an sie oder die Regierung eingebracht werden. Diese Organe müssen officiellen Glauben haben und in ihrer Einrichtung wie in ihren Aufgaben so beschaffen sein, daß bezüglich ihrer Aeußerungen eine Polemik innerhalb der großen Wirthschaftsgruppen des Landes, des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft, ausgeschlossen ist, so daß die Staatsregierung sie mit Vertrauen consultiren, die Interessentenkreise aber ihrer Wirksamkeit Sympathie und Achtung zuwenden können. In allen Culturstaaten, welche Handel und Gewerbe als beachtungswerthe Factoren des Staatswohl anerkennen, ist das Bedürfniß solcher consultativen Körperschaften von jeher anerkannt worden. Auch in Deutschland besitzen wir dieselben in der Form der Handels- und Gewerbekammern, nur sind sie nicht das, was sie sein müßten. Freilich genügen sie auch in tadelloser Vollkommenheit nicht allein, um die Panacee zu liefern, welche eine dauerhafte Basis wirthschaftlicher Politik eines Staates zu sichern vermöchte. Ihre Wirksamkeit könnte noch so vollständig geeignet sein, eine Ausgleichung der Interessen von Handel und Gewerbe herbeizuführen, — ihren Ausführungen, Kritiken und Anträgen würde stets das Odium anhaften, daß es nur von den einseitigen Auffassungen der producirenden Elemente des Staates bestimmt sei, und der vielberufene „Consument" würde sich über Mangel an Berücksichtigung beklagen können. Zwar ist der Begriff des „Consumenten" stets ein außerordentlich relativer, und die Interessenten der nationalen Arbeit würden auch als Consumenten stets die größte Majorität stellen; gleichwohl gibt es Zweige der Berufsthätigkeit von Bedeutung, welche, — in den großen Wirthschaftsgruppen des Staates nicht zu subsumiren, — gerechten Anspruch auch auf Beachtung ihrer Interessen haben; es gibt außerdem eine allgemeine Raison d'état, welche, über allen materiellen Interessen stehend, auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete ihr gewichtiges Wort zu reden haben kann. Wie aber die einzelnen Wirthschaftsgruppen unter einander als solidarisch zu erachten sind, so sind es, — wenn auch in anderer Beziehung, — doch nicht minder alle Elemente des Staates. Als eine natürliche Folgerung erscheint es daher, als Spitze aller Einzelinteressen ein Organ zu schaffen, welches gleichfalls als consultative Behörde die Beschwerden und Anträge der nationalen Arbeit, soweit sie von weittragenderer Bedeutung sind, auf ihre Zulässigkeit im allgemeinen Staatsinteresse zu prüfen und zu begutachten, und in dieser Wirksamkeit die Solidarität aller wirthschaftlichen Elemente des Staates zu pflegen hätte. Es ist das seit einigen Jahren geforderte wirthschaftliche Centralorgan („Volkswirthschaftsrath für das deutsche Reich" will es der Verfasser nennen) welches bei richtiger Organisation einer solchen Aufgabe gerecht werden und das Gebäude legitimer Interessenvertretung in der Weise krönen würde, daß Handel und Gewerbe das verlorene Vertrauen leichter wiedergewinnen und sich auf gesicherterer Grundlage fortan gedeihlich entwickeln würden." Nach dem von dem Verfasser seiner Arbeit beigegebenen Gesetzentwurf über die Bildung dieses Centralorgans, hätte dasselbe zum Reichskanzler zu ressortiren, welcher demselben in Person oder durch seinen Stellvertreter präsidirt und außer ihm aus sechzig Mitgliedern zu bestehen. Zehn davon sollten von Rechts wegen vermöge ihrer amtlichen Stellung aus den höchsten Beamten des Reichs berufen, je fünf vom Bundesrath und Reichstag delegirt, dreißig von den officiellen wirthschaftlichen Corporationen und endlich zehn aus allerhöchstem Vertrauen durch den Kaiser ernannt werden

Es kann nicht die Aufgabe dieser Notiz sein, dem Verfasser in seinen Ausführungen zu folgen und dieselben auf ihre Bedeutung zu prüfen. Die „Gegenwart" wird Veranlassung haben, auf die Frage der Schaffung eines volkswirthschaftlichen Senats eingehender zurückzukommen, wenn die maßgebenden Instanzen, an welche die Angelegenheit befürwortend zu leiten der deutsche Handelstag in seiner achten Plenarsitzung beschlossen hat, zu ihr Stellung genommen haben werden. Jedenfalls ist das vorliegende Buch ein werthvoller Beitrag zur weiteren Behandlung und endgültigen Lösung der in ihm angeregten Fragen. Es wird als Vorarbeit durch die Fülle des beigebrachten und sonst schwer zugänglich gewesenen Materials, nicht minder durch die eingehenden historisch-kritischen Untersuchungen über die Wirksamkeit der bezüglichen Einrichtungen in den europäischen Culturstaaten, die trefflichsten Dienste leisten.

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit den Interessenvertretungen für Handel und Gewerbe in ihrer historischen Entwicklung. Frankreich, Deutschland, Oestreich-Ungarn, Italien, die Niederlande, Belgien, Großbritannien, Spanien werden dabei berücksichtigt, Frankreich in besonders bemerkenswerther Weise durch eine dem Verfasser von der französischen Regierung zur Verfügung gestellte Denkschrift über den Conseil supérieur du commerce. Der zweite Theil bringt eine thunlichst vollständige Sammlung aller bezüglichen, augenblicklich in Kraft stehenden Gesetze, Verordnungen, Statuten, Geschäftsordnungen ꝛc. in den verschiedenen Ländern, Institutionen und Vereinen, während der dritte Theil eine Uebersicht der in den hauptsächlichsten Staaten Europas bestehenden Handels- und Gewerbekammern gewidmet ist. Der vierte Theil endlich: „Die Reform der deutschen Handels- und Gewerbekammern und die Bildung eines Centralorgans für die gesammten wirthschaftlichen Interessen des deutschen Reichs" zieht aus dem gesammten vorhergehenden Material das Facit und spricht sich mit Entschiedenheit für die oben angedeuteten Reformen aus. Schließlich sind in einem Anhange die bezüglichen Ideen zu Vorschlägen für einen Gesetzentwurf, betreffend die Reorganisation der deutschen Handels- und Gewerbekammern und die Organisation eines wirthschaftlichen Senats, zusammengefaßt. j. h.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Herr A. Strodtmann weist mich in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" darauf hin, daß Sime in seiner Lessingbiographie bereits den Brief von Voltaire an den Schauspieldirector Großmann, den ich in Nr. 42 Ihres Blattes mitgetheilt habe, kurz erwähnt habe. Die Sache ist richtig, nur ist die Erwähnung ungenau und die citirten Voltaire'schen Worte sind, wie eine Vergleichung mit dem Original ergibt, unrichtig. Sime entnahm seine Angabe der Lessingbiographie von Guhrauer, dem aber auch das Original nicht vorgelegen hat und der dadurch in Bezug auf den Sinn der Voltaire'schen Worte zu einer falschen Vermuthung gedrängt wurde.

Hochachtungsvoll

Dresden, 2. Febr. 1879. Julius Duboc.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Zeitgemäss und wichtig.

Im Verlage von **Carl Meyer** (Gustav Prior) in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die wirthschaftliche Krisis,
ihre Ursachen und ihre Entwicklung
von
Adolf Berliner.

Elegant geheftet. Preis 1 *M.* 60 ₰.

Diese von Fachautoritäten **sehr günstig** beurtheilte Schrift darf in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die **wirthschaftliche Frage** im Vordergrunde der öffentlichen Discussion steht, auf allgemeines Interesse Anspruch machen. Je schwieriger sich die allgemeinen Erwerbsverhältnisse gestalten, desto nothwendiger erscheint es, dem Uebel auf den Grund zu gehen, und diese Aufgabe ist von dem Verfasser in ebenso sachlicher als klarer Weise gelöst worden. Neu und beachtenswerth für **Capitalisten, Rentiers** etc. sind auch die in der Schrift entwickelten Gesichtspunkte über die Capitalsverhältnisse in Deutschland.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. 1.12 Sort. 60 ₰

1/1 Gross 3 ℳ 90 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

F. von Stengel's
neuester epochemachender Roman
Pessimisten.

3 Bände. Elegante Ausstattung. *M.* 12.—

Die gesammte in- und ausländische Presse bezeichnet diese Geistesblüthe **als den besten Roman der Neuzeit.**

In allen Buchhandl. u. Leihbibliotheken vorräthig.

Verlag von
Friedrich Vieweg & Sohn in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Geschichte
der deutschen Literatur
im achtzehnten Jahrhundert.
Von **Hermann Hettner.**

(Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648—1740.
Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.
Drittes Buch (in zwei Abtheilungen): Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Dritte umgearbeitete Auflage.
gr. 8. geh. Preis zus. 30 *M.* 50 ₰.

VOLKSAUSGABE DER FORMEN-KLASSIKER.

DER FORMENSCHATZ.

EINE QUELLE DER BELEHRUNG UND ANREGUNG FÜR KÜNSTLER UND GEWERBTREIBENDE, WIE FÜR ALLE FREUNDE STYLVOLLER SCHÖNHEIT, AUS DEN WERKEN DER HERVORRAGENDSTEN MEISTER ALLER ZEITEN UND VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON
GEORG HIRTH IN MÜNCHEN.
VERLAG VON G. HIRTH IN LEIPZIG.

Serie I & II
mit
252 Cartonblättern
in 4°
Preis 20 Mark.
In eleg. Calicomappe:
24 Mark.

Jede Serie für sich allein 10 M. (in Mappe 12 M.) Diese beiden Serien können aber auch nach und nach in 20 Heften à 1 M. bezogen werden.

Die in solcher Vereinigung bisher nicht dargebotenen Vorzüge dieser Publication sind: **Künstlerische Gediegenheit; Facsimile-Wiedergabe des Charakters und der Technik der Meister; praktische Bedeutung; schöne und solide Ausstattung; ausserordentliche Billigkeit.**

Der „FORMENSCHATZ" ist von den ersten Autoritäten, *W. v. Lübke, K. v. Lützow, A. Springer, A. Woltmann* u. A. auf's Wärmste empfohlen. Er bietet namentlich *Familien* eine reiche Fundgrube für ebenso unterhaltende als geschmackbildende Beschäftigung (Zeichnen und Malen auf Holz, Porzellan, Glas, Seide, Pergament; weibliche Handarbeiten etc.).

Französ. Ausgabe: *L'Art Pratique.*
Engl. Ausgabe: *Art Treasure.*
Italien. Ausgabe: *L'Arte Pratica.*

Jahrgang 1879
mit
160 Cartonblättern
in 12 Monatsheften
Preis 15 Mark.
In Calicomappe 17 M.

Jede Buchhandlung liefert auf Wunsch Probehefte zur Ansicht sowie Prospecte. Ausführliche Inhaltsverzeichnisse am Schlusse jedes Jahrgangs.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin**, N.

Bankwesen und Bankpolitik in Preussen.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet
von Dr. **H. von Poschinger,**
Hülfsarbeiter im Reichskanzleramt.

I. Band:
Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1846.
Preis 8 *M.*

II. Band:
Die Jahre 1846—1857.
Preis 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Richard Eckstein in Leipzig:

Humoristischer Hausschatz
für's deutsche Volk.
Herausgegeben von
Ernst Eckstein.

= In Bänden à 20 Bogen. Hocheleg. geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.* =

Enthält humoristische Erzählungen von: **Anzengruber, Auerbach, Börne, Glaßbrenner, Gutzkow, Hauff, Hackländer, Heyse, Raabe, Reuter, Riehl, Rodenberg, Spielhagen, Stettenheim, Wieland, Willibrandt, Winterfeld** und vielen Anderen.

Jede einzelne Erzählung wird durch eine **literarische Charakteristik** aus der Feder des Herausgebers eingeleitet. Das Unternehmen bringt, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, das **Beste**, was der **deutsche Humor aller Jahrhunderte** auf dem Gebiete der erzählenden Prosa geschaffen hat.

Die Presse hat den „Humoristischen Hausschatz" von Anbeginn auf's Wärmste empfohlen. So schreibt **Rudolf Gottschall** in den **„Blättern für literarische Unterhaltung":** „Die Einleitungen des Herausgebers sind geschmackvoll und ästhetisch werthvoll ... **Der „Humoristische Hausschatz" empfiehlt sich als eine Sammlung, welche Freunden des ächten, wir möchten sagen, vornehmen Humors, der nicht mit demjenigen aus der Westentasche zu verwechseln ist, sehr willkommen sein wird.**"

Die weltverbreitete Wochenschrift **„Ueber Land und Meer"** äußert sich u. A. wie folgt: „Die große Theilnahme des deutschen Publikums für dieses Unternehmen beweist, wie glücklich die Idee Eckstein's gewesen ... Dieser „Hausschatz" heiterer Geistesprodukte ist mit Recht ein **Lieblingsbuch aller Gebildeten** geworden."

Das **„Deutsche Montagsblatt"** sagt: „Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß lehrt schon, daß es sich bei dem neuen Unternehmen nicht darum handelt, allerhand Späßchen in bekannter Manier neu aufzuwärmen, sondern daß der Herausgeber **das Vollendete mit feinstem Geschmack auszuwählen** weiß."

Das Werk kann auch in einzelnen Lieferungen à 60 Pf. bezogen werden.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 15. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit. Von C. Sempronius. — Das Mac-Mahonnat. Ein Gedenkblatt. Von Emil Landsberg. — **Literatur und Kunst:** Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel. — Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — Ein Kreuzzug nach Stambul. Von F. v. Weech. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Concert von Moritz Moszkowski. Von Julius Hagen. — Notizen. — Inserate.

Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit.

Von C. Sempronius.

Nach zwei verschiedenen Richtungen hin ist die Bedeutung und Wirksamkeit der parlamentarischen Beredtsamkeit zu würdigen: nach dem Eindruck, den sie nach Außen hin, auf die Vermittlung der Presse fußend, hervorbringt und nach der Bedeutung, die sie im Innern parlamentarischer Körperschaften als Basis der Beschlußfassung haben kann.

Beide Arten der Wirksamkeit decken sich gegenwärtig in keinem Falle mehr. Um den Werth der Parlamentsreden richtig zu messen, ist es sogar nothwendig, die völlig veränderte Stellung ins Auge zu fassen, die das freie Wort in der öffentlichen Rede zu dem freien Wort der Presse im Vergleich zu früheren Perioden eingenommen hat.

Jahrhunderte hindurch hatte der englische Parlamentarismus seine eigenthümlichen Entwicklungsbahnen durchmessen, ehe eine Wochenschrift oder ein Tagesblatt an eine regelmäßige Berichterstattung dachte, ehe es überhaupt Zeitungen gab. Durch die Abwesenheit und den Mangel eines organisirten Zeitungswesens erhielt die parlamentarische Beredtsamkeit in England ihr eigenthümliches Entwicklungsziel. Die Bewunderung eines Schönredners durch ein außerhalb des Parlaments stehendes Publicum konnte daher von Haus aus kein Ziel für die Richtung der Worte geben. Zweck der Rede war nothwendig die Wirkung auf den anwesenden Zuhörerkreis, die Gewinnung an Stimmen, die Erschütterung gegnerischer Parteien, die Bestärkung politischer Freunde in den Augenblicken des Wankens. Als sich dann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Macht des englischen Parlamentarismus endgültig gegenüber der Krone befestigte und das moderne Zeitungswesen sich zu ungeahnter Bedeutung entfaltete, war die Ueberlieferung der parlamentarischen Verhandlungsweise bereits so weit befestigt, daß sich ein gleichsam urwüchsiger Stil der Debatten und Staatsreden ausgebildet hatte. Auf das Gebiet der Rhetorik übertragen, zeigt sich das natürliche Ergebniß englischer Institutionen darin: Nach einer festen Vereinbarung auf dem Boden eines anerkannten Verfassungsrechtes um das Parteiregiment kämpfend, achten sich auch politische Gegner in der Rede. Der Glaube an die Wirksamkeit der Rede und der Debatte im Hinblick auf die nachfolgende Beschlußfassung ist innerhalb und außerhalb des Parlaments heute noch nicht völlig aufgegeben. Der nach Außen machtvollen Stellung des Parlaments entspricht die Bedeutung seiner Selbstherrlichkeit gegenüber den eigenen Mitgliedern der Körperschaft.

Unter gänzlich veränderten Bedingungen entwickelte sich die parlamentarische Beredtsamkeit in Frankreich. Nicht mit der Freiheit des Wortes begann die französische Revolution, sondern mit den Ausschweifungen einer zügellosen Presse und der Leidenschaftlichkeit der einseitigen Parteirede. In den Augen des Volkes war von Hause aus der Parlamentsredner als ein Schwächling durch den Clubredner überholt, als ein Feind der gegnerischen Meinungen durch die Presse der Parteien entweder einseitig gelobt oder einseitig verurtheilt. Die Beredtsamkeit des französischen Parlamentarismus gipfelte daher von Hause aus in der Invective, der Exclamation, dem bon mot, der Berechnung der Reflexwirkungen, die die Presse den Worten eines Redners geben würde.

Was Deutschland anbelangt, so war die Tagespresse vor 1848, trotz der auf ihr lastenden Censur, vergleichungsweise gut entwickelt als Vertreterin der in den mittleren Gesellschaftsklassen herrschenden, vorwiegend freisinnigen Meinungen. Die Presse war früher auf dem Kampfplatze als die parlamentarische Rede, deren unmittelbarer Einfluß auf das politische Denkvermögen unserer Nation deswegen ein geringerer war als bei anderen Nationen. Zwar fehlte es auch bei uns in den Jahren der Bewegung nicht an Brandreden auf offener Straße. Im Ganzen aber war der kritische Geist, der in den gebildeten Schichten unseres Volkes durch die mühsame Arbeit unserer Unterrichtsanstalten großgezogen war, ein Löschapparat gegen den Zündstoff aufreizender Rhetorik. Die Kinderjahre, in denen rednerisches Pathos und weichliche Sentimentalität auf der Tribüne rednerische Erfolge erzielen, sind in Deutschland verhältnißmäßig schneller dahingegangen als bei manchen andern Nationen. Ebenso wenig, wie in Frankreich, vermochte jedoch der deutsche Parlamentarismus in seinem Entwickelungsgange die Merkzeichen seine Abstammung zu verwischen. Es gelang ihm nicht, jenen Leuchtthurm zu ersteigen, der in England als der Aufbau der Jahrhunderte erscheint. Wer der Wahrheit ernstlich ins Gesicht schaut kann daher die Mängel nicht verkennen, die nach durchschnittlicher Erfahrung unserem Parlamentarismus anhaften blieben.

Wie sich in Wählerversammlungen der durchaus falsche Maßstab erhielt, wonach der Werth mehrerer von derselben Partei aufgestellten Candidaten nach dem Vorrang einer einseitig rednerischen Kraftprobe beurtheilt zu werden pflegte, so verhielt es sich auch mit der Rangordnung der Capacitäten in den Volksvertretungen selber. Formale Gewandtheit der Rede galt lange Zeit hindurch und gilt zuweilen noch heute als ein Rechtstitel auf die Führerschaft der Parteien. Je weniger in den größeren deutschen Staaten die Kammern zur vollen Geltung nach Außen gelangten, je heftiger ihnen sogar das naturgemäße Wirken eingeschränkt wurde, je weniger Gewicht die parlamentarische Rede für die Regierenden hatte, desto mehr

Digitized by Google

gewöhnte man sich daran, eine Rede ohne Rücksicht auf ihren praktischen Erfolg als eine politische Thatsache aufzufassen. Heut zu Tage ist es denn in deutschen Volksvertretungen dahin gekommen, daß Beredtsamkeit meistentheils eine nur reine äußerliche Bedeutung hat und die Debatten zur Bildung des politischen Urtheils in der Nation ziemlich wenig beitragen. Jedermann weiß, daß Abstimmungen hinter den Coulissen bereits fertig gemacht sind, wenn das Wortgefecht beginnt, das als eine Mensur auf Bestimmzettel zwischen feindlichen Parteicorps in den Augen nicht Weniger erscheint. Der rednerische Erfolg wird von Zuschauern und Zeugen mit denselben Empfindungen der Genugthuung und Schadenfreude vor der Abstimmung bereits constatirt, mit der bei Studentenpaukereien die Abführung eines Combattanten oder die Zahl der „Nadeln" im Gesicht desselben registrirt wird. Minder günstig gestimmten Beobachtern unseres Parlamentarismus will es zuweilen scheinen, als ob die Verhöhnung des Gegners in den Augen nicht weniger Redner höheren Werth hat als dessen Versöhnung, und als ob der Triumph im Florettiren der „persönlichen Bemerkungen" vermittelst eines geschickt angebrachten Lungenfuchsers häufig als ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen" aufgefaßt wird.

Es ist selbstverständlich, daß auch der deutsche Parlamentarismus seine hochedlen Vorkämpfer, seine Märtyrer, seine schönen Stunden und seine erhebenden Momente aufzuzählen hat. Aber im Ganzen läßt sich nicht verkennen, daß selbst den deutschen Reichstagen der letzten Jahre durch die Art der Parteidebatten jener jugendfrische Nimbus geraubt ward, der noch den vereinigten Landtag Preußens im Jahre 1847 umgab.

Erklärt wird diese Thatsache unzweifelhaft nur durch das Zusammenwirken einer langen Reihe von Ursachen: durch die grundsätzliche Herabminderung des den Parlamenten zukommenden Einflusses von Seiten gewisser Staatsmänner, wodurch der innere Parteihader belebt, das Gefühl der politischen Verantwortlichkeit nach Außen erheblich vermindert ward; durch die in Deutschland besonders tief eingewurzelte Gewohnheit, mit Vorliebe politische, kirchliche und religiöse Principienfragen zu discutiren, durch die überlieferte Unsitte, Absichten politischer Gegner zu verdächtigen. Gerade in den höchsten Schichten der deutschen Gesellschaft, die in den Parlamenten vorzugsweise vertreten sind, ist auch vorzugsweise die Intoleranz der Meinungen zu Hause. Die langen Jahre, in denen deutsche Beamte und Parlamentarier auf den Schulbänken nebeneinander saßen, haben die angeborene Streitsucht nirgends gemäßigt und es verdient die Beachtung des Culturhistorikers, daß die Art politischer Gegnerschaft in den Parlamenten nicht selten als eine Fortpflanzung jener oft erbitterten Feindschaft erscheint, durch welche Angesichts der heiligsten Aufgaben des Staatsamts, der Schule und der Kirche die akademische Jugend auf den Universitäten, gerade in Deutschland, in sich selbst wegen verhältnißmäßig nichtiger Differenzen gespalten wird. Es fehlt uns unter den Erziehungsmitteln, die eine Vorbereitung zu dem Parlamentarismus schaffen, jener gesellschaftlich ausgleichende, einigende, bildende Einfluß, den englische Universitäten auf die Lebensgewohnheiten junger Männer ausüben. Dagegen liefert die Verhetzung von Corpsburschen, „Kameelen" und Burschenschaften bereits auf den deutschen Universitäten die Vorschule der parlamentarischen Beredtsamkeit, der Festreden, der Verrufserklärungen gegen gegnerische Meinungen, der Apotheose der eigenen „Principien", der persönlichen Bemerkungen zum Zwecke des „Contrahirens". Diese Andeutungen werden genügen, um aufmerksame Beobachter zu Schlußfolgerungen zu leiten, wenn darüber zu entscheiden ist, wie den Ausschreitungen parlamentarischer Beredtsamkeit am wirksamsten zu begegnen ist. Die angeborene oder anerzogene Natur des Parlamentariers darf nicht übersehen werden.

Nicht nur mit Beziehung auf Deutschland, wennschon in vorzugsweise berechtigter Anwendung auf unser Vaterland, betonten wir den Satz: daß die Bedeutung der modernen Tagespresse den praktischen Erfolg der parlamentarischen Rede überall abschwächt. Das Interesse des Volkes an den großen Staatsreden muß sich in derselben Weise vermindern, als der Reiz der Neuheit schwindet. Dieselbe Nummer eines Tageblattes, die eine Staatsrede im Wege der Berichterstattung Hunderttausenden von Lesern überbringt, vermag es, den möglichen Eindruck auf den Leser durch einen erklärenden oder widerlegenden Leitartikel im Voraus abzuschwächen. Für den Redner eines Parlaments gibt es heut zu Tage wenige Argumente und Gesichtspunkte, die in den Discussionen der Parteipresse nicht bereits vorweg abgewogen worden wären. Und eben weil man dies fühlt, muß der Accent, der Eindruck hervorbringen soll, vom Redner auf die Form der Darstellung gelegt werden.

Die Presse ist also eines derjenigen Mittel, durch welche die Gefährlichkeit demagogischer Redefertigkeit in den Parlamenten theils aufgehoben, theils verringert wird, so lange nicht revolutionäre Volksmengen an den Thüren des Parlaments auf das Stich- und Hiebwort ihrer terrorisirenden Führer warten.

Und auch das Gegentheil wird sich im Allgemeinen bewahrheiten: die Parlamentsrede ist im Falle ihres möglichen Mißbrauchs um so gefährlicher, je weniger in einem Lande die Presse entwickelt und die Fähigkeit des Lesers in politischen Dingen geübt wird. Es ist ganz erklärlich, daß ein Redner in einer bulgarischen oder montenegrinischen Notablenversammlung auf die außerhalb harrende Volksmenge einen viel nachhaltigeren Eindruck hervorbringt, als ein amerikanischer Redner in Washington, dessen Einfluß praktisch geringer ist als derjenige eines anonymen Zeitungsschreibers in irgend einem großen Blatte von New-York oder Chicago.

Auf unsere nächsten Verhältnisse angewendet würde sich daraus ergeben, daß der Einfluß socialistischer Redner im deutschen Reichstag um ein vorläufig noch unberechenbares Maß potenzirt wurde, seitdem in Folge des Socialistengesetzes die Parteipresse der Socialdemokraten zum Schweigen gebracht worden ist. Alles was im Laufe eines halben Jahres in unzähligen Blättern Tag für Tag wiederholt wurde und darum für die Socialdemokratie vielfach an Reiz verloren hatte, wird am Tage eines großen Redetourniers festlich aufgeschmückt im deutschen Reichstage wiedererscheinen. Was bisher im Drucke schwarz auf weiß vorlag und von halbschläfrigen Biertrinkern verschluckt ward, betritt fernerhin in der bengalischen Beleuchtung des politischen Martyriums die Rednertribüne des Reichstags. Eine socialdemokratische Rede der nächstfolgenden Reichstagssession wird das Werk von Hunderten von Localblättern vollbringen, eine Zuhörerschaft finden, deren Gehör durch Zorn, Verdruß, Verbitterung, Mitleid und Schadenfreude geschärft würde.

Eben deswegen ist die Frage über die Begrenzung der parlamentarischen Redefreiheit eine so hochernste geworden. Hätte der oft erwähnte und viel getadelte Gesetzentwurf betreffend die Reichstagsdisciplin die Ueberschrift getragen: „Gesetz zur Unterdrückung socialdemokratischer Ausschreitungen im Reichstage," so wäre wenigstens vom Standpunkt der politischen Logik nichts dagegen einzuwenden gewesen. Denn es ist unbegreiflich, wie Jemand die tägliche Maulwurfsarbeit der socialdemokratischen Presse und Vereine durch gesetzliche Maßregeln gutgläubig unterdrücken kann und hinterher damit einverstanden ist, daß durch die Dynamitpatrone einer Reichstagsrede der dreifache Effect der Zerstörung herbeigeführt wird. So ungeheuerlich ist es an und für sich auch nicht, die Reichstagstribüne gewissen Doctrinen und verbrecherischen Angriffen grundsätzlich zu versperren. In anderen Staaten erkennt man die parlamentarische Unantastbarkeit gewisser Fundamentalrechte dadurch an, daß man die Volksvertreter auf bestimmte Angelöbnisse vereidigt. Selbst in dem demokratischen Amerika verlangen gewisse Staaten von Beamten die förmliche Erklärung, daß sie an Gott und Unsterblichkeit glauben.

Wer das Socialistengesetz billigt, was auf unserer Seite nicht der Fall ist, wird sich also der Erwägung nicht entschlagen können, wie den politisch gefährlichsten Ausschreitungen der parlamentarischen Redefreiheit am wirksamsten zu begegnen ist?

Drei Sätze scheinen uns durch die bisherige Erfahrung hinreichend festgestellt zu sein:

Digitized by Google

Erstens: die bisherige Praxis, wonach der Mißbrauch der Rede durch Ordnungsruf oder äußersten Falles durch Entziehung des Wortes geahndet werden kann, ist völlig unzureichend gegenüber der Thatsache, daß manche Redner die äußerste Geringschätzung gegen den Ordnungsruf an den Tag gelegt haben und die Entziehung des Wortes zu dem Zwecke provocirt worden ist, um gewissen Aeußerungen die Glorie heroischer Thaten zu verschaffen.

Zweitens: die Ueberweisung der oratorischen Excesse zur Ahndung durch die Gerichte und zur Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft ist schlechthin unverträglich mit den Grundsätzen eines auch nur rudimentären Parlamentarismus.

Drittens: der einzig mögliche Weg der Abhülfe liegt in der weiteren Ausbildung der Strafgerichtsbarkeit der Parlamente über seine eigenen Mitglieder, wobei an die Grundidee der standesgenossenschaftlichen Ehre und der corporativen Verantwortlichkeit anzuknüpfen ist.

Nachdem die alten Vorstellungen von der hinreichenden Macht eines Verweises in Gestalt des Ordnungsrufes in neuester Zeit hinfällig geworden sind, kann schwerlich gezweifelt werden, daß die Parlamente dem Rechtsgefühl der Nationen Genugthuung schulden und nicht dulden dürfen, daß die Tribüne grundsätzlich von gewissen Parteien zum Asyl verbrecherischer Aufreizungen auserkoren werde. Der gelegentliche Mißbrauch, dem alle menschlichen Institutionen ausgesetzt sind, darf gesetzgeberisch durchaus nicht verwechselt werden mit planmäßig und regelrecht betriebener Ausbeutung eines Vorrechts zu verbrecherischen Zwecken.

Unverkennbar liegt aber die größte Schwierigkeit darin, unter allen Umständen in solchen Ländern, in denen der Parteihaß klafft, Sorge zu tragen, daß die parlamentarischen Minoritäten nicht durch die Mehrheiten einfach überwältigt werden. Was in England möglich ist, weil die regierenden Parteien sich in ihrem Gebiete als vollberechtigte Belligerenten anerkennen, ist in Frankreich und Deutschland unmöglich, weil die Parteien auf ihre gegenseitige Vernichtung hinarbeiten.

Wir stehen somit vor der Thatsache, daß für das dringend gewordene Bedürfniß des Tages jede brauchbare Analogie auf dem Boden der Geschichte fehlt. Weder das discretionäre Ermessen eines Präsidenten, noch ein Beschluß der jeweiligen Majoritäten bietet eine Garantie, daß eine bis zu wirklicher Gerichtsgewalt über ihre Mitglieder gesteigerte Macht der Parlamente nach rechtlichen Gesichtspunkten unparteiisch gehandhabt werden würde. Selbst die Ausstoßung eines Mitgliedes nach Analogie ehrengerichtlicher Functionen erschiene Angesichts unserer Parteiverhältnisse gefährlich.

Unter so bewandten Umständen bliebe als letzte Frage diese zu stellen: ob die schwersten Fälle des Mißbrauchs parlamentarischer Redefreiheit unter genauer Vorausbestimmung des Thatbestandes und der daran zu knüpfenden Folgen der Ausstoßung nicht einem Gerichtshofe zu überweisen wären, der von dem Parlamente selber für jede Legislaturperiode aus nichtparlamentarischen Mitgliedern des höchsten Reichsgerichts besonders gebildet würde? Die englische Gesetzgebung gibt den bedeutungsvollen Fingerzeig, daß die Parlamente nicht mehr unbefangen genug sind, um die Legitimation ihrer Mitglieder nach rechtlichen Gesichtspunkten zu prüfen. Die neuesten Erfahrungen in Versailles bestätigen diese Wahrnehmung für Frankreich. Aber auch in Deutschland sind wir bereits dahin gelangt, daß Parlamentsmajoritäten weder über angefochtene Wahlen, noch über den Mißbrauch der Redefreiheit, unabhängig von Parteihaß und Parteigunst, zu urtheilen vermögen. Wir wissen, daß gegenüber den parlamentarischen Stimmungen des Tages unser Vorschlag aussichtslos ist, aber wir glauben, daß er der Sachlage entspricht.

Das Mac-Mahonnat.

Ein Gedenkblatt.

I.

Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn. —

Also konnte auch die französische Republik, wenn sie Schiller gelesen hätte, zu dem Ritter sprechen, welcher ihr durch fünf Jahre und zweihundertundfünfzig Tage schmachtend den Hof gemacht hat. Sie haben sich herzlich schlecht verstanden, die Schöne nnd ihr Paladin, wie in der Ballade, und wenn das Verhältniß ein minder tragisches Ende nahm, so liegt das an der Prosa unserer Zeit, in welcher man nicht mehr nach dem gelobten Lande, sondern höchstens nach Paray-le-Monial pilgert und aus Verzweiflung nicht den Schleier, sondern einen Grévy nimmt. Sie sind ohne Groll von einander geschieden und was ein Septennat sein sollte, war (ein lateinischer Ausdruck um den andern) zu einem Lustrum zusammengeschrumpft. Man kann von den Franzosen Alles verlangen: sie sind in der letzten Zeit sogar besonnen, gesetzt, ernst, pedantisch geworden, sie treiben Geographie und fremde Sprachen, sie schicken ihre Söhne in Frankfurter und Berliner Pensionate und lassen ihre Töchter das Gouvernantenexamen machen, sie geben Marschällen einen Korb und verlieben sich in Advokaten, kurz, sie haben einen neuen Adam angezogen; nur Eins darf man ihnen nicht zumuthen, daß sie nämlich ihre Constitution halten. Das geht ihnen wider die Natur. Die Verfassung steckte dem Staatsoberhaupte eine Frist von sieben Jahren, folglich mußte es nach fünfen den Platz räumen. Einer muß doch die Verfassung brechen und dieser brave Marschall Mac Mahon hatte so gar wenig Anlagen zu einem Staatsstreich.

Planlos und unbeständig in den Zielen wie in der Wahl der Mittel — das ist die eigentliche Signatur dieser nun plötzlich zum Abschluß gelangten Regierung, wenn anders der passivste Zustand der Welt mit dem activsten aller Worte bezeichnet werden darf. Wie im Felde, ließ der Marschall auch im Kabinet seinen Generalstab für sich arbeiten und dieser führte ihn im Zickzack von Paris nach Wörth, von Wörth nach Châlons, von Châlons nach Sedan, immer rechts, wenn er links gehen sollte, und vorwärts, wenn das Ziel im Rücken lag. Auf halbem Wege wechselte er dann seinen Generalstab und da das Uebel sich dadurch nur verschlimmerte, wechselte er zuletzt sich selbst. Vom Soldaten hatte er in seinem Temperament gerade unendlich weniger, als sein erzbürgerlicher Vorgänger: keinen Willen, keine Ausdauer, keine Selbstständigkeit, so daß selbst die sprüchwörtliche Loyalität manche bedenkliche Eklipse erfuhr, ehe sie sich in der letzten und größten Stunde seines ganzen Regiments so ehrenvoll bewährt hat. Wichtige, rühmliche Thaten und Begebenheiten werden sich in der französischen Geschichte an den Namen Mac Mahons knüpfen, wie der Loskauf der dem Sieger verpfändeten Provinzen, die Wiedergeburt der Armee, ein ungeahnter Aufschwung des Landescredits, ein erster Preis im Wettkampfe des Gewerbfleißes der Nationen; aber der Marschall persönlich war an alledem so unschuldig, wie etwa Louis XIII. oder Henri II. an dem Stile, der in der Kunstgeschichte nach ihnen benannt wird. Er nimmt heute für seine Mißgriffe die Rechtswohlthat seiner unverantwortlichen Stellung in Anspruch; es sei, aber die Geschichte wird dann auch seine Activa auf ein anderes Conto setzen müssen. Er war glücklicher als Erbe, denn als Erblasser.

II.

Ich reibe mir verwundert und verdrießlich die Augen, wenn ich heute die Proclamationen und Manifeste des Mannes, seine höchst persönlichen Motu proprio's nachlese: hat sich wohl je ein „Sophist der Tribüne" oder ein „Schwätzer der Presse", einer von uns Unglücklichen, die täglich eine Rede halten oder einen Artikel schreiben müssen, so oft, so rasch und so grell widersprochen, wie dieser wortkarge Soldat, dieser Ritter ohne Furcht und ohne Tadel? Seht, wir Wilden sind doch beff're

Digitized by Google

Menschen! Am 24. Mai 1873 spielt ihm ein armseliges parlamentarisches Manöver, eine Majorität von 13 Stimmen, die oberste Gewalt in die Hände; er schreibt an die Nationalversammlung:

„Ich gehorche gern dem Willen der Assemblée, indem ich das Amt des Präsidenten der Republik annehme."

Und am folgenden Tage an die Präfecten:

„Durch das Vertrauen der Nationalversammlung bin ich soeben an die Spitze der Republik berufen worden. An die bestehenden Gesetze und Staatseinrichtungen soll nicht gerührt werden. Für die materielle Ordnung stehe ich ein. . . ."

In diesem Augenblicke wußte er, mußte er wissen, was die ganze Welt fünf Monate später erfuhr, daß er nämlich von den Verschwörern von Versailles lediglich gewählt worden war, um vor der Republik Schildwache zu stehen, bis man sie glücklich an den Lilienkönig verrathen hätte. Während der ganzen Verhandlung mit Frohsdorf und Salzburg verzieht er keine Miene. Am 27. October besteht der Graf Chambord in seinem berühmten Manifeste auf der weißen Fahne und macht sich damit unmöglich; vor Freude über seine neue Selbstständigkeit wird Mac Mahon geistreich und reißt zum ersten und letzten Male in seinem Leben einen Witz: Ei, sagt er, da würden ja die Chassepots ganz von selber losgehen! Das war, beiläufig bemerkt, der Lohn dafür, daß Henri V. ihn eben den „modernen Bayard" genannt hatte: eine Artigkeit ist der anderen werth. Inzwischen hat in Versailles, zunächst zur Unterhaltung der Galerie, um aber bald bitterer Ernst zu werden, der Verfassungsstreit begonnen und der Marschall erklärt (am 26. October):

„Er sei fest entschlossen, mit seinem Kabinet zurückzutreten, wenn die Linke der Nationalversammlung zur Majorität werde."

Die Drohung wirkt noch und am 20. November entsteht das Septennat. Von Stunde an verschwindet der Ausdruck „Republik" aus dem Wörterbuche des Marschalls, der von seiner Camarilla nur noch „der Marschall" κατ' ἐξοχήν oder, wenn sie sehr gnädig aufgelegt ist, der Marschall-Präsident genannt wird. Gleichwohl hieß es selbst in dem Statut vom 19. November noch ausdrücklich:

„Die oberste Gewalt wird auch ferner unter dem Titel: Präsident der Republik und den gegenwärtigen Bedingungen ausgeübt bis zu den Abänderungen, welche durch die Verfassungsgesetze herbeigeführt werden können."

Es folgt die unendliche constitutionelle Penelope-Arbeit des berüchtigten Dreißigerausschusses, deren sich noch ein Jeder mit Schaudern erinnert. Für den Marschall hat sie keinen anderen Zweck, als die Organisirung seines Septennats: über den 20. November 1880 sieht er nicht hinaus; bis dahin aber: „j'y suis et j'y reste". In einem gebieterischen Briefe, der an die Sprache des ersten Consuls erinnert, schreibt er der Assemblée (9. Juli 1874):

„Die Wahl der Nationalversammlung hat mir große Pflichten auferlegt, für die ich vor Frankreich verantwortlich bin und denen es mir in keinem Falle gestattet ist, mich zu entziehen. Sie hat mir Rechte übertragen, deren ich mich stets zum Wohle des Landes bedienen werde. Die Gewalten, mit denen Sie mich bekleidet, haben eine festbestimmte Dauer, Ihr Vertrauen hat sie unwiderruflich gemacht. Indem Sie dem Votum der Verfassungsgesetze vorauseilten, haben Sie, da Sie mir dieselben ertheilten, selbst ihre Souveränetät binden wollen. Diese Gewalten, deren Frist nicht abgekürzt werden kann, zu vertheidigen, werde ich die Mittel gebrauchen, mit denen ich durch das Gesetz bewaffnet bin."

Und noch kategorischer läßt er sich in der Botschaft vom 5. December desselben Jahres vernehmen:

„Am 20. November 1873 vertrauten Sie mir im Interesse des Friedens, der Ordnung, der öffentlichen Sicherheit für sieben Jahre die Executivgewalt an. Das nämliche Interesse machte es mir zur Pflicht, den Posten, auf den Sie mich gestellt, nicht zu verlassen und ihn bis zum letzten Tage zu behaupten, mit unerschütterlicher Festigkeit und gewissenhafter Achtung der Gesetze."

Allein der alte Maulwurf an der Place Saint-Georges gräbt rüstig weiter. Ein Wunder geschieht: am 30. Januar 1875 beschließt die Nationalversammlung mit 353 gegen 352 Stimmen eine republikanische Verfassung. Die Linke ist also „zur Majorität geworden" und — der Marschall bleibt. Noch ein ganzes Jahr währt die Agonie des „langen Parlaments": aus dieser Periode besitzen wir von Mac-Mahon officiell nicht eine Silbe. Erst vor den Wahlen vom 30. Januar (für den Senat) und vom 20. Februar 1876 (für die Deputirten kammer) gewinnt er die Sprache wieder. In einem farblosen und zweideutigen Manifeste vom 13. Januar heißt es:

„Wir werden vereint mit Aufrichtigkeit die Verfassungsgesetze anwenden, deren Revision bis zum Jahre 1880 ich allein zu veranlassen das Recht habe. Nach soviel Aufregung, Hader und Mißgeschick ist unserem Lande Ruhe nothwendig und ich erachte, daß unsre Einrichtungen nicht revidirt werden sollen, ehe sie redlich durchgeführt worden sind."

Das Land wählt eine entschieden republikanische, also verfassungstreue Kammer: sogleich hüllt sich der Marschall aufs Neue in mürrisches Schweigen. Während er mit dem in seiner Mehrheit conservativ gebliebenen Senat liebäugelt und unter einer Decke spielt, nützt sich das Ministerium Dufaure in unfruchtbaren Reibungen mit dem anderen Hause ab; es wird durch ein Ministerium Jules Simon ersetzt und bald hat die verhängnißvolle Stunde vom 16. Mai geschlagen. Der Marschall läßt die Maske fallen: er bricht mit dem Ministerium, er bricht mit der Kammer, er bricht mit der öffentlichen Meinung, ein gehorsames Werkzeug der verfassungsfeindlichen Coalition. Von diesem Augenblicke an verjüngt, vervielfältigt, verschwendet er sich; alle Angriffe gegen die Constitution schmücken sich mit seinen Farben; er selbst durchstreift, ein zweiter Gambetta, nur daß er für das eigene Geschäft reist, das Land in allen Richtungen der Windrose, Bischöfe und reactionäre Generale bilden ihm allenthalben einen Hof, das Volk sieht ihn nur, und er sieht es nur durch ein zehnfaches Gitter von Bajonnetten.

„Franzosen!" ruft er in seinem Manifest vom 19. September. „Die Deputirtenkammer, die sich immer mehr der Führung der gemäßigten Männer entzog und von den ausgesprochenen Führern des Radicalismus beherrscht wurde, ging so weit, den mir zustehenden Antheil an der Autorität zu verkennen, den ich nicht verkleinern lassen darf, ohne meinen Namen und meine Ehre vor Euch und vor der Geschichte bloßzustellen. Indem sie auch den gesetzlichen Einfluß des Senats bestritt, strebte sie nach nichts Geringerem, als an die Stelle des nothwendigen Gleichgewichts der bestehenden Gewalten den Despotismus eines neuen Convents zu setzen. Da galt kein Zögern. Jetzt ist es an Euch, zu sprechen. Man sagt Euch, daß ich die Republik stürzen will. Ihr werdet es nicht glauben. Bei den letzten Wahlen hat man meinen Namen gemißbraucht. Man redet Euch auch gegenwärtig von Ergebenheit für meine Person vor und behauptet, nur meine Minister zu bekämpfen; aber Ihr werdet Euch durch diesen Kunstgriff nicht täuschen lassen. Was mich betrifft, so würden meine Pflichten mit der Gefahr wachsen. Ich kann niemals das Werkzeug des Radicalismus werden noch den Posten verlassen, auf den mich die Constitution gestellt hat. Ich werde bleiben. . . ."

Und am 10. October noch eindringlicher:

„Franzosen! Die Stunde ist gekommen. Geht ohne Furcht zur Wahl, erscheint auf meinen Ruf und ich, welchen die Verfassung auf einen Posten gestellt hat, den mir die Pflicht im Stich zu lassen verbietet, ich stehe für Ruhe und Ordnung ein."

Es sollten die letzten Worte bleiben, welche der bethörte Mann an das französische Volk gerichtet hat. Die Wahlen verliehen noch einmal den Republikanern den Sieg. Unheimliche Decemberstürme toben im Elysée: die böse That ist reif, aber sie findet keine Helfershelfer. Mit einem Bathie allein

Digitized by Google

macht man keinen Staatsstreich. Noch am 12. Decembre sagt der Marschall zu dem Herzog von Audiffret-Pasquier, der ihm Vernunft predigen will, trotzig:

„Es ist unnütz, Herr Senatspräsident, noch weiter über diesen Gegenstand zu reden, mein Entschluß ist gefaßt. Das Ministerium ist fertig; ich will weder Ausgleich noch Versöhnung; j'irai jusqu'au bout."

Am 13. scheitert der Plan — es wollte sich, o Ironie, kein Finanzminister finden! — und der Marschall capitulirt. Er capitulirt, aber er bleibt. Wird er sich wenigstens in diesem einzigen Punkte Wort halten? Nein, er ist nur aus falscher Scham geblieben; Gambetta sollte nicht Recht behalten mit seinem Dilemma: se soumettre ou se démettre. Der Marschall schmollt, er schimpft, er vertreibt sich die Zeit auf der Jagd oder auf der Ausstellung, bis er plötzlich nach Jahr und Tag wie aus einem schwerem Traume erwacht, einen neuen Conflict aufwirft und — geht. Gambetta hatte sich doch geirrt, sagen sich jetzt die Pariser. Le maréchal s'est soumis *et* il s'est démis.

III.

Kann diese flüchtige Anthologie dem Leser nicht genügen? Sind die Widersprüche in den eigenen Worten des Marschalls nicht so dramatisch, so drastisch, daß sein Quinquennat uns erscheint, wie die fünf Acte einer Shakespeare'schen Historie, etwa Richard des Zweiten?

„Was muß der König nun? sich unterwerfen?
Der König wird es thun. Muß er entsetzt sein?
Der König gibt sich drein. Den Namen König
Einbüßen? Nun, er geh' in Gottes Namen."

Ja wohl, so steht es wörtlich in der großen Scene zwischen Richard und Bolingbroke zu lesen (Act III, Scene 4). Dieses vertrackte Genie von einem Britten hat die geflügelten Worte gleich auf dreihundert Jahre vorausgeahnt; denn Niemand, der Gambettas Unschuld auf belletristischem Felde kennt, wird glauben, daß etwa er bei Shakespeare eine Anleihe gemacht hätte. Der Marschall Mac Mahon als Präsident der französischen Republik war, um eine bekannte Redensart zu travestiren, „der falsche Mann auf dem falschen Platze"; was er auch that, mochte er für den „Roy", für sich selbst oder zuletzt für die anonyme Republik arbeiten, es hinkte, es schielte, er that es Niemand recht und war nachgerade eine öffentliche Verlegenheit geworden. Wer die Regierung sprechen wollte, klopfte überall eher an, bei Dufaure, bei Gambetta, bei Grévy, nur nicht im Elysée. Von der rein menschlichen Theilnahme abgesehen, die sich an jeden jähen Sturz von der Höhe der Macht knüpft, hat man um den 30. Januar weder in Chislehurst noch in Frohsdorf, noch in Chantilly Trauer angelegt; alle Welt war des undankbaren Mißverständnisses müde und wenn der Marschall in seiner Noth noch immer betheuerte, daß ihm schließlich das Gesetz über Alles gehe, dachte ein Jeder im Stillen an den Ausspruch jenes ausgefeimten Rechtsverdrehers in der Augier'schen Komödie: Je tourne la loi, donc je la respecte. Er kann sich in der That rühmen, nie mit offenem Visier gegen das Gesetz losgegangen zu sein; nur ritt er ihm immer ehrfurchtsvoll aus dem Wege.

Und gleichwohl ist, wie man in deutschen Blättern schon bemerkt hat, diese Regierung des weitaus schwächsten Kopfes, welchen Frankreich seit einem Jahrhundert an seiner Spitze gesehen, eine der glücklichsten in seiner ganzen Geschichte gewesen. Indem ich mir diese räthselhafte Erscheinung zu erklären suche, gerathe ich auf eine Betrachtung, über deren ketzerischen Charakter ich mich keinen Augenblick täusche und für die ich denn auch die Verantwortlichkeit allein tragen möchte. Es will mich nämlich bedünken, daß diese so unfruchtbaren Parteikämpfe, mit welchen man fünf Jahre darüber vergeudete, um den Namen, welchen das Staatswesen trug, in Sicherheit zu bringen und zu einer Wahrheit zu machen, für Frankreich gar kein Unglück gewesen sind. Während man in der parlamentarischen Arena alle diese Windmühlenkämpfe focht, all dieses leere Stroh drosch, saß in den Ministerien und in den Kammerbureaus eine kleine, aber sachverständige Minderheit und arbeitete in aller Muße die Budgets, die Gesetze, die Reformen aus, welche das Plenum dann regelmäßig aus Mangel an Zeit und noch mehr aus Mangel an Interesse unbesehen votirte. Natürlich, mit einer Rede über die Heeresorganisation, das Steuerwesen oder den Zolltarif war lange nicht so viel Ehre einzulegen, als mit einer dröhnenden Philippika gegen die Banditen des Kaiserreiches oder das rothe Gespenst. Die Sache hat — das ist nun meine höchst paradoxe Meinung — bei dieser oligarchischen Behandlung ungeheuer gewonnen. Die competenten Leute hatten die Hände frei, das Richtige und Praktische konnte schnell zur Geltung gelangen, die Utopien blieben in der Coulisse oder trieben höchstens in der Presse einen unschuldigen Spuk, man sorgte immer nur für das Nächste und die Gesetzgeberei hatte ihre wohlthätigen Schranken, ruhte auch wohl einmal eine Session ganz und gar. Es ist aber eine fixe Idee, von der ich mich nicht heilen lassen will, daß die legislativen Versammlungen insgemein viel gefährlicher sind durch das, was sie thun, als durch das, was sie unterlassen. Ich habe in meinem staatsbürgerlichen Leben viel seltner ein Gesetz, welches fehlte, vermißt, als ein bestehendes oder neu erfundenes zu allen Teufeln gewünscht. So mag es, denke ich mir in meinem unverbesserlichen Vorurtheil, den Franzosen sonst manchmal wohl auch ergangen sein und darum lebten sie, wie neugeboren, auf, als unter dem Mac-Mahonnat zwar wenig, aber kurz und gut legiferirt wurde. Das wird jetzt, fürchte ich, anders werden. Der böse Feind lauert nicht mehr im Senat, noch im Ministerium, noch in der Executive, noch in der Armee, noch in der Polizei; Alles ist von gar so rührender Eintracht, daß es gewiß bald blutige Köpfe geben wird. Die ersten Tenore des Parlaments werden sich nach einem neuen Repertoire umsehen müssen, der allererste von ihnen hat sich sogar schon heiser gemeldet. Man wird nur noch Gesetze machen, alle Jahre mindestens fünf Monat — so gebietet es die Verfassung — und man will doch immer etwas Neues, etwas Niedagewesenes, etwas wahrhaft Republikanisches leisten: wohin soll das führen? Doch noch einmal, das sind Schrullen. Frankreich hat „die Republik ohne Republikaner" gehabt und dieses Regime hat ihm vortrefflich angeschlagen; möge es sich jetzt eines Mac-Mahonnats ohne Mac Mahon erfreuen!

Paris, Anfang Februar. Emil Landsberg.

Literatur und Kunst.

Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourton.

Von Mark Twain.*)

Wie sehr man sich auch von allen Seiten über die Einrichtung des französischen Duells lustig machen mag, es ist und bleibt in Wirklichkeit eines der ungesundesten Dinge der Welt. Da es unter allen Umständen im Freien ausgefochten wird, so können die jedesmaligen Gegner darauf schwören, daß sie sich aufs Gründlichste erkälten. Herr Paul von Cassagnac, der eingefleischteste Gewohnheitspaukant des derzeitigen Frankreichs, hat auf diese Weise so häufig zu leiden gehabt, daß er nachgerade ein ausgesprochener Invalide ist. Die besten Aerzte von Paris haben sich darüber geeinigt, daß er, wenn er sich nur noch fünfzehn oder zwanzig Jahre so fort duellirt, ohne den Schauplatz seiner Mensuren aus allerlei Wäldern und von allerlei Sümpfen nach einem, eigens dazu hergerichteten, behaglichen geschlossenen Raum zu verlegen, leicht sein Leben gefährden könne. Diese eine Thatsache sollte hinreichen, allen Jenen den Mund zu stopfen, welche das französische Duell deswegen für einen besonders ge-

*) Deutsch von Udo Brachvogel.

Digitized by Google

sunden Sport halten, weil es stets unter offenem Himmel stattfindet und den Genuß der freien Luft mit allen Vortheilen körperlicher Bewegung vereint. Und ebenso sollte sie der andern unsinnigen Behauptung ein Ende machen, daß die französischen Duellanten in Folge dessen unsterblich seien.

Doch zur Sache! Vom ersten Augenblick an, da ich von dem jüngsten Aufeinanderplatzen der Herren Gambetta und Fourtou in den französischen Kammern hörte, wußte ich auch, daß es etwas Ernstliches geben müsse. Ich wußte es, weil eine lange intime Bekanntschaft mit Herrn Gambetta mir das unversöhnliche und verzweifelte Wesen dieses Mannes enthüllt hatte. Wie groß auch sein persönlicher Umfang sei, ich wußte, daß das Verlangen nach Rache ihn bis zu den entlegensten Spitzen und Ausläufern dieser Persönlichkeit durchdringen würde.

Ich wartete nicht, bis er zu mir kam, sondern suchte ihn sofort in seiner Wohnung auf. Wie ich erwartet hatte, fand ich den ritterlichen Staatsmann im unerschütterlichsten französischen Gleichmuth. Er schoß zwischen den zu Trümmern geschlagenen Möbeln seines Zimmers hin und her, dann und wann ein wenig anhaltend, um solche Stücke, die ihm noch nicht klein genug erschienen, mit dem Fuße emporzuschleudern. Zwischen seinen Zähnen knirschte ein Sprühregen von fragmentarischen Flüchen und Verwünschungen hervor. Gelegentlich fuhr er sich auch mit beiden Händen in die Haare, um eine Faust voll davon auszureißen und sie auf den Tisch zu legen, wo sich bereits eine ganze Pyramide davon aufthürmte.

Er schleuderte seine ausgebreiteten Arme um meinen Hals, riß mich über seinen Bauch hinweg an sein Herz, küßte mich auf jede Wange, hob mich fünf oder sechs Mal vom Fußboden empor und trug mich dann in ein andres Zimmer, wo sich noch ganze Möbel befanden, um mich dort in seinen eignen Armsessel halb niederzusetzen, halb fallen zu lassen. Sobald ich meinen Athem wiedergewonnen, kam ich sofort zum Geschäft.

Ich sagte ihm, ich hätte vorausgesetzt, daß er mich zum Sekundanten zu haben wünsche, worauf er sich abwendete und mit einer Stimme, die theils vor freundschaftlicher Bewegung, theils vor Kampflust zitterte, entgegnete: „Ich wußte es wohl!" Dann erklärte ich ihm, daß ich diesen Dienst ihm nur unter einem angenommenen französischen Namen leisten könne, um im Falle eines für ihn tödtlichen Ausganges vor den Verwünschungen meiner Landsleute gesichert zu sein. Bei diesen letzten Worten zuckte er zusammen — wahrscheinlich weil er aus denselben entnahm, daß man in Amerika das Duell verwerfe. Er ließ mich jedoch diese Unritterlichkeit meines Vaterlandes nicht entgelten und gab sich mit meiner Bedingung zufrieden, wodurch es sich jetzt auch nachträglich erklärt, daß es in den Zeitungsberichten allgemein hieß, Herrn Gambettas Sekundant sei anscheinend ein Franzose gewesen.

Hierauf schlug ich ihm vor, sein Testament aufzusetzen. Ich bestand umsomehr darauf, als er in seinem blinden Kampfeifer gar nicht zu wissen schien, daß ein Duell, außer der tödtlichen Haupthandlung selbst, auch noch allerlei unerläßliche Nebensachen bedinge. Nachdem ich nach längerem Streiten meinen ersten und seinen letzten Willen endlich durchgesetzt hatte, wünschte er verschiedene „Abschiedsworte" niederzuschreiben, um das passendste davon für seinen letzten Augenblick auszuwählen.

„Wie würde sich," fragte er, „vom rein declamatorischen Standpunkt aus der nachstehende Satz zu diesem Zweck eignen: 'Ich sterbe für meinen Gott, für mein Land, für die Freiheit der Rede, für den Fortschritt und für die allgemeine Verbrüderung der Menschen'?"

Ich entgegnete, daß diese Phrase einen sehr langsamen Tod erfordern würde; daß sie für einen an der Auszehrung Erlöschenden vortrefflich sei; daß sie aber dem Bedürfniß eines von jäher Kugel Hingestreckten durchaus nicht entspräche. Nachdem wir in ähnlicher Weise noch über eine ganze Anzahl weiterer Antemortem-Ausbrüche verhandelt hatten, brachte ich ihn endlich dazu, sein „Letztes Wort" auf den Satz: „Ich sterbe, damit Frankreich lebe!" zusammenzustreichen, den er auch sofort, um ihn auswendig zu lernen, in sein Notizbuch schrieb. So gut mir der Satz auch an sich gefiel, so konnte ich doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß er eigentlich ohne Beziehungen zu den vorliegenden Thatsachen sei, worauf er mich dahin beruhigte, daß es das auch gar nicht sei, auf was es bei „Letzten Worten" ankomme, sondern daß es sich dabei lediglich um etwas Packendes handle.

Sodann kamen wir zur Waffenfrage. Kaum war das Wort „Waffen" meinerseits gefallen, als auch mein Freund die Hand auf den Leib legte und mir sagte, er fühle sich nicht ganz wohl und überlasse sowohl diese wie alle noch zu erledigenden Einzelheiten ganz mir. Ich wußte diese Gleichgültigkeit gegen Dinge von möglicherweise so verhängnißvoller Tragweite nach Gebühr zu schätzen und zu bewundern, und machte mich sofort an die Abfassung der nachstehenden, an die Adresse von Herrn Fourtous Vertrauensmann gerichteten Zuschrift:

„Mein Herr! Herr Gambetta nimmt Herrn Fourtous Forderung an und beauftragt mich, Plessis le Piquet als Platz des Zusammentreffens vorzuschlagen. Zeit: Morgen früh bei Tagesgrauen. Waffen: Aexte. Ich bin mit Hochachtung der Ihrige

Mark Twain."

Der größeren Sicherheit halber trug ich diesen Brief selbst zu Herrn Fourtous Freund. Er las und schauderte. Dann wendete er sich zu mir und sagte mit strengem Ton:

„Und haben Sie auch in Erwägung gezogen, was das unvermeidliche Ergebniß eines derartigen Zusammentreffens sein würde?"

„Zum Beispiel, was?"

„Blutvergießen!"

„Das sollte es wohl sein! Was, wenn ich fragen darf, wäre Ihre Absicht, zu vergießen, wenn nicht Blut?"

Damit hatte ich ihn fest. Er sah, daß er sich verrannt hatte, und beeilte sich, seinen Mißgriff hinwegzuerklären. Er habe nur im Scherz gesprochen, meinte er, und setzte hinzu, sein Auftraggeber würde über Aexte entzückt sein und sie jeder anderen Waffe vorziehen, wenn dieselben nicht unglücklicher Weise durch den französischen Ehrencodex ein für alle Male ausgeschlossen seien. Ich müsse mich deshalb zu einem andern Vorschlag entschließen.

Ich ging ein paar Mal auf und nieder und überlegte, wozu ich mich entschließen sollte. Es war das angesichts der Wucht des vorliegenden Falles keine Kleinigkeit. Plötzlich schoß mir der rettende Gedanke durch den Kopf, daß Gatlingkanonen sehr wohl dazu angethan seien, auf fünfzehn Schritt selbst eine so gewichtige und verwickelte Ehrenfrage für immer zu lösen, und formulirte diesen Gedanken sofort zu einem neuen Vorschlag. Aber auch damit sah ich mich zurückgewiesen, und wieder war es der französische Ehrencodex, welcher mir im Wege stand. Hierauf sprach ich mich für Chassepotgewehre, sodann für doppelläufige Flinten und schließlich für Cavalleriepistolen aus. Eines nach dem andern wurde zurückgewiesen, und nachdem ich halb erschöpft eine weitere halbe Stunde nachgedacht hatte, schlug ich, von plötzlichem sarkastischem Muthwillen übermannt, Ziegelsteine auf dreiviertel Meilen vor.

Ich habe von jeher nichts Widerwärtigeres gekannt, als einen guten oder schlechten Witz an einen Menschen zu verschleudern, der für keines von beiden das leiseste Verständniß hat. Ich bin daher noch heute außer Stande, den Ingrimm zu beschreiben, welcher mich erfaßte, als ich den Mann im vollsten Ernst mit dem Kopf nicken und hinweggehen sah, um meinen letzten Vorschlag Herrn Fourtou zu unterbreiten. Nach einigen Minuten erschien er wieder und meldete mir, ohne mit einer Wimper zu zucken und in der geschäftsmäßigsten Weise der Welt, daß sein Duellant von der Idee mit den Ziegelsteinen auf dreiviertel Meilen ganz begeistert sei, und daher um so mehr bedauere, aus Rücksicht für die ganz und gar unschuldigen und an der Sache unbetheiligten Personen darauf verzichten zu müssen, welche zur Zeit des Duells nicht umhin können würden, zwischen den beiden Kämpfern hindurch zu gehen. Ich mußte ihm Recht geben, ohne jedoch fähig zu sein, noch einen weiteren Vorschlag zu machen.

„Ich bin jetzt mit meiner Weisheit am Ende," sagte ich zusammenknickend. „Vielleicht würden Sie so gut sein und mir

Digitized by Google

irgend eine Waffe namhaft machen, welche der Würde dieses historischen Vorgangs ebenso entspräche, wie dem unverkennbaren Wunsch der beiden Gegner, einander zu tödten. Vielleicht fällt Ihnen eine solche ein — oder Sie haben wohl schon gar die ganze Zeit über eine im Auge gehabt?"

Sein Antlitz verklärte sich und er rief mit aufathmender Bereitwilligkeit:

„Gewiß, mein Herr! Bei der großen Rolle, die der Ehrenpunkt im öffentlichen französischen Leben spielt, sind wir stets für solche Fälle gerüstet." Und er begann mit Fingern und Händen, welche vor Aufregung zitterten, eine Jagd durch seine Taschen — eine Hetze von Tasche zu Tasche, welche ihn über das ganze Revier seines Anzuges führte, deren Erfolglosigkeit jedoch zuletzt in den mehrfach gemurmelten Worten: „Was habe ich nur damit angefangen?" ihren Ausdruck fand. Aber er ließ sich durch diese ersten verfehlten Versuche nicht einschüchtern, und so gelangte er schließlich in einen innern weltentlegenen Schlupfwinkel von Westentäschchen, aus dem er triumphirend ein paar kleine Dinger herauszog, die ich ans Fenster trug und in der dort herrschenden besseren Beleuchtung als dem Geschlecht der Pistolen angehörend erkannte. Es waren einläufige Terzerole, ganz und gar mit Silber beschlagen und wirklich die niedlichsten und zierlichsten Spielzeuge dieser Art, welche ich je gesehen. Ich war vor Erstaunen sprachlos. Da ich aber doch eine Meinung äußern mußte, so nahm ich die eine der beiden angeblichen Pistolen und befestigte sie an meiner Uhrkette. Die andere gab ich dem Sekundanten des Herrn Fourtou zurück, welcher sie in seinem Portemonnaie in Sicherheit brachte. Gleichzeitig entnahm er demselben eine zusammengelegte Briefmarke, faltete sie auseinander und brachte ein paar kleine, pillenartige Gebilde zu Tage, von denen er das eine mit dem Bemerken, daß dies die dazu gehörenden Patronen seien, sich im Innern meines Handtellers verlieren ließ. Ich fragte meinen Verbrechensgenossen, ob er gesonnen sei, unsern Duellanten nur je einen Schuß zu erlauben, worauf er mir erwiderte, daß der französische Ehrencodex nicht mehr gestatte. Danach ersuchte ich ihn, die Entfernung zu bestimmen, drückte mich jedoch, da unter dem Eindruck unsrer Verhandlungen meine geistige Klarheit getrübt zu werden begann, so dunkel aus, daß ich von „Schritten" sprach und Zahlen, wie „drei" und „fünf" fallen ließ. Erst als ich ihn ohne jede vorgreifende Bestimmung meinerseits einfach bat, seine Distance zu nennen, verstand er mich und sagte mit dem Tone eines Mannes, welcher die ganze Welt von Verantwortlichkeit voll empfand, die er da eben auf sich nahm:

„Fünfundsechzig Ellen!"

Das brachte mich insofern wieder zu mir, als ich die Geduld verlor. Ich rief:

„Fünfundsechzig Ellen — mit diesen Säuglingspistolen da? Geladene Zahnstocher würden auf fünfzig Ellen tödtlicher sein. Vergessen Sie denn ganz, mein Herr, daß Sie und ich dazu berufen sind, den gegenseitigen Mord unsrer Auftraggeber zu vermitteln, oder doch wenigstens denjenigen des einen von ihnen mit allen Kräften sicher zu stellen, — und nicht dazu, beide mit Gewalt unsterblich zu machen!"

Aber mit aller Ueberredungskunst und selbst aller Heftigkeit vermochte ich nicht mehr von ihm zu erreichen, als eine Verminderung der Entfernung auf fünfunddreißig Ellen, und selbst dieses Zugeständniß wurde mit höchstem Widerstreben und einem Gesicht gemacht, als sei es der Mord in seiner hoffnungslosesten Gestalt, der durch dieses Nachgeben besiegelt wurde.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld — die Schlächterei komme auf Ihr Haupt!"

Damit waren wir fertig und ich konnte zu meinem Löwen in dessen Höhle zurückkehren, um ihm das demüthigende Ergebniß meiner Verhandlungen mitzutheilen. Als ich eintrat, schleuderte Herr Gambetta eben seine letzte Locke auf die, zur Höhe von anderthalb Fuß von ihm emporgerauste Haarpyramide, von welcher ich bereits gesprochen. Mit einem Satz sprang er mir bis zur Schwelle entgegen:

„Sie haben die Todesveranstaltungen getroffen — ich lese es in Ihren Blicken!"

„Ich habe mein Bestes versucht —"

Er erblaßte, als ob er die ganze Beschämung ahne, welche ich für ihn in Bereitschaft hatte, und lehnte sich, um seiner bevorstehenden Entrüstung besser Herr werden zu können, gegen den Tisch. Nach ein paar schweren Athemzügen flüsterte er heiseren Tones:

„Die Waffen, die Waffen! Schnell! Was für Waffen hat man gewählt?"

„Diese hier," rief ich, indem ich mich aufraffte und allen weiteren Umschweifen dadurch aus dem Wege ging, daß ich ihm meine Uhrkette mit ihrem kleinen silberbeschlagenen Anhängsel hinhielt. Er warf nur einen Blick darauf, dann stürzte er schwer und massig zu Boden. Das ganze Zimmer theilte seine Erschütterung. Ich wollte eben Hülfe herbeiholen, als er zum Glück auch schon wieder zu sich kam und die Worte ausstieß:

„Die unnatürliche Ruhe, welche ich mir bisher aufgezwungen habe, hat meine Nerven erschöpft. Jetzt fort mit aller Schwäche! Ich will meinem Schicksal die Stirn bieten, wie ein Mann und ein Franzose!"

Er erhob sich und nahm, nachdem er nicht ohne Kampf das Gleichgewicht gewonnen, eine Stellung an, deren Erhabenheit nie von einem andern Menschen erreicht und nur in ein paar Ausnahmsfällen von Statuen übertroffen worden ist. Dann sagte er in seinem tiefen Ton, der ihm, wenn er desselben bedarf, so schön zu Gebot steht und welcher einer seiner Berühmtheiten bildet:

„Sie sehen, ich bin ruhig, ich bin bereit. Nennen Sie mir die Entfernung!"

„Fünfunddreißig Ellen!" sagte ich halblaut und die Augen niederschlagend.

Selbst in dieser beschwichtigenden Weise vorgebracht, traf ihn meine Enthüllung auf das Fürchterlichste. Dieses Mal blieb er länger liegen. Da ich mit meiner einfachen Menschenkraft außer Stande war, den gestürzten Herkules aufzuheben, rollte ich den Halbgott derartig herum, daß er auf den Bauch zu liegen kam, worauf ich ihm Wasser zwischen den Hals und den Rockkragen goß, welches bald das ganze Gebiet seines Rückens nebst den dazugehörigen Hinterländern überrieselte und ihn wieder zu sich brachte.

„Fünfunddreißig Ellen!" stöhnte er. „Und ohne jede Zugabe, wie sie bei jedem ordentlichen Ellengeschäft selbstverständlich ist!? Doch wozu fragen? Da einmal Mord die eingestandene Absicht des Mannes ist — warum sollte er sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben? Aber merken Sie sich Eines: Die Welt wird in meinem Fall ein Beispiel von dem erleben, was französische Ritterlichkeit unter Sterben versteht."

Nach einem längeren und peinlichen Stillschweigen fragte er:

„Kam denn nicht wenigstens die Thatsache zur Sprache, wie der Umstand, daß jener Mann ein Familienvater ist und ich keiner bin, einen Ausgleich für die andre Verschiedenheit bilden sollte, welche leiblich zwischen seiner Spindelgestalt und meiner Massenhaftigkeit besteht, und daß aus diesem Grunde doppelte Rücksichten — —. Doch was thut das? Es kann nicht meine Sache sein, auf diesen Vortheil hinzuweisen, den er vor mir voraus hat. Wenn er nicht selbst so viel Anstand hat, wohlan, so möge er sich einen Umstand zu Nutze machen, von welchem kein Ehrenmann profitiren sollte, ohne zu erröthen!"

Er sprach es mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Dann versank er in eine Art dumpfen Brütens, welches ihn trefflich kleidete und das mehrere Minuten dauerte. Nach Ablauf desselben machte er eine erneute Anstrengung, etwas Unerhörtes mit der Fassung eines Helden hinzunehmen, und fragte:

„Und die Stunde? Welche Stunde ist bestimmt, das Zusammentreffen noch verhängnißvoller zu machen, als es an sich schon sein müßte?"

„Morgen früh, beim Tagesgrauen."

„Etwas Derartiges war zu erwarten," rief er. „Aber ich sage Ihnen, es ist ein Wahnsinn. In meinem ganzen Leben habe ich mich zu einer solchen Tageszeit noch nicht tödten lassen. Es ist eine Stunde, zu welcher ja noch nicht ein einziger Mensch draußen ist!"

Digitized by Google

„Eben deswegen wählte ich sie. Verstehe ich Sie recht — oder wünschen sie eine Zuschauerschaft zu haben?"

„Es ist jetzt keine Zeit zu halb oder ganz sarkastischen Fragen. Genug, daß dies keine Zeit ist, welche irgend ein vom wahren Geist des französischen Duells Durchdrungener wählen würde. Ich fasse es auch nicht, wie Herr Fourtou sich konnte bereit finden lassen, einer solchen Neuerung seine Zustimmung zu geben. Gehen Sie augenblicklich zurück zu ihm und bestehen Sie auf einer späteren Stunde!"

Ich eilte die Treppe hinunter und öffnete eben die Hausthüre, um auf die Straße zu treten, als ich dem vor derselben stehenden Vertrauensmann des Herrn Fourtou fast in die Arme stürzte. Er sagte:

„Ich bin hier, um Ihnen mitzutheilen, daß mein Freund auf das Allerentschiedenste gegen die gewählte Stunde Einsprache erhebt und um Ihre Zustimmung ersucht, daß dieselbe auf halb zehn verlegt werde."

Ich machte unwillkürlich ein Gesicht, als zwänge man mich, in einen Apfel von unberechenbarer Säure zu beißen. Nachdem ich jedoch Herrn Fourtous Sekundanten etwa fünf Minuten mit steigender Aengstlichkeit an meinen Mienen hatte hängen lassen, verbeugte ich mich und sagte:

„Eine jede Gefälligkeit, welche wir Ihnen erweisen können, sei hiermit Ihnen und Ihrem ausgezeichneten Freunde zugestanden. Wir stimmen der gewünschten Verlegung der Stunde um so lieber zu, als dieselbe ja mit dem unvermeidlichen Schlußergebniß des Zusammentreffens nichts zu thun hat."

„Darf ich Sie bitten, den Dank meines Auftraggebers entgegenzunehmen?" Er wartete keine Antwort ab, sondern kehrte sich um und rief einem dicht hinter ihm stehenden Herrn zu: „Liebster Noir, haben Sie es gehört, die Zeit ist auf halb zehn festgesetzt — auf halb zehn!" Worauf Herr Noir sich mit ein paar gemurmelten Dankesworten verneigte und davon schoß. Mein Mitsekundant wendete sich wieder mir zu:

„Wenn es Ihnen genehm ist, können sich Ihre Hauptärzte und die unsrigen in einer und derselben Kutsche nach der Kampfstätte begeben. Eine alte Sitte will es so."

„Auch ohne die alte Sitte würde mir das vollkommen passen. Es ist genug, daß die beiden Gegner einander als tödtlichste Feinde gegenüberstehn. Warum soll auch noch zwischen den nur nebensächlich Betheiligten ein Abgrund des Mordes aufgähnen? Aber wenn ich recht hörte, sprachen Sie von Hauptärzten auf beiden Seiten. Darf ich fragen, wie viele davon ich für uns zu besorgen habe? Werden zwei oder drei es thun?"

„Zwei für jede Partei ist die übliche Anzahl. Ich meinte jedoch damit nur die „Haupt"ärzte. Was die bei der hohen Stellung der Duellanten unerläßlichen consultirenden Aerzte anlangt, so wünsche ich Sie in Betreff der Zahl derselben durchaus nicht zu beschränken, sondern möchte nur den Wunsch aussprechen, daß Sie sie aus den höchsten Zierden der Pariser Wissenschaft auswählen. Dieselben haben nicht in gemeinsamem Wagen zu fahren, sondern pflegen sich ihrer eignen Equipagen zu bedienen. Und nun noch eine wichtige Frage — haben Sie bereits den Leichenwagen engagirt?"

„Der Himmel erleuchte meinen vergeßlichen Kopf!" rief ich beschämt aus. „Aber ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht. Dafür soll es auch jetzt das Allernächste sein, was ich besorge. Sie müssen schon Nachsicht mit mir haben, und ich fürchte allen Ernstes, daß meine Unwissenheit und Vergeßlichkeit Ihnen bereits mehr als ein innerliches Lächeln entlockt hat. Versuchen Sie den Mantel der christlichen Liebe und den Schild französischer Ritterlichkeit darüber zu decken. Es ist das erste Mal, daß ich etwas mit einem hochcivilisirten Duell im Herzen der modernen Cultur zu thun habe. Ich habe reichliche Duellerfahrungen an der pacifischen Küste, in Californien und Nevada gesammelt, aber ich sehe erst jetzt, wie roh und primitiv die Menschen dort in der Erledigung ihrer Ehrenhändel sind. Ein Leichenwagen — pah! Wir waren gewohnt, die Todten, welche dort bei keinem Zweikampf ausbleiben, zerstreut, wie sie gefallen waren, liegen zu lassen und ihre Fortschaffung denen zu überlassen, die gerade ein Interesse daran hatten. Haben Sie mich noch auf etwas aufmerksam zu machen?"

„Auf nichts; es sei denn, daß auch die beiden Haupttodtengräber, wie die beiden Hauptärzte, in einem Wagen sich dem Zuge nach der Wahlstatt anzuschließen haben. Ihre Gehülfen können gehen und die Procession zu Fuß beschließen. Ich selbst werde Sie morgen um acht Uhr abholen und mit Ihnen die Reihenfolge des Zuges anordnen. Bis dahin habe ich die Ehre, Sie zu grüßen!"

Nachdem ich meine Geister, von welchen ich fühlte, daß sie mir mehr und mehr entschlüpften, ein wenig gesammelt hatte, stieg ich zu Herrn Gambetta empor. Er schien sich in dem Gedanken an alle möglichen weiteren Zumuthungen demüthigender Natur ergeben zu haben und fragte nur:

„Wenn hat die Tragödie zu beginnen?"

„Um halb zehn!"

Er athmete auf, offenbar, weil ich nicht „um zwölf Uhr" geantwortet hatte, zu welcher Zeit eine Störung durch das, dann noch zahlreicher ausgerückte Publicum ganz unvermeidlich gewesen wäre. Um so befremdender war es mir, daß er im selben Athem hinzusetzte:

„Haben Sie die Zeitungen benachrichtigt?"

„Herr!" rief ich mit unwillkürlicher, nicht zurückzudrängender Indignation. „Ist das die Folge einer jahrelangen Intimität und aufopfernden Freundschaft, daß Sie mich einer solchen Verrätherei für fähig halten?"

„Pst, pst!" machte er beschwichtigend. „Habe ich Sie verletzt? Ach, ich sehe es wohl, ich überbürde Sie mit Aufträgen. Vergessen Sie, was ich da eben sagte, und begnügen Sie sich mit den übrigen Punkten Ihrer Liste. Uebrigens wird der Bluthund von Fourtou schon dafür gesorgt haben. Im Nothfalle konnte ich es auch allein — ja ich will es sogleich selbst thun — eine Zeile an Herrn Noir genügt —"

„Noir?" unterbrach ich ihn. „Die Mühe können Sie sich ersparen. Herr Noir ist soeben von dem andern Sekundanten unterrichtet worden und befindet sich mit der Neuigkeit bereits auf dem Wege zu allen Redactionen."

„Hm, — das hätte ich wissen können. Es sieht diesem Fourtou ganz und gar ähnlich, aus einem Ehrenhandel eine öffentliche Komödie zu machen."

* * *

Wenige Minuten vor halb zehn Uhr näherte sich am andern Tage ein feierlicher Zug in der nachstehenden Ordnung dem Felde von Plessis le Piquet. Zuerst unser Wagen mit dunkeln Vorhängen, welche sorgfältig so weit zugezogen waren, daß man Herrn Gambetta noch recht gut von Außen erkennen konnte. Er hatte Niemanden bei sich als mich und eine weiße Rosenknospe im Knopfloch. Nach uns eine ähnliche Kutsche mit Herrn Fourtou und seinem Sekundanten. Hierauf ein Wagen mit zwei dichterischen Rednern aus der Schule Victor Hugos, die aber nicht an Gott glaubten und dicke Manuscripte für den Fall einer auf offnem Felde zu improvisirenden Leichenrede bei sich hatten. Dann der Wagen mit den Hauptärzten und mächtigen Kasten mit chirurgischen Instrumenten. Ferner acht Kutschen mit consultirenden Aerzten und Wundärzten. Hierauf die beiden Leichenwagen mit sechs Pferden bespannt, denen die Kutsche mit den Haupttodtengräbern folgte. Und endlich die lange Reihe der Gehülfen der letzteren, welchen sich eine unabsehbare und stets wachsende Menge von Bummlern, anständigen Spaziergängern, persönlichen Freunden der Duellanten, Berichterstattern und Polizisten angeschlossen hatte. Leider lag ein brettdichter Nebel über der Landschaft, welcher von dem Ganzen nie mehr als ein paar Ellen auf ein Mal erkennen ließ. Bei etwas dünnerem Wetter wäre es ein wahrhaft großes und erhebendes Schauspiel gewesen.

Ein allgemeines Schweigen herrschte. Ich versuchte einige Male, mit meinem Freunde zu sprechen. Aber er bemerkte es nicht, so sehr war er in sein Notizbuch vertieft, über welches gebeugt er von Zeit zu Zeit die Worte murmelte: „Ich sterbe, damit Frankreich lebe!"

Digitized by Google

Als wir an der Wahlstatt angekommen waren, war mein Erstes, daß ich durch den jetzt völlig greifbar gewordenen Nebel auf eine Entdeckungsreise nach dem andren Sekundanten ausging und, nach seiner glücklichen Auffindung, mich mit ihm daran machte, die Entfernung von fünfunddreißig Ellen abzuschreiten. Daß dies bei dem herrschenden Wetter zu einer ganz nichtssagenden Förmlichkeit herabsank, konnte uns in dem Ernst, mit der wir uns ihrer entledigten, nicht stören. Nachdem wir mit dem Abmessen der Distance fertig waren, begab ich mich zu Herrn Gambetta und fragte ihn, ob er bereit sei. Er schien mich zuerst durch den dicken Nebel hindurch nicht zu verstehen, dann als er mich verstand, dehnte er sich zu seiner vollen Weite aus und rief mit starker, selbst den am fernsten Stehenden vernehmlicher Stimme:

„Fertig! Man lasse die Batterien laden!"

Das Laden wurde in der Gegenwart von zwei sachmännischen Zeugen, nachdem sie sich mit ihren Augengläsern von der Existenz und Beschaffenheit der beiden Patronen überzeugt hatten, besorgt. Doch nicht ohne Schwierigkeiten, da wir zur wirksamen Erledigung dieser Aufgabe durch die uns umgebende Nebelnacht gezwungen wurden, uns der Hülfe einer von unserer Kutsche herbeigeholten Laterne zu bedienen. Als wir endlich damit fertig geworden waren und eben an das blutige Werk schreiten wollten, verursachte die Polizei eine Störung. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß das Publicum von allen Seiten in den eigentlichen Bann des Kampfplatzes eingedrungen war und bat um Erlaubniß, vor Beginn des Schießens wenigstens diese guten und völlig unschuldigen Leute in Sicherheit bringen zu dürfen. Es wurde bewilligt und die Sicherheitsbeamten theilten die zahllose Zuschauermenge in zwei Hälften, von denen sie die eine dicht hinter Herrn Gambetta, die andere dicht hinter Herrn Fourtou zusammentrieben.

Da es immer finsterer wurde, hatten mein Gegensekundant und ich verabredet, an der Seite unsrer Duellanten ein Hallo-Hoh auszustoßen, damit Jeder von ihnen wüßte, wo sich sein Gegner eigentlich befände. Nachdem dies geschehen, begaben wir uns zu unsern beiderseitigen Kämpfern. Ich fand den meinigen, den ich so muthvoll verlassen, im vollsten Kampf mit der ihn umgebenden Dunkelheit und einer inneren Verfassung, welche kaum weniger finster war. Ich that mein Bestes, ihn aufzurichten, indem ich ihm versicherte, daß trotz dieses abscheulichen Nebels, in den wir uns verrannt hatten, doch ganz Frankreich auf ihn blicke. „Und dann," setzte ich tröstend hinzu, „die Dinge sind gar nicht so schwarz, wie sie aussehn. Die Beschaffenheit der Waffen, die verhältnißmäßig beschränkte Zahl der Schüsse, die rücksichtsvolle Entfernung und die Gediegenheit dieses sonst so unzeitgemäßen Nebels lassen im Verein mit der weiteren Thatsache, daß der eine Gegner einäugig ist, während der andre schielt und kurzsichtig ist, immerhin die Annahme zu, daß dieser Zweikampf nicht absolut tödtlich ausfallen muß. Es liegt sogar die Möglichkeit vor, daß Sie Beide das Duell überleben. Fort daher mit dieser letzten Anwandlung von Schwäche, und seien Sie ganz wieder, was Sie sind!"

Diese Worte machten sichtlichen Eindruck. Wieder dehnte sich mein Mann zu seiner ganzen Massenhaftigkeit aus und rief, die Hand ausstreckend:

„Ich bin wieder ich selbst! Man gebe mir das tödtliche Geschoß!"

Ich legte es in die weite Innenfläche dieser fleischigen Riesenhand, welche bestimmt ist, einst die Zügel der republikanischen Regierung Frankreichs zu führen. Er bückte sich darüber hin und schauderte.

„Ach," murmelte er, „mein Freund, es ist nicht der Tod, den ich fürchte, sondern die Verstümmlung!"

Aufs Neue sprach ich ihm Muth ein und wieder mit solchem Erfolg, daß er in die Worte ausbrach:

„So beginne denn die Tragödie! Stellen Sie sich hinter mich und stemmen Sie sich gegen meinen Rücken. Der Boden ist hier von dem feuchten Wetter so schlüpfrig, und wir stehen Beide zusammen ungleich fester in einer so feierlichen Stunde der Geschichte Frankreichs, mein Freund!"

Ich sagte ihm dies zu und bezeichnete, ihm den Arm mit der erhobenen Pistole richtend, die Stelle im Nebel, von der ich unsern Gegner im Verdacht hatte, daß er sich an ihr befände. Dann ermahnte ich ihn, genau auf das Hallo-Hoh des Gegensekundanten zu hören und die Richtung seiner Pistole danach zu verändern, wenn es nicht von der Stelle käme, die wir als die richtige in Aussicht genommen hatten. Dann trat ich hinter ihn, stemmte mich mit aller Kraft gegen seinen gigantischen Rücken und stieß mein verabredetes Hallo-Hoh aus. Es wurde prompt von irgend woher im Nebel beantwortet, und nun klang das Commando:

„Eins — zwei — drei — Feuer!"

Zwei Detonationen, welche genau so klangen, als habe einer unsrer amerikanischen Hinterwäldler zwei Mal hinter einander seinen Tabakssaft auf einen glühenden Ofen geschleudert, verloren sich im Nebel, und gleich danach brach Herr Gambetta mit solcher Wucht zusammen und über mich her, daß mir Hören, Sehen und Athmen verging. Begraben und regungslos, wie ich lag, hörte ich nur, wie sich aus dem über mir zusammengeballten Fleischberg unverständliche Töne hervorarbeiteten, welche endlich bestimmter wurden und schließlich wie die Worte klangen: „Ich sterbe — ich sterbe für das — zum Teufel, wo ist mein Notizbuch? ich — sterbe — ja für was nur? — für Frankreich — Frankreich, das ist's! — Ich sterbe, damit Frankreich lebe!"

Im nächsten Augenblick umschwärmte uns eine ganze Wolke von Aerzten und Todtengräbern, von denen die Ersteren mit zahllosen Händen, Instrumenten und Augengläsern Herrn Gambettas ganze Oberfläche abjagten, um die Wunde zu finden, welcher Frankreich das Leben verdanken sollte. Nur zu bald überzeugten sie sich, daß nichts Derartiges vorhanden war, und nachdem man mich unter meiner lebenden Last hervorgezogen und diese auf ihre beiden Beine gestellt, folgte eine Scene, deren Schilderung einer ganz andern Dichterkraft würdig ist, als sie meiner schwachen und überdies etwas pessimistischen Feder innewohnt.

Die beiden Duellanten fielen sich unter einer Fluth von Thränen des Stolzes und der Freude um die Hälse. Der andre Sekundant hatte keine Augen und kein Erbarmen für meinen Zustand und umarmte mich gleichfalls. Die Aerzte, die Todtengräber, die Leichenredner, die Polizisten, das ganze Publicum — Alles umarmte Alles, und ein Jubel erfüllte den Nebel, daß selbst er gerührt wurde, sich verzog und die Sonne auf das herrliche Schauspiel, dessen tragischere Hälfte er ihr so wohlmeinend entzogen hatte, ungehindert herabblicken ließ.

Obgleich ich eine Empfindung hatte, als ob während der kurz vorhergegangenen Minuten alle Rippen und Knochen meines Leibes gebrochen worden seien, konnte ich doch den beseligenden Gedanken nicht unterdrücken, daß es schöner sein müsse, der Held eines französischen Duells zu sein, als selbst ein gekrönter und bescepterter Monarch.

Nachdem die allgemeine Aufregung ein wenig nachgelassen hatte, hielten die anwesenden Aerzte eine Massenversammlung ab, deren Zweck eine Consultation über die Verletzungen war, welche ich erlitten hatte. Nach einer halben Stunde kamen sie zu dem Schluß, daß dieselben bei guter Pflege und gewissenhafter Behandlung nicht unbedingt tödtlich seien. Am ernstlichsten waren die innern Beschädigungen, welche ich davongetragen hatte, was sich freilich erst herausstellte, als ich nach Paris zurückgekehrt war und meinen eignen Arzt hatte rufen lassen, welcher die Entdeckung machte, daß von den drei Rippen, die mir Herr Gambetta gebrochen, eine den linken Lungenflügel durchbohrt habe, und daß es sehr zweifelhaft sei, ob sie jemals lernen würde, die ihr von der Natur angewiesenen Functionen an einer so ungewohnten Stelle auszuüben. Auf dem Duellplatz selbst hatte man sich begnügt, mir den an zwei Stellen gebrochnen rechten Arm in einen Nothverband zu legen, das verrenkte linke Knie wieder einzurichten, und die aus meiner Nase schießenden Blutströme, von denen auch mein Gegensekundant bei seiner Umarmung auf das Reichlichste profitirt hatte, zu stillen. Obgleich mir bei dem Allen einige Male das Bewußtsein verging, fühlte ich mich doch unwillkürlich durch das allgemeine Interesse, welches

Digitized by Google

ich einflößte, gerührt, und das stolze Bewußtsein, der erste und einzige Mann zu sein, welcher seit Jahren bei einem französischen Duell ordentlich verwundet worden war, gab mir Kräfte, alle Schmerzen siegreich zu überstehn.

Seitdem gehe ich langsam der Genesung entgegen, obgleich ich noch heute nicht so weit bin, diese harmlosen, aber wahrhaften Aufzeichnungen niederzuschreiben. Ich muß sie dictiren. Im Uebrigen bin ich von Aufmerksamkeiten erdrückt worden. Selbstredend ist auch das Kreuz der Ehrenlegion nicht ausgeblieben, — wer entgeht demselben im derzeitigen republikanischen Frankreich?

Und doch habe ich mir eine Lehre aus meinem Antheil an dem großen Gambetta-Fourtou-Duell gezogen. Ich werde nie zurückschrecken, vor einem französischen Duellanten zu stehn, — hinter einen aber soll mich keine Gewalt der Erde mehr bekommen!

Rosamunde.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse.*)

„Als aber Chlodosinda, die Gemahlin Alboins, gestorben war, nahm er eine andere zum Weibe, deren Vater er kurze Zeit zuvor getödtet hatte. Deshalb hatte sie immer einen Groll gegen ihren Gemahl und erwartete nur eine günstige Gelegenheit, um das Unrecht, das ihr Vater erlitten, zu rächen. So geschah es, daß sie auf einen von Alboins Leuten ihr Auge warf nnd ihren Gemahl durch Gift umbrachte. Als er aber todt war, ging sie mit jenem Diener von dannen. Sie wurden jedoch ergriffen und beide getödtet. Die Longobarden setzten darauf einen andern über sich zum König." — So erzählt Bischof Gregorius von Tours die Geschichte von Rosamunde. Dieselbe findet sich in größerer Ausführlichkeit in Paulus Diakonus.

Die dramatischen Bearbeitungen, welche dieser Stoff in allen Ländern gefunden hat, sind buchstäblich nach Dutzenden zu zählen. Die Chronologie des deutschen Theaters (1775) erwähnt eine „Rosamunde" von Johann Christian Krüger, geboren 1725, die 1763 erschienen ist, „wegen der allzugroßen Simplicität und wegen der schröcklichen Handlung aber auf dem Theater keine Wirkung hat thun wollen". In der Chronik des Burgtheaters finden wir ein Trauerspiel „Alboin", das den Hauptmann Pannasch zum Verfasser hat, im Jahre 1833 zum erstenmale gegeben worden ist und seiner Zeit einen großen Erfolg erzielt hat. Von neueren deutschen Dichtern haben Michaelis, Josef Weilen und noch andere den Stoff bearbeitet.

In Frankreich begegnen wir schon im Jahre 1608 einer Tragödie „Alboin ou la vengeance trahie" von Chretien Sieur des Croix; im Jahre 1609 einer Tragödie „Alboin" von Billard de Courgenay; im Jahre 1651 der Tragödie „Rosemonde" von Balthasar Baro. Auch in diesem Jahrhundert hat der Rosamundenstoff einen französischen Tragödiendichter aus der Schaar der Neo-Klassiker, einen der Ponsardisten: Latour de St. Ybars, Bouilhet oder einen ihrer Glaubensgenossen zu einer Tragödie begeistert, die trotz der Mitwirkung der Rachel in der Titelrolle keinen Erfolg erzielen konnte. Einige schöne Verse aus dieser letzteren Dichtung sind mir im Gedächtniß haften geblieben, so z. B. die folgenden aus dem Monologe der Rosamunde, nachdem sie bei dem Festgelage auf Alboins Geheiß aus dem Schädel ihres Vaters hatte trinken müssen:

„O mon père chérie, dans ce foyer divin,
Où ton âme vivait, ils ont versé du vin!"

Die Tragödie gab zu einem sehr witzigen und boshaften Epigramm Veranlassung:

„Pourquoi donc nommes-tu ta pièce *Rosemonde?*
On n'y voit point de *rose*, on n'y voit point de *monde.*"

Klein zählt in seiner „Geschichte des italienischen Dramas" die zahlreichen Bearbeitungen auf, die derselbe Stoff in Italien gefunden hat, unter denen die Tragödie „Rosmunda" von Alfieri weitaus die bekannteste ist.

*) Leipzig 1878, S. Hirzel.

Diese Notizen machen natürlich auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch. Sie sollen nur darthun, wie verlockend die Geschichte von Alboin und Rosamunde für die dramatischen Dichter aller Zeiten und aller Länder gewesen ist.

Heinrich Kruse hat schon durch seine früheren Dramen, wie „Brutus", „Wullenweber", „Moritz von Sachsen", „Erich", „Marino Faliero" ꝛc. bekundet, daß er auf die Neuheit des Stoffes, den er für seine dramatischen Dichtungen wählt, gar keinen Werth legt, und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob schon ein Anderer oder auch viele Andere vor ihm denselben Gegenstand behandelt haben. Das „Was" kommt bei ihm nicht in Betracht, er kümmert sich nur um das „Wie"; und er darf bei seiner starken dichterischen Individualität sich darauf verlassen, daß seine Behandlung doch immer eine eigenartige sein und daß er der alten und schon oft dagewesenen Handlung doch neue Seiten abgewinnen wird. Von den mir bekannten Bearbeitern hält Kruse die geschichtliche Ueberlieferung am treusten fest. Daß er den Mörder in ein intimes Verhältniß zum Könige bringt, also nicht den ersten besten feilen Raufbold, der von der Königin einfach gedungen wird, sondern einen dem Könige treu ergebenen, seinen Herrn liebenden und verehrenden Diener, den Schwertträger, zum Vollstrecker von Rosamundens Rache gewählt hat, ist ein feiner poetischer Zug. Es kann nicht in Betracht kommen, ob der Dichter Alboin in Pavia, wie es Kruse will, oder in Verona, wo leichtgläubigen Reisenden noch heute der Schauplatz der Tragödie gezeigt wird, ermorden läßt.

Bei Kruse verläuft die Handlung so: Alboin hält seinen Einzug in Pavia, das ihm drei Jahre lang getrotzt hat. Während der Beschwerden des rauhen Feldzuges hat Alboin, ein Krieger vom Scheitel bis zur Sohle, der zu Minne- und Frauendienst nicht taugt, der aber, wie der Dichter mit großer Kunst durchblicken läßt, in der rauhen Brust ein warmes, liebendes, ja zärtliches Herz birgt, sein Weib Rosamunde stark vernachlässigt. Die Ehe ist überhaupt niemals eine freundliche gewesen. Alboin hat an der Tochter des von ihm besiegten und getödteten Gepidenkönigs Kunimund Gefallen gefunden und Rosamunden, ohne sich um deren Gefühle sonderlich zu kümmern, einfach zum Weibe genommen. Während des Krieges hat er Helmichis, seinen Milchbruder, zum Dienste der Königin beordert, und dieser, ein ehrgeiziger, herzloser, verweichlichter, aber nicht feiger Mensch, von dem der Dichter sagt:

„Sieh grad' ihn an, er hält den Blick nicht aus.
Er lauert und beachtet Andre stets,
Er selbst jedoch will unbeachtet bleiben
Und öffnet halb die Augenlider nur —"

dieser Helmichis hat die günstige Gelegenheit wahrgenommen, um sich durch Schmeicheleien und Liebedienerei in das Vertrauen und in die Gunst seiner Herrin einzuschleichen. Das verhindert jedoch Helmichis durchaus nicht, mit der ersten Dienerin seiner Herrin, der leichtfertigen Griechin Euphrosyne, ein zärtliches Liebesverhältniß anzuknüpfen, das, nach gewissen Andeutungen zu schließen, einen hohen Grad von Intimität erreicht haben muß.

Die Königin, Helmichis und diese Griechin Euphrosine bilden in dem Drama die eine Gruppe: sie sind die Vertreter der feineren Cultur, der höheren Bildung, aber auch die der Verweichlichung und der Ausländerei. In schroffem Gegensatze zu diesen steht der König Alboin, sein Schwertträger Peredeo und Anna, eine deutsche Dienerin der Rosamunde; ungeschlachte, biderbe, täppische, aber ehrliche und sympathische Deutsche. Alboin ist der vierschrötige Barbar im edeln Sinne des Wortes, eine Gestalt, die etwas an Matho in Flauberts „Salammbô" erinnert. Alboin ist wankelmüthig:

„In diesem Augenblicke tritt der Schaum
Dem König vor den Mund in seinem Zorn,
Im nächsten lacht er."

An einer andern Stelle heißt es:

„Er ist die baare, ungeheure Kraft;"

und Anna sagt von ihm, indem sie der Königin gedenkt:

Digitized by Google

„Wenn sie in seiner rauhen Heldenbrust
Nur so wie ich sein frommes Herz erblickte!"

Diese Anna selbst, die verkörperte Geradheit und Treue, ist vielleicht die sympathischste Gestalt der ganzen Dichtung; nächst dieser der Schwertträger Peredeo, ein Mann von deutscher Bärenhaftigkeit,

„.... so einer, der sich in den Schnee wirft
Und schnarcht, als schlief er auf der Bärenhaut,
Und den, der untern Kopf sich einen Schneeball
Als Kissen hinlegt, einen Weichling schilt."

Seltsam! — Dieser gerade, starke, deutsche Barbar läßt sich von den Reizen der hübschen und koketten Griechin fangen und geräth dadurch in einen wunderlichen Widerspruch mit seinem innersten Wesen.

Alles das ist im ersten Act treffend, sicher und klar exponirt. Nirgends ein verzagtes Tasten, überall ein herzhaftes und sicheres Zugreifen.

Im zweiten Acte feiert Alboin mit einem festlichen Gelage den Sieg über die Stadt. Die launische und eigensinnige Königin, die sich überlegen glaubt, mißachtet das Gebot des Königs, bei diesem Feste zu erscheinen. Erst nach den wiederholten dringlichen Befehlen ihres Herrn wird sie endlich durch Helmichis dazu bestimmt, an des Königs Seite sich niederzulassen. Bei diesem scenisch sehr geschickt ausgeführten Gelage, von dem wir Zuschauer nur die eine entscheidende Scene sehen, zwingt nun der durch den Widerspruch gereizte, durch den Wein und Lärm erhitzte König Rosamunden, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Die Scene ist vortrefflich. Sobald Rosamunde den verhängnißvollen Trunk gethan, wird Alboin ernüchtert. Der Umschwung in der Stimmung des Königs ist mit wahrer dichterischer Empfindung und Feinheit geschildert.

Am bedeutendsten aber ist unstreitig der dritte Act in seinem ersten Theile, den ich überhaupt für das Beste halte, was Kruse bisher geschrieben hat. Die ersten Scenen sind rührend, einfach, tief und wahr und von einer schlichten Großartigkeit im Ausdruck, die die tiefste Wirkung ausübt. Zwar möchte ich einige Kleinigkeiten, wenn die imponirende Rauhheit des Helden zur Rohheit überschlägt, beseitigt sehen, aber im Ganzen ist das Zwiegespräch zwischen Alboin und seiner alten Freundin Anna ganz meisterlich. Es sind zwei echte sympathische Menschen, die zu uns reden. Der König bereut seinen Gewaltstreich; er ist ziemlich wortkarg, aber was er sagt, ist so gemüthlich, so herzlich, so innig, daß man ihm Alles vergibt. Es gehört eine nicht gewöhnliche dichterische Kraft dazu, um es zu Wege zu bringen, daß wir Alboin, nachdem er die bestialische Forderung durchgesetzt hat, nicht blos lieb behalten, sondern daß die Sympathie für ihn sich nun noch steigert; und es ist kein Mitleid, das er uns einflößt, keine weichherzige Regung, es ist eine starke herzliche Zuneigung, zu der er uns zwingt. Die Art, in der Alboin das Verzeihen seiner aufs Aeußerste gekränkten und beleidigten Gattin anfleht, ist in ihrer kunstlosen Geradheit wahrhaft ergreifend. Kruse besitzt wie Wenige die Gabe des menschlichen Erfassens und Empfindens, und der richtigste Ausdruck steht ihm zu Gebote; er hat den dichterischen Muth der Schlichtheit. Man höre, wie Alboin seiner Frau naht:

„Ich habe dich gekränkt!
Es war nicht vorbedacht. Laß dich versöhnen!
(Er küßt sie auf die Stirn.)
So wie nach einem schwelgerischen Mahl
Man schwer und angstvoll träumt, so denke dir,
Du hättest so entsetzlich nur geträumt.
Die Nacht verschlinge, was die Nacht gebar.
Ich bin dein Gatte, Rosamund, verzeih!
Mein Wort ist nicht genug? Wohlan, es sei!
(Er beugt ein Knie vor Rosamunde.)
Ich fleh' um dein Verzeihen! — Rosamunde,
Steh nicht so vor mir, wie ein Heil'genbild! —
Ich hörte selbst von Heiligen aus Stein,
Sie hätten sich zu brünstig Flehenden
Herabgeneigt, sie gnädig aufgehoben —
Der Stein nahm Leben an, du scheinst entseelt.

Rosamunde.
Ist jemals eine Frau wie ich beleidigt?

Alboin.
Hat sich ein Herrscher je wie ich erniedrigt?"

Und zum Schluß versucht es Alboin noch einmal, seine kalte Gattin zu erwärmen:

„Mir ist, als stieß ich mit der Zunge an,
Sobald ich lange Reden halten soll;
Ich möcht' am liebsten nur durch Thaten sprechen;
Denn Worte sind nur Wind. Sieh, Rosamunde —
Der arme Schädel ist begraben worden;
So laß uns alle alte Schuld begraben.
Laß uns ein neues Leben führen! Komm!
(Er streckt die Arme nach ihr aus.)
Einträchtig — Komm!
(Er wendet sich und geht. Die Königin geht ihm ein paar Schritt nach, hält aber inne.)
Rosamunde (vor sich hin).
Fast wär' ich schwach gewesen."

Bis hierher sind wir dem Dichter willig gefolgt, haben uns weidlich an ihm erfreut und sind nirgends durch eine Ungehörigkeit oder Unwahrscheinlichkeit stutzig gemacht worden. Nun aber macht es uns der Dichter schwerer, seiner Führung uns blindlings anzuvertrauen. Jetzt weicht Kruse von der Einfachheit ab und ersinnt Combinationen, auf die wir nicht ohne starke Bedenken eingehen können.

Da es Alboin nicht gelungen ist, seine Frau zu versöhnen, so schließt sich Rosamunde nun vollends an Helmichis an, dem sie das Werk ihrer Rache anvertrauen will, und der zum Lohne ihre Hand empfangen soll. Helmichis ist dazu auch bereit. Es fehlt ihm keineswegs an Muth, die That zu vollführen, aber der Ehrgeiz widerräth ihm, selbst Hand an Alboin zu legen.

„Wer seine Krone tragen will, der darf
Ihn nicht ermordet haben, das ist klar!"

Ein Dritter muß daher das Schlächterwerk für ihn erledigen. Und dieser soll Peredeo sein! Es versteht sich, daß es ganz verschmitzter Mittel bedarf, um diesen Treusten der Treuen dazu zu bewegen, seinen geliebten Herrn zu verrathen und zu tödten. Die Liebe soll Peredeo ins Verderben locken. Man erinnert sich, daß Peredeo an den Reizen der Griechin zu großes Gefallen gefunden hat, und daß Euphrosyne ihrerseits dem schönen und verführerischen Helmichis ganz ergeben war. Durch Helmichis und die Königin, die ihre Majestät ganz vergißt, wird also Euphrosyne darauf abgerichtet, Peredeo einzufangen und ihn zum Rüstzeug der Rache gefügig zu machen. In einer ziemlich gewagten und höchst unerfreulichen Scene entledigt sich Euphrosyne ihres Auftrags, dem deutschen Tölpel den Kopf zu verdrehen und sein ganzes Wesen zu wandeln. Es wird eine ganz kaufmännische Verabredung getroffen: Zug um Zug. Euphrosyne verspricht ihm Alles, was er verlangen kann; dagegen muß sich Peredeo, den die Liebe ganz verrückt gemacht hat und von dem Kruse in einem sehr kräftigen Bilde sagt:

„Er liebt nun gleich des Waldes Auerhahn,
Der auf der Fichte sitzt und girrt und balzt,
Bis Sehn und Hören ihm vergangen ist,
Und so die sichre Beute wird des Jägers,
Der seine Kunst versteht; —"

Peredeo muß sich verpflichten, Alles zu thun, was Euphrosyne will; als diese jedoch die bekannte Kleinigkeit fordert: die Ermordung seines Herrn, geht ihm der Spaß denn doch zu weit. Er nimmt sein Wort zurück und verzichtet auf den Lohn, um die That nicht zu begehen.

Die Mittel des verschlagenen Helmichis sind damit aber noch nicht erschöpft. Bei den Longobarden ist es strengste Satzung, daß Niemand die Königin berühren darf. Wer sich dieses Frevels schuldig macht, hat das Leben verwirkt. Darauf baut Helmichis seinen Plan. Er eilt also Peredeo nach, beschwichtigt ihn, lügt ihm vor, daß er mißverstanden habe, daß Euphrosyne ihn zärtlich liebe, und ladet ihn zu einer Schäferstunde mit der Griechin

Digitized by Google

um Mitternacht. Der Gimpel geht auf den Leim, betritt liebeschmachtend das ihm bezeichnete Zimmer und stürzt dort auf die weibliche Gestalt — die Königin, die es nicht verschmäht, die höchst unwürdige Rolle in diesem Possenspiel zu übernehmen. Die Sache wird theatralisch um so gefährlicher, als uns in der einen Scene das Programm mitgetheilt und in der folgenden die Ausführung veranschaulicht wird.

Man erräth den Fortgang. Die Königin, die sich in geheuchelter Empörung dem Ungestüm des verliebten Deutschen entzogen hat, fordert von dem Schuldigen Rechenschaft für die ihr angethane Schmach. Was die Liebe nicht vermocht hat, bringt nun die Furcht zu Wege. Der brave Peredeo, den wir so lieb gewonnen hatten, wird zum Mörder um den Preis, sich sein elendes Leben zu erhalten.

Dieser zweite Theil des dritten Actes steht hinter dem in jeder Weise hervorragenden ersten weit zurück. Das Grausige wird hier mit einer Kindlichkeit, mit einer Nüchternheit betrieben, die sehr abstoßend wirken. Die Berathung über das regelrechte Abschlachten des Menschenopfers ist immer an sich schon widerwärtig. Shakespeare hat im „Cäsar" wenigstens die Weiber aus dem Spiele gelassen; hier aber, wo das weibliche Element nicht auszuscheiden war, wird Alles kleinlich und erbärmlich abgekartet. Wenn Rosamunde selbst den Stahl gegen den verhaßten Gatten, den Schänder der Leiche ihres Vaters, zückte, wenn sie ihn im Schlafe erwürgte oder ihm in den Wein Gift mischte, ja selbst, wenn sie sich eines Anderen als Werkzeugs bediente, meinetwegen des Helmichis, der aus Ehrgeiz, aus Liebe oder sonst einem starken Motive sich mit Leib und Seele ihrer Rache weihte — dann würden wir sie begreifen, und sie brauchte ihrem Heldenthum darum nicht zu entsagen. Der blutlechzende unversöhnliche Zorn der Tochter könnte sogar etwas Großartiges haben, das uns zu erschüttern vermöchte. Diese Rosamunde aber, die sich zu einem frivolen Mummenschanze hergibt, die vor dem Knechte die Komödie der Entrüstung spielt, und sich einen Widerwilligen zum Mörder durch verschmitzte Mittel sozusagen erst abrichtet, ist unaussprechlich unweiblich und abstoßend.

Es ist schwer abzusehen, weshalb sich Kruse die Aufgabe so erschwert hat. Rosamunde hört von nun an auf, wahrhaft zu interessiren und nachdem Alboin gefallen und Peredeo, der sich uns entfremdet, sich selbst den Tod gegeben hat, bleiben für die letzten Acte nur noch antipathische Wesen übrig, denen es nicht mehr gelingen will, unsre volle Theilnahme zu erwecken. Ich will gern zugeben, daß auch in diesem letzten Acte noch vielerlei sehr Schönes zu finden ist, daß der Selbstmord des Peredeo dichterisch bedeutend, die Wandlung in Helmichis, der, sobald er Herr geworden ist, seine erbärmliche Natur mit cynischer Offenheit hervorkehrt und seine Schuldgenossin und Gattin, Rosamunde, unmenschlich mißhandelt, mit großer Kunst geschildert, die Ueberlistung des Cultur-Parvenus Helmichis durch den griechischen Exarchen vortrefflich ist; aber wir können es nicht vergessen, daß Alboin die Seele des Stückes ist, und sobald Alboin getödtet, führt das Drama selbst nur noch ein Scheinleben, und alle Anstrengungen des Dichters vermögen nicht mehr, das Entseelte neu zu beleben.

Aber wie dem auch sei — jedenfalls enthält das Drama so viel Werthvolles und Bedeutendes, daß eine unsrer großen Bühnen zum mindesten den Versuch der Aufführung machen sollte, der, wenn sich der Dichter zu einigen Concessionen verstehen würde, wenn er namentlich Rosamunden nicht zu der unwürdigen Rolle verurtheilte, Peredeo zu ködern, und wenn er nach Alboins Tode in beschleunigterem Tempo dem Ausgange zueilen wollte, voraussichtlich gelingen würde. Dadurch würde meines Erachtens die Bühnenwirkung des Ganzen gerettet werden, wie sie für Einzelheiten als zweifellos durchschlagend bezeichnet werden kann.

„Rosamunde" hat in der Art der Behandlung mit den früheren Kruse'schen Dramen eine starke Familienähnlichkeit. Es ist dieselbe Gesundheit in der Diction, es sind dieselben anschaulichen, treffenden Bilder, die zumeist den gewöhnlichsten Vorgängen des täglichen Lebens entnommen sind; es sind dieselben gehaltvollen und packenden Sentenzen. Man braucht das Buch nur aufs Gerathewohl aufzuschlagen:

„Wer sein Gewand vergißt, darf sich nicht wundern,
Wenn Motten darin nisten."

*

„Ach, Andre zu erheitern, Helmichis,
Ist wohl das traurigste Geschäft auf Erden!"

*

„ . . . . . Es soll der Mann sein Weib
Auch nicht mit einem Blüthenzweige schlagen."

*

„Man lernt, je länger in der Welt man lebt,
Je mehr der Redlichkeit und Treue Schimmer
Hoch über allen Glanz des Kopfes setzen.
Unscheinbar sind sie, gleich den Nachtviolen:
Allein in dunkler Zeit, da duften sie."

*

„Verdacht sieht überall Verdächtiges."

Kruse geht niemals auf Stelzen, und auch für die Tragödie schnallt seine Muse den Kothurn nicht an. Er läßt sich auch durch die Tragik seiner Handlungen nicht dazu verleiten, anders zu sprechen, als ihm der Schnabel gewachsen ist, und seine Tragödien wirken gerade dadurch so menschlich, daß in ihnen vorwiegend der „Lustspielton" angeschlagen wird, wie man die ungeschraubte, ungesuchte und ungekünstelte Redeweise zu nennen pflegt. Ich wäre der Letzte, der ihn darum tadeln möchte.

Paul Lindau.

Ein Kreuzzug nach Stambul.

Von F. v. Weech.

(Schluß.)

Am 13. October wurden die Reisenden durch Fayk Pascha und den Director der ottomanischen Bank, v. Haas, im Palaste zu Tophané dem mächtigen und einflußreichen Staatsmanne vorgestellt und von diesem mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. „Das Aeußere Mahmouds" — sagt Herr v. Criegern — „ist imponirend; ein schöner, von dunklem Barte eingerahmter Kopf auf einem mächtigen Körper. Da Mahmoud das Französische zwar versteht, aber nicht spricht, so übernahm Fayk Pascha das Amt eines Dragomans. Mahmoud betonte vor Allem, daß er im Namen seines Schwagers, des Sultans, rede, und daß er den ausdrücklichen Auftrag habe, uns den allerhöchsten Dank für die Ueberbringung der Schwestern auszusprechen. Es liege nicht der geringste Zweifel vor, daß alle Schwierigkeiten schneller als wir selbst glaubten beseitigt sein würden, denn Se. Majestät nehme, ebenso wie auch er, das größte Interesse daran, daß die Schwestern den wirklichen Bedürfnissen und den Intentionen Ihrer Majestät der Königin entsprechend verwendet würden. Mit den Worten: „Von heute an ist Ihre Sache auch die meine," verließ der kaiserliche Schwager dieses Thema. Da man uns fort und fort versichert hatte, hauptsächlich an dem Widerstande dieses mächtigen Günstlings werde unsere Mission scheitern, so war unser Erstaunen, solche Worte aus seinem Munde zu hören, ein großes.

„Dieses Erstaunen wuchs aber noch, als Mahmoud, anstatt von gleichgültigen Dingen zu sprechen, uns ein ausführliches Exposé über die Lage der Dinge und des Krieges gab. Der Inhalt dessen, was er uns sagte, stand zu dem, was wir über ihn gehört hatten, wenigstens zum Theil in directem Widerspruche. Er hob zunächst hervor, daß der Sultan lebhaft bestrebt sei, ein wahrhaft liberales Regiment in der Türkei einzuführen. Freilich seien dabei gewaltige Hindernisse zu überwinden. Europa verkenne der Türkei gegenüber insofern seine Pflicht, als es dieses gewiß löbliche Bestreben nicht genügend unterstütze, sondern, wie der Verlauf der Conferenz besonders deutlich gezeigt habe, dem Reformwerke neue und unnöthige Schwierigkeiten in den Weg lege. Es wäre doch entschieden die Pflicht Europas gewesen,

Digitized by Google

dem Padischah Zeit zu lassen, die in der Verfassung enthaltenen heilsamen Reformen in ihrer vollen Ausdehnung zur Ausführung zu bringen. Hierin habe die einzige Möglichkeit einer friedlichen und gedeihlichen Lösung der orientalischen Frage gelegen; und lediglich die Verschmähung dieses Weges habe zu der gegenwärtigen unheilvollen Lage geführt. Ignatieff sei seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gewesen; er habe die Türkei für zu schwach und als zu einem energischen Widerstande nicht fähig angesehen, und darin habe er sich gewaltig getäuscht. Die Türkei sei widerstandsfähiger, als man glaube, und was da auch kommen möge: sie werde fortbestehen. Der gegenwärtige Krieg freilich sei eben so traurig als ungerecht. Die Türkei habe das Möglichste gethan, um ihn zu vermeiden. Das schlimme Loos der Bulgaren bedaure er aus ganzer Seele, die Verantwortlichkeit dafür trage Rußland allein. Im weiteren Verlaufe des Gespräches gab Mahmoud seiner tiefen Mißstimmung gegen Bismarck und gegen die Politik Deutschlands Ausdruck, da ersterer es in der Hand gehabt habe, den Krieg unmöglich zu machen. In der Hauptsache trat ein nicht geringer Haß gegen die gesammte europäische Diplomatie an den Tag, welcher damit begründet wurde, daß diese die Türkei mit schlecht verhehlter Verachtung behandle. Das wolle und werde sich diese nicht mehr gefallen lassen.

„Mahmoud ging hierbei von der Ansicht aus, daß die Diplomaten in den letzten 20 Jahren lediglich die Rollen unbequemer und phantastischer Vormünder gespielt hätten, bereit, Alles zu erschweren und zu verhindern, ohne irgendwie anregend und nutzbringend zu wirken. Mit den Verhältnissen im Orient fast ganz unbekannt, hätten sie nur einen Zweck verfolgt: den der gegenseitigen Intrigue, um Herren der Situation zu werden. Er sei der bestimmten Ueberzeugung, daß das System der europäischen Intervention für alle Zeit begraben sei."

Hiermit endete diese interessante Unterredung, bei welcher Herr von Criegern sich allerdings möglichst auf das Hören beschränkte. Die Ansichten Mahmoud Damads entsprachen der allgemeinen Stimmung, wie sie sich den Reisenden mehrfach kund gethan hatte, namentlich auch die Anschauung von der türkenfeindlichen Haltung Deutschlands. Einmal richtete man die ganz directe Frage an sie: „Wann wird endlich Deutschland Frieden machen?"

Die Folgen der Protection, welche Mahmoud Damad den Bestrebungen des sächsischen Abgeordneten zuwandte, ließen nicht lange auf sich warten. Der Sultan befahl, sämmtliche Schwestern in seinem im Palais zu Tscheragan errichteten Privatlazarethe unterzubringen und am Sonntag den 14. October fand ihre Uebersiedelung von dem deutschen Hospitale zu Pera nach Tscheragan in feierlichem Aufzuge statt. Herr v. Criegern und seine Begleiter wie die Schwestern fuhren in fünf kaiserlichen Wagen, vor denen die Wachen ins Gewehr traten, und auf den Straßen versammelte sich eine große Volksmenge, um das seltene Schauspiel zu sehen. In Tscheragan aber stellte sich bald heraus, daß dort nur 41 Verwundete und darunter sogar mehrere Reconvalescenten sich befänden, und daß daher die beabsichtigte Entfaltung von Pflegekräften dort sehr wenig am Platze sei. Die türkischen Herren waren nicht wenig erstaunt, als Herr v. Criegern mit großer Entschiedenheit auf diesen Sachverhalt hinwies und um anderweite Verwendung eines Theiles der Schwestern bat. Es bedurfte directer Schritte im Palais zu Yildis-Kiosk, der Residenz des Sultans, bei dessen erstem Secretär Said Pascha und bei dem ersten Leibarzte Dr. Marzoyény, um die Erfüllung dieser Bitte zu erreichen.

Die Albertinerinnen wurden endlich am 29. October dem Lazarethe des Pascha-Daïressi zu Beglerbeg zugewiesen, von den barmherzigen Schwestern zwei in Tscheragan belassen, die sechs übrigen aber anfangs in den Militärlazarethen zu Kumisu und Taschkiplar, vom December aber in der Baracke des Dr. von Mundy zu Gulhané verwendet.

Mit ihren Leistungen war man überall außerordentlich zufrieden, sie wurden vom Sultan decorirt, von den Aerzten amtlich belobt, insbesondere aber auch durch die dankbare Gesinnung ihrer Pflegebefohlenen belohnt. Die Albertinerinnen in Beglerbeg erhielten sogar eine von 68 Verwundeten unterschriebene und untersiegelte Dankadresse. Gewisser, auch in Deutschland lautgewordener Befürchtungen gegenüber betont Herr v. Criegern, daß nie eine Scene vorgekommen sei, welche geeignet gewesen, die Schwestern in Verlegenheit zu bringen oder denselben peinlich zu sein.

Dennoch fand das Beispiel der deutschen Pflegerinnen keine Nachahmung in Constantinopel. Die türkischen Damen beschränkten nach wie vor, trotz aller Bewunderung, welche sie den deutschen Schwestern zollten, ihre Thätigkeit für die Verwundeten auf Veranstaltung von Sammlungen, Bazars, Lotterien u. dgl.

Dagegen hebt Herr v. Criegern die hervorragenden Leistungen französischer Schwestern sowie der Lady Strangford und der Frau von Rosen aus Wien auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege rühmend hervor.

Es ist schon oben erwähnt, daß unter dem Zeichen des rothen Halbmondes mehrere Gesellschaften oder Vereine in der Türkei auf diesem Gebiete eine sehr erfolgreiche Thätigkeit ausübten. Indem Herr v. Criegern über diese Thätigkeit berichtet, gibt er eingehende Mittheilungen über die freiwillige Krankenpflege überhaupt und über deren Zusammenhang mit der Genfer Convention, Mittheilungen, an welche sich weiterhin sehr schätzenswerthe Erörterungen über das officielle Kriegssanitätswesen der Türkei anschließen.

Es gereicht uns dabei zu besonderer Genugthuung, diesen Mittheilungen die Anerkennung der außerordentlichen Verdienste eines Mannes zu entnehmen, der seit langen Jahren in den zahlreichen Kriegen, an denen er als Vertreter des rothen Kreuzes Theil genommen, Bedeutendes geleistet hat, trotzdem aber dem Loose nicht entgangen ist, geschmäht, ja verleumdet zu werden, des Dr. J. v. Mundy, von dem unser Gewährsmann feststellt, daß er auch im russisch-türkischen Kriege nicht nur Geschick und Energie, sondern auch eine seltene Selbstverleugnung bewährt habe, wofür ihm die Türkei jedenfalls großen Dank schuldig sei.

Es ist ein ganz entschiedenes Verdienst des vorliegenden Buches und sichert ihm einen das Interesse des Augenblickes weit überdauernden Werth, daß der Verfasser sich nicht damit begnügte, uns von seinen Wanderungen durch die Straßen von Constantinopel zu unterhalten und über den Ausfall seiner humanitären Bestrebungen Rechenschaft zu geben, sondern daß er in eingehender Weise über die politischen, militärischen und socialen Zustände der Türkei sich verbreitet. Er hat sich zu diesem Zwecke mit der vorhandenen Literatur gründlich vertraut gemacht und zieht da und dort die belehrenden Aussprüche anderer Autoren zur Erläuterung und Ergänzung seiner Angaben heran. In der Hauptsache aber gibt er uns die Ergebnisse eigener Beobachtung und Erkundigung. Und dabei fällt es sehr zum Vortheile des Buches ins Gewicht, daß der Verfasser die Dinge, die er sieht und hört, betrachtet und beurtheilt als erfahrener, kenntnißreicher Verwaltungsbeamter, dessen Urtheil geschärft und berichtigt wird durch den hohen Grad allgemeiner Bildung, als dessen Besitzer er sich auf jeder Seite erweist. Hiernach läßt sich ermessen, wie interessant und werthvoll die Abschnitte seines Buches über die ottomanische Armee, über Sitten und Charakter der Türken, über das öffentliche Leben, Gesellschaft, Erziehung, Presse, über das Beamtenthum, die Verwaltung, das Steuersystem u. s. w., endlich über die türkischen Frauen sind. Auch die — wenngleich nur mit großer Reserve vorgetragenen — politischen Reflexionen des Verfassers zeichnen sich durch klare und unparteiische Erwägung der gegebenen Verhältnisse und durch eine sehr wohlthuende Objectivität des Urtheils aus.

Möge es zum Schlusse gestattet sein, noch besonders auf eines der interessantesten Kapitel des v. Criegern'schen „Kreuzzuges" zurückzukommen.

In die Tage, welche Herr v. Criegern und Dr. Koppel in Constantinopel zubrachten, fiel das Beiramsfest und die Reisenden erhielten durch den Großvezier im Namen des Sultans eine Einladung, der an diesem Festtage stattfindenden großen Cour im Palaste zu Dolmabagdsche beizuwohnen. Hocherfreut über diese Einladung, begriffen sie doch erst dann die ganze Bedeutung und Tragweite der ihnen durch dieselbe erwiesenen

Digitized by Google

Auszeichnung, als ihnen von erstaunten Freunden mitgetheilt wurde, daß das diplomatische Corps von der Theilnahme an diesem nationalen Feste ausgeschlossen sei und daß überhaupt noch kein Europäer der Ceremonie des Handkusses am Beiramfeste beigewohnt habe.

Schon Morgens ½6 Uhr wurden sie geweckt, um, in Begleitung eines Beamten aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zunächst dem feierlichen Zuge des Sultans nach der großen Achmedmoschee beizuwohnen, welcher den schon häufig beschriebenen programmgemäßen Verlauf nahm. Die Erscheinung des Sultans war auffallend genug: inmitten der Paschas und anderen Großen des Reiches, deren Uniformen von Gold strotzten, war er allein in einfacher, schwarzer Kleidung; ein schwarzer Rock mit Stehkragen, wie er von den Türken, welche die fränkische Tracht angenommen haben, gleichsam als officielles Kleid getragen wird (die sogenannte Stambuline) umschloß seinen Oberkörper. Kein Ordensstern glänzte an seiner Brust, nur am Halse erstrahlte eine Brillantagraffe, während an seiner Seite ein Säbel in goldener, mit Brillanten und Rubinen besetzter Scheide hing. „Sultan Abdul-Hamid Chan" — schreibt v. Criegern — „hat ein ernstes, bleiches, von tiefschwarzem Vollbarte umrahmtes Gesicht, dunkle Augen mit melancholischem Ausdrucke; allein von Schlaffheit und Entnervung, wovon immer gefabelt wird, ist keine Spur zu entdecken. Der Ausdruck des Gesichtes zeigte vielmehr eine gewissermaßen verächtliche und herausfordernde Gleichgültigkeit; keinen Gruß, keinen jubelnden Zuruf auch nur mit einem Neigen des Kopfes oder einer dankenden Handbewegung erwidernd, ritt er schweigend, ja ich möchte sagen starr und die Menge gar nicht bemerkend, durch die als Spalier aufgestellten Truppen."

Als der Sultan in die Moschee eingetreten war, wurden unsere Reisenden nach Dolmabagdsche geleitet, wo sich der zweite Act des Festes abspielen sollte. Sie erhielten ihren Platz in einer Tribüne des Thronsaales, gerade dem Throne des Sultans gegenüber. „Der Thronsaal, dessen Besichtigung Fremden nicht gestattet wird, ist ein Kuppelbau, dessen Fenster theils nach dem Meere, theils nach dem Garten gehen. Die Wände sind von Stuckmarmor, die Kuppel ist in ziemlich schreienden Farben gemalt, an den vier Seiten des länglichen Vierecks befinden sich riesige Kamine mit goldenen Gittern, über denselben Mosaikspiegel aus buntfarbigen Gläsern zusammengesetzt: von der Decke herab hängt jener Krystall-Kronleuchter von 10,000 Flammen, welcher seiner Zeit auf der Pariser Industrieausstellung allgemeines Aufsehen erregte. Kostbare bunte Teppiche bedecken den Boden, auf den Kamintischen stehen prachtvolle japanesische Vasen und alte Boule-Uhren; acht Spiegel, die vom Fußboden bis zur Kuppel reichen, spiegeln diese Pracht wieder, freilich eine Pracht, die nur auf den äußeren Schein berechnet ist: geschmacklos, unschön, nicht solid, Stuck und bemalte Leinwand.

„In der Mitte dieses Saales steht auf einem kostbaren Teppiche der Thron, seiner äußern Form nach einer mit Goldbrocat überzogenen und mit Perlen und Steinen geschmückten Bank oder Lagerstätte ähnlich. Eine goldglänzende, ebenfalls mit Perlen und Edelsteinen gestickte Schärpe, der sogenannte Ihram, hängt über die Seitenlehnen herab."

Obwohl nur Personen vom höchsten Range anwesend waren, betrug die Zahl derer, die nach und nach im Saale Aufstellung nahmen, dennoch mindestens 500. Alles harrte, der Hofetikette gemäß in feierlicher Stille, der Ankunft des Padischah. Bei seinem Eintritte wurde derselbe durch ein furchtbar gellendes Geschrei der Anwesenden: „La ilah, il allah, va Mahomed rasul Allah" empfangen.

Hierauf schritt der Scheich ul Islam dem Beherrscher der Gläubigen bis in die Mitte des Saales entgegen und reichte ihm die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll küßte. Beide blieben einige Augenblicke in stillem Gebete versunken stehen, dann aber sang oder schrie der Scheich mit näselnder Stimme ein kurzes Gebet, welches von der ganzen Masse der anwesenden Ulemas unisono wiederholt wurde. Ein wahrer Höllenspektakel! Nunmehr ließ die Musik ihre Weisen, meist aus italienischen Opern, ertönen, und der Sultan stellte sich vor den Thron an dessen rechte Seite der Oberkammerherr hervortrat, den Ihram mit beiden Händen emporhaltend. Es begann nun die Ceremonie des Handkusses, bei welcher freilich vom Küssen der Hand nicht die Rede ist. Dieselbe verläuft vielmehr in folgender Weise: Die Würdenträger nahen sich einzeln, in langer Reihe und demüthig gebeugter Haltung dem Throne, den rechten Arm als Zeichen der Unterthänigkeit über die Brust gelegt. In die Nähe des Herrschers gelangt greift ein Jeder mit der rechten Hand zur Erde, führt dieselbe dann zur Brust, zum Munde und zur Stirn, um hierdurch symbolisch die volle Ergebenheit mit Herz, Mund und Sinnen auszudrücken. Dann, einige Schritte vortretend, ergreift er den Ihram, drückt ihn ehrfurchtsvoll an die Stirn, küßt dessen äußerste Spitze und zieht sich in derselben Stellung, wie er gekommen, rückwärts schreitend zurück.

„Zuerst nahte sich der Großvezier Edhem Pascha. Diesem trat der Sultan mehrere Schritte lebhaft entgegen, reichte ihm die Hand und sprach einige Worte. Der Großvezier war der Einzige, an den der Sultan während der ganzen Ceremonie das Wort richtete. Dann folgten die Minister und Großwürdenträger des Palastes, deren ehrfurchtsvolle Grüße freundlich erwidert wurden. Auch bei der nächstfolgenden Kategorie der höchsten Beamten blieb der Sultan noch vor dem Throne stehen, allein nur Einzelne derselben, die sich besonderer Gunst erfreuten, wurden durch ein gnädiges Kopfnicken gegrüßt. Bei der Mehrzahl blickte der Sultan in kühler Gleichgültigkeit vor sich hin, über noch Andere sah er absichtlich und in einigermaßen demonstrativer Weise hinweg. Diese, im Bewußtsein der allerhöchsten Ungnade, bückten sich am tiefsten und drückten den Ihram mit ganz besonderer Inbrunst an die Lippen.

„Als die Spitzen vorüber waren und das grüne Band des Osmanieh gänzlich dem rothen des Medjidieh Platz gemacht hatte, setzte sich der Padischah auf den Thron, blickte vor sich nieder und würdigte die sich demüthig Nahenden keines Blickes mehr. Mitten in der Feierlichkeit erhob sich Se. Majestät plötzlich, verließ zu unserem größten Staunen den Saal und betrat ein Nebenzimmer, dessen Thüren offen stehen blieben. Wir hatten dadurch Gelegenheit zu bemerken, daß sich Se. Majestät eine Cigarette anbrannte. Als diese ausgeraucht war, setzte er sich wieder auf den Thron und das Geschäft nahm seinen ungestörten Fortgang.

„Einen noch originelleren Charakter trug der hierauf folgende Huldigungsact seitens der Geistlichkeit an sich. Derselbe wurde durch ein allgemeines Allahgeschrei eröffnet. Hierauf näherte sich der Scheich ul Islam, in einen langen, weißseidenen Kaftan gehüllt, auf dem Haupte einen weißen, mit grünem Tuche durchwundenen Turban, feierlichen Schrittes dem Throne. Auch der Padischah erhob sich und ging dem obersten Würdenträger der Kirche einige Schritte entgegen. In der Nähe des Sultans blieb der Scheich stehen und betete leise mit aufgehobenen Armen. Feierliche tiefe Stille lagerte sich über die Versammlung, bis wiederum der allgemeine Ruf: „La ilah il Allah, va Mahomed rasúl Allah" ertönte. Nunmehr kniete der Scheich nieder, um dem Chalifen den Fuß zu küssen, dieser zog ihn aber empor und küßte ihn auf den Mund unter dem Jubelrufe der ganzen Versammlung. Dieser Augenblick war entschieden der Gipfelpunkt des ganzen Festes.

„Es folgten nun Ulemas und Muftis in grünem Kaftan und Turban, dann solche in violetten und grauen Gewändern, den Schluß machten blaugekleidete. Jeder Einzelne kniete vor dem Sultan nieder, dessen linken Rockzipfel küssend. Nur wenn ein besonders alter, ehrwürdiger Greis oder ein sonst in hoher Gnade stehender Geistlicher sich nahte, nahm der Sultan den Rockzipfel in die Höhe, auf diese Weise den Küssungsversuch vereitelnd. Dies gilt als ein Beweis großer Bevorzugung.

„Zum Schlusse bringen sämmtliche Beamte, Officianten und Diener des Palastes bis zum letzten Thürhüter und Stallburschen herab dem Sultan in gleicher Weise ihren Beiramsglückwunsch dar."

Diesem Theile des Festes entzogen sich indeß unsere Reisenden durch die Flucht, die ihnen ein Adjutant ermöglichte, welcher sie in den Empfangssalon zurückgeleitete. Für das Diner, das sie, nach Erduldung dieser, obzwar sehr interessanten, den-

Digitized by Google

noch äußerst andauernden Strapazen, in dem gastfreien Hause des Dr. Kuhlmann einnahmen, fehlte es nicht an Erzählungsstoff.

Nach diesen Proben, denken wir, wird es nicht an solchen fehlen, die durch deren Mittheilung angeregt worden sind, das ganze Buch einer genaueren Durchsicht zu unterziehen. Wir legen es aus der Hand voll Anerkennung für den thatkräftigen und geistvollen Verfasser.

Aus der Hauptstadt.

Concert von Moritz Moszkowski.

Aus der großen Zahl der „Klaviervorträge" — um die von Hans von Bülow für seine hiesigen Concerte gewählte Bezeichnung zu gebrauchen — der gegenwärtigen Saison, haben nur wenige das Interesse sachmännischer Kreise in gleichem Maße für sich in Anspruch genommen, wie das von Herrn Moritz Moszkowski jüngst veranstaltete. Wird es Angesichts der in neuerer Zeit so außerordentlich vervollkommneten Methoden für den ausübenden Künstler immer schwerer und schwerer, sich durch die technische Stufe unter seinen Mitstrebenden bemerkbar zu machen, so gelangt noch ein erheblich kleinerer Bruchtheil dahin, seine specifische Veranlagung bis zu erkennbarer eigenartiger Individualität durchzuarbeiten und zum Ausdruck zu bringen. Und doch ist es diese fast ganz allein, die wir in unseren, von Routiniers aller Art überflutheten Concertsälen suchen. Die Beherrschung des Materials, ja sogar die objective Durchdringung des Darzustellenden sind Gemeingut Vieler geworden, aber nur einer bevorzugten Künstlernatur ist es gegeben, ein neues und interessantes Moment in das Vorgetragene hineinzulegen. Eine derartige Natur ist Moritz Moszkowski, denn nur einer solchen wird es gelingen, ein kunstverständiges Publicum mit verwöhnten Ansprüchen einen ganzen Abend hindurch zu fesseln und zwar in der Doppeleigenschaft des Klavierspielers und Componisten. Der erstere verfügt über einen nicht grade übermäßig kräftigen, jedoch überaus modulationsreichen, noch im Forte weichen und in den Figurationen ungewöhnlich pikanten Anschlag, sowie eine Technik, für die der Begriff der Schwierigkeit kaum vorhanden zu sein scheint. Herr Moszkowski spielte u. A. die Sonate in H-moll von Chopin, den „Feuerzauber" aus der „Walküre" im Arrangement von Joseph Rubinstein, die „Aufforderung zum Tanz" mit den Tausig'schen Arabesken und zwei Etüden von Chopin, deren eine, „Terzenetüde", bekanntlich als ein noli me tangere von den meisten Virtuosen betrachtet wird und meines Wissens seit dem Tode Tausigs von den Berliner Concertprogrammen verschwunden war. Diese Etüde, deren Doppelgriffpassagen der Vortragende in einem Tempo nahm, wie es fast die Grenze der Schnelligkeit bei einfachen Läufen zu bedeuten pflegt, bildete bezüglich der Wirkung den Höhepunkt des Abends. — Der Componist Moszkowski ergänzte das freundliche Bild, welches gelegentlich eines früheren Concertes an dieser Stelle von berufenerer Hand gezeichnet worden ist, zunächst durch vier neuere Klavierstücke in kleinerer Form, dann durch fünf Lieder für eine Singstimme. Von den ersteren interessirten eine Barcarole in A-moll und ein Walzer in A-dur in hohem Grade, wenn auch das Thema des Walzers die Erinnerung an das Schlußmotiv des bekannten danse macabre von Saint-Saëns wachrief; die beiden anderen, Menuett und Mazurka, wären wahrscheinlich durch ein minder beschleunigtes Tempo zu noch größerer Wirkung gelangt. Chamissos lyrischer Cyclus „Thränen", unter der veränderten Ueberschrift „Dolorosa", auch von dem beklagten Adolph Jensen componirt, lieferte Herrn Moszkowski die Unterlage für die fünf Lieder des Concerts. Sein Bestreben scheint in erster Linie darauf gerichtet gewesen zu sein, der dramatischen Seite der ergreifenden Gedichte gerecht zu werden. Daraus ergab sich der Fehler, wie ich glaube, daß der Schwerpunkt der Gesänge in den fast selbstständigen Klavierpart verlegt wurde, welchem die hin und wieder zu declamatorisch auftretende Singstimme mehr bei- als übergeordnet, wenn nicht gar untergeordnet scheint. Man merkt, daß der Componist gleichzeitig ein ausgezeichneter Klavierspieler ist, welcher in dieser Eigenschaft neben dem Sänger nicht vergessen sein will und interessirt sich für die Begleitung, besonders wenn sie so mustergültig wie an diesem Abend von dem Autor persönlich geleistet wird, nahezu mehr als für die Singstimme. Dennoch kommt die Melodie vielfach zu ihrem Rechte und steigert sich in Nr. 2 und insbesondere in Nr. 4, „Denke, denke mein Geliebter", zu starker Intensität. Die Gesammtwirkung der Lieder litt übrigens durch eine zufällige Indisposition der talentvollen Vortragenden. — Im Großen und Ganzen war der Eindruck des Abends ein vortrefflicher: er entließ die älteren Freunde des reichbegabten Künstlers als noch treuere und warb ihm neue unter den unbefangenen Hörern.

Julius Hagen.

Notizen.

Die nordschleswigsche Frage ist aus der Welt geschafft, zum offenbaren Gewinnst Deutschlands und zum Nachtheil nicht etwa Dänemarks, das von der famosen Clausel doch nichts hatte, sondern einer Anzahl von Politikern in Paris und Kopenhagen, die sich periodisch damit beschäftigten, ohne daß die vergebliche Arbeit ihnen Freude bereiten konnte. Als der Vertrag bekannt wurde, wunderte sich alle Welt besonders über das Datum und man wollte kaum begreifen, daß ein solches Geheimniß seit dem Herbst vorigen Jahres, wenn nicht seit noch längerer Zeit, unverbrüchlich gewahrt bleiben konnte. Derartige Acte erfordern doch mancherlei Scripturen und Copien. Man kann ausrechnen, daß zum wenigsten ein halbes Dutzend Personen darum gewußt haben müssen. Mehrere waren gewiß verheirathet. Und doch hat nicht eine Silbe von der Sache verlautet. Es mag allerdings nicht an Scenen gefehlt haben, ähnlich der unsterblichen zwischen Percy Heißsporn und seiner ebenso liebenswürdigen wie neugierigen Ehehälfte, die, als er im Schlafe sich verrathen, ihrem Heinrich den kleinen Finger brechen wollte, wenn er ihr nicht die ganze Wahrheit sage. Er aber erklärte sie für die standhafteste der Frauen, die sicher nicht wiederholen werde, was sie selbst nicht wisse. Weswegen er ihr auch so weit, aber keinen Zoll breit weiter trauen wollte. So erfuhr auch bei uns Niemand etwas, am wenigsten die Zeitungen, die sonst Alles wissen. Man sah ihnen die Verblüfftheit deutlich an. Aber sie faßten sich bald und besannen sich, ob sie nicht etwa, wenn auch bewußtlos, doch davon Wind gehabt hätten. Einige sollen sich vorgenommen haben, künftig alle acht Tage sämmtliche schwebende Probleme dialektisch zwiefältig zu behandeln, damit sie, wenn die Lösung eintritt, Alles ganz genau vorhergesagt haben können. Psychologisches Interesse hat jedenfalls die Frage, warum die Blätter im Allgemeinen so großes Gewicht darauf legen, ob sie eine Nachricht vierundzwanzig Stunden früher oder später gewußt haben; warum sie deswegen oft in bitteren Streit unter einander gerathen und auf dieses Steeplechase eine kostbare Zeit und viel gute Laune verwenden. Allerdings ist nach dem englischen Sprichwort Kenntniß eine Bedingung der Macht, also, publicistisch angesehen, des Einflusses. Wie es indessen mit der Macht der Presse heutzutage beschaffen ist, davon legt nur etwa die Sorgfalt Zeugniß ab, mit welcher das freie Wort beschränkt, vorkommenden Falles auch verfolgt wird. Von den wohlmeinenden Rathschlägen der öffentlichen Organe nehmen dagegen die europäischen Regierungen gerade so viel Notiz, wie ihnen convenirt. Der Einfluß der Presse ist also gewissermaßen negativer Natur. Um so anerkennenswerther ist die Harmonie, mit welcher oft ein ganzes Dutzend Blätter in derselben Stunde dieselben Gedanken wiedergeben, wie dies beispielsweise auch bei der Veröffentlichung des östreichisch-preußischen Octobervertrages wegen des Artikels V der Fall war. Leute, die draußen stehen, fragen sich vergeblich, wie das wohl zusammenhängen mag. Vermuthlich spielt auch hier die Angst, daß Einer dem Anderen mit einer sogenannten Information zuvorkommen könnte, seine Rolle. Aber diesmal waren doch Alle im Dunkeln geblieben. Den Diplomaten erging es nicht besser. Auch sie waren auf die Bewunderung des wohlbewahrten Geheimnisses, sowie auf nachträgliche Commentare angewiesen. Nicht genug beachtet wurde übrigens, wenigstens in der öffentlichen Besprechung des Ereignisses, daß Deutschland und Oestreich damit der englischen Regierung die Geheimhaltung des Cypernvertrages heimgezahlt haben. Ja, sogar mit einigem Wucher. Denn der Tractat vom 4. Juni vorigen Jahres war nur einige Wochen hindurch secret gehalten, der vorliegende dagegen über ein Vierteljahr. Am meisten überrascht werden inzwischen nicht sowohl die Engländer und andere Ausländer, die es wenig anging, gewesen sein, als die jungen welfischen Eheleute, nämlich der Herzog von Cumberland und die Prinzessin Thyra. Die Heirath muß wirklich aus Neigung geschlossen worden sein. Sonst hätten die unausbleiblichen Inconvenienzen, welche sie für Dänemark haben mußte, den Kopenhagener Hof gewiß davon zurückgehalten. Dazu kommt, daß die Prinzessin Thyra nichts weniger als reich ist. Die Mitgift war schwerlich bedeutsam, und die von den Kammern erwartete Prinzessinsteuer beträgt noch nicht fünfzigtausend Thaler, ein für allemal ausgezahlt. Die Rückgabe des Welfenfonds würde der neuen Haushaltung natürlich aufhelfen, aber man weiß, wie bedenklich es damit steht. Die Zeitungen haben sich über die unvorsichtige Haltung des Herzogs von Cumberland gewundert, aber sie vergaßen, daß es sich um einen, wenn auch vornehmen Flüchtling handelt, der wie alle anderen von traumhaften Anwandlungen heimgesucht wird. Macaulay hat darüber einige durchdachte Worte, die noch heute ihre Richtigkeit behaupten. Prätendenten jeder Kategorie sind stets zu wunderlichen Handlungen geneigt. Den Alltagsseelen will es freilich nicht in den Kopf, daß Jemand aus purer Donquixoterie ein Kapital von sechszehn Millionen Thalern, ohne die Zinsen, einbüßen sollte. Man denke sich einen unserer Börsenleute in ähnlicher Lage! Aber die Romantik behält selbst in unserem realistischen Zeitalter ihre Rechte. Empfängliche Seelen können sich Abonnements in der Leihbibliothek ersparen. Es gehen in der Wirklichkeit die erstaunlichsten Dinge vor. Vieles wird unversehens auf den Kopf gestellt und die scheinbar vernünftigsten Menschen begehen so mancherlei Thorheiten, daß eine halbwegs aufmerksame Lectüre der Zeitungen für die Befriedigung der blühendsten Phantasie vollauf genügen muß.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odilo.

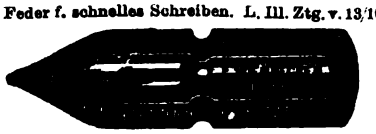
Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 M. — Hochelegant geb. 6 M. 50 Pf.

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 Pf. 1 Dtzd. 30 Pf. 1/4 Gross 80 Pf. 1/2 Gross 3 M.



Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9. 5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
NW., 32 Luisenstrasse.

Don Juan d'Austria.

Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Im Verlage des Vereins für Deutsche Literatur, M. Hofmann, in Berlin ist als 3. Band der Vereinspublikationen IV. Serie erschienen:

G. E. Lessing.

Ein Lebensbild nach Lessings Briefen.

Frei bearbeitet
von
Adolf Stroodtmann.

gr. 8. 28 Bogen. elegant geh. Einzel-Preis 6 M.

Das vorliegende Buch gibt ein klares, deutliches Bild des politischen und geistigen Lebens Deutschlands vor Lessing und zu seiner Zeit — ein ganz prächtiges Buch, das wir nicht genug empfehlen können. Frankf. Journal.

Es ist gradezu bewundernswürdig, wie der englische Autor sich in die deutsche Geistescultur des 18. Jahrhunderts eingelebt hat. Das meterwürdige Werk noch obendrein beim deutschen Publikum sich Eingang verschaffen, wie die Lewes'sche Gothebiographie. Eine Uebertritt Lewes an Tiefe der Auffassung und objectiver Charakteristik.

Die Lessingbiographie von Stroodtmann verdient die weiteste Verbreitung zu finden und dann wird die deutsche Ausgabe von Strodtmann gewiß wesentlich beitragen. Die Bearbeitung ist so vortrefflich, daß man dasselbe für ein Original-werk halten würde, wenn nicht der Vermerk auf dem Titel die Uebertragung verriethe. Berliner Fremdenblatt.

Ueber Land und Meer.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Das

Finanz- und Zoll-Programm

des Fürsten Bismarck

vom 15. December 1878.

Besprochen
von
Wilhelm Rühricht,
Director der höheren Handelsschule zu Stuttgart.

gr. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: M. 1.—

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Novitäten von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.
aus dem Jahre 1878.

M. Baumgarten,
Prof. und Dr. der Theologie, Mitglied des deutschen Reichstags.

Lutherus Redivivus

oder die kirchliche Reaction, ihre Gefahr und ihre Ueberwindung.

gr. 8. 256 S. broch. 4 M.

Eine Schrift von großer Bedeutung für die Lösung der gegenwärtigen kirchlichen Frage; nicht Theologen allein, sondern Jedem, dem die höchsten Güter nicht gleichgültig sind, ist die Lectüre dieser Schrift zu empfehlen. (Siehe Protest. K. Ztg. No. 35.)

Chr. Ed. Baumstark,

Christliche Apologetik

auf anthropologischer Grundlage.

Zweiter Band:
Das Christenthum in seiner Begründung und seinen Gegensätzen.

gr. 8. 35 Bogen, Preis 9 M.

Dieses Werk, dessen erster Band 1872 zum Preis von 6 M. erschienen ist und folgende Gegenstände behandelt: Der Mensch als geistiges, individuelles und religiöses Wesen; das Heidenthum und seine Religionen, der Muhammedanismus — wurde als „eine wahre Bereicherung der theologischen Literatur" begrüßt, als ein Werk, das „trotz seines gut wissenschaftlichen Charakters, auch Nichttheologen zugänglich ist."

Dr. Rud. Pfleiderer sagt in Bezug der Darstellung der Religionen des Heidenthums: „Wir kennen keine neuere Religionsgeschichte, welche so kurz und übersichtlich, dabei so vollständig, reichhaltig und gründlich gearbeitet wäre wie diese."

Alttestamentliche Theologie.

Die Offenbarungsreligion
auf ihrer vorchristlichen Entwickelungsstufe
dargestellt von
Dr. Hermann Schultz,
Professor der Theologie zu Göttingen.
Zweite durchweg umgearbeitete Auflage.
50 Bogen. 15 M.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die

Rose der Sewi.

Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.

kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: M. 2.40.

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines sowohl der Unterhaltung als der Belehrung dienenden populären Journals wird eine bewährte Kraft gesucht, welche mit dem Verständnisse für das wirklich Populäre vielseitige Kenntnisse verbindet. Vor allem sollte die betreffende Persönlichkeit die Eigenschaft besitzen, die revidirende Thätigkeit der Redaction

mit grösster Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit

auszuüben, so dass Irrthümer und Fehler vermieden werden. Diejenigen geehrten Herren, welche sich um diesen gut dotirten Posten bewerben wollen, werden gebeten, ihren gefälligen Zuschriften die Angabe einiger Referenzen, sowie eine Photographie beizufügen, welche letztere jedenfalls zurückgeschickt wird. Die Vermittelung der mit der Chiffre **D. 6253** zu versehenden Offerten erfolgt durch die
Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Theodor Thomas in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 22. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach Genehmigung des Berliner Vertrages. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod. Von Gottfried Kinkel. — „Schein." Ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff. Besprochen von Paul Lindau. — Die Frau eines großen Dichters. Von J. A. Scartazzini. — Neue Kunstblätter. Von W. Lübke. — Ein deutsches Handelsmuseum. Von O. v. Schorn. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Die Humboldt-Akademie. Von h. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Nach Genehmigung des Berliner Vertrages.

Von Walter Rogge.

Ein publicistischer College, der den Grafen Moltke bisweilen spricht, theilte uns einmal eine gelegentliche Aeußerung desselben mit, daß seiner Ansicht nach das Publicum, trotz des ausgebreiteten parlamentarischen und journalistischen Apparates, von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge vielleicht noch weniger als früher erfahre. Die endlosen Debatten, nein, Redeüberschwemmungen, welche die Orientfrage in Wien und Pest hervorgerufen, scheinen dem Marschall nur allzusehr Recht zu geben. Es war, als wär's darauf abgesehen, den Parlamentarismus in seinem eigenen Fette zu ersticken und die Leute auf den Punkt zu bringen, wo sie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen können. Wenn Graf Andrassy vor Beginn des großartigen rhetorischen Turniers im Herbste meinte, ihm sei es ganz willkommen, wenn die Herren ihrer verhaltenen Redelust ordentlich Luft machten; wenn er es dann dem Minister Unger wenig Dank wußte, daß dieser einen „akademischen Conflict" über die Competenz des Reichsrathes erhob, anstatt die Abgeordneten ruhig sich den Mund müde schwatzen zu lassen über den Berliner Vertrag, so hatte er ganz richtig speculirt. Ein rundes Vierteljahr hindurch ist das Publicum ununterbrochen mit Discussionen der Einen großen Frage förmlich gestopft worden. Die erste Novemberwoche nahm die Adreßdebatte des Reichsrathes in Anspruch: vom 12. bis 27. dauerte die ungarische Adreßdebatte. Den ganzen December füllten die Kämpfe aus, die Andrassy in den Ausschuß- und Plenarsitzungen der beiden Delegationen bestand. Der Januar brachte in neun, weit auseinandergezerrten Reichsrathssitzungen die endliche Sanction des Berliner Vertrages. Rechnen wir dazu noch die zahlreichen Interpellationen über orientalische Angelegenheiten, so wie die Resolutionen und Declarationen aus Anlaß der Demission und Wiedereinsetzung des Ministeriums, so wird es wohl begreiflich, daß ein Straußenmagen dazu gehört, alle diese parlamentarischen Genüsse ohne erhebliche Beschwerden zu verdauen. Ja, es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein nicht unerheblicher Theil auch des gebildeten Publicums den ganzen Redeschwall gegen die bosnische Expedition wie über den Frieden vom 13. Juli um so verwunderter vorüberrauschen hörte, als es sich ja schließlich doch in beiden Fällen um unabänderlich vollzogene Thatsachen handelte. „Cur loquitur de occupatione? Bosnia jam occupata!" fragte der Pope aus Sarajewo seinen Nachbarn auf der Galerie der Delegation in Pest. „Wollen Sie den Soldaten das Commißbrod, das sie gegessen haben, wieder aus dem Magen herausdecretiren?" rief Pater Greuter dem Abgeordnetenhause in Wien zu. Wenn nun aber Jemand sagen soll, welche neuen Aufschlüsse oder Enthüllungen er aus allen diesen rhetorischen Uebungen und ministeriellen Exposés geschöpft hat? so kann er, falls er anders ehrlich und unbefangen ist, nur, die Hand aufs Herz, mit dem Abgeordneten Hausner erwidern: „Absolut gar keine! blos die Ueberzeugung, daß die Wahrheit in dieser palramentarischen Verarbeitung der Thatsachen durchaus keine Rolle spielt!" Wer die stenographischen Berichte dieses Quartals zur Grundlage eines Werkes über die Occupation machen wollte, der käme gerade so weit, als wollte er die napoleonische Zeit aus jenen Lehrbüchern der bourbonischen Restauration kennen lernen, in denen Ludwig XVII. ganz ruhig auf Ludwig XVI. und dann Ludwig XVIII. folgt, um durch seinen „General" Bonaparte halb Europa erobern zu lassen,

Nicht etwa daß Fälschungen in jenen Exposés vorkämen. wie einst Palmerston sich während des Afghanenkriegs in den Blaubüchern erlaubt! Bewahre! Die Thatsachen sind einfach auf den Kopf gestellt. Nur Ein Beispiel! Am 14. Mai verliest Fürst Auersperg in Graf Andrassys Namen die präcise Antwort auf eine Interpellation: Die Regierung denke an gar keine Occupation, wenn nicht ganz unerwartete Zwischenfälle einträten. Sechs Wochen darauf, am 28. Juni, übernimmt der Minister diese Mission für Oestreich. Um beide Erklärungen in Einklang zu bringen, muß also zwischen dem 14. Mai und dem 28. Juni irgend ein „untoward event" geschaffen werden, das Andrassy unmöglich vorhersehen konnte. Daher die immer wiederkehrende Fiction, daß er in größter Harmlosigkeit „keines Ueberfalls gewärtig" am 11. Juni nach Berlin abgereist ist: dort aber haben ihn die bösen Congreßbuben — man gestatte den Austriacismus! — „zusammengepackt" und nicht eher wieder losgelassen, als bis sie ihm das verhängnißvolle „Mandat" in die Tasche gesteckt, wie Benjamin der Becher octroyirt ward. Was sollte er nun thun? Sich auflehnen gegen den einmüthigen Willen Europas, weil er in seiner nichtsahnenden Unschuld dem Reichsrathe sein Wort verpfändet? Vergessen ist dabei nur, daß Gortschakoff es vorzog, sich den Magen an Erdbeeren zu verderben, damit er der Sitzung, in der Salisbury seinen Antrag stellte, nicht beizuwohnen brauchte; daß Andrassy selbst den Grafen Corti mit scharfen Worten zur Ruhe verweisen mußte; daß sogar Fürst Bismarck noch acht Tage brauchte, um die Pforte zu brüskiren, bis Karatheodory am 4. Juli durch seine Einwilligung den

Digitized by Google

Congreßbeschluß perfect machte. Freilich fragte Weiß von Starkenfels, ob Andrassy denn vielleicht hätte sagen sollen: „Jetzt gehen wir occupiren!" und glaubte jedenfalls, als Legationsrath a. D. sich mit diesem höhnischen Witze ein gewaltiges diplomatisches Relief gegeben zu haben. Nicht der Person, der oft wiederkehrenden Sache wegen fragen wir ebenso naiv zurück: „Und warum nicht?" Es gibt diplomatische Schachzüge, die in aller Heimlichkeit vorbereitet werden müssen, weil sie wie ein völlig unverhofftes „Matt" wirken, so die englische Convention über Cypern, die Beaconsfield im Sacke hatte, als er nach Berlin reiste. In diese Kategorie aber gehören bei Leibe nicht jene Kunststücke, die nur dem profanum vulgus vor dem Metier Respect einflößen sollen und die auf Irreführung der Collegen auch nicht einmal berechnet sein können. In Oestreich und Ungarn zuckte der gewöhnlichste Kannegießer die Achseln, als Andrassy, 60 Millionen im Portefeuille, erklärte, von Occupation sei ja gar keine Rede: die fremden Staatsmänner aber, die doch so hoch über die Exoteriker erhaben sind, sollen auf den Köder angebissen haben, der am 14. Mai den Parlamenten in Wien und Pest hingehalten wurde? Uebrigens hat sich für den parlamentarischen Hausgebrauch die Andrassy'sche Methode vollständig bewährt. Mehr Bewunderung aber noch als seine Geschicklichkeit in deren Handhabung flößt uns gerechter Weise die Resignation der Delegirten ein, denen der Geduldsfaden nicht riß; von denen nicht Einer sich aufraffte zu der Interpellation:

> Von welcher Zeit ist denn die Rede?
> Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr!
> . . . über der Beschreibung da vergißt man
> Den ganzen Krieg!

So war denn, in Betreff der auswärtigen Constellation, der Liebe Müh'n vergebens. Vor wie nach diesem Redekampfe, dessen Schranken drei bis vier Monate ununterbrochen geöffnet waren, glaubt Jedermann, daß Oestreich — einerlei, ob in Form einer „Parallel"action, oder auf Grund eines Congreß-„mandats" — ein auf Theilung der Türkei berechnetes Compagniegeschäft mit Rußland eröffnet hat, und befürchtet, daß hierbei, wie vor hundert Jahren bei der Theilung Polens, wer A gesagt hat, nachher auch wird B sagen müssen, daß Sarajewo nur eine Zwischenstation für den Marsch nach Novibazar und dieses nur eine Etappe auf dem Wege nach Salonichi sein wird. Tiszas pathetische Phrase, daß mit der Occupation der panslavistischen Schlange der Kopf zertreten sei, reichte durch ihre Wirkung auf die heißblütigen Magyaren hin, die Schwierigkeiten der Adreßdebatte zu überwinden. Heute lächelt alle Welt über den Einfall, und selbst die Officiösen wagen schon lange nicht mehr, das früher so beliebte Phantasiegemälde aufzurollen, als hätte eine Action, die den Oestreichern Rußland und dessen Unterknäse von den Karpathenpässen bis Cataro zu Grenznachbarn gegeben, den Charakter einer antirussischen Politik. Schon Leopold I. sagte, im Vollgefühle der Vortheile, die ihm Eugens Heldenschwert geschaffen, also nach der Zenthaer, aber noch vor der Belgrader Schlacht: „Jetzt sei die Türkei eine ebenso gute Grenze wie das Meer." In Folge des Berliner Friedens umschließt heute den Osten und Süden Ungarns und Oestreichs ein ununterbrochener Ring Rußlands und seiner Vasallenfürsten in Bukarest, Tirnowa, Belgrad und Cettinje: nur bei dem „Hals" zwischen Serbien und Montenegro wird die Monarchie der Habsburger einen Auslug haben; die Stellung in Rascien aber ist und bleibt eine Sackgasse, wenn sie Oestreich nicht die Passage zum Aegäischen Meere eröffnet. Bei Milan, Nikita und dem Zukunftsfürsten Bulgariens treten zu der nationalen und religiösen Wahlverwandtschaft, die ihre Blicke nach St. Petersburg zieht, noch Motive des Hasses, weil Andrassy zu Berlin ihnen allzumal ein gut Theil der Beute abgejagt, die der Zar ihnen in San Stefano zugesprochen. Ebenso wenig vergessen die Rumänen, daß auch Oestreich in die Retrocession des bessarabischen Streifens gewilligt. Fehlt hier die nationale, so bleibt doch die kirchliche Wahlverwandtschaft mit Rußland bestehen. Sicherlich ist auch Fürst Karl darüber mit sich im Reinen, daß seine „Unabhängigkeit" heute, nachdem der Pariser Friede zerrissen und der Schutz gefallen ist, den die Collectivcontrole der Unterzeichner den Fürstenthümern gewährte, nichts Anderes bedeuten kann, als die Suzeränetät Rußlands, ganz wie in den Tagen jener Hospodare, die im Schatten der „Reglements organiques" des Generals Kisseleff regierten. Legion ist daher die Zahl derer, welche die Ansicht des Grafen Apponyi und Hausners theilen, daß Andrassy ein fehlerhaftes Geschäft gemacht, indem er, für das Almosen Bosniens und der Herzogewina, den ganzen Osten der Halbinsel mitsammt den Donaumündungen an Rußland auslieferte. Daß dies geschehen, leugnen jetzt auch die Officiösen nicht mehr; denn in ihren langathmigen Memoiren, wie z. B. das von dem ehemaligen Südbahndirector Bontoux, wird bewiesen, daß die Freimachung der Sulina dem Handel Oestreichs nur Schaden gebracht und lediglich für England von Vortheil gewesen sei, dessen Seeschiffe nunmehr bis Galatz und Braila stromaufwärts segeln könnten. Wörtlich werden wir da belehrt, daß Oestreich gar nichts Besseres begegnen könne, als eine gründliche Versandung der Sulina- und Georgsmündungen, die womöglich einer förmlichen Sperre gleichkäme. Ist dem so, dann steht am Ende gar von der Perfidie der Russen zu befürchten, daß sie jetzt mächtig darauf losbaggern — während Metternich seit dem Frieden von Adrianopel zwei Decennien hindurch, in seiner Einfalt, so manche scharfe Note nach Petersburg ergehen ließ, um die dortige Regierung zur Einhaltung jener Verpflichtung zu nöthigen. Jedenfalls stehen die Oestreicher erst ganz am Anfange der einschlagenden wirthschaftlichen Fragen. Kanitz' Werke lassen keinen Zweifel darüber und der Generalstabsbericht über die Occupation spricht ausdrücklich aus, daß die Handelsstraße nach wie vor durch das Morawathal und Serbien, nicht durch die unwegsamen Schluchten der Romanja Planina laufen wird; daß aber, wer die Communication von der Adria nach dem Aegäischen Meere und dem Suezkanale in der Hand haben will, das Hochplateau Rasciens als die dominirende Citadelle besetzt halten muß.

Heißt es also bezüglich der auswärtigen Politik noch gar vielfach *θεῶν ἐνὶ γούνασι κεῖται*, so liegen dafür die inneren Folgen der Occupation bereits durchsichtig, klar und völlig abgeschlossen vor. Da ist, um mit dem durchaus zutreffenden Ausdrucke des Abgeordneten Hausner zu reden, das „innere Sarajewo" des Parlementarismus glorreich erstürmt — gerade so wie das „innere Düppel" der Conflictszeit und wie vor drei Decennien die „expédition de Rome à l'interieur" glücklich endete. Wie das gekommen ist, das wollen wir nur erklären: wir kritisiren die Thatsachen nicht, wir constatiren sie blos. Bei Einführung des Dualismus wurden bekanntlich für die Gesammtstaats-Angelegenheiten die Delegationen geschaffen, aber ausdrücklich ohne jedes Gesetzgebungsrecht; ausdrücklich blos zur Erledigung des Budgets für Krieg, Auswärtiges und die Kassenmanipulationen des Reichsfinanzministeriums; ausdrücklich mit der Beschränkung, daß sie niemals in die den Parlamenten zukommenden sonstigen Angelegenheiten eingreifen dürften. In Wahrheit handelte es sich immer nur um den Etat für Heer und Flotte; denn das auswärtige Amt mit seinen stereotypen vier Millionen kam dabei im Grunde ebensowenig viel in Betracht wie der Reichsfinanzminister mit dem Erfordernisse von anderthalb Millionen. Das erbländische Gesetz nun zählt diese, vor das Forum der Delegationen gehörigen Dinge sogar taxativ auf, und der Leser wird uns wohl, auch ohne Citirung des betreffenden Paragraphen glauben, daß die Besetzung und Organisirung zweier dem Sultan gehöriger Provinzen nicht darunter ist. Indessen, die Präcedentien mit dem deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage zeigen, daß eine Volksvertretung, auch ohne Votirung des „Eisernen Budgets", noch eine sehr respectable Macht bleibt, wenn sie

Digitized by Google

nur sonst die Schnüre der Börse in Händen hält. Selbst in den constitutionellen Musterstaaten ist man ja längst davon zurückgekommen, das Budget für Heer und Flotte zum Mittelpunkte constitutioneller Kämpfe zu machen. Auch das englische Parlament behandelt die „estimates for the army- and navy-etablishment" nach einem ganz anderen Maßstabe, als die anderen Theile des Budgets: seinen Einfluß auf die auswärtige Politik wahrt es sich durch Handhabung des Subsidien-Bewilligungsrechtes. Dies letztere nun hat Graf Andrassy dem erbländischen Reichsrathe wie dem ungarischen Reichstage entwunden, indem er sich das Geld für die Occupation „Neuösterreichs", heute schon über 150 Millionen, durch die Delegationen votiren ließ und auch weiterhin darauf besteht, daß diese Körperschaften allein die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina controliren, sowie die Kosten derselben genehmigen. Ein Gesetz in diesem Sinne zu extrahiren, wäre in Pest sowie in Wien eine absolute Unmöglichkeit, zumal in dem Reichsrathe, wo eine solche Verfassungsänderung Zweidrittel-Majorität erfordern würde. Es wird daher einfach die wunderliche petitio principii angewendet, daß der Casus vor die Delegationen gehören müsse, weil er von den beiden Parlamenten gar nicht verhandelt werden könne: oder was solle geschehen, wenn diese verschiedener Meinung seien? Wär' die Frage nicht so verdammt gescheidt, man wär' versucht, sie herzlich dumm zu nennen! Oder wie, wenn die beiden Delegationen verschiedener Meinung sind? Hier sind wir bei dem Schlüssel der ganzen Position.

Nein, die beiden Delegationen werden factisch niemals in ernsthafte Meinungsdifferenzen gerathen, weil jeder dirigirende Minister immer nur mit der ungarischen wirklich zu rechnen hat und die erbländische einfach ignoriren kann. Das Pester Unterhaus wählt seine 40 Delegirten im Plenum ohne jede andere Beschränkung, als daß 4 Kroaten darunter sein müssen. Die ungarische Delegation ist mithin immer ein getreues Spiegelbild des Reichstages, auch wenn dieser oppositionell ist und selbst wenn die 20 Magnaten zum Hofe halten. Dagegen hat die Praxis eben gelehrt, daß das erbländische Unterhaus sogar mit Zweidrittel-Majorität oppositionell sein kann: die Delegation bleibt darum immer streng gouvernemental, da die Deputirten jedes Kronlandes die auf dasselbe entfallende Anzahl von Delegirten unter sich wählen. Eine Regierung also hat in einer Frage, an welcher der Krone gelegen ist, stets von vorn herein die Mehrheit für sich: 20 Pairs, 8 Polen und 4 Südslaven, Clerikale u. s. w., die immer hohen Ortes einige nationale oder kirchliche Sonderprivilegien zu erbetteln haben. Wenn im Reichsrathe ebenfalls das volle Haus, sei es selbst aus den einzelnen Kronländern gruppenweise wählte, so wären für Galizien, statt der acht Schlachzizen, die vier liberalen Polen, die unter Hausner aus dem Club austraten, in die Delegation gekommen, nebst vier Ruthenen, die in erster Linie gegen jede Mehrausgabe und nur in zweiter für jede Regierung stimmen. Alle Beredtsamkeit eines Cicero oder Demosthenes wäre dann unvermögend gewesen, eine Majorität für Andrassy zu erzielen. Also nicht in der Uebertragung des Bewilligungsrechtes aus den Parlamenten in die Delegationen liegt die Vereinfachung der Frage, liegt die Möglichkeit, unter dem dualistischen Regimente eine einheitliche auswärtige Politik zu treiben. Sie liegt in der Ohnmacht, zu der die erbländische Delegation durch ihre föderalistische Zerfaserung verdammt ist. So ist durch diese Procedur der Reichsrath um die schönste und reichste Frucht des Regimes Auerspergs gebracht: die Wahlreform hat keine Bedeutung mehr; denn was den Völkern von wirklicher parlamentarischer Gewalt noch bleibt, das ist in die Delegationen verlegt — und die Delegation der Erblande ist ja noch heute so nach den Kronländern zerzupft, wie Beust sie ins Leben gerufen und wie es das Abgeordnetenhaus bis zur Einführung der directen Reichsrathswahlen gewesen ist. In dem Gegensatze zwischen der centralistischen Zusammensetzung der ungarischen, und der föderalistischen Bildung der cisleithanischen Delegation verkörpert sich zugleich die Hegemonie der Magyaren über die ganze Monarchie. Die parlamentarische Macht ruht selbstverständlich in derjenigen Körperschaft, die über den Säckel der Steuerträger verfügt; und ist diese Körperschaft nur ein parlamentarischer Ausschuß, so können die Magyaren sich wenigstens damit trösten, daß ihre Delegation der richtige Ausdruck für den Willen des Reichstages ist, während die erbländische Vertretung oft genug ein Zerrbild des Reichsrathes sein muß und niemals etwas Anderes vorstellen kann, als eine bequeme gouvernementale Handhabe, um die Regierungsukase mit einem constitutionellen Feigenblättchen zu verdecken oder, wenn das besser klingt, zu verzieren.

So hat sich denn, auf der Basis des bosnischen Unternehmens, ein tiefgreifender Umwandlungsproceß des gesammten staatsrechtlichen Lebens vollzogen, dessen Ergebniß sich, für die Erblande, folgendermaßen resumiren läßt. Vollständige Lahmlegung des Reichsrathes, dessen Steuerbewilligungsrecht zur Parodie wird, da über die Schnüre der Börse die Delegation verfügt, und dem die hochofficiöse „Montagsrevue" schon vor Monaten sagte, er werde sich daran gewöhnen müssen, die Politik aus dem Spiele zu lassen und sich auf die Discussion von Wucher- und Trunkenheitsgesetzen zu beschränken, was ja auch eine recht hübsche Gegend sei. Ob eine solche Vertretung aus directen oder aus Landtagswahlen hervorgeht, ist dann freilich sehr gleichgültig; und die Freude über die Wahlreform war recht voreilig. Die cisleithanische Delegation, auf die das Geldbewilligungsrecht übergegangen, ist mit Impotenz geschlagen, weil ja ihre ganze Kraft auf der Annahme beruht, sie sei ein rechter und wahrer Mandatar des hinter ihr stehenden Parlamentes. Nun aber ist sie oft dessen Caricatur und bietet außerdem die Eigenthümlichkeit, daß die eigentlichen Subsidienbewilligungen, die wahrhaft controversen Belastungen der Steuerträger, von 20 Pairs und 12 Vertretern passiver Kronländer, daß sie von einer Körperschaft votirt werden, in der zwar Vorarlberg seinen ganz bestimmten, Wien aber höchstens zufällig Einen — momentan z. B. wirklich gar keinen Vertreter besitzt. Denn nichts nöthigt die 27 Abgeordneten Niederösterreichs, unter ihren drei Delegirten gerade einen Deputirten Wiens zu wählen! Danach wird man dann nicht leugnen, daß wenigstens diese erbländische Delegation ein ganz erstaunliches House of Commons darstellt und daß nichts kindischer sein kann, als der Vorwurf, der Reichsrath wolle sich eine Controle der auswärtigen Politik anmaßen, wie das Imperial Parliament sie nicht verlange — während er factisch nur um sein nacktes Dasein, um Abwehr eines Rückfalles in den Föderalismus und der ungarischen Suprematie kämpft. Er ist unterlegen in dem ungleichen Streite: denn für das Duumvirat Andrassy-Tisza streiten die Magyaren, weil sie den Verlust an Freiheit, der am Ende auch für sie in der Uebertragung der Subsidienbewilligung aus dem Reichstage in die Delegation liegt, gering achten für die Befriedigung ihres Chauvinismus. Die Nemesis wird weder ausbleiben, noch kommt sie hinkenden Fußes an. Einstweilen aber schwelgt man in Pest im Vorgefühle der Zeit, wo man officiell sagen wird, wie 1867 ein Radicaler vorschlug: „Ungarn und die übrigen Länder der Monarchie." Oder wie es 1811 gelegentlich des Bankerottpatentes in der Landtagsadresse hieß: „Wenn Ew. Maj. durchaus eine gleichmäßige Behandlung der Finanzsachen in der ganzen Monarchie haben wollen, so bleibt nichts übrig, als daß Sie Sich mit den Ständen Ungarns einigen und das vereinbarte Resultat Ihren Erblanden octroyiren."

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod.

Von Gottfried Kinkel.

Die Redaction der „Gegenwart" hat ihre Leser ein wenig an Indiscretionen gewöhnt, indem sie schon vor Jahren die lebenden deutschen Dichter aufforderte, in ihren Spalten selber von ihrem Leben und ihrer Schriftstellerei zu berichten. Ich bin damals der Einladung nicht gefolgt, weil ich über meine Jugend bereits in der „Gartenlaube" Einiges erzählt hatte, und mein späteres Leben Allen schon offen vor Augen lag, die einst wegen meiner wechselnden Schicksale an mir einen wärmeren Antheil genommen hatten.

Nur dies eine meiner Werke, das Trauerspiel Nimrod, war so gut wie unbeachtet geblieben. Der Otto Schütz gerieth in die glückliche Strömung der Gedichte, welche in Miniatur und Goldschnitt den Weihnachtstisch schmücken. Den Nimrod hatte ich vor zweiundzwanzig Jahren der Nation ganz still auf den Schoß gelegt, erwartend, ob auch seine Zeit kommen würde. Kaum, daß ich ihn an ein paar Freunde in Deutschland aus meinem englischen Exil versandte; um keine Recension bemühte oder kümmerte ich mich. Nicht einmal ein Vorwort hatte ich ihm auf den Weg gegeben, sondern nur eine Widmung in Versen, die an mein deutsches Volk gerichtet war.

Jetzt auf einmal tritt dies Werk aus seiner Verschollenheit hervor. Eine große und eine mittlere Bühne haben es mit Beifall gegeben, die Kritik weicht und gibt dem Erfolg nach; wo man es nicht aufgeführt sehen kann, fängt man an es zu lesen. Heut also will ich Sie um die Erlaubniß bitten, nun meine Indiscretion zu begehen, indem ich statt des damals ausgelassenen Vorwortes zu meinem Nimrod ein Nachwort schreibe.

Es war im August 1849, als ich einem preußischen Bataillon beigegeben wurde, das aus Baden in seine Heimat zurückmarschirte. Als Gefangener wurde ich fortgeführt. In Heidelberg brachen wir eines Tages schon um vier Uhr Morgens auf. Ein kleines Commando holte mich aus dem Stadtgefängniß ab; es war noch ganz dunkel, als wir die lange Straße parallel dem Neckar hinmarschirten, um die große Chaussee in der Nähe des Bahnhofs zu gewinnen, welche nach Norden führt. Da leuchtete mir auf einmal über den hohen Giebelhäusern in funkelnder Herbstpracht das Sternbild des Orion entgegen. Von Jugend auf hatte ich den Stern geliebt, hatte oft an seinem kühlen Demantglanz die Unruhe meines Herzens gestillt, wenn es dieser Größe gegenüber allzu wild nach den Dingen dieser winzigen Erde, nach Ruhm, That, Genuß verlangte. Heut gedachte ich eines Andern. Dem Morgenland, auch dem Hebräer, ist der Orion das Sternbild des ersten Königs, des gewaltigen Jägers, der gegen die stillpatriarchalische Ordnung der Urzeit sich empört und die persönliche Despotie gründet. An dem Morgen früh war es, wo diesem Sternbild gegenüber ich mir gelobte, wenn je ich wieder frei würde, das Wesen der Monarchie zu zeichnen, indem ich ihre Wurzeln in der Urwelt und ihren Fortschritt zur Despotie aufdeckte.

Nach vierzehn Monaten schon wieder ein freier Mann, dem in der tiefsten Ruhe der Isolirhaft alles frühere Wissen und Denken sich wunderbar geklärt hatte, kam ich nach Paris und fand in einem Untergeschoß des Louvre die ersten assyrischen Bildwerke, welche die Franzosen aus dem Palast des Königs Sargon in Khorsabad aufgegraben hatten. Noch war die Keilschrift nicht genügend gelesen; wie wunderbare Räthsel standen diese kraftvollen Mannsbilder vor dem Auge da. Ein König reichte einem würdigen Manne die Hand, den man wohl für einen Priester nehmen konnte, und ein leitender Gedanke meines Plans, die Verbrüderung von Monarch und Hierarch, um den Staat zu gründen, trat mir in festem Bild verkörpert entgegen. Die langen Züge arbeitender Sklaven fehlten nicht, noch die starkgemuskelten assyrischen Krieger, alle Waffengattungen uniformirt und einexercirt, zu einer Zeit, wo bei Homer die Helden noch nicht einmal in geschlossenen Gliedern kämpften. Die Welt, wie ich sie zur Gestaltung meines Stückes brauchte, trat mir in greifbaren Formen entgegen.

In London hatte ich unsere erste Existenz auf Unterricht in Geographie und Geschichte zu gründen. Im Lesezimmer des brittischen Museums habe ich wie manchen Arbeitstag auf jene Studien verwandt, welche dem Buch der Menschheit das große babylonisch-assyrische Blatt vorgeheftet haben! Alle diese Anschauungen tauchten in meiner Seele auf, und sie tauchten auch wieder unter; bei Allem, was mir je gelungen ist, habe ich warten müssen bis es innerlich ganz reif war. Auch hier ließ ich mir ruhig und fröhlich Zeit.

Und das waren dann freilich goldne Tage, als ich in zwei Sommerferien, die wir am Seestrand in Hastings verbrachten, dem Gedanken endlich seinen Leib gab. Nie bin ich stolzer und glücklicher gewesen, als dort in der Verbannung. Auf dem alten Normannenschloß ist zwischen den Ruinen ein Garten angelegt, etwas einsamer als andere Spaziergänge, weil man eine Kleinigkeit für stehenden Eintritt bezahlen muß. Zu den Füßen der Klippe das Meer mit dem hellen Brausen der frischen Fluth, die das Menschenherz so froh macht; hier oben lauschige Lauben; darüber der weit zum letzten Meereshorizont erstreckte tiefblaue Sommerhimmel, und große geschichtliche Erinnerung entlang dieser ganzen reichgestalteten Küste daherwehend! In solcher Seelen- und Naturlust wurde das Werk fertig; am 4. Sept. 1856, dem Jahrestag eines auch sonst mir unvergeßlichen Ereignisses, schrieb ich das Widmungsgedicht nieder, das ihm im Vaterland die Herzen öffnen sollte. Es war mir wie ein Abschluß meines ganzen bisherigen Geisteslebens, ich fühlte als könnte ich nun leichter sterben; das Beste, was ich als Dichter der Welt zu sagen hatte, es war gesagt.

In der deutschen Literatur haben wir eine kleine Anzahl von Dramen, wie nur unsere philosophische Nation sie hervorgebracht hat. Analogien giebt es bei andern Völkern, besonders bei den Spaniern in ihren geistlichen Autos; auch der Kain von Byron nähert sich ihnen; aber weder einen Faust noch einen Nathan kennt eine andre Literatur.

In dem gewöhnlichen Drama werden Menschen einer bestimmten Zeit geschildert, sei es die Gegenwart oder ein Zeitalter der vergangenen Geschichte, welche mit Mächten in Conflict kommen, die wieder nur in derjenigen Zeit ihre Stelle haben, in welcher der Held oder die Heldin lebt. Nur im fünfzehnten Jahrhundert ist Jeanne d'Arc denkbar, weil sie nur da eine englische Eroberung Frankreichs sich gegenüber hat. Wäre Elisabeth Tudor nicht unsicher in ihrem Anrecht auf den Thron, so könnte Maria Stuart weder gegen sie Empörung anzetteln, noch wäre die Nothwendigkeit vorhanden die Prätendentin hinzurichten.

Nun aber ist eine andere Gattung des Dramas denkbar, wo nicht in bestimmter geschichtlicher Zeit Personen gegen einander kämpfen, sondern zwei ewige Mächte, beide gleich unbesiegbar, einen Gang mit einander wagen.

In allen seinen Dramen und Romanen schafft Goethe die Hauptfiguren nicht, wie Shakespeare, aus scharfer Beobachtung anderer Menschen, sondern erweitert nur die zwei Seiten seines eignen Wesens zu zwei in Conflict tretenden Personen. Immer ist der eine der Vertreter des Gemüthes mit seinen idealen Aspirationen, der andere der klare Verstand mit festen erreichbaren Zielen. Immer ruht bei Goethe das dramatische Interesse auf der Frage, ob in diesem Kampf Antonio oder Tasso, Carlos oder Clavigo, Pylades oder Iphigenia den Sieg davon tragen wird.

Im höchsten Grade tritt dieser Gegensatz im Faust heraus. Faust ist Goethe, aber Goethe ist auch Mephistopheles. Der realistische Verstand, der oft auch verneinende und zerstörende, ist in Geschichte und Individuum, wenn die Welt bestehen soll, ganz ebenso nöthig, als wir auch das thatkräftige, weil an seine Ideale fest glaubende Herz nicht entbehren können. Im Ausschwanken beider Kräfte bildet sich jeder menschliche Charakter. Nicht jedes Weib ist Maria Stuart oder Jeanne d'Arc, aber jeder Mensch ist Faust, jeder Mensch ist Mephistopheles.

Digitized by Google

Auf dem Boden der Religion gehört Lessings Nathan in die gleiche Gattung. Auch hier ein Gegensatz, der durch die ganze Menschheit geht. Seine Stellung zum Absoluten soll Jeder selbst bestimmen, den Weg zu Gott, um im Bilde zu reden, kann für mich kein Anderer finden. Darum ist Gewissensfreiheit der Kampfschrei, der immer am lautesten tönt. Gerade der Deutsche, der so gern in der praktischen Frage des Staates sich beugt, ist im Gewissen noch im Geiste Luthers unerschütterlich. Und doch bleiben Staaten, Völker, bleibt die ungeheure Mehrheit der Individuen in den positiven Kirchengemeinschaften stehen, welche den Weg zu Gott vorzeichnen. Die Menschen tragen ihre Ringe fort, ungeachtet kein Denkender die Möglichkeit leugnet, daß der Stein darin falsch sein könne. Der Gemeinschaft gegenüber behaupten wir das Recht der Glaubensfreiheit, aber die Confession lassen wir uns durch die Geburt so gut octroyiren, wie die Hautfarbe. Praktisch löst der Gegensatz sich, wie Lessing es vorschreibt, in der allgemeinen Menschenliebe; da ist jeder Vernünftige in seiner Art ein Freimaurer. Theoretisch aber bleibt es ein großer Unterschied, ob Jemand annimmt, daß ein vaticanisches Concil einen Glaubensartikel festsetzen kann, oder ob er es nicht annimmt. In den obersten Vorschriften der Moral, worauf doch aller Verkehr der Menschen ruht, sind alle Religionsgenossenschaften gleich; über die Begründung aber, die auf Dogmen aufgebaut wird, streitet man sich. Seit positive Religionen bestehen, besteht Religionskrieg, Scheiterhaufen, Culturkampf.

Räthselhafter ist Immermanns Merlin, und der Dichter selbst hat das Wort des Räthsels noch lange nicht ausgesprochen, wenn er irgendwo den Merlin als „die Tragödie des Widerspruchs" bezeichnete. Der Inhalt dieses großen Dichterwerkes ist die Stellung, welche die Menschen zum Ideal des vollkommenen gesellschaftlichen Glückes einnehmen. Dieser vollkommene Zustand besteht in der Genossenschaft des Grals, in dessen Heiligthum auserwählte Menschen alle Befriedigung an Geist und Leib genießen; aber den Gral können nicht Alle erreichen, sondern nur diejenigen gelangen zu ihm, welche er selbst erwählt und beruft. Wie nun verhalten die Menschen draußen sich zu diesem Ideal der menschlichen Gesellschaft? Da sind zuerst die Ritter der Tafelrunde am Hofe des Königs Artus, die reich an weltlicher Ehre und Minne fröhlich dahin leben. Um den Gral kümmern sie sich nicht, ja die Kunde von ihm erschreckt sie. Da ist ferner Klingsor, der die Kunde vom Ideal verbreitet, aber nur um auf dieser Kunde für sich den Thron des persönlichen Ehrgeizes aufzubauen. Ob mit Recht oder mit Unrecht, sicher ist, daß Immermann in dieser Figur die Gestalt Goethes hat zeichnen wollen. Nun aber tritt die Erlösernatur herein. Merlin, als Sohn des Demiurgos von übermenschlicher Erkenntniß, aber durch die Geburt von einer menschlichen Mutter und durch die Liebe an die Menschen gebunden, will den Gral nicht ferner mehr hoch über seinen Brüdern stehen lassen. Ihm ist die Menschheit bis zum „armen Werkeltag des kleinsten Bürgers" wichtiger als sein Ich. Er wirbt die edelsten der Mitlebenden, Artus und die Tafelrunde, um den Gral zu erstürmen. Damit verwirrt er nun alle Kräfte des Bestehenden: die Tafelrunde verschmachtet in der Wüste, Klingsor stirbt weil er den Größeren neben sich sieht — aber das Ideal wird doch nicht erreicht. Der Gral entschwebt in ein fernes Land, und Merlin, weil er doch auch sterbend den Glauben an das Ideal nicht aufzugeben vermag, endet in Verzweifelung. Denn ein Wille, über den auch der Stärkste nicht Meister ist, hat bestimmt, daß der vollkommene Zustand von der Menschheit nicht erreicht werde, damit unser Geschlecht nie ruhe auf dem was es errungen hat. Auch in Merlin also ein ewiger Gegensatz zwischen der dämonischen Kraft des Strebens und dem stets wieder zurückweichenden Ziel, eine wahre Menschentragödie, in der wir selber Alle mitspielen.

Unendlich klarer, und darum auch theatralisch so viel wirksamer, hat Gutzkow in Uriel Acosta einen dieser ewigen Conflicte gezeichnet. Es ist die Art und Weise, wie die alten Mächte sich verbünden, um gegen eine neue eben auftauchende Ueberzeugung sich behaupten zu können. Herodot und Pilatus, sagt schon das Evangelium, wurden Freunde, als sie Beide Christum ans Kreuz brachten. Gegenüber dem Forscher Acosta, aus dessen Schule Spinoza hervorgeht, vereinigen sich alle frühern Glaubensmeinungen der Synagoge, und in ihren Vertretern durfte Gutzkow die Theologen seiner eigenen Tage zeichnen, indem er die Begebenheit des Stücks klüglich um zwei Jahrhunderte zurücklegte. Unschwer erkennt man in de Santos den fanatischen Hengstenberg, in de Silva den selbst nur philosophisch gläubigen Schleiermacher, der aber darum die Kirchengemeinschaft nicht auflösen will und das Bekenntniß der Gemeinde mit ungläubigen Lippen nachbetet. In Akiba endlich, der es für höchst lächerlich hält, daß der „Acher" gar nicht einmal gelebt haben soll, erkennt sich die alte feiste Pastorenorthodoxie, welche die Pfründen besetzt hat und sogar tolerant gegen den Freigeist sein kann, da er sie bei ihren Lebzeiten noch nicht incommodiren wird. Wenn beim Erscheinen des Stückes wir Jüngeren Uriel Acosta mit Dr. Strauß übersetzten, so erlebten wir ja das Alles mit, und weil es so ganz das zeichnete, was bei Erschließung eines neuen Horizontes immer in alten Parteien vorgeht, darum griff gewiß dies Drama Gutzkows tiefer und dauernder ein, als seine übrigen Theaterstücke.

In den Pfad dieser Meisterwerke, die ewige Conflicte schildern, wollte auch ich eintreten, als ich den Nimrod entwarf. Ich spreche nicht von Vergleichen mit ihnen, ich spreche nur von der Gattung. Auch im Nimrod ist eine ewige und darum auch jeden Menschen anrührende Frage behandelt: die Stellung des Individuums zum Staat.

Die ganze Existenz des Staates ist auf zwei Kräfte begründet, die sich doch auszuschließen scheinen und darum ewig bekämpfen: auf die Auctorität und auf die freie Selbstbestimmung.

Ein Recensent hat den Nimrod ein republikanisches Drama genannt. Daß da der Schwerpunkt noch nicht liegt, beweist schon der Umstand, daß ja Nimrods Gegnerin Ada selbst Fürstin, ja sogar Legitimistin ist und ihren kleinen Sohn zum Häuptling der Wüstenstämme wählen läßt. Der Conflict ist tiefer gelegt, wir leben ihn Alle durch, ja alle unsere Leiden kommen aus ihm. Es ist, ganz praktisch gefaßt, die Frage: Sind wir um des Staates willen da, oder ist der Staat um unsertwillen da?

In dieser Frage theilten sich z. B. Griechenland und Rom, und doch waren sie beide Republiken. Athen hat die menschliche Individualität ausgestaltet, Rom sie dem Staate unbedingt unterworfen. Dort handelt ein Verbannter wie Alcibiades that, hier einer wie Coriolan that.

Die Menschen der Urzeit haben um ihrer selbst willen den Staat gegründet; sie brauchten es nicht zu thun und hätten es nicht gethan, wenn sie in der Gemeinschaft nicht ihren eigenen Vortheil gesehen hätten. Nun aber breitet sich der Staat aus durch Eroberung, und von dem Augenblick an ist er nicht mehr da um der Eroberten willen, sondern die Eroberten sind da um des Staates willen; ihre freie Selbstbestimmung hört auf, man braucht ihr Land als Bollwerk, man macht sie selber zu Sklaven oder preßt sie in den Kriegsdienst des Eroberers.

Die Auctorität, welche den Standpunkt vertritt, daß der Mensch da sei um des Staates willen, wird sich in der Monarchie verkörpern. Diese faßt in jüngeren Völkern die Kräfte der Einzelnen zusammen, vertausendfacht sie durch die Vereinigung, schafft so die Mittel einer großartigen Existenz und steigert Reichthum und Bildung so rasch, daß das Volk allen seinen Nachbarvölkern überlegen ist. Der König glaubt an seine Mission, die er erfolgreich sieht, und vererbt den Glauben auf seine Dynastie. Diese erhebt nun die Auctorität zum Princip. Dem Staat muß Alles dienen, aber l'état c'est moi, also mir muß Alles dienen. Wie erst Alles seine Selbstbestimmung um des Staates willen verlor, verliert nun der Staat alle seine Rechte an den Herrscher, und aus dem Chalifen ist der Sultan geworden.

Auf diesem Punkte beginnt aber nun der Gegenpol an Kraft zu wachsen. Mit der Gewalt eines Instinctes erwacht in den Menschen der Trieb der Selbstbestimmung; wie eine Naturkraft bricht die Empörung los. Wird sie besiegt, so geht die Monarchie nun erst recht in den Absolutismus über; siegt sie,

Digitized by Google

so schafft sie eine Auctorität, die nicht mehr wagen darf, sich mit dem Staat zu verwechseln.

Dieser Conflict ist der Inhalt des Nimrod. Um ihn als den ewigen darzustellen, der er ist, mußte er in die Anfänge der Menschheit zurückgelegt werden, wo alle Gestaltung noch ganz flüssig ist. Eben darum kann das Schicksal hier so rasch schreiten. Gewiß sind im Nimrod Entwickelungen in ein Menschenalter zusammengedrängt, die in der Geschichte Jahrhunderte nöthig hatten, um sich zu vollenden. Aber das Drama dieser Gattung ist wie in der Malerei die Landschaft, die in einen Rahmen von ein paar Quadratfuß eine meilenweite Vedute einspannt. Und wiederum ist es wie in der Poesie der Mythos: wahr soll es sein, wirklich braucht es nicht zu sein.

Nahm ich nun zum Vertreter der Auctorität einen heldenhaften Mann, so konnte diese Naturgewalt der Selbstbestimmung nur in einer großartigen Frau verkörpert werden. Denn das Weib, das für sein inneres Leben zum Centrum das Herz hat, läßt sich von der Staatsallmacht nicht blenden. Im Weibe lebt unzerstörbar die Individualität, das Recht der Familie gegen den Staat. Ein Mann beugt sich nur zu gern den sogenannten höheren Zwecken; das Weib läßt sich von ihrem Stand nicht herunterphilosophiren, daß sie sagt: Ich und die Meinigen haben von der Natur Anspruch auf Glückseligseit, und um des Staates willen darf Niemand sie mir zerstören. Im Augenblick, wo eine Frau Mutter wird, nimmt sie mit ihrem Kinde auch unter ihren Schutz das erste, ursprüngliche, oft verdunkelte, aber nie zu vertilgende Menschenrecht, daß der Mensch da sei um sein selber willen, und nicht, um für irgend etwas außer ihm verbraucht zu werden.

Trat ich aber mit einem Drama in eine Urzeit hinaus, wo die elementaren Triebe der Menschheit noch so unverhüllt spielen, so war mir auch eine neue Form geboten. Seit hundert Jahren haben wir für die Tragödie den reimlosen Jambus aus England zu uns verpflanzt; vorher hatten wir hundert Jahre französische Alexandriner zugestutzt. Für ein Drama, das durch das Eden einer ersten unberührten Welt schreitet, passen weder einförmige Chausseepappeln noch die hohen beschnittenen Taxushecken von Versailles. Ich griff auf den alten kurzen Reimvers zurück, in welchem schon die frühsten Dramen des deutschen Mittelalters stammeln, und gewann damit zunächst das Mittel, für eine Zeit, in der das Herz des Menschen noch heißer schlug, auch lyrisch werden zu können, dann aber die Sicherheit, daß die Schauspieler mir nicht improvisiren konnten, sondern meine Rollen ordentlich lernen mußten.

Was nun bei einem Werke wie dieses die Gefahr war, wer sieht es nicht? Ließ ein so tiefer politischer Conflict sich so darstellen, daß der Gedanke nicht das Interesse an den Personen erdrückte? Daß neben dem dramatischen Gehalt die Theaterwirkung möglich blieb? Fehlte das, so blieb Nimrod ein Buchdrama; gelang es, so war sein Erfolg sicher, weil sein Thema allen Menschen ans Herz griff.

Ob es nun gelungen ist oder nicht, dies habe nicht ich zu entscheiden. Gewiß aber lag in dem Zweifel an der Möglichkeit der Hauptgrund, warum der Nimrod bei seinem ersten Erscheinen so ganz wie ein Schlag ins Wasser vorüberging. Die Kritik hielt sich fast nur an Aeußerlichkeiten, die Kreuzzeitung machte einen Kalauer, Gutzkow spottete darüber, daß Anweisungen für das Theater gegeben seien in einem Drama, das ja nie vor die Lampen treten könne. Die Lesewelt war mir nicht günstiger. Ich habe über dieselbe mich sonst nicht zu beklagen, denn der Otto Schütz hat über fünfzig Auflagen erlebt. Vom Nimrod aber haben fünfzig Millionen Menschen, welche Deutsch als ihre Muttersprache lesen, in zwei und zwanzig Jahren noch nicht fünfhundert Exemplare verbraucht!

Nun ist auf Anregung einer thatkräftigen Freundin, der ich ganz zufällig das Stück zugesandt hatte, die Aufführung auf dem Stadttheater in Leipzig erfolgt. Ich habe der Direction und allen Mitwirkenden für verständige Kürzung, vorzügliche Ausstattung und treuen Eifer zu danken; haben doch geachtete Schauspieler dem Dichter zu Ehren sogar die ganz kurzen Nebenrollen nicht verschmäht. Auch die Begleitung durch die von Herrn Kapellmeister Nicisch componirte Musik war vortrefflich. Ueber den Erfolg des Stückes haben die Zeitungen berichtet; es scheint gerade auch die theatralische Wirkung überrascht zu haben.

Seitdem ist Nimrod auch auf einer mittleren Bühne, hier in Zürich, dreimal in einer Woche vor gefülltem Hause gegeben worden; die Ausstattung minder glänzend als in Leipzig, aber poetisch und mit Phantasie angeordnet. Von Seiten der Schauspieler wieder die liebevollste Bemühung, der Intention des Dichters gerecht zu werden. Dazu ein Publicum für ein Stück wie dieses wie gemacht, da hier Jedermann mitten in der Politik steht. Die Aufführung in Zürich, so scheint es, hat den Beweis geliefert, daß Nimrod in Leipzig nicht darum allein gesiegt hat, weil er dort ein Ausstattungsstück gewesen ist.

In Deutschland hat bisher keine andere Bühne das Drama verlangt. Wer es liest, wird begreifen, daß seine Stunde noch nicht gekommen ist. Vielleicht entschädigen Denkende mich inzwischen für die Ungunst der Zeit, indem sie es endlich lesen. Mes jours viendront. Ich schließe mit einigen Zeilen, welche ich der ersten Darstellerin in der „Ada" auf der deutschen Bühne, Fräulein Wessely in Leipzig, auf ihren Wunsch ins Album schrieb:

Du hobst mein Werk zum ersten Mal ans Licht,
Das heut zu laut von Manneswürde spricht;
Noch einmal drum wird's vor dem Volk verschwinden,
Bis Frauenherzen sich wie Ada finden!
Dann in der deutschen Freiheit Morgenwehen
Wird Nimrod von den Todten auferstehen,
Für mich vielleicht zu spät — doch Du wirst leben,
Und heut soll Wunsch und Hoffnung mich erheben,
Daß über meinem Grab ein Kranz Dir grüne
Als Adas Schöpf'rin auf der deutschen Bühne!

„Schein."

Ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff.*)

In einer rheinischen Stadt, die ein Jeder nach der Schilderung sofort erkennen muß, wenn sie auch der discrete Dichter nicht nennt, — in Düsseldorf lebte eine Frau Kanzleiräthin mit ihren beiden Töchtern, Agnes und Johanna. Die Frau Kanzleiräthin ist keine sehr angenehme Dame. Sie besitzt eine gewisse hausbackene Klugheit, sie versteht sich auf ihr Interesse, und ihre mütterlichen Gefühle finden besonders in dem Wunsche Ausdruck, ihre Töchter gut unterzubringen. Nebenbei ist sie klatschsüchtig, ziemlich boshaft und vollkommen herzlos. Die beiden Mädchen sind grundverschiedene Naturen. Johanna ist nicht eben schön, ein unansehnliches aber herzensgutes Geschöpf. Ihr Gesicht hat etwas Sympathisches, Liebenswürdiges, aber nichts, was irgend wie in die Augen fiele oder blendete. Auch ihr Wesen ist schlicht, bescheiden, zurückhaltend, beinahe verschlossen. Aber je mehr man sie kennen lernt, desto mehr lernt man sie auch lieben. Ein goldenes Herz, das keiner niedrigen Regung fähig, das nur im Beglücken glücklich ist. Hannchen ist wenig im elterlichen Hause; sie verbringt den lieben langen Tag bei der alten braven Frau Berger, der „Tante Berger", wie sie genannt wird, der Besitzerin eines Spielwaarengeschäftes, in dem Johanna die schönsten Stunden ihrer Kindheit hat verbringen dürfen. Damals war Josef Berger, der Sohn der Tante, ihr liebster Gespiele und ihr bester Freund.

„Kein sehr schöner und begabter,
Doch gewiß ein guter Junge."

Josef ist inzwischen, wie die meisten jungen Rheinländer, zu seiner Ausbildung auf ein paar Jahre nach Paris gegangen, hat sich dort den höheren Schliff angeeignet und bei der Gelegenheit seine Heimat, seine Mutter und seine kleine Freundin

*) Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

ungefähr vergessen. Er ist, wie gesagt, durchaus kein schlechter Mensch, im Gegentheil: er ist nur ein oberflächlicher, gewöhnlicher junger Mann, dem Paris natürlich außerordentlich imponirt, und der von den Zerstreuungen der Großstadt ganz in Anspruch genommen wird. Hannchen denkt noch immer an ihren Freund aus den Tagen der Kindheit, und die gute Tante Berger hat ihren Lieblingsgedanken nicht aufgegeben, daß Josef eines Tages wieder zur Vernunft und zur Heimat kommen und Hannchen zur Frau nehmen werde.

Agnes unterscheidet sich in allem Wesentlichen von ihrer Schwester Johanna. Sie ist viel weniger gut, kälter und strenger und auffallend schön. Wir werden sie gleich näher kennen lernen, wenn wir sie in der Werkstatt des jungen Malers Freiwald wiedertreffen, der der Frau Kanzleiräthin das Atelier abgemiethet hat. Freiwald gehört zu jenen Dutzendkünstlern, die aus dem Stadium, ein vielversprechender junger Mann zu sein, niemals herauskommen, die beständig an einem Bilde arbeiten, das unzweifelhaft auf der nächsten Ausstellung Sensation machen und sich zu einem hohen Preise verkaufen wird. In Bezug auf alles Aeußerliche läßt Herr Freiwald als Maler natürlich nichts zu wünschen übrig. Er ist ein hübscher, frischer junger Mann, der bei den Aufführungen im „Malkasten" als äußerst verwendbar befunden und demgemäß auch verwendet wird. Er pfeift mit einer seltenen Virtuosität die „letzte Rose", sein Atelier ist so „echt" wie nur irgend möglich; es hapert eben nur an einem: an der rechten Ausübung seiner Kunst.

Wir lernen Herrn Freiwald also in seinem Atelier kennen:

„An den Wänden hängt Gott weiß was,
Studien, Waffen, eine Gambe,
Gobelins, ein paar gemalte
Lebensgroße Nuditäten.

Eine Zone blauen Rauches
Zieht sich hin in Manneshöhe.
Drüber mag die Luft ja rein sein,
Unten riecht's nach Terpentinöl

Und nach türk'schen Cigarretten;
Denn Herr Freiwald raucht beim Malen,
Und wir treffen ihn bei beiden
Nützlichen Beschäftigungen."

Herr Freiwald wartet auf sein Modell, eine junge Dame im Kostüm Henry quatre, und als diese endlich eintritt, erkennen wir in ihr Agnes wieder, der wir früher einmal als Kind flüchtig begegnet sind.

„Eng umspannt den jungen Körper
Faltenlos der sammtne Panzer,
Wie der Hals so kühn und grade
Wächst empor aus weißen Schultern!

Wie das Köpfchen sitzt! Die Haare
Perlenfarben, seidenglänzend,
Hochgekämmt im runden Nacken
Sich zu weichen Flechten schlingen.

Und der Mund und diese Augen!
Armer Künstler, armer Stümper!
Diese Farben, diese Formen,
Dieser Schein ist nicht zu bannen.

Kühl und vornehm ist ihr Antlitz,
Klar und kühn der Blick der Augen,
Und die schön geschnittnen Lippen
Zeigen ihren Eigenwillen.

Doch das Haar. — Hier fehlen Worte!
Ueppig und verführerisch ist's,
Im Geschmacke Veronesens,
Lüstern, hoch und frei geordnet.

Aus den schmalen Schultern drängt sich
Schlank und voll der junge Busen,
Und es biegt der Hals zum Nacken
Sich in wunderbarer Curve.

Ihre weißen Hände ruhen,
Ihre feinen Fingerspitzen,
Weich wie welke Rosenblätter,
In dem Sammt, dem hellen, tiefen."

Herr Freiwald und die schöne Agnes sind im Geheimen verlobt. Natürlich weiß die Frau Kanzleiräthin darum und sie ist mit der Sache ganz einverstanden; denn Herr Freiwald wird ja eines Tages ein großer Künstler werden nnd viel Geld verdienen. Das ist eine ausgemachte Sache.

Jetzt tritt ein Ereigniß ein, das die Familie der Kanzleiräthin sehr nahe berühren soll. Der reiche Brauer, der in derselben Straße wie die Kanzleiräthin wohnt, ist mit Hinterlassung eines kolossalen Vermögens gestorben, und sein Sohn Erich, der in Amerika verschollen war, ist gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um das Verzeihen seines Vaters zu erlangen und die Erbschaft anzutreten. Dieser Erich, den bisher kein Mensch in Düsseldorf gekannt hat und der nun auf einmal eine der besten Partien der Stadt wird, erblickt beim Begräbniß seines Vaters die schöne Agnes, die neben ihrer Mutter, der Kanzleiräthin, am Fenster steht; und die gescheidte Frau Kanzleiräthin, die sich aufs Mienenspiel versteht, merkt sofort, daß die Schönheit ihrer Tochter dem reichen jungen Manne aufgefallen ist. Sie überzeugt sich bald, daß ihre Wahrnehmung sie nicht getäuscht hat. Auf der Eisbahn sucht Erich sich Agnes zu nähern, es gelingt ihm, und die Mutter thut alles Mögliche, um das glimmende Feuer zum hellen Brande anzufachen. Sie fängt damit an, den unbequemen Störenfried, den Maler Freiwald zu beseitigen. Sie erinnert sich plötzlich, daß ihr dieser seit sehr langer Zeit den Miethszins schuldig geblieben ist, daß das bewußte Bild, das er seit Jahren „nächstens" verkaufen wird, noch immer nicht verkauft worden ist, und in entschieden kriegerischer Stimmung sucht sie den Miether, den sie schon nicht mehr als Bräutigam ihrer Tochter betrachtet, auf; es kommt zu einer sehr lebhaften Scene.

„In der Hand den Malstock schwingend
Wahrt er sich zuletzt das Hausrecht;
Höhnend ihre beiden Fäuste
Stemmt die Räthin in die Seite.

Eine prächt'ge Gruppe war es;
Wie zum Segnen hat darüber
Eine große anatom'sche
Gypsfigur die Hand gebreitet."

Freiwald wird also abgethan, und der junge Amerikaner eingesponnen. Erich ist schon Hausfreund, und er darf es sich gestatten, den beiden Damen, der Frau Kanzleiräthin und Agnes — Johanna sitzt immer drüben und verplaudert die Zeit mit der guten Tante Berger — zum Faschingsball das Geleit anzutragen. Da trifft nun Agnes, die sich in einen schwarzen Domino gehüllt und das Gesicht mit einer Maske bedeckt hat, mit Freiwald wieder zusammen. Die Räthin, die sich gleichfalls unkenntlich gemacht hat, verhindert die Katastrophe dadurch, daß sie mit verstellter Stimme den jungen Künstler anredet, ihn intriguirt und aus der gefährlichen Nähe ihrer Tochter und ihres präsumtiven Schwiegersohnes entfernt.

„Die Räthin spielte die Rolle brillant
Und die Komödie glückte.
Sie war so munter und so pikant,
Den Künstler sie völlig berückte.
Er tanzte mit ihr ein paar Mal herum.
— Der Kanzleirath dreht sich im Sarge um.

Sie huschte davon und eilte sofort,
Die Beiden wieder zu finden ...

Digitized by Google

Das Mädchen saß, das Köpfchen gesenkt,
Zur Seite stand der Begleiter,
Begrüßend die Räthin den Fächer schwenkt
So ausgelassen und heiter.
Sie fand die Beiden erstaunlich kühl,
Es stimmte durchaus nicht mit ihrem Gefühl."

Auf dem Heimwege gesteht Agnes ihrer Mutter, daß Erich um ihre Hand angehalten, daß sie aber, da sie den jungen Künstler nicht vergessen kann, Erich abgewiesen habe. Man kann sich die Entrüstung der Frau Kanzleiräthin denken. Indessen, da Agnes trotzig an ihrer Jugendliebe festhält, muß die Kanzleiräthin schließlich nachgeben, und einige Monate später wird Freiwald wieder in Gnaden aufgenommen. Bei dem großen Malkastenfeste zeigt er sich zum erstenmale öffentlich mit seiner Braut. Das Malkastenfest ist hier so geschildert, wie es nur von einem Maler, der an dem Gelingen desselben selbst einen wesentlichen Antheil hat, beschrieben werden kann. Aus diesem wunderbar gelungenen Gemälde des Künstlerfestes will ich nur eine Einzelheit mittheilen: den Zug der Shakespeare'schen Gestalten.

„Und jetzt! Wer naht mit majestät'schen Schritten?
Die Kön'ge kommen, Macbeth, Lear, heran.
Die großen Werke sind's des größten Briten,
Othello folgt mit Desdemona, dann
Die finstere Gestalt Richards des Dritten,
Miranda und der arme Caliban.
Die luft'gen Weiber mit dem feisten Thoren,
Titania, Zettel mit den Eselsohren.

Gespenstisch sehen wir vorübergehen
Den Geist. Und dann erscheint ein neues Paar,
Es reckt sich Alles, um es recht zu sehen,
So schön und überraschend keines war.
Ophelia jetzt und Hamlet vor uns stehen,
Der Anblick ist bestrickend, wunderbar.
Die Menge flüstert, durch die Gläser stierend, —
Die Räthin blickt im Kreise triumphirend.

Ein Hamlet ist's! Fürwahr, wie jemals einer!
Sein dunkles Aug' verschleiert, müde blickt.
Die vollen Lippen ziert ein Bart, ein kleiner,
Von dem Barett die Reiherfeder nickt.
Im schwarzen knappen Sammt erscheinet feiner
Freiwalds Gestalt und überaus geschickt,
Der weite Mantel muß als Folie dienen,
Den bleichen int'ressanten Trauermienen.

Vom fahlen Haar umflattert und umflossen,
Mit vollem, weißen Mohn das Haupt bekränzt,
Von mildem, weichen Lichte übergossen
In zauberhaftem Reize Agnes glänzt.
Dem Reich der Träume scheint dies Bild entsprossen,
Liebreiz und Schönheit sich in ihm ergänzt.
Die schlanken zarten Arme fallen nieder
So rührend schön an dem phantast'schen Mieder."

Dieser Festabend wird für Agnes verhängnißvoll. Ophelia und der Dänenprinz entziehen sich dem Gewühl. Freiwald hat von den Absichten Erichs munkeln hören und dringt auf ein Geständniß. Agnes sagt ihm schließlich die Wahrheit. Freiwald ist außer sich; er zweifelt an der Beständigkeit der Liebe seiner Braut, sie versöhnt ihn — zu sehr — und gibt ihm einen zu untrüglichen Beweis ihrer Liebe.

Der Herbst ist da. Freiwald ist es in Düsseldorf schwül geworden und er hat sich irgend wo anders niedergelassen. Er hat sein Wort gebrochen, „menschlich ordinär", sagt Heine. Agnes weint Tag und Nacht; sie kann's der Mutter nicht länger verbergen. Die Kanzleiräthin ist vor Allem eine vernünftige Frau; sie sinnt also auf Mittel, die schrecklichen Folgen des Unabänderlichen möglichst zu vermeiden. Plötzlich erscheint denn auch bei der Kanzleiräthin eine unbekannte Frau, die für eine „Tante aus Holland" ausgegeben wird, und die den lebhaften Wunsch äußert, eine der lieben Nichten einige Zeit bei sich zu sehen. Agnes wird veranlaßt, die liebenswürdige Einladung anzunehmen. Der Abschied zwischen den beiden Schwestern ist ergreifend. Johanna hat bisher natürlich keine Ahnung von dem, was geschehen ist.

„Mütterlich sie an sich drückend,
Wie ein Kind, hält nun Johanna
Bittend, tröstend, flehend, schmeichelnd
In den Armen ihre Schwester.

Keine Antwort. — Leise schüttelt
Schwermuthsvoll das Köpfchen Agnes,
Und von Neuem ihre Schwester
Fleht um Liebe und Vertrauen."

Da ergreift die Hand Johannas
Plötzlich Agnes mit der ihren,
Drückt sie an sich unterm Herzen
Dort, wo sich das Leben regte. —"

Bei der Tante in Holland erblickt ein kleiner Junge das Licht der Welt. Nach einiger Zeit kehrt Agnes nach Düsseldorf zurück. Ihre Abwesenheit ist eben so wenig aufgefallen wie ihre Wiederkehr jetzt bemerkt wird. Und wieder vergehen einige Wochen, da melden die Blätter die Verlobung von Fräulein Agnes mit Herrn Erich junior. Die Kanzleiräthin hat es endlich so weit gebracht, daß Agnes den wiederholten stürmischen Bewerbungen des Amerikaners nicht mehr widerstand. Der Tag der Hochzeit kommt heran. Agnes strahlt, wenn man von einem etwas schwermüthigen Ausdruck ihrer Augen absieht, mehr denn je in blendender Schönheit. Die arme Johanna dagegen! Das stillvergnügte Kind von ehedem ist wie ausgetauscht. Sie hat das Lachen ganz verlernt; sie ist tiefunglücklich. Außer der Mutter und der zweifelhaften Tante aus Holland, die ihre Discretion verkauft hat, ist sie die einzige Mitwisserin des Geheimnisses. Es lastet centnerschwer auf ihr; es drückt sie zu Boden. Und als nun Agnes im bräutlichen Schmuck in ihr Zimmer rauscht, da kann sich Johanna nicht länger beherrschen —

„Und verändert klingt die Stimme,
Wie sie jetzt die Schwester bittet
Flehentlich noch abzulassen,
Abzulassen von der Lüge.

Bei dem Blute unsres Heilands,
Agnes, lasse von der Lüge!
Gott der Herr wird uns verderben,
Gehst du so ins Sacrament.

Gott der Herr wird uns verleihen
Muth und Kraft — so bleib und höre,
Schlimmer ist, als dein Vergehen,
Agnes, deine freche Lüge.

Geh zu deinem armen Kinde!
Wage nicht den Kranz zu tragen
Unterm Bild der reinen Jungfrau.
Stroh geziemte dir statt Myrthen."

Agnes, die zunächst von den Bitten ihrer unschuldigen Schwester tief bewegt worden ist, gewinnt nach einem heftigen Seelenkampfe die Fassung wieder, schleudert das unglückliche Mädchen von sich und kniet mit dem Myrthenkranze an der Seite des beglückten Gatten vor dem Altar nieder. Johanna aber gelobt sich zur selben Stunde, Sühne zu thun für die Schwester und den Schleier zu nehmen. Sie hält ihr Gelübde, sie weist die Bewerbung des guten Josef, der pariserisch verfeinert, aber gerade so gutmüthig und so unbedeutend wie früher heimgekehrt ist, zurück, zum großen Leidwesen der guten alten Tante, die bald das Zeitliche segnet. Johanna wird von ihrem Orden über das Meer geschickt und erliegt dort dem gelben Fieber.

Digitized by Google

Dort, im fernen Land, ruht „das reinste Wesen, das die Erde trug" —

„Und es litt und ward zertreten,
Litt und starb und ward vernichtet."

Agnes aber —

„Sie lebt, verwöhnt von aller Welt,
Gefeiert und beneidet,
Verdeckt mit Glanz die Seelenqual,
Die sie im Innern leidet."

Die bitterste Reue plagt sie. Sie gedenkt des Kindes, das sie verlassen, der Schwester, die sie zu Grunde gerichtet und des armen Josef, dessen Glück sie zerstört hat. Der Gram und das furchtbare Geheimniß nagen an ihrem jungen Leben.

„Sie welkte hin, das Jahr verrann,
Die Hoffnung ist entschwunden.
Sie wußt' es wohl. Es kamen dann
Die langen Leidensstunden.

Sie hat's ihm gesagt in stiller Nacht,
Der Mond hat ins Zimmer geschienen,
Er hat an ihrem Bette gewacht
Mit kummererfüllten Mienen.

Das Feuer glimmte im hohen Kamin
Die Lampe brannte umdüstert;
Da schlang sie verzweifelt die Arme um ihn
Und hat es ihm zugeflüstert.

Sie hielt ihn umklammert und ließ ihn nicht
Bis daß ihr die Kräfte ermattet.
Es war des schweigenden Mannes Gesicht
Von tiefem Dunkel umschattet.

Dann hat sie ihres Gatten Hand
Auf ihrer Stirn empfunden;
Ein schwacher Schrei sich der Brust entwand
Dann hat sie Thränen gefunden.

Sie hat des geliebten Mannes Hand
Geküßt und mit Thränen begossen;
Er beugte sich nieder, der Schatten verschwand,
Sie waren vom Mondlicht umflossen."

Agnes stirbt dahin. Ein Sonnenstrahl verklärt ihre letzten Stunden; denn Erich bringt ihr ihr Kind. Die Frau Räthin bleibt vollkommen consequent in ihrer Rolle:

„Die Scene hat sie tief verletzt,
Sie hat sich nichts vergeben.
Mit dem, was er ihr ausgesetzt,
Kann sie behaglich leben."

Der Knabe wird von Erich an Kindesstatt angenommen. Der gute Josef verunglückt, und der Maler Freiwald wird schon hienieden von seinem Schicksal in der Gestalt einer reichen Gattin und einer Schwiegermutter ereilt, die ihn für alle Frevel, die er begangen, schwer büßen lassen.

„Ein reiches Weib hat er erzielt
Und steht vortrefflich im Futter.
Verhängniß! Den Schlüssel zum Gelde behielt
Die tückische Schwiegermutter.

Es ist ein fürchterliches Weib!
Ein ästhetisch geartetes Wesen;
Er muß derselben zum Zeitvertreib
Des Abends Gedichte lesen.

Sie sammelt bei Thee und süßem Reis
Die Sklaven des Hauses mitunter;
Dann lesen periodisch und klafterweis
Sie klassische Dramen herunter.

Er hat die Hölle auf Erden schon,
Wir wollen nicht fürder grollen.
Er liest, als Gatte und Schwiegersohn,
Die Väter- und Heldenrollen."

Das ist die Geschichte, die uns Carl Hoff, einer der begabtesten und genialsten jungen Maler, auf die wir stolz sein können, in bald launigen und übermüthigen, bald gedankenreichen und stimmungsvollen Versen erzählt. Ich habe den Maler und Dichter so oft mit seinen eigenen Worten reden lassen, daß ich eine eigentliche Kritik nicht zu schreiben brauche. Wenn ein Maler des geschriebenen Wortes mächtig ist, dann nimmt er es in den Schilderungen mit den Besten auf; wir haben in Berlin, um nur ein Beispiel anzuführen, in Ludwig Pietsch das glänzendste Beispiel für diese Behauptung. Die Anschaulichkeit in den Schilderungen, die uns Carl Hoff in seinem epischen Gedichte gibt, ist erstaunlich. Die Figuren, die Gruppen, die Landschaften, die Interieurs, — es sind lauter vortrefflich gezeichnete und coloristisch meisterlich behandelte Bi der, die mit seltener Prägnanz in Worte umgesetzt sind. Auch in den Worten behandelt Carl Hoff das „Clair-obscur" mit wahrer Virtuosität. Einige der Hauptfiguren sind eigentlich nur skizzirt und in unbestimmten Tönen gehalten, wie z. B. Hannchen. Aber wie wirkungsvoll ist gleichwohl die Erscheinung! wie hebt sie sich trotz der legeren Behandlung von ihrer Umgebung ab, wie unendlich liebenswürdig und sympathisch ist das Bild! Carl Hoff ist auch ein Philosoph; er liebt das Grübeln. Aber hier bleibt das „Clair" aus und das „Obscur" dominirt allzusehr. Einige der philosophisch-speculativen Einschiebungen lassen in der That die rechte Durchsichtigkeit vermissen. Bisweilen wird man auch durch gewisse Längen ermattet, eine gewisse liebenswürdige und geistreiche Redseligkeit macht sich zu breit; es stört mitunter auch der gar zu ungezwungene Atelierton. Wörter und Sätze wie die folgenden sollten füglich aus einem sauber gearbeiteten Gedichte ausgeschieden werden: „Dämlich", „furchtbar häufig", „Ha, ha, denkt Mancher, jetzt geht's los", „Nein, so 'was!" und nun gar die „Potipheuse", die den keuschen Josef verführen will! Das sind garstige Ausschreitungen der Künstlerlaune. Eben so ist die burschikose Umschreibung „er verschwand von der Bildfläche" für „er starb" schwer zu billigen.

An Einzelheiten wäre vielleicht noch Manches auszusetzen; aber im Großen und Ganzen ist die Geschichte ebenso gut erfunden, wie künstlerisch vorgetragen. Die Form ist fast durchgehends vortrefflich, bisweilen sogar, wie man sich selbst überzeugt haben wird, noch mehr als das. Reim und Rhythmus sind kunstvoll gewählt und ungezwungen. Eines hat mich bei der Lecture etwas verdrossen: die zu häufige oder, wie Hoff sagen würde, die „furchtbar häufige" Berücksichtigung des Titels „Schein", der schon in dem philosophirenden Eingangsgedichte vollkommen zur Genüge motivirt wird. Fast in jedem Kapitel stellt sich das Wörtchen „Schein" beziehungsvoll ein und mit verstimmender Absichtlichkeit. Man denkt unwillkürlich an den Gymnasiasten, der zur Confirmation die erste Uhr bekommen hat und nun alle fünf Minuten das glänzende Ding aus der Tasche holt und besieht. Aber wie gesagt, trotz der geringfügigen Ausstellungen eine sehr liebenswürdige, erfreuliche, künstlerische Arbeit, die als eine vollkommen genügende Legitimation zur Aufnahme des Malers in die Zunft der Schriftsteller von Beruf dienen kann.

Paul Lindau.

Die Frau eines großen Dichters.

Von J. A. Scartazzini.

Sie war von Adel und hieß Gemma. Heutzutage würde man sie bei uns nennen: „Frau Gemma von Alighieri geborene von Donati." Zu ihrer Zeit und in ihrem Lande machte man nicht so viele Umstände und nannte sie einfach: Monna Gemma.

Digitized by Google

Die Geschichte kennt sie unter dem Namen: La Gemma di Dante — „Dantes Gemma". — Der Name Gemma heißt auf Deutsch „Edelstein". Zu allen Zeiten haben Viele geglaubt und behauptet, es habe der große Dichter nichts weniger als einen Edelstein an ihr besessen. Auch heute noch gibt es solche, welche dies behaupten und sogar solche, die es glauben. Das ginge am Ende noch. Allein das Traurigste ist, daß Dante selbst, wie sie sagen, es geglaubt zu haben scheint.

Sie ist die Gemahlin des größten Mannes ihres Jahrhunderts gewesen; sie hat ihm mehrere Kinder geschenkt. Ihr Geschlecht lebt heute noch fort in der Grafenfamilie der Serego-Alighieri zu Verona. Ihr Name wird genannt werden so lange und wo immer Dantes Name genannt wird.

Wer hat sie besungen? Dante? Ach nein! er hat eine Andere, er hat Beatrice, die schöne Tochter des Folco Portinari und sittsame Gemahlin des Simone dei Bardi mit seinem Liede verherrlicht und nicht Einen Vers hat er für seine Gemma gehabt. Die Zeitgenossen? Nein, sie haben keine Notiz von ihr genommen. Die Nachwelt? Auch nicht; ein Theil hat auf sie geschmäht und die Anderen haben sie nur schüchtern gegen die Schmähungen in Schutz genommen. Wer hat sie denn besungen? Niemand. Aber wo ist denn das Denkmal, welches die Nachwelt ihr errichtet hat? Die Nachwelt hat ihr kein Denkmal errichtet. Sie wird aber doch wenigstens einen Stein auf ihr Grab gesetzt haben mit der einfachen und in ihrer Einfachheit stolzen Inschrift: „Hier liegt Dantes Frau"? Auch das nicht. Arme Gemma! Nicht beneidenswerth ist dein Loos auf Erden gewesen.

Ueber das Loos der Friederike Brion hat man sich dadurch getröstet, daß man etwa folgende Betrachtung anstellte: „Es ist nun einmal das Loos des Schönen, daß es rasch vergehen muß und zurückkehren zum ewigen Quell der Anmuth. Ist es aber für die wilde Rose nicht ein edleres Geschick, an der Brust des Dichters in einem glänzenden Sommertag zu glühen, auf die Gefahr hin, ihm im raschen Siegeslauf bald zu entfallen, als vom folgenden Sturme entblättert zu werden? Sei's drum; hat sie doch geblüht und geglüht, hat sie ihm doch unsterbliche Lieder geflüstert, sie hat nicht umsonst gelebt wie Millionen ihrer Schwestern, sie ist doch einmal zum Gefühl der höchsten Seligkeit gekommen — einer Seligkeit, die ausreicht, das ganze folgende Pflichtenleben mit ihrem Widerschein zu verschönern!"

Das macht sich sehr hübsch — auf dem Papier nämlich. Gewiß würde aber Friedrich Pecht ein nicht minder berühmter Mann geworden sein, wenn er diese Worte nicht geschrieben hätte. Der Gedanke: Einmal wenigstens habe auch ich am Sonnenschein des Glückes mich erlabt, kann das Unglück versüßen vielleicht und es vielleicht noch fühlbarer machen. „Es gibt kein größeres Leiden, als sich der frohen Zeiten zu erinnern im Elend," hat ein Dichter gesungen, dem gewiß Niemand die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens absprechen wird.

Wie vielfach behauptet wird, ist aber der Gemahlin Dante Alighieris nicht einmal das Glück beschieden gewesen, „an der Brust des Dichters in einem glänzenden Sommertag zu glühen". Konnte sich die Frau in ihrer langjährigen Verlassenheit mit dem Gedanken trösten: „Ich bin von Dante geliebt worden"? Diese Frage ist noch immer eine offene, wird wohl auf ewig eine offene bleiben. Daß der Dichter der Divina Commedia andere Damen tief geliebt hat, weiß man ganz bestimmt; ob er aber Gemma Donati, seine Gemahlin, geliebt, oder ob die Heirath mit ihr eine Convenienzheirath, seine Ehe ohne Liebe war, das bleibt wesentlich der Vermuthung überlassen.

Von Gemma Donati wissen wir viel zu wenig, als daß es irgend möglich wäre, ihr Leben zu erzählen. Ein ganz hübscher Stoff zu einem Roman, einer Novelle, einem Drama und dergleichen läge zwar hier vor, — um so dankbarer, als er noch nicht in dieser Richtung verwerthet worden ist. Derart etwas soll indeß der geneigte Leser dieses Aufsatzes nicht bekommen. Es ist eine viel trocknere Speise, die ihm hier geboten wird, — einfache Hausmannskost, historisch-kritische Untersuchungen, bei welchen die Phantasie gar nicht mitsprechen darf.

Oder sage man nur, es handle sich hier wesentlich um eine Ehrenrettung. Wer kennt nicht die böse Xanthippe? Dieser etwas zweifelhafte Ehrenname ist auch der Frau Gemma beigelegt worden. Nun hat Eduard Zeller im ersten Bande seiner „Vorträge und Abhandlungen" einen sehr schönen Aufsatz „Zur Ehrenrettung der Xanthippe" veröffentlicht. Seither dürfte der Name von Sokrates' Frau etwas von seinem bitteren Beigeschmack verloren haben. Sollte es nicht gelingen, auch die vielfach angetastete Ehre von Dantes Frau zu retten? Diese Frage kann erst am Ende der Untersuchung eine, wenigstens annähernde, Beantwortung finden.

Veranlaßt ist die Untersuchung durch die jüngste Arbeit des hervorragendsten und verdienstvollsten unter den jetzt lebenden Dante-Forschern, Geh. Justizrath Professor Karl Witte in Halle, dessen Name von dem Namen Dantes nachgerade unzertrennlich ist. Anfangs dieses Jahres ist nämlich bei den Gebrüdern Henninger in Heilbronn ein stattlicher Band erschienen, der sich als zweiten Band der „Dante-Forschungen. Altes und Neues von Karl Witte" bezeichnet. Der erste Band war vor genau zehn Jahren bei Emil Barthel in Halle erschienen und hatte bei allen Freunden des Dichters die günstigste Aufnahme gefunden. Der jetzt gefolgte zweite Band enthält fünfundzwanzig größere und kleinere Abhandlungen über Dante näher oder entfernter betreffende Fragen, theils aus dem „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft" und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" unverändert abgedruckt, theils gänzlich um-, theils neubearbeitet; theils auf einen weiteren Leserkreis, theils auf die engere Gemeinde der eigentlichen Dante-Forscher berechnet; theils geschichtlichen, theils kritischen, theils auslegenden, theils polemischen Inhalts; theils in deutscher, theils in italienischer Sprache abgefaßt; theils von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, wie die Abhandlungen über die Topographie von Florenz im dreizehnten Jahrhundert, über die Grafen Guidi und die über hundert Druckseiten umfassende zur Texteskritik der Divina Commedia; theils in hohem Grade anregend, wie etwa die über Dantes Weltsystem und über dessen Sündengebäude; theils problematischen Werthes, wie die Vermuthungen über Dantes Geburtstag, über Dantes Familienname, über Dantes Stellung zu den heutigen italienischen Fragen u. dgl. m.; theils entbehrlich, wie die sieben aus der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten, sachlich ziemlich werthlosen Recensionen fremder Arbeiten über Dante; theils überflüssig, wie die lange polemische Auseinandersetzung mit dem vor einem Jahre verstorbenen italienischen Bücherfabrikanten Scarabelli, welcher nicht einmal bei seinem Leben eine solche Ehre verdient haben würde, jetzt aber auch in Italien völlig verschollen ist.

Unter diesen vielen so verschiedenarttgen Abhandlungen findet sich auch eine — es ist die sechste des Bandes — welche sich mit Dantes Gemahlin befaßt. Sie umfaßt — die sich daran reihende Untersuchung über den ursprünglichen Text von Boccaccios Dante-Biographie inbegriffen — vier und einen halben Druckbogen. Daraus darf man aber nicht schließen, daß Witte sehr Vieles über Frau Gemma zu sagen gewußt hätte. Im Gegentheil erfährt man hier von allen möglichen Leuten etwas, von Dantes Gemahlin leider nur sehr wenig und auch das Wenige ist nichts weniger als schmeichelhaft für die vielgeprüfte Frau. Zum Glück gründen sich die Beschuldigungen nicht etwa auf Thatsachen, sondern blos auf Vermuthungen, weshalb man noch immer die Wahl hat, dem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser beizustimmen, oder aber anderer Meinung zu sein.

Witte berichtet, die lange Arbeit sei durch die Einwendungen veranlaßt worden, welche der Verfasser dieser Zeilen gegen seine zuerst in einer Florentiner Zeitschrift veröffentlichten Ansichten erhoben habe. Da er einerseits das Gewicht der von mir geltend gemachten Gründe nicht verkennen, andererseits sich nicht für überwunden erklären könne, habe er geglaubt, die Sache nochmals eingehend untersuchen zu sollen. In der That ist die ganze Arbeit wesentlich eine fortgesetzte Polemik gegen mich. Habe ich jedoch keine besseren Gründe vorgebracht als die, welche Witte hier anführt, so bleibt es ein Räthsel, wie der

Digitized by Google

letzte von „sehr gewichtigen" Gründen sprechen konnte. Vermuthlich hat aber Witte eben nur die Gründe angeführt, welche ihm nicht gewichtig schienen und welche er beseitigen zu sollen glaubte.

Der eigentlichen Polemik werden gewiß nur Wenige einiges Interesse abzugewinnen vermögen. Mag sie auf sich beruhen! Hingegen dürfte es nicht uninteressant sein, über Dantes Frau und deren „Nachruhm" Einiges zu erfahren. Kennt man doch in weiteren Kreisen kaum ihren Namen!

Seit dem neunten Jahre seines Lebens entbrannte der Dichter in Liebe zu Beatrice Portinari, die um ein Jahr jüngere Tochter des Herrn Folco. Diese Liebe, vielleicht mehr ideell als sinnlich, erwies sich stärker als der Tod. Lange nach ihrem Tode fuhr er fort, seine Beatrice zu besingen, wie denn sein erhabenes, großes Gedicht, die „Göttliche Komödie", zur Verherrlichung der einstigen Jugendgeliebten ist gedichtet worden. Fand er Gegenliebe bei ihr? Diese Frage scheint bejaht werden zu müssen. Da wo er Beatrices Hinscheiden berichtet, fügt er bei, es zieme sich für ihn nicht, Näheres darüber mitzutheilen, „denn er würde dadurch sich selbst zum Lobredner werden". Witte bemerkt dazu, weder er selbst noch andere Ausleger hätten den Grund zu ermitteln vermocht, weshalb Dante nicht von Beatrices Tode reden konnte, ohne sich selbst zu loben. Und doch kann dieser Grund nur Einer sein! Hatte Beatrice den Dichter geliebt, war sie gegen ihre Neigung die Frau des Simone dei Bardi geworden, glaubte Dante, dies habe ihren Tod beschleunigt oder vielleicht verursacht, dann freilich konnte er von diesem Tode nicht reden, ohne sein eigener Lobredner zu werden. Will man finden, so muß man nur nicht zu weit suchen. Früher schon berichtet Dante, Beatrice habe ihm ihren Gruß verweigert, weil er mit einer Andern ins Gespräch gekommen. Das setzt Liebe von ihrer Seite voraus. Und wenn Dante in seiner „Göttlichen Komödie" die verklärte Beatrice sich bitter, fast eifersüchtig darüber beschweren läßt, daß er ihr nach ihrem Tode untreu geworden, so hat dies ganz offenbar nur dann einen Sinn, wenn er ihrer Gegenliebe sicher war, wenn er wußte, daß sie diese Liebe mit sich ins Grab genommen.

Die Seinige ist gleichwohl Beatrice nicht geworden. Den Grund kennen wir nicht. Simone dei Bardi hat sie — es ist nicht bekannt, in welchem Jahre — heimgeführt. Am 9. Juni 1290 ist sie im Alter von 24 Jahren und zwei Monaten gestorben. Fast hätte der Schmerz, den er darüber empfand, den Dichter mit ihr im Grabe vereinigt. Wie und wie lange er um sie getrauert, hat er selbst ausführlich und rührend geschildert.

(Schluß folgt.)

Neue Kunstblätter.

Wenn in irgend einem Fach der reproducirenden Künste Deutschland den ersten Rang einnimmt, so ist es der lithographische Farbendruck. Die Leistungen der Berliner Anstalten von Loeillot und Winkelmann und Söhne namentlich haben eine Bedeutung erlangt, daß selbst das Ausland für seine farbigen Prachtwerke sich ihres Beistandes bedient, besonders England die schönsten Blätter in den Publicationen der Arundel Society hier herstellen läßt. Von dieser Meisterschaft liegen uns neue Proben vor in der eben erschienenen fünften Lieferung der polychromen Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien, durch deren Aufnahme und Darstellung Heinrich Köhler, Professor am Polytechnikum zu Hannover, sich ein großes Verdienst erworben hat. Köhler arbeitete in den fünfziger Jahren im Atelier des berühmten Architekten Hittorf in Paris, eines Hauptvertreters der sogenannten neuhellenischen Architektur, der zugleich im Verein mit Zanth, dem Erbauer der Wilhelma bei Stuttgart, zu denen gehörte, welche in einer grau und farblos gewordenen Zeit den Sinn wieder für die Polychromie, d. h. für die vielfarbige Wirkung architektonischer Werke zu wecken suchten. Als Dritter in dieser Richtung ist Gottfried Semper zu nennen der nicht blos durch die Lehre, sondern auch durch das Beispiel dieselbe Anschauung zur Herrschaft zu bringen suchte. Wer entsinnt sich nicht noch sehr gut jener Aschermittwochstimmung der damaligen Architektur, welche keinen kräftigen Farbenaccord vertrug, keine gesättigten Töne zuließ und nur in einer zaghaften Verwaschenheit und Unbestimmtheit kümmerlicher Halbfarben und Mischtöne sich erging. Nirgends vielleicht hat diese Farbenasketik mit ihrer frostigen Pseudoklassicität sich so breit gemacht wie in der Berliner Schule, und noch jetzt hat sich der unvermeidliche weiße Kachelofen und die Vorliebe für weiße Thür- und Fensteranstriche als hartnäckiger Nachzügler jener veralteten Anschauung erhalten.

Im Ganzen aber ist nicht zu verkennen, daß es in dieser Hinsicht bei uns besser geworden ist. Vollfarbige Ausstattung der Wohnräume, bei welchen die Meubles, die Teppiche, die Wandtapeten und Holzbekleidungen, die Geräthe und Geschirre und endlich auch der Ofen zu einer harmonischen anheimelnden Wirkung zusammengestimmt werden, sind jetzt keine Seltenheit mehr. Daß es aber besser geworden ist, verdanken wir hauptsächlich den Bestrebungen solcher Künstler, welche an den klassischen Schöpfungen Italiens sich gebildet und aus dem farbenprangenden Süden das Bild einer polychromen Ausstattung der Räume in den kühleren farblosen Norden heimgebracht haben. Denn in Italien hat seit der altchristlichen Epoche bis in das goldene Zeitalter der Renaissance die farbige Decoration ihre höchsten Triumphe gefeiert; Pompeji und Herkulanum, sowie die neuesten Ausgrabungen auf dem Palatin, beweisen aber, daß dieser coloristische Sinn ein Erbtheil aus dem klassischen Alterthum ist. Was die Arbeiten Zahns und Ternites für die antike Polychromie geleistet haben, sucht Köhler in seinem Prachtwerke für die Epochen des Mittelalters und der Renaissance zu erreichen. In der That hat er schon in den früheren acht Blättern, welche die ersten vier Lieferungen enthielten, sich auf der vollen Höhe seiner schwierigen Aufgabe gezeigt. Gab er im Baptisterium von Ravenna und in der Schloßkapelle von Palermo Beispiele altchristlicher und mittelalterlicher mustvischer Decoration, der sich St. Miniato bei Florenz mit seinem edlen maßvollen und doch wirkungsreichen Farbenaccord anschloß, so brachten die Loggien des Vatikans, die Camera della Segnatura und die Stanza d'Eliodoro die Meisterschöpfungen aus der Blüthezeit der Hochrenaissance und zugleich die monumentalen Hauptwerke Rafaels, das Innere von St. Peter dagegen mit seiner lichtdurchflossenen, wie im Aether vergeistigt schwebenden Raumherrlichkeit fügte dazu den feierlichsten Monumentalbau der kirchlichen Kunst jener Zeit, und endlich glühte in der Sala del Collegio des Dogenpalastes zu Venedig die goldschimmernde Farbentrunkenheit der üppigen Meerbeherrscherin.

Zu diesen verständnißvoll ausgewählten Beispielen gesellen sich in der eben erschienenen fünften Lieferung die Libreria im Dom von Siena und die Loggia im Palast Andrea Doria zu Genua. Die Libreria zu Siena, das edle Denkmal des berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini, eines der Hauptvertreter des Humanismus in Italien, bringt ein Beispiel der bis jetzt in dieser Reihenfolge noch nicht vorhandenen Frührenaissance. Bekanntlich wurde von dem Erben jenes Papstes der umbrische Meister Pinturichio mit der Ausführung des malerischen Schmuckes in diesem schönsten Büchersaal der Welt beauftragt, und kein Geringerer als der damals in der ersten Jugendblüthe stehende Rafael unterstützte dabei den älteren Freund. Auf den Wandbildern, in welchen dieser das Leben des Aeneas Sylvius zu erzählen hatte, brachte derselbe daher sein Porträt und das seines jugendlichen Gehülfen an. Die Frührenaissance hält mit der ganzen noch ungebrochenen Farbenlust ihren Siegeseinzug in diesen Raum, den sie zu einem wahren Juwel architektonischer und malerischer Schönheit gestaltet. Ueber dem unteren mit Holz getäfelten Theil der Wände, welche die Gestelle für die riesigen Bücher enthalten, spannen die großen Frescobilder sich mit der heiteren Pracht südlichen Lebens aus. Sie werden eingerahmt von Pilastern mit bunten Ornamenten auf Goldgrund,

Digitized by Google

die von schmaleren Pilastern mit grauen Arabesken auf dunkelblauem Grund umfaßt sind. Die Zwickel und Kappen des Spiegelgewölbes zeigen die größte Pracht buntfarbiger Ornamente theils auf Goldgrund, theils auf blauem oder rothem Grunde. Es ist eine Rhythmik der Farbenvertheilung, an welcher die moderne Decoration sich immer wieder Belehrung holen kann.

Ganz anderer Art ist die Loggia im Palaste des Andrea Doria, die von Perin del Vaga, einem Schüler Rafaels, geschmückt wurde. Die Architektur dieses Palastes ist noch sehr einfach und durchaus auf Mitwirkung der Malerei berechnet; dagegen lud die schöne freie Lage am Meer mit dem wundervollen Ausblick auf den Hafen, die sich der alte Seeheld zu seiner Residenz erkoren hatte, zu ausgedehnten luftigen Säulenhallen, zu Gartenanlagen mit Springbrunnen, zu reichen Doppeltreppen und Portiken, die nach dem Ufer hinabführen, ein. Einen Theil dieser Loggien, deren Gewölbe auf schlanken dorischen Säulen ruhen, hat der Künstler dargestellt. Die Farbenwirkung, die Anordnung und Ausführung, sowie die architektonische Formsprache verräth den umgestaltenden Einfluß, welchen Rafael durch die Loggien des Vatikans auf die Decoration solcher Hallen inzwischen gewonnen hatte. Der fröhliche Uebermuth der Frührenaissance, der seinen Ueberschuß an Kraft kaum zu bändigen weiß, ist hier zu maßvoller, vornehmer Ruhe abgedämpft, die indeß immer noch einen vollen, wenn auch etwas milderen Accord anschlägt.

Die hingebende Liebe, die gewissenhafte Sorgfalt, das tiefe Verständniß, mit welchem Köhler auch diese Blätter entworfen hat, stehen auf gleicher Höhe mit der technischen Vollendung, welche Loeillot bei ihrer Wiedergabe bewährte. Die Baumgärtner'sche Verlagshandlung in Leipzig wetteifert in vornehmer Gediegenheit der Ausstattung mit den schönsten Publicationen unserer Zeit, und der Preis von 18 Mark für jedes dieser Prachtblätter muß, in Anbetracht der Kostspieligkeit der Herstellung, als ein mäßiger bezeichnet werden. Ein erklärender Text ist in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache beigegeben.

An diese Veröffentlichung, welche sich mit den Schöpfungen der großen Vergangenheit beschäftigt, reihen wir heute eine andre Arbeit, die der Wiedergabe eines Meisterwerkes der Gegenwart gewidmet ist. Eines der anmuthigsten Bilder von L. Knaus, „Unsre Lieblinge", hat an N. Barthelmeß einen Uebersetzer in die Sprache des Kupferstichs gefunden, wie er besser nicht zu wünschen war, und die Verlagshandlung von H. Bäumer in Düsseldorf hat das schöne große Blatt in trefflich ausgeführten Abdrücken kürzlich zur Ausgabe gebracht. Je schwieriger es heut dem Kupferstich gemacht ist mit seinem behenden und glänzenden modernen Rivalen, der Photographie, zu wetteifern, um so erfreulicher ist es immer, wenn die edle Arbeit des Grabstichels den Wettkampf wieder einmal aufnimmt. Die Composition des allerliebsten Bildes dürfen wir als bekannt voraussetzen. In einem geräumigen Lehnsessel hat ein kleines Mädchen mit seinem noch jüngeren Brüderchen sich häuslich niedergelassen. Indem sie fleißig an einer Stickerei arbeitet sucht sie zugleich einer zweiten Pflicht zu genügen und den ihr anvertrauten Gefährten zu hüten. Der Schützling lehnt sein schlummertrunkenes Köpfchen an die Schulter der Fleißigen, die ihn mit ihrem linken Aermchen zärtlich umschließt, ohne doch dabei in dieser unbequemen Stellung ihre Arbeit aufzugeben. Dieser liebenswürdige Pflichteifer findet seinen ergötzlichsten Gegensatz an dem tiefen Dolce far niente des Wachtelhündchens, welches unter dem Stuhl am Boden liegend sich mit aller Behaglichkeit ausstreckt.

Das sinnig Gemüthliche dieses kleinen Meisterwerks, vorgetragen mit dem vollen Reiz der Knaus'schen Palette, hat der Stecher mit Aufgebot der reichen Mittel seiner Kunst wiedergegeben. Vortrefflich ist jede feinste Bewegung in der Modellirung der nackten Theile, der Köpfchen, Aermchen und Beinchen zum Ausdruck gekommen, und besonders die beiden Hände des Mädchens sind mit dem zartesten Gefühl für den Organismus und die Bewegung der Glieder dargestellt. Nicht minder hat der Künstler die verschiedenen Stoffe der Umgebung, die Kleider, den Sessel, den Teppich des Hintergrundes mit den mannichfachsten Mitteln seiner Kunst zu kraftvoller Wirkung herausgehoben. Will man sich von seiner Gewandtheit in der charakteristischen Wiedergabe des Einzelnen eine Vorstellung machen, so muß man beachten, wie er das lockige Haar des Mädchens, das in schlichteren Wellen fließende des Knaben und endlich das zottige Vließ des Hundes zu unterscheiden gewußt hat. Das schöne Blatt, welches die reichsten Abstufungen vom tiefsten Schatten bis ins hellste Licht aufweist und die Technik des Grabstichels in glänzender Wirkung hervortreten läßt, dürfte sowohl für die Mappen der Sammler wie als Zimmerschmuck sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen. W. Lübke.

Ein deutsches Handelsmuseum.

Vor sechsundzwanzig Jahren gegründet hat sich das Germanische Museum zu Nürnberg, eine Schöpfung, welche ihr Fortschreiten und ihr Gedeihen allein der werkthätigen Theilnahme der gesammten deutschen Nation, der Fürsten wie des Volkes, zu danken hat, im Laufe der Zeit eine Stellung von allseitig anerkannter Bedeutung errungen.

Der außerordentliche Aufschwung, der sich seit einem Decennium in dieser Anstalt vollzogen, ist vor Allem das Verdienst ihres Directors Dr. A. Essenwein, welcher sich seit der Uebernahme seiner Stellung mit unermüdlichem Eifer und seltener Schaffenskraft ihre äußere und innere Erweiterung und die Beschaffung der hierfür erforderlichen Mittel mit Aufwand aller Kräfte angelegen sein läßt.

Dem Ausbau des alten, halb verfallenen Karthäuserklosters mit seinen schönen Kreuzgängen, dem ersten festen Sitze und Besitzthum des Museums, folgte die Erbauung der für die Aufnahme eines von König Wilhelm, dem deutschen Kaiser, gestifteten Glasgemäldes bestimmten Wilhelmshalle und im Jahre 1873 die jetzt bereits vollendete Uebertragung des damals inmitten der Stadt gelegenen zum Abbruche bestimmten Augustinerklosters. Durch letzteres sind dem Museum nicht nur sehr umfangreiche neue Räume erwachsen, sondern es wurde auch der Stadt ein monumentaler Bau von künstlerischer und historischer Bedeutung erhalten.

Welche Erweiterung die Sammlungen in diesem Zeitraume erfahren haben, geht daraus hervor, daß die Zahl der von ihnen eingenommenen Räume von 9 auf 41 gestiegen ist und die vorhandenen Gegenstände sich um das Vierfache vermehrt haben. Eine verhältnißmäßig nicht geringere Förderung ist der Bibliothek und dem Archive des Museums durch Schenkungen und Ankäufe zu Theil geworden.

Eine wesentliche Erweiterung erfuhr die Anstalt durch die am Jubiläumstage ihrer Gründung, dem 17. August 1877 erfolgte Grundsteinlegung für den Galeriebau, welcher die Gemälde und Sculpturen aufzunehmen bestimmt ist. Bereits ist die Hebung des Dachstuhls vor nicht langer Zeit erfolgt, und es darf danach auf eine baldige Vollendung auch dieses neuen Theiles gerechnet werden.

Inmitten dieser und anderer zahlreicher Arbeiten, unter denen die systematische Ordnung und Aufstellung der vorhandenen Schätze, sowie ihre Katalogisirung nicht den geringsten Theil der Zeit in Anspruch nehmen, ist Director Essenwein im Beginn des vorigen Jahres abermals mit einer neuen Idee, und zwar mit der der Gründung eines mit dem Germanischen Museum zu verbindenden deutschen Handelsmuseums, hervorgetreten, deren Realisirung schon jetzt, nach kaum Jahresfrist, als gesichert angesehen werden darf.

Der Plan zur Einrichtung desselben, welcher mit dem ersten Aufrufe zur Beschaffung der erforderlichen Mittel veröffentlicht wurde, bezeichnet als die beiden Hauptgruppen, deren Berücksichtigung im Hinblick auf die Geschichte des Handels und des

Digitized by Google

Handelsstandes in Deutschland geboten erscheint, den Handel der deutschen Seestädte und den Land- oder Binnenhandel.

Das Germanische Museum will es sich zur Aufgabe machen, alle darauf bezüglichen Urkunden und Denkmäler zu sammeln und, nach einem bestimmten System geordnet, zu bewahren. In Betracht kommt hierbei:

1) Der Kaufmann als Lehrling, Gehülfe und Geschäftsinhaber. In dieser Rücksicht werden aufzunehmen sein die Lehrverträge aus alter Zeit, die Gebräuche bei Aufnahme und Freisprechung von Lehrlingen, die verschiedenen Klassen von Gehülfen, deren Anstellungsverträge, dann die Art der Begründung selbstständiger Geschäfte, die Compagnieverträge, endlich der Zusammenschluß des gesammten Personals zu einer Gilde, die Betrachtung der Rechte und Pflichten der Einzelnen zu einander und zur Gilde, der Gilde und ihrer Mitglieder zur Stadt und zum Staate.

2) Das Kaufmannshaus, wie es nach Städten, respective Gegenden und Verschiedenartigkeit der Geschäftszweige sich in verschiedenen Zeiten verschieden gestaltete in Bezug auf Räume für ankommende und abgehende Güter, auf große Lagerräume, auf Lokalitäten für den Detailverkauf (Kaufladen) und auf Comptoire. Hierher gehören auch die großen Gebäude für gemeinschaftliche Lagerung und Verkauf von Waaren, wie die Tuchhallen, Bazare u. A.

3) Der Geschäftsbetrieb, die Art der Buchführung in ihrer Entwickelung, die Bezeichnung der Waaren, ihre Gruppirung, die Correspondenz, die Behandlung der Waare in Bezug auf Aufbewahrung, auf Verpackung und Verrechnung. In wie weit auf die Geschichte der einzelnen Waarenpackungen einzugehen ist, wird sich aus der praktischen Entwickelung ergeben müssen.

4) Das Verkehrswesen in Betreff der Versendung der Waare zu Land und zu Wasser. Die Güterwagen, die Schiffe, die Fuhrleute und Schiffer, sowohl in ihrer äußeren Erscheinung, als in ihrer corporativen Organisation, ihren Arbeits- und Betriebsgewohnheiten.

5) Die staatliche Organisation zur Förderung, wie zur Ausnützung des Handels. Bewaffnetes Geleite, Pässe, Zollwesen, Besteuerung, Einrichtung der Messen, Staatsverträge über Handelsbegünstigungen, Verleihung von Privilegien. Die Monopole, der Handelsbetrieb durch den Staat, die Beaufsichtigung des Privathandels durch Prüfung der Waare. Handelsgerichte.

6) Das Geldwesen. Die Münzen selbst, Nothmünzen, falsche Münzen, Marken und Zeichen, Papiergeld, Staatspapiere, Actien, Banken, Wechsel und Wechselcurs, Münzordnungen, Bestimmungen über Gewicht und Feingehalt, Münzverträge.

7) Maße und Gewichte. Ihr gegenseitiges Verhältniß, Ordnung und Feststellung derselben, Abänderungen.

8) Handelsstatistik. Tabellen über Ein- und Ausfuhr der einzelnen Waaren in einzelnen Städten.

9) Handelsgeographie. Die Länder, nach welchen deutsche Waaren exportirt, aus welchen fremde importirt werden. Ueberseeische Verbindungswege, Länderentdeckungen, alte Karten, Abbildungen der hervorragendsten Handelsstädte Deutschlands, der auswärtigen und überseeischen Handelsstädte, mit denen directer Verkehr bestand. Die Hauscomptoire, das deutsche Haus zu Venedig.

Nach solchen Rücksichten ausgewählt wird sich die betreffende Sammlung zu einem deutschen Handelsmuseum im umfassendsten Sinne des Wortes gestalten. Muß auch die Systematik, wenn durch dasselbe ein möglichst anschauliches Bild der Gesammtthätigkeit gewonnen werden soll, in einzelnen Punkten zurücktreten, so wird es sich doch darum handeln, allen oben angeführten Punkten Rechnung zu tragen. Eine große Anzahl der wichtigsten Momente für die Geschichte des Handels sind nicht körperlich greifbar, sie können nicht in die Sammlungen hineingestellt werden, aber bildliche Darstellungen oder statistische Tabellen können jeden Theil der Handelsgeschichte zum Ausdruck bringen. Es sind demnach solche mit den gesammelten Gegenständen in Verbindung zu setzen. Gegenstände aber, welche zu groß und zu umfangreich sein würden, um sie in Originalen aufzustellen, müssen in Modellen vor Augen geführt werden.

Welchen lebhaften Anklang der von Director Essenwein angeregte und in Vorstehendem zu einer bestimmten Form entwickelte Gedanke in den bezüglichen Kreisen gefunden, beweist die zur Ausführung desselben in verschiedenen größeren Handelsstädten erfolgte Bildung von Comités und die Zahl der Antheilscheine (im Betrage von 50 Mark), welche für diesen Zweck bereits gezeichnet sind. Es beziffern sich diese auf 274, deren 50 von der Handelskammer zu Nürnberg, 36 von anderen Handelskammern und Vereinen und 188 von einzelnen Kaufleuten gezeichnet wurden. An einmaligen Geldgeschenken kommen hierzu noch 440 Mark, so daß bereits die Summe von 14,140 Mark für den Beginn des Unternehmens gesichert ist.

Nicht allein aber an Geld, sondern auch an zahlreichen, auf den Handel bezüglichen Gegenständen und Documenten ist bereits eine namhafte Zahl eingegangen, so daß danach das deutsche Handelsmuseum schon jetzt zu einer Thatsache geworden ist und einer weiteren glücklichen Entwickelung entgegensehen darf.

Als am 23. Januar d. J. im Sitzungssaale der Nürnberger Handelskammer eine Versammlung zum Zweck der Förderung des Unternehmens abgehalten wurde, hatte das Germanische Museum eine Ausstellung veranstaltet, in der sich, wenn auch noch in verhältnißmäßig bescheidenen Dimensionen, doch das Bild des künftigen Handelsmuseums in den oben bezeichneten verschiedenen Richtungen zu erkennen gab.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei der überall hervortretenden Theilnahme das schon jetzt vorhandene schätzbare Material in kurzer Zeit eine bedeutende Erweiterung erfahren und sich allmählich zu einem vollständigen Bilde der Entwickelung des deutschen Handels gestalten wird.

Dann aber wird das Germanische Nationalmuseum in einer neuen Erfüllung seiner Aufgabe das für die Erforschung einer der wichtigsten Theile unserer Culturentwickelung erforderliche Material in immer wachsender Vollständigkeit darzubieten im Stande sein.

O. v. Schorn.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaal.

Die Concerte überjagen sich noch immer. Wenn sie einen Gradmesser für den Höhepunkt des Berliner Musikbedürfnisses abgeben sollen, so zeigt die Intensität des Wärmepunktes ihres beabsichtigten Sturmlaufens nicht gerade eine Uebereinstimmung mit der etwas kühl beobachtenden Position des Publicums, denn die häufig gähnende Leere der Säle zeigt zur Genüge, wie auch des wirklich Guten zu viel auf den musikalischen Markt gebracht werden kann. Die Ueberproduction der Arbeiter steht auch hier in keinem Verhältnisse zu der Nachfrage der Consumenten. Man könnte nicht sagen, daß Berlin nicht vergnügungssüchtig, daß es mehr als andere Städte einer edlen Zerstreuung nicht abhold sei, aber es ist nicht gewillt, für viele sich gleichende Veranstaltungen die Börse wiederholt zu öffnen, um dasselbe noch einmal zu genießen, was wenige Tage zuvor, wenn auch nicht gerade in derselben Gestalt, so doch ähnlich geboten worden war.

Es besitzt unsere Stadt außer den allabendlich stattfindenden großen Orchesterconcerten, den seit vielen Jahren wohl accreditirten Symphonieséréen der Königl. Kapelle, den wöchentlich mehrfach gebotenen Ausführungen der Manstädt'schen Kapelle, den Productionen unserer großen und kleineren Gesangvereine noch fünf Societäten, man kann sagen ersten Ranges, für Kammermusik: gewiß eine stattliche Anzahl musikalischer Veranstaltungen, zu denen sich noch die Concerte und Vorträge einheimischer und auswärtiger, bekannter und unbekannter Künstler gesellen, die alle glauben in und aus dem kritischen Berlin für ihre Kunstleistungen den imponirenden Nachdruck zu beziehen, der ihrem Rufe für fremde Städte und einer

Digitized by Google

Garantie des Gewinns in denselben förderlich sei. Daß hierbei manche Verrechnung mit unterläuft, manche allzu sanguinische Hoffnung vereitelt wird, ist leider eine Wahrnehmung, die schon den nicht mit aller Schärfe Blickenden nicht entgehen kann.

Soll ich mich näher erklären, so will ich nur zwei Gründe angeben, welche unser Publicum, und ich glaube eine lange Reihe Jahre hindurch richtig beobachtet zu haben, häufig zu jener beschaulich abwartenden Stellung zwingt. Man kann in einer und derselben Saison wiederholt die unvergänglichen Compositionen unserer Heroen hören, ohne eine Ermattung der Empfängniß eintreten zu fühlen; vorsichtiger jedoch müßten die Concertprogramme mit dem allzu bereitwilligen Darbieten des immer geistreichen und feinpointirten Chopin, dessen zu reichliche Spende ermüdet, verfahren. Wenn die Elite unserer Wintergäste, zu der ich Hans v. Bülow und Frau Essipoff zähle, uns vielfältig mit ihrer eigenartigen Erfassung Chopin'scher Compositionen in fesselnder Weise unterhielten, so ist das dankbar aufzunehmen und mit besonderer Anerkennung zu verzeichnen. Zu viel indessen wird es, wenn allabendlich auf dem Zettel die Polonaisen, Boleros, Nocturnes, Walzer, Impromptüs, Balladen und Etüden, die zur Genüge und gut in den Salons der vornehmen Welt, in allen Familienkreisen, selbst in den unscheinbarsten Nebenstraßen unausgesetzt gespielt werden, als Zugmittel prangen. Die gewünschte Anziehungkraft schlägt in ihr Gegentheil um; sie in solcher Fülle auszuüben, dazu ist der sonst so liebenswürdige Componist nicht kernig genug, zu süß verschwommen, vielleicht zu absichtlich einseitig.

Ein anderer Grund mag in der Hast nach einer frühzeitigen schnellen Berühmtheit, in der Vorliebe liegen, mit der namentlich jüngere Musiker uns ihre eigenen Compositionen, die häufig noch die unfreie Hand des eben Erlernten bekunden, nicht länger vorenthalten zu dürfen glauben. Eine Hand voll guter Freunde, anderweitig flügge gemachte Zuhörer und die Inhaber eines freien Platzes bilden die kleine Schaar der Interessenten, die oft nur mit der Anstrengung ihrer letzten Kräfte bis zum Schlusse des Concertes verharren. Solches Zumuthen fördert weder ein rühmliches Bekanntwerden, noch füllt es Saal und Kasse. Aber ein Ausweg müßte gefunden werden, denn es ist dadurch, wenn nicht das allmähliche Einschleichen einer allgemeinen Apathie selbst die guten Interessen zersplittern aber zur völligen Ohnmacht herabstimmen soll, die Gefahr bereits hereingebrochen, wie die Wahrnehmungen dieser Wintersaison es leider bezeugen, daß selbst die bewundertsten Künstler vor einer lückenhaften Besetzung des Saales concertirten.

Der Ausweg, der eine gewisse Sicherheit darbietet, ist die strenge objective Selbstkritik, die sich nicht in leichter Zufriedenheit oder vielleicht sogar in Bewunderung wiegt, sondern den Maßstab an eigenes Produciren legt, mit dem so gern die Collegen unerbittlich gemessen und oft schonungslos verurtheilt werden. Dann würde auch jenes zu frühe Entlaufen aus der Schule, jene entfesselte Zügellosigkeit und Unreife ein Ende nehmen. Es könnte auch nicht fehlen, daß so kritisches Abwägen von wohlthätigstem Einflusse auf das Gros der reproducirenden Künstler wäre. Wir würden dann statt der vielen, wenn auch immer phantasievollen Gebilde, festumrahmte, durch abgeschlossene Form beherrschte Compositionen zu hören bekommen. Während die Einen in selbstgefälliger Ueberschwänglichkeit durch harmonische und melodische Weichlichkeit, auch wohl durch kindisch eigensinnige Bizarrerie eine Ermüdung nach sich ziehen, würden durch Selbstkritik die Andern, vorausgesetzt, daß sie wirklich zur Kunst berufen, einem sprudelnden Quell gleich erfrischen, und wir hätten unter den Lebenden mehr schaffende Kräfte, als spielende Phrasenhelden, die nur sich genügen, aber jedem echte Kritik Ausübenden Langeweile und Aergerniß bereiten.

Es ist erfreulich, daß wir unter den in letzter Zeit aufgetretenen Concertgebern solche zu verzeichnen haben, deren Künstlerschaft durch Talent und unausgesetztes ernstes Studium die höheren Bahnen verfolgt. Herr Ernst Eduard Taubert und Herr Dreßler, beide, wenn ich nicht irre, ehemals von der Meisterhand F. Kiels geleitet, documentirten ihr sehr beachtenswerthes Talent in ausgedehnten Werken für Kammermusik und ganzes Orchester. Jünger, stürmischer und wagehalsiger durch die Anwendung größerer Orchestermassen erschien der Letztere, reifer und feinfühliger der Erstere in zwei Quartetten, deren eines für Streichinstrumente allein in der Kammermusikfoirée der Herren Struß, Wegener ꝛc. unter beifälligster Aufnahme ausgeführt, das andere, ein Klavierquartett, in einer von dem Componisten veranstalteten Matinée zu Gehör gebracht wurde. Herr Taubert, dessen musikalische Erziehung auf den unvergänglichen Grundpfeilern, die unsere Meister unerschütterlich befestigt haben, fußt, hat sich später der Schubert-Schumann'schen Romantik und dem Geiste der neuesten epochemachenden Celebritäten zugewendet, sich indessen durch die Bewunderung derselben keineswegs hinreißen lassen, mit begehrlichen Händen nach der Sprache Jener zu greifen, daß die Verwandtschaft allzu bemerkbar würde, im Gegentheile, er besitzt Schöpferkraft genug, um durch anziehende Gestaltung, geläuterte Melodik und ungesuchtes harmonisches Gefüge dauernd zu fesseln. Sein Cyklus „Der Trompeter von Säckingen" und seine toskanischen Lieder, von denen Herr Oberhauser einige in der Matinée sang, reihen sich den besten der Neuzeit an; sie haben bereits große Verbreitung gefunden und fehlen kaum in einem Hause, wo Schumann, Brahms und Franz erklingen.

Als hervorragender Techniker seines Instruments zeichnete sich Herr Waldemar Meyer, erster Violinist der Königl. Kapelle, in einem von ihm veranstalteten Concerte aus. Er hatte sich die schwierige Aufgabe gesetzt, an einem Abende das Beethoven'sche und Mendelssohn'sche Concert zu spielen. Gewiß ein schwieriges Unternehmen, das umsomehr anzuerkennen ist, als der Meister Joachim wenige Tage zuvor quantitativ dieselbe That vollführte. Und trotz Joachim, der das Beethoven'sche Concert zu seiner Domaine zählt, gab Herr Meyer Sinniges und Durchdachtes mit ausgebildeter Technik, die ihn in die Reihe der hervorragenden Künstler Berlins stellt. Nicht hoch genug anzuschlagen ist die Bildung seines Tons, der in allen Lagen edel, in den höchsten nichts von seiner Reinheit einbüßt. Das Thema des ersten Satzes, das im Verlaufe desselben in der höchsten Lage der E-Saite auftritt, ein Brückenstein für alle Lügner auf ihrem Instrumente, gelang ihm so meisterlich und mit solcher Leichtigkeit, daß man dem noch jugendlichen Künstler nur Glück auf seiner Bahn wünschen kann.

Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß wir in einem Montagsconcerte Fräulein M. Schmidtlein, der wir im Laufe der Zeit schon öfters begegneten, näher kennen lernten. Mit einer schönen, weitausgiebigen Mezzosopranstimme ausgerüstet, die unter Stockhausens Leitung von des Sangesmeisters Weihe denjenigen Antheil erhalten, der so unwiderstehlichen Zauber auf das Gemüth der Empfänglichen ausübt, singt sie nur, was die Besten geschaffen. Ihr Repertoire ist deshalb nicht klein zu nennen, denn außer den alten Meistern sind ihr die neueren im Liedfache hervorragenden Größen sämmtlich geläufig. Wenn sie eine Vorliebe für gewisse Componisten, namentlich Schumann, Brahms und Franz hegt, so zeigt die Wahl den durchgebildeten Sinn und feinen Geschmack, der es nicht zuläßt, irgend welche Zugeständnisse an ein Publicum zu machen, das noch auf einem Niveau steht, welches von dem geläuterten Geschmacke längst verlassen ist. Fräulein Schmidtlein, die sich hier als vielbeschäftigte Gesangslehrerin aufhält, dürfte bald eine unentbehrliche Zierde der Salons und Concertsäle werden. Wir wünschen der talentirten Künstlerin noch recht oft zu begegnen.

H. Krigar.

Die Humboldt-Akademie.

Seit Anfang dieses Jahres ist in Berlin ein wissenschaftliches Unternehmen ins Leben getreten, das den Zweck verfolgt, in Reihen von in der Regel zehn bis zwölf Vorträgen, die in den Abendstunden je an einem Tage in der Woche gehalten werden, also innerhalb eines Vierteljahres zu absolviren sind, größere wissenschaftliche Fragen oder Theile von wissenschaftlichen Disciplinen und, soweit thunlich, auch ganze Disciplinen für ein größeres gebildetes Publicum durch tüchtige Docenten behandeln zu lassen. Es ist dabei auf die wissenschaftliche Weiterbildung namentlich junger Kaufleute und Beamten, überhaupt von Personen abgesehen, die schon im praktischen Leben stehen und ein Bedürfniß nach gründlicherer wissenschaftlicher Belehrung und Anregung empfinden, als gelegentliche Einzelvorträge geben können, denen aber die Universität verschlossen ist, sowohl weil hier die Disciplinen zu umfangreich vorgetragen werden, für eigentliches Fachstudium berechnet sind, als auch, weil die meisten Universitätscollegia in eine Tageszeit fallen, wo solche Personen von ihren praktischen Geschäften gefesselt werden. Die von den

Digitized by Google

Zuhörern zu zahlenden Honorare, deren Betrag nach Abzug der Unkosten der Docenten zukommt, sind so mäßig wie möglich bemessen; außerdem wird die Anstalt von dem hierfür gegründeten wissenschaftlichen Centralverein mit Mitteln versehen.

Eine Concurrenz dieser „Humboldt-Akademie" mit der Universität ist weder beabsichtigt noch denkbar, wohl aber darf sie auf Unterstützung seitens derselben durch Mitwirkung von Universitätslehrern als Docenten hoffen und hat sie auch im laufenden Vierteljahr, wo eine bedeutende Anzahl von Vortragscyklen aus den verschiedensten Wissensgebieten abgehalten wurden, bereits erfahren. Auch aus anderen Kreisen hat sie hervorragende Lehrkräfte gewonnen. — Daß die Humboldt-Akademie einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkam, beweist die Theilnahme von über 800 Zuhörern in dem ersten Vierteljahr ihres Bestehens. Sie wird von einem Curatorium geleitet, dem u. A. neben dem Vorsitzenden General der Infanterie von Etzel, Professor Steinthal, der berühmte „Völkerpsycholog", Dr. Eberty, der Reichstagsabgeordnete Rickert, Regierungsrath Professor von Scheel und Professor Jessen angehören. Die besten Hoffnungen dürfen auf den Fortgang des Unternehmens gesetzt werden. h.

Notizen.

Der Reichstag ist seit etwa einer Woche eröffnet, der sogenannte Frieden zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossen, die Anerkennung des neuen Präsidenten der französischen Republik regelmäßig vollzogen, England durch eine Schlappe in Afrika tief betrübt, die Abwehr der Pest endlich in voller Ausführung. Dies sind die nicht durchweg angenehmen Materien, mit welchen sich die Welt, soweit sie sich für politische Dinge interessirt, in den letzten vierzehn Tagen vorzugsweise beschäftigt hat. Denn auch die Pest gehört jetzt bekanntlich zur Politik, seit Rußland diejenigen zu seinen Freunden zählt, die Vorsichtsmaßregeln gegen die drohende Epidemie nur etwa obenhin zur Beschwichtigung des Publicums treffen, während es Regierungen, die sich herausnehmen, die Sache ernst zu behandeln und ihre Landesangehörigen, unter dem Gebot einer heiligen Pflicht, gegen die Seuche erfolgreich schützen wollen, als geheime Gegner ansieht, die etwa gar an unserer Ostgrenze den Verkehr beschädigen und sich auf Kosten des dortigen Exports bereichern wollen. Dergleichen ungeheuerliche Dinge waren in der russischen diensteifrigen Presse zwanzigfach zu lesen, nicht etwa nur in der ultraslavischen, sondern auch in der notorisch von dem Petersburger Preßbureau aus direct soufflirten. Aber sie wurden diesmal ausnahmsweise aus begreiflichen Gründen von den russenfreundlichen Blättern des Inlandes nicht ohne Weiteres übernommen. Infolge eines seltsamen Zusammentreffens, das indessen selbst der entschlossenste Officiöse doch wohl nicht ein glückliches nennen wird, ist der Pestverdacht auch in der Nähe des Aegäischen Meeres aufgetaucht. Man muß daher auch nach der Türkei hin Mancherlei absperren, und Rußland kann sich vernünftigerweise nicht mehr beschweren. Was den sonstigen politischen Speisezettel dieser Tage angeht, so nimmt er sich zwar weniger grausig aus, läßt aber doch ein rechtes Behagen nicht aufkommen. Der Reichstag ist also wieder einmal da, gleichsam aus dem Winterschlaf erwacht, und er möchte sich gern des kommenden Frühlings erfreuen, möchte leben und arbeiten. Aber es fragt sich, ob ihm ein normales Dasein vergönnt sein wird. Das junge Gesicht verräth für den aufmerksamen Beobachter hippokratische Züge. Wer hätte am Nachmorgen des glorreichen Tages, als das deutsche Reich gegründet ward und die Herzen in dem Vollgefühl der vaterländischen Zukunft höher schlugen; wer hätte damals vorhersagen mögen, daß, bevor das erste Jahrzehnt der neuen Epoche vollendet wäre, unser aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament in kurzen Zwischenräumen vielleicht zwei Auflösungen nach einander erleben sollte! Doch wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen und auf einen besseren Ausgang noch immer hoffen. Eine nachhaltige Reaction ist ohnehin nicht möglich, so lange nicht wieder die alten feudalen Grenzpfähle in unserer Feldmark aufgerichtet werden und so lange eine gewisse Rücksichtnahme auf süddeutsche und andere nicht spezifisch brandenburgische Sympathien für den politischen Geschäftsbetrieb und das Gedeihen des Reiches unumgänglich bleibt. Sieht es ja doch sonst in der übrigen Welt nach Frieden aus. Warum sollte er uns im Innern vorenthalten bleiben! In Frankreich nimmt Alles, trotz Republik, Gambettisten und Communisten, einen so geregelten Gang, daß die für den Augenblick weniger beglückten Nachbarn wahrhaft neidisch darauf werden könnten. Der Präsident Grévy ist ordnungsmäßig anerkannt und von den Souveränen in ihrer Erwiderung auf die persönliche Anzeige seines Regierungsantritts als großer Freund begrüßt worden. Spöttisch erinnerte zwar neulich ein Legitimist in einem festländischen Salon daran, wie es einmal Friedrich der Große mit dem indischen Nabob gehalten habe. Er fragte den steinreichen Ausländer, welche Stellung er eigentlich in seinem Lande habe. Ungefähr, antwortete der selbstbewußte Krösus, eine solche wie Ew. Majestät in dem Ihrigen. Dans ce cas, erwiderte der König, mon frère, veuillez vous asseoir! Die Analogie mag pikant sein, trifft aber nicht zu und wird den ehrwürdigen Grévy auf seinem Wege, welchen er schlicht und correct seit dem Beginn seiner Laufbahn gewandelt ist, nicht irre machen. Man kann sich darauf verlassen, daß er sein Land inmitten der Chefs der verschiedenen Regierungen, wie der Kunstausdruck lautet, würdig und angemessen vertreten wird. In Sachen der französischen Republik war doch die gewichtigste Frage, wie die Armee gesinnt wäre. Alle intime sichere Nachrichten melden indessen übereinstimmend, daß bis zu den Obersten hinauf die Armee für das republikanische Regiment gewonnen ist. Mit vielen, allerdings nicht allen Generälen hat es dieselbe Bewandtniß. Daran ist denn auch die eine Zeit lang wegen eines Staatsstreiches geplante Verschwörung gescheitert. Broglie und Genossen mußten ihre hochverrätherische Gedanken auf einen günstigeren Moment vertagen. Ganz ähnlich erging es den Russen mit der Conspiration gegen den Berliner Frieden. England und Frankreich wollten von einem Bruch desselben, gleichviel unter welcher fadenscheinigen Formel, nichts wissen. Und über England mit dem bekannten Naserümpfen hinwegzugehen, hat die russische Liebedienerei seit den letzten Jahren denn doch verlernt. Englands Malheur in Südafrika ließ jenes Lager allerdings wieder etwas aufathmen. Die Freude über die von den Kaffern in einen Hinterhalt gelockten und erschlagenen fünfhundert Engländer war auf der ganzen Linie unverkennbar, wird aber schwerlich lange währen und zur Wiederherstellung des russischen Prestige offenbar nicht ausreichen.

Offene Briefe und Antworten.

„Rosamunde."

Verehrte Redaction!

Für die wohlwollende Besprechung meiner „Rosamunde" sage ich Ihnen meinen besten Dank und erlaube mir nur zu bemerken, daß ich keine willkürlichen Combinationen ersonnen, sondern mich streng an die Ueberlieferung gehalten habe, die bei Gregor von Tours nur in sehr unvollkommener Gestalt vorliegt. Das für unser modernes Gefühl Verletzende bin ich bemüht gewesen, möglichst zu mildern, und habe den Zuschauern weniger zugemuthet als manche meiner Vorgänger. Sie mögen indeß Recht haben, daß ein Rest übrig bleibt. Aber wie selten wird es einem Künstler so wohl, an einem Marmorblock zu arbeiten, der gar keine Adern hat! Und wenn ich wirklich zu tadeln sein sollte, weil ich in Umgestaltung des geschichtlichen Stoffes nicht noch weiter gegangen bin, so ist es dafür die echte unverfälschte Geschichte Alboins und Rosamundes, die in diesem Drama den Deutschen dargeboten wird.

Berlin, 14. Februar 1879. Heinrich Kruse.

Digitized by Google

Inserate.

Zum 1. Abdruck für Journal- od. Zeitungsfeuilleton wird die Uebersetzung eines feinen, spannenden, in der Revue d. d. Mondes erschienenen **Romanes** von **Maria Achard** offerirt. 20 Druckbogen. Adr. sub H. 3039 an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von Georg Stilke in Berlin
N.W., Luisenstrasse 32.

Künstlerfestspiele
von
J. Lohmeyer.

Albrecht Dürer, Die Malerhölle, Titiano Vecellio.

Mit Titel- und Ornamentzeichnungen
von
Ludwig Burger und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bogen gr. 8.
Elegant cartonnirt Preis 3 *M.*

Der Verfasser, bekannt als der feinsinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend"**, hat diese dramatischen Gelegenheits-Dichtungen, die von dem *„Verein Berliner Künstler"* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Charakter einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odiso.
Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 *Pf.*

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Joseph Krauss in Hamburg
empfiehlt sein reichhaltiges
Cigarren-Lager
in 95 verschiedenen Sorten von
68 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur**, A. Hofmann, in **Berlin** ist als 3. Band der Vereinspublikationen IV. Serie erschienen:

G. E. Lessing.
Ein Lebensbild nach James Sime.
Frei bearbeitet
von
Adolf Strodtmann.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
gr. 8. 28 Bogen. elegant geb. Einzel-Preis 6 *M.*

Das vorliegende Buch gibt ein klares, deutliches Bild des politischen und geistigen Lebens Deutschlands vor Lessing und zu seiner Zeit — ein ganz prächtiges Buch, das wir nicht genug empfehlen können. **Frankf. Journal.**
Es ist gradezu bewundernswürdig, wie der englische Autor sich in die deutsche Geistescultur des 18. Jahrhunderts eingelebt hat. Das merkwürdige Werk wird ebenso beim deutschen Publikum sich Eingang verschaffen, wie die Lewes'sche Göthebiographie. Sime übertrifft Lewes an Tiefe der Auffassung und objektiver Charakteristik. **Ueber Land und Meer.**
Die Lessingbiographie von Sime verdient die weiteste Verbreitung zu finden und dazu wird die deutsche Ausgabe von Strodtmann gewiß wesentlich beitragen. Die Bearbeitung ist so vortrefflich, daß man dasselbe für ein Originalwerk halten würde, wenn nicht der Vermerk auf dem Titel die Uebertragung verriethe. **Berliner Fremdenblatt.**

Königliche Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule zu Aachen.

Von jetzt an werden auch mit Beginn des Sommersemesters (am 21. April d. Jahres) Eintretende als **Studirende** eingeschrieben.
Programm und Statut von der Direction.

Neue Musikalien
im Verlage von
C. A. Challier & Co.
in Berlin.

Hollaender, G., Op. 7. Zwei Charakterstücke für Violine mit Pianoforte. No. 1. Minnelied. 2 *M.* 50 *Pf.* No. 2. La Gondoliera. 2 *M.*

Loewe, C., Op. 58. **Fünf Oden des Horaz auf den lateinischen Text mit deutscher Uebersetzung von Voss für 4 Männerstimmen.** Partitur und Stimmen 4 *M.* 50 *Pf.*

Marx, A. B., Auswahl aus J. S. Bach's Compositionen mit einer Abhandlung über Auffassung und Vortrag seiner Werke am Pianoforte. Neue billige Ausgabe 3 *M.* netto.

Sabath, E., Op. 18. Drei Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. 1. Vertraue. 2. Ueber Nacht. 3. Der Wald wird dichter. 2 *M.*

Schlottmann, L., Op. 43. Trauermarsch, Recitativ und Finale. Sinfonische Scene für Orchester. Partitur 5 *M.* netto. Orchesterstimmen 15 *M.* Vierhändiger Clavier-Auszug vom Componisten 4 *M.* 50 *Pf.*

Schlottmann, L., Op. 44. Zehn Gedichte von Goethe für eine Singstimme mit Pianoforte 6 *M.* Dieselben einzeln: No. 1. Wanderers Nachtlied. 60 *Pf.* No. 2. An den Mond. 1 *M.* No. 3. Nachtgesang. 60 *Pf.* No. 4. Der Goldschmiedsgesell. 1 *M.* No. 5. An die Entfernte. 1 *M.* No. 6. Der König in Thule. 80 *Pf.* No. 7. Der Fischer. 1 *M.* 20 *Pf.* No. 8. Erlkönig. 1 *M.* 20 *Pf.* No. 9. Gretchens Bitte. 1 *M.* 20 *Pf.* No. 10. Lied zum Tanz u. d. Linde. 1 *M.* 50 *Pf.*

Urban, H., Op. 22. Concert für Violine mit Begleitung des Orchesters. Orchesterstimmen 8 *M.* Solostimme 2 *M.* Clavier-Auszug mit Solostimme 5 *M.*

Vierling, G., Op. 55. Drei Fantasiestücke für Violoncell mit Pianoforte. No. 1. 2. 3. à 2 *M.*

Vierling, G., Op. 57. Der 100ste Psalm für gemischten Chor a capella mit willkürlicher Begleitung des Pianoforte. Partitur und Stimmen 3 *M.*

Vollmer, A., Drei Lieder des Mirza Schaffy „Zum Lobe des Weines und irdischer Glückseligkeit" für Bass mit Begleitung des Pianoforte. 1 *M.* 20 *Pf.*

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines sowohl der Unterhaltung als der Belehrung dienenden populären Journals wird eine bewährte Kraft gesucht, welche mit dem Verständnisse für das wirklich Populäre vielseitige Kenntnisse verbindet. Vor allem sollte die betreffende Persönlichkeit die Eigenschaft besitzen, die revidirende Thätigkeit der Redaction

mit grösster Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit

auszuüben, so dass Irrthümer und Fehler vermieden werden. Diejenigen geehrten Herren, welche sich um diesen gut dotirten Posten bewerben wollen, werden gebeten, ihren gefälligen Zuschriften die Angabe einiger Referenzen, sowie eine Photographie beizufügen, welche letztere jedenfalls zurückgeschickt wird. Die Vermittelung der mit der Chiffre **D. 6258** zu versehenden Offerten erfolgt durch die Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Hierzu Beilagen von der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart und Herrn Eduard Trewendt, Verlagshandlung in Breslau.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.** **Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.**
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 1. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. — **Literatur und Kunst:** Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen. Von Wilhelm Lauser. — Die Frau eines großen Dichters. Von J. A. Scartazzini. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Brutus und Collatinus. Trauerspiel in fünf Acten von Albert Lindner. Besprochen von Paul Lindau. — Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

China und seine politische Stellung zur Außenwelt.

Von B. M.

In den letzten Jahren hat sich so Manches ereignet, was China selbst dem Gleichgültigeren näher gebracht hat und namentlich dürfte dies auch für Deutschland der Fall gewesen sein. Die Beglaubigung eines chinesischen Gesandten bei dem deutschen Kaiser, die Entsendung junger Chinesen nach Deutschland zu ihrer Ausbildung, das Erscheinen des ersten Bandes des Richthofen'schen Werkes sind Ereignisse, welche auch auf weitere Kreise eine gewisse Wirkung nicht verfehlt haben werden, und so dürften die nachstehenden Mittheilungen über das große Fabelland heute vielleicht einem wärmeren Interesse begegnen, als dies noch vor nicht zu langer Zeit der Fall gewesen sein würde.

Vielleicht wird der Ausdruck Fabelland Manchem etwas gewagt erscheinen, aber trotz Allem, was von berufener und unberufener Seite über das ungefüge Reich der Mitte gesagt und geschrieben worden, ist dasselbe dennoch bis zum heutigen Tage wenigstens für die Mehrzahl ebenso unbekannt wie unverstanden geblieben. Die Ursache davon liegt auf der Hand. Wir können uns im Geist in die Civilisation der Aegypter, der Assyrer, der alten Perser versetzen und staunend bewundern, was diese Nationen vor Jahrtausenden geleistet; fänden wir uns aber in Person der Zeit eines Ramses des Großen oder eines Cyrus gegenüber, so würde uns das, was uns heute vorurtheilsfreie Bewunderung abzwingt, im Ganzen und Großen recht wenig bewundernswerth erscheinen, und wir würden in dem Gefühl, Kinder und Bürger des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, auf die uns so wenig verwandten Zustände herabschauen und ihnen höchstens ein archäologisches Interesse abzugewinnen vermögen. Aehnliches empfinden wir China gegenüber. Wir wissen, daß wir es mit einer Jahrtausende alten, selbstständigen Civilisation zu thun haben, daß wir uns einem fast eben so alten, fest gefügten Gemeinde- und Staatswesen gegenüber befinden, aber die äußeren Eindrücke sind eben zu überwältigend und dem thatkräftigen Sohne unserer Zeit, den des Schicksals Laune oder der eigene Wille in das Reich der Mitte führt, scheint Alles, was ihn umgibt, ein schwer oder gar nicht verständliches Trümmerwerk, das er im Bewußtsein seines Wissens und seiner Kraft im günstigsten Falle mit einer gewissen gutmüthigen Verachtung belächelt. Die Gegensätze sind freilich auch groß. Eine chinesische Kriegsdschunke und das Panzerschiff, welches die Flagge des englischen Stationscommandanten führt, die Truppen, welche die Schlachten des Jahres 1870 schlugen und das zerlumpte Gesindel, welches unter ohrenzerreißendem Geschrei vor dem inspicirenden Mandarin Bocksprünge ausführt und mit stumpfen Säbeln auf buntbemalte Schilde schlägt, die stolzen Straßen und Paläste europäischer Hauptstädte und die Jammerlöcher, in denen Hunderttausende der schwarzhaarigen Söhne des himmlischen Reiches ihr Leben hinbringen und in denen Augen und Nase des Fremden gleichmäßig beleidigt werden; der Abstand ist eben zu groß, um ein anderes Gefühl als das des Widerwillens und der selbstbewußten Ueberlegenheit aufkommen zu lassen. — So haben wir uns denn allmählich daran gewöhnt zu glauben, es mit den längst versteinerten Ueberresten einer nur durch ihr Alter ehrwürdigen und interessanten Cultur zu thun zu haben, ohne uns zu fragen, ob nicht doch unter der unbewegten Oberfläche ein frischeres Leben pulsirt habe und noch pulsire. Diese Frage zu beantworten, soweit die politischen Beziehungen Chinas zur Außenwelt in Betracht kommen, soll die Aufgabe sein, die wir zu lösen versuchen wollen.

Auf die ältesten Zeiten des chinesischen Reiches, d. h. auf die Dynastien der Hsia, Shang, Tschou und Tch'in zurückzugreifen würde zu weit führen, besonders da es sich dabei immer nur um mehr oder weniger geistvolle und gewagte Voraussetzungen handeln könnte, es wird genügen, an die erste historisch unzweifelhaft feststehende Berührung Chinas mit den Völkern des fernen Westens anzuknüpfen. Im Jahre 122 v. Chr., unter der Regierung des Kaisers Wu-ti der ersten oder westlichen Han-Dynastie, kehrte der General Chang Kien aus den Ländern des Yaxartes und Oxus nach einem zehnjährigen Aufenthalte in denselben zurück; seine Reise war epochemachend für China; nicht nur daß er den Chinesen bis dahin ungeahnte Einblicke in die Länder ihrer westlichen Nachbarn eröffnete, er brachte auch eine große Anzahl bis dahin unbekannter Pflanzen in die Heimat mit. Nach dem Pên-tsâo verdankt ihm China die Einführung der gemeinen Bohne, der Gurke, der Petersilie, des Sesam, des großen Knoblauch, der Wallnuß, des Granatbaumes und des Weins, d. h. einer großen Anzahl der heute noch wichtigsten Nutzpflanzen.

Seit dieser Zeit werden die Beziehungen zwischen China und seinen westlichen Nachbarn selten unterbrochen. Die Arsaciden-Dynastie der Parther (bis 228 n. Chr.) war unter dem Namen An-si bekannt, sie sendeten u. A. im Jahre 78 n. Chr. einen Löwen als Geschenk, und einen zweiten im Jahre 101; von der Mitte des fünften Jahrhunderts an wird Persiens als Po-sse Erwähnung gethan und in der Geschichte der Täng-Dynastie (618—906) sogar der letzte Sassanide Yezdejerd II. (Yi-sse-sse) aufgeführt. Die Araber erscheinen bald nach der

Digitized by Google

Entstehung des Islam. In der Geschichte der Táng, in welcher sie als Ta-shi bezeichnet werden, wahrscheinlich eine Nachbildung von Tazy, wie die Araber nach d'Ohsson von den alten Persern genannt worden sein sollen, werden Gesandtschaften der Kalifen Abul Abbas (A-bo-lo-ba), Abu Djafur (A-pú chá-so), Harun (A-lun) erwähnt und in der Geschichte der Sung (960—1280) sind zwanzig Gesandtschaften der Araber verzeichnet. Aber selbst noch weiter nach Westen reichten die chinesischen Beziehungen, wie das Erscheinen eines Gesandten des oströmischen Kaisers Theodosius im Jahre 643 bei dem Kaiser Tai-tsung der Táng-Dynastie beweist. Freilich stand gerade zu den Zeiten dieses Herrschers die chinesische Macht am höchsten, Corea war unterworfen, das jetzige Ostturkestan erobert und das chinesische Gebiet bis zu den Grenzen des persischen Reichs und den Ufern des Kaspischen Meeres ausgedehnt worden. Solche militärischen Erfolge, zusammengenommen mit der großen räumlichen Ausdehnung des Reichs und der voraussichtlich sehr bedeutenden Bevölkerungszahl desselben, eine freilich nicht ganz sichere Quelle gibt dieselbe für das Jahr 722 auf 52,884,818 an, würden allein hingereicht haben, China eine hervorragende Stellung allen den sich innerhalb seiner Machtsphäre befindlichen Nationen gegenüber zu sichern, aber es dürfte doch vielleicht irrthümlich sein, nur diese Factoren in Betracht zu ziehen und andere ebenso wichtige bei Seite zu lassen. Die hohe Cultur eines Reichs, welches weit über seine Grenzen hinaus nach Süden und Osten seinen Nachbarn den Stempel seiner Civilisation aufgedrängt hatte, das festgeordnete Staatswesen, dem sich die China besuchenden Fremden gegenüber fanden, die commerzielle und religiöse Rührigkeit der Chinesen, alles dies wird dazu beigetragen haben, den Ruhm Chinas bis in die fernsten Länder zu tragen, und den Wunsch nach der Anknüpfung directer Beziehungen mit solchem Reiche den Fürsten und Völkern nahezulegen.

Zwischen dem vierten und achten Jahrhundert unserer Aera zogen chinesische Dschunken nach Ceylon, Persien, Mesopotamien und vielleicht bis nach Aden, sollte da nicht anzunehmen sein, daß auch auf dem Landwege unternehmende Händler weiter nach Westen vorgedrungen sein mögen, als sich dies vielleicht bestimmt nachweisen läßt? Die vielen Spuren westlichen, namentlich persischen Einflusses, welche sich in der chinesischen Ornamentik auch der älteren Zeiten finden, scheinen darauf hinzudeuten, daß der Verkehr ein regerer gewesen, als man sonst wohl im Allgemeinen anzunehmen pflegt.

Zwischen China und Indien bestanden die lebhaftesten Beziehungen und zwar meistens auf religiöser Grundlage. Nach Indien, der Wiege des Buddhismus, ziehen Priester und Gesandte, um die Lehre an der Quelle zu studiren oder unverfälschte Exemplare der heiligen Bücher zu holen; Chi-tao-án besuchte Indien im Anfange des vierten Jahrhunderts, Fa-hien, der Verfasser des Foé-kué-ki, von 399—414, Hoéi-seng und Song-yun, deren Bericht Ch. F. Neumann übersetzt hat, ungefähr hundert Jahre später; Hiuan Tsang weilt von 629 bis 645 in Indien; unter der Táng-Dynastie ziehen sechsundfünfzig Priester nach dort und von 964—75 hält sich Ki-nie mit dreihundert Schülern daselbst auf; die Sui- (518—681) und Táng-Dynastie scheinen sich hauptsächlich für Indien interessirt zu haben, die große Anzahl von Sendungen von Gesandten und Generälen, deren in ihren Annalen Erwähnung geschieht, spricht dafür. Aber China begnügte sich nicht damit, die buddhistische Lehre aufgenommen zu haben, es gab sie auch weiter; von ihm aus kam der Buddhismus 372 nach Corea, von wo aus er im J. 552 nach Japan herübergetragen wurde, und aus beiden Ländern zogen wiederum Mönche und Gelehrte nach China, um dort, der Quelle näher, sich der Erforschung der heiligen Schriften zu widmen. Einen Begriff von der Macht und der Ausdehnung des Buddhismus in China zu diesen Zeiten möge die der Geschichte der Táng entnommene Angabe gewähren, daß im Jahre 845, 4660 kaiserliche und 40,000 andere buddhistische Tempel und Klöster bestanden mit 260,500 Priestern und Nonnen, die 150,000 Sklaven besaßen.

Kurz gefaßt dürfte sich für die Zeiten bis gegen das zwölfte Jahrhundert die Stellung Chinas der Außenwelt gegenüber dahin charakterisiren lassen, daß es für die unmittelbarer im Bereich seines Einflusses gelegenen Staaten, wie Corea, Japan und Hinterindien bis Birmah, die Quelle alles Wissens und aller Cultur war; es spielte ihnen gegenüber die Rolle, welche das klassische Alterthum zu uns einnahm und einnimmt, nur mit dem Unterschiede, daß die Sprache und die Literatur Chinas die eines lebenskräftigen, auf der höchsten Stufe politischer Entwickelung stehenden Staates waren, während für uns der geistige Einfluß Griechenlands und des klassischen Roms erst begann, als die politische Existenz derselben aufgehört hatte. Die Rolle Chinas ist daher seinen Nachbarvölkern gegenüber eine viel durchgreifendere gewesen; für Corea und Japan war es außerdem die Heimat der in beiden Ländern herrschend gewordenen Religion. Den weiter entfernt liegenden Staaten erschien das schon durch seine räumliche Ausdehnung gewaltige Reich als der Inbegriff höchster intellectueller wie materieller Kraft und übte als solcher die Anziehungskraft aus, welche der Masse stets innezuwohnen pflegt.

Unter den beiden Sung-Dynastien (die nördliche 960—1126, die südliche 1127—1278) wird China von dieser Stellung Manches eingebüßt haben, bis endlich die fortwährenden Kämpfe gegen die Kin-Tataren und die Mongolen mit dem Untergange der einheimischen und der Errichtung einer fremden, der Yüan (mongolischen) Dynastie endeten. Wie ein angeschwollener Bergstrom ergossen sich die mongolischen Schaaren über Mittel- und Westasien bis nach Europa hinein, ihren Weg mit Blutvergießen und Verwüstung bezeichnend, aber doch auf den Trümmern des Zerstörten neue Reiche gründend und ihre Herrschaft dauernd befestigend. Die Züge der Mongolen gegen Persien und die Gegend des Kaukasus 1220—1224, nördlich vom Kaspischen Meere und westlich von der Wolga 1235—1242, gegen Nordrußland bis in die Nähe von Nowgorod 1237—1238, gegen Südrußland bis nach Volhynien und Podolien 1240, gegen Polen, Schlesien und Mähren 1240—1241, gegen Ungarn 1241—42 trugen den Schrecken vor den mongolischen Waffen bis weit über diese Länder hinaus, aber sie dienten zugleich dazu, die Beziehungen zwischen Ostasien einer- und Westasien und Osteuropa andererseits enger zu knüpfen, wobei China und die dort herrschende mongolische Dynastie gewissermaßen den idealen Mittelpunkt abgab, um den sich die andern Staaten derselben Herkunft gruppirten. Die drei großen mongolischen Reiche in Asien, Persien, Turkestan und die goldene Horde, erkannten die Oberhoheit des Kaisers von China schon gleich nach der Eroberung Nordchinas durch die Mongolen 1236 an; die Herrscher der drei Reiche hatten ihre Apanagen in China; zahlreiche Gesandtschaften mit Geschenken (Tribut) hielten die engsten Beziehungen aufrecht. Gefangene aus den unterworfenen Völkern bildeten die Leibgarde des Kaisers von China, so z. B. Russen, aus denen der Kaiser Wen-tsung 1330 ein Regiment bildete, dem nördlich von dem jetzigen Peking eine Niederlassung angewiesen wurde; der Uebersendung russischer Gefangener wird überhaupt häufig, so u. A. 1334 Erwähnung gethan und die Leibgarde des Kaisers als aus Mongolen, Kipchaken und Russen bestehend bezeichnet. Nach dem Sturz der Yüan-Dynastie in China 1367 rüstet sich der mächtigste Mongolenfürst, Timur, der selbst nie den Titel als Khan angenommen, sondern die nominelle Oberhoheit stets den directen Nachkommen Chagatais gelassen hatte, zur Wiedereroberung Chinas, stirbt aber 1405 während der Vorbereitungen zu diesem Feldzuge.

Aber auch in andern Beziehungen brachten die Züge der Mongolen den Osten und Westen in nähere Berührung. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß der chinesischen und mongolischen Schriftsteller legte Dchinghiz Khan schon bei seinem ersten Zuge nach Westen im Jahre 1219 Straßen an, welche dazu bestimmt waren, die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern und welche später so weit ausgedehnt wurden, daß sie trotz der großen Terrain- und sonstigen Schwierigkeiten, welche sich

Digitized by Google

ihrer Vollendung in den Weg stellten, in der That Persien und Rußland mit der Ostmongolei verbanden. Sein Nachfolger, Ogotaï Khan, sorgte für die Sicherheit dieser Straßen durch die Anlegung zahlreicher Wachtposten.

Auf diesen Wegen ergossen sich die zahllosen mongolischen Haufen nach Westen, eilten die Couriere der Khane hin und her und kamen die Gesandten und Fürsten der unterworfenen Völker oder derjenigen Reiche, welche die Freundschaft der mächtigen Mongolenherrscher suchten. Drei russische Großfürsten gingen nach Caracorum um die Investitur zu erlangen; Haïton, König von Kleinarmenien, zog diesen Weg 1254, der Franziskaner Plano Carpini, als Gesandter Papst Innocents, 1246, einige Jahre später Rubruquis zu Mangu Khan, die Polos gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Aber auch in entgegengesetzter Richtung wurden diese Wege benutzt; der tauistische Mönch Ch'ang ch'un zog auf den Wunsch Dchinghiz Khans von Shantung zu ihm nach Samarkand und von dort zurück nach Peking; ein Abgesandter des Kin-Kaisers Wu-ku-sun ging 1220—21 zu Dchinghiz Khan nach Persien, um ihn um Frieden zu bitten, und 1259 reiste Ch'ang Te als Gesandter Mangu Khans zu Hulago Khan von Caracorum nach Bagdad und zurück, anderer ähnlicher Fahrten nicht zu gedenken.

Während so die ursprünglich militärischen Etappenstraßen Dchinghiz Khan's dem großen Weltverkehr dienten, entwickelte sich auch der Seeverkehr, der seit vierhundert Jahren fast gänzlich darniedergelegen hatte, zu früher fast unerreichter Blüthe; im Jahre 1286 berichten die Behörden von Fokien, daß Schiffe aus mehr als neunzig Königreichen dort zusammengekommen seien und die Chinesen selbst suchen die alten, lange vernachlässigten Bahnen wieder auf und ziehen nach Ceylon und Malabar, selbst nach Persien, wie Marco Polo berichtet.

Auch der Sturz der Mongolen-Dynastie 1367 scheint in diesen regen Beziehungen Chinas zum Auslande während des ersten Jahrhunderts der neuen Regierung keinen wesentlichen Rückgang herbeigeführt zu haben. Mit den Mongolenstaaten freilich konnten engere Verbindungen nicht wohl aufrecht erhalten werden und auch die im Westen Chinas, hauptsächlich während der Yüan-Dynastie, eingewanderten Mohamedaner wurden, wie z. B. 1387 aus Kansu, ausgewiesen, besonders wohl wegen der Uebereinstimmung ihres Glaubens mit dem auch von den mongolischen Herrschern Mittel- und Westasiens angenommenen. Trotzdem blieben noch genug Beziehungen bestehen; der Seeverkehr dauerte in der alten Weise fast bis gegen 1450 fort und die Annalen der Ming-Dynastie erwähnen die Ankunft zahlreicher fremder Gesandtschaften, namentlich unter dem Kaiser Tsching-tsu 1409. Von späteren ähnlichen Veranlassungen dürften besonders eine Gesandtschaft aus Aegypten (Misr), im Jahre 1441 vom Sultan Ashref (Ashi-la-fu) entsandt, und eine im Jahre 1481 aus Samarkand, welche Löwen zum Geschenk brachte, zu bemerken sein, da sie den Beweis dafür liefern, wie ausgedehnt auch noch zu dieser Zeit die auswärtigen Beziehungen Chinas waren.

Mit dem Sinken der Macht der Ming-Kaiser mußte auch hierin ein Rückgang bemerkbar werden; das rege Interesse an den Vorgängen in den Nachbarstaaten schwindet, die Versuche zu interveniren hören auf und statt agressiv voranzugehn, muß sich das gewaltige Reich auf die Abwehr beschränken. Noch unter der Regierung des Kaisers Siung-tsung, 1426—35, war der freilich erfolglose Versuch gemacht worden, in Cochinchina eine der chinesischen Dynastie befreundete Familie auf den Thron zu bringen; aber schon 1495 wurden die Bitten um Unterstützung der einen dort um die Herrschaft ringenden Partei seitens der chinesischen Regierung abgelehnt; die Einfälle der Mandschuren wurden immer häufiger und bedrohlicher, 1449 fällt der an der Spitze eines Heeres gegen sie ausgezogene Kaiser Ying-tsung in ihre Hände und wird erst nach mehreren Jahren gegen Zahlung eines bedeutenden Lösegeldes freigegeben; die Japaner, welche bis dahin zu den tributären Staaten gezählt wurden, schütteln diese freilich wohl nur nominelle Oberhoheit ab und bedrohen die Küsten Chinas; 1555, 1556 und 1563 dringen sie vom Meeresstrande bis weit in das Innere vor und die für sie gebrauchte Bezeichnung „Langbogen" wird ein Wort, mit dem in den Seeprovinzen die Mütter ihre Kinder schrecken und zur Ruhe bringen. — In diese Zeit des Niedergangs der chinesischen Macht fallen indessen zwei Ereignisse, welche bestimmt sind, auf die weitere Entwicklung der äußeren Beziehungen des Reichs den größten Einfluß auszuüben, die erste Berührung mit den auf dem Seewege und zu Handelszwecken gekommenen Europäern und die Ankunft der ersten Missionäre. — Diese letztere Angabe bedarf indessen einiger Erläuterungen.

Bereits im Jahre 635 haben Einwanderungen Nestorianischer Christen nach der Provinz Shensi stattgefunden und scheinen sich dieselben allmählich über die nordwestlichen und nördlichen Theile des Reichs ausgebreitet zu haben, wenigstens geschieht ihrer oft in den älteren Berichten, so z. B. von Rubruquis, Haïton und Marco Polo Erwähnung; sie besaßen Kirchen in vielen größeren Städten und scheint zu diesen Zeiten das Bekenntniß der christlichen Lehre kein Grund zum Ausschluß von Staatsämtern gewesen zu sein, wie dies jetzt der Fall ist. Ein gegen Ende des 13. Jahrhunderts gemachter Versuch, eine katholische Mission in China zu gründen, mißlang dagegen. Der von Clemens V. 1288 nach Peking entsandte Giovanni de Corvina erhielt allerdings die Erlaubniß, dort eine Kirche zu bauen und seiner Lehrthätigkeit nachzugehn; er wurde zum Bischof von Kambalu d. h. Peking ernannt und einige Priester wurden ihm zur Unterstützung nachgesendet; die Mission ging indessen trotz anfänglich viel versprechender Erfolge nach dem Tode ihres Gründers ein. — Die 1581 resp. 1600 nach China gelangenden Jesuiten Ruggiero und Ricci waren also nicht im eigentlichsten Sinne die ersten christlichen Missionäre, welche chinesischen Boden betraten, sondern nur die ersten der Klasse von Sendboten, welche für sich wie für ihre Proselyten, allerdings auch in nur allmählich steigendem Maße, besondere Vorrechte und den chinesischen Gesetzen und Gebräuchen gegenüber eine Ausnahmestellung in Anspruch nahmen. Doch wird auf diesen Punkt, wie auf den Einfluß und die Wirksamkeit der Missionäre überhaupt, später ausführlicher zurückzukommen sein.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen.

Das Buch, von welchem in den folgenden Zeilen die Rede sein wird, ist zwar ohne den Namen seines Verfassers aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien hervorgegangen und trägt, zur völligen Wahrung des Incognitos, den ganz harmlosen Titel: „Fünfzehn Tage auf der Donau". Unser Recht, dasselbe ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen zu nennen, ist aber ein unzweifelhaftes. Denn auf dem Titelblatte des Exemplars, welches uns zur vorübergehenden Benützung freundlich überlassen wurde, steht der Name Rudolf in großen, männlich festen Zügen: den nämlichen Zügen, in welchen, wie wir von anderer Seite wissen, seinerzeit das Manuscript, das keine Spur einer fremden Hand trug, dem Druck übergeben worden war. In dem Begleitschreiben an den Besitzer unseres Exemplars soll übrigens Kronprinz Rudolf selbst sein Werk als die Frucht seiner Tagebuchaufzeichnungen während eines zweiwöchentlichen Jagdausfluges auf der Donau bezeichnet haben. Und es wird uns berichtet, jeden Abend, wenn die sämmtlichen Theilnehmer jenes Ausfluges, erschöpft von den Aufregungen und Anstrengungen der Jagd, die meist vom ersten Morgengrauen bis in die sinkende Nacht dauerte, sich bereits dem Schlummer überlassen hatten, habe der Prinz

Digitized by Google

noch eine, zwei Stunden gewacht, um das frische Bild des tagsüber Beobachteten und Erlebten auf das Papier zu werfen.

Die Frage nun, ob es ziemlich sei, in der Oeffentlichkeit ein Buch zu besprechen, dessen Verfasser ungenannt bleiben und mit dem Werk seiner Feder nur einem engern Kreis Bekannter ein Geschenk machen wollte, brauchen wir wohl nicht mehr aufzuwerfen, nachdem erschöpfende Auszüge aus demselben durch die Zeitungen veröffentlicht worden sind und in Oestreich und Deutschland allgemeines Interesse erweckt haben. Der Schrecken der Hofräthe über einen solchen Einbruch in das den etwaigen schriftstellerischen Neigungen der kaiserlichen Familienglieder nicht eben günstige habsburgische Hausgesetz war ja überdies bald einer gewissen Genugthuung über die allgemein dankbare Aufnahme jener Zeitungsenthüllungen gewichen. Ja eine allerhöchste Persönlichkeit soll die von uns freilich nicht getheilte Ansicht geäußert haben, das Werk des Kronprinzen mache sich eigentlich in der Zeitung noch besser als im Buche.

Es versteht sich nun von selbst, daß die „Fünfzehn Tage auf der Donau", denen ihr Verfasser den bescheidenen Rang einer einfachen Reisebeschreibung zuweist, nur in den Kreisen, in welchen man für Reisen, Jagd und zoologische Untersuchungen ein besonderes Interesse hegt, Aufmerksamkeit beanspruchen könnten, wenn nicht eben die für Jedermann anregende Frage hinzuträte, ob sich neben der schriftstellerischen Leistung des Verfassers nicht auch mit einiger Sicherheit ein Bild desselben als Menschen feststellen lasse. Und in dieser Beziehung sind wir allerdings der Ansicht, für unser Urtheil eine bessere Handhabe in der Schrift über einen ganz harmlosen Gegenstand, in welcher sich der Verfasser nach Herzenslust gehen läßt, als etwa in einer Abhandlung über Regierungsgrundsätze, wie dem Antimacchiavel Friedrichs II. von Preußen, zu besitzen.

In einem Vorworte begründet der Verfasser seinen Reiseentschluß mit dem allgemeinen, im Frühling besonders lebhaften Wandertriebe und Sehnen des Menschen nach neuen Eindrücken, neuen Bildern, neuen Abenteuern. Er gesteht zwar den Nutzen der gewöhnlichen programmmäßigen Reisen in den Culturländern vollkommen zu, aber den angekränkelten Stadtbewohnern gegenüber, die es für eine Verwilderung halten, die freie Natur als die wahre, immer den Geist neu belebende Heimat des Menschen anzusehen, behauptet er die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit aus der Gesellschaft der Culturmenschen in die Natur zu flüchten, als zu einer wahren Quelle der Veredlung, einem Schutze gegen die Verknöcherung im Kampfe der bloßen materiellen Interessen. Daß dieser Wandertrieb hier die erste Stimme, welche den Menschen zur Bildung und zum Fortschritte gerufen habe, und noch der wahre Beweggrund der Kreuzfahrten genannt wird, im Gegensatz zu der allgemeineren culturhistorischen Anschauung, welcher zufolge gerade das Seßhaftwerden der Menschen den Beginn ihrer Gesittung bezeichnet und wenigstens bei den ersten Kreuzzügen religiöse Begeisterung und kirchliche Antriebe mächtiger wirkten als die Lust am Wandern und Erobern, dies scheint uns weit eher einer jener wohlbekannten Züge jugendlicher Schriftsteller, welche zur Erklärung einfachster Dinge fern liegende Belege aus Völkerpsychologie und Weltgeschichte beizubringen lieben, als ein Widerspruch mit der Unbefangenheit des Naturgefühls zu sein, das in dem Vorwort einen so lebhaften Ausdruck gefunden hat. Die Kraft und Frische dieses Naturgefühls aber darf wohl als ein Zeichen begrüßt werden, daß unter der peinlich strengen Erziehungsmethode, welcher noch heute die habsburgischen Prinzen im Gegensatz zu ihren glücklicheren Ranggenossen in Deutschland und England unterworfen werden, und welche kaum eine Rücksicht auf die Sonderbegabung des Einzelnen oder auf das natürliche Bedürfniß des Verkehrs mit gleichstrebenden Altersgenossen zuläßt, die geistige und sittliche Spannkraft des Verfassers nicht zu Schaden gekommen ist.

Ein nicht minder wohlthuender Beweis kräftiger Eigenart, die sich gegenüber den Gewohnheiten und Anschauungen der nächsten Umgebung unversehrt zu behaupten weiß, sehen wir in den gegen den trivialen Jagdsport unserer höhern Gesellschaft gerichteten Schlußworten des Buches: „Wo die Jagd mit wissenschaftlichem Interesse, mit dem Durchstreifen unbekannter Gegenden, mit Entbehrungen und oft auch anstrengender Arbeit verbunden ist, wird sie anregend und zu einer über die Grenzen des bloßen Vergnügens hinausreichenden Beschäftigung. Doch in ganz Mitteleuropa, unsere herrlichen Alpen ausgenommen, findet man ja keine Jagd mehr, die höheres Interesse bieten kann. In all den von der Cultur geebneten Durchschnittsgegenden ist das arme Wild vom Menschen in kleine Verstecke zusammengedrängt; und, von Einzelnen wieder systematisch gehegt, wird es fast zum Hausthiere. Eine von einem großen Jagdpersonal wohlgeordnete bequeme Jagd ist kein wahres Vergnügen, da sie keine Anstrengung, keine Arbeit verlangt; sie ist eine bloße Schießübung, ein bewaffneter Spaziergang. Darum, wer wirklich jagen will, auf eine schöne männliche Art, der gehe in Gegenden, wo die Thiere noch frei und ungebunden hausen, wo der Mensch sich um dieselben noch nicht kümmert, auf Jagden, welche Strapazen erfordern, die nicht ein Jeder durchmachen kann. Der gütige Leser verzeihe diese Abschweifung, doch all das ist mir in die Feder geglitten, als ich eben an so viele verweichlichte Kinder unserer Zeit dachte, die sich für rauhe Waidmänner halten, weil sie mit einigem Geschick auf wohlorganisirten Jagden das arme Wild niedermetzeln."

Dieser zugleich poetischen und ernsten Auffassung des Werthes der Jagd mag ich mir nicht versagen, einige der übertrieben nüchternen Aeußerungen gegenüberzuhalten, die ich in „Die Matinées Royales und Friedrich der Große" (Stuttgart 1865) aus Friedrichs II. gesammelten Schriften zusammengetragen habe. Derselbe schreibt einmal als Kronprinz: „Die Jagd ist eine jener sinnlichen Vergnügungen, welche den Körper sehr in Bewegung setzen und dem Geiste nichts sagen; das ist ein glühender Eifer, irgend ein Thier zu verfolgen, und eine grausame Befriedigung, es zu tödten. Das ist eine Unterhaltung, die den Körper stark und rüstig macht und den Geist brach und unbebaut läßt. Diejenigen, die aus der Jagd ein Geschäft machen, haben gewöhnlich ihr Hirn mit nichts bevölkert, als mit Pferden, Hunden und jeder Art von Thieren. Es ist zu fürchten, daß sie gegen Menschen ebenso grausam werden wie gegen die Thiere. Dann ist die Jagd unter allen Vergnügungen für einen Fürsten die unschicklichste. Die Vertilgung des Wildüberflusses sollen bezahlte Jäger übernehmen. Die Fürsten sollen nur Sorge tragen, sich zu unterrichten und gut zu regieren. Beim Spazierengehen kann man viel ruhiger über ernste Dinge nachdenken." Diese Abneigung gegen die Jagd, die hier nach so ernsten Rechtfertigungsgründen sucht, war bekanntlich ein großer Schmerz für Friedrichs Vater, der dem Sohne in einem Schreiben vom August 1731 folgendermaßen den Kopf zurecht setzt: „Du hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davon gezeiget, und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Okkasionen angekommen, hast du allzeit gesucht dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots, oder ein Komödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet als den Dienst der Fatiguen." Selbst aus den Briefen Friedrichs, in welchen er, um seinen Vater zu beschwichtigen, von seinen Jagderlebnissen erzählt, spricht sehr deutlich seine innere Unlust an diesem Vergnügen, so, wenn er im September 1731 berichtet: „Vergangenen Montag bin ich auf der Entenjagd beim Obersten Vreech gewesen, habe aber oft gefehlet und nichts geschossen. Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsch und einem Schmalthier geschossen; weilen mir aber die Büchse in der Hand ein paarmal losgegangen, so habe nichts getroffen; jetzunder aber werde fleißig nach dem Ziel schießen, um wieder in Uebung zu kommen." Auf ein derartiges Versprechen der Besserung scheint freilich Friedrich Wilhelm wenig gegeben zu haben, denn er schreibt kurz vor seinem Tode im März 1740 einen rührenden Brief an Leopold von Anhalt-Dessau: „Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe und also die Parforcejagd ganz aufgeben will, um die unnützen Kosten einzuziehen, indem mein ältester Sohn auch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird." — Ein von Arneth in seiner Geschichte Maria Theresias mitgetheilter Brief des Herzogs Leopold von Lothringen an seinen Sohn Franz, den künftigen Ge-

Digitized by Google

mahl Maria Thereſias, rügt in ähnlicher Weiſe wie Friedrich II. die allzu große Jagdliebe der Fürſten. Es heißt hier, bei der Jagd müſſe man „gegenüber den Dienern mittheilſam ſein; da dieſelben gewöhnlich dieſes Handwerk beſſer als ihre Herren kennen müſſen, ſo muß man ſie zu Rathe ziehen; ſie raiſonniren oder ſtreiten mit ihnen, wenn die Jagd nicht gelingt ... wenn ſie gelingt, ſo ſchmeichelt man ihnen ... und unmerklich macht ſich ein jagdliebender Herr einen thörichten Ruhm daraus, ein guter Hunde- und Pferdeknecht zu ſein ... Die Unterhaltungen Derjenigen, welche die Jagd lieben, drehen ſich gewöhnlich nur um Thiere und höchſtens um die Geſchicklichkeit eines Jägers oder Stallmeiſters ... wenn man dieſe Beſchäftigung zu ernſt nimmt, ſo wird ſie die Quelle vieler anderer Fehler ... ſie nimmt die beſte Zeit ... wenn man heimkehrt, iſt man müde und verlangt nur noch, zu eſſen und zu ſchlafen ...“

Von ſolchen engherzigen Anſchauungen nun iſt der Verfaſſer der „Fünfzehn Tage auf der Donau“ womöglich noch weiter entfernt als von jener neben denſelben ſo häufig im vorigen Jahrhundert uns begegnenden Jagdleidenſchaft, der wie Friedrich Wilhelm von Preußen, ſo ſeine eigenen Ahnherren, der Habsburger Karl VI. und, trotz der väterlichen Ermahnungen, der Lothringer Franz ſich hingaben. Als echter Sohn unſerer Zeit vereinigt er mit dem feineren und tieferen Naturgefühl ein lebhaftes Intereſſe für wiſſenſchaftliche Beobachtung der Natur und ihrer Geſetze; und an mehr als einer Stelle ſeines Tagebuchs gelangt die Befriedigung darüber zum Ausdruck, daß auch er zur Löſung von Fragen, die auf der Tagesordnung der Fachgelehrten ſtehen, ſein Scherflein beizutragen vermag. Und wenn wir nicht ermeſſen können, welche wiſſenſchaftliche Bedeutung der Frage, deren Unterſuchung der Hauptzweck ſeines Reiſeausflugs war, ob nämlich Stein- und Goldadler als Arten zu trennen ſeien, zukommt und welche Förderung dieſelbe nunmehr erfahren hat, ſo erfreuen wir uns nur um ſo rückhaltloſer an den einzelnen Beſchreibungen, die von lebhaftem Sinn für Naturſchönheiten überhaupt und von einer glücklichen Beobachtungs- und Darſtellungsgabe zeugen. Wie reizend iſt gleich im Anfang eine Landſchaft auf der Donauinſel Adony geſchildert! „Als wir über die Felder längs des Donauarmes ſchritten, bot ſich uns ein wundervolles Bild. Auf der einen Seite der hohe ſaftig grüne Auwald der Reihercolonie, umgeben von einem undurchdringlich ſcheinenden Kranze dichter Gebüſche; über demſelben kreiſten die aufgeſcheuchten Reiher; einzelne erſchienen, die weiße Bruſt von der Sonne beleuchtet, wie lichte Sterne hoch in den Lüften, andere zogen langſamen Flügelſchlags niedrig über den Wipfeln der Bäume umher, die langen Hälſe ſpähend herunterſtreckend. Als mächtige Windſtöße, die Vorboten eines Gewitterregens, die Blätter umwendeten, glänzten die Bäume ſilberhell, die Wieſen prangten im erſten Grün, das Schilf des Donauarmes bog ſich ſäuſelnd im Winde und die Waſſerfläche zitterte in kleinen Wellen. Am andern Ufer breitete ſich die Ebene, theils von der Sonne beleuchtet, theils an einzelnen Stellen von den Schatten raſch vorüberziehender Wolken bedeckt, vor unſeren Augen aus. Gegenüber ein buſchiger Wald und die dürren entblätterten Ulmen, ein kleiner Donauarm, bedeckt mit friſch grünendem Schilf, links von uns das Ufer der Inſel und die Donau, in weiter Entfernung graugrüne Auwälder. Im Oſten war es hell; ein tiefblauer Himmel, nur von weißen Wolken unterbrochen, erglänzte in der wärmſten Beleuchtung der Mittagsſonne. Im Südweſten thürmte ſich eine Wand ſchwarzen Gewölkes auf, von welcher der Wind größere und kleinere Wolken wie Ballen abzutrennen ſchien und uns entgegenrollte.“ Wer einmal die ungariſche Donau hinuntergefahren iſt, wird gewiß ſeine eigenen Eindrücke in folgenden Sätzen vollkommen wiedergegeben finden: „Ein tiefer Ernſt, etwas Melancholiſches ruht auf der ganzen Landſchaft; der breite Strom, die einförmig dunkelgrünen Wälder, Alles in großen Contouren ohne Abwechslung gezeichnet, macht einen düſtern Eindruck. Wie in den höchſten Regionen eines mächtigen Urgebirgsſtockes, oder am Meere, wenn die See ſpiegelglatt, ein wolkenloſer Himmel in gleichen Tinten darüber geſpannt iſt und durch keine dritte Farbe die endloſe Ruhe des Bildes geſtört wird, ſo iſt es auch hier in dieſen Wäldern; der Menſch fühlt ſich durch die Größe der Natur gedrückt und durch keine lebhafte Abwechslung erfreut.“

Wir müſſen leider darauf verzichten, noch weitere Beiſpiele ſolcher Naturſchilderungen, wie namentlich die Beſchreibung eines Sonnenuntergangs in der ungariſchen Ebene oder die Bilder der wilden Waldeinſamkeit des Fruska-Goragebirges hier zu wiederholen. Neben den mit allem Schmelz der Sprache breiter ausgeführten landſchaftlichen Gemälden begegnen uns noch in der Art Meiſter Pettenkofens ſcharf gezeichnete, den Reiz des Farbenwechſels leicht entbehrende Bildchen, wie das folgende, das noch Platz finden möge: „So viel wir von dieſen Ortſchaften aus der Ferne wahrnehmen konnten, tragen ſie alle den echt ungariſchen Charakter an ſich: weit ausgedehnte Reihen von Häuſern, breite von Pferdetränken durchzogene Gaſſen, niedere Häuſer mit Stroh bedeckt, hohe Ziehbrunnen, Gemüſegärten, die in einzelnen Pflanzenexemplaren im Sande verlaufen, ununterbrochenes Hundegebell, der Klang der Heerdeglocken und die urwüchſigen Rufe der Hirten — und das Bild iſt fertig, das dem Wanderer allenthalben entgegentritt, ſoweit das Gebiet der Krone Stephans des Heiligen reicht; es iſt darin noch ein individueller Charakter, ein unverfälſchter Typus zu finden, der Jeden, der viel in dieſen Gegenden gelebt hat, mächtig anzieht und ihn in der Fremde, in dem ſchablonenhaften, typusloſen weſtlichen Europa mit ſo großem Heimweh erfüllt.“

Ein nicht minder ſcharfes Auge wie für Naturſchönheiten und Landeseigenthümlichkeiten hat der Verfaſſer für die beſondern Erſcheinungen und Vorgänge in der Thierwelt. Die Schilderungen, wie ein von ihm angeſchoſſener Kaiſeradler, der ihm kampfbereit entgegenflatterte, überwältig wird, und wie ein Steinadler den erbitterten Kampf mit zwei Kuttengeiern in deren Horſte führt, haben den Leſerkreis einer Menge deutſcher Zeitungen gefeſſelt. Das Flugbild eines in den Lüften kreiſenden Schlangenadlerpaars beobachtend, findet er alsbald, dies ſei nicht der ruhige, ſchwimmende Flug, der jeden Adler kennzeichnet; „ſondern unleugbar buſſardähnliche Flügelſchläge wiederholten ſich zu oft, als daß man dieſen ſogenannten Adler in ſeiner ehrenvollen unverdienten Stellung, in welche ihn die früheren Naturforſcher verſetzten, belaſſen könnte.“ In dem Raubvogelparadies der Fruska-Gora ſeines erſten Kuttengeiers anſichtig geworden, ſchreibt er: „Es war zum erſten Mal, daß ich dieſen Vogel im Freien erblickte; ſeine rieſigen Schwingen, der lange ſtachelförmige, ſpitz zulaufende Stoß, die wie die Finger einer ausgeſtreckten Hand abſtehenden äußerſten Schwungfedern, der lang zwiſchen der Halskrauſe zuſammengelegte Hals und das, ohne die geringſte Bewegung mit den Flügeln bemerken zu laſſen, regungsloſe Dahinſchwingen im blauen Aether gaben dieſem in der Nähe beſehen ekelhaften, plumpen Vogel in großer Entfernung einen wundervollen Charakter. Wenige Augenblicke darauf ſah ich noch einen, dann wieder einen; und in jeder Richtung, in die man blickte, ſah man entweder einen jungen Seeadler plumpen Fluges über die Wipfel der Bäume ziehen, oder einen Steinadler, der mit Kaiſeradlern in den Lüften ſpielte, oder Kuttengeier, die aus den ſtillen Waldthälern empor nach Raub auszogen.“

Ein ſehr gemüthliches Bild, das in nichts die griesgrämige Bemerkung des lothringiſchen Herzogs Leopold rechtfertigt, ein jagdliebender Fürſt müſſe zu einem „valet de chiens“ herabſinken, entwirft der Verfaſſer von ſeinen drei Reiſebegleitern aus dem Thierreiche. „Der Erſte unter ihnen iſt Blak, mein glänzend ſchwarzer Vorſtehhund; dieſen Titel verdient er zwar gar nicht, denn er ſteht nur in den ſeltenſten Fällen Haſen und Hühner; dagegen iſt er ein ſehr guter Apporteur und verfolgt und fängt alles angeſchoſſene Wild, vom Hirſch bis hinab zum Kaninchen, beſonders auf Raubzeug ſehr ſcharf, ungemein anhänglich, geſcheidt und durch ununterbrochenen Verkehr mit Menſchen, innerhalb der Grenzen ſeines Hundeverſtandes, ganz außergewöhnlich gebildet und veredelt. Der Zweite im Bunde war mein rother Setter, Caſtor, ein recht guter Waſſerhund, von dem ſich

Digitized by Google

nicht viel sagen läßt; er liebt Schlaf und gutes Futter mehr als zu große Anstrengungen im edlen Waidwerk. Der Dritte unter diesen Dreien ist ein sehr merkwürdiges Hausthier, mein vollkommen zahmer Uhu, ein Held in seiner Art; schon manchen Steinadler habe ich über ihm heruntergeschossen, dessen kühnen Angriffen er stolz mit vollem Muthe entgegensah."

Was nun den Verkehr mit den Menschen betrifft, so bot dem Verfasser sein Jagdausflug reichliche Gelegenheit zu jenen völkerpsychologischen Studien und Beobachtungen, die für den künftigen Herrscher des vielsprachigen Kaiserstaates vielleicht größeren Werth haben als die einsamen philosophischen Spaziergänge, die Friedrich II. dem Jagdvergnügen vorzog. Er schildert zunächst das merkwürdige Gemenge von Leuten aus den verschiedensten Ländern, die sich am Bord seines Schiffes zusammenfanden. „Bayern, Pommern, Anhalt-Dessau, Oberöstreich, Niederöstreich, Böhmen, Galizien, die dalmatinischen Inseln, verschiedene Theile Ungarns, und vielleicht auch noch mehr Länder waren auf diesem kleinen Raume vertreten." Jedes Einzelnen Verdienst und natürliche Begabung weiß der Verfasser bei gegebener Gelegenheit zu würdigen. Und scharf in ihrer Besonderheit gezeichnet treten uns die drei nationalen Hauptgruppen entgegen, mit welchen die Reisegesellschaft zusammentrifft. So die fast ausschließlich deutsche Bevölkerung des Ortes Apatin, eingewanderte Schwaben, die im vorigen Jahrhundert dazu benutzt wurden, die karg bevölkerten Landstriche Südungarns zu colonisiren. Die Mannschaft des im Gefolge des Verfassers befindlichen Präparators Hodek, deren Geschicklichkeit und Muth alle Achtung gezollt wird, bestand eben aus Apatiner Schwaben, welche Hodek seit Jahren immer auf seinen Reisen begleiten und die er sich vollkommen zu den verschiedensten Diensten abgerichtet hat. „Sie sind gleich geschickt im Präpariren wie im Rudern, im Klettern auf die Bäume zum Ausnehmen der Horste, im Finden derselben und in allen anderen Beschäftigungen, die bei einer derartigen Expedition benöthigt werden können. Der Führer dieser kleinen Schaar ist ein gewisser Ferencz, trotz seines ungarischen Namens ein echter Schwabe; er ist der gebildetste und geschickteste unter Allen und zugleich Steuermann der „Vienna". Alle Anderen sind brave, tüchtige Bursche, meistens Fischer von Profession, die durch die Reisen, welche sie schon an Hodeks Seite gemacht haben, eine gewisse Routine im praktischen Theile der ornithologischen Kenntnisse erlangten." Ueber den Ort Futak wird bemerkt: „Die breite Anlage und Bauart der Gassen trägt den echt ungarischen Charakter, doch die Reinlichkeit der Häuser und Gärten läßt deutlich das Wirken deutscher Colonisten erkennen; ganz Futak ist von schwäbischen Ansiedlern bewohnt." — Die Jagderfahrungen, die der Verfasser mit den Ungarn zu machen hatte, sind höchst eigenthümlicher Natur. Die Erklärung der von ihm beobachteten Thatsache, daß in Ungarn alles Wild, selbst die scheuesten Raubvögel sich mit ganz unglaublichem Vertrauen dem Menschen nähern, erklärt er aus dem Mangel jeder Jagdpassion bei der ungarischen Nation. Im Koviler Walde läßt ihn der von der ungarischen Regierung angestellte Förster, „ein ungarischer Jäger im vollen schrecklichen Sinne des Wortes," die kostbarste Zeit versäumen. „Als wir ihn auf eine ziemlich deutliche Weise darüber befragten, warum er so spät komme, rief er uns mit ganz vergnügtem Gesichte zu: „Ich bin ja schon da." Die Aussichten auf den Erfolg der geplanten großen Wolfsjagd waren nicht so ungünstig, „bis wir die lärmende, ungeordnete Jagdgesellschaft und den Förster als Jagdleiter sahen. Dieser Mann versteht wie die meisten ungarischen Jäger von seinem Handwerke gar nichts; er kennt weder sein Revier, noch das Wild, welches darin vorkommt. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er durch uns, daß es bei ihm Adler gebe; und mit Stolz sagte er, daß er sich als Forstmann um kein Wild, sondern nur um den Wald kümmere. Leider tragen diese elenden Wälder ebenfalls ganz das Gepräge seiner fürsorglichen Hand. Die Unordnung, mit welcher die letzten Dispositionen gegeben und die Schützen auf ihre Plätze gewiesen wurden, war sehr merkwürdig; ganz laut wurde herumgeschrien und gesprochen, und ich hätte den Wolf bewundert, welcher da zum Schuß gekommen wäre. — Am köstlichsten unterhielt uns der ausgezeichnete Förster, der trotz aller Mißerfolge mit noch immer strahlendem Gesicht umherging, von den vielen Wölfen, die in der Jagd hätten erscheinen sollen, erzählend." Wir glauben, schärfer könne das großsprecherische, selbstgefällige, gegen jeden Vorwurf der Unwissenheit und Pflichtversäumniß gepanzerte Wesen der Ungarn nicht gezeichnet werden. — Ein ganz anderer Typus tritt uns wieder in den Südslaven entgegen. Die bizarren Trachten und Gewohnheiten der Schokazen, aus der Türkei vor langer Zeit herübergewanderter katholischer Serben, werden mit viel Humor geschildert. Ihre Verwilderung und ihr elendes Dasein preßt aber auch einmal dem Verfasser die Worte ab: „Man hätte sich wirklich nicht in unserem Vaterlande geglaubt, sondern weit eher in die Nähe Chartums oder womöglich noch weiter südlich versetzt denken können." Die baumstarken, schwarzhaarigen, in ihrem Aeußeren oft wie Räuber oder Bettler erscheinenden Slavonier erweisen sich aber allenthalben als bieder, anstellig und patriotisch.

Die frische Laune, mit welcher gewisse Absonderlichkeiten der oben erwähnten Schokazen geschildert sind, ist ein Grundzug des ganzen Buchs. Den nämlichen Humor, mit welchem der Verfasser gelegentlich von seinem Jägeraberglauben, seinem Jagdfieber, seiner Verzweiflung über ein mißrathenes Unternehmen, seiner Enttäuschung spricht, in der unheimlichen Oede der Fruska-Gora auf kein Abenteuer mit Räuber zu stoßen, läßt er auch im Verkehr mit seinen Reisegefährten walten. Dem einen derselben, dem Ornithologen Homeyer, werden seine Cigarren — „er hatte nämlich die allerbesten" — „freundlichst" weggeraucht. Der Fachgenosse des Letzteren, Brehm, der beim Anblick einer zahlreichen vor einer Fischerhütte liegenden Familie von Hausschweinen entzückt gerufen hatte: „Ah, meine Lieblingsthiere!" wird wegen dieses Ausrufes bei jedem ferneren Zusammentreffen mit einer Schweineheerde geneckt. Und es wird gewissenhaft berichtet, daß „der vorsichtige" Brehm, als endlich nach einem sehr anstrengenden Tage das Essen aufgetragen wird, den „herrlichen Einfall gehabt hatte, bei einer der Fischercolonien Krebse einzuhandeln." Von den beiden Herren Gelehrten, „wie wir sie immer nannten", heißt es einmal: „Kaum hatten sich meine beiden Freunde die ganze Situation der ihnen zugewiesenen Gegend auf der Karte angesehen, als sie auch schon von einem für ornithologische Forschungen höchst geeigneten Gebiete sprachen und große Hoffnungen in wissenschaftlicher Beziehung auf diese Excursion setzten. Je mehr sie von diesen Aussichten träumten, desto geringer wurden meine Hoffnungen, die Herren mit einem Adler beladen zurückkehren zu sehen; denn der eigentliche Forscher, so passionirt er auch zugleich auf der Jagd sein mag, unterdrückt den Waidmann, sobald es sich um die Wissenschaft handelt." In dem Schokazendorfe, dessen Bewohnerinnen sich durch ihre Schönheit und bizarre Nationaltracht, welche die Institution des Hemdes nicht kennt, auszeichnen, „war Freund Brehm ganz entzückt; er bedauerte heftig, daß wir nicht in diesem Dorfe Halt machten; er hätte es so überaus lohnend gefunden, über Landessitten und Landestracht Studien zu machen, selbstverständlich nur im Interesse der ethnographischen Wissenschaften."

Wo er nur kann, sucht der Verfasser seinen gelehrten Begleitern eine Freude zu machen und ihren Verdiensten Anerkennung zu zollen. Von einem Vortrag, den Brehm eines Abends an Bord des Schiffes hielt, heißt es: „Brehm sprach lange mit seiner gewohnten Leichtigkeit und in seiner ihm ganz eigenen Weise, bei welcher weder er noch der Zuhörer je ermüden kann. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten wir seinen Worten; er hat, wie ich es noch nie sonst bei Gelehrten gesehen, die Gabe der Sprache und besonders das Talent, imposante Natureindrücke und Naturbeobachtungen auf wundervolle Weise wiederzugeben und Anderen verständlich zu machen."

Jene Herzenshöflichkeit und Dankbarkeit, welche das sicherste Kennzeichen einer wahrhaft vornehmen Natur ist, erweist der Verfasser durchwegs den Höchsten und Niedrigsten, die in die Lage kamen, ihm einen Dienst zu thun. Den Beamten und

Digitized by Google

Dienern auf den Besitzungen seines Oheims, Erzherzogs Albrecht, bezeugt er, in welchem Maße sie von dem so überaus vornehmen Geiste des Gutsherrn durchdrungen seien. Und mit großem Danke erwähnt er der liebenswürdigen Umsicht in Betreff aller Vorkehrungen und Erleichterungen der mühsamen Jagd, welche alle erzherzoglichen Beamten während eines mehrtägigen Aufenthaltes in so reichem Maße bewiesen. Nach den genußreichen Tagen in der Fruska-Gora auf den Besitzungen des Grafen Chotek schreibt er in sein Tagebuch: „Jetzt kam der traurige Augenblick des Abschieds von dem so überaus liebenswürdigen Hausherrn. Graf Chotek hatte uns Alle während unseres ganzen Aufenthaltes innerhalb seiner Güter in der freundlichsten, herzlichsten Weise aufgenommen, und war stets unermüdlich beflissen, für seine Gäste zu sorgen. Er ist der Typus eines vornehmen gastfreundlichen Hausherrn, eines echten Grandseigneurs."

Wir glauben, die bisher angeführten Züge, welche sich freilich noch durch viele andere ergänzen und vermehren ließen, reichen hin, um auch Denjenigen, der nicht das ganze Buch vor sich hat, in den Stand zu setzen, das schriftstellerische und menschliche Bild des Verfassers sich lebendig zu vergegenwärtigen. Nur eines Grundzuges desselben haben wir noch schließlich zu gedenken, nämlich des warmen Heimatsgefühls und der Liebe zu seinem schönen Vaterlande, welche bei hundert Gelegenheiten sich zu fast unfreiwilliger Aeußerung drängt. Erinnerungen und Vergleiche aus der Alpenwelt Oestreichs, aus den Landschaften des Wiener Waldes und aus den schönen Donauauen bei der Kaiserstadt begleiten ihn auf Schritt und Tritt bis in die weiteste Ferne. Bei seiner Einschiffung in Pest hatte er geschrieben: „Es war ein schöner, warmer Aprilmorgen, die Sonne vergoldete in ihrem frischesten Glanze den ehrwürdigen Blocksberg und die alte Ofener Burg mit ihren hängenden Gärten und den nach allen Richtungen abfallenden grauen Festungsmauern. Die blonde Donau, wie der Ungar sie in seinen Volksliedern so richtig nennt, strömte stumm und majestätisch unter der wundervollen Kettenbrücke durch, und Pest, die aufblühende bewegte Handelsstadt, bildete einen interessanten Contrast zu all den historischen, schon grau und ehrwürdig gewordenen Mauern, Bauten und Felsen des Ofener Ufers. Der Pester Quai mit seinem lebendigen Treiben, den vielen Fahrzeugen, die theils vorüberfahren, theils am Ufer ruhig liegen, gibt dem Ganzen einen frischen, fröhlichen Charakter, und man ist immer erfreut, so oft man diese schöne Stadt wieder sieht." Und nachdem er auf der Rückfahrt in Preßburg sich vom Grafen Chotek verabschiedet, schließt sein Tagebuch: „Noch zwei Stunden Fahrt, und die Kuppel der Rotunde und der alte ehrwürdige Stephansthurm leuchteten uns entgegen. Die wundervolle Hauptstadt, umgeben vom Hügelkranze des Wiener Waldes lag so schön und freundlich vor uns da. . . ."

Wilhelm Lauser.

Die Frau eines großen Dichters.

Von J. A. Scartazzini.

(Schluß.)

Im Jahre 1292 heirathete Dante Gemma, die Tochter des Manetto Donati, aus einem Zweige jener Familie, welcher der berüchtigte Corso Donati, das Haupt der Partei der sogenannten „Schwarzen", angehörte. Sehr angenehm kann dem Dichter, der zu den „Weißen" gehörte, diese Verwandtschaft, wenigstens in späteren Jahren, nicht gewesen sein. Die gute Gemma wird aber um so weniger mit Politik und Parteihader sich befaßt haben, als sie mit häuslichen Sorgen aller Art mehr als genug beschäftigt war. Wäre ihr Dante wegen ihrer Verwandtschaft gram gewesen oder geworden, so würde dieser Umstand nur zu seinen, nicht aber zu ihren Ungunsten sprechen.

Hat aber Dante seine Gemma geliebt, sie aus Liebe gehlicht? Das ist ein schwer zu lösendes Problem. Etwas über ein Jahr nach Beatrices Tod verliebte er sich, wie er selbst berichtet, in eine „edle Dame", deren Namen er nicht nennt. Die Liebe wächst, er besingt die „edle Dame", während er zugleich noch immer um die verlorene Beatrice weint. „Der Anblick jener Dame versetzte mich endlich in einen so neuen Zustand, daß ich ihrer oft wie einer Person gedachte, die mir nur allzusehr gefiel," so berichtet er und singt:

Ein holder freundlicher Gedanke bringt
Mir Kunde oft von Euch, und im Gemüth
Spricht er von Liebeslust so mild erglüht,
Daß es im Herzen lieblich wiederklingt.

Diese Vorgänge fallen in die Zeit von Dantes Heirath, oder ganz kurze Zeit vorher. War vielleicht diese edle Dame des Dichters spätere Gemahlin? Man könnte geneigt sein, diese Frage sofort zu bejahen. Daß Dante nicht lange darauf seine Liebe zur schönen Ungenannten bitter bereut und hart verurtheilt, hätte am Ende nicht so viel dagegen zu bedeuten. In seinem „zweiten Hauptwerk" hat uns Eduard von Hartmann belehrt, daß „beim Manne die geschlechtliche Leidenschaft vor Erringung des Besitzes zwar einen weit acuteren Charakter als beim Weibe hat, sich aber auch nach errungenem Besitz rasch abstumpft und ziemlich rasch der Ablösung durch die Freundschaft bedarf". Wurde nun Dantes allfällige Liebe nicht durch die Freundschaft abgelöst, dann wäre jenes Bereuen ziemlich erklärlich. Völlig unerklärlich bleibt hingegen der Umstand, daß Dante später die „edle Dame" zum Symbol der Philosophie erhoben, als solches in Versen und Prosa verherrlicht hat. „Ich sage und betheure," schreibt er, „daß die Dame, in welche ich mich nach meiner ersten Liebe verliebte, die allerschönste und alleredelste Tochter des Herrn des Weltalls, welcher Pythagoras den Namen Philosophie beilegte, gewesen ist." So spricht von der eigenen Frau kein vernünftiger Mensch.

Also war die schöne Ungenannte nicht Gemma Donati? Was soll man aber dann von dem Charakter eines Mannes denken, der, wie Dante in diesem Falle gethan hätte, eine Braut hat und sein Herz einer Anderen schenkt, mit der Braut am Arme und die Liebe zur Anderen im Herzen vor den Altar tritt?

Hier liegt ein Räthsel vor, welches zu lösen künftiger Forschung überlassen bleibt.

Es wird in Dantes Familie so wenig an häuslichen Sorgen gefehlt haben wie in anderen, zumal in jenen unruhigen Zeiten. Gab es da auch ökonomische Sorgen? Sehr drückende, wenn man Witte Glauben schenkt. Er nimmt nämlich ein von Emilio Frullani und Gargano Gargani im Jahre 1865 veröffentlichtes Document zur Hand, rechnet aus, daß die Schulden Dantes auf 37,000 Franken sich beliefen, erinnert uns daran, daß das für jene Zeiten eine ungeheure Summe war, daß diese Schulden im Jahre 1315 noch nicht, wenigstens nicht ganz, getilgt waren und zieht daraus den Schluß — nun? — „also paßten Dante und Gemma nicht zusammen!"

Wirklich? Ja, ja, es geht nichts über die praktische Berechnung! Wie thöricht handelte Dante, daß er sich keine reichere Frau nahm! Und wie thöricht handelte Fräulein Gemma, daß sie einem Manne sich vermählte, welcher in Schulden steckte! Ja, ja, die Beiden paßten wirklich nicht zusammen!

Also, Dante steckte in Schulden. Das ist allerdings schlimm genug. Wer Wittes Abhandlung liest, wird den armen Dichter zu bedauern kaum umhin können. Und dennoch ist es mit dieser ganzen Geschichte nichts! Denn von vornherein schmilzt beim genaueren Zusehen die somma fortissima von 37,000 Francs ein klein wenig zusammen. Etwas über 30,000 wurden nämlich von den Gebrüdern Alighieri, d. h. von Dante und seinem Bruder Franz, im Jahre 1293 gemeinschaftlich aufgenommen. Will nun Witte aus dem Umstande, daß zwei Brüder in einem und demselben Jahre die Summe von über 30,000 Francs aufnahmen, den Schluß ziehen, daß sie am Hungertuche nagten? Er mag es immerhin thun. Wenn aber andere Leute den um-

Digitized by Google

gekehrten Schluß daraus zögen? Wenn Jemand den Einfall hätte, zu behaupten, daß aus diesem Umstand hervorgehe, der Umtrieb der Alighieri sei in die Tausende gegangen, man müsse daraus auf einen gewissen Reichthum schließen, es sei ganz und gar unwahrscheinlich, daß die Gebrüder Alighieri eine für jene Zeit so ansehnliche Summe aufgenommen hätten, um den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen?

Doch nein! So etwas zu behaupten wäre der reinste Unsinn. Dante und sein Bruder nahmen eine sehr bedeutende Summe auf, — also befanden sie sich in finanziellen Verlegenheiten, — also paßten Dante und Gemma nicht zusammen, — also war Gemma eine böse Frau: — diese Logik ist offenbar so zwingend, daß es absurd wäre, etwas dagegen einwenden zu wollen.

Immerhin aber, wenn die Schulden von den zwei Brüdern gemeinschaftlich contrahirt wurden, dürfte Francesco Alighieri auch seinen Antheil haben übernehmen müssen und reducirt sich somit für Dante die von Witte ausgerechnete Summe auf etwa die Hälfte.

Aber auch eine Last von etwa 20,000 Francs Schulden mochte freilich hinreichen, die Liebesgedanken etwas zu dämpfen. Nur hat Witte die Kleinigkeit zu erwähnen unterlassen, daß der nämliche Dante, wie aus den von Pelli, Fraticelli, Gargani und Anderen veröffentlichten Documenten ersichtlich, mehrere Häuser, Villen, Landgüter u. dergl. besaß, — daß sein Zeitgenosse Giovanni Villani ihn einen „onorevole“ Bürger von Florenz nennt, ein Ausdruck, der zufällig auch die Wohlhabenheit in sich schließt, — daß der durchaus glaubwürdige und sehr wohl unterrichtete Leonardi Bruni ausdrücklich sagt, Dante sei „nicht sehr reich gewesen zwar, habe jedoch ein ganz anständiges Vermögen besessen, völlig hinreichend, um standesgemäß leben zu können“.

Somit dürften Dantes Vermögensverhältnisse solche gewesen sein, um welche Mancher ihn beneiden könnte. Mit den angeblichen finanziellen Verlegenheiten des Dichters ist es also nichts.

In seiner schönen Dante-Biographie hatte Wegele geschrieben: „Der reiche Segen von fünf Kindern innerhalb der Frist von zehn Jahren macht eine vorgegebene unglückliche Ehe nicht gerade wahrscheinlich.“ Ungefähr dasselbe hatten auch Andere vor Wegele gesagt, — nur mit ein bischen anderen Worten. Ja, antwortet Witte, aber ein reicher Kindersegen setzt nicht just Liebe zwischen den Gatten voraus (Witte sagt's auch mit ein bischen andern Worten; aus naheliegenden Gründen kann jedoch keine wörtliche Uebersetzung gegeben werden). Bei diesem Argument sich weiter aufzuhalten, ist wohl überflüssig.

„Aber“ — nun, was denn? — „Dante und Gemma hatten wahrscheinlich nicht einmal fünf Kinder.“ Fraticelli gibt deren sogar sieben an, Leonardo Bruni spricht wiederholt von mehreren Kindern Dantes, und einen Beweis beizubringen, daß es ihrer weniger als fünf gewesen seien, ist bis dahin auch nicht der schwächste Versuch gemacht worden.

Im Jahre 1300 sah Gemma ihren Gemahl zu den höchsten Würden der florentinischen Republik emporsteigen: Dante ward Prior, d. h. Mitglied der Regierung von Florenz. Ende September oder Anfangs October 1301 verließ er sie, um als Gesandter nach Rom zu gehn. Er kehrte nicht mehr nach Florenz zurück. Am 27. Januar 1302 wurde er verbannt. Von da an lebte er unstät, bis er am 21. September 1321 zu Ravenna starb.

Und Gemma? Urkundlich weiß man von ihr gar nichts Anderes, als daß sie im Jahre 1314 noch am Leben war, in welchem Jahre sie in dem Testamente ihrer Mutter Maria Donati ganz anständig bedacht wurde. Ob und wie oft und wie lange sie den verbannten Gemahl wiedergesehn, ob sie ihn oder er sie überlebt, wo und wann sie gestorben, — das sind alles Dinge, welche man ganz einfach nicht weiß. Nur daß sie im Jahre 1332 nicht mehr am Leben war, steht urkundlich fest.

„Was?“ — unterbricht mich hier mein Nachbar — „hast Du denn nicht die Dante-Biographie von Boccaccio gelesen? Erzählt nicht Boccaccio, daß Gemma nach der Verbannung ihres Mannes aus Florenz und nach dem damit verbundenen Schiffbruch ihres Wohlstandes mit ehrenhafter Treue sich der Erziehung ihrer Kinder angenommen habe? Erzählt er nicht, Gemma habe ihren Gemahl nie wieder gesehn, da dieser weder je habe zu ihr, noch auch dulden wollen, daß sie zu ihm komme?“

Ah richtig, Boccaccio! Freilich, der Verfasser des Decamerone erzählt das und noch vieles Andere, Glaubliches und Unglaubliches, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Mögliches und Unmögliches. Nur daß er leider keine Geschichte schreibt, daß er höchst unzuverlässig ist, daß man auch nicht Eine seiner biographischen und historischen Angaben annehmen darf, wenn sie nicht anderweitig verbürgt ist. Das hat Witte, ohne es zu wollen, so schlagend nachgewiesen, daß es fortan nicht mehr nöthig ist, viel Worte darüber zu verlieren. Seine Abhandlung befaßt sich zum großen Theile mit der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Berichte Boccaccios. Da wird nun zwischem Richtigem und Unrichtigem, Wahrem und Unwahrem, Geschichtlichem und Fabelhaftem, Glaubwürdigem und Unglaubwürdigem mit einem Scharfsinn distinguirt, der dem spitzfindigsten Scholastiker alle Ehre gemacht hätte. Leider ist aber der Eindruck, welchen der unbefangene Leser bekommt, der, daß er zuletzt sagt: Eine Schrift, die, wie Boccaccios Dante-Biographie, so viel Fabelhaftes enthält, bei welcher man so viel distinguiren muß, kann unbedingt nicht als Geschichtsquelle benützt werden. Man wird mir durchaus beistimmen müssen, wenn ich geurtheilt habe: Die Dante-Biographie von Boccaccio sei nicht etwa Wahrheit und Dichtung, sondern wesentlich bloße Dichtung, ein historischer Roman, wenn man wolle, aber jedenfalls keine Geschichte.

Vieles von dem, was Witte zu besprechen und zu untersuchen sich veranlaßt gesehen, ist durch eine ganz unbegreifliche Inconsequenz veranlaßt worden, deren sich Scartazzini schuldig gemacht hat. Nachdem er die Glaubwürdigkeit des Boccaccio mit aller Energie bestritten, fährt dieser damit fort, die Richtigkeit etwelcher von demselben Boccaccio herrührender Angaben als gar nicht in Frage kommend gelten zu lassen! Daß die Verbindung zwischen Dante und Gemma von den Verwandten des Dichters zu Stande gebracht worden sei, daß nach Dantes Verbannung die beiden Gatten einander nicht wiedergesehen, — das sind einfache Fabeln, die ausschließlich von Boccaccio herrühren und Alles, was darüber geredet und verhandelt wurde, ist auf so lange eitel Geschwätz, als die Richtigkeit dieser Angaben, welche den Stempel der Erfindung an der Stirne tragen, nicht durch anderweitige Urkunden oder Nachrichten bewiesen ist.

Aber wozu die langen Verhandlungen über die Glaubwürdigkeit von Boccaccios Dante-Biographie? Nun, Boccaccio ist eben der Einzige, von welchem die Angabe herrührt, die Ehe Dantes sei eine unglückliche, seine Gemahlin eine Xanthippe gewesen. Aber einerseits vergißt der geschwätzige Verfasser des Decamerone irgend einen Beweis für seine Behauptung beizubringen, andererseits liegt es auf der Hand, daß er sein Histörchen erfunden hat, um die von ihm gerade hier mit geschwätziger Breite vorgetragene Ansicht, Gelehrte, Philosophen und Dichter sollen nicht in die Ehe treten, durch ein Exempel zu unterstützen. Was kann solches Gerede für einen Werth haben? Leonardo Bruni, der durchaus glaubwürdige Geschichtsschreiber, tadelt ernstlich den Boccaccio und widerspricht ihm ausdrücklich, indem er sagt: Dante adunque, tolto donna, e vivendo civilmente ed onesta e studiosa vita, fu adoperato nella Repubblica assai. Wenn Witte meint, da wo die Autorität eines Novellisten und eines Historikers einander gegenüber stehen, müsse man dem Ersten Glauben schenken, so ist das seine Sache. Wir Anderen werden uns nach wie vor am entgegengesetzten Grundsatz halten.

Es ist aber gar nicht wahr, sagt Witte (S. 69), daß Boccaccio Ungünstiges über Gemma berichtet habe. Ja, Witte ist in diesem Punkte so sicher, daß er schreibt: Quel „bruttio elogio“ di Madonna Gemma che si pretende esser fatto calunniosamente dal Certaldese, non esiste che nella fantasia di chi lo intese male.

Wir hätten also Boccaccio einfach nicht verstanden. Hm! Wo las ich doch, es sei „allgemein bekannt“, daß Boccaccio die Gemma in üble Nachrede gebracht? Richtig! In der „Rivista Internazionale“ vom 1. März 1876 Seite 6, Spalte 1, steht zu lesen: Ben noto è il brutto elogio che il Boccaccio fa della

Digitized by Google

moglie di Dante und der Artikel ist unterzeichnet: Carlo Witte. Die „üble Nachrede", welche 1876 sehr wohl bekannt war, existirt 1879 nur in der Phantasie Derer, die den Boccaccio nicht verstanden haben! Tempora mutantur, nos et mutamur in illis!

Wenn aber Boccaccio, „wenigstens direct" gar nichts Nachtheiliges über Gemma berichtet, woher in aller Welt weiß man denn, daß sie den Dichter, wenn nicht unglücklich, so jedenfalls nicht glücklich gemacht?

Nun, woher anders, als — von Dante selbst? — So? Von Dante selbst? Wo hat er denn so etwas gesagt?

Ja, man muß nur den Dichter recht verstehn! Erstens hat er seine Gattin niemals erwähnt und schon dieses absolute Stillschweigen ist in hohem Grade bedenklich. Aber Dante hat überhaupt seine Angehörigen nicht erwähnt, Vater und Mutter und Geschwister und Kinder so wenig als die Gemahlin. — Halt! Der Mutter hat er ja „mit kindlicher Pietät" gedacht (Witte, S. 69). — Wo? Da, wo er sich von Virgil sagen läßt: „Eiferseele, Gesegnet sei der Schoß, der Dich getragen!" (Hölle VIII, 45). — Das ist aber nicht „die einzige Erwähnung von Dantes Mutter, aus der aber schöne Pietät spricht" (Witte zu der Stelle), das ist einfach ein Citat aus dem Evangelium Lucae XI, 27 und der Zusammenhang, in welchem diese Stelle steht, zumal die Erwiderung Jesu, zeigt deutlich genug, wie wenig hierbei von „schöner Pietät" die Rede sein darf. Mit der Erwähnung seiner Mutter ist es also nichts; es bleibt dabei, daß Dante über alle seine Angehörigen ohne Ausnahme in seinen Werken absolutes Stillschweigen beobachtet hat.

Warum aber gedenkt der Dichter der Frauen nicht da, wo er von der Sehnsucht der Seligen spricht, ihre Väter und Mütter wiederzusehn? „Von einer Sehnsucht darnach, die Gattinnen wiederzusehn, ist weder hier, noch sonst in der Göttlichen Komödie die Rede" (Witte S. 69). O diese Logik! Dante spricht von seiner Gemma kein Wort, also — war sie eine Xanthippe! Dante erwähnt nicht die Sehnsucht der Seligen nach ihren Ehehälften, also war Gemma eine böse Frau! Wer vermag es, gegen solche Argumente zu kämpfen?

Uebrigens lautet die angerufene Stelle (Paradies XIV, 61—66):

So rasch und eifrig sagten beide Chöre
Hierzu ihr „Amen", daß man wohl die Sehnsucht
Nach ihren todten Leibern dran erkannte;
Vielleicht nicht nur den ihren, auch wohl denen
Der Väter, Mütter und der Andren, die sie
Geliebt, bevor sie ew'ge Flammen waren.

Ist die Forderung berechtigt, daß der Dichter die Sehnsucht der Seligen nach den Leibern ihrer Ehefrauen ausdrücklich hätte erwähnen sollen? Und stehn neben den Vätern und Müttern nicht auch die Anderen, die sie geliebt noch da? Wenn man sagt: „Ja, aber wir wissen nicht, ob unter diesen Andern auch die Gattinnen gemeint seien," so ist dieser Einwand wirklich viel zu läppisch, als daß man darauf nur antworten sollte.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einer anderen Stelle. Im siebenzehnten Gesange des Paradieses (V. 55—57) läßt sich Dante von seinem Ahnherrn Cacciaguida weissagen:

Was Dir am liebsten ist, das wirst Du Alles
Verlassen, und das ist der erste Pfeil,
Den der Verbannung Bogen auf Dich schleudert.

Wenn nun ein Gatte und Familienvater sagt, der erste Pfeil der Verbannung, die erste Wunde, welche sie ihm schlägt, bestehe darin, daß er verlassen müsse, was ihm auf Erden das Liebste und Theuerste ist, so werden gewöhnliche Menschenkinder ohne Weiteres annehmen, er denke dabei vorzüglich und in erster Linie an seine Gattin und an seine Kinder. Witte verbietet dagegen, diesen so natürlichen Schluß zu ziehen, und verlangt (S. 70), man solle erst beweisen, daß die Ehe zwischen Dante und Gemma eine glückliche gewesen, sonst könne man ja gar nicht wissen, ob Dante bei dem „Theuersten", das er verlassen müsse, auch an seine Gattin mitgedacht habe! Fängt der geneigte Leser nicht bald an, die Geduld Desjenigen zu bewundern, der sich dazu hergibt, derartige Einwendungen zu berücksichtigen?

Seltsam! Wo Dante von Denen redet, welche ihm persönlich die „Liebsten" sind, soll er bei Leibe nicht an seine Frau gedacht haben! Wo er aber ganz im Allgemeinen von den Florentinerinnen spricht und sie tadelt, da sollen seine Worte direct an die Adresse seiner Frau gehen! Ja, selbst ganz allgemeine Sentenzen über das Weib sollen von Dante mit der bestimmtesten Rücksicht auf seine Frau niedergeschrieben worden sein! Im achten Gesange des Fegefeuers läßt Dante den Nino Visconti sich darüber beschweren, daß dessen Wittwe Beatrice, Tochter Obizzos von Este, sich zum zweiten Male verehelicht. Dann wird beigefügt (V. 76—78):

An ihrem Beispiel kann man leicht erkennen,
Wie schnell im Weiberherzen Lieb' erlischt,
Entflammt sie nicht das Aug' und die Berührung.

Diese Worte enthalten nun ganz offenbar eine bittere Klage des Dichters darüber, daß Gemmas Liebe zu ihm seit seiner Verbannung erkaltet (Witte, S. 70—73)! An den Widerspruch, der darin liegt, daß man von einem „Erlöschen der Liebe" Gemmas zu Dante spricht, nachdem man vorher weit und breit ausgeführt hat, Gemma habe den Dichter niemals geliebt, — an diesen Widerspruch kehrt man sich selbstverständlich nicht im Geringsten. Wozu auch?

Wollte Jemand sagen: Entweder gehen die erwähnten Worte an die Adresse der Frau Gemma, dann folgt daraus, daß sie Dante wirklich geliebt, und die langen Ausführungen Wittes, Dantes Ehe sei ohne Liebe gewesen, fallen von selbst dahin; oder aber: diese Ausführungen sind richtig und dann fällt Wittes Behauptung von selbst dahin, daß die angeführten Verse auf Gemma hinzielen, — wollte Jemand so sagen, so wäre dies offenbar der baarste Unsinn. Solchen Unsinns wird sich aber auch Niemand schuldig machen.

Im Büßerlande begegnet Dante seinem Freund und Verwandten Forese Donati. „Wie kamst Du schon bis hier herauf?" frägt er ihn. — „Das verdanke ich den Gebeten meiner Frau Nella," antwortet Forese und fährt dann fort (Fegefeuer XXIII, 91—102):

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltner guten Wandels wird gepflogen.
Denn die Barbagia von Sardinien nährt
Mehr Frauen von gesittetem Betragen,
Als die Barbagia, drin mein Weib verkehrt.
Was soll ich Dir, o süßer Bruder, sagen?
Schon seh' ich jene Zeit, die von dem Heut
Nicht allzufern liegt, in der Zukunft tagen,
Wo in Florenz den Frauen man verbeut
Von Kanzeln her ihr schamentblößt Gebahren,
Die Brust und Warze zeigen ungescheut.

Auch diese Worte sollen an die Adresse der Frau Gemma gehen, sonst hätte Dante offenbar beigefügt: „Mit Ausnahme meiner Frau!" Dante spricht von allen Florentinerinnen im Allgemeinen, also auch von seiner Frau, — was ist natürlicher als das? Freilich wissen wir nicht sicher, ob Gemma damals in Florenz oder sonstwo lebte. Das, was unbekannt oder unbewiesen ist, setzt man aber ganz einfach als selbstverständlich voraus. Freilich stand Gemma damals, als Dante diese Verse dichtete, bereits in einem Alter, wo sie vielleicht versucht werden konnte, die Brust zu verhüllen, gewiß nicht sie entblößt zu zeigen. Aber was thut's? Diesen Umstand verschweigt man eben und so denkt kein Leser daran. Um dann die Sache etwas plausibler zu machen, greift man noch zu der wunderlichen Ansicht von zweien von mehr als hundert Auslegern der Göttlichen Komödie und sagt: „Unter der Barbagia im 96. Verse sind die Häuser

Digitized by Google

der Donati gemeint; dort lebte damals Frau Gemma; also redet Dante von ihr!" Es ist wohl wahr, indem er im 101. Verse von den Florentinerinnen im Allgemeinen redet, hat der Dichter selbst erklärt, was er unter der Barbagia verstanden, nämlich die Stadt Florenz. Da aber diese Erklärung nicht in den Kram paßt, muß man eben eine andere suchen.

„Und Du?" frägt Forese den Dichter, „wie und warum kommst Du hierher?" Dante antwortet (Ebd. V. 115—117):

Willst Du daran gedenken,
Wie Du mit mir gelebt und ich mit Dir,
So wird noch jetzt Dich die Erinnrung kränken.

Dante bekennt hier, so werden wir belehrt, daß er in den Jahren unmittelbar nach seiner Heirath den geselligen Freuden, namentlich den Freuden der Tafel, sich hingegeben habe. Nehmen wir an, diese Erklärung (deren Richtigkeit höchst zweifelhaft sein dürfte) sei richtig, was folgt daraus? Daß Dante sich sehr glücklich in seiner Ehe gefühlt haben muß, da er nach der langen Trauer über Beatrice jetzt wieder der Freude zugänglich geworden? Ah nein! Dieser Schluß wäre doch gar zu natürlich. Es folgt vielmehr daraus — daß Dante unglücklich verheirathet war, sonst wäre er ja fein hübsch bei der Frau zu Hause geblieben und hätte nicht andere Gesellschaften besucht!!! Ehemänner sollen sich dies merken!

Und wozu all dieser Aufwand von Scharfsinn nebst etwas Anderem? Um das Andenken von Dantes Gemahlin, über welche absolut nichts Nachtheiliges positiv bekannt ist, anzuschwärzen.

Die Todten reiten schnell! In Wittes Fußtapfen tretend schilderte jüngst Vittorio Imbriani Dantes Gemahlin als eine Ehebrecherin und gemeine Dirne, Dante als einen Ehebrecher, seine Tochter Beatrice im Ehebruch gezeugt und dergl. mehr. Witte erklärt sich (5. 85) „sehr zufrieden" mit Imbrianis Abhandlung.

Wir sind zu Ende. Ueber Dantes Gemahlin wissen wir viel zu wenig, um ein sicheres Urtheil über ihren Charakter fällen zu können. Das Wenige aber, sowie einige Andeutungen des Dichters, lassen mit ziemlicher Sicherheit auf einen vortrefflichen Charakter schließen. Pietro, Dantes und der Gemma Erstgeborener, gab einer seiner Töchter den Namen seiner Mutter; wohl ein Beweis, daß Letztere in gutem Andenken in der Familie fortlebte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Brutus und Collatinus.

Trauerspiel in fünf Acten von Albert Lindner.

Die Tragödie „Brutus und Collatinus" von Albert Lindner, die vor 12 Jahren mit Erfolg gegeben worden ist, wegen der Erkrankung Dessoirs aber abgesetzt werden mußte, ist am Freitag, 21. Februar, in neuer Einstudirung in das Repertoire des Königlichen Schauspielhauses wieder aufgenommen worden. Alle Welt weiß, daß die Schillercommission das große Verdienst gehabt hat, die dramatische Dichtung des bisher vollkommen Unbekannten mit dem Preise zu krönen; und Lindner hat seitdem, namentlich durch die „Bluthochzeit" den Beweis geführt, daß man das Vertrauen zu seiner Begabung nicht unterschätzt hat.

Ein seltener Zufall hat es gefügt, daß der Stoff der gekrönten Tragödie „Brutus und Collatinus" gerade wie der des im vergangenen Jahre ausgezeichneten Dramas „Agnes von Meran" von demselben französischen Dichter, von Ponsard, dramatisch bearbeitet worden ist. Das Lindner'sche Trauerspiel weist in der ersten Hälfte, unbeschadet der dichterischen Selbstständigkeit des Deutschen, vielfache und starke Aehnlichkeiten mit der französischen Tragödie „Lucrèce" von Ponsard auf; natürlich auch nicht minder starke Abweichungen. So ist z. B. die Tullia, die in beiden Dramen die äußerste sittliche Verworfenheit verkörpert, bei Lindner die Mutter des Sextus, den sie zur Schändung der Lucretia anstachelt, bei Ponsard aber die Gattin des Brutus und die verschmähte Geliebte des Sextus. Die Hauptverschiedenheit zwischen den beiden Dichtungen läßt sich schon aus den beiden Titeln erkennen. Ponsard beschränkt sich in seiner Tragödie auf die dramatische Schilderung der Geschicke der Lucretia; die französische Tragödie schließt mit dem Tode des tugendhaften Weibes des Collatin und mit dem Racheschwur an ihrer Leiche. Bei Lindner dagegen ist der Tod der Lucretia, den er in die Mitte seines Trauerspiels verlegt, nur ein tragisches Moment. Nach dem Tode der Lucretia beginnt bei Lindner ein neues Trauerspiel, das in dem Conflicte zwischen Brutus und Collatinus, in der Verbannung des letzteren und in der Vollstreckung des Todesurtheils der Söhne des Brutus durch ihren Vater selbst den blinden Gehorsam gegen das Gesetz und den Sieg des Gesetzes über alle menschlichen Regungen veranschaulichen soll.

Lindner hat also zwei Dramen aneinander gereiht und die Handlung derselben eigentlich nur durch die weiterspielenden Personen, nicht aber durch die übergreifenden Thatsachen miteinander verknüpft. Daß hier ein starker Fehler in der Composition vorliegt, empfindet jeder unbefangene Zuschauer. Dessenungeachtet ist und bleibt „Brutus und Collatinus" eine sehr bemerkenswerthe, in Einzelheiten sogar bedeutende dramatische Dichtung, die neben den Wilbrandt'schen auf der obersten Stufe der Römerdramen unserer modernen Dichter steht. Das Trauerspiel hat daher auch jetzt eine sehr warme Aufnahme gefunden, im dritten Acte sogar eine enthusiastische.

Dadurch, daß Lindner den Tod der Lucretia eigentlich nur zum tragischen Vorspiele seines Dramas verwerthet, und unausgesetzt — auch während er sich mit den Persönlichkeiten und Ereignissen, die diesen Tod herbeiführen, beschäftigt — die Hauptgruppe, die erst nach dem Tode der Römerin hervortreten soll: Brutus und Collatinus im Auge behält, hat die erste Hälfte des Stückes, obgleich diese in den tragischen Vorgängen und den Motiven die stärkere ist, etwas unruhig Skizzenhaftes behalten. Wir hören freilich allerlei Unvortheilhaftes über die Gräuel, die sich die Tarquinier zu Schulden kommen lassen, aber vor unsern Augen benehmen sich die beiden Wichtigsten, das Haupt der Familie, der König, und Sextus, der durch seine Gewaltthat den Sturz der Familie herbeiführen soll, ganz discret und gemessen.

Der alte Tarquin hat hier nur die Maske des Bösewichts, der mißtrauisch, beängstigt, wie die meisten Tyrannen, daherschleicht und bisweilen ohne Grund aufbraust; das innere böse Wesen findet in keiner scenischen Handlung einen ergreifenden Ausdruck. Er begeht vor unsern Augen nichts, was ihn hassenswerth erscheinen ließe. Daß uns auch Tullia kalt läßt, wird wohl weniger dem Dichter als der Darstellerin zuzuschreiben sein, die jede Echtheit vermissen ließ und nur theatralisch im wenig angenehmen Sinne des Wortes wirkte. Sextus aber, der zwar auch nicht in hervorragender Weise dargestellt wurde und weniger leidenschaftlich entbrannte, als strohfeuerartig aufloderte, ist wie der alte Tarquin vom Dichter selbst stiefmütterlich behandelt worden. Er ist eben nur ein sehr überspannter, sinnlicher junger Mann, der beim ersten Anblick der Lucretia vom coup de foudre getroffen wird und beim ersten Anlasse, den er schafft, in halbem Wahnsinn auf seine Beute stürzt.

Der tragische Vorgang, die Schändung der Lucretia durch Sextus, vollzieht sich im Zwischenact.

Sextus, von seiner Mutter in den Grundsätzen der laxesten Moral bestärkt, taumelt liebestrunken von dannen; als sich der Vorhang wieder hebt, finden wir Lucretia in Thränen. Der Verbrecher ist entwichen und spurlos verschwunden. Wir hören dann später, im letzten Acte, daß er von Collatin getödtet worden ist.

So wird Lucretia hier nur das Opfer der sinnlichen Caprice eines Lüstlings. Für die Sage und für ein Epos, das die Sage behandelt, mag das genügen; das Drama hätte, wie dies Ponsard richtig herausgefühlt hat, einer stärkeren Motivirung bedurft, der wirklichen Liebe, der unbezwinglichen Leidenschaft des Sextus für das Weib seines Anverwandten. Die vorübergehende lüsterne Anwandlung eines jungen Menschen, der, sobald er dieselbe befriedigt hat, sich aus dem Staube macht und nicht wieder erscheint, hat nichts tragisch Ergreifendes. Ich

Digitized by Google

glaube, der Schänder der Lucretia, der durch seine Unthat ein weltgeschichtliches Ereigniß wie das der Begründung der römischen Republik herbeiführt, darf in einer Tragödie, in welcher eben diese Thatsache oder Legende den Mittelpunkt des Interesses bilden soll, sich nimmermehr mit einer Nebenrolle begnügen. Ueber diese Tarquinier hat der Dichter dem Brutus und dessen Genossen in den Augen des Publicums den Sieg zu leicht gemacht. Die Tarquinier sind zu unbedeutend; sie rufen keinen Abscheu hervor, und ihre Beseitigung läßt uns ziemlich kalt.

Das Drama gewinnt außerordentlich an Wärme und Wirkung in dem Augenblicke, da Brutus hervortritt. Lucretias Tod, der gleichzeitig die Geburt des Helden Brutus ist, bildet die Hauptscene des Dramas — eine Scene von starker dichterischer Kraft, vornehm in der Gesinnung, mächtig im Vortrage und von tiefer Wirkung. Nachdem Lucretia sich den Tod gegeben, wirft Brutus die Maske des Blödsinns ab, unter der er sich verborgen hat, ähnlich wie Hamlet, Lorenzaccio, Sixtus V., um sich der Rache zu erhalten. Dies ist der bedeutsamste und gelungenste Moment des Trauerspiels, der den ersten Theil des Dramas beschließt. „Lucretia" oder „die Tarquinier" sollte derselbe heißen. Nun hebt der zweite an, derjenige, der den Titel, welchen Lindner der ganzen Dichtung gegeben hat, mit Recht führen darf: „Brutus und Collatinus".

In diesem zweiten Theile besitzt das Motiv nicht die genügende Tragkraft für die Schwere einer tragischen Handlung. In der Ausarbeitung aber erscheint er mir viel gelungener als der erste, wenn ich eben die beste Scene des Ganzen, Lucretias Tod, hier außer Acht lasse.

Um was handelt es sich nun?

In der ersten Aufregung, die sich bekanntlich zur Legislative niemals besonders qualificirt, ist ein zu weit gehendes, zu strenges, mangelhaft redigirtes Gesetz zu Stande gekommen, das alle Tarquinier aus Rom verbannt, durch das daher auch Collatin, der zum Geschlecht der Tarquinier gehört, aus Rom, das er selbst von den verhaßten Tyrannen seiner Familie hat befreien helfen, und für das sein Weib, das er über Alles geliebt, hat bluten müssen, vertrieben wird. Es kommt nichts darauf an, daß Collatin mit den Tarquiniern nur den Namen, nicht aber die Gesinnung gemein hat. Collatinus wird also nicht das Opfer des Gesetzes, das ihn, den aufrichtigen Vaterlandsfreund, nicht hat treffen wollen, sondern das Opfer der schlechten Redaction dieses Gesetzes; und Brutus, der die innige Freundschaft, die ihn an Collatin fesselt, niederkämpft, erscheint nicht als der unerbittliche Hüter dessen, was Recht ist, sondern als ein eigensinniger Thor, der störrisch am Buchstaben fest hält und es nicht dulden will, daß man vom Wort ein Jota raubt.

Collatinus geht mit gerechtfertigter Bitterkeit über den schnöden Undank, den er von seinen Mitbürgern zu erdulden hat, und mit tiefer Trauer über die verblendete Rechthaberei seines Freundes.

Und nun kommt das Gegenspiel. Immer um dasselbe Gesetz in Ehren zu halten, muß Brutus seine Söhne, die sich an der Verschwörung der Tarquinier gegen die Republik betheiligt haben, zum Tode verurtheilen und das Urtheil vollstrecken lassen.

Brutus glaubt seinem Freunde Collatinus diese furchtbare Genugthuung schuldig zu sein. Collatinus würde allerdings mit Fug und Recht darauf erwidern können: Hier liegt die Sache anders! Deine Söhne, Brutus, haben sich thatsächlich an einem staatsgefährlichen Unternehmen betheiligt, haben sich hochverrätherischer Handlungen schuldig gemacht und eine strenge Strafe, ja vielleicht den Tod verdient. Ich dagegen habe nichts begangen; meine einzige Schuld ist, daß ich das Unglück habe, den Namen eines Geschlechts zu tragen, gegen dessen Gewaltthätigkeiten ich mich selbst erhoben, zu dessen Vertreibung ich wesentlich beigetragen habe!

Lindner selbst hat das auch empfunden und dem Zuschauer den Untergang des schuldlosen Collatin erspart. Er drängt den Collatin von der Bühne ab, während Brutus den Heldentod für das Vaterland stirbt.

Das Lindner'sche Drama bekundet, wie ich schon sagte, ein unzweifelhaft starkes dramatisches Talent. Dieser Anerkennung gegenüber haben die Ausstellungen im Einzelnen, die die gewissenhafte Kritik machen muß, wenig zu bedeuten. Lindner hat sich an den besten Mustern gebildet, an Shakespeare und Schiller. Die Sprache ist voll, markig und gedankenreich. Die Energie der Bilder, über deren Geschmack sich bisweilen rechten läßt, deren Anschaulichkeit aber zweifellos ist, wirkt frappant. Die unbestreitbare dramatische Begabung Lindners zeigt sich, abgesehen von der großen Scene im dritten Acte, die unzweifelhaft den Höhepunkt der Dichtung bildet, auch besonders da, wo er den Fehler in der Anlage des Ganzen durch die Ausführung im Einzelnen zu verdecken und nach Möglichkeit zu beseitigen sucht. Der vierte Act, in welchem der Conflict zwischen Brutus und Collatinus in der Senatssitzung zum Ausbruch kommt, ist trotz der gerügten Schwächlichkeit des Motivs in der Behandlung so schwungvoll, Brutus und der alte Lucretius vertheidigen die schlechte Sache mit solcher Ueberzeugung und solcher Kunst, und Collatin seine gute mit einer so unerbittlichen Logik, daß der Zuhörer nicht mehr nach dem Grunde dieser sonderbaren Entzweiung forscht, dem Für und Wider mit gleicher Theilnahme folgt, seine Sympathien dem unglücklichen Collatin zuwendet, ohne sie deshalb dem würdigen Lucretius und dem energischen Brutus zu rauben, und am Schlusse des Actes dem begabten Dichter die wärmste Anerkennung zollt.

Ueber die Darstellung, welche die Römertragödien auf unserer Hofbühne finden, ließe sich sehr viel sagen. Das aber soll nicht in einer gelegentlichen Bemerkung abgemacht werden. Für heute mag die Bemerkung genügen, daß die beiden Darsteller der Hauptrollen, Herr Kahle (Brutus), Herr Ludwig (Collatinus), gleichzeitig mit dem Dichter durch wiederholten Beifall ausgezeichnet worden sind, und daß von den übrigen Darstellern vor allen Herr Berndal als Lucretius und Fräulein Meyer als Lucretia hervorragen. Herr Klein hat den Tarquinius gut angelegt; leider gestattet der Dichter dem Darsteller nicht, die Aufgabe durchzuführen; Superbus bleibt vielversprechend.

Das Stück war von Herrn Director Deetz, soweit es das schauspielerische Personal betrifft, gut in Scene gesetzt. Die Decorationen, die uns nicht das sagenhafte Rom der Könige, sondern das Rom auf der höchsten Culturstufe vorführten und 4—5 Jahrhunderte überschlugen, wirkten einigermaßen störend. Ein flüchtiger Blick in den ersten Theil von Mommsens „Römische Geschichte" oder in die bewährte „Kostumkunde" von Weiß würde genügt haben, um die Anwendbarkeit einer Decoration, wie die, welche den Prachtbau des Senats vorstellen soll, aufzuweisen. Auch die Kostüme und Requisiten waren sämmtlich zu modern. Wir wissen freilich von dem Baustile, den Kostümen und Geräthen des sagenhaften Roms unter den Königen so gut wie nichts und können selbstverständlich keine volle Genauigkeit für die Aeußerlichkeiten beanspruchen; aber ein phantasievoller Künstler hätte immerhin ein Bild herstellen können, das das Bestreben verriethe, uns in dies sagenhafte Rom zu versetzen, während wir hier das bekannte historische Rom vor Augen hatten. Da das Königliche Schauspielhaus auch auf diese Dinge in letzterer Zeit einigen Werth gelegt hat, so wird die Bemerkung wohl gestattet sein.

Paul Lindau.

Aus dem Concertsaal.

Schillers „Lied von der Glocke". Composition von Max Bruch.

Herr Max Bruch, dem die kunsttreibende Welt schon manches hochgefeierte Werk verdankt, hat einen glücklichen Griff gethan und sich ein großes Verdienst erworben, da er Schillers „Lied von der Glocke" durch sein anziehendes Talent musikalisch illustrirte. Aber nicht nur das gewagte Unternehmen, eine so zum Allgemeingut gewordene Dichtung, die in Hütten wie in Palästen ihre Heimatsstätte gefunden, in Musik gesetzt zu haben, ist sein Verdienst, sondern ein ebenfalls nicht zu unterschätzendes, die alte hausbackene Composition Rombergs, jenes bequeme Aushängeschild für Gesangvereine kleinerer Städte und für geschmacklose Gymnasialchorregenten, das nun der Wurm vollständig zu Staub zernagen mag, wohl für alle Zeiten in ihr Nichts befördert zu haben.

Ich würde kein Wort über jenes veraltete Machwerk verlieren, wenn ihm nicht eine kleinbürgerliche, aber doch sehr herausfordernde Prätension anhaftete, die durch eine kenntnißlose und zugleich aufdringliche Anhängerschaft nur noch unausstehlicher wird. Es ist ein dummes, freches Werk, das seine Commißmelodien und -Harmonien mit dem dreisten Griffe geistiger Impotenz aus den Ueberbleibseln eines längs abgethanen Zopfes rekrutirte, obgleich der damals schon vollständig verstandene Mozart das musikalische Leben durchpulste, und die höhere Sprache Beethovens die Gemüther zu beeinflussen begann. Die Romberg'sche Musik erscheint als der Spiegel der damaligen Häuslichkeit, jener un-

Digitized by Google

glaublich nüchternen Zimmereinrichtung der Zeit Anfangs dieses Jahrhunderts, wo man sich auf sandbestreuten Dielen knirschend erging, wo hochbeinige birkene Möbel die senkrechte Wand in Abrede stellten, die grün angestrichene Blücherbüste jede Minute von der schiefen Ebene ihres hohen Untergestells zu fallen drohte, wo schlechte Gemälde mit dem Farbenungeschmack der Wände wetteiferten, wo der vereinzelte Resedatopf auf dem vergilbten Fensterbrette in der engen Gasse mühsam die Sonne sucht und dem blankgescheuerten kupfernen Spucknapf unter dem Pfeifenconsol Concurrenz bietet, wo das Abends vorher gelöschte, halb niedergebrannte Talglicht des neuen Schwefelfadens harrt.

Man könnte mir den Einwand machen, daß ich hier der äußerlichen Einwirkung ein zu großes Recht einräume, und daß beispielsweise Beethovens Heim wahrscheinlich kein besseres gewesen. Ich mache aber einen Unterschied, wer darinnen haust, und ob er der Mann sei, der so nüchterne Umgebung fühlt und sich von derselben beherrschen läßt. Beethoven, der, entrückt von der Außenwelt, seine phantasievollen Gebilde schuf und die schwierigsten Probleme löste, empfand beim Niederschreiben seiner Werke, die sein Inneres so gänzlich erfüllten, jedenfalls nichts von seiner dem Zeitgeschmacke unterworfenen Umgebung, im Gegentheil: im Feuereifer seines Schaffens wurden die sandbestreuten Dielen zum kunstreichsten Mosaikboden, die birkenen Möbel zu reich verzierten Marmorsäulen, die schlechten Gemälde zu Michel Angelos, der grüne Blücher zur Pallas Athene des Phidias, der niedergebrannte Lichtstumpf zur leuchtenden Fackel. Man hätte Romberg in das reichste Schloß setzen können, seine „Glocke" wäre dieselbe geworden, denn wo der göttliche Funke nichts zu zünden findet, da brennt die Flamme des Schaffens matt, ohne Leuchtkraft und übelriechend.

Wie anders hat Max Bruch, durchglüht von dem reichen, edlen Stoffe, seine Aufgabe erfaßt! Ausgerüstet mit hohem Talente, erfüllt von dem heiligen Ernste der Kunst, Feind jeder Trivialität und hohler Phrasenmacherei, der jener Zopferbe ausschließlich huldigt, offenbart er uns sein Inneres, das der reichen Gaben viele, theils anmuthig, theils in großangelegter Form darbietet.

Der ersten Aufführung durch den Stern'schen Verein, dessen Leitung jetzt bekanntlich dem Componisten anvertraut ist, in der Singakademie beizuwohnen, war ich leider verhindert, und so mußte ich mich mit der zweiten, die im Kroll'schen Saale stattfand, begnügen. Es hängt demnach mein Urtheil bei vorheriger gänzlicher Unkenntniß des umfangreichen, complicirten Werkes lediglich von einem einmaligen Hören, von dieser einzigen, vielleicht nicht ganz zureichenden Empfangnahme ab.

Mit großer Freude spreche ich es aus, daß der Eindruck, den ich von der neuen Composition aus allen Theilen empfing, ein von echter Künstlergesinnung durchwehter, ungetrübter und abgerundeter war. Wenn Einzelnes unter der glänzenden Spende mir weniger zugänglich wurde, vielleicht mehr durch Reflexion hervorgerufen, also mehr gemacht als empfunden erschien, so möchte ich diesen Ausspruch keineswegs als endgültig betrachtet wissen, denn es kann leicht die Ungunst des Platzes und der unzureichende Klang in dem nicht gerade für größere Chor- und Orchestermassen mustergültigen Saale einen Theil der Schuld tragen.

Was von vorn herein für das Bruch'sche Werk einnimmt, ist der glückliche Gedanke, das Motto: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, das Schiller der Inschrift der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen entnommen, von dem Componisten als erhebenden chorischen Eingang verwendet zu haben. Die Idee ist eigenartig und überraschend, und die tiefernste, gewissermaßen psalmodistische Ausführung derselben verleiht dem Eingange die Feierlichkeit und stimmungsvolle Würde, die alles Folgende zu adeln im Stande ist. Von demselben feinfühligen Sinne wie von der praktischen Hand des Componisten, die mit Verstand plant, gibt überhaupt die Anordnung und Eintheilung des Textes ein beredtes Zeichen. Hier treten keine Willkürlichkeiten auf, Alles ist an seinem Platze: das Arioso, das Recitativ, das Terzett; den Chören ist das wirksamste und entscheidenste Wort der Dichtung zugefallen. Was die musikalische Ausbeute anbelangt, so zeigt sich der Künstler überall als Herr seiner Aufgabe und künstlerischen Verpflichtung, und gesellt zu dem Anziehenden das Wirksame durch die Macht der Stimmen und die bunte Vielseitigkeit des Orchesterschmuckes. Der Schwerpunkt, wie es die Natur so ausgedehnter Compositionen erheischt, ruht auch hier auf den Chören, nach deren gesättigtem Vollklange das Ohr lechzt und die für alle Zeiten die Zierde oratorischer Werke bleiben werden. Sie sind die granitnen Stützen, um die alles Uebrige sich als verzierendes Beiwerk rankt. Zu den Sätzen, die der Componist in die reinste Gluth seligsten Empfindens getaucht hat, zähle ich das Ensemble mit einleitendem Quartett: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen." Von charakteristischer Färbung und ungemein temperamentsvoll ist der Chor: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben," den die muthigen schlagfertigen Männerstimmen rhythmisch lebendig beginnen und die Frauenstimmen gewissermaßen antiphonisch mit den Worten: „Doch drinnen waltet die züchtige Hausfrau" in anmuthiger Redseligkeit beantworten. Die Männer lassen ihnen aber nicht lange das Spiel der heitren Rede und fallen mit der Wucht ihres Organs, ihres eignen Werthes bewußt, dazwischen. Das bewegte Leben der Menschen, der Fleiß, die Liebe zum Hause mit der damit verknüpften Hausarbeit haben hier durch den Componisten einen berufenen Interpreten gefunden. Dieselbe hohe Stufe der Erfassung der Textworte bekunden das Sopransolo mit darauffolgendem Chor: „Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter." Hier ist die Verschmelzung des Chors mit dem Orchester die innigste. Keiner bettelt vom Andern.

Wenn der Componist die Worte des Meisters fast durchgängig recitativisch erfaßt, so hat er nach meinem Dafürhalten die allein richtige Form gewählt. Selbstredend kann hier nicht von dem überkommenen, nachgerade in Mißcredit gerathenen, verzopften Opernrecitativ, das in dem unausbleiblichen „Schrum Schrum" seinen Abschluß findet, die Rede sein. Während das alte verkommene Recitativ mehr gehackt und zungengefährlich auftritt, nähert sich, Dank der modernen Anschauungsweise und Errungenschaft, die neuere Anwendung desselben dem Arioso. In diesem Sinne erscheint das Recitativ des Meisters: „Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde." Dieses Baßsolo mit seiner geheimnißvollen Orchesterbegleitung halte ich für eine der schönsten Perlen der Sologesänge des Werkes.

Wünschenswerth wäre es, wenn ein unter großen Mühen und Opfern zur Aufführung gelangtes noch unbekanntes Opus, nachdem es zweimal zu Gehör gebracht worden, nicht bei Seite gelegt würde. Einmal wäre es günstig für das Bekanntwerden und die sichere Einbürgerung desselben, und zweitens läge für Verein und Orchester der Gewinn einer correcteren Ausführung wohl auf der Hand. Ein Hauptfehler, in den der sonst so berühmte Chor verfallen war, trat leider sehr bemerklich in der bis zur größtmöglichen Undeutlichkeit getriebenen Aussprache hervor. Nur die Solisten gaben die sicheren Anknüpfungspunkte, wenn man selbst bei genauester Kenntniß des Gedichts den Faden verlor. Aber dies war nicht der alleinige Fehler des Vereins. Die Altstimmen des Chors klangen bedeckt und tonlos, obgleich sie sich sichtlich und mit Anstrengung bemühten, ohne einen Erfolg zu erzielen. Sie wurden durch das vollere Volumen der Sopranstimmen zu sehr im Schach gehalten, durch den nicht immer edlen Klang der Männerstimmen an vielen Stellen gänzlich erdrückt.

Der Verein hat große und ernsteste Anstrengungen zu machen, wenn er auf seinem alten Niveau, das ihm Ruhm und Ehre brachte, das ihn zum ersten Gesangvereine Deutschlands stempelte, ferner verweilen will.

Die Sologesänge waren durchgängig vortrefflich besetzt durch Frl. Lilli Lehmann, Frl. M. Schmidtlein und die Herren Müller und Bulß, welch letzterem die dankbarste Partie zugefallen war.

H. Krigar.

Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag.

Zu einer improvisirten Feier des 50. Geburtstages von Friedrich Spielhagen hatten sich in den Mittagsstunden des 24. etwa hundert Personen, hervorragende Vertreter von Literatur, Kunst und Wissenschaft, des Parlaments, dann eine Reihe persönlicher Freunde in der Wohnung des ahnungslosen Dichters eingefunden. Berthold Auerbach gab den Gefühlen der Anwesenden durch eine Anrede jenen warmen, dichterisch empfundenen Ausdruck, durch welchen jede oratorische Gelegenheitsleistung des berühmten Schriftstellers stets eine so unmittelbare Wirkung übt. Aus innerer Erregung antwortete ihm Spielhagen. Ein poetischer Gruß von der Ostsee, durch den Mund von Spielhagens zweiter Tochter anmuthig und rührend dargebracht, sowie meisterlicher Chorgesang von Angehörigen der Hochschule für Musik, beschlossen die eindrucksvolle Feier. Hier die Rede Berthold Auerbachs im ungefähren Wortlaute. Wie sie der herzlichen Verehrung der vielen, Spielhagen persönlich Nahestehenden, den echtesten Ausdruck lieh, wird sie den lebhaftesten Widerhall in den

Digitized by Google

Gemüthern Aller finden, welche aus dem dichterischen Schaffen des Gefeierten Genuß, Anregung, Erhebung gewonnen haben und sich ihm durch dankbare Gefühle verbunden glauben.

Meine Freunde und Freundinnen!

Denn Viele von Ihnen sind es mir persönlich und die Anderen sind es mir par ricochet, denn als Befreundete Spielhagens sind sie es auch mir.

Der Freundeskreis ist nicht die Welt, aber er repräsentirt dem Dichter die Welt, wir sind nicht als Repräsentanten gewählt von so und so viel Stimmen, aber wir sind berufen für Tausende und Tausende unsere Stimmen hier abzugeben.

Wir stehen heute unter Blumen vor einem Leben von Leben erfüllt, gestern um diese Stunde feierten wir ein Gedenkfest für einen Todten*), heute ein Freudenfest für das Leben für Lebende, und wir Dichter sind auch wie die Soldaten: mit dumpfen Trauertönen ziehen wir hinaus um einem Kameraden das letzte Lebewohl zu geben, mit Freudenklängen ziehen wir zurück in das Leben und feiern den Lebenden.

Ist es aber nicht zu früh? Was sind denn 50 Lebensjahre? Ist denn das schon die Zeit um die Stirne zu kränzen?

Ich möchte sagen, es ist immer Zeit das Leben mit Freude zu erfüllen und man sollte keinen Tag versäumen ohne kund zu geben, was uns ein lebender, ein schaffender, ein strammer Genosse ist; ins offene Auge hinein soll das offene Auge der Freundschaft glänzen.

Aber ich bin noch besser daran, Ihnen zu beweisen, daß wir Recht und Pflicht haben, heute nicht nur ein 50jähriges Leben, sondern ein 50jähriges Dienstjubiläum zu feiern. Ich bin glücklich Ihnen das so beweisen zu können, daß ein Widerspruch unbedingt unmöglich ist.

Sie staunen, da ich sage: wir feiern ein Dienstjubiläum, und Sie staunen, da ich sage: ich kann das unwiderleglich beweisen.

Hier ist der Beweis.

Ein guter alter Spruch heißt: poëta nascitur, der Dichter wird geboren, er wird als Dichter geboren, und wer nicht ein geborener Dichter, wer nicht von Natur ein Dichter ist, der wird es nie.

Heute vor 50 Jahren hat unser Jubeljüngling das Licht der Welt, wie man sagt, erblickt, aber auch die Schatten der Welt, und nicht nur die Schatten, sondern auch die Gestalten. Der erste Hauch, mit dem die Mutter Dich küßte, war eine Weiheform für ein Dichterleben, das erste Lied, mit dem sie Dich in Schlaf sang, ist zum innersten Ton geworden, zu einem unnennbaren, unfaßbaren Klang, der erste Augenstrahl, mit dem Dich Dein Vater zum ersten Mal begrüßte, ist zu einem Kranze geworden im tiefsten Herzensgrund, der nie weicht. Der erste Augenaufschlag, mit dem Du die Welt um Dich her erblicktest, stand im Dienst der Dichtkunst, und was Dir begegnete von Geschwistern, von Schulgenossen, was Du auf der Straße sahest, was auf dem ewig bewegten Meere, oben am Himmel und drunten, die Pflanzen, die Thiere: all Dein Schauen war ein Dienst der Dichtkunst.

Denn das scheidet uns von den Pessimisten, daß unser Leben ein Dienst ist. Wer das Leben nur als müheloſen und folgenlosen Genuß erfaßt, der muß nothwendig zu jener finsteren und bitteren Anschauung gelangen, die das Leben als etwas betrachtet, das nicht des Lebens werth ist. Wer sich aber bewußt oder unbewußt vom Drange der That erfüllt weiß, wer in den großen Dienst der Idee tritt, der schafft, und im Schaffen, im Dienen, im Gestalten, im Hinstellen eines vor ihm nicht Gewesenen, nie und nimmer Findbaren, wird sein Leben zu einem schönen, zu einem frohen, zu einem schaffenslustigen sich gestalten.

Und so weil der Dichter geboren ist und lebenslang im Dienste seines Berufes steht, Tag und Nacht immer bewegt von einem anderen Dasein, das in ihm Gestalt gewinnen will, weil er dient, so feiern wir mit unserem Freunde hier an seinem 50. Geburtstage sein 50jähriges Dienstjubiläum und dafür gibt es keine äußeren Decorationen.

Oder doch! Es gibt eine und das sind die blitzenden, die strahlenden, die liebevoll ins Antlitz schauenden Augen der Freunde und Freundinnen, die unseren Dienstjubilar umkränzen.

Ja! Alles was der Dichter erlebt, Freud und Leid, Zweifel und Bewußtsein, Alles tritt in den Dienst seines Berufes und wir Alle, die wir hier sind, sind Mitarbeiter, denn was wir dem Schaffenden sind, das wird in ihm zu seinem gestaltenden Wirken, wer ihm Freude bereitet, bereitet sie seinem Beruf, wer ihn verletzt, verletzt nicht nur ihn, sondern das dichterische Leben, das er unter dem Herzen, im Herzen trägt, das doppelte Leben.

Und dies doppelte Leben ist die Wonne und das Weh des Schaffenden, es wird aber zur reinen Wonne, wenn das Gestaltete vor ihm steht und mit dem Kinderauge ihn anschaut, wenn geworden ist vor ihm, außer ihm, was in ihm war.

Und so nun, lieber Jubeljüngling, ist unser bester Wunsch, nicht daß wir Dir etwas wünschen, sondern daß wir das wünschen: wir möchten Dir viel sein und dadurch in Dir viel erwecken können, damit Du feste Bilder gewinnest, reine Anschauungen, sicheren Anhalt, freies Schalten und Walten für die in Dir ruhenden Gebilde, die Du jetzt selbst noch nicht kennst, die aber einst und immerdar Dich grüßen sollen als das in Dir wohnende, von Außen angerufene und nun heraustretende geheimnißvolle Wirken der schaffenden Seele. Möge sie frisch sein die Seele, möge hell sein das Auge und ihm noch lange beschieden sein, Echtes zu schauen und Echtes zu schaffen. Und wie der bildende Künstler, der Maler, die Hand auflegt auf den Malstock, um der Hand die Schwere zu nehmen, so daß sie von sich selbst entlastet frei sich bewegt und innere Gebilde hinwirft, so ist der Familienkreis für den Dichter, er entlastet die Hand ihrer eigenen Schwere, liebend wird die Hand, wird das Dasein hochgehalten und getragen, damit die Hand sich frei bewege.

Möge Auge, Herz und Hand Dir immerdar gestärkt werden durch Deine Familie und durch den Kreis der Freunde, der Dich von Herzen grüßt an Deinem 50jährigen Dienstjubiläum.

Du meerbespülte Stadt Stralsund,
Grüß Deinen Sohn aus seines Kindes Mund.

*) Am 23. hatte die von dem Verein „Berliner Presse" veranstaltete Todtenfeier für Karl Gutzkow stattgefunden.

Notizen.

Die Socialisten, welche man los zu sein glaubte, haben seit einiger Zeit wieder von sich reden gemacht. In voriger Woche hat es die Geschicklichkeit einiger Justizbeamten durchgesetzt, daß der Reichstag einstimmig mit dem Schutz seiner bedrohten Privilegien zugleich die Protection der socialistischen Mitglieder gegen die Sicherheitsbehörde übernehmen mußte. Es fehlte nicht viel, daß das Publicum den verfolgten Abgeordneten, die uns so viele unnütze Krisen verschafft, wieder eine gewisse Sympathie bezeugt hätte. Der Mensch ist stets geneigt, für den Schwachen Partei zu nehmen, zumal wenn dieser sich erfolgreich wehrt und eine starke Deckung, welche diesmal der Reichstag bieten mußte, zu finden weiß. Hätten die fraglichen Herren den Verlauf der Angelegenheit, wie sie sich zu ihren Gunsten entwickelt hat, vorher berechnet, sie konnten es nicht besser anfangen. Allerdings war diese Partei niemals durch kluge Voraussicht bevorzugt, sonst würden sie seit Jahr und Tag mit größerer Mäßigung und Vorsicht das Ungewitter, von welchem sie weggefegt wurden, vermieden haben. Hoffentlich wird der Succeß, welchen ihre Rückkehr nach Berlin errungen, sie nicht wieder übermüthig stimmen und nicht die Vertheidigung des Disciplinargesetzes seinen Anhängern erleichtern. Man hat anderswo aus dem Exil heimgekehrten Legitimisten nachgesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Die Geschichte der radicalen Parteien lehrt jedoch, daß es diesen durchweg nicht besser ergeht. Auch in Paris sind sie wieder mit ihrer Maulwurfsarbeit bei der Hand und verscherzen die Gunst des Augenblicks, der die Thorheiten ihrer Vergangenheit auslöschen wollte. Der republikanischen Regierung machen sie das Leben sauer und die Monarchisten wiegen sich schon wieder in wenn auch trügerischen Hoffnungen. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß in den Reihen der Rothen Subjecte ihr Wesen treiben, die von ganz anderen Motiven bestimmt werden, als von glühender Freiheitsliebe. Der Polizeiskandal, als neulich die von einer Untersuchung bedrohte Präfectur bei

Digitized by Google

dem eiligen Verbrennen oder Beseitigen der schlimmsten Register doch nicht schnell genug alle Personalacten entfernen konnte, ließ ein eigenthümliches Licht auf einige Mitarbeiter gewisser Blätter fallen, die am ärgsten über die Lauheit und die ungenügenden Bürgertugenden der gegenwärtigen französischen Machthaber geschrien hatten. Man wurde an die Geschichte der vor kurzem unterdrückten communistischen Avantgarde in der Schweiz erinnert, die ihre Aufforderungen zum Königsmorde stets unter frankirtem Kreuzband den Souveränen zugefertigt hatte. Solche schlimme Auswüchse werden indessen in Paris bald überwunden sein und einer friedlichen Entwicklung des republikanischen Regiments keinen Abbruch thun. Man kommt den Vertretern Frankreichs überall mit gastfreundlichem Vertrauen entgegen. Die neu ernannten oder versetzten Mitglieder des französischen diplomatischen Corps erfreuen sich der besten Aufnahme. Der hiesige erste Secretär, Graf Mouy, hat Berlin mit der Kaiserstadt an der Donau vertauscht, sehr gegen seinen Willen, wie es heißt, und mit dem Opfer mannichfacher guter Beziehungen, welche Herr von Mouy hier geknüpft hatte. In der Gesellschaft, wo er sich vorzugsweise bewegte, war nicht genug bekannt, daß der in den besten Jahren stehende Diplomat eine kleine ganz achtungswerthe literarische Bagage, wie die Franzosen es ausdrücken, hinter sich hatte. So hat er eine Geschichte des Don Carlos nach den Quellen geschrieben, die von Gelehrten seiner Heimat geschätzt wird. Ein spanischer Forscher hat sie freilich vor einiger Zeit kritisirt und eine weitere Widerlegung angekündigt, auf welche der Verfasser die Antwort wohl nicht schuldig bleiben wird. Don Carlos kommt bei Herrn von Mouy nicht gut weg, während König Philipp nicht ganz so als Blaubart erscheint, wie in Schillers Tragödie. Don Carlos ist in der Historie gar nicht lyrisch, sondern ein Tollkopf, der auch nicht von der heiligen Hermandad hingerichtet wird, sondern am Fieber stirbt. Auch die Schwiegermutter ist kaum eine romantische Figur, hat keine Liebesscenen mit dem Infanten und scheidet in einem verfrühten Wochenbett aus dem wenig erfreulichen spanischen Leben. Deutsche Gelehrte hatten schon vorher die schöne Legende ihrer Poesie entkleidet. Es ist nicht das erste Mal, daß die Welt, was sie in der Jugend geglaubt, wieder umlernen mußte. Jemand, der als Tourist viel gesehen, resumirte seine Eindrücke in dem etwas kühlen Wort: Voyager, c'est vérifier! Aber auch das Leben ist eine Reise, dessen zweite Hälfte sich gewöhnlich zu einer Probe auf die Erwartungen und Ideale der ersten gestaltet. Glücklich, wenn Freundschaft und Treue leidlich stichhalten und das Facit einen gewissen Ueberschuß an menschenfreundlichen Gefühlen darbietet.

* * *

Wie Herr Schmidt Thatsachen berichtigt.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb."

Es thut mir leid, aber ich muß mich noch einmal mit Herrn Julian Schmidt beschäftigen. Seit einem vollen Vierteljahr schüttet Herr Schmidt um die Mitte eines jedes Monats vor den beklagenswerthen Lesern der „Preußischen Jahrbücher" die Schale seines Mißvergnügens auf mein Haupt. „Wenn's das Publicum nicht genirt," heißt's in der Posse, „mich genirt's nicht."

In dem dritten Aufsatze „Wie man öffentliche Meinung macht" — wer weiß, ob es der letzte ist — bemüht sich Herr Schmidt, meiner wiederholten Aufforderung, thatsächliche Irrthümer von mir aufzudecken, endlich nachzukommen, und diese Bemühung ist immerhin anerkennenswerth. Wenn sie nicht vollkommen gelingt, und wenn Herr Schmidt auch von der alten Gewohnheit, gelegentlich die eine oder andere Verdächtigung mit unterlaufen zu lassen, sich noch nicht ganz freimachen kann, so ist doch in der Gesammthaltung dieses dritten Aufsatzes eine Wandlung zum Bessern wahrnehmbar, und der Bußgang soll ihm daher nicht unnöthig erschwert werden.

Sehen wir uns also einige der berichtigten Thatsachen an:

Herr Schmidt citirt aus meinem Aufsatze in „Nord und Süd" einen Passus, der im Auszuge so lautet:

> „Ein andermal beschäftigte sich Herr Schmidt mit Beaumarchais und andern Dichtern des 18. Jahrhunderts. Ich wies ihm nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais': den „Barbier von Sevilla", „Figaros Hochzeit" und deren Geschichte nicht genügend kannte, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Er behauptete, das Publicum habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit" Anstoß genommen, während gerade dieses Stück den großartigsten und unbestrittensten Erfolg gehabt, den wohl jemals ein dramatisches Werk davongetragen hat. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über „Figaros Hochzeit", die aber mit diesem Stück absolut nichts zu schaffen, sondern auf den „Barbier von Sevilla" Bezug hatte ꝛc."

Darauf entgegnet nun Herr Schmidt zunächst:

> „Bitte, Herr Lindau! sehen Sie sich doch einmal recht genau an, was Sie da geschrieben haben. Sie schreiben: „Figaros Hochzeit" hätte den unbestrittensten Erfolg gehabt, und ich hätte das Gegentheil behauptet."

Darauf citirt Herr Schmidt aus seiner „Geschichte der französischen Literatur" eine Stelle, welche den Erfolg des „Figaro" constatirt. Da ich aber die gerügte Unkenntniß nicht aus der „Geschichte der französischen Literatur", sondern aus einem andern Aufsatz von Julian Schmidt entnommen habe, so kommt diese Stelle hier gar nicht in Betracht; sie beweist nichts weiter, als daß Herr Schmidt unter Umständen heute verneint, was er gestern behauptet, weil er heute vergessen, was er gestern geschrieben hat.

Nach Anführung dieser Stelle ruft Herr Schmidt triumphirend aus:

> „Nun, Herr Lindau, was sagen Sie dazu? Und du, mein liebes Publicum, was sagst du dazu? Ist das nun etwa eine offenbare Lüge? — Unmöglich! man könnte Münchhausen und Falstaff in einer Person sein, und doch eine solche Ungeheuerlichkeit nicht aushecken. Augenscheinlich hat Herr Lindau diese Stelle gar nicht gelesen. Was aber hat er gelesen?" —

Was ich gelesen habe?

Das Feuilleton der „Nationalzeitung" vom Sonnabend, 22. Juni 1872, Nr. 286, und in diesem Feuilleton einen Aufsatz, überschrieben „Literaturbilder aus der Zeit Ludwig XVI. von Julian Schmidt, IV." Da habe ich gelesen — wörtlich:

> „Das Wort Napoleons (daß in „Figaros Hochzeit" die Revolution bereits in voller Thätigkeit gewesen sei) hat einen andern Sinn: wie später gezeigt werden soll. Bei der ersten Aufführung nahm man nicht einen politischen sondern einen moralischen Anstoß."

Das habe ich gelesen. Und was habe ich geschrieben? —

> „Schmidt behauptete, man habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit" Anstoß genommen."

Nun, Herr Schmidt, was sagen Sie dazu?

In jenem „Literaturbilde" fährt Herr Schmidt, um seine falsche Behauptung, daß man bei der ersten Vorstellung von „Figaros Hochzeit" an dem Stücke einen moralischen Anstoß genommen habe, zu begründen, in unmittelbarem Anschluß an den citirten Satz also fort:

> „Ein Kritiker sagte: «Der Ruf des Herrn von Beaumarchais ist sehr gesunken und die anständigen Leute sind endlich überführt, daß, wenn man ihm seine Pfauenfedern ausreißt, nichts übrig bleibt, als ein häßlicher schwarzer Rabe mit seiner Unverschämtheit und seiner Gefräßigkeit.» Beaumarchais versuchte die Sittlichkeit der einzelnen Scenen mit Gründen zu rechtfertigen, die nicht weit her sind. Mit vollem Recht dagegen betont er das Verdienst der Lustigkeit «in einem Zeitalter, wo die Heuchelei des Anstandes fast ebenso weit getrieben ist, als die Entartung der Sitten»."

Herr Schmidt meint also, daß ein Kritiker über „Figaros Hochzeit" sich die oben citirten abfälligen Aeußerungen erlaubt habe, und daß die Vertheidigung Beaumarchais' sich auf „Figaros Hochzeit" beziehe. Das ist falsch! Die Kritik bezieht sich auf das ältere Stück Beaumarchais', auf den „Barbier von Sevilla", und ist in der Vertheidigungsschrift Beaumarchais' vor diesem Lustspiele in der polemischen Schrift: „Lettre modérée sur la chute et la critique du *Barbier de Séville*" abgedruckt.*)

*) Die von Herrn Schmidt angezogene und von Beaumarchais widerlegte Stelle in der Kritik lautet im Original: „La réputation du Sieur de Beaumarchais est bien tombée; et les honnêtes gens sont enfin convaincus que lorsqu'on lui aura arraché les plumes du paon, il ne restera plus qu'un vilain corbeau noir, avec son effronterie et sa voracité." *Lettre modérée sur la chute et la critique du Barbier de Séville.*

Digitized by Google

Wer diese nach dem Fiasco des „Barbier von Sevilla" — 23. Februar 1775 — geschriebene Kritik in Zusammenhang bringt mit dem rauschenden Triumphe von „Figaros Hochzeit" — 27. April 1784 — macht sich einer Verwechslung schuldig, die nicht minder haarsträubend ist, als es etwa die Behauptung sein würde, daß der Prolog zu „Wallensteins Lager" Schiller gezwungen habe, nach Mannheim zu fliehen. Wer diese Kritik von 1775 auf das Stück von 1784 bezieht, mit dem sie absolut nichts zu schaffen hat, der beweist, daß er die Geschichte der Hauptwerke Beaumarchais' nicht genügend kennt, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen.

Und alle diese schönen Dinge habe ich in dem „Literaturbilde" von Julian Schmidt gelesen. Was aber habe ich geschrieben?

> „Ich wies Herrn Schmidt nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais', den «Barbier von Sevilla» und «Figaros Hochzeit» und deren Geschichte nicht genügend kenne, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über «Figaros Hochzeit», die aber mit diesem Stück absolut nichts zu schaffen, sondern auf den «Barbier von Sevilla» Bezug hatte."

So! — Und da spricht Herr Schmidt von einer „offenbaren Lüge", von „einer Ungeheuerlichkeit", die „Münchhausen und Falstaff in einer Person nicht aushecken können!"

Was bleibt von diesem Vogel übrig, wenn man ihm die Pfauenfedern ausreißt?

Herr Schmidt, der offenbar ganz vergessen, was er früher geschrieben hat, will den Leuten einreden, daß ich eine sonderbare Verwechslung begangen hätte! Er stellt sich, als glaube er, daß ich den Monolog aus „Figaros Hochzeit", in welchem Figaro gelegentlich auch über das Mißgeschick seiner Stücke berichtet, nicht gekannt und das tragikomische Geschick des Figaro für das des lebenden Beaumarchais gehalten hätte!

Das ist so kindlich, daß darauf kein ernsthaftes Wort zu erwidern ist. Der Monolog des Figaro ist, wie ich ohne Uebertreibung sagen darf, vielleicht die bekannteste Seite der französischen dramatischen Literatur. Er ist einem Jedem, der auch nur einen flüchtigen Blick in die französischen Theaterdichtungen geworfen hat, gerade so geläufig wie dem Deutschen etwa der Monolog des Faust oder der des Egmont. Da ich das mit denselben Worten bereits vor acht Jahren in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" ausgesprochen habe, möge es mir vergönnt sein, die Stelle hier anzuführen:

> „Dieser Monolog ist für das französische Volk dasselbe geworden, was etwa Tells Monolog in der „hohlen Gasse" und Fausts Monolog im Studirzimmer für den Deutschen, Othellos Rede vor dem Senat, Hamlets „Sein oder Nichtsein" für den Engländer geworden ist: ein epochemachendes Ereigniß in der dramatischen Literatur. Ich spreche nur von der Wirkung, von dem durchschlagenden Erfolge, von der Allbekanntheit; im Uebrigen liegt es natürlich mir fern, den dichterischen Werth dieser ganz heterogenen Schöpfungen gegeneinander zu halten."

Und nun kommt Herr Julian Schmidt gravitätisch daher, citirt aus dieser bekanntesten Scene die allerbekanntesten Sätze — just dieselben, die durch Jahrzehnte unter der Granville'schen Vignette als Motto des Pariser Blattes „Le Figaro" regelmäßig in jeder Nummer gestanden haben: „pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique etc. etc." — und enthüllt mir mit gar possirlicher Wichtigkeit den Fundort! Und er will den Leuten weiß machen, daß ich jenen Monolog gar nicht gekannt, die Beaumarchais'schen Gedanken für die von Julian Schmidt, Figaro für Beaumarchais, das Geschöpf für den Schöpfer gehalten hätte!

Wer in aller Welt soll ihm das glauben? Wem will Herr Schmidt einreden, daß ich die Werke von Beaumarchais so oberflächlich kenne wie er? Das ist doch nicht ohne weiteres anzunehmen, da ich selbst in Gemeinschaft mit Emanuel Geibel eines der Beaumarchais'schen Lustspiele ins Deutsche übertragen habe.

Ich habe gar nichts verwechselt. Ich habe Herrn Julian Schmidt auf einige sehr starke, ja unverzeihliche Irrthümer hingewiesen, und Herr Schmidt würde sehr philosophisch gehandelt haben, wenn er darauf geschwiegen hätte. Er hat aber seine eigene Arbeit nicht mehr gekannt.

Das ist nun freilich um so verwunderlicher, als er von Anderen sogar solche Arbeiten kennt, die diese nie verfaßt haben. Herr Schmidt theilt nämlich seinen Lesern mit, daß ich „über Beaumarchais ein eigenes Buch geschrieben habe".

Welches, wenn ich fragen darf? Davon müßte ich doch auch etwas gehört haben.

Herr Schmidt hat durch diesen Ausspruch wiederum bewiesen, daß er die Prospecte und Ankündigungen von den Verlegern mit größerer Aufmerksamkeit liest als die Werke der Schriftsteller. Ich habe allerdings die Absicht gehabt, eine Studie über Beaumarchais zu veröffentlichen, und der Verlag des „Vereins für deutsche Literatur" hat das betreffende Buch auch angekündigt; da ich mich bei der Ausarbeitung aber überzeugte, daß ich den Stoff innerhalb des verfügbaren Raumes nicht so vollständig, wie ich es wünschte, bewältigen konnte, so habe ich davon Abstand genommen und den „Beaumarchais" durch die Biographie Alfred de Mussets ersetzt. Das von Herrn Schmidt citirte Buch ist nie erschienen. — Ein neuer Beleg für die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dieses bedeutenden Mannes.

Was Herr Schmidt im Uebrigen noch vorbringt, hat ungefähr denselben Werth wie die hier beleuchteten Einzelheiten. Ich breche ab, denn als Redacteur habe ich den Lesern gegenüber Pflichten, die ein selbstbefriedigter Mitarbeiter nicht zu beobachten braucht. Eine derselben würde ich außer Acht lassen, wenn ich mich verabschiedete, ohne die Leser der „Gegenwart" wegen dieser uninteressanten Polemik um Vergebung zu bitten. Den aber möchte ich sehen, der es fertig brächte, mit Herrn Julian Schmidt eine interessante Discussion zu führen.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Ein „geflügeltes Wort"?

Unter Ludwig XVIII. sagte der Finanzminister Baron Louis einmal zur Deputirtenkammer: „Meine Herren, machen Sie gute Politik und ich werde Ihnen gute Finanzen machen!" Wahrscheinlich hat dieses Wort dem Nationalzeitungs-Redacteur Dernburg vorgeschwebt, als er im Reichstage auf die gegen seine Zeitung gerichteten Angriffe Bismarcks unter der Form einer „persönlichen Bemerkung" erwiderte: „Machen Sie gute Politik und ich werde für gute Leiter („Leitartikel" sollte es wohl heißen?) sorgen." — Die geschichtliche Reminiscenz hat hier unseren verehrten Freund zu einer falschen Analogie verführt. Die Voraussetzung einer guten Finanzverwaltung ist allerdings in einer guten, das hieß damals bei Baron Louis, einer friedlichen und gleichmäßigen Politik des Landes gegeben; aber die Vortrefflichkeit der Leitartikel eines unabhängigen Blattes soll nicht abhängen von der Vorzüglichkeit der Regierung. Im Gegentheil! Wenn das Land ausgezeichnet regiert wird, können wir zur Noth Dernburgs Leitartikel ganz entbehren; wir haben nur in dem Falle, daß die Maßregeln und Programme von Oben bedenklich sind oder erscheinen, ein Verlangen oder Bedürfniß nach guten Leitartikeln. — Ich glaube also nicht, daß Dernburgs „persönliche Bemerkung" geeignet ist, in Büchmanns Citatenschatz aufgenommen zu werden.

H. B. O.

Digitized by Google

Inserate.

Zum 1. Abdruck für Journal- od. Zeitungsfeuilleton wird die Uebersetzung eines feinen, spannenden, in der Revue d. d. Mondes erschienenen **Romanes von Maria Achard** offerirt. 20 Druckbogen. Adr. sub H. 3039 an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Die größte Auflage

aller deutschen Zeitungen hat das „**Berliner Tageblatt**“ erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besonderen **Vorzüge** dieses Blattes bestehen vornehmlich i. Folgendem:

Berliner Tageblatt
nebst den Gratis-Beigaben:
der belletr. Wochenschrift und dem illustr. Witzblatt
„Berliner Sonntagsblatt“ „ULK“.

Unabhängige freisinnige politische Haltung.

Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Tägl. 2malig. Erscheinen.

Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführl. Kammerberichte** seines eigen. parlamentar. Bureaus. Erziehungs- u. Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen **ein enorm billiger Abonnementspreis.**

Für den Monat **März** abonnirt man bei der nächstgelegenen Postanstalt für **1 Mk. 75 Pf.** für alle drei Blätter zusammen.

Den **neuhinzutretenden** Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des seines **spannenden Inhalts** wegen mit so vielem **Beifall** ausgezeichneten Romans:

Das Recht des Lebenden
von Levin Schücking
gegen Einsendung der Postquittung und **franko nachgeliefert.** **gratis**

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
NW., Luisenstrasse 32.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
Rose der Sewi.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.
kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: *M.* 2.40.
Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., Luisenstrasse 32.

Paul Lindau: Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. 8. Broch. 7 *M.*, eleg. geb. m. Goldschn. 8 *M.* 50 *Pf.*

Schriftstellern, Verlegern und Bühnenvorständen
empfiehlt sich zur Vermittelung aller literarischen Angelegenheiten
Dr. Po'lacsek's
Literarische Agentur in Hamburg

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
N.W., Luisenstrasse 32.

Bei mir erschien:

Johannistrieb.

Schauspiel in vier Aufzügen
von
Paul Lindau.

9 Bog. 8. eleg. broch. Preis 2 M. 50 Pf.

Von demselben Verfasser erschienen früher in gleicher Ausstattung:

Marion. Schauspiel in 5 Acten. — **In diplomatischer Sendung.** Lustspiel in 1 Act. — **Maria und Magdalena.** Schauspiel in 4 Acten. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*

Diana. Schauspiel in 5 Acten. — **Ein Erfolg.** Lustspiel in 4 Act. Mit e. Vorrede in Form e. Widmung a. d. k. k. Hofschauspieler *Adolf Sonnenthal* in Wien. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*

Ferner:
Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Zu haben in allen Buchhandlungen.

In **Carl Duncker's** Verlag (C. Heymons) in **Berlin,** Lützowstr. 2, erschien:

Dr. Herm. Klee,
Fürst Bismarck u. unsere Zeit.
Preis 3 *M.*

Marcus, Freihandel!
Preis 1 *M.*
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

„Eine handelspolitische Studie „**Freihandel auch ohne Reciprocität**“ von **B. Marcus,** dem Syndicus der Bremer Handelskammer, zeichnet sich durch die klare und objective Art aus, in welcher sie die freihändlerischen Grundsätze in schlüssigem Zusammenhange entwickelt. Sie sieht gänzlich von den concreten Verwickelungen der Frage in der Tagesdebatte ab und sichert sich dadurch vor jeder auch nur unbewußten Befangenheit des Urtheils; ausgehend von dem Satze, daß in Zeiten, wo alte Wahrheiten streitig werden, diesen Wahrheiten ihr Alter nichts nützt, sondern allein die Fähigkeit, immer von Neuem den Beweis ihrer Existenzberechtigung zu führen, legt sie in äußerst beweiskräftiger Weise dar, daß Angesichts der modernen Entwickelung **ein gemäßigter Freihandel, wie bisher, so auch in Zukunft, der allein richtige Weg für die deutsche Handelspolitik sei.**“
Hannoverscher Courier.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odilo.
Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 *Pf.*

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe.“

Soeben erschien:
Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Dritte vermehrte Auflage.
gr. 8. 348 S. Eleg. geh. 4½ *M.*

Das Werk ist mit seltener Einstimmigkeit nicht nur von der gesammten deutschen, sondern auch der maßgebenden ausländischen Presse als eine der werthvollsten Arbeiten über die deutsche Socialdemokratie anerkannt.

Die „**National-Zeitung**“ nennt das Buch „eine klassische Darstellung“. „Times“ „the most valuable work“ etc.

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Rezension von „Im neuen Reich“
über
F. Mehring,
Die
Deutsche Socialdemokratie.
3. vermehrte Auflage.
(Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**)
Preis: Eleg. geh. 4½ *M.*

„Die Schrift von Mehring ist längst als diejenige anerkannt, welche am besten über die socialistische Agitation in Deutschland seit Lassalle orientirt. Ueber das Geschichtliche, die Persönlichkeiten, die Lehren und Programme findet man hier alles nöthige Material in guter, verständiger und übersichtlicher Erzählung. Die neueste Auflage ist bis zu den Mordversuchen des vergangenen Jahres und bis zum Socialistengesetz fortgeführt, womit die Bewegung zunächst ihren Abschluß erhalten hat. Mit Recht drückt aber der Verfasser den Wunsch aus, daß man sich durch die jetzt eingetretene äußerliche Ruhe nicht täuschen und einschläfern lasse. Das Socialistengesetz leistet, was es leisten sollte, aber auch nur dieses, und wie den noch immer fortdauernden Verboten des Reichsanzeigers zu entnehmen ist, zeigt sich die socialdemokratische Partei in ihrer Auflösung offenbar größer, stärker, verbreiteter, als sie selbst während ihrer Existenz je erschienen ist.“

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin N.W.,** Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 8. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans. I. — China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Gottfried Arnold und der Pfingstmontag. Von August Schricker. — Journalistische Etikettfragen. Von J. H. Wehle. — Die Mediciner und die Schule. Von Philologus. — Notizen. — Inserate.

Die französische Verwaltung.

Von A. Schneegans.

I.

Ueber die französische innere Verwaltung, über die allmächtige Centralisation, über die als Napoleonisches Regierungsmittel verpönte „Präfectenwirthschaft", ist in Deutschland schon viel gesprochen, viel geschrieben worden. Mag auch vielleicht mancher Landrath oder Oberpräsident beim Einblick in diesen kunstvollen und anscheinend leicht arbeitenden Verwaltungsmechanismus an die ersten Worte des Goethe'schen Verses:

Bewundert viel, und viel gescholten, . . .

gedacht haben, so paßt doch augenscheinlich das zweite Prädicat viel eher, um die Stimmung, mit der man im großen Ganzen an diese Einrichtungen herantritt, zu charakterisiren. „Viel gescholten" wird, und nicht mit Unrecht, diese Verwaltungsmethode, die jenes maschenreiche, engdurchwirkte, fest ineinandergelegte Beamtennetz über Frankreich wirft, die von der kleinsten Bauerngemeinde bis in die höchsten centralen Ministerialstellen alles öffentliche Leben dem allgewaltigen Staate unterwirft, die das französische Volk, wie die römische Kirche ihre Gläubigen, in ein regimentartiges, dem Gehorsame gefügiges und aller aus der eigenen volksthümlichen Initiative herausgehenden Action verschlossenes Ganze zusammenzugliedern verstand — oder versuchte. Lange Jahrzehnte (und richtiger noch würde man sagen, lange Jahrhunderte, denn nicht von Napoleon, sondern von den früheren französischen Königen stammte diese Centralisation) schien der Versuch zu gelingen, und heute noch lebt das Ausland in der Ueberzeugung und in dem Gefühle, daß Frankreich, ob Republik, ob Monarchie, das Land der engsten Centralisation, der „Präfectenwirthschaft" im Napoleonischen Sinne des Wortes ist. Von den Anläufen, die zu verschiedenen Malen gegen dies System unternommen wurden, hat die deutsche Presse wohl Notiz genommen; den letzten, im Anfange der siebziger Jahre durch die Nationalversammlung berathenen und beschlossenen Gesetzen, durch welche diese Verwaltungsmethode in ihrem innersten Kerne getroffen und die öffentlichen Gewalten Frankreichs in die Bahn der gesundesten und tiefgreifendsten Decentralisation hinübergeworfen wurden, scheint sie aber nicht in dem Maße gerecht geworden zu sein, wie sie es verdienten, oder vielmehr ist es begreiflich, daß die Ereignisse, die das französische Staatswesen seit jener Zeit in ununterbrochenem Wechsel zum Spielballe der sich bekämpfenden Parteien machten, die Aufmerksamkeit von den inneren Reformen und von der Thätigkeit der Verwaltungsorgane ablenken mußten und somit die Tragweite jener im Jahre 1872 unternommenen Gesetzesveränderung von dem Auslande nicht erkannt oder gewürdigt werden konnte. Diese Reform jedoch ist eine so tiefgehende, daß, will man sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, an die jetzigen inneren französischen Zustände einen Maßstab anzulegen, der nur auf die Vergangenheit paßt, man länger bei ihr als bei irgend einem anderen neuen Gesetze weilen muß; denn seit den großen, aber so bald wieder durch das erste Kaiserreich verwischten Reformen der Revolution von 1789 ist Frankreich niemals mit einer gewaltigeren Veränderung seines inneren, provinziellen oder departementalen Organismus vor die Welt getreten, und reiht sich diese Umwandlung der Verwaltungskörperschaften in directer Linie an die ersten, schon republikanischen Reformen, welche die constituirende Versammlung (Assemblée constituante) im Jahre 1790 in Angriff nahm. Die durch das Kaiserreich und die nachfolgenden Regierungen unterbrochene Kette ist durch dieses Gesetz wieder zusammengeschmiedet, und es erscheint uns in dieser Hinsicht die dritte Republik wie die directe Nachfolgerin und Schülerin der ersten. Um aber dem deutschen Publicum einen richtigen Einblick in diese Verwandlung der inneren Verwaltung Frankreichs zu ermöglichen, darf man sich nicht damit begnügen, dieses letztere Gesetz einseitig auseinanderzusetzen; das Bild wäre nicht vollständig, die Bedeutung dieser Reform könnte nicht verstanden werden, ginge man nicht bis in die Zeiten zurück, in denen zuerst an dem alten Staatswesen gerüttelt wurde, in denen die Volksvertreter es zuerst unternahmen, die neue, auf dem Princip der Betheiligung der Bürger an allen öffentlichen Geschäften fußende Verwaltungsgesetzgebung an Stelle der absolutistischen Intendantenwirthschaft in Frankreich einzuführen, und dies letztere System, das sich unter den Bourbonen, und ganz besonders unter Ludwig dem Vierzehnten, aus den ehemaligen noch mittelalterlich angehauchten Staatsformen herausschälte, muß seinerseits auch noch in seinen größeren Umrissen skizzirt und dessen charakteristische Eigenthümlichkeiten beleuchtet werden. Es mag sich daher ein solches Essay über die Verwaltung Frankreichs zu einer Geschichte oder wenigstens zu einem Kapitel der Geschichte der inneren Entwickelung dieses Landes gestalten, zu einem Bilde, das zwar auf den großen Haufen weniger Anziehungskraft ausüben dürfte als das Kaleidoskop der Kriege, der Revolutionen und der Staatsstreiche, das aber gewiß dem Denker und dem staatswissenschaftlich gebildeten Beobachter Stoff zu tieferem und nachhaltigerem Philosophiren bieten wird. Und ist dies nicht vielmehr die eigentliche Geschichte eines Volkes und eines Landes? ist die Bedeutung dieser inneren Umgestal-

Digitized by Google

tungen, dieser Kämpfe der Bürger für Erringung ihrer Freiheiten und Rechte, nicht eine weit größere als diejenige, die wir den anderen Ereignissen beizulegen pflegen, den Thronwechseln, den Schlachten, den landläufigen Dramen, Tragödien und Lustspielen, die das Volk Geschichte nennt? Es mag, so scheint es uns oft, diese Geschichte zu der ersteren sich verhalten wie der Flaum und schillernde Sammt zu dem festen Gewebe, auf das ihn die schaffende Hand des Meisters legte, und ohne welches er wie eitler Staub der Spielball jedes Windhauches wäre.

Erst in den letzten Jahrzehnten haben es die französischen Geschichtsforscher unternommen, die alte, vorrevolutionäre Verwaltung dieses Landes zu studiren, und zwar geschah dies vorzugsweise durch die Vertreter der liberalen oder, wie man in Frankreich vor 1870 zu sagen pflegte, der demokratisch-liberalen Schule, und als eine Art von geschichtlicher Reaction gegen die bis in die sechziger Jahre herrschende Tradition, welche die Verwaltungscentralisation als eine Napoleonische Erfindung hinstellte, tritt uns diese neuere Geschichtsschreibung entgegen. Tocqueville war einer der Ersten, der in seinem ausgezeichneten Buche: L'Ancien Régime et la Révolution, Front machte gegen jene Anschauungen und die directe Abstammung der Präfecten von den früheren Intendanten nachwies. Ein anderes, in Deutschland wohl weniger bekanntes Buch: Les Assemblées provinciales sous Louis XVI, von Léonce de Lavergne, reiht sich diesem klassischen Werke Tocquevilles würdig an die Seite, und fast zur selben Zeit, im Jahre 1865, eröffnete der bekannte und durch seine literarischen und historischen Leistungen, so wie durch seine politische Thätigkeit hochverdiente Laboulaye in den Hörsälen des Collège de France einen Cursus über die französische Verwaltung vor der Revolution. An der Hand dieser Schriftsteller, und mit Hülfe des aus derselben Quellenforschung hervorgegangenen Buches von Warnkönig über die französische Rechts- und Staatsgeschichte, kann man heute die Zeit, die der Revolution von 1789 vorausging, wieder aus ihrer Vergessenheit heraufbeschwören, und wird es den jetzigen Generationen ermöglicht, die Einrichtungen der früheren Jahrhunderte zu studiren und den durch jene große politische und sociale Umwälzung zerrissenen Faden, der die Neuzeit mit der Vergangenheit verbinden soll, wieder anzuknüpfen. In der Vorrede seines Buches, auf welches man immer wieder zurückgeführt wird, erzählt Tocqueville, wie es ihm von jeher gedäucht hatte, daß die Franzosen, indem sie die Revolution von 1789 machten, „ohne es zu wissen, die meisten Gefühle, Gewohnheiten und Ideen des alten Regime behalten", und daß sie „ohne es zu wollen, die neue Gesellschaft mit den Trümmern der alten wieder aufgebaut hatten"; je weiter er in seinen Forschungen vorrückte, desto mehr wurde er in diesem Gefühle bestärkt, und es mögen die Zeilen, in denen er dem Gedanken, daß er sich nicht getäuscht hatte, Ausdruck gab, hier als die richtigste Illustration des diesem, unserm Essay zu Grunde liegenden Vorwurfes wörtlich wiedergegeben werden: „— Je weiter ich in diesem Studium vorrückte," sagt Tocqueville, „desto größer war mein Erstaunen, indem ich jeden Augenblick in dem Frankreich von damals (vor 1789) viele Züge wiederfand, die uns in dem jetzigen Frankreich auffallen. Ich fand dort eine Menge Gefühle, von denen ich glaubte, sie seien mit der Revolution geboren, eine Menge Gedanken, von denen ich bis dahin geglaubt hatte, sie kämen nur von ihr, tausend Gewohnheiten, von welchen man sagt, die Revolution habe sie uns gegeben. Ich fand dort überall die Wurzeln der heutigen Gesellschaft tief in jenem alten Boden eingegraben. Je mehr ich an das Jahr 1789 hinrückte, desto schärfer sah ich auch den Geist, der die Revolution hervorbrachte, sich langsam entwickeln, sich entpuppen, sich entfalten. Nach und nach trat die ganze Physiognomie jener Revolution vor mein Auge. Schon bekundete sie ihr Temperament, ihren Genius: sie war es selbst. Ich fand da nicht nur den Grund der Handlungsweise, der sie in ihrem ersten Anlaufe huldigte, aber noch viel mehr die Anzeichen von dem, was sie später gründen sollte; denn die Revolution hat zwei sehr verschiedenartige Perioden durchgelebt: die erste, während welcher die Franzosen Alles, was aus der Vergangenheit zu ihnen herübergekommen, vernichten zu wollen scheinen; die zweite, in welcher sie in dieser Vergangenheit einen Theil desjenigen, das sie in ihr zurückgelassen hatten, wieder herausholen werden. Es gibt eine Menge von Gesetzen und politischen Ueberlieferungen des alten Regime, die auf diese Weise im Jahre 1789 plötzlich verschwinden und einige Jahre nachher wieder an der Oberfläche erscheinen, wie gewisse Ströme sich plötzlich unter der Erde verlaufen, um weiter unten wieder zum Vorschein zu treten; es sind dieselben Gewässer, die die neuen Ufer bespülen." — Unter diesen politischen Ueberlieferungen, die nach einer kurzen Unterbrechung und in nur wenig veränderter Form nach dem Revolutionssturme wieder zum Vorschein kommen, die auch Tocqueville, als er diese Zeilen niederschrieb, vorzugsweise im Auge haben mochte, nimmt die Verwaltungseinrichtung der Präfecten, der früheren Intendants, einen der ersten Plätze ein, da sich in ihnen die Centralisation, gegen welche man seit dem zweiten Kaiserreiche ankämpfte, die aber in demselben Maße, wenn auch unter anderem Namen und in anderem Gewande, schon unter Ludwig XIV. bestand, verkörpert. Was waren nun diese königlichen Intendanten? wie, unter welcher Oberführung, in welchen Formen verwalteten sie die Provinzen? wie war diese Organisation ins Leben gerufen worden? welches war der Anstoß, der den König, den allmächtigen Herrscher, bewog, ihnen nach und nach außerordentliche Vollmachten einzuräumen? wie verhielt es sich endlich um die Vertretung der Bevölkerung diesen Machthabern gegenüber? und wie verschwand plötzlich, im Jahre 1790, dieser ganze Mechanismus, um wenige Jahre nachher unter einer neuen Benennung und mit neuer Costümirung wieder zu erstehen? Indem wir diese Fragen beantworten, werden wir in kurzen Strichen den vollständigen Umriß des französischen vorrevolutionären Staatswesens und der aus ihm hervorgehenden und von seinem Princip bedingten Entwickelung des öffentlichen Lebens skizzirt haben.

Will man sich in den inneren Einrichtungen eines modernen Staates zurechte finden, so öffnet man das Gesetzbuch, schlägt die Constitution und die organischen Gesetze nach, und findet ohne viel Mühe den Ariadnefaden, um sich in diesem anscheinend so verwirrten Labyrinthe zu bewegen. Ganz anders verhalten sich die Dinge in der unseren Zeiten doch noch so ganz nahen Periode des 17. und selbst 18. Jahrhunderts; in Frankreich zum Beispiel sucht man umsonst nach einer Constitution und nach organischen Gesetzen. Gesetz und Constitution war vor der Revolution der König, und er hatte sich bis zu dem Jahre 1789 die Machtvollkommenheit, welche die alten Könige inne hatten, in ihrem vollständigen, wenigstens theoretischen Umfange erhalten. „Si veut le roi, si veut la loi"; „Wie es der König will, so will es das Gesetz", so lautete die Regierungsmaxime seit den ältesten Zeiten; und diesen leitenden Gedanken betonte der König jedesmal, wenn er seinen Namen unter eine Verordnung setzte, dadurch, daß der letzte Satz dieser Verordnung sagte: „Car tel est notre bon plaisir"; „Denn dies ist mein hoher Wille", oder besser noch: „Denn so befiehlt es meine Willkür." Die französischen Könige waren so sehr von diesem ihrem Rechte, ihren Willen über alles Andere zu setzen, durchdrungen, daß selbst Ludwig XVI. bei einem Conflicte, der zwischen ihm und dem Pariser Parlamente aus irgend einer untergeordneten Ursache ausbrach, dem Herzog von Orleans, der ihn auf die „Illegalität" seiner Handlungsweise aufmerksam machte, ganz richtig antwortete: „Nicht doch! das ist gesetzlich, weil so mein Wille ist" („Si, c'est légal, parceque je le veux"). Ludwig XVI. sprach, dachte und handelte nach diesen Principien kaum ein Jahr vor der Revolution: wie viel tiefer mag sich noch dies Princip des königlichen bon plaisir, der königlichen Willkür, in den früheren Jahrhunderten in Frankreich eingelebt haben? Es trägt übrigens dieses ganze Staatswesen etwas Seltsames an sich; die alten Juristen und

Digitized by Google

Parlamentarier (nicht im modernen, sondern im ehemaligen Sinne dieses Wortes, Richter und Räthe) sagten niemals von Frankreich, daß dies Land eine absolute Monarchie sei; Frankreich war, nach einem alten Spruche, eine durch Gesetze gemäßigte Monarchie; oder wieder, Frankreich war nicht ein despotisches Land, sondern das Land der Willkür, — ein etwas feinerer Unterschied, der jedenfalls in der Praxis wenig Bedeutung gehabt haben mag. Eine andere Definition dieses Staatswesens lautete dahin, daß Frankreich eine in drei Klassen (Ordres), Adel, Klerus und Bürgerthum, getheilte Monarchie sei und daß die Regierung, durch eine ihm vor alten Zeiten durch die Nation verliehene Delegation, dem Könige gehört; weshalb auch der König allein, im Namen des Volkes, die Gesetze zu erlassen und seine Willkür als das oberste Gesetz zu betrachten das Recht hatte. Sieht man sich die Dinge genau an, so kommt man zu dem Schlusse, daß der König und das Volk sich die Sachlage so vorgestellt haben mögen, als ob die drei Klassen, Adel, Klerus und Bürgerthum (Tiers-Etat), die ihnen innewohnende Souveränetät auf den König übertragen hätten, der nun dieselbe in ihrem Namen und zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen ausübte, und deshalb auch alle Rechte, die der ganzen Nation angehören, im größten Maße besaß; neben dem Könige sollten die Generalstaaten (Etats généraux) als Vertretung der drei Klassen tagen und dem Herrscher in kritischen Gelegenheiten beistehen. Es währte aber nicht lange, so vergaß der König diesen stillschweigenden Vertrag, der zwischen ihm und der Nation geschlossen worden war; die Generalstaaten wurden nicht mehr zusammenberufen; die Vertreter des Adels, des Klerus und der Bürgerschaft fanden in dem König einen Herrscher im vollsten Sinne des Wortes; alle die immer steigenden Rechte, die sich die Krone zu erringen verstanden, gesetzgebende Gewalt, Ernennung aller Beamten, Münz- und Steuerregal, Militärgewalt, Schutzherrschaft über Kirchen, Klöster, Universitäten u. s. w., gewannen immer mehr den Charakter eines der Person selbst, des Königs, nicht aber des von der Nation zu seinem Oberhaupte delegirten Prinzen, angehörenden Privilegiums. Um diese Vollmachten auszuüben, um seinem Willen bis in den äußersten Grenzdistricten Geltung zu verschaffen, mußte der König neben seinem Hofstaate und auch noch, was besonders wichtig erscheinen wird, neben den traditionellen adeligen, kirchlichen und städtischen Behörden, die eine Art von lokaler Verwaltung ausübten, seine eigenen Beamten haben, die Vertreter der centralisirten Reichsgewalt, die Träger des einheitlichen Staatsgedankens. Es war die Einrichtung dieser königlichen Verwaltung eine administrative Nothwendigkeit einerseits; andererseits aber darf nicht verkannt werden, daß an dem Tage, wo der König den ersten Beamten ernannte, der ihm allein und direct zu gehorchen hatte, er der constitutionellen Fiction des von den drei Klassen als Deligirten der Nation eingesetzten Königs einen tödtlichen Stoß versetzte und den Grundstein eines neuen Staatenbaues legte, der sich an Stelle des alten, von Adel, Klerus und Bürgerschaft getragenen, stellen, dessen Pfeiler und Mauern die dem Könige allein verantwortlichen und untergebenen Kanzler, Minister, Staatssecretäre und Intendanten waren, und auf dessen Zinne als Alles beherrschende Krönung das Bild des absoluten und allein herrschenden Königs aufgerichtet werden sollte. Das Königthum emancipirte sich von seiner früheren Vormundschaft, richtete sich in seinem eigenen Hause nach eigenem Ermessen und mit eigener Dienerschaft ein, und begnügte sich damit, die ehemaligen Genossen, aus deren Mitte es als eine Delegation der Nation hervorgegangen war, mit großen Ehren und glänzender Prachtentfaltung in seine Paläste einzuladen, eigens für sie allen Reichthum des Landes um die königlichen Säle und Gärten zu centralisiren, in Paris und in Versailles einen Hof zu errichten, wie man ihn pracht- und ruhmvoller sich nicht denken kann, in dessen märchenhaftem Traumleben aber der alte französische Adel und Klerus seiner selbst vergaß, die Ausübung der Macht mit begeisterter Hingebung der Alles erleuchtenden und erwärmenden „König-Sonne" (Roi-Soleil) überließ, und mit mitleidigem Lächeln von seiner Höhe zu den Dienern des Königs, zu den emsigen, ameisenartig still und bescheiden hinarbeitenden Beamten herunterblickte — ohne zu ahnen, daß dieses Ameisenvolk die eigentliche Macht geworden war, gegen dessen Omnipotenz Adel und Klerus, und späterhin auch die Bürgerschaft, furchtbare Kämpfe ums Dasein zu unternehmen haben würden.

Die Staatsregierung, wie wir ihr zur Zeit Ludwig des Vierzehnten und bis zum Jahre 1789 begegnen, bestand aus dem königlichen Staatsrathe und dessen Sectionen oder Abtheilungen (Conseil d'Etat, Conseil du Roi), und aus einer gewissen Anzahl hoher Beamten, die neben und auch zuweilen in und mit diesem Staatsrathe, wie es eben die ziemlich unfertig geregelten Verhältnisse mit sich brachten, fungirten; wir nennen unter diesen Beamten ganz besonders den Kanzler, den Oberintendanten der Finanzen (Surintendant oder Contrôleur général des finances), die Staatssecretäre, die Maîtres des roquêtes.

Tocqueville, der mit so viel Geist und mit so scharfem Blick diese Zustände und Einrichtungen zu schildern und zu beurtheilen verstand, entwirft von dem Staatsrathe, seinen Befugnissen und seinem Wesen ein Bild, das wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, denn prägnanter und draftischer kann diese Einrichtung nicht charakterisirt werden: „— In der Mitte des Reiches und neben dem Throne," schreibt er, „hat sich ein mit seltener Macht ausgerüsteter Verwaltungskörper gebildet, in welchem sich auf eine ganz neue Art alte Gewalten des Reiches vereinigen, der Conseil du Roi. Er stammt aus alter Zeit, aber die meisten seiner Befugnisse sind neueren Datums. Dieser königliche Rath ist zugleich Obergerichtshof, denn er besitzt das Recht, die Sprüche und Urtheile aller gewöhnlichen Gerichte zu kassiren; oberster Verwaltungsgerichtshof, denn in ihm laufen in letzter Instanz alle Special-Jurisdictionen zusammen. Weiter, als Regierungsrath, besitzt er, unter der Willkür (bon plaisir) des Königs, die gesetzgebende Gewalt, die neuesten Gesetze werden von ihm discutirt und vorgeschlagen; die Steuern werden von ihm veranschlagt und vertheilt. Als oberster Verwaltungsrath hat er die Befugniß, den Beamten der Regierung Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben. Alle größeren Angelegenheiten werden durch ihn direct geregelt; die unteren Instanzen von ihm überwacht. Er ist das Endziel, in welchem Alles zusammenläuft; er ist zugleich die Kraft, aus welcher das den ganzen Staatsmechanismus in Bewegung setzende Leben fließt. Und dennoch hat dieser Rath keine persönliche Jurisdiction: der König ist es, der allein beschließt, selbst da, wo es scheint, als ob der Rath das Urtheil fälle. Selbst in den Angelegenheiten, in welchen es den Anschein hat, als spräche er endgültige Urtheile aus, ist er nur aus einfachen „Rathgebern" (Donneurs d'avis) zusammengesetzt, wie es das Parlament in einer seiner Remonstrationen (Remonstrances) sagt. Die Männer, die in diesem Rathe sitzen, sind keine große Herren (grands seigneurs), aber im Gegentheil Leute von geringer und kleiner Herkunft, ehemalige Intendanten und andere in der Praxis der Geschäfte bewanderte Leute, alle absetzbar. Der Rath arbeitet im Stillen, mit Bescheidenheit; er macht überall und immer weniger Ansprüche, als er durch die ihm innewohnende und von ihm entfaltete Machtfülle zu machen berechtigt wäre. Auch besitzt er in sich selbst nichts, das blendet; er verliert sich mitten in dem Glanze, der von der Krone, der er nahe steht, ausgeht; seine Gewalt ist eine so große, daß man überall an sie stößt; die bescheidene Dunkelheit, in welche sie sich hüllt, ist so vollständig, daß die Geschichte diesen Staatsrath kaum bemerkt."

Die innere Einrichtung des Staatsrathes war wieder eine, nach unseren jetzigen Begriffen, ganz eigenthümliche, sowie auch die Eintheilung der eigentlichen Ministerien oder Staatssecretariate, die sich daran reihten oder vielmehr parallel mit dem Staatsrathe liefen, auch eine für uns ziemlich befremdende war. Der Staatsrath war in vier, später in sechs Sectionen oder,

Digitized by Google

wie man sich damals ausdrückte, Sitzungen (Séances) eingetheilt: der höhere Rath (Conseil d'en haut), welcher sich mit den äußeren, internationalen Angelegenheiten zu beschäftigen hatte; — der Conseil des dépêches, dem die innere Verwaltung oblag, der durch die Intendanten die Provinzen regierte und dessen seltsame Benennung daher rührt, daß seine Beschlüsse den Intendanten durch Depeschen, welche ein Kabinetscourier in die Provinzen trug, zugeschickt wurden; — der Finanzrath; — der Conseil privé, welchem die Rechtsstreitigkeiten vorgelegt wurden; — später (seit dem Jahre 1700) der Handelsrath, und mehrere specielle, für gewisse besondere Rechtsfragen eingesetzte Sectionen oder Sitzungen. Was nun die Minister anbelangt, so hatte Frankreich deren vier: für die äußeren Angelegenheiten, den Krieg, die Maison du roi und die Marine; es waren aber dies keine Minister im heutigen Sinne des Wortes, was schon aus dem Umstande erhellt, daß die drei ersten sich in die innere Verwaltung Frankreichs theilten, so daß das ganze Land in drei große Theile zerlegt war, von welchen der eine dem Minister des Auswärtigen, der zweite dem Kriegsminister, der dritte dem Minister des Maison du roi zufiel. Lothringen und das Elsaß zum Beispiel lagen in dem Ressort des Kriegsministers, und es war auch der Kriegsminister, der das directe Oberhaupt der Intendanten dieser Provinzen war. Dieser Minister aber fungirte in diesen Angelegenheiten blos als eine Art von vermittelndem Organ. Die Intendanten richteten ihre Briefe und Depeschen an ihren betreffenden Minister oder Staatssecretär, welcher sie sodann der Section oder Sitzung des Staatsrathes überreichte; dieser letztere hatte die Beschlüsse zu fassen, welche vom König genehmigt wurden und alsdann durch die schon erwähnten Depeschen wieder an die Intendanten in die Provinz zurückgingen.

Bevor wir uns nun näher mit der Verwaltung der Provinzen, mit dem Staatsrath für das Innere und mit den Intendanten beschäftigen, mag es noch zur vollständigen Klarlegung der allgemeinen Regierungszustände nothwendig erscheinen, über die Minister und deren Charakter und Befugnisse einige weitere Erörterungen vorauszuschicken. Wie wir es oben angedeutet haben, darf man nicht den heute gültigen Maßstab an diese Staatseinrichtungen anlegen. Die französischen Minister unter dem vorrevolutionären Königreiche waren etwas ganz Anderes, als sie es jetzt in den meisten Staaten, Rußland vielleicht ausgenommen, sind. Sollte man in den jetzigen Constitutionen eine Einrichtung suchen, die man mehr oder weniger mit dieser in Vergleich bringen könnte, so fände man sie höchstens bis auf einen gewissen Grad in den Ministerien, die an der Spitze des deutschen Reiches stehen; wir betonen aber dabei, daß dieser Vergleich nur bis auf einen gewissen Grad zutreffend wäre, da die beiderseitigen Einrichtungen und Zustände nur in einigen allgemeinen Umrissen einander gleichgestellt werden können. Richelieu war es, der die französischen Ministerien einrichtete und der sie, wie es auch im deutschen Reiche geschehen ist, nach den auf seine eigene Machtstellung passenden Verhältnissen zuschnitt. Der gewaltige französische Kanzler war der Meinung, daß vier Minister die Regierung leiten könnten, „denn," pflegte er zu sagen, „man weiß ja, daß, wo es zu viel Aerzte gibt, der Kranke am sichersten stirbt." Einer dieser Minister sollte eine über die Andern hervorragende Stellung einnehmen; es war dies der Kanzler selbst. Als Ludwig XIV. in die Regierung eintrat, behielt er die vier Minister, behielt aber auch für sich selbst die Stellung des Präsidenten, welche Richelieu dem Kanzler eingeräumt hatte. Nur im Falle der Abwesenheit des Königs trat der Kanzler die Präsidentschaft des Rathes und der Minister wieder an; er war im vollsten Sinne des Wortes der zweite Mann im Reiche. Ludwig XIV. aber, der einen Zweiten nicht gern leiden mochte, bekleidete zwar seine Kanzler mit großen Würden, räumte ihnen überall die Ehrenplätze ein, überhäufte sie mit Ehren und Privilegien, wie zum Beispiel, daß der Kanzler in dem königlichen Rathe den gleichen Rang wie die Herzöge und Pairs einnahm, daß er Niemanden zu grüßen, Niemands Kleid zu tragen hatte, daß er seine Briefe ohne die gewöhnliche, für alle Andern geltende Formel: „Ihr Diener" (Votre serviteur) unterzeichnen durfte, daß er unabsetzbar war; — die eigentliche Machtbefugniß des Kanzlers war aber eine sehr geringe; er bereitete für den König die Gesetzesvorlagen; er setzte das „Staatssiegel unter die von dem Könige ertheilten Gnaden"; die Regierung des Landes ging ohne ihn, sie ging, so zu sagen, an ihm vorbei; die Minister sahen ihn an als einen hohen Herrn, dem man viele Ehrenbezeugungen darzubringen verpflichtet war, der aber denn doch nur ein für gewisse, ganz formelle Fälle eingesetzter Stellvertreter des Königs, des alleinigen Herrn, war. Freilich finden wir in der Geschichte Frankreichs einige große und leuchtende Beispiele, die uns zeigen, wie ein Mann von Charakter, wenn er die Stellung eines Kanzlers inne hatte, auch dem Könige, im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit, seinen Willen aufzwingen konnte, und Laboulaye, der in seinem Cursus über die französische Verwaltung diese Verhältnisse mit musterhafter Klarheit gezeichnet, dem wir auch vorliegende Einzelheiten verdanken, hat ein solches Beispiel angeführt, dessen Wiedergabe hier am Platze sein möchte: Der König hatte, gegen alle Beschlüsse der Gerichte, einen Adeligen, der des Mordes überwiesen worden war, begnadigt; der Kanzler weigerte sich im Namen der Gerechtigkeit, die Staatssiegel diesem Gnadenactus aufzudrücken. — So geben Sie mir die Siegel, sagte der König; ich werde selbst siegeln! — Er nahm die Staatssiegel und wollte sie alsdann dem Kanzler zurückgeben. Dieser aber weigerte sich, dieselben wieder anzunehmen. Majestät, sagte er, ich werde diese Siegel nicht mehr berühren; sie sind nicht mehr rein (ils sont pollués)! — Der König, setzt Laboulaye hinzu, zerriß den Gnadenerlaß und an diesem Tage hatte die Gerechtigkeit den Sieg davongetragen.

Was nun die Minister oder besser die Staatssecretäre anbetrifft, so haben wir schon gesehen, daß sie sich in die innere Verwaltung des Landes theilten. Alles was in dem Bereiche, der dem Kriegsminister zum Beispiele zugetheilt war, vorging, mußte durch diesen geregelt werden. Er war es, der die Ernennungen der Professoren vollzog, der die Pässe ausfertigte, der die renitenten Geistlichen strafte u. s. w. In jedem der drei Staatsbezirke war der betreffende Minister der Stellvertreter des Königs und, wie Laboulaye treffend sagt, ein König im Kleinen, — aber immer nur unter der oberen Instanz des Staatsrathes, welcher wiederum unter der „Willkür" des Königs stand.

Neben den Ministern finden wir noch einen höheren Beamten, den wir schon weiter oben erwähnt haben, den Controleur der Finanzen, den eigentlichen Finanzminister; ihm lag die schwierige Aufgabe ob, das Geld aufzubringen, das der König nothwendig hatte, um alle Reichsausgaben zu bestreiten. Eine genauere Charakteristik dieses „Ministeriums" paßt nicht in den Rahmen dieses Essays; es würde uns viel zu weit abwegs führen, wollten wir diesen Zweig der Verwaltung auch nur in seinen großen Umrissen skizziren; vielleicht kommen wir später in einer speciellen Arbeit auf diese Seite der französischen Verwaltung zurück. Wir wollten in dem Vorhergehenden dem Leser einen Einblick in die Verhältnisse der höheren Verwaltung Frankreichs ermöglichen, um sodann auf dieser Grundlage und auf diesen nothwendigen Vorkenntnissen an die eigentliche innere, provinzielle Verwaltung heranzutreten und die den Napoleonischen Präfecturen vorangegangene Intendantenwirthschaft einer näheren Beschreibung zu unterziehen, und alsdann die Reformen und Fortschritte, die seit 1789 und ganz speciell seit 1872 Frankreich auf dem Felde des inneren Verwaltungssystems vorgenommen hat, zu besprechen. Es soll dies die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein.

Digitized by Google

China und seine politische Stellung zur Außenwelt.

Von B. M.

(Fortsetzung.)

Die ersten Europäer, welche auf dem Seewege mit China in Berührung traten, waren Portugiesen, Abgesandte Albuquerques, welche 1516 von Malacca nach Canton gingen; ihnen folgte 1517 Perez de Andrade mit einem Geschwader von acht Schiffen. Die gegenseitigen Beziehungen scheinen anfänglich freundlicher Art gewesen zu sein und guten Gewinn gegeben zu haben, denn bald mehrte sich die Zahl der nach China strömenden Abenteurer, die, wie alle Entdecker der damaligen Zeit, halb Kaufleute, halb Eroberer und Seeräuber, an verschiedenen Stellen den Versuch machten, sich festzusetzen, und dadurch mit den Landesbehörden in Conflict geriethen. Ein 1520 nach Peking entsandter portugiesischer Gesandte mußte für die Missethaten seiner Landsleute büßen; er wurde nach Canton zurückgeführt, dort hart behandelt und eingekerkert und ist dann verschollen. Seit dieser Zeit dauerte der Verkehr zwischen Chinesen und Portugiesen mit wechselndem Erfolge fort; die ersteren versuchten den Handel möglichst auf einen Platz, Canton, zu beschränken, die andern drängten vorwärts und strebten danach, immer neue Berührungspunkte zu erlangen; außer in Canton setzten sie sich in Ningpo, auf den Tchusan-Inseln und in Makao fest, welchen letzteren Platz sie bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt haben. Die Raubzüge des an der Küste von China zusammenströmenden portugiesischen Gesindels, welche sich oft weit in das Innere hinein erstreckten und von denen Pinto ein so lebensvolles und trotz mancher Uebertreibungen in den Hauptzügen wohl auch wahres Bild geliefert hat, mußten natürlich die Fremden in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheinen lassen und den Bemühungen der redlichen Kaufleute, die Erweiterung des gesetzlichen Verkehrs herbeizuführen, viele Hindernisse in den Weg legen; auf der andern Seite wurden die Ueberhebung, die Unzuverlässigkeit und die Habsucht der chinesischen Behörden häufig die Veranlassung zu Klagen und Conflicten; aber auch bei den Beziehungen zwischen Chinesen und Portugiesen gaben schließlich die materiellen Interessen den Ausschlag; die chinesischen Beamten und Kaufleute fanden bald, daß sie den aus dem fremden Handel sich ergebenden Gewinn nicht gut entehren konnten und derselbe Grund veranlaßte die Portugiesen, sich allen Demüthigungen und Erpressungen geduldig zu unterwerfen. Einmal, 1622, schien es sogar, als seien die fremden Abenteurer berufen, bestimmend in die Geschicke des chinesischen Reichs einzugreifen; der immer heftiger werdende Andrang der Mandschuren wurde die Veranlassung, daß vierhundert Musketiere, zum Theil Portugiesen, zum Theil Macao-Chinesen, nach fremder Art bewaffnet, nach Peking geschickt wurden, um dort an den Kämpfen gegen den Reichsfeind theilzunehmen; Eifersüchteleien und die Befürchtung, daß die Fremden die Gelegenheit wahrnehmen könnten, sich in die innern Wirren zu mengen, scheinen schließlich die Verwendung der kleinen Schaar verhindert zu haben. Ueber die, einige Zeit nach den Portugiesen, in Verkehr mit den Chinesen getretenen Spanier und Holländer ist wenig zu sagen; ihre Beziehungen zu China waren im Allgemeinen dieselben wie die ihrer Vorläufer, die Holländer verstanden es indessen noch in den letzten Jahren der Ming-Herrschaft, die Erlaubniß zur Niederlassung auf Formosa zu erhalten.

1644 brach die Ming-Herrschaft zusammen, die Mandschuren zogen in das durch Verrath gefallene Peking ein, der letzte Kaiser der Ming-Dynastie erhängte sich und die Schaaren der Eroberer ergossen sich über die südlichen bisher von ihren Einfällen verschont gebliebenen Provinzen des Reichs. An vielen Stellen widerstanden die Chinesen heldenmüthig, aber abgesehen von dem Mangel an einer einheitlichen Leitung, der alle ihre Anstrengungen nutzlos machte, war der Schrecken vor den Waffen der Eroberer so groß, daß, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, die zusammengerafften Schaaren der chinesischen Bauern auseinander liefen, so wie der Schatten eines mandschurischen Rosses auf sie fiel. 1650 wurde Canton erobert und damit dem Widerstande der Chinesen, abgesehen von Formosa und Yunnan, wo er noch länger fortdauerte, ein Ende gemacht. Während des ersten Jahrhunderts ihrer Herrschaft behielt die neue Dynastie ihren kriegerischen Charakter bei und trug ihre Waffen weit über die Grenzen des Reichs hinaus, wie sie unter den Ming-Kaisern gewesen waren. Unter dem Kaiser Kanghi, 1662—1722, dem zweiten unbestrittenen Herrscher dieser Dynastie, wurden Yunnan 1682 und Formosa im darauf folgenden Jahre zurück erobert, und zwei Feldzüge, 1690 und 1696—97, zwangen die Eleuthen zur Unterwerfung; sein Enkel, Kienlung, 1736—1796, setzte diese Eroberungen im größten Maßstabe fort; ein Aufstand der Eleuthen 1753 endete 1759 mit einem vollständigen Siege der Chinesen, denen nun auch das ganze früher den Eleuthen unterworfene Ost-Turkestan in die Hände fiel; der Ruhm Kienlungs drang weit über die Grenzen seines Reichs; aus dem Innern Rußlands flüchteten dorthin verpflanzte Stämme der Mongolen und kehrten unter das chinesische Scepter zurück; so 1770 die Turguten, die 500,000 Köpfe stark von den Ufern der Wolga aufbrachen und schließlich nach unzähligen Mühseligkeiten und dem Verlust fast der Hälfte ihrer Stärke in Ili anlangten. Siegreich drangen die chinesischen Waffen nach Awa und über Tibet bis nach Nepal vor, das sich zur Unterwerfung und Tributzahlung bequemen mußte. Kunst und Literatur blühten, überall entstanden die herrlichsten Bauten, Zeichen der Macht des Kaisers Kienlung, welcher, der Ludwig XIV. Chinas, wie jener seiner Regierung jeden höchsten Glanz zu verleihen wußte, aber ebenso das Reich in ganz erschöpften Zustande seinem Nachfolger hinterließ und damit den Grund zu den kommenden Katastrophen legte.

Die Erfolge, welche die mandschurischen Kaiser gegen ihre inneren und äußeren Feinde errangen, mußten ihr Selbstgefühl steigern und damit auf die Stellung einwirken, welche sie den Europäern gegenüber einnahmen. Leider läßt sich nicht verkennen, daß die erbärmliche Haltung, die maßlose Habsucht derselben und die Feigheit, mit der sie sich allen Forderungen der Chinesen unterwarfen, um nur den gewinnbringenden Handel nicht einzubüßen, wenig geeignet waren, den Chinesen Achtung vor ihnen einzuflößen. Zu den Portugiesen, Spaniern und Holländern waren 1637 die Engländer, später Dänen, Franzosen und Amerikaner gekommen; der Handel blieb fast ausschließlich auf Canton beschränkt, wenngleich einzelne Versuche, mit den Behörden und Kaufleuten in Amoy, Ningpo und Tchusan in Verbindung zu treten, zweitweilig gelangen.

Den Lokalbehörden vollständig rechtlos gegenüber stehend und ihren Erpressungen und Mißhandlungen preisgegeben, lag für die Fremden der Gedanke nahe, zu versuchen, in directe Beziehungen zur Centralgewalt, dem Kaiser, zu treten und auf diese Weise Abhülfe für ihre vielfach berechtigten Beschwerden zu erlangen. Aber die Art und Weise, wie die zu diesem Zweck entsendeten Gesandtschaften ins Werk gesetzt wurden und ihre Aufgabe zu erfüllen suchten, konnte nicht dazu dienen, die Stellung der Fremden in den Augen der Chinesen zu erhöhen. Die Portugiesen und Holländer unterwarfen sich willig den erniedrigendsten Zumuthungen; sie warfen sich nicht nur vor dem Kaiser in den Staub, sondern thaten dasselbe vor den ihnen von der Tafel desselben gespendeten Abfällen; verlacht, beschimpft und gedemüthigt mußten sie in jedem Falle unverrichteter Sache nach Canton zurückkehren. Zur Ehre der Engländer und Russen muß indessen bemerkt werden, daß die Abgesandten dieser beiden Nationen sich niemals den entwürdigenden Zumuthungen gefügt haben, welche auch an sie gestellt wurden; Lord Macartney hat es sogar durchzusetzen gewußt, vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen, ohne sich niederwerfen zu müssen, aber vor ungehöriger und roher Behandlung durch die chinesischen Würdenträger konnte auch ihn weder sein

Digitized by Google

persönlicher Charakter, noch seine Stellung als Gesandter Englands schützen.

Die vielfachen Eifersüchteleien der Fremden untereinander, die eigenthümliche Stellung, welche die Beamten der Ostindischen Compagnie zu den englischen Unterthanen und Kriegsschiffen einnahmen, die häufig auch den Chinesen gegenüber in das völkerrechtliche Gebiet hinüberspielenden Verwicklungen, welche aus den Kriegen der verschiedenen, mit China in Handelsbeziehungen stehenden, fremden Staaten untereinander entstanden, trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, die Lage der Fremden zu erschweren. War dieselbe schon unter den mächtigen Kaisern der mandschurischen Dynastie fast unerträglich gewesen, so wurde sie es noch mehr unter den nachfolgenden Herrschern, bei denen Ueberhebung und maßlose Verachtung alles nichtchinesischen Wesens an die Stelle bewußten Machtgefühls traten. Je mehr innere Unruhen die Sicherheit der Dynastie bedrohten, je ungünstiger die Finanzen des Reiches sich gestalteten, um so überhebender wurde das Benehmen der chinesischen Beamten, das seinen höchsten Punkt in der rücksichtslosen Behandlung des englischen Gesandten Lord Amherst, im Jahre 1816 erreicht zu haben scheint.

Mit dem Erlöschen des Monopols der Ostindischen Compagnie für den Handel mit China 1834 und der Ersetzung der Compagniebeamten durch königliche mußte in den unerträglich gewordenen Zuständen eine Aenderung eintreten. Wie scharf man auch immer die direct zu den ersten Feindseligkeiten Veranlassung gebenden Thatsachen verurtheilen mag, die Kriege von 1840—41 und 1856—58 waren nur die Schläge, in denen das seit langer Zeit sich zusammenziehende Gewitter sich entlud; dieselben, wie der Krieg von 1860, waren durch die Ueberhebung, die Treulosigkeit und die Ohnmacht der chinesischen Regierung nothwendig und unvermeidlich geworden; sie waren nur Etappen in der natur- und sachgemäßen Entwicklung der Beziehungen zwischen China und dem europäischen Auslande.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Gottfried Arnold und der Pfingstmontag.

Wer im letzten Sommer an den Werkstätten eines bekannten Bildhauers auf dem Zimmerhof in Straßburg vorüberging, sah einen Mann in behaglich nachlässiger Stellung in rothem Vogesensandstein ausgehauen, ein Buch haltend, zu seinen Füßen eine Maske und andere Embleme der heiteren Muse.

Es war ein nicht sehr glückliches Bild des großen Dialektdichters Gottfried Arnold, das, aus der Werkstätte des verstorbenen Bildhauers Friedrich stammend, nunmehr noch „übergangen" nnd vollendet werden sollte. Auch dies Denkmal hat seine Geschichte. Den Dichtern müssen nicht allein auf Erden allerlei Widerwärtigkeiten zur Läuterung ihres Selbst widerfahren, auch nach ihrem Tode muß es ihrem Denkmale krumm r ergehen, als dem anderer Menschenkinder, Banquiers oder sonstiger „Realitätenbesitzer" Im Jahre 1829 starb Arnold; 1816 war der Pfingstmontag anonym zum Besten der Armen der während der Blokade des vorhergegangenen Jahres in der Nähe der Stadt abgebrannten Dörfer sowie der Straßburger Armen Arbeit-schule gedruckt. Von der Besprechung Goethes, welche 1820 zuerst in der Cotta'schen Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden' erschienen war, kam schon im selben Jahr ein Separatabdruck bei Philipp Dannbach, „Der Mairie-Buchdrucker" heraus und belehrte die Straßburger, daß es diesmal unmöglich sei, das Bibelwort Recht behalten zu lassen, welches sagt: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Das Lustspiel wurde sehr populär und einzelne Stücke aus demselben wurden von jener Zeit an fast jedes Jahr in Familienzirkeln aufgeführt; bald folgten von 1835 an auch die Gesammtaufführungen, meist zu einem wohlthätigen Zwecke, aber das Grab Arnolds blieb ohne den Schmuck, welcher der Bedeutung des Geschiedenen entsprochen hätte. Eine Pfingstmontag-Gesellschaft bildete sich und nahm die Sammlung für ein Grabdenkmal in die Hand, welches bei Meister Friedrich bestellt wurde. Was Friedrich abhielt, die letzte Hand an das Werk zu legen, wissen wir nicht; der Sturm des Krieges hatte die Pfingstmontag-Gesellschaft zerstreut, und als vor einigen Jahren Friedrich starb, stand in seinem Atelier auch der unvollendete Arnold. Da ließ Daniel Hirtz „der Drechslermeister" einige seiner gemüthlichen alemannischen Verse im „Wucheblättel" ertönen, ein Comité bildete sich mit den Ueberresten der genannten Gesellschaft, und Mark, Franks, Pfennige und Sous flossen herzu, nicht eben überreich, aber zur Noth doch ausreichend. Auf den Stein unter dem Bilde des Schöpfers der Figur des „Licentiaten" setzten sie die lateinische Inschrift, wie sie auf dem früheren Grabstein gestanden hatte, und darunter eine französische: „Hommage à l'auteur du Pfingstmontag" u. s. w. Als ich die letztere las, war mir, als hörte ich den alten Starkhans den Licentiaten anbrüllen:

„Geh Er mer wegg un redd Er
Wie Imm der Schnawwel isch gewachse, hört Ers Bedder."

Nun, ein Denkmal, wie es kein Dichter schöner wünschen kann, erhielt Arnold noch bei Lebzeiten in jener Besprechung Goethes und die Vielen, welche von Goethe geleitet zum Genusse des Pfingstmontags kamen, und ihm und Arnold eine Fülle reiner Genüsse danken, werden die Manen des Dichters auch trösten darüber, daß man, nachdem in achtundvierzig Jahren endlich ein bedeutenderes steinernes Mal zu Stande gekommen, man dasselbe sang- und klanglos auf dem Friedhofe zu St. Gallen über die Gruft hingestellt hat.

„Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache" — sagt Goethe in der berühmten Beurtheilung, die Jeder in der Gesammtausgabe seiner Werke nachlesen mag — „jenen bedeutenden Straßburger Dialekt und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann; denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen." Goethe nennt den Pfingstmontag ein Werk, das „an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seines Gleichens" finden dürfte.

„Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig aneinander fügen. Alle handeln und reden und meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Handlung ins Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird nun das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden."

Sollte dieses Werk bei all seiner Schönheit und Bedeutung auch heute noch als „ein versiegelt Buch" angesehen werden, wie dies der Fall war, als Goethe sein Panegyrikon schrieb? Wir können dies kaum glauben, meinen vielmehr, es sei jetzt eine recht günstige Zeit, um auf diesen, Vielen unbekannten Schatz hinzuweisen, denn noch nie wurde so viel in deutschen Dialekten

Digitized by Google

gedichtet und gelesen, als eben jetzt. Eine plattdeutsche Dialektfigur, Onkel Bräsig, ist ein allgemein beliebter Bekannter; im Norden liest man die Gedichte Kobells und Karl Stielers und die „Gschichtan aus dem Schwabaland" der Brüder Weitbrecht; das Münsterland und der Hundsrück schicken ihre Lieder; aus der grünen Steiermark kommt Rosegger zu Vorträgen nach Berlin; auf die Verse eines Klaus Groth antwortet tief aus dem Süden der Ruf einer Naturdrossel in Andolsbucher Mundart oder Märzroth mit seinen Salzburger Gstanzln.

Da darf das bedeutendste dramatische Werk der gesammten deutschen Dialektliteratur nicht länger nur den Elsässern und sonst den Gelehrten bekannt sein. Wer Hebels Gedichte liest, wird auch in den Pfingstmontag trotz besonderer Schwierigkeiten, auf die wir noch zu reden kommen, sich bald hineinlesen.

Die Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens ist eine einfache. Starkhans, der bürgerliche Schiffsbauer und große Rathsherr, ist im Besitz einer etwas derben zänkischen Frau und eines guten Töchterchens, der Lissel. Sein Nachbar und Freund, der kleine Rathsherr und Feuerspritzenmacher Mehlbrüh, hat eine liebe, sanfte, fromme Frau und einen talentvollen Sohn, welcher Nachmittagsprediger ist. Die Eltern sind übereingekommen: Lissel und Wolfgang der Prediger sollen ein Paar werden. Aber da ist ohne den schelmischen Gott mit den Pfeilen gerechnet, der es darauf abgesehen, zum Vortheil der Lustspiel- oder tragischen Dichter die Herzen untereinander zu bringen. Lissel liebt den jungen Mediciner, Reinhold aus Bremen, den Freund Wolfgangs, und letzterer dagegen ein anmuthig-edles Mädchen, Clärel, der armen Wittwe Prechterin Tochter. Am Pfingstmontag soll „die Stund", d. h. die Verlobung Lissels und Wolfgangs stattfinden, aber Lissel und Wolfgang wissen davon am Pfingstsonntag Nachmittag noch nichts. Man denkt sie nach alter Familiensitte zu überraschen. Doch unterdessen kehren sie den Spieß um; bis zum Abend ist durch das Verlangen Lissels, den Reinhold, durch die Weigerung Wolfgangs, die Lissel zu heirathen, Verwirrung in den Familien, ja schwerer Aerger und beginnende Feindschaft, denn der Licentiat, ein Vetter Mehlbrühs, eine Kapitalfigur des Stücks, welcher trotz seiner sechszig Jahre selbst Ansprüche auf Lissel erhebt, hat, durch ein Mißverständniß verführt, Reinhold als einen Wechselfälscher verleumdet, und Bärbel, das Bäsel, zornig auf Reinhold, hat die Gelegenheit benutzt, Unheil zu stiften und die Eintracht der Familien zu sprengen. Am Pfingstmontag früh wird das Mißverständniß gelöst, steckbrieflich verfolgter Wechselfälscher ist nicht Reinhold aus Bremen, sondern ein Reinbold aus Barmen, Reinholds Vater spricht brieflich für den Sohn, und der regierende Ammeister vermittelt glücklich zu Gunsten Clärels. Der Licentiat und Bärbel dagegen erhalten ihre Strafe. Ungezwungen treten in die Handlung noch Christinel, das berechnende Gegenspiel zu Lissel, dem naiven hingebenden Mädchen, Gläsler, der unglücklich Liebende aus Colmar und mit kleinen Rollen die Magd Bryd und Knecht Claus, beide aus dem Kochersberge, sowie der Pfarrer aus dem überrheinischen Hanauer Lande.

Das ganze Elsaß in seinen Hauptmundarten sehen wir versammelt und die Mundart der Hauptpersonen des Stücks, das „Strosburjer Ditsch", eine weichere Abart des Alemannischen, soll nach all ihren Eigenthümlichkeiten gezeigt werden. Lissel redet wie ein reines munteres Naturkind, Clärel zeigt, wie der alemannische Dialekt auch höheren Empfindungen fein organisirter Naturen gewachsen ist, Starkhans vertritt die derbe, gradezu gehende Redeweise, der Physiognomiker Mehlbrüh das tüftelige Grübeln, das Spielen mit Worten, die Spruchweisheit, wir wir das, wenn auch in anderer Weise, bei Tauler und Geiler von Kaisersberg finden; der Licentiat wälscht in Kleidung, Manieren und Sprache, die Frauen zeigen sich in häuslichen Gesprächen über Kinderspiele, Erziehung, Küchenangelegenheiten; im Verkehr mit der Bärbel wird uns auch klar, welcher Kraftbezeichnungen der Dialekt fähig ist.

Durchgängig ist die Sprache den Individualitäten und der Situation wunderbar angepaßt, und diese Individualitäten sind so verschieden, die Situationen so mannichfaltig, daß man Goethe Recht geben wird, wenn er dem Werke den Ehrennamen eines „lebendigen Idiotikons" zu gewinnen wünschte.

Die Schwierigkeit, die hierinnen für den Leser liegt, ist nicht zu übersehen. Der „Pfingstmontag" enthält Worte, die auch dem gebildeten Elsässer nicht geläufig sind; ein Glossar wird hier unvermeidlich. Schon die 1817 erschienenen „Notices" von Hermann berühren diesen Punkt, wenn sie in der Anzeige des Werkes sagen: „Es enthält auch ein Glossar zur Erklärung der Ausdrücke, welche nach Seiten der Form oder der Abstammung hin sich am meisten von der deutschen Schriftsprache unterscheiden, und unter denen es mehrere gibt, die man selten genug und nur in den unteren Schichten der Gesellschaft hören kann."

Was dem Sprachforscher unschätzbar, das stellte und stellt sich der allgemeinen Verbreitung des Lustspiels entgegen. Doch mit Unrecht. Der Süddeutsche wird — eine Ausgabe mit dem Glossar vorausgesetzt — schon nach der zweiten, dritten Uebung glatt vorwärts lesen, der Norddeutsche wird vielleicht die doppelte Zeit brauchen, und Beide werden gut thun, für den Anfang laut zu lesen, um die dem Auge ungewohnten Wortformen durch das Ohr dem Intellect als nicht gänzlich unbekannt zu erweisen.

Der Leser wird erstaunt sein über den Reichthum und die Fülle des Dialekts, über die Kraft und Prägnanz dieser Sprache, und hie und da auch über ihre Armuth. Zu ihren weniger erfreulichen, wenn auch bezeichnenden Eigenthümlichkeiten gehören die in das Elsässisch-alemannische umgearbeiteten französischen Worte wie „Affrunte", „Baßledang", „brobber", und besonders Zeitwörter wie „permediren", „trumpiren".

An geschehenen Dingen ist nichts zu ändern; das darf man aber wohl sagen, daß, wenn der schwäbisch-oberdeutsche Dialekt zur Herrschaft gekommen wäre, wie es in den Hohenstaufen-Jahrhunderten den Anschein hatte, anstatt des sächsisch Hochdeutschen, der durch die Reformation heraufkam, die deutsche Sprache weniger abstract, mehr verständlich und für Rede und Dichtung handlicher gewesen wäre. Die vielen „en" am Schlusse der Worte haben ja auch auch schon andere Leute als Versekünstler unangenehm berührt. Meinte doch auch Friedrich der Große, man müsse diesen Worten auf en ein a hinzufügen, z. B. werdena, nehmena. Hätte er, als er Straßburg unter dem Incognito eines Grafen Dufour besuchte, mit einem der „Steckelburjer" gesprochen, so würde er vernommen haben, daß die Volkssprache am Oberrhein diesem Vorschlage längst in abgekürzter Form nachgekommen ist und werda, nehma sagt.

Die Charakterschilderung im Pfingstmontag ist fast durchweg aus einem Gusse, ohne daß die künstlerische Glättung fehlte. Von den dargestellten Menschen steht jeder auf eigenen Füßen, handelt mit Naturnothwendigkeit. Die Individualitäten sind so, wie sie sich in den abgesonderten altbürgerlichen Verhältnissen einer Reichsstadt entwickeln konnten. Der moderne Stadt- und Literaturmensch wird von manchen Zügen überrascht und betroffen sein, so etwa wenn er die derben Redensarten der Mädchen hört, oder an die Stelle kommt, wo Starkhans und Mehlbrüh, die noch eben in innigem freundschaftlichem Verkehr standen, im Zorn und der durch den Wein gesteigerten Erregung sich nun die unangenehmsten Dinge sagen, jeder nur auf sein Haus und seine Familienehre bedacht, oder wo Frau Dorothea mit der Magd um Pfennige zankt, und Frau Rosine, die sanfte, bescheidene Frau zürnend loslegt, als sie gereizt wird. Hochgebildete Altstraßburger äußerten sich mir gegenüber schon unzufrieden mit der Kraft dieser Schilderungen und zweifelten, ob die Porträts ihrer Vorfahren denn nicht auch vergröbert seien. Wer selbst bürgerlich-reichsstädtischen Kreisen noch nahestand, in welcher in Betreff der äußeren Formen gleiche Art bei Reich und Arm, Hoch und Gering zu herrschen pflegt, und wer unbefangen beobachtet, wird finden, daß auch die unfeinen oder leidenschaftlichen Züge merkwürdig treu geschildert sind. Im Grunde sagen sich die Leute auch gar nichts anders, als was man sich in den sogenannten höheren Ständen denkt; dort quillt der Strom hervor, hier wird er zurückgestaut und beschreibt Curven.

Goethe hat jeden der Charaktere mit wenigen Worten wiederzugeben versucht. Von Starkhans z. B. sagt er: „Schiffsbauer

Digitized by Google

und großer Rathsherr, tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs Zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt"; von Dorothea seiner Gattin: „wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin, gar Vielem, was sie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend"; von Mehlbrüh: „Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanikus sich höherversteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen". So zeichnet er in dieser Art von Tischbeinschen Umrissen weiter, wie man bei ihm selbst nachsehen möge. Das aber sei noch hervorgehoben, wie der große Menschenschilderer mit besonderem Nachdruck die „Menschenkenntniß" Arnolds rühmt, „der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemeintägliche darthut, vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesem reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden weiß."

Wir führen zum Belege zwei Stellen an. Da Starkhans am Schlusse seine geliebte Lissel im Glücke sieht, geht ihm das Herz über und er sagt ihr:

I kan mi gar nit satt ergucke
An Dier, so scheen bisch hyt, ze doot kinnt i die drucke
For lutter Luft und Fraid. Lebdi myn Badder nur,
Daß er di au kinnt sehn, un d' Mueder! . . . Sych, i wurr
Betrübt, wenn i dran denk . . .

Daran knüpfen sich ihm nun die mit rührender Einfalt ausgesprochenen Gedanken an den eignen Tod:

Wenn Du jetz glückli wurst, . . . will i mi au gern laye*).

Und da ihn Lissel davon abzubringen sucht:

Red er doch nit eso, er soll sich hyt ja fraie
Und nit betrübt sine jez,

erwidert Starkhans:

D' Fraid un d' Betrübniß isch
Vilmol grad d' nemli Ly'r**). I kinnt for Fraide frisch
Jez sterwe, s miecht mer nix***).

Die andere Stelle ist jene, wo die Eltern Starkhans erfahren, daß Wolfgang die Lissel nicht will, daß Lissel den Bremer Mediciner Reinhold begehrt, der doch, wie den Eltern hinterbracht wurde, falsche Wechselbriefe gemacht habe. Lissel weist diese Rede über den Geliebten als „Lüge" zurück. Darüber und daß sie an Reinhold festhält sind nun die Eltern außer sich.

Frau Dorthee.
'Sisch wie wenns in de Klaoue
Der Beesgo'bhünts†) schuen hät. Es redt, weiß Gott, schunn ab††)
Der Rakkersbalg bringt ess noch ali zwai in's Grab.

Lissel (weinend).
I haa de Babbe nit gemaint! . . . Herr si nurr Mamme.
Si isch so wunderli.

Frau Dorthee.
I werr di bluedi kramme,
Du Usbund von der Höll.

Herr Starkhans.
Waist nit daß uf d' Gallee†††)
Der Bremer kumme wurd?

Lissel.
Diß macht merr nix, do geh
I mit.

*) laye = legen, sterben.
**) die nämliche Leyer.
***) es machte mir nichts.
†) der Teufel; der Böse, Gott behüt es.
††) abreden = irrereden.
†††) Galeere.

Diese Worte Lissels sind es, von denen Goethe rühmt, daß sie „in ihrer Art, als erhabener Lakonismus, dem oft gerühmten: „qu'il mourât!" des Corneille völlig zur Seite" stehen.

Auch die nationale Seite des „Pfingstmontag" verdient betrachtet zu werden. Das erfordert einen Blick in Arnolds Biographie.

Am 18. Februar 1780 legte man im Hause des Küfermeisters Arnold am Nikolausstaden in Straßburg ein Knäblein in die Wiege, dem der Name Gottfried gegeben wurde. Aus der Bürgerschaft, welche alte Sitte mit Zähigkeit festhielt, hervorgegangen, erlebte der neunjährige Knabe den Beginn der Revolution, welche in Straßburg mehr als anderwärts zerstörte, weil sich hier ein mittelalterliches Gemeinwesen bis hart an die Pforten der neuen Zeit fortgesetzt hatte. — „Die Zeit der Begebenheit ist im Jahr 1789" lesen wir unter der Personenangabe. Der Grund ist uns nun klar. Der Dichter wollte die Handlung so weit als möglich an die Gegenwart heranrücken, und doch in eine Zeit, wo es noch das alte Straßburg gab. — In den protestantischen Kreisen der Vaterstadt, zu welchen der Jüngling als Glied des Gymnasiums und hervorragender Kopf in Beziehungen trat, herrschte ein reges geistiges Leben. Es gab literarische Zirkel, in denen die deutsche Sprache gepflegt, Gedichte und Aufsätze der Mitglieder verlesen, kritisirt und gesammelt wurden. — Damals ging der junge Elsässer, der fremde Universitäten besuchen wollte, fast ausschließlich nach Deutschland. Arnold finden wir als Bürger der Georgia Augusta Göttingens.

Nach einigen größeren Reisen kam er 1806 als Professor des Civilrechts an die neuerrichtete Rechtsschule in Coblenz und drei Jahre später nach Straßburg. Hier wie dort nahm er Theil an den Verwaltungshandlungen des populären Lezai-Marnesia, dessen Denkmal an der Präfectur in Straßburg von der Verehrung des Landes erzählt. In Straßburg lehrte er anfangs Geschichte, später römisches Recht. 1815 auf 1816 that er den großen Wurf mit seinem „Lustspiel in Straßburger Mundart". Arnold ließ es ohne Namen erscheinen; „vielleicht, da er in deutscher Sprache dichtete, fand er in diesem Umstand einen Grund mehr, das Incognito zu beobachten," berichtet sein Biograph.

Von seinen späteren Jahren wissen wir noch, daß die clerikale Reaction der zwanziger Jahre ihn anwiderte. Er war Decan der Rechtsfacultät. Diese Stelle wird nicht wie an den deutschen Universitäten durch Wahl der Collegen, sondern durch die Regierung übertragen, ist ein Verwaltungsamt und bringt in vielfache Beziehungen zur höheren Administration. Ihn brachte sie in Gegensatz zu den leitenden Persönlichkeiten. Da er kurz, ehe ein rascher Tod seinem Leben ein Ziel setzte, noch einmal an einen Entwurf seiner Jugend dachte, Sagen und Geschichte des Landes poetisch zu behandeln, „störten die unverschämten Eingriffe des Jesuitismus fortwährend seine Laune". Er kam über die Anfänge der Arbeit nicht hinaus.

Wir haben hier eine Reihe von Momenten, welche, wie sie ihrerseits ein Licht werfen auf seine Dichtung, so auch durch seine Hauptdichtung selbst ergänzt und im psychologischem Zusammenhange erkannt werden.

Arnold gehörte zu jenen Elsässern, welchen die deutsche Vergangenheit ihres Landes über Alles ging, oder wenn man das mißverstehen könnte, indem man dem Worte „deutsch" einen staatsrechtlichen Sinn unterschöbe, so könnte man sagen, er gehörte zu Jenen, welche ihr particularistisches Elsässerthum und damit ihre deutsche Nationalität behalten, um keinen Preis Franzosen werden wollten.

Nun konnten sich aber dem Elsässer, der so fühlte, diese allgemeinen Gefühle nicht zur politischen Gesinnung verdichten, da es keine politische Gestaltung deutscher Nationalität gab, auf die er etwa, wie der Italiener auf Piemont sehnend und kämpfend hätte hinschauen können. Das eben auseinanderfallende Flickwerk des Habsburgischen Kaiserthums war zu einem solchen Augpunkte nicht geeignet, ebenso wenig aber auch Preußen in den Jahrzehnten nach dem Congresse.

So verhielten sich zwar diese Jünglinge und Männer trotz

Digitized by Google

der nivellirenden Kraft der Revolution und der Kriege, trotz der Napoleonischen Legende ablehnend gegen das Fremde, überließen aber, wenn auch Anderes mitwirkte, doch zumeist aus dem oben angeführten Grunde in stiller Resignation die Führung den nach der Julirevolution heraufkommenden Generationen, bei welchen fast alle die Traditionen der Früheren in ihr Gegentheil umgeschlagen waren.

Von Bedeutung ist es, wie Arnold den schönsten Siegespreis, den der Dichter zu spenden hat, die frische Rose vom Stamme der Starkhansen, dem Bremer zu Theil werden läßt; wie er in diesem das etwas unbehülfliche Pathos des deutschen Jünglings der Schiller'schen Epoche mit feiner Ironie zur Darstellung bringt, ohne die ideale Haltung des Lustspielhelden zu beeinträchtigen. Welcher Unterschied zwischen dieser Dichtung aus dem Jahre 1816, da die deutschen Occupationstruppen noch allenthalben in Frankreich und dem Elsaß standen, und dem nach 1870 eine Zeit lang populär gewesenen Chanson mit dem Refrain:

Vierges d'Alsace et de Lorraine
Nous ne gardons pour les vainqueurs
Que nos dédains et notre haine
Et pour la France tous nos cœurs.

Als Lissel gleich am Anfang des Stücks allein ihre Empfindungen ausspricht, bedauert sie auch, daß sie ihren Reinhold nicht in Allem wohl verstehe, es sei eine „narrichte Sprach diß Hochdytsch":

„Jetzt wurrum henn si mi nit gschikt in's Dyschtland niwwer,
Uf Mannem oder Spyr; dort wärd i gsin viel liewer
Aß in Sangdiedel, do dem klaine welsche Nest
Wo merr Jahr us, Jahr yn sich mit Grumbeere*) mest;
Ze kinnt i doch jez au mit dytsche Herre redde."

Wie kam aber Lissel nach St. Didel, der kleinen Stadt St. Dié bei Markirch? Wir erfahren es später von Frau Dorothee. Lissel war „auf den Dusch im Welschland". Goethe spricht von Lissel einmal, als „in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Dié weder verdorben noch gefördert". Das ist nicht richtig. Lissel war in einer Familie, welche tauschweise eines ihrer Kinder in das Haus der Starkhansen nach Straßburg geschickt hatte. Diese Einrichtung war sehr verbreitet. Aus anderen Zeugnissen wissen wir, daß bis zum Jahr 1770 die deutschen Rheinstädte bei diesem Tauschverhältniß bevorzugt wurden, von dieser Zeit an die kleinen französischen Städte jenseits der Vogesen in Aufnahme kamen. Niemandem wird entgehen, von welcher Bedeutung für die Französirung diese Veränderung sein mußte, denn nicht bei allen Mädchen erwiesen sich die Einflüsse der Fremde so unwirksam wie bei unserer Lissel. Sie möchte lieber als „e bissel Franzeesch" ihre Muttersprache gelernt haben.

Der Licentiat, dieser Typus einer Zwitterfigur, dem wir heutzutage noch oft, wenn auch mit veränderter Perrücke begegnen, ist mit seinen welschen Moden, seinem „krotteburen"**) Kleid, seinem „Dubbeh", seinem „Schaboba", mit seinen Parfüms von „Bissem, Berjamott und Loddlewang"***) der beständige Spott, und neben der derben Komik ist ihm mit der ebenfalls französisch sich kleidenden Bärbel auch die Bestreitung der Intrigue und der Empfang einer tüchtigen Tracht Prügel übertragen. Nachdem ihm beim Meistergesang am Schluß Starkhans die Eingangs angeführten Worte zugerufen hat, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, findet noch ein kurzes Zwiegespräch zwischen ihm und Mehlbrüh statt:

Mehlbrüh.
Annebabdätscherle, Eyermargreedel†) du
Red du nit Welsch eso; de kannst's grad wie e Kue Spannisch.

Licenziat.
Was? Und i bin, parrplö, auf de Kanzleye
Von hie der stärkst, säwwrä*)!

Das klingt sehr vernehmlich in das Straßburger Parterre hinunter.

Zur Vervollständigung dieser Striche, welche auf die nationale Seite in Arnolds Wesen und Hauptwerk hindeuten sollen, kommen uns sehr gelegen einige handschriftliche Hefte aus der Sammlung Heitz, auf welche ich durch den Beamten der Universitäts- und Landesbibliothek, Herrn Müllendorf, aufmerksam gemacht worden bin.

Diese zwei Hefte, jedes einige Bogen stark, sind blau gebunden und enthalten in goldenen Lettern je die Aufschrift: Jenner 1800. Hornung 1800. Von der charakteristischen Hand des Vaters Heitz sind beide überschrieben: „Erholungen junger Alsatier. Arnold."

Die literarischen Zirkel, denen der jugendliche Dichter angehörte, haben wir berührt. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich mit mehreren Freunden zu einer Art von Dichterbund vereinigt. Mit achtzehn Jahren schien in ihm, nach den Mittheilungen seines Biographen, eine vollständige Umwandlung vorzugehn, so „entschieden, man möchte sagen männlich, wurde sein Ideengang". Um die Wende des Jahrhunderts stiftete Redslob, später ein hervorragender Lehrer und Theologe, einen literarischen Verein, welcher bedeutend zur Entwickelung Arnolds beitrug. Aus den Versammlungen dieses Vereins scheinen die beiden Bändchen zu stammen. Jedenfalls gehörten dem Bunde, in dem diese Aufsätze und Gedichte verlesen wurden, von bekannteren Elsässern der nachmalige populäre Prediger Rieder und Oberlin, wohl der Sohn des Steinthalers, an, und Arnold ist es, der sich die beiden Anthologien schrieb, oder dem sie doch gehörten.

Sie machen uns in untrüglicher Weise bekannt mit dem Gedankengang dieser jungen Alsatier, da diese Aufzeichnungen nie für den Druck, eher zu strenger Geheimhaltung bestimmt waren. Im Januarheft hören wir in einem Stücke poetischer Prosa, überschrieben: „Das Ende des Jahrhunderts. Eine Phantasie", den „Genius des Landes" ausrufen:

„Heil Euch Alsatiern, die auch unter fremder Herrschaft treu blieben der vaterländischen Tugend, die ihre Herzen verschlossen vor den verdorbenen Sitten ihrer Gebieter. Als noch bei den drei heiligen Buchen im Hain die wilden Triboker ihrem Kriegsgott opferten, auch dann noch als muthiger Ritter Wohnsitze waren auf den Höhen des Vogesus, jene zertrümmerten Waldburgen, in deren verwitterten Thürmen der schwerfällige Rabe und die lichtscheue Eule itzt nisten, wo in dem verwüsteten Versammlungssaale und der verödeten Kirche niederer Sauerklee nun den Boden bedeckt, und rankiger Epheu an den kahlen Wänden emporkriecht, als noch mit Germanias Söhnen Alsatias Krieger für deutsche Freiheit kämpften; damals war noch rauh ihr Sinn und ungebildet ihre Lebensart, aber verabscheut wurde das Laster und sie verehrten Tugend und Redlichkeit. Ausgeartete Söhne edler Väter! wie wenige sind unter euch, die treu blieben dem alten Biedersinn! Ihr ahmet die zügellosen Sitten eines fremden Volkes nach, das selbst um dieser Nachahmung willen euch verachtet. Trauriges Schicksal meines Alsatias. Schwer liegt auf Dir das Joch der Sieger, und freiwillig würdigst Du Dich noch tiefer herab, als sie es nie zu thun vermochten."

Das Februarheft bringt ein „Lied der Eingeweihten". Man sieht, daß es zum Chorgesange in den regelmäßigen Versammlungen bestimmt war. Die Schlußstrophen lauten:

„Doch höher schwingt empor nun eure Becher
Gefüllt bis an den Rand;
Den Hut vom Haupt, denn wißt ihr Herren Zecher
Nun gilts dem Vaterland.

Habt aber acht, daß etwa einer wähne
Als gälts dem Franzenland,
Das Vaterland ist, ferne von der Seine,
Hier unsrer Alsa Strand.

*) Grundbirnen, Kartoffel.
**) Gros de Tours.
***) Eau de Lavande.
†) Kosende Spottnamen.

*) C'est vrai.

Digitized by Google

Du Vogesus und Deine Heldenmale
Umkränzt vom Tannen-Hain,
Nehmt unser Lied! euch klingen die Pokale
Und Dir, o Vater Rhein!

Heil Dir Alsatia und ew'ge Treue,
Dem Frantzmann Haß und Hohn!
Leert Brüder nun nach dieser schönen Weihe
Der Gläser Legion.

So lasen und sangen junge Elsässer, die Blüthe ihres Volkes, noch am Beginn dieses Jahrhunderts. Das will uns traurig und tröstlich zugleich erscheinen.

August Schricker.

Journalistische Etikettfragen.*)

Es ist uns heute schwer, den dramatischen Genuß der Griechen nachzuempfinden; wie sie bewegt und gerührt werden konnten von dem Spiel ihrer Helden, die mit ewig gleicher Maske die stets bewegte See menschlicher Leidenschaften darstellen mußten. Vielleicht wird es unsern Nachkommen ebenso gehen, wenn sie in späten Jahrhunderten die vergilbten Blätter der Zeitgeschichte aufschlagen werden. Ihnen werden aus dem Staub der antiquarischen Schätze tausendfache Klagen entgegen tönen; sie werden erfahren, daß im zweiten und dritten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung der politischen und socialen Uebelstände nicht wenige waren. Oder richtiger, sie werden finden, daß dieselbe Beschwerde in den verschiedensten Formen wiederkehrt, daß es eigentlich immer dasselbe Lied sei, nur variirt in der mannichfaltigsten Weise.

Billig werden sie dann über die Ausdauer oder über den Reichthum der Formen erstaunen, welche einem oder zwei Menschen zur Verfügung stand. Denn wenn sie die moderduftende Zeitung selbst befragen, Wer denn jahraus, jahrein das reiche Register von Klagen, Ermahnungen, Beschwörungen gezogen, so werden sie am Fuße des Blattes auf zwei, drei Namen stoßen, auf den Herausgeber, Drucker und verantwortlichen Redacteur. Darauf beschränkt sich die Auskunft, welche die Zeitung über sich selbst gibt. Der Hauptheld, der Leitartikelschreiber, schreitet grade so wie der griechische Schauspieler mit einer Maske über die politische Bühne, sein Gesicht, sein Name bleibt den Hörern und Lesern verborgen. Nicht er hat gesprochen, sondern die Zeitung, das Blatt.

Und auch die Kothurne fehlen nicht, denn auch er bedient sich eines künstlichen Mittels seinen natürlichen Wuchs zu erhöhen, er spricht wie die Mächtigen der Erde immer nur in der vielfachen Zahl: „Wir bedauern, wir beklagen diese Acte der Regierung, wir freuen uns des Aufschwungs, wir geben unsere Zustimmung u. s. w." Niemals wird man in einem politischen Artikel den Singular finden.

Woher das kommen mag?

Am ehesten könnte man diese Gepflogenheit auf den Amtsstil zurückführen und da Bücher älter sind als Zeitungen, so ist wohl anzunehmen, daß die Autoren den Anfang gemacht, und die Journalisten einen schon bestehenden Gebrauch, der für sie sich vorzüglich eignete, angenommen haben. Es ist übrigens auch möglich, daß das gleiche Bedürfniß die gleiche Form des Ausdrucks gefunden, und daß derjenige Schriftsteller, welcher nicht subjectiv sein wollte, naturgemäß auf die Pluralform verfallen, ebenso wie der lyrische Dichter für seinen Zweck den Singular wählte.

Die Objectivität eines Werkes wird freilich am besten gewahrt, wenn der Autor gar nicht persönlich hervortritt. Die Meister in der Kunst sind die unsichtbaren Wirthe ihrer Leser. Sie haben schon vorher den Tisch reichlich gedeckt und ziehen sich während des Mahles bescheiden zurück. Wo sie aber freiwillig die Maschinerie ihres unterhaltenden Werkes aufdecken, wie dies z. B. Thackeray in seinem „Vanity fair" zu thun liebt, wo der Dichter die Illusion zerreißt, wo er persönlich das Wort nimmt, da wird er seine Individualität hinter der Pluralform discret verbergen.

Die vielfache Zahl soll also die Objectivität des Autors andeuten. Es ist damit noch nicht die Anonymität verbunden; der Name kann vorne oder am Ende des Aufsatzes oder des Buches genannt sein, ohne daß die Anwendung der Pluralform auffällt. Hingegen wird man immer nach der Unterschrift suchen, wenn das persönliche Fürwort in der Einzahl gebraucht wird.

Wer „ich", „meiner" u. s. w. sagt, von dem verlangt man, daß er dieses „Ich" näher bezeichne und wäre es auch nur durch eine Chiffre oder durch ein Pseudonym. So spricht Junius immer direct und persönlich zum Leser, während der französische Journalist trotz der Unterschrift die Pluralform gebraucht.

Warum der Verfasser der Juniusbriefe ein Pseudonym gewählt, darüber hat er sich selbst in seiner Antwort an Sir William Draper klar genug ausgesprochen. Der Letztere zeiht Junius der Fälschung und fordert ihn auf, offen mit seiner Anschuldigung hervor zu treten. Wenn es wahr sei, daß zu einer Anklage schweigen, das Eingeständniß der Schuld bedeute, so habe Junius sich selbst gerichtet, denn in vielen Zeitschriften sei er öffentlich und in den beleidigendsten Ausdrücken ein Lügner und Feiger genannt worden. Er, Junius, habe dazu geschwiegen und damit nach seiner eigenen Logik den Anklägern Recht gegeben. Und Junius antwortet auf die Provocation, die Maske fallen zu lassen:

„Wären Sie zuerst und ohne Aufforderung von einem anonymen Schriftsteller angegriffen worden, so hätten Sie einiges Recht gehabt, nach seinem Namen zu fragen. Aber in dieser Sache sind Sie ein Freiwilliger .... Sie kannten die Bedingungen, unter welchen wir correspondiren wollten und gaben wenigstens eine stillschweigende Zustimmung. Nachdem Sie mich freiwillig unter dem Namen Junius angegriffen haben, was können Sie für Recht haben, mich unter einem andern zu kennen?"

Und zum Vorwurf, daß er die Beschimpfung eines Lügners und Feiglings auf sich sitzen lasse, erklärt er in demselben Briefe:

„Wenn Sie mir aber sagen, ich hätte es mir gefallen lassen, ein Lügner und ein Feigling genannt zu werden, so muß ich Sie meinerseits fragen, ob Sie ernstlich glauben, daß ich irgend verpflichtet war, von den einfältigen Schimpfreden jedes Schwachkopfes, der in eine Zeitung schreibt, Notiz zu nehmen und welche Meinung Sie von meinem Verstand gefaßt haben würden, wenn ich mich durch einen so seichten Kunstgriff hätte fangen lassen?"

Das eigentliche Motiv der Pseudonymität ist in den folgenden Worten desselben Briefes ausgesprochen:

„Was mich betrifft, so ist es durchaus nicht nöthig, daß ich mich der Rache des schlimmsten und gewaltthätigsten Mannes im Lande (damit ist wohl der Herzog von Grafton gemeint) aussetze, obwohl ich gleichgültig gegen die ihrige sein kann. Sie würden schon fechten, Andere aber würden zum Meuchelmord greifen."

Hierher gehören auch die Aussprüche Junius über die Preßfreiheit. In dem 54. Briefe erklärt er:

„Auch die abscheulichsten Privatlaster haben nicht Bedeutung genug, die Censur der Presse auf sich zu ziehen, wenn sie nicht mit der Macht, dem Gemeinwesen ein bedeutendes Unheil beizufügen, vereinigt sind."

*) Von dem Verfasser obigen Aufsatzes ist im vorigen Jahre ein vortreffliches Buch über „die Zeitung" erschienen (Verlag von Hartleben in Wien und Leipzig), in welchem neben der Beschreibung aller bei der Herstellung einer Zeitung in Betracht kommenden technischen Einzelnheiten, auch einige principielle Standesfragen erörtert werden. Eine zweite Auflage des sehr empfehlenswerthen Buches, das thatsächlich „eine Lücke in der Literatur ausfüllt", befindet sich in Vorbereitung. D. R.

Digitized by Google

Und die Scheidung zwischen Angriffen auf Private und öffentliche Personen ist in der Vorrede zu den gesammelten Briefen nochmals erörtert. Die erstern sollen so strenge als möglich bestraft werden. Wer den Verleumder seiner Privatehre nicht mit allen gesetzlichen Mitteln verfolgt, begeht eine Pflichtverletzung gegen die Gesellschaft.

„In Rücksicht der Angriffe auf den Charakter von Beamten und auf Maßregeln der Regierung" — heißt es dann — „ist der Fall ein wenig verschieden. Es muß ein bedeutender Spielraum in der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten gewahrt werden, oder die Preßfreiheit wird der Gesellschaft von keinem Nutzen sein. Wie man dem Hange zu Privatfeindseligkeiten und persönlicher Verleumdung durch jedes gesetzliche Mittel Zaum und Zügel anlegen müßte, ebenso sehr sollte eine unausgesetzte Untersuchung der Charaktere und des Betragens der Minister und der Beamten befördert und ermuntert werden."

Nach der Auffassung eines der größten und berühmtesten Journalisten ist also die Anonymität und Pseudonymität nur als Waffe gegen die Mächtigen gestattet. Wer einen Privaten angreift, soll dies Mann gegen Mann thun und wenn er Unrecht hat, soll er die Folgen über sich ergehen lassen. Einem Minister, einer Behörde gegenüber fällt diese Rücksicht weg, da sonst die Kritik öffentlicher Mißbräuche in dem Grade unmöglich, als sie nothwendig wäre.

Darin wird wohl der Ursprung der Anonymität der politischen Tagesschriftsteller zu suchen sein. Die Pluralform ist nur eine nebensächliche Folge der Anonymität, zu welcher sie als Schutz gegen die Mächtigen Zuflucht genommen haben. Die continentalen Regierungen haben dies sehr wohl erkannt und von jeher war ihr Bemühen darauf gerichtet, die Anonymität zu erschweren, oder hinter dem Schilde der Anonymität den Verfasser mit der vollen Wucht des Gesetzes zu treffen. Daher der Unterschriftszwang für Zeitungsartikel in Frankreich, welcher von Napoleon I. im Jahre 1815 décretirt und von dem andern Napoleon neuerdings eingeschärft wurde. Darum sichert das deutsche Reichspreßgesetz allen Personen, welchen die Verantwortung für ein Preßdelict obliegt, dem Redacteur, Verleger u. s. w. die volle Straflosigkeit zu, sobald sie den Verfasser oder Einsender nennen.

Das östreichische Preßgesetz ist in dieser Beziehung weniger consequent, denn es enthebt den verantwortlichen Redacteur auch dann nicht gewisser gesetzlicher Folgen, wenn ein Anderer (Verfasser oder Einsender) die volle Verantwortung für die angeklagte Druckschrift übernimmt. Ja, durch das berühmte „objective Verfahren" ist sogar dem Staatsanwalte die Möglichkeit gegeben, gegen den eigentlichen Preßverbrecher, gegen den Verfasser eines Artikels, die größte Rücksicht walten zu lassen, nämlich nur die Druckschrift zu confisciren, den Urheber aber, auch wenn er unterzeichnet ist, vollständig unbehelligt zu lassen.

Logisch ist ein solches Vorgehen zwar nicht, aber es läßt sich aus den Eigenthümlichkeiten Oestreichs erklären. Ein Staat, der, wie weiland Japhet seinen Vater, seinen Schwerpunkt sucht, muß billig davor zurückschrecken, mit jedem Regierungswechsel eine neue Legion politischer Märtyrer zu schaffen. Das sogenannte objective Verfahren ist aber eigentlich eine andere Form der Censur; anstatt im Manuscript zu streichen, wird die fertige Druckschrift vernichtet. Man nehme den östreichischen Behörden dieses Recht, und mit der unmoralischen Milde gegen die Preßverbrecher ist es vorbei.

Im Allgemeinen bleibt der Satz aufrecht, daß der Kampf gegen die freie Presse meistens verbunden ist mit der Erschwerung der Anonymität. Man sollte nun meinen, daß mit der Ursache auch die Folge wegfalle, daß dort, wo sich die freie Kritik öffentlicher Zustände eingelebt, auch das Schutzbedürfniß der Anonymität entfalle. Aber diese Tarnkappe, welche den Angreifer deckt, ist nicht allein gegen die Mächtigen nothwendig, sie ist manchmal unentbehrlich zum Schutz gegen den Terrorismus der Gesellschaft, sie wahrt den Autor vor der Beeinflussung Dritter, sie ermöglicht ihm die Objectivität seines Urtheils.

Diese Einrichtung hat sich auch in anderer Beziehung als sehr vortheilhaft für die politische Tagespresse erwiesen. Gerade die Unpersönlichkeit des Schreibers verleiht seinen Worten erhöhte Bedeutung. Das Publicum kann mit größerer Unbefangenheit den Leitartikel auf sich einwirken lassen. Es spricht zu ihm nicht der Schriftsteller A. oder B., dessen persönliche Schwächen und Eigenthümlichkeiten es kennt, sondern ein ihm fremdes Wesen, kein Einzelner, sondern die Vertretung Vieler, kein Mensch, sondern ein Princip.

Für den Unternehmer selbst hat diese Gepflogenheit das Bequeme, daß er unter dem Vorhange der Anonymität ohne Aufsehen und Störung einen Wechsel im Personal vornehmen kann. Der Eigenthümer kann Den und Jenen auf einen andern Posten stellen, alte Kräfte durch jüngere ersetzen u. s. w., ohne daß das Publicum stutzig wird.

Freilich hat diese Consequenz der Anonymität auch ihre Schattenseiten. In der keineswegs kleinen Gemeinde politischer Redacteure kann man häufig die Klage vernehmen, daß die Nachwelt auch dem Leitartikler keine Kränze flicht. Ja, was die Sache noch verschlimmert, auch die Mitwelt thut es nicht. Allen ist die Möglichkeit gegeben, persönlich vor das Publicum zu treten, dem Feuilletonisten, dem Fachmanne, der über Tabak oder Bierhefe schreibt; nur der politische Schriftsteller muß seine Individualität dem Blatte opfern. Ihm fehlt jeder Sporn zur Auszeichnung. Wenn auch seine Worte ein tausendfaches Echo finden, wenn er aus dem Herzen des Volkes gesprochen, wer weiß ihm Dank dafür, wer kennt auch nur den Namen dessen, der häufig für kargen Lohn, nach aufreibender Tagesarbeit, unter mannichfachen Störungen sich abmüht, dem spröden politischen Stoff die anregende Form zu geben? Die Anonymität — so kann man ferner hören — begünstige recht eigentlich die politische Drahtzieherei, da der Redacteur, dem das persönliche Hervortreten nicht gestattet ist, ohne Lust und Freude sein tägliches Pensum abhasple. Zum Schaden des Blattes werde das Kleid des Gedankens vernachlässigt und die Anonymität werde zum bequemen Deckmantel für die verschiedensten Verstöße gegen Sprache, Logik und Geschichte. Dem wäre abgeholfen, wenn auch der politische Redacteur dasjenige, was er schreibt, mit seinem Namen vertreten müßte, ja das wäre das probateste Mittel gegen die politische Gesinnungslosigkeit, welche nur unter dem Schleier der Anonymität wuchern könne. Wer mit seinem Namen für seine Worte einstehen müsse, würde gewiß Anstand nehmen, zu jeder Willkür des Herausgebers Gevatter zu stehen.

Daß diese Klagen einige Berechtigung haben, ist nicht zu leugnen, aber die höhere Nützlichkeit hat überall für die Beibehaltung der Anonymität entschieden. Ja, sie ist in der englischen Tagespresse auch für nichtpolitische Aufsätze zur Regel geworden, während in Deutschland mit dem Feuilleton auch die Sitte des Unterzeichnens sich eingebürgert hat. Es ist dies unstreitig ein Vortheil für den Anfänger, der sich seine literarischen Sporen verdienen will, aber ein Privilegium, welches dem Blatte keinen Schaden bringt. Deshalb sollte in dieser Sache der Wunsch des Autors entscheidend sein. Das Feilschen um das Recht einer kleinern oder größern Chiffre zeigt von Seite einer Redaction von einer engherzigen Auffassung und ist jedenfalls eines „großen" Blattes unwürdig.

Indessen ist diese journalistische Etikettfrage nebensächlicher Natur gegenüber der wichtigen Standesfrage, welche mit dem oben erörterten Thema in einer gewissen Verbindung steht.

Von allen Einwendungen gegen die Anonymität der politischen Publicistik ist diejenige die schwerste, daß dadurch dem politischen Journalisten der „Gesinnungsbruch" erleichtert wird. Alle andern fallen leichter in die Wagschale und sind auch theilweise durch die Erfahrung widerlegt. Dieses eine Bedenken repräsentirt aber nur eine Seite der Frage. Der Redacteur wird nicht unabhängig vom Eigenthümer, wenn ihm das Recht der Chiffrirung zuerkannt wird. Er ist an das Blatt gebunden, so lange er keine andere Stelle findet, die seinem politischen Glaubensbekenntniß besser entspricht. Seine Freizügigkeit könnte aber befördert werden, wenn er die Garantie hätte, auch dann Unterstützung zu finden, wenn er wegen eines

Digitized by Google

eingetretenen Programmwechsels auf eine Stelle freiwillig verzichten sollte. Die dem Verfasser bekannten Statuten journalistischer Vereine enthalten hierüber keine Bestimmung. Es ist dies eine Lücke in den Statuten, auf welche die Aufmerksamkeit journalistischer Vereine gelenkt wird, als auf eine Standesfrage von eminentester Bedeutung.

J. H. Wehle.

Die Mediciner und die Schule.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß, trotz der selbstverständlichen Gleichberechtigung aller Berufsarten und Stände, doch in jedem Zeitalter immer nur einer die erste Rolle spielt und maßgebenden Einfluß ausübt. Daß wir gegenwärtig noch im Zeitalter der Juristen stehen, zeigt ein Blick auf den Reichstag ebenso wie auf die deutschen Einzellandtage und zeigen alle unsere Gesetze, vor Allem die Ausnahmegesetze zu Gunsten der Juristen selbst, zur Genüge. Die Juristen aber sind die Nachfolger der Theologen, welche von der Reformation an die Geschicke der Völker gelenkt und namentlich das Ohr der Fürsten gehabt haben. Und unmittelbar vor den Theologen waren es die Philologen, welche im Zeitalter des Humanismus die Höfe und die Universitäten beherrschten und durch sie vielfach auch die Völker regiert und umgestaltet haben. Nun ließ sich bei dem großen Einfluß der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert voraussehen und erwarten, daß, wie diese theoretisch die Welt der Geister zu beherrschen beginnen, so auch ihre praktischen Vertreter, die Mediciner, die Herrschaft im Staats- und Volksleben an sich zu reißen bemüht sein werden, und offenbar stehen wir eben auf der Uebergangsperiode von der juridischen zur medicinischen Aera. Gesetze wie das über Lebensmittelfälschung sind schon der praktische Ausdruck dieser beginnenden Machtstellung der Aerzte.

Wie unsicher und wie vorsichtig übrigens die Männer der neuen Aera noch sind, das beweist die Taktik, die sie befolgen, die Rücksichten, die sie nach verschiedenen Seiten hin nehmen. Die Philologen sind am längsten schon ihrer Machtstellung entkleidet, sind also im Augenblick am tiefsten unten auf dem rollenden Rad der Geschichte. Da ist es denn nur natürlich, daß gerade sie die aufstrebenden Herrschaftsprätendenten als Fußtritt benützen möchten, um emporzusteigen. Dagegen haben sich dieselben nicht nur mit den herrschenden Juristen auf guten Fuß gestellt, sondern selbst die Theologen, die noch immer Gewalt genug besitzen, werden von ihnen aufs Liebenswürdigste behandelt; und ich habe noch nirgends von ernstlichen Angriffen auf den winterlichen Besuch ungeheizter Kirchen oder auf die Leichenceremonien am Grabe bei Sturm und Wetter gehört oder gelesen, so verdienstlich das wäre.

Dagegen die Mittelschule, das Gymnasium vor Allem, ist gegenwärtig das Object solcher Angriffe. Gewiß hat zunächst Niemand das Eingreifen der Mediciner in das Schulwesen freudiger begrüßt als gerade die Lehrerschaft selbst. Denn unter einer Reihe von Mängeln, denen dadurch vielfach schon abgeholfen ist oder nun doch abgeholfen werden kann, hatten sie ja mit zu leiden, unter den schlechten Lokalen, der schlechten Luft, dem mangelhaften Licht, den verfehlten Heizvorrichtungen u. dgl. m. Bücher wie Bazinskys Handbuch der Schulhygiene haben daher gerade in der Lehrerwelt die dankbarste Aufnahme und Anerkennung gefunden. Aber wie es so geht: der erste Angriff war geglückt, und nun wurde weiter operirt, man drang Schritt für Schritt vor, griff tiefer und immer tiefer, und allmählich treten die Gelüste der Mediciner immer deutlicher zu Tage, einzugreifen auch in die innere Organisation des Mittelschulwesens.

Ich meine damit nicht die Forderungen der medicinischen Hochschullehrer, die sich in dem Satz zusammenfassen lassen: Kegelschnitte, kein griechisches Scriptum mehr!, Forderungen, die wenigstens discutirbar sind und im Zusammenhang mit der allgemeinen, für unsere Hochschulen namentlich und ihre tiefen Gebrechen dringend nothwendigen Unterrichtsreform gewiß auch zur Discussion kommen werden. Sondern ich meine hier die Forderungen der praktischen Mediciner, die sich zusammenfassen in dem Worte: Entlastung der überbürdeten Schüler! Denn darin sei man ja einig, so heißt es, daß unsere Jugend zu viel arbeiten müsse, daß ihr von Seiten der Schule zu viel zugemuthet werde, und zwar in doppelter Richtung: es seien der Schulstunden zu viele und es werde dem häuslichen Fleiße zu viel überlassen und überbunden.

Was das Erstere betrifft, so mag daran allerdings etwas sein. Man hat in den letzten Jahrzehnten von Seiten des Publicums so vielerlei Wünsche über Vermehrung des Unterrichtsstoffes dem Gymnasium gegenüber ausgesprochen, daß dieses schließlich zu einer Reihe von Concessionen genöthigt wurde und immer noch Mühe hat, sich wenigstens nicht geradezu zum „Mädchen für Alles" verwenden zu lassen. Das kann man — und man braucht dazu kein Stockphilologe zu sein — bedauern, aber wehe gerade uns Philologen, wenn wir das belastete Schiff erleichtern und wieder ins frühere Fahrwasser zurückkehren wollten. Das geht nicht, geht schon rein äußerlich um desselben Publicums willen nicht, das am lautesten über Schulüberbürdung klagt.

Was das Zweite anlangt, so will ich auch hier wieder zugeben, daß in einzelnen Fällen gefehlt, daß da und dort einmal zu viel verlangt wird, bald von ehrgeizigen Strebern, die mit ihren Klassen nur recht weit kommen möchten, bald von ungeschickten älteren und jüngeren Pädagogen. Allein das sind doch nur Ausnahmen; denn Ehrgeizige und Streber gibt es unter den Philologen doch nicht mehr, eher weniger als anderswo, und mit dem pädagogischen Ungeschick der Gymnasiallehrer ist es so schlimm denn doch nicht, als es A. Rümelin seiner Zeit, ich weiß nicht, ob auf Grund seiner schweizerischen oder dessauischen Erfahrungen, in der Nationalzeitung mit leidenschaftlicher Uebertreibung Grau in Grau gemalt hat. Ueberdies sind die Directoren und Schulbehörden da, um solchen Mißgriffen Einzelner zu steuern, und ich weiß, daß sie dieser ihrer Pflicht gewissenhaft nachkommen.

Gerade dieses Punktes haben sich nun aber auch die Mediciner bemächtigt, wenn sie sagen, die Schulkrankheiten beweisen unwiderleglich, daß die Jugend in der That überbürdet werde. Schulkrankheiten — sehen wir doch etwas näher zu. Man redet immer nur von der schlechten Haltung der Schüler in der Schule. Aber wenn die Herren Aerzte in ein Familienzimmer treten, wo Knaben und Mädchen um den Tisch hersitzen, haben sie noch nie beobachtet, wie die Kinder dasitzen? Ist es ihnen noch nie vorgekommen, als ob dieselben am Ende doch in der Schule tausendmal correcter, aufrechter, praktischer säßen, als am Tisch im Familienzimmer unter den Augen von Vater oder Mutter? Man redet weiter von den schlechten Augen der Gymnasiasten. Kamen die Herren Aerzte noch nie in ein Familienzimmer zur Zeit der Dämmerung, und haben gesehen, wie sich die Kinder abmühen, an den Fenstern noch zu lesen, weil die Mutter aus Sparsamkeit das Licht noch nicht angezündet hat? Und wenn sie in unsere Schulbücher hineinsehen, so finden sie hier — nur noch mit sehr spärlichen Ausnahmen — einen schönen großen, klaren Druck. Aber sie mögen auch einmal die Bücher unserer Kinder ansehen, die diese zum Vergnügen lesen, etwa die Romane Walter Scotts, oder gewisse Bücher, die sie hinter dem Rücken der Eltern zu lesen pflegen, wie die von E. Sue: ist es da ein Wunder, wenn bei solchem Druck die Augen schlecht werden? Und wenn sie in die Zimmerchen unserer Obergymnasiasten kommen, so finden sie die jungen Herren mit gerötheten Augen über ihren Büchern sitzen, geröthet vom Qualm der noch ungewohnten Pfeife oder Cigarre, und der Vater erklärt achselzuckend, er sei kein solcher Pedant, um seinem Sohne dieses unschuldige Vergnügen zu verbieten.

Und wenn die Kinder fertig sind mit ihren Schulaufgaben, sorgen da die Eltern auch dafür, daß dieselben hinausgehen in die freie Luft? oder werden nicht vielfach die Aufgaben so rasch als möglich beendigt, nur damit man sich so bald als

Digitized by Google

möglich in die Lectüre von Geschichtenbüchern und Romanen vertiefen kann? Oder, was noch schlimmer ist, damit man Zeit gewinnt, um in zweifelhaften Lokalen ein noch zweifelhafteres Getränke in möglichst großen Quantitäten in sich hineinzuschütten — auch das nur ein unschuldiges Vergnügen, das die Schule pedantisch genug verbietet. Und an Feriennachmittagen — statt nun dem Sohne Zeit zu lassen, durch Berg und Thal und Wald und Feld zu schweifen, läßt man ihn, ob er musikalisch ist oder nicht, Klavierstunden nehmen und sich dafür üben, damit er sich in Gesellschaften hübsch präsentiren kann, wohin man ihn doch so bald als möglich einführen muß.*)

Endlich aber das Bezeichnendste: Die Schule selbst hat im Turnen ein Gegengewicht gegen die sitzende Lebensweise, zu der sie die Kinder verurtheilen muß, und allüberall in deutschen Landen wird dasselbe gegenwärtig aufs rationellste betrieben, aufs eifrigste gepflegt. Und wie wird nun diese Gelegenheit zu körperlicher Bewegung von Seiten der Schüler und ihrer Eltern benutzt? Der Turnunterricht ist obligatorisch, und dennoch wird er von einem ganz namhaften Procentsatz der Schüler nicht besucht, und zwar — hier kommen wir auf den wundesten Fleck — auf Grund ärztlicher Zeugnisse. Dieselben Aerzte also, welche der Schule zuriefen: ihr überbürdet die Jungen, ihr zwingt sie viel zu viel zu sitzen, dieselben Aerzte stellen, fast möchte ich sagen, jedem Beliebigen Zeugnisse aus, die ihn vom Turnen dispensiren. Woher kommt das? Fürs Erste: sie sind nun einmal im Kampf gegen die Schule begriffen, also bekämpfen sie auch folgerichtig Alles, was von ihr ausgeht, selbst die Sorge für den Körper und seine Gesundheit, unterstützen jede, auch die unberechtigtste Opposition gegen die Schule und ihre Einrichtungen. Und fürs Zweite ist es vielfach die Connivenz des Hausarztes. Ich will damit Niemand beleidigen, ich finde auch das sehr natürlich und glaube, daß die Aerzte darunter oft noch mehr leiden als die Schule; aber das Factum bleibt. Ich habe Dutzende von Zeugnissen gesehen, von denen Alle, die sie lasen, sofort die Ueberzeugung haben mußten, sie verdanken lediglich nur einer solchen Connivenz ihre Entstehung. Ja ich kenne Fälle, wo freche Buben, die gestraft werden sollten, mit einem ärztlichen Zeugniß drohten und es auch am folgenden Tag beibrachten.

Und damit hängt noch ein Weiteres zusammen. Die Kinder wissen allmählich recht gut, daß der Arzt in der Mehrzahl der Fälle Partei gegen den Lehrer, gegen die Schule ergreift; und darum, wenn sie faul sind und nichts arbeiten wollen, dürfen sie nur bei Mutter oder Vater zu Hause klagen über allzuviele Arbeit. Der Vater sagt's dem Hausarzt und der constatirt mit Vergnügen die Ueberbürdung von Seiten der Schule. Und wie werden die Klagen des überbürdeten Söhnchens, vielleicht nach einer sehr sorgfältigen Enquete bei den gleichgesinnten Kameraden desselben, in einem wohlstilisirten Artikel zusammengestellt und veröffentlicht, und der Sohn erzählt's triumphirend in der Schule: Aber mein Vater hat's dem Gymnasium gesagt, und sie können nichts machen, der Arzt hat's bestätigt; nun brauchen wir erst recht nichts zu thun! So untergraben die Aerzte mit die Disciplin der Schule aufs allerschlimmste; die Richtung unserer Jugend auf möglichst bequemes Leben, die Genußsucht, die Energielosigkeit, die Pflichtvergessenheit, der Mangel an Stahl und Eisen wird durch sie genährt und gefördert, weil sie statt die Schule zu unterstützen gegen schwache Mütter und thörichte Väter, diesen Recht geben gegen jene.

Aber wie kann dem gesteuert werden? Zunächst ganz einfach dadurch, daß die Schule nicht genöthigt ist, jedem Zeugniß des nächsten besten Hausarztes sich zu fügen und zu weichen, sondern daß in jeder Stadt nur ein staatlich beauftragter Mediciner berechtigt ist, Zeugnisse auszustellen, auf Grund deren das Lehrercollegium, resp. die Directoren verpflichtet sind, Dispense irgend welcher Art zu ertheilen.*)

Die Erfüllung dieser Forderung schützt vor Allem die Mediciner selbst vor thörichten Ansprüchen vieler Eltern, und sie allein setzt die Schule in den Stand, zu leisten, was sie leisten kann und soll — namentlich in unserer Zeit soll, wo sie ganz besonders berufen ist, Zucht und Pflichtgefühl, Opferfreudigkeit, Sinn und Lust zur Arbeit zu wecken und Staatsbürger heranzuziehen, wie wir sie brauchen.

Philologus.

*) Uebrigens hat auch ein Arzt, Dr. Siegel in Stuttgart, im Gegensatz zu seinen Collegen auf die Mitschuld des Hauses an den sogenannten Schulkrankheiten mit anerkennenswerther Offenheit und Energie hingewiesen.

*) Aehnlich sagt auch Bazinsky a. a. O. S. 321: „Die Dispensation vom gymnastischen Unterricht darf nur erfolgen auf das Attest eines gewissenhaften Arztes, am besten des der Schulbehörde angehörenden ärztlichen Beamten."

Notizen.

Das herannahende Frühjahr kündet sich vortheilhaft an und läßt, wenn nicht alle politische Barometer in eine trügerische Unordnung gerathen sind, keine Störung des Weltfriedens besorgen. Rußland ist finanziell erschöpft, laborirt an orientalischem Katzenjammer, an Pestgefahr, nihilistischem Fieber und zurückgetretenem Panslavismus. Die russische Diplomatie geberdet sich, als brächte sie mit der Ausführung des Berliner Friedens und der Räumung des türkischen Gebiets der Ruhe Europas ein großes Opfer. In Wahrheit jedoch sind die Russen herzlich froh, daß sie nach Hause gehen und sich von der Erfüllung ihrer bewußten Humanitätsaufgabe sowie der kostspieligen Occupation Rumeliens erholen können. Frankreich ist in seinem Innern vollauf beschäftigt und denkt an keine kriegerischen Abenteuer. Man sagt zwar, seine Armeeorganisation rücke bedenklich vorwärts; es sei uns sogar um hundertundfünfzig Bataillone voraus. Die Controle solcher Behauptungen ist nicht leicht, aber jeder verständige Franzose zuckt die Achseln, wenn man ihm unter vier Augen von den Chancen der Revancheträume spricht. Seine Landsleute haben, um die bekannten Milliarden zu zahlen, ihre famosen Sparstrümpfe geleert, möchten sie jetzt wieder einigermaßen füllen und Sorge tragen, daß die Krisis, von welcher der civilisirte Erdball heimgesucht wird, sie vorerst unbehelligt lasse. Woher aber, wenn Rußland und Frankreich, ob gern oder widerwillig, Frieden halten, ein plötzlicher Umschlag des internationalen Wetters entstehen soll, darauf werden die etwa bei einer politischen oder finanziellen Baisse interessirten Pessimisten die Antwort schuldig bleiben. Deutschland ist nur in seinen Zeitungen unruhig, nervös erregt, jeden Morgen nach neuen Allianzen ausschauend, voll Neid und Haß gegen England, voll Sympathien für die Kaffern, mißtrauisch gegen alle Welt, mit einem Worte gründlich unliebenswürdig. Das deutsche Volk in Wirklichkeit nimmt sich natürlich doch etwas anders aus und man kann es für den Eindruck, welchen die Presse in solchen Dingen hervorbringt, nicht durchweg verantwortlich machen. Was die Deutschen wirklich bezeichnet, ist der Mangel an naivem Gefühl. Alles geschieht mit Bewußtsein, gewissermaßen philosophisch. Wenigstens ergeht es im Durchschnitt so dem Berliner. Wenn er sich amüsirt, stellt er sofort Betrachtungen über sein Vergnügen an und hat nicht Ruhe, bis sein bedeutsames Ich sich in genügender Weise Rechenschaft davon gibt. Am schlimmsten ist denn auch die Begegnung dieses reflectirenden Wesens auf der Reise, wo es die Naturschönheiten einer methodischen Analyse unterwirft und seinem unglücklichen Nebenmenschen, der es ein Stück Weges nicht loswerden kann, folgerecht entwickelt, wie der Himmel blaut und die weißen Firnen in die Wolken ragen. Goethes goldener Rath, man möge hinwandeln, sich selbst ein Traum sein und unterwegs sich an jedem Raum erfreuen, existirt nicht für eine gewisse Zahl unserer Mitbürger, die nur deswegen nicht der Welt veralten, weil sie überklug geboren wurden und die Jugend niemals gekannt haben. Doch wir wollten vom europäischen Weltfrieden sprechen und, soweit unser Wort reicht, den ängstlichen Bürger beruhigen helfen. Hat die öffentliche Wohlfahrt von den Slavencomités im Osten und den rothen Clubs im Weichbilde von Paris vorerst nichts mehr zu befürchten, so werden uns die Engländer, Italiener und Türken am wenigsten den Schlaf rauben. Das

Digitized by Google

perfide Albion will trotz der bestellten Antipathie, mit welcher es von dem deutschen Zeitungsschreiber bedacht wird, weder arm noch aggressiv werden. Es läßt sich mit ihm für eine misanthropische Weltanschauung absolut nichts anfangen. Italien fühlt sich noch immer benachtheiligt, wenn ihm nicht die Opfer, welche andere Nationen an Gut und Blut bringen, irgendwie einen unerwarteten Vortheil verschaffen. Es raisonnirt entsetzlich, ist aber durch zweifelhafte Verwaltung und radicale Maßregeln nur seinen eigenen Finanzen, nicht nach außen gefährlich. Bleibt die Türkei, die nicht leben noch sterben kann. Man wird sie wohl bis auf Weiteres in Ruhe lassen, während sie selbst längst verlernt hat, Andere in ihrer Behaglichkeit geniren zu wollen. So wird man denn wirklich einmal einen erträglichen Frühling haben und, wenn erst Schnee und Schmutz dauernd aus unseren Straßen und der Umgegend verschwunden sind, sich harmlos des Maimondes erfreuen können. Ist doch durch neuere Vorgänge auch dafür gesorgt, daß der Weltgeschichte der Humor nicht abhanden komme. Der Khedive von Aegypten, dessen hirnloser Verschwendung die Westmächte ein Halt geboten, arrangirt höchstselbst eine Emeute, die ihn von einem unliebsamen Minister befreit, sonst aber noch mehr unter europäische Curatel gebracht hat. Der Prinz Louis Napoleon hat sich in Chiselhurst neben seiner gealterten, zur Betschwester gewordenen Mutter gelangweilt und ist gegen die Zulus gezogen. Das hat vor acht Tagen der Telegraph gemeldet, und alle Witzblätter sind dessen froh gewesen: In Verlegenheit geriethen nur diejenigen commandirten Russenfremde und Gegner Englands, die infolge einer natürlichen Wahlverwandtschaft zugleich an einem unheilbaren Bonapartismus laboriren. Gern möchten sie den napoleonischen Sprößling mit ihren Segenswünschen begleiten und in seinem afrikanischen Ausfluge die Nachahmung der Expedition nach Aegypten erblicken, die für den großen Ahn eine Staffel seines Ruhmes war. Aber daß der hoffnungsvolle Prinz den Engländern helfen und diesen sogar einen Wechsel auf die künftige Wiederherstellung oder Befestigung der englisch-französischen Allianz ausstellen soll, ist denn doch eine verdrießliche Ueberraschung, die unseren hochweisen Tagespolitikern das landläufige Concept für eine geraume Zeit in heiterer Weise verrückt hat.

* * *

Eine „Rettung".

Die „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" glaubte eine Lücke ausfüllen zu müssen, indem sie als erste Vereinsschrift für 1878 ein Werk von Dr. Paul Haffner publicirte, enthaltend: „Eine Studie über G. E. Lessing." Köln 1878. Diese „bescheidene" Studie unternimmt es, das Bild Lessings, wie es in der Literaturgeschichte lebt, „von falschen Verkleisterungen" zu reinigen und von einem „überragenden, von der Bewegung unabhängigen Standpunkt" zu beleuchten. Dieser Standpunkt ist „der des Christenthums und der katholischen Kirche", welcher um so berechtigter erscheint, als es bisher an einer Beurtheilung Lessings „in katholischem Geiste" fehlte. Nun, auf welchen Standpunkt sich Einer stellen will bei der Beurtheilung eines großen Mannes, ist Geschmackssache; Lessing hat sich die Kritik jeder Confession und fast jeder theologischen Richtung gefallen lassen müssen, sein Bild wird auch durch eine Beurtheilung vom Standpunkt „des Christenthums und der katholischen Kirche" nicht verdunkelt. Wir wollen dieses kostbare dem Verfasser entschlüpfte „und" nicht weiter ausbeuten, aber das müssen wir zum Voraus bestreiten, daß die Art, wie Dr. P. Haffner ein Bild „reinigt", die richtige ist.

Das vorliegende Buch ist ein Beweis, daß es immerdar Menschen gibt, bei denen es, um mit Goethe zu reden, lustig zu sehen ist, „wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sache ist". Lustig? Nein traurig, wenn „die Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" in den Händen von Leuten ist, wie Dr. P. Haffner. Gegen ein solches Bild Lessings „protestiren" wir, ohne daß wir im mindesten blinde Verehrer des großen Mannes wären — Lessings nämlich, nicht Dr. Paul Haffners, der sich so ein wenig für Lessing Nr. II. hält. Wir werden die Ausführungen Haffners nicht näher kritisiren; ihre bloße Anführung genügt, um sie in den Augen jedes Einsichtigen, sei er nun Katholik oder Protestant, Türke oder Jude, wenn er nur seinen Lessing ein wenig kennt — lächerlich zu machen.

Das Buch behandelt in vier Abschnitten Leben, Poesie, Philosophie und Theologie Lessings. Sein Leben ist nach den bekannten Biographien dargestellt, aber fast kein Abschnitt ist, in welchem nicht Lessing irgend etwas angehängt wird. Sein erstes Verbrechen bestand darin, daß er sich einen Mann zum Vater gewählt hatte, dem es „nicht einfiel", in einer wissenschaftlichen Untersuchung „die Berechtigung der Reformation in Frage zu stellen". Was soll aus einem solchen Kindlein werden! In Berlin nahm Lessing die frivolen und schamlosen Witze Voltaires „mit Behagen" auf, und fand im Umgang mit Juden „das jüdische Culturideal, welches in Nathan dem Weisen seinen vollendeten Ausdruck fand". In seinen Rettungen „spielen schlüpfrige Materien eine bevorzugte Rolle" und „wird die wissenschaftliche Sprache mit geradezu unanständigen Witzen unterbrochen". Wir haben bisher geglaubt, daß gerade auch in solchen Dingen Lessing seine Reinheit gezeigt habe, — Herr Dr. Haffner, in solchen Materien vielleicht ein competenterer Richter, weiß es anders. Das aber scheint er nicht zu wissen, daß, wenn z. B. dem Horaz die allerhäßlichsten Dinge vorgeworfen wurden, Lessing doch nicht daran vorbeigehen konnte, wenn er ihn retten wollte. Allen diesen Rettungen liegt freilich nach Haffner „eine große Verachtung der Wahrheit und eine gleich große Verhöhnung der Religion überhaupt zu Grunde". Warum? Weil es ihm nicht einfiel, „die wichtigste Wahrheit zu retten": „die katholische Kirche und ihre im Papst culminirende Autorität". Daß Lessing als Secretär des Generals Tauentzien bei „Ueberwachung des famosen Falschmünzergeschäfts, welches Friedrich II. officiell betreiben ließ", sich seine Finger mit keinem Pfennig beschmutzte, wird mit der perfiden Bemerkung erklärt: „Der junge Herr scheint sich — — auf diese Sache nicht oder erst dann verstanden zu haben, als es zu spät war." In Wolfenbüttel empfand er die innere Oede, „welche die Signatur des von Gott gelösten Menschengeistes ist", und seine Arbeiten aus dieser Zeit stehen „in einem widerlichen Contrast" mit seinen früheren, die ja schon gering genug sind. Von „ernster und gewissenhafter Prüfung" ist Lessing weit entfernt und die Evangelisten behandelt er „mit leichtfertiger Geringschätzung". Der Briefwechsel mit seiner Frau wird mit den Worten gekennzeichnet, daß das Lotto darin ein stehendes Thema bilde, und die ganze jammervolle finanzielle Noth Lessings wird überall in hämischer Weise berührt. Die italienische Reise, von der wir bisher glaubten, daß sie durch die Ungunst der Verhältnisse für Lessing fast nutzlos gewesen sei, gab ihm nach Haffner „ebenso reiche als günstige Eindrücke". Natürlich! Denn „besonders machte der Papst einen tiefen Eindruck auf ihn". Leider scheint dieser Eindruck nicht sehr nachhaltig gewesen zu sein. Daß Lessing ein kriechender Höfling war, lesen wir zwischen den Zeilen; das ist für Herrn Haffner ganz klar, ebenso wie das, daß der Titel „Ernst und Falk" eine Prophezeiung auf den preußischen Cultusminister ist!! Für die Hoheit endlich, mit welcher Lessing in den Tod ging, hat der Verfasser kein anderes Wort als das: „Der Mann, welchem die religiösen Wahrheiten nur Gegenstand kritischer und gymnastischer Uebung waren, konnte auch angesichts des Todes aus ihnen weder Furcht noch Trost schöpfen."

Das ist das gereinigte Bild Lessings. Ebenso reinlich ist die Beurtheilung von Lessings poetischen Werken. Natürlich wird zunächst kräftig mit dem bekannten Worte Lessings, daß er nur Kritiker, kein Dichter sei, operirt, weshalb man allen seinen Dramen anmerke, „daß der Dialog zugleich eine Vorlesung über Aesthetik, Philosophie und leider auch Theologie sein soll". Hierauf wird als Maßstab der Beurtheilung der Selbstmord angelegt. Dieser ist nämlich principiell verwerflich; also, schließt Herr Dr. Haffner, sind alle Stücke, in welchen ein Selbstmord oder nur der Gedanke daran vorkommt (E. Galotti) gering und auch ästhetisch verwerflich. Nachdem sodann der ernste, „wenn auch nicht unverfälschte Glaube" Klopstocks gerühmt und dessen „schnöder Gegensatz" Wieland gehörig abgekanzelt ist, wobei „einem Wieland gegenüber Lessing groß und edel erscheint", werden Lessings Dichtungen besprochen von der „plumpen Verherrlichung" des Judenthums in den „Juden" bis zum Nathan, „diesem Leichenstein nicht Denkmal seines Genies", dem „Pamphlet gegen das positive und historische Christenthum in Gestalt einer lustigen Komödie", „dem ernsten Possenstück". „Philotas" ist „mehr als schwach", „lächerlich" und „prosaisch"; „etwas bedeutender" ist „Minna von Barnhelm", auch „ein wenig lebendiger in den Dialogen" aber unbegreiflich ist, wie man von einem Stück, das „die Verherrlichung des preußischen Offiziersgeistes auf Kosten der Franzosen" ist, so viel Aufhebens machen kann und es heute noch „als klassischen Ausdruck des

Digitized by Google

preußisch-deutschen Patriotismus" feiern kann. Einzelnes darin ist zwar „nicht übel gedacht, aber etwas langweilig ausgeführt" und namentlich ist es „für ein Lustspiel viel zu wenig lustig". Unverzeihlicher Fehler! Da machen es doch die Kaiser, Moser, Salingré, vielleicht auch Offenbach dem Kritiker viel mehr zum Dank! „Emilia Galotti" hat den bösen Fehler, daß sie sich, um nichts Schlimmeres als die Gewalt zu erdulden, das Leben nehmen will: „Die hl. Agnes hat in tausendmal schlimmerer Lage sich nicht gemordet, sondern auf Gott vertraut und den Tod erduldet." Sapienti sat! Und wer es nicht einsehen will, der „vergleiche über diese höchst interessante Frage: Summa theol. Thom. Aqu. II. IIae qu. 64, art. 5". In welchem Jahrhundert leben wir denn? Gottlob nicht in dem, in welchem „das Glaubensbewußtsein, welches aus dem hl. Bernhard sprach", der Dialektik des Abälard „sofort Grenzen stecke". Indeß E. Galotti geht noch an „wollte Gott, Lessing hätte mit dieser Arbeit seine poetische Laufbahn beschlossen!" Aber der böse Lessing sattelte noch einmal das Flügelpferd, „aber diesmal im Dienste niederer Gehässigkeit" — er hat den „Nathan" gedichtet. Hier wird der Artikel „gegen seine Absicht" polemisch, weil „dieses Stück voll dramatischer Langweiligkeit" immer und immer wieder über die Bretter geht. Dies setzen zwar blos die Freimaurer durch, das deutsche Volk hat nach Herrn Dr. Haffner längst erkannt, „daß die darin entwickelte Theorie wissenschaftlich ebenso windig erscheint, als die Komödie langweilig", daß es ein Meisterstück der Sophistik, „ein Tendenzstück der Loge" voll platter und sentimentaler Phrasen ist. Außer diesen allgemeinen Ausstellungen sind es ganz besonders zwei Dinge, die des Herrn Doctors Unwillen erregen: einmal, daß der Tempelherr sich in eine Jüdin verliebt — „würde es sich um einen reisenden Commis oder einen Secondelieutenant des 19. Jahrhunderts handeln, so hätte dieser Zug wohl Sinn". Fürs Zweite ist ihm die Existenz des Patriarchen unangenehm; man würde gar nichts vermissen, meint er, wenn der Patriarch ganz fehlen würde. Aber er fehlt eben nicht, das ist das ewig Aergerliche! Schließlich wird noch die Erzählung von den Ringen als ein Betrug, „ein garstig Handwerk" abgefertigt — „wenn etwa den Jude Nathan darin nichts so Schlimmes findet, so sollte Nathan der Weise wenigstens darüber nicht so leichten Sinnes sich hinwegsetzen". Man braucht durchaus kein Verehrer des Volks Israel zu sein, um diese gelegentliche Bemerkung — wir sagen nicht, mit welchem Prädicat bezeichnen zu müssen.

Nach diesem Allem wird es uns nicht wundern, zu erfahren, daß Lessing „den Künstler der Verpflichtung zur Moralität entbindet," wovon ungefähr das Gegentheil wahr ist, daß im Nathan „der wahre Humanismus ebenso mit Füßen getreten ist, als das Christenthum", und daß Shakespeare „die Anschauungen des Mittelalters unter der Maske der Reformation bewahrt".

Es steht noch viel Schönes in den letzten zwei Abschnitten des Buchs. Dem armen Lessing hat eben viel gefehlt, um ein Philosoph und Theolog nach dem Herzen seines Kritikers zu sein. Zwar als Theolog wird er von Haffner in mancher Beziehung hoch geschätzt und gepriesen, denn duobus litigantibus tertius gaudet. — An den durch Lessing verursachten Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus hat Haffner eine jesuitische Freude. Lessings Bildung war im Uebrigen durchaus oberflächlich; nicht einmal die patristische Philosophie lernte er kennen (zufällig kannte sie Lessing, wie Keiner seiner Zeit, wie vielleicht selbst Dr. Haffner nicht); auch aus „Quaestio 15 des I. T. der theologischen Summe des hl. Thomas von Aquin" hätte er Vieles lernen können. Deshalb dürfen wir auch, wenn wir ihn als Theologen betrachten, nicht mit dem Ideal eines Theologen ihm entgegentreten, wie es Petovius de theol. dogm. proleg. c. 9 und Lactantius dio. inst. l. 4 c. 2 entwerfen. Und was Lessing spricht, spricht er profan und vielfach frivol und seine „Erziehung des Menschengeschlechts" ist eine „fortgesetzte Gotteslästerung". Auch hat er nicht gefaßt, „das so einfache von der katholischen Kirche stets erklärte Verhältniß zwischen dem übernatürlichen Prinzip der hl. Schrift — — und zwischen den natürlichen Kräften der Verfasser". Im Schlußkapitel wird Lessing und der Protestantismus indentificirt, denn Lessings Geist „ist der Geist des Protestantismus, im weiteren Sinn der Geist der Häresie und des Widerchristenthums überhaupt". Lessing und der Protestantismus werden dann mit Anwendung von drei holprigen Versen einer recht schlechten Romanze von A. W. Schlegel „der ewig wandernde Jude" genannt. Außerdem verunköstigt sich der Verfasser noch mit einem Citat aus 2. Tim. K. 3. Aus Lessings „Rettungen des Horaz" hat sich Haffner die Berechtigung zu seiner Schrift geholt; in derselben Rettung ist zu lesen, was Lessing selbst über derartige „Studien" urtheilte. Fein ist's nicht aber deutlich und lautet: „Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietung haben, daß man sich nicht scheut, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des allerelendesten Geschmacks."

Richard Weitbrecht.

Inserate.

Verlag von **Joh. André** in **Offenbach a. M.**

Richard Wagner-Catalog,

enthaltend eine Aufzählung aller von und über **Richard Wagner** veröffentlichten Compositionen und Aufsätze, chronologisch geordnet, ber. **Zeitungsartikel, Broschüren, Arrangements, Bilder** und Büsten, **Aufführungen, Urtheile der Zeitungen etc.**, 8. mit Portrait, zusammengestellt von **Emerich Kastner.**

Eleg. broch. Preis: *M.* 5.—

Neuester Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Kleine Erzählungen
und
nachgelassene Schriften
von
Friedrich Gerstaecker.

3 Bände. 8. broch. Preis 8 *M.*

Den zahlreichen Verehrern **Gerstaecker's** werden hierdurch auch die Schriften aus dem Nachlasse des berühmten Autors in einer **wohlfeilen** Ausgabe geboten.

Die nachfolgenden zur Anschaffung für Hausbibliotheken geeigneten Werke aus dem Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart** können durch alle guten Buchhandlungen bezogen werden:

Hackländer's Werke
in 60 Bdn. Preis geh. 72 *M.*, eleg. geb. 97 *M.*

Inhalt: Namenlose Geschichten. Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Kleinere Erzählungen und humoristische Skizzen. Handel und Wandel. Reise in den Orient. Eugen Stillfried. Märchen. Der Pilgerzug nach Mekka. Der geheime Agent. Magnetische Kuren. Schuldig. Europäisches Sklavenleben. Der Augenblick des Glücks. Ein Winter in Spanien. Erlebtes. Zur Ruhe setzen. Monsieur de Blé. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Der neue Don Quixote. Tag und Nacht. Der Tannhäuser. Krieg und Frieden. Tagebuchblätter. Wechsel des Lebens. Der verlorne Sohn. Unverheirathete Eheleute. Die dunkle Stunde. Fürst und Kavalier. Nahes und Fernes. Neue Geschichten. Künstlerroman. Zwölf Zettel. Das Geheimniß der Stadt.

Hackländer's
Humoristische Schriften.

6 Bände. Geh. 9 *M.*, eleg. geb. 11 *M.*

Inhalt: **Das Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Humoristische Erzählungen. Bilder aus dem Leben.**

= **Hackländer's nachgelassenes Werk.** =

Im Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart** ist erschienen:

Der Roman meines Lebens
von
F. W. Hackländer.

Mit Hackländer's Portrait (1877) u. Facsimile.

2 Bände. broch. *M.* 10.50,
eleg. geb. *M.* 13.—

= **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** =

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,**
NW., Luisenstrasse 32.

Don Juan d'Austria.

Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.

Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Digitized by Google

Fürst Bismarck's

Verhältniß zum Glauben.

Für 50 Pfennig franco.

Glaube. Aberglaube. Toleranz. Vorurtheile.

Werner Lindemann's Buchh., Magdeburg.

In Leipzig bei Robert Friese.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschien:

Goethe-Briefe

aus

Fritz Schlosser's Nachlaß.

Herausgegeben von

Julius Frese.

Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Bleistiftzeichnung, vor 1775.

Inhalt:

Goethe an Fritz Schlosser, 1808—1830. — Goethe an seine Mutter, Rom 1786. — Goethe an Rath Schlosser's Eltern. — Goethe's Eltern an Rath Schlosser's Vater. — Goethe-Reliquien. — Goethe an Sophie von Laroche, 1772—1775.

Preis geh. *M.* 8.—

Feine Ausgabe (in wenigen Exemplaren abgezogen): Preis geh. *M.* 10.—, in eleg. Liebhaber-Einband *M.* 15.—

Goethe's Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Autorisirte Uebersetzung.

Von

Julius Frese.

Zwei Bände. 70 Bogen.

Elfte Auflage.

Preis geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.75.

Neuer Verlag

von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Bahn, Felix, Sühne. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. n. *M.* 3. Stilvoll gebunden n. *M.* 4.

Früher erschienen:

König Roderich. Trauerspiel. n. *M.* 4. **Markgraf Ruedeger von Bechelaren.** Trauerspiel. n. *M.* 3. **Deutsche Treue.** Schauspiel. n. *M.* 3. **Die Staatskunst der Frau.** Lustspiel. n. *M.* 3. Dieselben stilvoll gebunden *M.* 1. mehr.

Moltke-Biographie.

Soeben erschien:

Generalfeldmarschall

Graf Moltke

1800—1878.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Portrait Moltke's.

18 Bog. geh. 3 *M.* 60 *S*, eleg. geb. 4 *M.* 80 *S*.

Inhalt:

Im böhmischen Feldzug, 1866. — Jugendjahre und Wanderjahre, 1800—1856. — Chef des Generalstabs der Armee, 1857. — Im deutsch-französischen Krieg, 1870—1871. — Im Reichstag, 1867—1878.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschien der zweite Band von:

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813

von

Wilhelm Oncken.

46 Bogen. gr. 8. Preis broschirt 13 Mark 50 Pfg.

Dieser zweite Band enthält 9 Abschnitte: die Kriegspolitik des Grafen Metternich und ihre Wandlungen 1803—1813. — Preußens Eintritt in den Krieg und Hardenbergs Pläne für den Neubau der Monarchie. — Der Uebergang zur bewaffneten Vermittelung. — Graf Metternich und Graf Senfft. — Die bewaffnete Vermittelung und ihr Friedensprogramm. — Gitschin. Opotschna. Reichenbach—Dresden. Ratiborschitz. Brandeis. — Trachenberg und Prag. — Die Welfen im Befreiungskriege. — Der Text bietet eine Fülle der überraschendsten Enthüllungen aus den Staatsarchiven von Wien, London, Dresden, Hannover und dem Archiv des Fürsten Metternich; der Anhang 77 wichtige Urkunden im Wortlaut.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.

Von Otto v. Corvin. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 ₰, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 *M.*

Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Portraitsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten rc.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Sammlung musikalischer Vorträge

herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Serie I Nr. 1 und 2.

Nr. 1. **Ueber Joh. Seb. Bach** von Philipp Spitta.

Nr. 2. **R. Wagner's Siegfried** von Hans von Wolzogen.

Unter der Presse:

Nr. 3. **Die Entwickelung der Klaviermusik von J. S. Bach bis R. Schumann** von Carl Debrois van Bruyck.

Nr. 4. **Rob. Schumann und seine Faustscenen** von Selmar Bagge.

Velinpapier, mit künstlerischem Bücherschmuck.

Preis à Heft 75 ₰ im Abonnement auf 12 Vorträge. — Preis 1 *M.* für das einzelne Heft.

Renaissance-Einbanddecke als Sammelmappe 1 *M.*

Verlag von **Julius Hainauer**, Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau.

Adolf Jensen's neueste Compositionen.

Opus 43. **Idyllen.** 8 Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen. Die Ausgabe zu 2 Händen in einzelnen Nummern 10,50. Die Ausgabe zu 4 Händen in einzelnen Nummern 14,50.

Op. 45. **Hochzeitsmusik.** Ausgabe zu 4 Händen in 4 einzelnen Nummern und cmplt. — Ausgabe zu 2 Händen in 4 einzelnen Nummern und cmplt. — Ausgabe für Piano und Violine, zu 7 *M.*, 5 *M.*, 6 *M.*

Op. 46. **Ländler aus Berchtesgaden.** Für Piano zu 2 Hdn. Heft 1. 2 (5,50), cplt. 5 *M.*

Op. 47. **Wald-Idyll.** Scherzo für Piano zu 2 Hdn. 2,75.

Op. 49. **Sieben Lieder von Robert Burns** für eine Singstimme mit Pianoforte. Cmplt. (3,75) in 7 einzelnen Nummern à 0,75, 1,00, 1,25.

Op. 50. **Sieben Lieder von Thomas Moore** für eine Singstimme mit Piano. Cmplt. (4,50). In 7 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25.

Op. 51. **Vier Balladen von Alan Cunningham** für eine Singstimme mit P. Cplt. 5 *M.* In 4 einzelnen Nummern 1,50, 1,75.

Op. 52. **Sechs Gesänge von Walter Scott** für 1 Singst. m. P. Cpl. 5,50. In 6 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25, 1,50.

Op. 53. **Sechs Gesänge von Tennyson und Hemans** für eine Singst. m. P. Cplt. 5,50. In 6 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25, 1,75.

Op. 54. **Donald Caird ist wieder da!** Gedicht von Scott, für Tenor oder Baryton solo, Männerchor u. Orchester oder Pianoforte. Partitur 3,50. Orchesterst. 6,00. Solostimmen 0,25. Chorstimmen 1,00. Clavier-Auszug 2,50.

Op. 58. **Vier Gesänge für eine mittlere Stimme** u. P. In vier einzelnen Nummern à 1,50, 2,00, 2,50, 3,00.

Op. 59. **Abendmusik** für Pianoforte zu 4 Händen 5,00.

Op. 60. **Lebensbilder** für Pianoforte zu 4 Händen. Heft I. 4,50. Heft II. 5,00.

Op. 61. **Sechs Lieder für eine tiefe Stimme** und P. Cplt. 5,00.

Op. 62. **Silhouetten.** 6 Clavierstücke zu 4 Händen. Heft I. 3,50. Heft II. 4,50.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hicke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 15. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin. Von J. Hirschberg. — Literatur und Kunst: Vorüber Von Martin Greif. — Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Todestag. Ein Erinnerungsblatt von Eduard von Osten. — Lotheissens Geschichte der französischen Literatur. Besprochen von Walter Rogge. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Zwei Damen. Schauspiel in 3 Acten von Paolo Ferrari, deutsch von Richard Norton. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Feramors. Lyrische Oper in 3 Acten nach Thomas Moores Gedicht von Julius Rodenberg. Musik von Anton Rubinstein. Besprochen von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin.*)

Von J. Hirschberg.

Meine Herren! Die von Ihnen gewählte Commission hat mir als dem Correferenten die Aufgabe zuertheilt, die Motive zu entwickeln, welche Ihre Commission veranlaßt haben, einerseits sich selber gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin auszusprechen und andererseits auch Ihrer Abstimmung die Beschlußfassung nach dieser Richtung hin anzuempfehlen.

Meine Herren! Die Aufgabe ist keine ganz leichte. Man kann in dieser verwickelten Angelegenheit leicht zu wenig sagen und die Sache nicht erschöpfen; oder auch zu viel, und von dem Sachlichen auf das Gebiet des Persönlichen und Polemischen abschweifen. Denn der Kampf ist ein erbitterter und die Gegner sind nicht immer sehr wählerisch geblieben in Beziehung auf die Waffen und Kampfesart. Da heißt es, daß ein alter Zopf abgeschnitten, daß zünftlerische Vorurtheile und Vorrechte beseitigt werden müßten, daß die lateinische Abrichtung nach Art der alten Jesuitenschulen dem siegreichen Fortschritt der Neuzeit weichen müsse und wie die kraftvollen Schlagworte alle heißen, welche mit die Veranlassung waren, daß z. B. unsere politische Presse so energisch für die Sache der Realschulmänner eingetreten ist. Dies bedaure ich von Herzen und hoffe, daß die unabhängige Presse, wenn sie nunmehr auch mit unseren Gründen sich beschäftigen wird, uns nicht als Finsterlinge und Zünftlinge wird betrachten können. Andererseits will ich aber auch zugestehen, daß auch die angegriffenen Aerzte zum Theil neuerdings in der Abwehr zu etwas kräftigen Aeußerungen vorgeschritten sind, wie ich z. B. aus der folgenden Zuschrift aus Süddeutschland ersehe:

„Der am 15. Februar auf einer Tagfahrt versammelte ärztliche Kreisverein Karlsruhe, dem eine größere Anzahl badischer Aerzte angehört, hat von seiner Seite — aus Anlaß eines Schreibens, welches von dem kgl. preuß. Ministerium der Medicinalangelegenheiten, die Zulassung zum Studium der Medicin betreffend, direct an den Geschäftsausschuß des Deutschen Aerzte-Vereinsbundes gerichtet wurde — nach genauester und eingehendster Würdigung der entscheidenden Motive, einstimmig und ohne jeden Vorbehalt die Zumuthung und den Versuch von Seite der sogenannten Realgymnasien, die Berechtigung zur Maturität für das ärztliche Studium ertheilen zu können, wiederholt, pure und für immer abgelehnt, mit der weitern Erklärung, am Ziele officieller Experimentirkunst angelangt zu sein."

Ich für meinen Theil gedenke mich streng an die Sache zu halten und möchte darum auch von vornherein alle Streitigkeiten über Competenz, die ja immer einen persönlichen Beigeschmack haben, ausgeschlossen wissen. Die Herren Realschulmänner, die uns mit ihren Lehrprogrammen und mit den Einladungen, ihrem Unterricht beizuwohnen, förmlich überschütten, also uns ein gewisses Verständniß der Realschule zuzutrauen scheinen, pflegen sofort den Einwand unserer Incompetenz zu erheben, wenn wir uns erlauben, eine von der ihrigen abweichende Ansicht auszusprechen.

Wir können und brauchen doch aber nicht alle auf Schulbänken ergraute Realschullehrer zu sein, um zu wissen und hier öffentlich auszusprechen, welches die beste Vorbildung für den praktischen Arzt ist. Wir bitten die Herren Realschulmänner, nicht allzu rasch über unsere Bedürfnisse abzuurtheilen, von denen sie doch vielleicht noch weniger wissen, als wir von der Realschule. Denn das differentielle Moment im Lehrplan der letzteren gegenüber dem Gymnasium, die sprachliche Beherrschung des Französischen und Englischen sowie die Anfangsgründe der höheren Mathematik, etwas Chemie u. s. w. haben sich doch sehr viele von uns zugelegt; und in pädagogischer Hinsicht zählt unsere Gesellschaft von über 400 Mitgliedern doch mindestens gegen 60 Universitätslehrer, die im Unterrichten von Jünglingen wenigstens einige Erfahrung gesammelt haben können.

Endlich kann eine formale Competenz uns ja nicht bestritten werden, da der Herr Minister unsere Ansicht zu hören wünscht und namentlich auch die Begründung derselben.

Also zur Sache.

Die Herren Realschulmänner stellen die Forderung, daß die Realschulabiturienten nicht allgemein zum Studium überhaupt, sondern allein zum Studium der Medicin berechtigt sein sollen.

Da müssen wir Aerzte von unserem Standpunkt aus die principielle Vorfrage erheben:

1) Besteht denn wirklich in der ärztlichen Wissenschaft und Praxis unseres engeren preußischen oder weiteren deutschen Vaterlandes zur Zeit ein solcher Nothstand, daß eine derartige Revolution des grundlegenden Unterrichts der Aerzte geboten sein könnte? Diese Frage können und müssen wir verneinen.

Deutschland nimmt zur Zeit eine achtunggebietende Stel-

*) Nach einer in der Berliner medicinischen Gesellschaft am 25. Februar 1878 gehaltenen Rede.

Digitized by Google

lung in den Wissenschaften ein, besonders auch in den exacten. Dies wird von den vorurtheilsfreien und urtheilsfähigen Ausländern anerkannt.*)

Genau dem entsprechend ist der Rang, welchen die deutsche medicinische Wissenschaft behauptet. Die Zahl der bedeutenden Forscher und der bahnbrechenden Entdeckungen war während der letzten 30 Jahre in Deutschland eher größer als in den concurrirenden Culturstaaten. Deutsche Arbeiten werden in der ausländischen Fachpresse regelmäßig citirt; deutsche Lehr- und Handbücher werden zur Zeit häufiger ins Französische, Englische und Italienische übertragen, als ausländische ins Deutsche. Der deutsche Universitätsunterricht in der Medicin wird im Auslande als mustergültig betrachtet. Ebenso ist es eine anerkannte Thatsache, daß der deutsche Arzt im Durchschnitte hinter keinem der Welt zurücksteht.

Ein derartiger Zustand war unmöglich, wenn wirklich die grundlegende Vorbildung unserer Mediciner eine ganz verfehlte wäre. Ein zwingender Grund, plötzlich eine neue Art der Vorbildung zuzulassen, liegt für uns gar nicht vor.

Dies ist der wichtigste Grund für unser ablehnendes Verhalten. Er ist ein innerer, aus dem Wesen der Sache fließender. Keiner unserer Gegner hat sich die Mühe gegeben, genetisch den heutigen Standpunkt der deutschen Medicin als Wissenschaft und Kunst zu entwickeln. Statt dessen hat man sich begnügt, Examinationsanekdoten zu häufen, denen nur ein geringer sachlicher Werth zukommt, mögen auch die Herren Professoren, von denen sie ausgingen, von dem besten Willen und von einem idealen Streben nach Verbesserung des medicinischen Unterrichts sich haben leiten lassen. Wir wissen ja, wie es oft im Examen geht. Dieselben Studenten, welche im strengen Examen sich starke Blößen gaben, haben sich vielleicht nach wenigen Jahren zu kenntnißreichen, geschickten Aerzten, vielleicht zu bedeutenden Forschern entwickelt. Andere Universitätslehrer haben sich eine viel günstigere Meinung von unseren Studirenden der Medicin gebildet. Obwohl ich nur mit sachlichen Gründen, nicht mit persönlichen Autoritäten — und mögen sie noch so hoch stehen — meine Meinungen zu verfechten beabsichtige, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß weder Herr Helmholtz noch Herr Du Bois-Reymond sich jemals für die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin ausgesprochen haben, obwohl Beide die Wege klar vorgezeichnet haben, auf denen das heutige Gymnasium Besseres für die Vorbildung der Mediciner zu leisten im Stande sein wird.

Natürlich, das will ich nicht unerwähnt lassen, der ärztliche Stand, dessen wissenschaftliches Leben ein stetes Forschen und Reformiren darstellt, ist vernünftigen Reformen auch auf dem Gebiete der Vorbildung nun und nimmer abgeneigt.

Billiger Weise fragen wir auch nun, wenn in der Medicin kein Nothstand besteht, wo besteht dann der Nothstand, der diese Realschulfrage so plötzlich ins Leben gerufen, daß die politischen Zeitungen jeden Tag von ihr widerhallen?

Diese Frage ist leicht zu beantworten. Der Nothstand besteht eben in den Realschulen, von denen manche ihrem Ruin entgegensiechen, da ihre oberen Klassen verödet stehen, verödet, obwohl sie schon die Berechtigung zum Studium der Mathematik, Astronomie, Chemie und der neueren Sprachen erkämpft haben, und die deshalb uns zum Versuchsfeld ausersehen haben; der Nothstand besteht in der Belastung mancher Gemeinden, welche Realschulen ohne Staatshülfe begründet haben. Es ist ja gar nicht unsere Sache, darüber nachzudenken, wie dieser Nothstand zu beseitigen ist, ob durch Fortbildung der nothleidenden Anstalten zum Vollgymnasium, ob durch Rückbildung zur höheren Bürgerschule. Nur möchten wir aus den immerhin etwas widerspruchsvollen Aeußerungen der Herren Realschulmänner nicht das herauslesen, daß sie die Agitation etwa aus Interesse für den ärztlichen Stand unternehmen, um diesem eine bessere Vorbildung zu ermöglichen, oder aus Interesse für das hülfesuchende Publicum, um diesem bessere ärztliche Hülfe zu verschaffen. Nein, meine Herren, in der letzten Debatte des Vereins der Realschulmänner hat einer ihrer besten Redner, ein vortrefflicher überzeugenstreuer Mann, der Herr Reichstagsabgeordnete Günther offen bekannt: Wir haben kein Interesse für den ärztlichen Stand. Das Hemde ist uns näher als der Rock. Wir vertreten die Interessen der Realschulen; in deren Interesse liegt die Ausdehnung ihrer Competenz." Nun, in unserem Interesse liegt das nicht und, nach unserer Ansicht, auch nicht in dem Interesse der Gesammtheit; die Kunst des Gesetzgebers besteht darin, die widerstreitenden Interessen der Einzelnen zum Vortheil des Ganzen auszugleichen.

Warum liegt die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin nach unserer Ansicht nicht im Interesse des ärztlichen Standes und des Staatswohles?

Wir müssen wünschen, daß dieselbe gründliche Vorbildung allen Adepten der gelehrten Berufsarten zu Theil werde. Wir wünschen nicht, daß der Arzt kärglicher bedacht werde als der Philosoph, Jurist oder Theologe. Einmal kommen hier ideale Ziele in Betracht; wir meinen, daß die beste Bildung für den Arzt eben gut genug sei. Wir meinen, daß der Arzt, dem eine schwierige Aufgabe zufällt, der einen spröden Stoff zu bearbeiten hat, den Menschen, mit der ganzen humanen Bildung des Jahrhunderts ausgerüstet sein muß, soll er nicht seinen Beruf verfehlen. Die Gegner nennen unsere Bestreben der Einheitsvorschule einen Traum. Wohl, um mit Prof. Waldenburg zu sprechen, wir halten daran fest, nicht weil es ein schöner Traum, sondern weil es die bisher bewährte Wirklichkeit ist, aus der wir alle hervorgegangen. Sodann ist jener Wunsch von höchster praktischer Tragweite. Fast nie in Sexta, meist in Prima, in einzelnen Fällen sogar erst auf der Universität fällt dem zur Gelehrtenlaufbahn entschlossenen Jüngling die endgültige Entscheidung über seinen Beruf. Sollen wir diese Entscheidung, sollen wir den nach reifer Erwägung doch mitunter erfolgenden Berufswechsel, der in nicht zu seltenen Fällen der Wissenschaft zu großem Vortheil gereichte, erschweren oder unmöglich machen durch Creirung von Studenten zweiter Ordnung?

Ja, meine Herren, die Realschulmänner mögen sich sträuben gegen diesen Ausdruck, wie sie wollen, mit Ernst und Spott: Studenten mit beschränkter Competenz sind und bleiben Studenten zweiter Ordnung. Es kommt ja nicht blos auf das Urtheil der Realschulmänner an, auch nicht auf unser eigenes; die Gesammtheit der übrigen Studenten und Studirten, das gebildete, das hülfesuchende Publicum überhaupt wird doch von Studenten zweiter Ordnung sprechen.

Die Vorzüge einer einheitlichen Gymnasialvorbildung sind für uns doppelter Natur, sie liegen in der formalen Schulung, welche die Geisteskräfte beim Lernen erfahren, und in dem materiellen Inhalt des Gelernten. Vom pädagogischen Standpunkt ist das erste das Wichtigere. Das Gymnasium als Vorschule der Universität macht den Schüler denk- und lernfähig. Das ist eine Thatsache. Hypothetisch ist aber noch, ob ein anderer Unterrichtsstoff zu finden sein wird, der jenem pädagogisch gleichwerthig oder überlegen ist.

Was den materiellen Inhalt der sogenannten klassischen Studien betrifft, über die manches verächtliche Urtheil neuerdings gefallen und die trotzdem es gewesen sind, welche die Barbarei des Mittelalters in die Cultur der Neuzeit übergeführt haben, so genüge von unserer Seite das Wort: Keiner von uns will sie missen! Was uns idealen Sinn und humane Weltanschauung, Begeisterung für das Edle und Schöne in die noch zarten Gemüthe pflanzte, das wollen wir Denen, die später mit uns und nach uns das Feuer unseres heiligen Berufes zu pflegen haben, unverkürzt erhalten wissen. Wer hat ein Recht, als veraltete Einrichtung das heutige Gymna-

*) Vgl. Histoire des Sciences et des Savants par Alphonse de Candolle, Paris und Genf 1873 bei H. Georg, 482 Seiten 8°, S. 118: La superiorité scientifique actuelle de l'Allemagne; S. 226: Lorsqu'on est pénétré de l'importance actuelle de l'Allemagne dans toutes les branches de la science.

Digitized by Google

sium Preußens zu bezeichnen, auf dem wir durch sorgfältigen Unterricht in der Weltgeschichte ein Verständniß der modernen Zeit und unserer Pflicht im Vaterlande, kenntnißvolle Begeisterung für die Meisterwerke unserer vaterländischen Literatur, eine genügende Bekanntschaft mit dem Französischen und eine zu jedem weiteren Studium ausreichende Uebung in der Mathematik und den Naturwissenschaften uns erwerben können? Manche Gegner der humanistischen Gymnasien geriren sich so, als ob daselbst gar keine Physik und Mathematik betrieben würde! Sie geriren sich so, als ob sie durch ihre Realschulabiturienten erst die Elemente der Physik in die Medicin einzuführen hätten. Sie brauchen mit Vorliebe das Wort des verstorbenen Prof. Lebert, daß die Medicin die jüngste Tochter der Naturwissenschaften sei und erbieten sich übereifrig zu Ammendiensten bei dieser jungen Weltbürgerin. Wohl, meine Herren, ich glaube mich zu dem Urtheil berechtigt, daß, wenn ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Medicin und Naturwissenschaft unzweifelhaft besteht, die Medicin eher als die Mutter der Naturwissenschaft anzusehen sei. Fürchten Sie nicht, daß ich zur Begründung auf althellenische oder mittelalterliche Zustände zurückgreifen werde. Unsere heutige Zeit bietet mir das beste Beispiel. Die Berliner physikalische Gesellschaft, von der die deutsche Physik unzweifelhaft einen so wesentlichen Impuls zu ihrer so glücklichen Entwicklung in der heutigen Zeit gewann und noch immer weiter gewinnt, sie ist vor mehr als 30 Jahren von jungen deutschen Aerzten und Physiologen, auf die das Vaterland heute mit Stolz blickt, gegründet worden, von den Herren Du Bois-Reymond, Brücke und Helmholtz. Ich will es ja gern als möglich zugestehen, daß auf einigen Gymnasien aus Mangel geeigneter Lehrer hier und da Lücken in den exacten Wissenschaften sich fühlbar machen. Aber ebenso sicher ist es auch, wir wissen es aus Erfahrung, daß auf anderen Gymnasien das physikalische und mathematische Pensum gut gelehrt und ordentlich gelernt und begriffen wird.

Ihr Referent, welcher seit 9 Jahren einen der schwierigen Theile der Medicin, die Augenheilkunde, und namentlich auch medicinische Optik, welche unsere Gegner gewöhnlich zu exemplificiren pflegen, Medicinern vorzutragen hat, glaubt sich zu dem Urtheil berechtigt, daß eine wesentliche Erweiterung des Umfangs der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen auf dem Gymnasium nicht nothwendig ist, da der Universitätslehrer, wenn er eben selber mathematisch geschult ist, wohl in der Lage sein wird, in elementarer Weise den mit dem Gymnasialpensum wirklich ausgestatteten Studenten ein hinreichendes Verständniß auch der schwierigen Theile der Physiologie, Augenheilkunde ꝛc. zu eröffnen.

Aber hat das Gymnasium denn keine Mängel? Wie steht es mit den von so ausgezeichneten Männern, von den ersten Köpfen Deutschlands gewünschten und geforderten Reformen?

Meine Herren, über die wünschenswerthen Reformen der Gymnasien zu sprechen, würde uns Aerzten die Bescheidenheit und jene Achtung vor fremdem Wissen, die aus eigenem Studium hervorgeht, gar nicht erlauben, wenn nicht unsere Gegner recht geflissentlich sich bemühten, diese nützliche und mögliche Reform theils ganz zu hintertreiben, theils als unmöglich oder sehr schwierig und überaus langwierig hinzustellen, ohne doch zu bedenken, daß diese Reform nur eine Rückkehr ist zu dem echt preußischen Gymnasium, das Wilhelm v. Humbold geschaffen hat, das aber durch bekannte Einflüsse vor etlichen Jahren seinem wahren Ziele wieder etwas entfremdet worden ist. Sint (gymnasia), ut sunt, aut non sint riefen uns Diejenigen entgegen, welche für ihre Realschulen alle Freiheit der Entwicklung, allen Fortschritt bezüglich der Competenzerweiterung in Anspruch nehmen und selbst, wenn es zur Erreichung ihrer particularistischen Zwecke sein müßte, zu sehr beträchtlichen Aenderungen im Lehrplan der Realschule ihre Hand gern bieten würden. 15 Jahre dauert's noch, sagen sie, ehe die geplante Verbesserung der Gymnasien der Medicin zugute kommt. Unentbehrlich ist das griechische Scriptum dem heutigen Gymnasium, sagen dieselben Männer, welche dem durchschnittlichen Gymnasialabiturienten fast jedes Verständniß eines griechischen Schriftstellers abzusprechen geneigt sind.

Ich erlaube mir, dem zu widersprechen. Ich kenne einen ziemlichen Kreis von Collegen, von denen fast jeder von sich in bescheidener Weise sagen kann, „daß er die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten; daß sie aus Latium gern ihm in das Leben gefolgt"; jeder von ihnen begrüßt es als einen glücklichen Gedanken von Du Bois-Reymond, das griechische Scriptum auf dem Altar einer höheren Naturerkenntniß zu opfern.

Demnach gestalten sich unsere Wünsche der zeitgemäßen Gymnasialreform folgendermaßen. Wir wünschen vor Allem, unter Beibehaltung der klassischen Studien, größere Vertiefung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts innerhalb des Rahmens der programmmäßigen Leistungen, mit Zuhülfenahme etwelcher Stunden, die allerdings dem griechischen Scriptum und den Uebungen im lateinischen Versbau entzogen werden könnten.

Mit diesem Wunsch einer gründlicheren, ernsteren, von guten Lehrern geleiteten Bildung in den exacten Wissenschaften hoffen wir nicht blos den zukünftigen Medicinern, sondern fast noch mehr den zukünftigen Theologen, Philologen, Juristen und Staatsmännern zu nützen. Dies ist der höhere Standpunkt, den wir durchgehends einnehmen. Von diesem Standpunkte aus würden wir auch wünschen, daß neben den Anfangsgründen der Physik die der Chemie auf den Gymnasien wirklich gelehrt werden.

Dagegen wird gerade Derjenige, welcher sich mit Mathematik beschäftigt hat, die Forderung der analytischen Geometrie und der Differentialrechnung als übertrieben von dem Gymnasien zurückweisen. Wird doch Differentialrechnung auch in der Realschule I. Ordnung meistens nicht gelehrt.

Wir möchten weit größeren Werth darauf legen, daß eine vielleicht ad hoc präparirte orientirende Vorlesung über die Anfangsgründe der höheren Mathematik den jüngeren Medicinern im I. oder II. Semester dargeboten werde. In Berlin ist der Versuch dazu schon gemacht worden.

Selbstverständlich betonen auch wir die Wichtigkeit der Uebungen im Anschauen und im Zeichnen, im Beobachten und im Selbstdenken, überhaupt die Wichtigkeit einer möglichst harmonischen Ausbildung von Körper und Geist. Wir wünschen, daß die möglichste Verringerung der Schulkurzsichtigkeit und anderer Schulgebrechen den praktischen Pädagogen immer als ein erstrebenswerthes Ziel vor Augen schweben möge.

Jetzt bin ich mit dem Gymnasium vorläufig fertig und komme zur Realschule. Ich verhehle mir gewiß nicht die Schwierigkeit der Beurtheilung. Aber, während ich bei dem Gymnasium, das ich wie alle Collegen leidlich genau zu kennen glaube, sowohl die Vorzüge wie auch gewisse Nachtheile hervorgehoben habe, werde ich bei der Realschule nur von den Vorzügen sprechen, welche ihre eigenen Vertheidiger ihr warm nachrühmen und auf die Aufspürung etwaiger Fehler derselben mich überhaupt gar nicht einlassen.

Welches sind die Vorzüge der Realschule?

Der Abiturient hat nach dem Lehrplan eine größere Summe von Kenntnissen, welche er direkt im modernen Leben verwenden kann: Beherrschung des Französischen und Englischen, ausgedehntere Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik.

Daraus würden wir schließen, daß er mehr befähigt ist als der Gymnasialschulabiturient, sofort in einen Lebenslauf einzutreten, der Kenntnisse in den modernen Sprachen und den exacten Wissenschaft erfordert, aber nicht, daß er mehr befähigt sei, an irgend ein gelehrtes Studium zu gehen. Wir wollen die Vorschule nicht gleichzeitig als Fachschule betrachten, wie das für gewisse Handwerke thatsächlich der Fall ist.

In den Uhrmacherschulen werden die Kinder in den Elementen des Lesens, Schreibens, Rechnens u. s. w. unterrichtet und zugleich durch frühzeitige Beschäftigung mit der Uhrmacher-

Digitized by Google

kunst zu zukünftigen Uhrmachern abgerichtet. Ich glaube, daß dies System für Handwerker große Vortheile haben kann. Wollte man dasselbe auf die Gelehrten anwenden, so käme man zu lächerlichen Folgerungen, namentlich in Beziehung auf die zukünftigen Mediciner, die doch eben Mediciner und nicht Physiker oder Botaniker werden wollen. Man käme zu einer gänzlichen Zerfaserung der einheitlichen Vorschule gelehrter Berufsstände.

Ich finde, daß die Herren Realschulmänner in dem ärztlichen Berufe zu sehr eine handwerksmäßige Technik zu erblicken geneigt sind. Ich freue mich zur Ehre unseres Standes betonen zu können, daß wir Aerzte unsern Beruf durchgehends tiefer, als eine humane, durchaus auf Wissenschaft begründete Kunst aufzufassen nicht aufhören wollen.

Diejenigen, welche die Berechtigung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin vertreten, haben behauptet, daß die Realschule erster Ordnung eine bessere Vorbereitung für das Studium der Medicin abgebe als das Gymnasium. Den Beweis für diese Behauptung sind sie uns schuldig. Ich warne vor der Unterstellung der Herren Realschulmänner, die sie auch in ihrer letzten Agitationsschrift machen, daß dies schon bewiesen sei. Ich finde darin lediglich eine petitio principii. Wo analoge Erfahrungen gesammelt werden konnten, z. B. auf der technischen Hochschule zu Zürich, welche Gymnasial- wie Realschulabiturienten aufnimmt, hat man sich zu Gunsten der Gymnasiasten entschieden.

Wenn man, wie es Herr Börner that, anführt, daß ausgezeichnete Realschulmänner, wie Herr Ostendorff vor drei Jahren, nur den Gymnasialabiturienten das Recht des gelehrten Studiums reservirt wissen wollten; so wird einem sofort entweder das Wort entzogen, wenn das angeht, oder erwidert, daß Ostendorff todt sei und heute ganz anders urtheilen würde. Nun, daß er für uns geurtheilt hat, ist eine Thatsache; wie er heute urtheilen würde ist eine Hypothese. Jedenfalls muß die Realschulsache noch sehr jung, noch sehr im Flusse begriffen sein, wenn ein so bewährter Schulmann in drei Jahren seine Ansicht so vollkommen soll ändern müssen; fast zu jung, möchte ich hinzufügen, als daß wir von unserem Standpunkt aus rathen könnten, die bewährte alte Einrichtung zu Gunsten der neuen fraglichen aufzugeben.

Es ist uns allerdings ja nicht unbekannt, daß das neuste Urtheil über die Realschulabiturienten Preußens, welche sich bisher dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften gewidmet haben, günstiger ausgefallen ist. Aber eine direkte Uebertragung dieses Resultates auf das Studium der Medicin ist z. Z. noch hypothetisch; und wir können selbst gewiegten Schulmännern nicht das Recht zugestehen, end- und alleingültig über die Bedürfnisse unseres Standes abzuurtheilen. Ist doch höchst befremdlich in jenem Gutachten, daß in der Chemie, Mathematik und Physik die Realschulabiturienten den Gymnasialabiturienten keineswegs überlegen sind, sondern höchstens gleichkommen; daß aber die Realschüler sich vielfach mit der technischen Einübung begnügen, ohne in den Geist der Wissenschaft einzudringen, ohne Trieb zur eigenen Forschung an den Tag zu legen.

Wir von unserm Standpunkt fühlen uns gedrungen, dagegen Protest einzulegen, daß zu einer handwerksmäßigen Verflachung der medicinischen Wissenschaft der Weg gebahnt werde. Wollen die gesetzgebenden Factoren gegen uns beschließen, so haben wir wenigstens unsere Pflicht gethan und sind für keinen späteren Schaden verantwortlich zu machen.

Nach all dem Gesagten glauben wir, daß an dem Gymnasium diejenigen Reformen, die es zu einer geeigneten Vorbildung gerade für das heutige Medicinstudium machen, doch noch viel leichter einzuführen sind als an der Realschule. Wir können die letztere nicht als obligatorische Vorschule für die Medicinstudirenden erstreben und glauben, daß sie auch nur als facultative Vorschule nicht möglich sein wird, so lange nicht eingreifende Reformen in ihren Studienplan durchgeführt und die völlige Gleichwerthigkeit der Realschule mit dem Gymnasium hergestellt sein wird.

Wir bitten die Vertheidiger der Realschule, die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin nicht ferner zu ihrem Programm zu machen, sondern (was sie ja eigentlich wollen und erklären, nur zur Zeit als hoffnungslos noch nicht direct erstreben) die Zulassung der Realschulabiturienten zum gelehrten Studium überhaupt offen auf ihre Fahne zu schreiben. Dann werden auch wir als Angehörige der einen von den vier Facultäten der Universitas literaria, was ich ja nicht erst ins Deutsche zu übertragen brauche, unsern rein ablehnenden Standpunkt aufgeben und mit ihnen in Berathung treten, ob überhaupt und inwieweit eine solche Reform durchführbar sein würde.

Jetzt werden Sie aber billiger Weise fragen, wie steht es mit dem Interesse des Staates? Entspricht es nicht dem Interesse des Staates, unbekümmert um die Abneigung der existirenden Aerzte, unbekümmert um die Zuneigung der agitirenden Realschulmänner, lediglich vom Standpunkt des Staatswohles aus, durch Zulassung der Realschulabiturienten die sinkende Zahl der Aerzte zu heben und zu vergrößern?

Zunächst müssen wir vor einer etwas willkürlichen Gruppirung der Ziffern warnen. Durch zahlreiche Broschüren und Zeitungen geht die Angabe, daß die Zahl der Medicinstudirenden 1872 auf 2162 sich belief, im Sommer 1878 aber auf 1481 gesunken sei. Nach dem Krieg wuchs natürlich die Zahl der Studirenden in allen Fächern, schon durch diejenigen, welche glücklich aus dem Kampfe fürs Vaterland heimgekehrt waren und durch den neuen Aufschwung Deutschlands, um bald wieder dem Normalen Platz zu machen. 1869 betrug die Zahl der Medicinstudirenden 1833. Sodann hat die neue Justizordnung des Reiches, die Zulassung der jüdischen Studirenden zur juristischen Laufbahn, der Verbrauch von Juristen bei Staatseisenbahnen ꝛc. ein zeitweiliges Abströmen der Studirenden von der Medicin veranlaßt, das heute schon wieder geringer geworden und das übrigens in anderen Ländern sich ähnlich gestaltet.

In Deutschland besteht durchaus kein Mangel an Aerzten — im Verhältniß zu denen, die wirklich ärztliche Hülfe zu suchen beabsichtigen. Eher das Gegentheil.

Ebenso wenig wie der Staat in jedes Dorf ein Kreisgericht und eine Schwadron legen kann, ebenso wenig ist es zu erzielen, daß jedes Dorf mit einem Arzte besetzt wird, der ja auch bei der geringen Neigung des ländlichen Publicums, dem Arzt mit Vertrauen entgegenzukommen, leiblich aus Nahrungsmangel und geistig durch Unthätigkeit Hungers sterben müßte. Durch Erleichterung des medicinischen Studiums, durch Zulassung der Realschulabiturienten wird dieses utopistische Ziel nicht erreicht werden. Von einer Noth um Aerzte haben wir nie etwas vernommen. Wenn Epidemien in kleinen Städten und in Dörfern ausgebrochen waren, haben die staatlich angestellten Kreisphysici stets ihre Pflicht gethan; stets fanden sich von den abkömmlichen Aerzten der größeren Städte jugendliche Hülfskräfte, die sich dem Staate oder den Communen willig — und billig zur Verfügung stellten. Der preußische Staat hat, glaube ich, noch nie Veranlassung gehabt, über mangelnden Muth oder Opferwilligkeit seitens des ärztlichen Standes, der bei uns von einem idealen Zuge getragen wird, begründete Klagen zu erheben.

Bei uns kommt etwa auf 3000 Menschen ein Arzt; in den Vereinigten Staaten von Amerika etwa auf 500, wenn die Angaben richtig sind. Trotzdem dürfte unser Zustand vorzuziehen sein, weil bei uns die Zahl der tüchtigen Aerzte absolut und relativ größer ist. Darauf kommt es eben an, nicht aber auf die Vermehrung der Aerzte um jeden Preis.

Wir sind glücklich, daß nach dem heutigen Stand der Gesetzgebung nur noch Vollärzte creirt werden, nicht mehr, wie früher, noch ausübende Wundärzte verschiedener Klassen. Wir wollen nicht beglückt werden mit einem Zustrom von Collegen, deren geistige Gleichberechtigung uns vorläufig problematisch erscheinen wird und vor Allem auch dem hülfesuchenden Publicum, und die darum das für die Ausübung unseres schweren

Digitized by Google

Berufes so wichtige Ansehen des Standes nur allzu leicht schädigen könnten.

Der Staat wird die Interessen des ärztlichen Standes und gleichzeitig die des hülfesuchenden Publicums nach unserer Ansicht besser wahren, wenn er den vorhandenen Aerzten durch neue gesetzliche Regelung der gänzlich veralteten Taxbestimmung leichter macht, dem kostspieligen Fortschritt der Wissenschaft bequem zu folgen, und wenigstens so viel zu gewinnen, daß, wenn ein gewissenhafter, beliebter, thätiger und sparsamer Arzt nach 10-, 20-, ja sogar nach 40jähriger Praxis stirbt, man nicht gerade so oft nöthig habe, für das Begräbniß und die Hinterbliebenen durch Sammlung zu sorgen.

Möge die Regierung nicht wider den fast allgemeinen Wunsch des mit seinen Interessen wohl vertrauten Standes zu weitgehenden und noch unsicheren Experimenten ihre Hand bieten!

Hiermit wäre meine Aufgabe gelöst, soweit die Erfüllung derselben in meinen Kräften lag. Ich möchte aber schließlich noch eine kurze principielle Bemerkung mir gestatten.

Wir finden die künstlich von den Realschulmännern geschürte Agitation für die Berechtigung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin inconsequent.

Drei Principien sind möglich:

1) Das zweckmäßig reformirte Gymnasium ist und bleibt die Vorschule für das Universitätsstudium. Dies ist zur Zeit der Wunsch unseres Standes.

2) Neben dem humanistischen Gymnasium erwirbt die Realschule I. Ordnung die volle Berechtigung einer Vorschule für das Universitätsstudium. Dazu werden noch eingreifende Reformen im Realschul- wie im Universitätsstudium erforderlich sein. Es wäre vermessen, die Einrichtung, wenn sie zu dieser Stunde nicht gut durchführbar erscheint, auch für alle Zukunft als unmöglich hinzustellen.

3) Alle Berechtigungen der Maturitätsprüfungen werden aufgehoben; jede Universität prüft die zu Immatriculirenden selber, wie es früher bei uns und zum Theil noch heute im Ausland üblich ist. Ob von diesem Verfahren Vortheile für unsere Wissenschaft zu erhoffen sind, überlassen wir den Facultäten zu beurtheilen. Dies ist aber die letzte Consequenz der augenblicklichen Agitation. Wenn die lateinische Realschule befriedigt vom Kampfplatz abgetreten sein wird, so ist der Kampf nicht aus; dräuend erhebt sich sofort die lateinlose Realschule, um siegesbewußt uns neuen Kampf zu bieten. Das ist keine Phantasie. Vortreffliche Männer, vor deren Wissen und Wollen ich die größte Hochachtung habe, vertreten den Standpunkt, daß jeder Schüler sich seine Vorkenntnisse zum Medicinstudium da kaufen und erwerben möge, wo es ihm paßt und wo er sie am besten, bequemsten und billigsten erlangen kann. Das Correlat dieser Einrichtung ist allerdings — die vollkommen freie, ihrer jetzigen Ordnungen entkleidete Universität.

Ich habe lateinlose Studenten vom Auslande öfters zu unterweisen gehabt und kann mich für diese Amerikanisirung Deutschlands, um mich des von Du Bois-Reymond gewählten Ausdruckes zu bedienen, nicht begeistern. Wollen wir denn ganz unberücksichtigt lassen, daß man in Amerika jetzt die Nothwendigkeit einsieht, unsere Universitätsverhältnisse dort einzuführen!

Erwarten Sie nicht, daß ich mit einem pathetischen Appell an ihre Empfindung schließe. Ich glaube, daß die Gründe, die ich Ihnen auseinandergesetzt habe, Ihnen wohlbekannt, daß es die Ihrigen waren und daß Sie deshalb stimmen werden, wie wir gestimmt haben. Ich würde meine Rede für gänzlich überflüssig erachten und sie gewiß nicht gehalten haben, wenn sie blos zu Ihnen gesprochen wäre. Aber sie ist vor der Oeffentlichkeit geredet. Es gilt gegenüber der gegnerischen Agitation unsere durchaus freisinnigen und mit den Erfahrungen harmonirenden Ueberzeugungen klar zu legen, damit unser Stand und unser Vaterland vor gesetzgeberischen Mißgriffen möglichst bewahrt bleiben möge.

Literatur und Kunst.

Vorüber.

Weile, letzter Sonnenstrahl,
Sink' nicht hin so frühe,
Leuchte, blicke noch einmal,
Leuchte und verglühe.

Ich auch weiß, wie Herrlichkeit
Flieht und Jugendschimmer,
Alles ja begräbt die Zeit
Und erstattet's nimmer.

Reichte aus ein Herzenswort,
Fernes zu beschwören,
Wohl, ich rief' und riefe fort,
Bis du wolltest hören.

Holte, Liebchen, dich herauf
In die Abendlüfte,
Schlösse Schollenhügel auf,
Sprengte Nacht und Grüfte.

Dringt doch manchmal Sehnsucht auch
Heimwärts durch die Ferne,
Treuer Seele letzter Hauch
Eilet durch die Sterne.

Hab' ich dich beleidigt, Freund,
Wolle mir vergeben,
Hab' ich dich bestritten, Feind,
Kehre doch ins Leben!

Ja, es gäb' ein Freudenfest,
Wenn sie Alle kämen,
Doch die Sonne sinkt und läßt
Nicht ihr Recht sich nehmen.

Martin Greif.

Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Todestag.

Ein Erinnerungsblatt

von

Eduard von Osten.

Die Feier von Gedächtnißtagen gehört zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Deutschen. Auch wir begehen eine solche Gedächtnißfeier, wenn wir uns an dem bevorstehenden 18. März des Tages erinnern, an welchem vor drei Jahren das deutsche Volk einen seiner begabtesten und charakterfestesten Dichter verlor: Ferdinand Freiligrath. Niemand hat mehr Anspruch auf das ehrende Andenken der Nachkommen als er.

Die Gegenwart hat sich beeilt, dem Dichter an der Stätte, auf welcher er die letzte Ruhe gefunden, ein Denkmal zu setzen. Kaum hatte sich der liederreiche Mund Freiligraths auf immer geschlossen, um drei Tage später mit dem Lenzanfange hinabzusteigen an den dunklen Ort, wohin kein irdisches Ungemach mehr dringt, als sich seine zahlreichen Freunde und Verehrer regten, um durch ein äußeres Zeichen den Platz zu schmücken, wo der Dichter ruht. Von weit und breit aus deutschen Gauen, aus England, der zweiten Heimat Freiligraths, aus Amerika, wohin seine geistige Freundin, seine ihm ans Herz gewachsene Bücher-

Digitized by Google

sammlung, gewandert, flossen seit zwei Jahren Beiträge zu einer würdigen Ausschmückung der letzten Ruhestätte des Volksdichters, und so konnte schon am 24. Juni vorigen Jahres, wenige Tage nach dem Geburtstage des Verblichenen, das schöne Denkmal auf seinem Grabe enthüllt werden, welches Professor Dondorf geschaffen hatte. Dort auf dem alten Friedhofe des Neckarstädtchens Cannstatt, in der Nähe eines kleinen Gotteshauses mit bescheidener Thurmpyramide, der Ufkirche, einer der ältesten Kirchen des Schwabenlandes, steht heute auf hohem Postamente vor einem stilvollen Emporium die wohlgelungene Büste des Mannes, den man mit vollem Recht den Dichter der Ideale des deutschen Volks genannt hat. Sein eherner Mund scheint heute noch Worte zu sprechen, die der Freiheit des Schönen, Edlen und Guten gelten, deren gewaltige Stimme, weit hinaustönend, in die Herzen der Deutschen ziehen möge!

Die besten Denkmäler sind aber diejenigen, welche sich die Dichterheroen in ihren eigenen Schriften setzen. Und zwar sind auch unter den letzteren solche nicht gering zu schätzen, welche einen unmittelbaren Ausfluß ihrer Gedanken und Gefühle darstellen: ihre Briefe. Vor mir liegt ein Schreiben Freiligraths, aus welchem der ganze prächtige Charakter des liebenswürdigen Dichters und Menschen spricht. Es ist datirt „St. Goar, 28. Februar 1843", stammt also aus einer Zeit, in welcher die großen politischen Stürme sein Leben noch nicht ergriffen hatten. Das Papier des Briefes ist vergilbt, allein die Schriftzüge sind so klar und deutlich, männlich schön möchte ich sagen, daß es eine Freude ist, sie anzublicken. Das Schreiben ist sehr ausführlich: es umfaßt nicht weniger als 7 Seiten in Octav und ist an einen berühmten noch lebenden Künstler gerichtet, den ich persönlich zu kennen das Glück habe. Ich glaube nun die Gedächtnißfeier des 18. März, von der ich im Eingange sprach, nicht besser begehen zu können, als wenn ich dem Leserkreise dieser Blätter einige Auszüge aus dem Briefe Freiligraths mittheile, in welchem sich die ganze offene Natur des Dichters und seine schöne Seele klar widerspiegelt.

„Dein freundlicher Brief" — so hebt das Schreiben an — „hat mir und meiner Frau gar große Freude gemacht, und ich würde denselben gewiß schon eher beantwortet haben, wenn der seit seinem Empfange verflossene Monat durch literarische Händel, eine Reise nach Cöln und einige dringende Arbeiten mir nicht wirklich wie Wasser zwischen den Fingern ver- und zerflossen wäre! Es war uns wohlthuend, von Dir selbst zu hören, daß wir in gutem Andenken bei Euch fortleben, und in dieser freudigen Gewißheit reiche ich Dir denn nach längerer Unterbrechung in ungeschwächter Liebe und Herzlichkeit wieder die Hand. Wir denken Eurer und der vielen, uns durch Eure Freundlichkeit erheiterten und verschönerten Stunden mit steter liebevoller Dankbarkeit, und es bedarf wahrlich nicht erst des Hinblicks auf Deine ....*) um das Gedächtniß an die gastfreundlichen kunstgeschmückten Räume, in denen sie entstanden, und in denen Ihr uns so oft traut und herzlich empfingt, in uns aufzufrischen! Möge es so zwischen uns bleiben! — Nimm es mir nicht übel, wenn ich jezuweilen ein fauler Scribent bin und glaube nichtsdestoweniger, daß ich es gut mit Dir meine und Dir mit dauernder Anhänglichkeit treu und mit voller Seele ergeben bin."

Nach diesem Eingange, der bereits ein ausführliches Schreiben erwarten läßt, wendet sich Freiligrath zu verschiedenen Gegenständen. Da er in denselben auch einige noch lebende Persönlichkeiten und manche nur Näherstehende interessirende Verhältnisse berührt, so empfehlen sich bei der Veröffentlichung einige Auslassungen als nothwendig. Er sagt dann weiter Folgendes:

„Die Vereinsblättersendung habe ich gern empfangen und freue mich ihres Besitzes. Schirmers Radirungen sind wirklich — meinem Gefühle nach, vergib dem Laien, wenn er vielleicht gegen das Deinige sich aussprechen sollte! — ausgezeichnet und prächtig. Ich habe lange keine landschaftlichen Compositionen auf dem Papiere gesehen, die mich so angezogen und gefesselt hätten. Das hat der Schirmer los. Seine Landschaften sind immer wie die Natur selbst: man sinnt und lebt sich in sie hinein, wie man sich in einen Wald, in eine Wolkenformation, in ein Abendroth träumerisch hineinleben kann. Ein prächtiger Kerl!"

Hier folgen nun wieder mehrere Bemerkungen und Urtheile, die für den größeren Leserkreis kein Interesse haben können. Freiligrath ladet sodann seinen Freund ein, ihn in seiner „Strom- und Felsenherrlichkeit" von St. Goar zu besuchen und fährt weiter fort, indem er nun von seinem eigenen Leben und Treiben folgendes anschauliche Bild entwirft.

„Was nun uns angeht, so leben wir still und vergnügt in unserer Zurückgezogenheit vor uns hin. Meine gute Frau, die im December und Januar durch Erkältungen und Nervenleiden viel ausstehen mußte, ist jetzt, Gott Lob, seit mehreren Wochen ziemlich wohl, und das trägt zur Lebensfreudigkeit viel bei. Im Mai wird die jüngste Schwester meiner Frau*) zu uns ziehen, ein liebes, gutes Kind, von deren Anwesenheit wir uns viele Freude versprechen. Arbeiten kann ich hier jetzt genug, und bin auch nicht unfleißig. Besonders im Uebersetzen fördere ich rüstig. So geht ein Tag wie der andere, einförmig und still, aber zugleich arbeitsam und glücklich vorüber, und das Frühjahr mit Blättern und Blüthen wird uns ins Fenster lachen, ehe wir's denken. Die Angriffe, denen ich in letzter Zeit von der Bornirtheit und Böswilligkeit unserer Radicalen ausgesetzt gewesen bin, haben mich nur wenig berührt und mir in keinem Fall das Leben verkümmert.**) Ich bin mir bewußt, in dieser Streitsache das Reinste und Beste gewollt zu haben, und gewöhne mich vor und nach überhaupt, weniger die Mitwelt als die Nachwelt im Auge zu haben bei dem, was ich dichte und denke. Ein durchschnittlich richtiges Urtheil kann erst dann über den Menschen gefällt werden, wenn sie ihm die letzte Scholle aufs Haupt geworfen haben, und bis dahin muß man eben ruhig seinen Gang gehen, das thun, was man für das Rechte erkannt hat, und sich durch die Leidenschaftlichkeit des Tags, durch die Schreier rechts und links nicht beirren lassen. Es wäre schlimm, wenn man Furcht hätte, die Wahrheit zu sagen."

Heute weiß Jedermann, wie wenig sich Freiligrath während seiner ganzen Lebenszeit gescheut hat, das offen auszusprechen, was er für wahr und richtig erkannt hatte. Die Richtschnur, die er sich vorgezeichnet, — er hat sie unabänderlich festgehalten während seines vielbewegten Lebens, das Berthold Auerbach sehr richtig ein „trotzig anstürmendes Dichterleben" genannt hat, indem er weiter treffend hervorgehoben, daß seit Goethes Tod in der Lyrik drei neue Weisen erklungen seien: Heinrich Heine, Nicolaus Lenau und Ferdinand Freiligrath, von denen der erstgenannte den Uebermuth, der zweite die Schwermuth und der dritte den Heldenmuth repräsentire. „Freiligrath — fügt er hinzu — hat seinen dichterischen Heldenmuth auch darin bewahrt, daß er aushielt und sich erhielt."***)

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Freiligrath auch in seinen Gedichten das kühne Wagniß zu verherrlichen liebte. Er wählte vorzugsweise gern energisch bewegte Situationen zu seinen Schöpfungen, er hatte seine Lust an Darstellung der Löwennatur im Menschen und zeigte sich darin als ein „Meister der Farbe", wie dies Gottfried Kinkel treffend näher ausgeführt hat. So hat er auch seiner hohen Verehrung für Theodor Körner dadurch einen bleibenden Ausdruck gegeben,

*) Es folgt die Anführung einiger künstlerischer Werke — Schöpfungen des Adressaten des Briefes —, die hier nicht näher bezeichnet werden können.

*) Fräulein Marie Melos, noch gegenwärtig bei der Wittwe Freiligraths in Cannstatt lebend.

**) Obige Aeußerung bezieht sich auf den Lärm, den der bekannte Brief Freiligraths an Herwegh im demokratischen Lager erregte. Dieser Brief erschien im Januar 1843 in der Cölnischen Zeitung und hatte Herweghs giftige Antwort: „Das Duett der Pensionirten" und manchen anderen Angriff zur Folge. Es war dies der Anfang jener Bewegung, welche ein Jahr später zur Herausgabe des „Glaubensbekenntnisses" Freiligraths führte. Letzteres entstand damals (1843) in St. Goar.

***) Vgl. „Rede auf Ferdinand Freiligrath, gehalten am 7. September 1867 zu Darmstadt von Berthold Auerbach" (Darmstadt, 1867).

Digitized by Google

daß er das Gedicht von Mrs. Hemans: „The death-day of Körner" in das Deutsche übersetzte. Der besonderen Güte von Frau Ida Freiligrath verdanke ich den Besitz des Manuscripts dieser Uebersetzung, welche nicht mit den andern Gedichten der Mrs. Hemans in die Sammlungen Freiligrath'scher Gedichte aufgenommen worden ist. Wie mir die treue Gefährtin des Verblichenen mittheilt, muß wohl der Grund, daß das Gedicht noch nicht gedruckt worden ist, darin gefunden werden, daß die Uebersetzung Freiligrath selbst nicht genügte, „denn er stellte" — so schreibt mir Frau Ida — „immer die höchsten Anforderungen an sich in dieser Kunst". Das Gedicht ist bereits zu jener Zeit übertragen worden, in welcher auch die anderen Gedichte der Mrs. Hemans von Freiligrath verdeutscht wurden; dasselbe hat jedenfalls, wie seine Gattin mir darüber bemerkt, noch verbessert werden sollen, ähnlich wie ein anderes, auf demselben Blatt stehendes Gedicht („Eine romantische Stunde"), welches in sehr veränderter Gestalt in die Sammlung aufgenommen worden ist.

Ich glaube nun meinen kleinen Gedächtnißaufsatz nicht besser schließen zu können, als indem ich — nach dazu erhaltener gütiger Erlaubniß der Frau Ida Freiligrath — dieses Gedicht, welches den Todestag von Theodor Körner zu feiern bestimmt war, zu Ehren des heimgegangenen Dichters an seinem eigenen Todestag hier folgen lasse:

Zu Körners Todestag.*)

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Für ihn, der da stieg in ein Heldengrab
Mit dem Schwert, seiner Braut!

Seine Stimme ließ er uns: — muthig schallt
Manch' Trompeterlied!
Seinen Geist, der durch die Jahrhunderte
Wie ein Wachtfeu'r glüht!

Er ließ einen Schmerz in des Vaters Brust,
Der ungetheilt
Sie füllt; — ein Erinnern, das mild den Gram
Der Mutter heilt!

Einen Ruhm, einen Namen, die nicht die Zeit
Zu vernichten droht!
Ein herrlicher Sieger leuchtet er
In Leben und Tod!

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Der Jüngling stieg in ein Heldengrab,
Mit dem Schwert, seiner Braut!

Er ging mit unentweihter Brust,
Und kühn und fest,
Ein Aar, der zu sterben aus Frühgewölk
Sich niederläßt!

Er ging mit der Leier, die hehr und rein
In seiner Hand
Nur klang für seinen Gott allein
Und sein Vaterland!

Mit seinen Gefühlen morgenfrisch,
Ungeknickt von Trug,
Ein südlicher Strom, den noch kein Frost
In Fesseln schlug!

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Für ihn, der da stieg in ein Heldengrab,
Mit dem Schwert, seiner Braut!

*) Theodor Körner fiel bekanntlich am 26. August 1813 bei Gadebusch und wurde unter der alten Eiche von Wöbbelin begraben, nachdem er noch wenige Stunden vorher sein berühmtes „Schwertlied" gedichtet hatte.

Lotheissens Geschichte der französischen Literatur.*)

Der Verfasser hat sich schon vor einem Lustrum in seiner „Literatur und Gesellschaft Frankreichs zur Zeit der Revolution" als ein Meister in der Kunst bewiesen, von dem Hintergrunde der politischen und socialen Zustände die Literatur, als deren natürliches Produkt, sich abheben zu lassen. So fügt sich denn das Ganze als ein Stück Culturgeschichte in durchsichtig klarer Darstellung zusammen, wobei es um so wohlthuender wirkt, daß Lotheissen den Nationalcharakter der Franzosen nicht nur gründlich kennt, sondern auch moralischen Muth genug hat, um dessen vortreffliche Seiten, im Gegensatze zu gar manchem allermodernsten Chauvinisten, nach Verdienst zu würdigen. Dieser Methode ist unser Autor auch in seiner jüngsten Arbeit getreu geblieben und hat sich dieselbe gleich vortrefflich bewährt. Der vorliegende erste Band enthält auf 350 Seiten Großoctav „die Zeit des Ueberganges von 1600—1636", d. h. bis auf Corneille. Die erste Hälfte desselben bringt zunächst eine Einleitung, die sich vorzugsweise mit der Rückwirkung der Religionskriege auf die Entwicklung des Volkscharakters und der Sprache so wie auf das Verhältniß der verschiedenen Stände zu einander beschäftigt. Der erste Abschnitt bildet sodann im Grunde noch eine Fortsetzung dieser Einleitung, indem er zu der social-politischen Skizze eine Darstellung der „Literatur zur Zeit der letzten Valois" fügt. Vollständig ist das Fundament des Werkes sogar erst mit dem zweiten Kapitel gelegt, das „Frankreich unter Heinrich IV." betitelt ist und in zwei Abschnitten das politische und sociale, dann das geistige Leben vorführt. Das dritte Kapitel ist Malherbe gewidmet, hier wie bei allen folgenden Schriftstellern und Dichtern immer reichhaltige biographische Daten einer ausführlichen Analyse der Werke vorausschickend. Mathurin Régnier und Theodor Agrippa d'Aubigné schildert der vierte; d'Urfé und den Schäferroman der fünfte; die literarischen Salons im Hotel Rombouillet der sechste; endlich die Ausbildung der Prosa durch Balzac und Voiture der siebente Abschnitt.

War das siebzehnte Jahrhundert für Frankreich unbestritten eine Zeit des Ruhmes und der Größe, wo es sich mit dem immer rapideren Verfall der spanischen Weltherrschaft zur entscheidenden Vormacht Europas erhob: so bekundete dasselbe doch auch wieder einen deutlich wahrnehmbaren Stillstand in der natürlichen Entwicklung des französischen Volks- und Staatslebens, derart daß es nur eine große Episode, eine gewaltsame Reaction gegen die Ideen und den Gang des vorhergegangenen Jahrhunderts bildet. Im sechzehnten Säculum hatte sich der gewaltige Kampf, der gewissermaßen das letzte Ringen zwischen Mittelalter und Neuzeit darstellte, zu zwei großen Gegensätzen zugespitzt: die Reformation stritt mit dem Papismus, und der feudale wie der republikanische Föderalismus mit dem Princip der absoluten Monarchie wie des Centralismus. Als um die Mitte des Jahrhunderts Norddeutschland für Rom verloren war und in Frankreich ein ähnlicher Ausgang bevorzustehen schien, machte der Vatican zunächst letzteres zum Schlachtfelde der Entscheidung, um dann von dort aus den Kampf in Deutschland wieder aufzunehmen: über 30 Jahre, von 1562 bis 1598, verwüsteten Religionskriege das blühende Land. Diese Kriege aber waren nicht, wie der zwei Decennien nach ihrer Beendigung in Deutschland ausbrechende Krieg, ein Kampf von Land gegen Land, der aufstrebenden fürstlichen Autorität gegen die verfallende Kaisergewalt. Er trug recht eigentlich den Charakter eines Bürgerkrieges an sich: fast in jeder Stadt standen sich zwei haßerfüllte Parteien gegenüber, die einander mit Mord und Verrath, mit Gift und Dolch, mit allen ersinnlichen Schrecken und Gräuelthaten auszurotten strebten; und da die Hugenotten zu einer republikanischen Organisation förmlich gedrängt wurden, so mußte der Gegensatz zwischen Monarchie und Republik, neben den reli-

*) Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert von Ferdinand Lotheissen, erster Band, 1. und 2. Hälfte. Wien 1878, Verlag von C. Gerolds Sohn.

Digitized by Google

giösen, auch die politischen Leidenschaften in ganz anderer Zügellosigkeit entfesseln, als der Kampf von Fürsten gegen Fürsten auf dem rechten Ufer des Rheins. Gerade der, nach dem Elende der Kriege mit England allmählich wieder materiell gekräftigte und geistig gehobene Mittelstand war es, der am Anfange dieser reformatorischen Bewegung überall die Führung übernahm. Ein gebildetes, freisinniges Bürgerthum, aus Katholiken wie Hugenotten bestehend, verlangte auf den Ständeversammlungen von Orleans und Blois, 1561 und 1576, daß mit dem „türkischen Despotismus", den die Valois in Frankreich einbürgern wollten, ein Ende gemacht, das Recht der Besteuerung, der Gesetzgebung, selbst der Königswahl der Nation zurückgegeben werde. Die steigende Noth und die wachsende Verwilderung setzten freilich diese Fragen bald von der Tagesordnung ab, und die furchtbare Niederlage des dritten Standes fiel doppelt schwer in die Wagschale, da mit der Vereitlung der demokratischen Bestrebungen die Niederschlagung der feudalen Sondergelüste Hand in Hand ging. Die letzten Valois, ein Spielball der Parteien, hatten kaum noch den Schatten königlicher Macht besessen — die geringste Laune der ersten Bourbons galt als Befehl: mit Einem Schritte hatte das Königthum die unumschränkte Vollgewalt an sich gerissen. Ein volles Jahrhundert brauchte das Bürgerthum, um seine Aspirationen an dem Punkte wieder aufzunehmen, von dem es mit dem Beginn der Religionskriege zurückgeworfen war. Und eben weil das 17. Jahrhundert eine Epoche der Reaction gegen eine frühere Zeit ist, mußte es in seinen Tendenzen scheitern, indem es, statt des Absolutismus, der Glaubenseinheit, der Universalherrschaft, die es für Frankreich anstrebte, den Fall der Monarchie, den Unglauben, den politischen Niedergang des Volkes vorbereitete. Nur in der Literatur führte es eine Blüthezeit klassischer Vollendung herauf, wie ja oft einer Periode großer nationaler Erregung eine Epoche regen geistigen Schaffens folgt, das für viele, den Stürmen zum Opfer gefallene Güter Ersatz bieten soll. Aber auch hier griff jene Reaction hemmend ein und bereitete der Klassicität ein jähes Ende — eine Reaction, die keineswegs vom Hofe allein ausging, sondern in der sich die geistige Richtung der ganzen Nation verkörperte, die Folge der Niederlage des freisinnigen Bürgerthums während der Religionskriege.

Neben dem nationalen, echt französischen Geiste, der gleich einer frisch sprudelnden Quelle sich munter und frei gibt wie er ist und, unbekümmert um fremdes Vorbild, echte Poesie volksthümlicher Art bietet, machte sich nun mit der Herrschaft der Renaissance der Einfluß des klassischen Alterthums und außerdem, als Vorbild, derjenige der spanischen und italienischen Literatur geltend. Ronsard und seine Anhänger, die Plejade, führten praktisch durch, was 1550 sein Freund Joachim du Bellay in seiner berühmten Schrift „vom Adel der französischen Sprache" als Manifest aufgestellt: die Nation müsse sich die Schätze der griechischen Sprache und Literatur aneignen, die eigene Sprache durch eine reiche Beute klassischer Ausdrücke bereichern, ein neues Mustervolk der Gallogriechen durch Verschmelzung der antiken und modernen Cultur auf französischem Boden schaffen. Aber bezeichnend ist es auch, daß wir lange vor der Begründung des regelmäßigen Theaters schon das Lustspiel in hoher Gunst finden: es zeigt den unerschöpflichen Reichthum des Volkes an erheiternden Einfällen, prägnanten Scenen, scharfen Anspielungen und derben Witzen, so wie erst 1876 Waddington als Unterrichtsminister die Komische Oper für die nationalste Bühne Frankreichs erklären konnte. Italienische Ideen und Lebensformen waren nun schon seit Karls VIII. Römerzügen immer mächtiger über die Alpen gedrungen, wenngleich erst mit Katharina von Medici, der Gattin Heinrichs II., italienische Sitten, Sprache, Literatur in Frankreich so recht heimisch wurden und erst Marie von Medici, die Gemahlin Heinrichs IV., alles Italienische so völlig zur Herrschaft brachte, daß die beste italienische Schauspielertruppe sich für mehrere Jahre in Paris niederließ. Als Tasso 1571, ein Jahr vor der Bluthochzeit, Paris besuchte, erwies er dort Ronsard hohe Achtung. Aber auch Spanien trat immer mehr hervor, in dessen Diplomatie der Politiker das unübertroffene Muster von Feinheit und Kraft erkannte, dessen Armeen der Soldat wegen ihrer vollendeten Kriegskunst und Disciplin bewunderte. Während die Hoftracht spanisch war und in die Sprache der Waffenkundigen sich eine Menge spanischer Ausdrücke einschlichen, drang Italiens Dichtung mit ihrem mildem Rhythmus unwiderstehlich ein. Gerade daß die italienische Literatur sich damals auf dem Irrwege süßlicher Geziertheit befand, machte ihr die Bahn um so freier in Frankreich, da die Nation sich aus den Gräueln des Krieges nach Milde und Gesittung sehnte, wie ja auch halbgebildete Völker an der Unnatur gekünstelter Dichtungen stets die meiste Freude finden. Kurz, das Gefühl, daß die französische Sprache reif sei und eine glänzende Epoche der Literatur sich eröffne, regte sich um so allgemeiner, als sie nicht blos den geeigneten Ausdruck für poetische Anschauungen gefunden, sondern sich auch als ein starkes und brauchbares Instrument für die Prosa erwiesen, so daß es möglich ward, sie öffentlich an Stelle des Lateinischen zu gebrauchen, seitdem Franz I. sie 1539 als Gerichts- und als Vortragssprache bei dem Collège de France, seiner Schöpfung, eingeführt.

Ein echter Typus dieses Uebergangs aus dem 16. ins 17. Jahrhundert, gleich einem Januskopfe in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickend, tritt uns nun an der Scheide der alten und neuen Zeit vor Allem Theodor Agrippa d'Aubigné entgegen. Beinahe fremdartig hebt er sich aus der, ihn umgebenden Gesellschaft ab: inmitten der kleinen Leute unter der Regentschaft und in der ersten Zeit Ludwigs XIII. nimmt sich der Greis, der ihnen grollend gegenübersteht, fast wie ein Riese aus. In Aubigné glühte das Feuer des religiösen Fanatismus fort, als es überall sonst erloschen war. Einer jener starrköpfigen Hugenotten und im Grunde seines Herzens republikanisch gesinnt, hätte er gewünscht, seine Glaubensgenossen dieselbe Rolle spielen zu sehen, die später Cromwells Puritaner, die „Eisenrippen" von England, durchführten; und sah sich in Heinrich von Navarra bitter getäuscht, von dem Tage ab, wo dieser, um den Thron zu besteigen, Compromisse einging und sogar den Glauben wechselte, anstatt, mit den Schwerte in der Faust, Frankreich den Frieden auf Grundlage einer rein hugenottischen Politik zu dictiren. Kriegsmann mit Leib und Seele, erinnert d'Aubigné in seinen Abenteuern an den Landsknecht des Mittelalters: auch seine Gedichte und seine Prosawerke sind Schwerthiebe, die er in der Hitze des Streites gegen den Gegner führt. Anfangs 1551 geboren, ward er alsbald fremden Pflegeeltern übergeben, da die Mutter im Wochenbette starb, und der Vater, ein Herr von Brie, einer der eifrigsten Reformirten an der Charente, gleich darauf wieder heirathete. Mit vier Jahren begann der Knabe unter Leitung eines Hofmeisters zu studiren; mit sechs Jahren verstand er Griechisch, Lateinisch und Hebräisch; mit acht Jahren las er Plato; mit neun Jahren ward er, der in seinen Memoiren bitter über die Strenge der Lehrer klagt, vom Vater nach Paris gebracht. Der Weg führte die Reisenden durch Amboise, vor dessen Schlosse sie auf hohen Stangen die Häupter zahlreicher Freunde und Glaubensgenossen aufgespießt erblickten: die Guisen hatten eben, 1560, die Verschwörung von Amboise gegen Franz II. im Blute der Hugenotten erstickt. Die lauten Verwünschungen des Vaters über die Henker, die Frankreich enthauptet hätten, erregten den Zorn der erbitterten Menge, vor deren Mißhandlungen beide d'Aubignés sich flüchten mußten. Vor der Stadt aber legte dann der Alte dem Knaben die Hand auf den Kopf und empfahl ihm als heiligste Pflicht, Rache für die Gemordeten zu nehmen, wenn er nicht dem väterlichen Fluche verfallen wolle. Bei dem Ausbruche des ersten Religionskrieges 1562 entflieht sein Erzieher, der gelehrte Beroalde, mit ihm aus Paris: von einem Trupp Soldaten aufgegriffen, und Beide mit ihrer ganzen Begleitung als Ketzer brevi manu zum Feuertode verurtheilt, wurden sie einige Stunden vor ihrer Hinrichtung durch den wachthabenden Offizier, einem geheimen Anhänger der Reformation, befreit. d'Aubigné flieht zum Vater nach Orleans, der bald darauf an einer Wunde stirbt, dem Sohne noch auf dem Todtenbette Rache für Amboise, Treue im Glauben, Pflege der Wissenschaften ein-

Digitized by Google

schärfend. Sein Vormund schickte den Knaben nach Genf, um ihn von dem Schauplatze der Unruhen zu entfernen: d'Aubigné lief nach Lyon davon, wo er sich dem Studium der Magie ergab, obschon er nicht immer satt zu essen hatte. Als man ihn beim Ausbruch des dritten Krieges 1569 aufs Schärfste bewacht, entflieht er Nachts im bloßen Hemde zu einer Hugenottentruppe und erwirbt sich mit dem Degen in der Faust eine Compagnie. Zu den Opfern der Bartholomäusnacht ausersehen, wird der 21jährige Jüngling durch ein Duell gerettet, in das er drei Tage vorher verwickelt ward und das ihn zur eiligen Flucht aus Paris zwang. Unter Heinrich von Navarras Fahnen focht er nicht blos und holte sich schwere Wunden: er ward auch vielfach als diplomatischer Vertrauensmann des Königs verwendet, der ihn noch kurz vor seiner Ermordung durch Ravaillac als Gesandten nach Deutschland schicken wollte. Wenn auch später, nach dem Religionswechsel Heinrichs IV., die schneidige Sprache des alten Hugenotten gegen das absolute Königthum so viel Aergerniß erregte, daß mehrmals die Bastille zu d'Aubignés Aufnahme bereit stand, pflegte der König ihn doch in entscheidenden Stunden um Rath zu fragen: „d'Aubigné, jetzt brauche ich Deine grobe Treue!" Erst unter der Regentschaft Marias ward seine Opposition so stark, daß er, zehn Jahre nach Heinrichs Tode, 1620 nach Genf auswandern mußte, weil der Henker auf Parlamentsbefehl sein Geschichtswerk verbrannt hatte. Dort starb er 1630, auf dem Sterbebette dem Freunde, der seinen reichen Nachlaß an Manuscripten ordnen sollte, als Weisung zurufend: „ure, seca" — verbrenne, schneide! Von den druckfertigen Schriften aller Art nahm aber eine Genfer Regierungscommission gleich nach d'Aubignés Tode und dann nochmals drei Monate später, der Wittwe Alles fort, was den Herren irgendwie bedenklich erschien. Auch jener mit der Herausgabe betraute Freund, Pastor Tronchin, publicirte nichts, so daß erst seit drei Jahren zwei französische Gelehrte mit der Veröffentlichung derjenigen Schriften begonnen haben, die sich im Besitze der noch in Genf lebenden Familie Tronchin befinden, darunter ein Epos „Die Schöpfung" in fünfzehn Gesängen und ein allegorischer Roman.

Sehen wir von diesen und anderen lyrischen und epischen Arbeiten ab, so war d'Aubigné hauptsächlich auf zwei Gebieten thätig, wo sich im Schriftsteller zugleich der ganze Mann und sein thatenreiches Leben abspiegelte: als Geschichtsschreiber und Satiriker. Wenn er aber als Historiker in „sa vie à ses enfants", sowie in der „histoire universelle de son temps" (1550—1601) trocken, hart, kunstlos, lediglich Parteimann und Apologet der Hugenotten ist: so ist er durchweg Satiriker von großem Gepräge. Als solcher zeigt er sich vornehmlich in den „Tragiques", den „Abenteuern des Barons Fäneste" und der „Beichte des Herrn von Sancy". Doch ist die „Beichte" schon mehr Pamphlet als Satire, eine Caricatur der ganzen tonangebenden Gesellschaft am Hofe Heinrichs IV., eingegeben vom bittersten Hasse auf alle jene Abtrünnigen, die, dem Beispiele des Königs folgend, in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrten. Im „Baron Fäneste" (von φαίνεσθαι, scheinen) gibt der Verfasser ein satirisches Bild des Hofes unter Ludwig XIII. voll grober Schwänke und derber Charakterschilderungen, mit vielen eingeflochtenen Zügen aus der Zeit, da er ein wildes Leben am Hofe Heinrichs IV. an der Seite des Bearners führte — ein Werk, von dem Merimée mit Recht sagt, daß es trotz seiner Bitterkeit unter allen Büchern jener Zeit die Traditionen des alten gallischen Humors am besten bewahrt habe. Die Abenteuer sind in Gesprächsform geschrieben, zum großen Theile im Dialekte der Gascogne, aus der Fäneste, ein würdiger, geldbedürftiger, renommirender, schmarotzender Junker, herstammt. Heimkehrend von dem kurzen Feldzuge gegen La Rochelle (1616) trifft er mit dem hugenottischen Edelmann Enay (εἶναι, sein) zusammen. Die Gespräche zwischen diesen beiden Hauptacteurs und einigen anderen Personen lassen nun eine ganze Welt vor den Augen des Lesers erstehen. Unter einer Fülle drastischen Humors birgt die Satire tiefen Ernst; in den Charakterbildern vereint sich scharfe Beobachtungsgabe mit großer komischer Kraft. In Fäneste wird eine jener Giftpflanzen gegeißelt, wie eine Zeit nationaler Zerrüttung sie noch nachträglich treibt. Nur den Schein wahren: lieber für das letzte Geld einen Spitzenkragen kaufen, wenn auch das Hemd auf dem Leibe in Stücke fällt, als bürgerlich erscheinen — ein Hemd findet man immer, und müßte man es im Vorbeireiten der Wäscherin stehlen. An Heldenmuth wie als Schlemmer auf fremde Kosten kann der Baron mit Falstaff wetteifern; als erster Landstreicher steht er im Bunde mit seinen Dienern, die ihm den „Admiralsantheil" von Allem abgeben, was sie in Verbindung mit Dieben und Gaunern durch falsches Spiel oder sonstwie zusammenstehlen. Mit ihnen überfällt er in der Rolle eines Quartiermachers für Truppen einsame Pachthöfe; oder macht er sich einen guten Tag auf einem Schlosse, von wo sie beim Abschiede mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist. Geht es schief mit dem Baron, so tritt er selbst als dienstwilliger Ritter in das Gefolge eines größeren Herrn dieses Schlages ein. Von den „Tragiques" endlich gilt Juvenals Wort: Facit indignatio versum. Von den sieben Gesängen zu 12- bis 1700 Versen gehören die beiden ersten, „misères" und „les princes", die schon 1577 entstanden, zu dem Besten, was je satirische Kraft, patriotische Verzweiflung und ein passionirtes Dichtergemüth einem Menschen eingegeben. In der Erregung des Gemüths tritt hier eine flammende Leidenschaft zu Tage, die eine hinreißende Gewalt der Sprache findet: diese Sprache hat Corneille studirt und ihr die heroische Schönheit seines Ausdrucks abgelernt. Die Kraft des Dichters wächst mit der Größe seiner Aufgabe und mit der finstern Gewalt seines Gegenstandes: dabei zieht sich aber auch ein großer Gedanke durch die „Tragiques"; denn bei aller Wildheit predigt der Autor hier Duldung und vergleicht die sich zerfleischenden Parteien mit zwei Brüdern, die ihre liebliche Mutter verderben. Hier wird d'Aubigné zum Sänger des Vaterlandes, dessen Unglück ihn mit zorniger Trauer erfüllt. Die „Tragiques" sind mehr als Satire: nicht gewöhnliche Liebschaften will er besingen, von einem anderen Feuer will er Kunde geben, von dem Brande der Frankreich zu verzehren droht. Der erste Gesang schildert den Ruin Frankreichs, den moralischen Verfall des Adels, das Elend des Volkes, die Gräuel des Bürgerkrieges: kein Geschichtswerk vermag ein so ergreifendes Bild von der entsetzlichen Lage zu geben. Der zweite Gesang enthält die furchtbarste Anklage gegen die Valois und drückt Karl IX. wie Heinrich III. ein Schandmal auf für alle Ewigkeit: in Bildern von furchtbarer Schärfe werden die tiefe Unsittlichkeit der hohen Kreise gezeichnet und die widernatürlichen Laster, denen sie fröhnen. Die übrigen Gesänge, welche die Verderbtheit des Richterstandes, die Kämpfe der Hugenotten, die Kraft ihrer Feinde behandeln und deren letzter mit dem jüngsten Gerichte abschließt, sind zwar vielfach schwächer, doch bleibt das Ganze ein Werk von hoher historischer Bedeutung.

Nächst dem Abschnitte über d'Aubigné möchten wir insbesondere denjenigen über die Mittwochabende bei der Marquise Rambouillet, die unter Richelieu von 1620 bis 1645 den Mittelpunkt alles gesellschaftlich-literarischen Lebens in Paris abgaben, der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen.

Die zweite Hälfte des ersten Bandes enthält drei Abschnitte über die Lyrik, über Richelieu und die Akademie, über die dramatische Literatur. Daran reiht sich eine kurze Schlußbetrachtung über das Gesammtresultat der literarischen Bewegung während des ersten Drittels des 17. Jahrhunderts. Damit sind wir denn bis unmittelbar an die Schwelle jener Epoche gelangt, in der die beiden gewaltigen Geistesheroen Corneille und Descartes die französische Literatur ihrem Zenith entgegenführten. Die Entstehung der Akademie erzählt der Verfasser dem zeitgenössischen Geschichtschreiber derselben, Pellisson, nach, der vier Jahre vor ihrer Gründung geboren war. Im Jahre 1629 kamen die Mitglieder der kleinen literarischen Welt in Paris überein, sich an einem bestimmten Wochentage bei denjenigen von ihnen zu versammeln, dessen Wohnung im Herzen der Stadt von Allen ziemlich gleich weit entfernt war. Den literarischen Besprechungen folgte entweder ein gemeinsames Mahl oder ein Spaziergang. Sobald Richelieu von diesen Zusammenkünften hörte, ergriff er mit Leb-

Digitized by Google

haftigkeit den Gedanken, diese anspruchslose Gesellschaft in eine öffentlich anerkannte Corporation umzuwandeln. Fein gebildet, ein Liebhaber von Kunst und Poesie, griff der Cardinal auch in die Literaturentwicklung mächtig ein und ward von der allgemeinen Strömung auch hier getragen, wenngleich er sich später beim Erscheinen des „Cid" bekanntlich mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch setzte. War schon unter Karl IX. Aehnliches versucht, so mußte nunmehr der Erfolg der della crusca in Florenz um so mehr zur Nachahmung reizen. Ja, wie Frankreich mit dem Hause Oestreich-Spanien um die Suprematie zu ringen begann, so galt es auch auf dem Gebiet der Sprache einen nationalen Wettstreit; und die Gründung der Akademie erschien ein vortreffliches Mittel mehr, zum Siege zu gelangen. Das Patent Ludwigs XIII., das der Akademie einen öffentlichen Charakter zuerkannte und ihren Mitgliedern verschiedene wichtige Privilegien einräumte, datirt vom Januar 1635. Da aber das Parlament, sowie die Universität jeder Vermehrung von Richelieus Einflusse abhold waren, vergingen noch zwei Jahre, ehe das erstere jenes Patent einregistrirte. Nach Lotheissens wohlmotivirtem und wohltemperirtem Urtheile verdient übrigens die Akademie weder die heftigen Anklagen, als habe sie die französische Sprache zur Erstarrung verurtheilt, den Geist der Dichter in Fesseln gelegt und in höfischem Sinne stets den Mächtigen gehuldigt; noch das Lob, das ihr wesentlich die Feinheit und Klarheit nachrühmt, zu der die französische Sprache sich emporgeschwungen, und die Du Bois-Reymond den Gedanken eingab, die Errichtung einer ähnlichen deutschen Akademie anzuregen. Die Richtung, die der französische Geist in seiner Entwicklung einschlug, war lange vor Gründung der Akademie entschieden: nicht diese gab den Anstoß, ihre Stiftung war vielmehr ein Symptom der gewaltigen Strömung — sie selber ist die Frucht des Strebens nach Centralisation und Regelmäßigkeit. Den Geschmack zu beherrschen, hat sie weder die Neigung, noch hätte sie die Macht dazu gehabt. Wenn sie in dem Streite über Corneilles „Cid" nicht gegen Richelieu Partei zu nehmen wagte, so haben sich doch alle späteren literarischen Kämpfe außerhalb ihrer Schranken ausgefochten: so die Fehden Racines und Boileaus, über Antikes und Modernes, über den Shakespeare-Cultus u. s. w. Hat endlich die Akademie sich oft recht engherzig gezeigt in der Weigerung, Rousseau und Diderot, Larochefoucauld und Molière, Balzac und Beranger aufzunehmen; hat sie namentlich unter Ludwig XIV., dem jede männliche Haltung verhaßt war, gefehlt, indem sie sich Höflingsmanieren aneignete: so gehörte sie doch seitdem stets zur Opposition. Sie nahm Montesquieu wegen seiner lettres persannes auf und empfing den greisen Voltaire, obschon er im Bann der Regierung stand, wie einen Triumphator. Sie war auch im 19. Jahrhundert fast immer liberal angehaucht und empfand sogar eine etwas kleinliche Genugthuung darin, dem jeweiligen Gewalthaber eine harmlose Opposition zu machen.

In dem Kapitel über das Drama ist der Abschnitt über die Anfänge eines volksthümlichen Dramas von Alexander Hardy die anziehendste Partie. Nach dem Verschwinden der Mysterien und nach vergeblichen Versuchen gelehrter Dichter, das antike Drama zu popularisiren, that die französische Bühne den wichtigen Schritt, wiederum das große echte Publicum durch Darstellung menschlicher Leidenschaften zu erschüttern oder durch Zeichnung komischer Verwicklungen und sonderbarer Charaktere zu erheitern, als sich im Hotel de Bourgogne eine Schauspielertruppe niederließ und in Alexander Hardy 1600 einen Dichter gewann, der es übernahm Stücke zu liefern, welche die Menge fesselten. In Paris von armen Eltern geboren, hatte Hardy mit einer Schauspielertruppe als Dramaturg das Land durchstreift, bis er als vierzigjähriger Mann in die Hauptstadt zurückkehrte, wo er die Aufgabe übernahm, selbst die nöthigen Stücke für das erwähnte Theater zu schreiben oder fremde für die Aufführung einzurichten. Er arbeitete bis zu seinem Tode, der 1630 erfolgte, noch drei Decennien für die Bühne, und soll in dieser Zeit 700 bis 800 Stücke producirt haben. Was ihm immer vorkam und sich nur halbwegs dramatisiren ließ, benutzte er; Griechen und Römer mußten herhalten so gut wie Spanier und Italiener. Sagen und Geschichten der alten Welt, Novellen, Anekdoten der Historiker, Alles bot ihm Stoff für seine Dichtungen, die alle Arten des ernsten Dramas umfaßten und sich in ganz bewußten Gegensatz zu den gelehrten Dramen setzten. Denn den damaligen Ansprüchen des Pariser Publicums in Bezug auf den innern Werth eines Stückes war leicht zu genügen: dafür verlangte es fortwährend neue Waare. Dabei erhielt Hardy von seiner Gesellschaft nur 2 bis 3 Thaler für das Stück und einen kleinen Antheil an der Einnahme. So zwang ihn die Noth fabriksmäßig zu produciren: aber talentvoll und gewandt, lernte er bald gewisse Kunstgriffe, die ihm sein Aufgabe erleichterten. Zwei bis drei Tage genügten ihm, eine fünfactige Tragödie zu schreiben: wenn er eine Woche darauf verwandte, war es schon viel; that es Noth, so brachte er ein Drama auch in einer Nacht zu Stande — und dabei waren alle seine Stücke in Versen. Noch galt der Verfasser in den Augen des Publicums so wenig, daß die Schauspieler es nicht für nöthig hielten, in den Ankündigungen der Stücke die Namen der Dichter zu nennen. Ueber Hardy gehen denn auch heute die Urtheile so weit auseinander, daß Guizot in ihm den Begründer des modernen französischen Theaters erblickt, während Sainte-Beuve ihn als einen unbedeutenden Schreiber, als einen Fabrikanten werthloser Dramen abfertigt. Gleich darauf schon klagten die Schauspieler, daß Corneille das „Geschäft" vertheuere, weil er nicht unter denselben Bedingungen arbeiten wolle. „Herr Corneille hat uns viel Schaden gebracht — klagte eine Actrice — früher hatten wir Theaterstücke zu drei Thalern, die man uns in einer Nacht fertig machte; man war daran gewöhnt, und wir verdienten viel Geld damit — heute kosten uns Herrn Corneilles Stücke viel Geld, und wir verdienen herzlich wenig damit." Also schon damals die gute alte Zeit!

Walter Rogge.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Zwei Damen.

Schauspiel in 3 Acten von Paolo Ferrari, deutsch von Richard Norton.

Während uns unser romanisches Nachbarland fort und fort mit den Gaben seiner dramatischen Muse überschüttet, scheint die zeitgenössische Dichtung des romanischen Stammlandes für unser Theater eben so wenig vorhanden zu sein wie die des modernen Englands. Von einem jeden Stücke, das an einem jeden Pariser Theater von einiger Bedeutung aufgeführt wird, erhalten wir durch geschäftige Correspondenten sofort nach der Aufführung die ausführlichsten Berichte. Ja, bei einigen Stücken der beliebtesten Autoren in Paris wird sogar schon der Telegraph zu Hülfe genommen, damit wir nur ja keinen Augenblick verlieren, um über die Aufnahme genaue Kunde zu erhalten; und es kommt oft genug vor, daß wir in Deutschland von den theatralischen Vorgängen in Paris früher unterrichtet werden als die geduldigen Pariser selbst, die ruhig auf das Montagsfeuilleton ihres Blattes warten.

Von Italien dagegen dringt nur ab und zu ein undeutliches Gemurmel zu uns herüber. Man spricht wohl von Zeit zu Zeit von einem sehr effectvollen Werke eines sehr begabten Dichters, das in Mailand, Florenz, Rom, Neapel mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt worden sei und sicherlich auch in Deutschland eine sehr günstige Aufnahme finden müsse; aber bei diesen allgemeinen Meldungen und Andeutungen hat es gewöhnlich sein Bewenden; die Sache schläft wieder ein, und im Großen und Ganzen scheinen die dramatischen Dichtungen unsrer italienischen Zeitgenossen noch keinen leicht passirbaren Paß über die Alpen gefunden zu haben.

Die italienischen Dramatiker dürfen mit vollem Recht gegen ihre genialen Schauspieler, gegen Salvini und Rossi, den Vorwurf erheben,

Digitized by Google

daß diese für die Popularisirung der zeitgenössischen Bühnendichtung ihres Landes wenig oder gar nichts thun. Die beiden großen Tragöden spielen fast nur in Uebersetzungen aus dem Englischen, Deutschen und Französischen: Shakespeare, Schiller, Halm, Corneille, Castmir Delavigne. Das italienische Stück, das uns Salvini hier vorgeführt hat, „La morte civile", das wahrscheinlich auch nach einem französischen Boulevardstücke gearbeitet worden ist, war ein trauriges Schauerdrama der crassesten Art, — eine ausgezeichnete Rolle, eine schreckliche Dichtung. Hugo Müller hat früher den Versuch gemacht, einige italienische Stücke in freier Bearbeitung dem deutschen Publicum vorzuführen; „Bartelmanns Leiden" und „Das Duell" gehören zu diesen. Das letztere Schauspiel war interessant, gut gebaut und verrieth eine entschiedene dramatische Begabung. Es hätte ein besseres Loos verdient als den schnell vorübergehenden succès d'estime, der ihm beschieden gewesen ist. Irre ich nicht, so hat auch dieses Schauspiel Paolo Ferrari zum Verfasser. Später versuchte es das Residenztheater mit einem Schauspiel „Der König von Rom" von Castelvecchio, an dem Hugo Müller gleichfalls betheiligt war. Dies Stück fiel geradezu durch.

Darüber sind nun 6—7 Jahre vergangen, und während dieser ganzen Zeit ist, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, mit Ausnahme von ganz unerheblichen Bluetten, kein italienisches Drama hier aufgeführt worden. Mehrfach war von einer beabsichtigten Einstudirung des „Nero" von Cossa und auch von der bevorstehenden Aufführung einiger Dramen von Ferrari die Rede; aber bis jetzt ist es eben bei dem Gerede geblieben. Am Montag, 10. März, endlich hat das Residenztheater eines der erfolgreichsten Stücke von Paolo Ferrari aufgeführt: „Zwei Damen".

Ferrari genießt in seinem Vaterlande eines hohen Ansehens. Er gilt als einer der hervorragendsten italienischen Dramatiker unsrer Zeit, und gerade das Schauspiel „Zwei Damen" hat in Italien einen rauschenden Erfolg gehabt und dem Dichter Auszeichnungen aller Art zugezogen. Ich habe irgendwo gelesen, daß der erste Bürgermeister von Rom nach der Aufführung von „Zwei Damen" seinem Collegen in Mailand ein Beglückwünschungstelegramm zugeschickt hat, in dem der Römer seine Freude darüber aussprach, daß Mailand einen so ausgezeichneten Bürger wie den Dichter dieses Meisterwerks zähle. Das Stück hat außerdem einen Preis bekommen. So durfte man denn der ersten Aufführung mit lebhaftem Interesse und nicht geringen Erwartungen entgegensehen.

Das Drama hat diesen Erwartungen nicht vollkommen entsprochen. Es bekundet zwar eine ganz entschiedene Befähigung zur Bühnendichtung, es enthält viel hübsche Züge, aber es besitzt keine Eigenschaft, die es dazu qualificirte, bei uns und in Frankreich *besonderes* Aufsehen zu machen; denn es besitzt keine Eigenschaft, die den ersten französischen Dramatikern nicht in erhöhtem Maße zu eigen wäre. Das Stück ist ganz und gar unter dem Einflusse der Augier, Dumas und Sardou geschrieben. Es verheimlicht seinen italienischen Ursprung. Die Handlung bewegt sich ganz auf dem Stoffgebiet des französischen Gesellschaftsdramas, und der Heldin sind wir, von subtilen Schattirungen abgesehen, in den Stücken der Franzosen zu Dutzenden von Malen begegnet.

Die Marchesa Maria, Ferraris Heldin, ist die um 20 Jahre gealterte Fernande Sardous, die Clorinde Augiers — ohne den Fehltritt. Aber gerade weil dieser Fehltritt von dem Dichter ausgeschlossen ist, verliert das dramatische Motiv seine Stärke, ja, seine Vitalität. Der Dichter hält uns bis gegen die Mitte des letzten Actes hin und begnügt sich, Andeutungen auf eine lasterhafte Vergangenheit zu geben, die der unglücklichen Maria das Leben verbittert, die sie zu einer zwanzigjährigen Zurückgezogenheit von der Welt veranlaßt, die ihr nach diesem Märtyrerleben von zwei Jahrzehnten noch die tiefsten Demüthigungen zuzieht.

Was in aller Welt hat das unglückliche Geschöpf gethan, das nun durch die lange Sühne, durch die musterhafte Erfüllung seiner Pflichten als Weib und Gattin, durch den Verzicht auf alle Freuden, welche das Leben in der Gesellschaft darbietet, noch nicht genügend gereinigt dastehen sollte? Weshalb besorgt Maria, daß ihr die Schamröthe auf die Stirn tritt, wenn das Geheimniß ihres Lebens ihren Kindern offenbar werde?

Ferrari zeigt uns nur die peinlichen Wirkungen, über die Ursachen, die füglich in der Exposition dem Zuschauer verständlich gemacht werden müßten, schweigt er bis gegen den Ausgang des Stückes.

Es ist immer ein Wagniß, das Publicum selbst in der Ungewißheit zu erhalten. Die Spannung wird dadurch erhöht, das ist richtig; aber der Augenblick, in dem die Aufklärung erfolgt, in dem sich der Sachverhalt der handelnden Personen auf der Bühne gleichzeitig mit dem Publicum im Theater darthut, wird meistens verhängnißvoll. So auch hier. Die Scene der Enthüllung, die vortrefflich gebaut, sehr talentvoll und dramatisch am wirksamsten ist, krankt an der Nichtigkeit des Motivs. Deshalb Räuber und Mörder! Deshalb ein zwanzigjähriges Leiden und Ringen! Wenn uns Maria gleich in der ersten Scene gesagt hätte, was sie uns mit zündender Beredtsamkeit und unberechtigter Ergriffenheit im letzten Acte anvertraut, so würde sie uns allerdings von Anfang an unbegreiflich erscheinen. Es handelt sich nämlich um Folgendes:

Maria ist in London im Laster aufgewachsen, ohne daß jedoch der Hauch dieses Lasters ihre moralische oder anatomische Reinheit gestreift hätte. Aus speculativen Rücksichten hat man ihr die Jungfräulichkeit erhalten, um sie theuer zu verkaufen. Ein junger Mann hat das zur Jungfrau heranwachsende Kind entdeckt, hat sich in Maria verliebt, ist aber leider nicht im Stande, die geforderte hohe Summe zu zahlen. Er wendet sich an einen reichen Freund und macht diesen auf seine Entdeckung aufmerksam; er legt ihm nahe, daß er da mit baarem Gelde eine Seele retten könne. Dieser Freund ist der Marchese Luigi, der in der That das junge Mädchen kauft und, da er sich in dasselbe verliebt, auch heirathet. Von diesem Augenblicke an bis zur Stunde, da wir ihr begegnen, hat sich Maria nichts zu Schulden kommen lassen. Sie hat ihre beiden Kinder nach den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit erzogen; sie hat die Liebe, die sie heimlich für den unglücklichen Freund, ihren Erretter, empfunden hat, heroisch niedergekämpft und niemals auch nur in Gedanken sich gegen ihren Ehegatten versündigt. Sie ist mit einem Worte eine Mustergattin, eine Muttermutter.

Ich kenne die italienische Gesellschaft nicht genau genug, um mir ein Urtheil darüber zu erlauben; aber ich meine, daß die gute Gesellschaft, in die Maria durch ihre Vermählung getreten ist, auf der ganzen gesitteten Welt ungefähr dieselbe ist, — spröde zunächst, vielleicht auch unduldsam, bisweilen sogar hart gegen die Unebenbürtigkeit, aber im Grunde genommen doch nicht so unmenschlich grausam, um eine Unglückliche zur lebenslänglichen Ausschließung zu verurtheilen, weil diese eine traurige und gefahrvolle Kindheit durchlebt hat, aus deren Gefahren sie jedoch rechtzeitig und unversehrt gerettet worden ist. Maria erzählt, daß die Gesellschaft sich geweigert habe, sie aufzunehmen, als Luigi sie in dieselbe habe einführen wollen. Sie habe einen einzigen Versuch gemacht und es bei der damals erlittenen Demüthigung bewenden lassen. „Die Welt hat Recht," sagt sie, „sie wußte, woher ich komme." — Nein, die Welt hat ganz entschieden Unrecht; und wenn Maria nicht davon gelaufen wäre, so würde sie zweifelsohne bei ihren ausgezeichneten Eigenschaften und bei ihrer Reinheit sehr bald diese Gesellschaft beherrscht haben. Sie hat den Kampf aber nicht gewagt, und diese Flucht aus Stolz ist es, die ihr Leiden verursacht. Es versteht sich, daß die Gesellschaft dem Rückzuge Marias beleidigende Motive zuschreiben darf; daß sie vollständig zu der Annahme berechtigt ist, Maria sei ein wirklich verworfenes Geschöpf gewesen. Durch die Unbeflecktheit der Maria bekommt das ganze Stück mit seinen Conflicten etwas Künstliches, Unwahres, Verschrobenes.

In den Gegensatz zu dieser Manie hat der Dichter die Marchesa Gilberta gesetzt und demgemäß sein Stück „Zwei Damen" genannt. Gilberta ist die geborene Aristokratin, die ihren Vetter geheirathet hat, sich in dem Vollgefühle der Ebenbürtigkeit außerordentlich sicher fühlt und flott hinein in den Tag lebt. Die Dame ist von so unverfälscht gutem Blute, daß sie die Vornehmheit weder durch Handlungen noch durch Manieren zu documentiren für nöthig hält. Sie benimmt sich mit einer ganz eigenthümlichen Freiheit. Sie hat ihre Tochter in ein vornehmes Institut gebracht, in dem diese alle Ungezogenheiten der Pension gründlich erlernt und die erste Anregung zu kleinen Liebeleien gewonnen hat. Die Mutter, Gilberta, ist eine liebenswürdige, kokette Weltdame mit etwas zweifelhaftem Benehmen, die Tochter ein ungezogener, vornehmer, aber niedlicher Backfisch.

Ferrari hat sich das, worauf der Titel hinzuweisen scheint und was in der That ein mächtiger Hebel für die dramatische Handlung hätte werden müssen, nämlich den Conflict zwischen den beiden Frauen, vollkommen entgehen lassen. Gilberta ist eine wohlwollende, noble Natur, die mit ihrer Schwägerin Maria aufrichtige Sympathie empfindet, ihr jede Kränkung erspart und nie mit ihr unfreundlich zusammenstößt. Der Dichter überläßt es dem Zuschauer, im Geiste die beiden ver-

Digitized by Google

schiedenen Persönlichkeiten, die Dame von aristokratischer Herkunft und die Dame von plebejischer Herkunft, die in die Aristokratie versetzt worden ist, nebeneinander zu stellen und den Contrast herauszufinden. Das einzige treibende Motiv der Handlung ist und bleibt die traurige Kindheit der Maria, von der wir uns aber leider nicht einreden können, daß deren Traurigkeit durch das große Glück der Errettung aus der Gefahr, durch eine glänzende Ehe und durch das Mutterglück nicht vollständig ausgewischt sei.

Die Handlung ist demgemäß auch nicht überreich. Marias Kinder sind herangewachsen, ihr Sohn Vittorio ist Marinelieutenant, 18 Jahre alt, und Rose, etwa 17 Jahre alt, hat soeben das Pensionat verlassen. Vittorio hat einen dummen Streich begangen; er hat sich in eine Abenteurerin, Emma Stuart, verliebt. Er träumt von der Rehabilitirung des Lasters, von der Reinheit der Unreinheit ꝛc., er geht damit um, Emma zu heirathen. Rose hat sich in den Lieutenant Pietro verliebt, den Neffen des Herzogs von Roveralta aus Mantua. Der junge Mann, der das große Vermögen des steinreichen Herzogs erben soll, bittet diesen um die Einwilligung zu seiner Vermählung. Der Herzog, ein etwas beschränkter Aristokrat, scheut die weite Reise von Mantua nach Neapel nicht, um sich durch den Augenschein von der Würdigkeit der Wahl seines Neffen überzeugen zu können. Das junge Mädchen gefällt ihm sehr gut, die Mutter nicht minder; aber er stellt fest, daß die letztere aus der Hefe des Volks hervorgegangen sei, und das genügt ihm, um seine Einwilligung zu verweigern. Maria ersucht den Herzog um eine Unterredung. Der Herzog erscheint, wird aber, da sich bald darauf Emma Stuart melden läßt, von Maria gebeten, in den anstoßenden Alkoven zu treten und hört dort die Unterredung, die zwischen Maria und Emma Stuart stattfindet. Emma Stuart will um jeden Preis den jungen unerfahrenen Gimpel einfangen. Sie macht zunächst die üblichen Phrasen über das große Unglück, das sie in ihrer Jugend erfahren, erzählt, wie das Laster ihre Unerfahrenheit überrumpelt habe, wie sie jetzt aber durch die Liebe die Reinheit wieder erwerbe ꝛc. Und als Maria ihr darauf entgegnet, daß sie an solche Bekehrungen nicht glaube, versucht es die Abenteurerin, eine Erpressung auszuüben. Sie droht, das Geheimniß von Marias Vergangenheit zu enthüllen. Maria bescheidet ihren Sohn zu sich, sagt ihm, daß sie ihre Zustimmung zu der Vermählung mit dieser Person verweigre, daß diese sich aber darauf berufe, wie sie selbst, Maria, durch das Unglück ihrer Kindheit ein Verständniß für den Fall der Unschuld haben müsse. Sie wolle ihm die Geschichte erzählen und dann möge der Sohn urtheilen. Darauf erzählt nun also Maria, was wir wissen: daß ihre Reinheit niemals befleckt worden ist. Der Sohn sinkt ihr respectvoll zu Füßen, die Emma Stuart verläßt gedemüthigt das Haus, der Herzog tritt gerührt wieder in das Gemach und bittet für seinen Neffen um die Hand ihrer Tochter.

Das Stück ist, wie gesagt, in vieler Beziehung sehr verdienstlich. Der Dialog ist verständig, geschmackvoll, sogar geistvoll bisweilen. Eine Figur, die des Herzogs, ist ein Cabinetsstück liebenswürdiger Komik. Dieser zerstreute Aristokrat, der sich aus einer gewissen geistigen Trägheit das Stottern angewöhnt hat, das richtige Wort nicht gleich findet, die Sätze halb abbricht und, wenn man ihm helfen und das richtige Wort zur Verfügung stellen will, ärgerlich ein Synonym wählt, ist eine sehr ergötzliche Bühnenfigur. Die Führung des Ganzen bekundet eine große Gewandheit. Aber bei allen diesen guten Eigenschaften kommen wir über die Ungenügendheit des Hauptmotivs nicht hinweg. Wir können uns eben nicht für eine Dulderin interessiren, die keine Ursache hat, zu dulden, können kein Mitleid mit Thränen empfinden, die ohne Grund fließen. Dazu kommt noch ein erschrecklicher Ballast von langweiligen Personen. Die beiden Herzöge hat der Dichter in seinem Zorn erschaffen. Ich habe bei der Analyse des Stückes von diesen beiden Herren nicht zu reden brauchen; und es wäre ein Glück für den Zuschauer, wenn er sie nicht zu sehen bekäme.

Die Hauptrolle wurde von Frau Claar gespielt, wie immer mit großer schauspielerischer Virtuosität, aber wie ich glaube, zu schwer in den Accenten. Je lauter der Schmerz spricht, desto mehr tritt die Unnatürlichkeit, die mangelhafte Berechtigung desselben in der Dichtung hervor; namentlich in der Scene mit der dilettantenhaften Intrigantin Emma Stuart braucht die wahrhaft vornehme Dame nur geringe Anstrengungen zu machen, um ihre große Ueberlegenheit zu zeigen. Herr Keppler als Herzog war vortrefflich, aber er machte auch ein bischen zu viel. Das Zusammenspiel war gut.

Die Uebersetzung von Richard Norton ist fleißig, geschickt und flüssig. Wir werden durch keine ungeschickten und thörichten Wendungen auf den fremden Ursprung aufmerksam gemacht. Diese Uebersetzung ist zugleich die einzige vom Verfasser autorisirte. Von demselben Stück ist gleichzeitig in der Reclam'schen Universalbibliothek eine andre Uebersetzung von Wilhelm Lange erschienen, die sich ebenfalls ganz angenehm liest, die aber, wie der Verfasser in einem öffentlichen Briefe erklärt hat, starke Ungenauigkeiten enthalten soll. Darüber hat natürlich der Verfasser das beste Urtheil. Wenn der italienische Dichter bei diesem Anlaß Klage über die literarische Freibeuterei führt, so hat er gewiß Recht. Es wäre nur darauf zu erwidern, daß italienische Theaterdirectoren und Uebersetzer sich den ungenügenden Schutz durch Verträge zum mindesten in demselben Maße zu Nutzen ziehen wie Herr Wilhelm Lange und die Privatdirectoren, die zu dieser wohlfeileren Uebersetzung greifen. Solche Reclamationen wie Herr Ferrari hier in den Berliner Blättern veröffentlicht hat, sind hoffentlich nicht ganz nutzlos. Sie werden dazu beitragen, die Regierungen darauf aufmerksam zu machen, daß dem Interesse der Schriftsteller hüben und trüben durch Verträge, welche das Eigenthum des fremden Schriftstellers wie das des heimischen schützen, am meisten gedient ist. Für ihre Producte sind die Schriftsteller aller Länder bekanntlich immer Schutzzöllner gewesen.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Feramors.

Lyrische Oper in 3 Aufzügen, nach Thomas Moores Gedicht von Julius Rodenberg. Musik von Anton Rubinstein.

Endlich konnte die Oper Feramors, das Angstkind Anton Rubinsteins, am 4. März das lang vorenthaltene Licht der Lampen erblicken. Die Umstände, unter denen es geschah, waren erschwerend genug, da die Prinzessin Lalla Roukh in der anziehenden Gestalt der Frau Mallinger die ersten liebenswürdigen Einwürfe gegen den Componisten und die Regie erhob. Eine zweite Störung, welche die Fauteuils des Prosceniums und die Plätze des ersten Ranges unbesetzt zu lassen drohte, ward durch die Abschiedscour im Königl. Schlosse hervorgerufen. Eine dritte, der wechselnde Frost und Schnee, die unserem gegen Wind und Wetter gestählten Fricke die Grundvesten seines sonst so unantastbaren Kehlkopfes erschütterten, war die Veranlassung des letzten Aufschubs der Oper.

Lalla Roukh, die bekannte, in die glühenden Farben des Ostens getauchte Erzählung Thomas Moores, hat Julius Rodenberg mit bühnenkundiger Hand zu einem wirksamen, sprachgewandten Operntext umgewandelt. Seine Schuld ist es nicht, wenn die musikalische Ausstattung Rubinsteins nicht ganz den hohen Erwartungen, die man von der Composition hegte, entsprach. Die Fabel und der leitende Faden des Textbuches ist höchst einfach und schnell erzählt. Die junge Prinzessin von Hindostan, nach dem Gedichte Moores selbstverständlich schöner als alle Menschenkinder der Welt, wird dem jungen Könige von Bokhara, den sie nicht kennt, verlobt. Die beiderseitigen Väter haben diese wichtige Staatsaction vermuthlich bei einer Schale Mokka und einem schweißtreibenden Schibuk verabredet. Die Prinzessin wird tagelang in einer Sänfte, unter Begleitung einer zahlreichen und glänzenden Suite, der Residenz ihres zukünftigen Gemahls zugeführt. In der Rodenberg'schen Bearbeitung ist die Reise bereits so weit vorgeschritten, daß wir nur die Abenteuer des letzten Tages derselben kennen lernen. Der erfinderische Bräutigam hatte die Aufmerksamkeit, ihr in der verführerischen Gestalt des Feramors einen Sänger und Dichter entgegenzusenden, der ihr auf der ausgedehnten Reise bei der Anwandlung von unvermeidlicher Langeweile die Zeit durch poetischen Zuspruch verkürzen sollte. Solche Gesandtschaft, wie wir sie wiederholt in orientalischen Erzählungen finden, hat indessen ihren gefährlichen Zahn. Der Sänger wird mit jedem Tage durch das Interesse, mit dem ihn die Braut beobachtet und ihm zuhört, dreister und deutlicher, sowohl in Reden als in Geberden und unvorsichtigen Annäherungen, so daß wir es sehr bald unter so verdächtigen Wahrnehmungen vor und in dem Zelte der schönen Prinzessin mit zwei erklärten Liebenden zu thun haben. Fadladin, der

Digitized by Google

argwöhnische Großvezier von Hindostan, kann den Skandal, das vermessene Unterfangen Feramors nicht vertragen, er spricht von Hochverrath, Bastonade, Galgen, und verlangt sofortige Vollstreckung seines Urtheilspruches, indem er nach Balken und Stricken schreit. Peinlicher Moment, der durch die Geistesgegenwart Chosrus, des Gesandten des Königs von Bokhara, denjenigen Grad von Milderung erhält, welches vorläufig gerade ausreicht, das Schrecklichste ungeschehen zu machen. Die Prinzessin wird in der traurigsten Verfassung in die prächtige Vorhalle des kuppelreichen Schalimar geführt. Da endlich entpuppt sich der Sänger, der das böse Spiel getrieben, als der glücklichste Bräutigam und König von Bokhara. Fadladin, von unglaublicher Angst und namenlosem Schrecken gedrängt, bittet um Gnade und erhält sie.

Man könnte nicht sagen, daß durch die eingestreuten Nebenpersonen, die jedoch als solche zu eingreifend gezeichnet sind, aber die Handlung nicht beleben, sondern nur erweitern, der Text ein complicirter sei. Er ist indessen, trotz einiger Längen, vom Dichter dem Componisten so mundrecht gemacht, daß dem Talente Rubinsteins die Wahl blieb, von der anlockenden Vertiefung des lyrischen Elementes einen schnellen Sprung zum dramatischen zu thun, und nach Belieben zu verweilen, wo es ihm passend schien.

Rubinstein, der die Oper bereits vor mehreren Jahren componirte, kehrte in ihr seine ihm anhaftende Dämonie fast gar nicht oder doch sehr verschleiert heraus; die Oper scheint mit einigen allerdings sehr empfindlich das Ohr berührenden Ausnahmen in zufriedener Stimmung entstanden und vollendet worden zu sein, der Text den Componisten durchweg interessirt zu haben. Der Strom der Empfindung, der das ganze Werk durchzieht, ist zwar von einheitlichem Charakter, doch kommt ihm der Zufluß anfänglich aus belebenderen Bezugsquellen entgegen. Im zweiten Acte fließt er, sich auf die Quellenaufnahme des ersten Actes stützend, wie viele Flüsse, ruhig und bedächtig, selten über Klippen und Gestein stürzend. Im dritten Act finden wir ihn in mehrere kleine Arme getheilt, theilweise matt und schwerfällig sich fortbewegend, theilweise ganz versandet: ein Fehler, der allenfalls der etwas schwulstreichen Moore'schen Erzählung nachgesehen werden kann, niemals aber einem dramatischen Werke, das uns, wenn es culminirt hat, den Schluß durch allzu lange Episoden vorenthalten darf. Zunächst verschuldet diesen Fehler der Dichter, obwohl in geringerem Maße als der Componist.

Wenn die Musik in ihrer Melodik, überhaupt in ihrer ganzen Breite wohl die geübte Künstlerhand verräth, aber nahezu spröde und wenig biegsam ausgefallen ist, so gipfelt dieser Vorwurf in dem ganzen musikalisch grotesken Gebahren der wenig ersprießlichen Figur des Fadladin. Rubinstein hat sich hier auf eine Fährte begeben, die ihm fremd ist: der Humor, dies pikant duftende Kraut, wächst nicht auf jeder Fahrstraße, er jagt ihm umsonst nach und wird es nimmer finden, weil seine Spürfäden zu eindringlich andre Zwecke verfolgen. Er wollte einen neuen Osmin schaffen und verfiel dabei, wie es Nachahmern nur zu häufig ergeht, in den Fehler, sein Vorbild zu überbieten Erzeugte Osmin die heiterste und ungetrübteste Laune, so erpreßt der neue Fadladin nur ein gewaltsam erkitzeltes Grinsen. Ist die Mozart'sche weltbekannte Figur ein gewiß specifisch orientalischer Charakter, dem an natürlicher Komik auf der Opernbühne vielleicht nur wenig gleichkommen mag, so gehört die geschraubte Musikspecies der modernen Copie durch ihr unsympathisches, fast beleidigendes Vordrängen zu den mißlungensten Partien, die je einem Baßbuffo zugemuthet worden. Dieser Vorwurf konnte leider nicht unausgesprochen bleiben, da die Person jenes brutalen Großveziers eine allzugroße Zeitausdehnung beansprucht. Trotzdem ihm gewissermaßen die Leitung der Handlung und das Schürzen einer wichtigen dramatischen Situation am Ende des zweiten Actes zufällt, indem er dem verkappten Könige gegenüber eine gefährliche Rolle spielt, trotzdem er in der letzten Scene der Oper, seine Brutalität verleugnend, in überdrastischer Weise um Gnade bittet, setzt jene Scene des Umsinkens vor dem erkannten König und Gemahl Lalla Roukhs nicht die unschuldige Schellenkappe eines carnevalistischen Vergnügens, sondern eines unabwendbaren Mißbehagens auf. Ich will gern zugeben, daß diese musikalisch fast verunglückte Figur, die in der munter gehaltenen Partie der Hafisa einen schwachen Partner findet, demnach ganz allein als Caricatur unter einer ernsten Umgebung sich bewegt, eine außerordentlich schwierige Aufgabe für den Componisten ist. Man denke sich drei Acte hindurch unter ganz lyrisch sich ergehenden Personen einen alten, äußerlich und innerlich widerwärtigen, sinnlichen, eingebildeten, fast unausgesetzt tobenden, dickbäuchigen Narren, und ich denke, das Gefühl des äußersten Mißbehagens wird erklärt sein.

Mit den genannten Ausstellungen sei aber nun auch der Tadel erschöpft. Des Lobes und der wirksamen Stellen hätte ich vollauf zu verkündigen, wollte ich mich in Einzelheiten verlieren. Die beiden Hauptfiguren Lalla Roukh und Feramors sind vom Componisten in orientalische Romantik, wenn man von einer solchen reden darf, getaucht, wenigstens erzeugt die schillernde Farbenpracht die Vorstellung einer anziehenden Melodik, wie sie dem Osten wohl eigen sein mag. Ein mit unterlaufendes fremdartiges Element, das modern französische, will ich nicht als Contrebande, sondern als einen auf realem Wege ererbten Schmuck, den die Mode bis jetzt noch nicht bei Seite geschafft, gelten lassen. Als Beleg diene das Nachtduett des zweiten Actes, das zwar nicht in dem beseligenden Parfum einer gewissen Narkose sich zu Tode schwimmt, wohl aber schon stark sinnberauschende Symptome zeigt.

Wie nun, um vom Besten der Oper zu reden, der erste Act an Frische der Erfindung die beiden folgenden übertrifft, so birgt auch er die auserlesensten Partien, die Höhepunkte des ganzen Werkes. Hierzu gehört obenan das erste Finale von der Stelle an, wo der Muezzin sein „Allah il Allah" ertönen läßt. Hier zeigt sich Rubinstein als berufener Herr einer Opernpartitur. Alles athmet dramatisches Leben: der Gegensatz zwischen der Monotonie religiösen Brauches zu dem eingestreuten Liebesgeflüster, ohne daß eins auf das andre störend wirkt oder eins dem andren untergeordnet wäre, bekundet die künstlerisch sichtende Hand des Berufenen.

Auf das Publicum wirkte die originelle Balletmusik des ersten Actes zündend, und sie verdiente den Beifall, den sie hervorrief. Charakteristisch mögen darin die Becken-, Triangel- und Tambourinschläge auf den Niederschlag jedes Tactes sein, sie wirken aber doch durch ihre architektonische Geradlinigkeit auf die Dauer ermüdend, wenigstens hätte ich einige rhythmische Rückungen dieser Instrumente gewünscht, und ich glaube, sie würden der Musik keinen Schaden zugefügt haben.

Der „Feramors" des Herrn Niemann war eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Leistung; nur einem so hochstehenden Künstler konnte es gelingen, die an und für sich indifferente Persönlichkeit des verkleideten Königs zum thatsächlichen Mittelpunkt des dramatischen und musikalischen Interesses umzuwandeln. Die Damen Frau Mallinger, Frau Lammert, die Herren Oberhauser und Fricke, letzterer in seiner undankbarsten Rolle, repräsentirten mit bemerkenswerther Theilnahme die Musik Rubinsteins, während das Ganze durch das Scepter Carl Eckerts mit Straffheit zusammengehalten wurde.

H. Krigar.

Notizen.

Die Vorgänge in Frankreich nahmen sich in der letzteren Zeit ziemlich verworren aus. Die europäische Reaction horchte hoch auf und glaubte die Zeit gekommen, wo ihr Weizen wieder aller Orten blühen werde. Die Selbstbestimmung Frankreichs, zumal im Wege einer Republik, ist ihr natürlich ein Dorn im Auge. Ein Scheitern des Versuchs würde von den politischen Dunkelmännern jauchzend begrüßt werden. Sollte gar eine Emeute darüber ausbrechen und auf den Pariser Boulevards Blut fließen, so würde das Wohlbehagen jener Galerie sich womöglich noch steigern. Die französischen Radicalen scheinen einmal wieder in den Parteikrieg schmählich verbissen. Sonst müßten sie des Schadens inne werden, mit welchem ihr Treiben das Ansehen Frankreichs nach außen und schließlich sie selbst bedroht. Allerdings sah es in dem unruhigen Nachbarlande zur Zeit der Commune und bei anderen Gelegenheiten noch viel schlimmer aus. Trotzdem hat sich Frankreich wiedergefunden, hat in seiner Weise gearbeitet und gespart. Und so ist dort auch jetzt noch nicht aller Tage Abend. Die Exkaiserin wird mit der Depesche, die ihren Sohn von den Zulus zurückberufen soll, damit er sich den bezahlten und polizeilich gedrillten Wählern des allgemeinen Stimmrechts präsentire, noch etwas warten können. Ebenso die von den continentalen Preßbureaus eingefangenen Leitartikelschreiber, welchen

Digitized by Google

irgend eine ausgegebene officiöse Parole stets wie Himmelsmanna hoher Offenbarung erscheint. Auch sie werden die Verherrlichung des bonapartistischen Auferstehungsfestes noch auf bessere Zeiten verschieben müssen. Der legitimistische Roy mag sich weiter bespiegeln und von seinen geistig bezopften Intimen als Majestät haranguiren lassen. Die Orleans werden fernerhin nachdenken, ob das Sprichwort lügt, oder ob wirklich nur, wer etwas wagt, auf Lohn und Gewinn hoffen darf. Seltsamer Weise hat ein sehr naher Verwandter des Fürsten Gortschakow vor nicht langer Zeit in Dresden, wo er Rußland vertrat, in einem Gespräch mit einem südeuropäischen Diplomaten, der zugleich hier und am sächsischen Hofe beglaubigt ist, als dieser Gambettas Chancen für die künftige Präsidentschaft erwähnte, kopfschüttelnd bemerkt, der einstige Präsident Frankreichs werde nicht Gambetta, sondern der Herzog von Aumale sein! Die Prophezeiung hatte natürlich denselben Werth wie der frühere Toast des Kaisers Alexander auf den Erfolg des Prinzen Louis Napoleon, über welchen seine Mutter in Verzückung gerieth und der auch in einem Theil der deutschen Presse eine Zeit lang nachzitterte. Es wird natürlich unter den Diplomaten gerade soviel, wenn nicht noch mehr, gekannegießert, wie unter den Journalisten. Aber es ist doch immerhin pikant, daß, während die Orleans in Berlin tödtlich gehaßt sind, unsere guten Freunde, die Russen, ihnen trotz alledem eine Zukunft nicht absprechen wollen. Jedenfalls sind in Frankreich alle Prätendenten auf der Lauer, und wer es dort mit der gegenwärtigen Staatsform ehrlich meint, mag sich vorsehen, daß nicht trotz aller Schönthuerei auswärtige Intriguen im Bunde mit heimischen Kronräubern der zartgebauten Republik das jungfräuliche Diadem entreißen. Sollte einer hochverrätherischen Coalition der gottverlassenen äußersten Rechten mit verrückten Radicalen früh oder spät der Sturz des gegenwärtigen französischen Ministeriums wirklich gelingen, so wäre es namentlich schade um den Minister Waddington. An seiner correcten Haltung inmitten der Verwickelungen der Gegenwart sind alle hinterlistigen Versuche, Frankreich in einen spitzen Gegensatz zu England zu bringen, oder sonstwie in diplomatische Umtriebe zu verwickeln, vollständig gescheitert. Die Gewohnheit, überall Verschwörungen zu wittern, hat Frankreich, wenn man gewisse Leute hörte, namentlich im Orient bald diese bald jene bedenkliche Position nehmen lassen. Aber alle derartige Manöver haben ein klägliches Fiasco gemacht. Was im Allgemeinen während der letzten Zeit in orientalischen Dingen an publicistischen Tollheiten geleistet wurde, spottet jeder Beschreibung. Ganz zuletzt hat die mysteriöse albanische Liga eine große Rolle dabei gespielt. Die Albanesen sollten bald von dieser bald von jener Regierung für ihre Zwecke verwandt werden. In Wahrheit sind sie durchweg Strauchdiebe und Banditen. Als ein von Paris nach Constantinopel Ende der sechziger Jahre versetzter Gesandter, der im Orient gut Bescheid wußte, sich bei dem Kaiser Napoleon verabschiedete, fragte ihn dieser, welche Bewandtniß es eigentlich mit den Albanesen habe. Der Gesandte erzählte darauf eine Anekdote, die dem träumerischen Cäsar ein Lächeln entlockte. Ein getaufter Albanese hatte während der Beichte allerlei Ermahnungen des Popen zu bestehen gehabt. Der Seelsorger drohte ihm schließlich, wenn er sich nicht bessere, mit den Qualen der Hölle, worauf der Neophyt ausrief: Ich soll in die Hölle kommen. Wird dort auch gut bezahlt?! Und mit solchen Elementen soll ein neues Staatswesen in der östlichen Himmelsgegend gegründet werden. Bis jene Völkerschaften auf eigenen Füßen stehen, wird noch mancher Tropfen gebrannten Wassers die russischen Kehlen hinabfließen.

* * *

Ein ungedruckter Brief von Hector Berlioz.

Mitgetheilt von H. Ehrlich.

Die im verflossenen Jahre veröffentlichten Memoiren und Briefe von Hector Berlioz haben wieder die Aufmerksamkeit auf einen edlen Componisten gelenkt, der im Leben, mit den seltensten Ausnahmen, nur begeisterte Bewunderer oder verspottende Gegner gekannt hat. Der hier der Oeffentlichkeit übergebene, an mich gerichtete Brief ist, besonders in der Nachschrift, insofern sehr interessant, als das sanguinische, schnell von tiefer Niedergedrücktheit zum hellen Jubel übergehende Temperament, der in Paradoxen sich gern bewegende Geist und das wohlwollende und gläubige Gemüth des Autors sich darin zu erkennen geben.

Zum genaueren Verständnisse der Nachschrift diene Folgendes: Im Sommer 1853 war ich mit dem seligen Ernst, dem berühmten Geiger, in Baden-Baden zu Concerten engagirt, die wir sehr bald aufgaben, weil es langweilig war, einem Spiel-Badepublicum klassische Musik vorzuspielen. Berlioz kam, um seinen „Faust" zum jährlichen „Festival", das den Wettrennen vorausging, einzustudiren. Er kannte mich von Paris, beobachtete aber eigenthümliche Zurückhaltung. Eines Tages, als ich auf seinen Wunsch mit Ernst ihm und der Frau v. Kalergi (später Frau v. Mouchanoff) Duos von Bach in meiner Wohnung vorgespielt hatte, begann er ein Kunstgespräch. Wir kamen auf das „Wahre" zu sprechen; er spottete über den Ausspruch Boileaus: Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable, und meinte: y-a-t-il quelque chose de plus absurde que ce postulat? Ich entgegnete ihm: das Wahre könne zwar nicht immer schön sein, aber das Schöne sei immer wahr, wenn auch nicht im alltäglichen Sinne; das Absurde könne zwar manchmal geistreich scheinen, bliebe aber haltlos, während das Wahre nicht amüsant zu sein braucht. Ich spielte ihm aus dem Gedächtnisse Vieles aus seinen Compositionen vor und deutete an, was mir wahr und schön und was mir nur geistreich combinirt erschien. Er war im höchsten Grade überrascht, daß ich so Vieles von ihm und so genau kannte, bat mich um Entschuldigung, daß er mich gegnerischer Gesinnungen beargwohnt hatte, und gab mir bei jeder Gelegenheit Beweise des wärmsten Antheils. Nur meine Bemerkungen über das Wahre und Absurde scheint er nicht ganz verwunden zu haben, wie die Nachschrift des Briefes erkennen läßt.

Mon cher Monsieur Ehrlich.

Recevez mes remercimens pour Votre aimable souvenir. J'arrive de Dresde & Votre lettre vient me surprendre agréablement aussitôt après mon retour. J'ai été bien contrarié lors de mes deux voyages à Hanovre de ne pas Vous y trouver — — — —. Les artistes & le public & le Roi & la Reine m'ont comblé de toutes les marques d'intérêt & de sympathie possibles. Quant à Dresde & aux quatre concerts que je viens d'y donner je ne puis Vous dire que ceci, j'en étais énivré de joie; jamais de ma vie je ne fus à pareille fête, ni je n'obtins une telle éxécution! Faust, dans les deux derniers actes surtout a produit une impression vraiment extraordinaire, ainsi que Roméo & Juliette, & la fuite en Egypte. Et je me moque bien joyeusement des niaises stupidités des critiques cacochymes de Dresde & de leurs comiques reproches d'impiété & d'immoralité — — — — Mille amitiés sincères, je ne sais ou je Vous reverrai, mais ne me laissez pas si longtemps privé de Vos nouvelles, & tachez de me donner quelque occasion de Vous être agréable, je Vous en serai bien reconnaissant.

Votre tout dévoué

H. Berlioz
19 rue de Boursault.

Paris 10 mai 1854.

„Évidement l'absurde est le vrai, car si l'absurde n'était pas le vrai, Dieu serait cruel d'avoir mis dans le coeur de l'homme un si grand amour de l'absurde."

Le Docteur Berlioz, mélanges théologiques Page 27 volume 102.

* * *

Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

Oscar Arlaud, der wackere und kenntnißreiche Herausgeber dänischer geflügelter Worte (Bevingede Ord, Kopenhagen 1878) sagt S. 158 und 159 seines Buchs: 'Es ist möglich, daß Büchmann Recht hat, wenn er sagt, daß Wieland mit folgendem Vers in „Musarion":

Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht;
Sie seh'n den Wald vor lauter Bäumen nicht;

der Schöpfer der Redenart „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen" geworden ist; aber der Gedanke ist weit älter als Wieland, da schon Agricola „die Stadt vor lauter Häusern nicht sehen" hat.'

Im Agricola findet sich jedoch meines Wissens diese Redenart nicht. Auf meine Anfrage bei Herrn Oscar Arlaud erwiderte dieser, daß er Agricola als Quelle des Sprichworts in Eiseleins Sprichwörtern gefunden habe. Eiselein ist aber als ganz unzuverlässig anzusehen. In den 1689 zu Lübeck erschienenen „Eutrapeliae", 3. Hundert, Nr. 7—29 werden nun närrische Reden und Wendungen eines M. Gaulard mitgetheilt, welcher „ein vornehmer und in seinem Sinne ein gar verständiger Edel-

Digitized by Google

mann in der Grafschaft Burgund ware", und unter Nr. 24 wird erzählt: „Nachdem er zu Paris angelangt und durch die Gassen hindurch spazirte, vermeldet er: Ein jeder sagte mir, was für eine schöne große Stadt ich sehen würde. Aber nun bin ich wol genug geäfft worden, indem man selbige, wegen der Menge der Häuser, so das Gesicht verhindern, fast gar nicht kann sehen." Zincgref-Weidner wiederholt dieses Geschichtchen in „Apophthegmata", 1653, S. 55.

In „Les bigarrures et touches du seigneur des Accords. Avec les Apophthegmes du Sieur Gaulard. Et les Ecraignes dijonnoises. Dernière édition, revue et de beaucoup augmentée. Paris, Jean Richer, 1603" findet sich unter dem besondern Titel: „Les contes facétieux du sieur Gaulard, Gentilhomme de la Franche Comté Bourguignotte (sic!)" Folgendes: „Quand il fut à Paris, passant par les rues, il disait: Chacum me disait que je verrais une si grande et belle ville, mais on se moquait bien de moi; car on ne la peut voir, à cause de la multitude des maisons qui empêchent la vue." Diese französische Quelle haben die Eutrapeliae und Zincgref-Weidner ohne Zweifel benutzt. Wieland scheint also nur die alte ursprüngliche Redenart umgestaltet zu haben. Georg Büchmann.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In Nr. 8 der „Gegenwart" fragt J. A. Scartazzini mit Bezug auf Dantes Gemma: „Wer hat sie besungen? Dante? Ach nein! Die Zeitgenossen? Nein! Die Nachwelt? Auch nicht! Wer hat sie denn besungen? Niemand!" Das hat aber doch Jemand gethan, und zwar die geschätzte Dichterin und Dante-Uebersetzerin Josepha von Hoffinger; ihr aus sieben Strophen bestehendes Gedicht „Dantes Gattin" findet sich auf S. 189 und 190 ihrer „Kronen aus Italiens Dichterwalde" (Halle 1868).

Hochachtungsvoll

Halle a/S., 25. Febr. 1879. G. Emil Barthel.

* *

Sehr geehrte Redaction!

In einem in Nr. 10 der „Gegenwart" enthaltenen Artikel: „Die Mediciner und die Schule", fühlt ein „Philologus" sich berufen, eine Reihe von Anschuldigungen gegen den ärztlichen Stand zu richten, deren Mehrzahl wir unberücksichtigt lassen können. Nur ein Vorwurf verdient eine Entgegnung; es ist die Behauptung, wonach die Aerzte theils aus Opposition gegen die Schule, theils aus Connivenz grundlose Zeugnisse abgeben. Sind dem Verf. einzelne Beispiele bekannt, wo Aerzte „jedem beliebigen Zeugnisse ausstellen, die ihn vom Turnen dispensiren", wo „freche Buben, die gestraft werden sollten, mit einem ärztlichen Zeugniß drohten und es auch am folgenden Tag beibrachten", so mag er diese nennen und beweisen und er wird sich unsern Dank verdienen. Wenn er aber daraus die verallgemeinernde Consequenz zieht, daß „der Arzt in der Mehrzahl der Fälle Partei gegen den Lehrer, gegen die Schule ergreift", daß „der Hausarzt bei faulen, arbeitsscheuen Kindern mit Vergnügen Ueberbürdung von Seiten der Schule constatirt", so ist das eine Beleidigung unseres Standes, für welche wir nur ein mitleidiges Achselzucken haben.

Auf die Logik des Verfassers, welcher selbst die Ueberlastung des Gymnasiums in den letzten Jahrzehnten zugesteht, dieselbe Behauptung aber, sobald sie von ärztlicher Seite ausgeht, als unberechtigt zurückweist, wollen wir nicht näher eingehen. Männern seiner Art — es sind deren hoffentlich nicht Viele — würden die deutschen Aerzte wohl nicht jenes imposante Vertrauensvotum gegeben haben, wie solches in den Gutachten der deutschen Aerztevereine bei der Frage der Zulassung der Realschul-Abiturienten zum medicinischen Studium dem Gymnasium ertheilt worden ist. Wir haben es ausgesprochen, daß wir neben dem Festhalten an der klassischen Bildung eine bessere Cultivirung des intuitiven und inductiven Unterrichts auf dem Gymnasium für möglich halten, ohne eine Ueberbürdung der Schüler herbeizuführen, — und wir wollen an dieser Anschauung festhalten, ohne uns durch das Beispiel eines Einzelnen zu allgemeinen Schlüssen verleiten zu lassen.

Auch dürfen wir wohl begründete Zweifel hegen, ob die Fachgenossen des „Philologus" von der durch ihn gelieferten Probe einer inductiven Methode, welche aus vereinzelten, ungenau beobachteten Thatsachen allgemeine gültige Folgerungen ziehen will, sonderlich erbaut sein werden.

Hochachtungsvoll

E. 9. März 1879. G.

* * *

Frankfurt a. M., 1. Febr. 1879.

An die Redaction der „Gegenwart".

Ich habe mit vielem Interesse den verdienstvollen Artikel „Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur" von W. L. van Helten in der letzten Nummer Ihres Blattes gelesen. Ich finde darin ganz besonders das Urtheil über „Hänschen Siebenstern und Lideweide" zutreffend, auch mit dem, was der Verfasser über die vortrefflichen Novellen Cremers sagt, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Es scheint ihm aber entgangen zu sein, daß die Reclam'sche Bibliothek eine Anzahl von Uebersetzungen der Novellen aus der „Betüwe" enthält, worunter namentlich die feinen Schilderungen „auf der Eisenbahn", „die Pfauenfeder", „der Holzwurm", die prächtige Humoreske „Gerrit und sein Sohn Gisbert auf der Kirmes zu Amsterdam" sich hier schon ziemlich viel Freunde erworben haben. Vielleicht interessirt es Herrn van Helten, wenn er auf diesem Wege erfährt, daß so seinem Wunsche schon entsprochen ist.

Ich empfehle mich Ihnen achtungsvoll.

Ernst Langenbach.

Bibliographie.

Hase, Dr. Carl, des Culturkampfes Ende. Eine Denkschrift. 3. verm. Aufl. 8. (VII, 80 S.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1. 50.

Schleiden, Dr. R., die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder. (79 S.) Berlin, Springer. 1. 40.

Dahn, Felix, Sühne. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. (VI, 142 S.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 3. —

Aus St. Jacobi. Eine Recapitulation von A(lbrecht) W(eber). 8. (29 S.) Berlin, Schlesier. — 50.

Britannia-Bibliothek. 6—8. Bd. 8. Straßburg, Schultz & Co. 10. — Inhalt: Die Abtei von Pomeroy. Von der Verf. v. „East Lynne". Ins Deutsche übertr. von Marie Orm. 3 Bde. (232, 224 und 236 S.)

Büchmann, der rothe. Classische Citate mit social-demokrat., christlich-socialen und Centrummist., nebst verschiedenen und vielen anderen Extempores. Von Parvulus Mastix. 8. (IV, 92 und IX S.) Leipzig, Bachmann. 1. 60.

Vilmar, Dr. Otto, zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten. 4. Aufl. gr. 8. (VIII, 308 S.) Marburg, Elwert's Verlag. 2. 40.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Proff. DD. G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg, v. Oppolzer, Schenk, Geh.-R. Prof. Dr. Schlömilch, Proff. DD. G. C. v. Wittstein, v. Zech. 1. Abth. Handbuch der Botanik. 1. Lfg. Lex.-8. (1. Bd. VI u. S. 1—146 mit eingedruckten Holzschnitten.) Breslau, Trewendt. 3. —

Jahrbuch, geographisches. 7. Bd. 1878. Unter Mitwirkung von A. Auwers, G. v. Boguslawski, G. Bruhns ꝛc., herausgegeben von E. Behm. br. 8. (VI, 665 S.) Gotha 1878, J. Perthes. 10. —

Oscar II., König von Schweden und Norwegen. Gedichte und Tagebuchblätter. Im Versmaße der Orig. mit Allerhöchster Autorisation übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Emil J. Jonas. gr. 8. (V, 207 S.) Oberhausen, Spaarmann. 6. —

Peth, Jac., Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. gr. 8. (XIV, 352 S.) Mainz, Prickarts. 4. 50.

Digitized by Google

Inserate.

Illustrirte Classiker-Ausgaben
geeignet als
Confirmations-Geschenke.

Chamisso's Werke. 2 Bde. geb. M. 7.50.
Chamisso's Gedichte. gb. m. Goldschn. M. 4.50.
Goethe's Werke. In 10 Bde. geb. M. 30.—
Goethe's Aus meinem Leben. 2 Bde. geb. mit Goldschnitt M. 9.—
Hauff's Werke. 4 Bde. geb. M. 15.—
Hauff's Lichtenstein. Renaiss.-Einb. M. 5.—
Körner's Werke. 2 Bde. geb. M. 6.—
Lessing's Werke. 8 Bde. geb. M. 30.—
Lessing's Meisterdramen. geb. m. G. M. 4.50.
Schiller's Werke. 6 Bde. geb. M. 22.50.
Schiller's Gedichte. Renaiss.-Einb. M. 5.—
Schiller's Wallenstein. Renaiss.-Einb. M. 5.—
Shakespeare's Werke. 8 Bde. geb. M. 30.—
Bodenstedt's Album deutscher Kunst und Dichtung. eleg. geb. M. 13.50.
Strelitz's Compaß auf dem Meere des Lebens. eleg. geb. M. 6.—

G. Grote'scher Verlag in Berlin.

Neuer Verlag von Theobald Grieben in Berlin.

Mehr Licht!

Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darstellung von **E. Last.** Elegante Ausstattung 5 M., fein geb. 6 M. 50 S. Soll die Philosophie, die Retterin in schweren Lebensnöthen, die Leuchte auf dem Lebenswege, mit ihren werthvollen Besitzthümern dem deutschen Volke ewig fremd bleiben? — Hier ein wirklich populäres, für alle Gebildeten bestimmtes Werk, das den Geist der beiden großen Philosophen überliefert und deren Hauptgedanken klar und anschaulich darstellt ohne die schwierige Form, in welcher dieselben ursprünglich gegeben wurden.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde. Br. 9 M. eleg. geb. 10 M.

Im Verlage von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in **Hannover** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Einführung Shakespeare's in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben
von
M. Petri.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.
Eleg. geheftet 4 M. 80 S. Eleg. gebunden 6 M.

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau, erscheint in Kurzem:

Dorfgeschichten.
14 Klavierstücke
von
Theodor Kirchner.

Opus 39. **Heft I.** 1. Grossvater erzählt von der guten alten Zeit. 2. Unter der Eiche. 3. Der verdriessliche Fagottist. 4. Schlechtes Wetter. 5. Regenbogen. 6. Menuett. 7. Im Mondenschein.
„ **Heft II.** 8. Jagdlied. 9. Zwiegesang. 10. Ländler. 11. Gondellied. 12. Bauerntanz. 13. Bruder Eduard muss läuten gehen. 14. Zum Abschied.

Soeben erschien:

Theodor Kirchner, Opus 37. **Vier Elegien** für Pianoforte. No. 1. 2. 3. 4. à 0,75. Cplt. in 1 Bde. 3,00.

Theodor Kirchner, Opus 38. **Zwölf Etuden** für Pianoforte. Heft I. II. III. IV. à 2,50.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.
Von **Otto v. Corvin.** Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**

Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 S, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 M.
Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Porträtsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten ꝛc.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.
Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Geschenk für Confirmandinnen! Prachtwerk!

In dem untenstehenden Verlage erschien und ist in allen grösseren Buchhandlungen vorräthig:

Die schönste Rose der Welt.
Ein Märchen von Andersen.
Illustrirt von
Julie von Kahle.
Farbendruck von W. Loeillot.
Prachtband hoch 4°. Preis 36 M.

Urtheile der Presse:

„Die Innigkeit der Empfindung, die Delicatesse der Ausführung u. die sinnigen Beziehungen zu dem Entwicklungsgang der Frau eignen dies Buch im Besonderen zu einem gewiss überall dankbar begrüssten Confirmations-Geschenk etc." *(Tribüne).*

„Ein Prachtwerk, welches seine Stelle auf dem Geschenktisch religiös erzogener Töchter u. Frauen vorzüglich schmücken wird." *(Vossische Ztg. L. Pietsch.)*

„Das Buch gibt Zeugniss von einem sehr distinguirten Geschmack u. empfiehlt sich besonders zu ein. künstlerisch werthvollen Geschenk f. Frauen u. Mädchen." *(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)*

„Eine hervorrag. Publikation, welche den ersten Schöpfungen dieses Genre wenigstens ebenbürtig zur Seite tritt." *(Hannöv. Tageblatt.)*

„Ein reizendes, hohen künstlerischen Werth besitzendes Werk." *(Düsseldorfer Zeitung.)*

„Wunderprächtige, stimmungsvolle Farbenbilder." *(Deutsche Ztg. in Wien.)*

„Das liebliche Märchen blüht hier im Glanz der zartesten Farben zu neuem Leben auf." *(Deutsche Rundschau.)*

„Ein wahres Schmuckkästlein, so recht bestimmt, den Geschenktisch einer liebenswürdigen Frau, einer geliebten Tochter zu schmücken." *(National-Ztg.)*

„Zehn mit gleicher Liebe, mit gleicher Farbenpracht verherrlichte Blätter." *(Post).*

„Ein feiner wählerischer Geist spricht sich in den Details des praktisch durchgeführten Stilllebens aus." *(Schlesische Zeitung.)*

„Die Vereinigung von wahrhaft genial entworfenen Rosen, von Figuren, Schrift und Arabesken macht es zu einem Prachtwerk von seltenem Reize." *(Königsberger Hartung'sche Zeitung.)*

„Ein Prachtwerk im vornehmsten Style." *(Frankfurter Zeitung.)*

„Vollendet wie die Compositionen ist die Wiedergabe der schönen Aquarelle im Farbendruck." *(Bremer Nachrichten.)*

Die Verlagshandlung von R. Wagner.
Berlin, Halleschestr. 18.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 22. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands südafrikanische Verlegenheit. Von Friedrich von Hellwald. — China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Nicht die Rose, nein, die Rebe. Von Friedrich Hornfeck. — Goethe und Charlotte Kestner. Von Hermann Kindt. — Fürst Wjäsemski. I. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Englands südafrikanische Verlegenheit.

Von Friedrich von Hellwald.

„Erst kommt Missionär, dann kommt Consul, dann kommt Armee," — so äußerte sich einst, wie Lord Dufferin unlängst in der Londoner geographischen Gesellschaft erzählte, der nunmehr berühmt gewordene Kaffernkönig Ketschwayo einem englischen Missionär gegenüber, welcher ihm die Segnungen brittischer Civilisation und Freundschaft anpries. Es ist sehr verzeihlich, daß die Engländer auf den Barbaren, welcher ihnen am Tugelaflusse eine so empfindliche Niederlage beibrachte, nicht gut zu reden sind, ferner stehende und unbetheiligte Beobachter werden aber nicht umhin können, dem Zulufürsten eine gute Dosis Scharfblick zuzusprechen, denn in wenigen Worten charakterisirte er aufs Treffendste den regelmäßigen Verlauf der Dinge überall dort, wo unter uncivilisirten Racen, sagen wir meinethalben Wilden, Britten Fuß fassen. Auch in Südafrika kamen im Allgemeinen die Dinge so, doch traten noch einige verwickelnde Umstände hinzu, welche die vollste Würdigung erheischen, will man von der Tragweite der gegenwärtigen Verlegenheit, worin England sich in Südafrika befindet, eine richtige Vorstellung erhalten. Von vornherein darf man indeß, ohne ernstlichen Widerspruch besorgen zu müssen, kühnlich behaupten, daß diese Verlegenheit eine naturgemäße Folge der Politik ist, welche das Kabinet von St. James im südlichen Afrika befolgte. Daß dieselbe keineswegs die Billigung aller Denkenden in England selbst findet, dies zeigt aufs Schlagendste ein eingehender Aufsatz im Januarhefte 1877 der Quarterly Review, worin eine in südafrikanischen Dingen wohlbewanderte Feder die Geschichte der englischen Verwaltung und Politik in den Caplanden einer scharfen Prüfung unterzog und zu Schlüssen gelangte, welche für dieselbe durchaus nicht schmeichelhaft, ja nicht einmal sehr ehrenvoll lauten. Allerdings fand der Kritiker sofort wieder seinen Kritiker, welcher in dem nächsten Aprilhefte der Edinburgh Review den Beweis zu erbringen sich bemühte, daß Albions Verhalten in Südafrika im Großen und Ganzen ehrenhaft, weise und erfolgreich gewesen sei. Freilich waren diese Aufsätze vor der Annexion der südafrikanischen Republik (Transvaal) und des daraus entstandenen jetzigen Kaffernkrieges geschrieben, und es wäre nicht uninteressant zu vernehmen, wie diese jüngsten Ereignisse in den Rahmen einer „ehrenhaften, weisen und erfolgreichen" Politik eingefügt werden können. Indeß sind wir glücklicherweise in der Lage, die Bildung unseres Urtheiles nicht auf die sich gegenüberstehenden Parteimeinungen der Engländer gründen zu müssen, sondern verfügen über zahlreiche völlig unparteiische Quellen, nämlich über die Beobachtungen einsichtsvoller und an dem ganzen Streite ganz unbetheiligter Deutscher. Die trefflichen Arbeiten des Dr. Gustav Fritsch, eines Gelehrten, den man dermalen wohl in jeglicher Hinsicht für einen der besten Kenner Südafrikas halten muß, gewähren in den Grundfragen, um die es sich hier handelt, unvergleichlich mehr Licht, als eine ganze lange Serie von Parliamentary Papers, woraus die brittischen Pamphletisten ihre Weisheit schöpfen. Während Letztere auswählen, was ihnen für ihre Zwecke eben paßt und die herangezogenen Argumente wiederum blos die subjectiven Ansichten von Männern sind, welche als Militärs oder Politiker an der Verwaltung der Colonien betheiligt waren, also bei ihrer Ankunft schon einer bestimmten Parteistellung angehörten, der sie auch meist ihre Anstellung verdankten, keinesfalls als einfache objective Beobachter oder gar der wissenschaftlichen Forschung willen ins Land kamen, tragen die Berichte der Deutschen, welche — von den unteren Klassen natürlich abgesehen — fast immer ein wissenschaftliches Interesse leitete, den Stempel unverkennbar ungeschminkter Wahrheitsliebe und objectiver Beurtheilung. Unter den neueren Erscheinungen dieser Art möchte ich ganz besonders auf das vorzügliche, ungemein lehrreiche Buch Ernst von Webers „Vier Jahre in Afrika" (Leipzig 1878. 8. 2 Bde.) aufmerksam machen, welches in die südafrikanischen Verhältnisse den tiefsten Einblick gestattet und von einem Manne herrührt, dessen Begeisterung für humanitäre Ziele auch von keinem Britten, geschweige denn von einer brittischen Regierung übertroffen werden kann. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die Urtheile aller dieser unverdächtigen Zeugen keineswegs auf eine Bestätigung, vielmehr auf das gerade Gegentheil einer „ehrenhaften, weisen und erfolgreichen" Politik der Engländer hinauslaufen und uns in dem Verfasser des obengedachten Aufsatzes in der Quarterly Review einen Mann bewundern lassen, welcher — eine rara avis — seinen von ihrer Ueberlegenheit sehr eingenommenen Landsleuten mit rückhaltloser Offenheit die freilich sehr bitter schmeckende Wahrheit zu sagen den seltenen Muth fand. Auf die vielerlei Einzelnheiten und strittigen Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort; reichlich bieten sie Stoff zu einem ganzen Buche, welches sicherlich zu den interessantesten gehören würde; ich will mich hier, wie es der Rahmen einer Wochenschrift nicht anders gestattet, auf das bloße Hervorheben der allerwichtigsten Gesichtspunkte beschränken.

Die Capcolonie oder das Capland, in welchem die Britten zuerst Fuß faßten in Südafrika, ist keine Colonie der Engländer, sondern ein erobertes Gebiet, in welchem schon Weiße einer anderen europäischen Nation ansässig waren. Die Niederlassungen am Cap der Guten Hoffnung hatten die Holländer

Digitized by Google

gegründet und den Niederlanden nahm Großbritannien die Colonie im Pariser Frieden 1814 ab, nachdem es sich derselben schon 1795 und 1806 bemächtigt, um den Schlüssel des Seeweges nach Indien nicht etwa in die Hände Frankreichs fallen zu sehen, welches damals ja in den Niederlanden herrschte. Wie heute in Bezug auf den Suezkanal und die orientalische Frage, so ward hinsichtlich des Caps Englands Haltung schon damals ausschließlich von seinen indischen Interessen dictirt. Von allem Anfange an stand demnach im Caplande den brittischen Herren eine compacte holländische Bevölkerung, die sogenannten Boers (Bauern, spr. Buhr) gegenüber, welche den von ihnen völlig unverschuldeten Wechsel der Dinge nur mit Mißmuth ertrugen. Nicht wie in anderen Theilen der Erde hatte England es hier blos mit einem, sondern mit zwei fremden Volks- und Culturelementen zu thun, mit den uncivilisirten, wilden Eingebornen, den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern, und auch mit den holländischen Boers, deren Gesittungsstufe allerdings gegen jene der Engländer in beträchtlichem Rückstande sich befand und heute noch befindet. Man darf nun ungescheut behaupten — die Geschichte dient als unwiderleglicher Zeuge — daß die Politik der Engländer gegen die einen ebenso verkehrt war wie gegen die anderen.

Erst im Jahre 1820 fand, da in der ansässigen Bevölkerung bis dahin brittisches Element noch gar nicht vorhanden war, zur Kräftigung der englischen Herrschaft die erste größere Einwanderung von Engländern, Schotten und Iren statt, welche sich im Osten des Landes niederließen und dort allmählich verdichteten. So ward im Caplande selbst zwischen Ost und West ein unheilvoller Gegensatz in Volk, Sprache und Sitten geschaffen, der auch heute noch von allergrößter Bedeutung ist. Der Westen, mit seiner überwiegenden Kopfzahl, ist holländisch und ackerbauend, aber ärmer, der Osten englisch und handeltreibend, aber reicher. Anfangs ging jedoch Alles ziemlich glatt; Boers und Regierung kamen mit einander leidlich aus, bis das Verhalten der Letzteren gegenüber den wilden Eingebornen den ersten Mißton in dieses Verhältniß brachte. Die Boers, die ältesten Ansiedler, hatten ihren Grund und Boden seinerzeit natürlich von den Eingebornen mühsam errungen und hatten denselben wenigstens in den Grenzregionen noch beständig gegen die Angriffe der räuberischen Wilden mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen. Zwischen den Schwarzen und den Boers bestand demnach eine dauernde Fehde, welche dem beidertheiligen Gesittungsgrade entsprechend geführt wurde. Was die Boers betrifft, so sind sie zweifelsohne in Folge ihrer völligen Abgeschiedenheit vom Mutterlande stark zurückgeblieben und die Urtheile über sie klingen sehr mannichfaltig. Englische Federn schildern sie zumeist in den schwärzesten Farben: roh, beschränkt und unwissend, bigott und fanatisch. Die heidnischen wilden Kaffern und Hottentotten waren in den Augen der Boers keine Menschen, sondern bloße schepsels, d. h. Geschöpfe ohne jegliche Rechte; die Sklaverei derselben selbstverständlich. Lichtseiten kennen solche Darstellungen an den Boers gar nicht. Deutsche Forscher belehren uns indeß, daß bei manchem Richtigen in diesem Gemälde ein gut Stück Uebertreibung mit unterläuft; bei aller Einfalt und primitiven Rohheit der Sitten steht Ernst von Weber nicht an, in dem Boer einen entschiedenen Pionnier der Cultur in Afrika zu erblicken. Der Boer war allerdings Sklavenhalter, wie in früherer Zeit ja alle Colonisten überhaupt, es stellte sich indeß heraus, daß die Sklaverei im Caplande einen durchaus patriarchalischen, milden Charakter trug und noch trägt, wenn die Anschuldigungen wahr sein sollten, daß im Oranje- und Transvaalgebiete noch bis in die jüngste Zeit Sklaven gehalten wurden.

Für die herbe, dem Menschenfreunde freilich schmerzliche culturgeschichtliche Wahrheit, daß für wilde Racen die Sklaverei, sogar wenn mit den häßlichsten Ausschreitungen verbunden, immerhin eine Schule der Gesittung bildet, daß der Naturmensch, soll er nicht zu Grunde gehen, zur vernünftigen Freiheit erst langsam erzogen werden will, die Bande, welche ihn der civilisirteren Welt unterordnen, nicht plötzlich gesprengt, sondern nur sehr allmählich gelockert und erst nach langer Zeit gänzlich gelöst werden dürfen, — für diese Binsenwahrheit hat das englische Volk niemals das geringste Verständniß besessen. Von christlichen Ideen erfüllt, strebt es vielmehr auch die christlichen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschenkinder in praktische Wirklichkeit zu übersetzen, und beobachtet, officiell wenigstens, jene Politik barbarischer Humanität, welche die angebliche Befreiung und Beschirmung wilder Stämme um den Preis unsagbaren Elends anderer Menschen und obendrein meist noch mit Strömen von Blut erkauft. Der sonst so praktische Engländer merkt nicht, daß er da als einfacher Schwärmer handelt, ja er ist, trotz des eclatanten Fiascos, welches diese angebliche Humanitätspolitik überall noch erlebte, trotz der jeden Menschenfreund tief betrübenden verderblichen Folgen, welche die plötzliche Emancipation der Farbigen für diese selbst stets und allerwärts nach sich gezogen hat, noch ungemein stolz auf diese Leistungen. Wo solche Ansichten die Grundanschauungen von Volk und Regierung bilden, kann der Conflict mit den wirklichen Verhältnissen nicht lange auf sich warten lassen.

So war es auch in den Caplanden. In Bälde ergriff England Partei für die mit den Boers in offener Feindschaft lebenden Schwarzen, und zwar ward die jähe Aufhebung der Sklaverei befohlen, kurz nachdem die Colonisten einen ungemein blutigen Kaffernkrieg ausgefochten hatten. Ob ihre schwarzen Schützlinge auch ihrer Fürsorge wirklich werth sind, ist eine Frage, um welche sich die im Wege der Humanität völkervertilgenden Philanthropen Englands blutwenig kümmern. Was nun die Kaffern anbelangt, so ertheilen ihrem Charakter alle unparteiischen Beobachter das denkbar schlechteste Zeugniß. Man lese darüber Fritschs eingehende Schilderungen. Diese Race ist ohne Zweifel eine der feigsten, welche die Erde trägt; doch beim geringsten Zeichen von Furcht auf Seiten des Gegners bekommt der Kaffer Muth und kennt dann in seiner Wildheit keine Grenzen. Er übertrifft an Grausamkeit und Blutgier den amerikanischen Wilden, der ihn an edlen Eigenschaften und Muth weit überragt. Die plötzliche Entlassung dieses Volkes aus der bisherigen milden Sklaverei der Boers beraubte diese nicht blos der unentbehrlichen Arbeitskräfte und brachte die meisten Familien an den Bettelstab, sondern sie erfüllte die Colonie mit zahllosem Raub- und Diebsgesindel, welches so zu sagen unter dem Schutze der Regierung stand. Den Boers wurde nämlich verboten, von dem Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch zu machen, die Regierung aber vermochte ihnen durchaus keinen zulänglichen Schutz zu gewähren. Diese verderbliche Politik, welche die Frechheit der Schwarzen geradezu züchtete und die ohnehin nicht zu sehr geneigten Boers in ihren vitalsten Interessen verletzte, war hauptsächlich das Werk der Missionäre, welche in den Londoner Regierungskreisen leider Einfluß gewannen. Wie ein dunkelrother, blutgetränkter Faden zieht sich das freilich sehr wohlgemeinte Wirken der englischen Missionäre durch die Geschichte aller Racen, die sie mit ihrer Gegenwart heimsuchten; so auch in Südafrika. Fast überall haben die öffentlichen Verhältnisse unter den Eingebornen sich seit Ausbreitung des Christenthums verschlechtert*), und wenn auch den Missionären nicht alle Schuld beizumessen ist, so haben diese doch entschieden Unrecht, wenn sie behaupten, die Händler und die Boers allein seien die Teufel, welche das Unkraut unter den Weizen gesäet haben. Thatsache ist — kein Ethnologe leugnet es —, daß der Einfluß unserer Civilisation auf die schwarzen Stämme ein nach jeder Richtung hin verderblicher, für sie selbst aber vernichtender ist; Thatsache ist aber auch, daß die ersten Vorläufer dieses Einflusses die Missionäre sind. Ketschwayo hat ganz Recht mit seiner Sentenz: „Erst kommt Missionär!“

Der angedeutete Unterschied in der Grundauffassung der Behandlung der Schwarzen ist bis auf die Gegenwart für das

*) Eine rühmliche Ausnahme macht die katholische Mission in Bagamoyo, welche allerdings weniger Neophyten als unterrichtete praktische Arbeiter heranzubilden sucht.

Digitized by Google

Verhältniß zwischen England und den Boers maßgebend geblieben. Die Geschichte der Letzteren ist rasch erzählt. Als sie sich von der Colonialregierung der Willkür der Eingebornen schutzlos preisgegeben sahen, beschlossen viele von ihnen zu „trekken", d. h. fortzuziehen, jenseits der damaligen Grenzen der Colonie und in der Wildniß sich eine neue, unabhängige Heimat zu gründen. Ein Theil zog nach dem Lande am Nordufer des Oranje und drang von dort über die Drachenberge erobernd nach der Meeresküste, wo die Republik Natal entstand. Die Boers gründeten dort die Hauptstadt Pietermaritzburg, aber nicht lange durften sie ihrer Unabhängigkeit sich erfreuen. England, welches doch sonst, wo sein Vortheil daran hängt, das Selbstbestimmungsrecht der Völker proclamirt, folgte den Boers auf Schritt und Tritt; es betrachtete sie, die wahrlich niemals darnach sich gesehnt hatten, als seine Unterthanen, deren Verband mit der Auswanderung über die Reichsgrenze nicht erlosch. Englisches Gebiet sei vielmehr überall, wo brittische Unterthanen wohnen, und ihre Eroberungen Englands Eroberungen. Es nahm daher den Boers Natal ab und machte daraus eine brittische Kroncolonie. Die meisten Boers zogen darauf wieder zurück über die Drachenberge, an den Oranje Rivier, aber bald erklärten die Engländer sich zu Herren auch jenes Gebiets. Bei einem feindlichen Zusammenstoße geschlagen, trekkten die Boers unter ihrem Anführer Pretorius nochmals nach Norden und gründeten jenseits des Vaalflusses eine neue Niederlassung, Transvaal oder, wie sie später amtlich hieß, die Südafrikanische Republik.

Mittlerweile hatte die den Eingebornen gegenüber beobachtete Politik der Nachsicht und Milde die Früchte getragen, welche alle Einsichtsvollen, die nicht etwa den Missionärsrock trugen, längst verkündet hatten: wiederholte Kriege mit den Kaffern, begleitet von endlosem Blutvergießen beiderseits, waren entbrannt und England sah sich, um die Wilden wirksam im Zaume zu halten, zur Annexion immer weiterer Gebiete gedrängt. Auf dieser abschüssigen Bahn hielt es einen Augenblick inne; die Lasten wurden zu drückend, und da beschlossen denn die brittischen Staatsmänner, die nördlichen Boers zum natürlichen Bollwerke gegen die Wilden zu machen. In egoistischer Großmuth trat die brittische Krone von der Souveränität des Oranjegebietes freiwillig zurück und erkannte die Unabhängigkeit der beiden Freistaaten Oranje und Transvaal an. Sobald sich indeß herausstellte, daß die Quelle des Uebels damit nicht verstopft sei, sondern daß die beiden Republiken zu schwach seien, um dem Anpralle der Eingebornen erfolgreich zu begegnen, ward die alte Politik der Annexion wieder aufgenommen. Ostgriqualand und Basutoland eröffneten den Reigen; selbstredend wichen die Britten dabei blos der bittersten Nothwendigkeit; eine Erweiterung ihres Gebietes lag gar nicht in ihrem Sinne, war ihnen überaus unwillkommen, ja eigentlich war es ein Opfer, welches sie den Eingebornen brachten, daß sie ihr Land an sich nahmen, und diese hatten ihnen dafür dankbar zu sein. Jeder Unbefangene erkannte indeß schon damals, daß Albions terrae sacra fames auf das Verschlingen ganz Südafrikas gerichtet sei. In diesem Programme hat es seither die besten Fortschritte gemacht. In die inneren Angelegenheiten der beiden Bauernrepubliken fanden die englischen Gouverneure stets Gelegenheit sich einzumischen, wozu die Schwäche dieser Staatswesen unleugbar beitrug. Von den Eingebornen wiederholt bekriegt, mußten sie öfters die Intervention der Britten anrufen, und diese scheuten sich auch nicht, den bestehenden Verträgen eben jene Deutung zu geben, die ihnen am besten paßte. In augenfälligster und rücksichtslosester Weise geschah dies bei der durchaus willkürlichen Besitznahme der Diamantfelder am Vaalflusse, welche in einem Gebiete lagen, das die Engländer als Westgriqualand sich einfach aneigneten, obwohl es bis dahin ganz unbestritten dem Oranjefreistaate gehört hatte. Jeder Versuch, diesen schwer qualificirbaren Vorgang zu beschönigen, muß bei den deutschen Lesern scheitern, seitdem wir Herrn von Webers unparteiische gewissenhafte Darstellung desselben besitzen. Der letzte bedeutsame Schritt zur Ausführung des oben angedeuteten Programmes war die Annexion des innerlich durch langwierige Kaffernkriege zerrütteten Transvaalfreistaates, dem jene der nunmehr fast allerseits von brittischem Gebiete umringten Oranjerepublik wohl in nicht allzu ferner Zukunft sicherlich folgen wird.

So glänzend dieses Gemälde dem Fernerstehenden erscheinen mag, so reich ist es doch an dunklen Punkten und inneren Schwierigkeiten. Die Geschichte der politischen Entwickelung in der Capcolonie wie in Natal verdiente ein genaues Studium; bald würde man dabei sich überzeugen, daß Fragen von unschätzbarer Tragweite, welche alle dortigen Verhältnisse beherrschen, von einer nur halbwegs befriedigenden Lösung noch himmelweit entfernt sind. Dazu gesellt sich nun die traurige Erbschaft der Transvaalrepublik: nicht blos ist in Folge der Annexion England ihren äußeren Feinden gegenüber an Stelle der Republik getreten, sondern der gegen den Willen der Boers ausgeführte Gewaltstreich hat unter diesen eine tiefgehende Gährung erzeugt, welche zu einem Bunde zwischen ihnen und ihren früheren Todfeinden, den Eingebornen, führen kann. Der Krieg mit den Zulu, dessen blutdürstiger König Ketschwayo eine ebenso allgemein anerkannt hervorragende geistige Begabung wie große Schlauheit besitzt, ist schon ausgebrochen und die Britten haben einstweilen an ihm einen nicht zu unterschätzenden Gegner kennen gelernt. Ketschwayo erhob Anspruch auf gewisse östliche Theile Transvaals und die Engländer selbst mußten anerkennen, daß diese Ansprüche im Wesentlichen begründet sind. Zweifelsohne dürfte es den Engländern schließlich doch gelingen, mit den Zulu fertig zu werden. Nun brechen aber auch von Norden immer neue kriegerische Stämme aus dem Inneren hervor, mit denen das alte Spiel von vorne begonnen werden muß. So dringen jetzt schon an der Grenze von Transvaal die Matabele heran, denen gleiche kriegerische Tüchtigkeit nachzurühmen ist wie den Zulu. Mit Einem Worte, die Eingebornen wachsen den Britten über den Kopf. Noch viel schlimmer ist aber das Verhältniß zu den Boers, deren harter Sinn zu beugen seit mehr denn siebzig Jahren die Engländer sich vergeblich bemühen, und die jetzt weniger denn je geneigt sind, das brittische Joch zu tragen. So darf man sich denn nicht wundern, wenn die Staatsmänner Englands hinsichtlich Südafrikas ziemlich düster in eine an Verlegenheiten reiche Zukunft blicken.

China und seine politische Stellung zum Auslande.

Von B. M.

(Schluß.)

Auf die Einzelheiten der Kämpfe näher einzugehen, welche die Fremden von Canton bis nach Peking führten, liegt keine Veranlassung vor; trotz einzelner individuellen Heldenthaten, trotz der persönlichen Tapferkeit, von der namentlich die mandschurischen Truppen wiederholt glänzende Beweise ablegten, war das ganze System zu verrottet, als daß es nicht hätte beim ersten Anprall zusammenbrechen sollen, und dreimal wiederholte sich das Schauspiel, daß das gewaltige Reich einer Hand voll Männer unterlag, die an Zahl kaum derjenigen gleich kam, welche man gewohnt ist bei den militärischen Schaustellungen in den Hauptstädten der continentalen Mächte versammelt zu sehen. Dagegen darf nicht unbemerkt bleiben, daß das Vorwärtsdrängen von der äußersten Grenze des Reichs bis nach dem ideellen Mittelpunkt desselben, der Hauptstadt, weniger der eigenen Initiative der Fremden entsprang, als es ihnen durch die Verlogenheit und Unzuverlässigkeit der Chinesen aufgezwungen wurde. Als alle Versuche, mit den Lokalbehörden in Canton zu einer Verständigung zu gelangen, fehlschlugen, wurden die militärischen Operationen und die diplomatischen Verhandlungen an den Yangtse-kiang verlegt und der Frieden in Nanking abgeschlossen; der

Digitized by Google

zweite Feldzug führte die Fremden nach Tientsin, und der dritte sah die englischen und französischen Fahnen von den Mauern von Peking wehen. Charakteristisch für alle diese Kämpfe bleibt aber, daß sie vollständig lokalisirt und auf einen möglichst kleinen Raum beschränkt wurden; noch während des letzten Feldzuges, als die Truppen der Verbündeten auf Peking marschirten und das Schicksal der Dynastie in Frage stand, nahmen in allen geöffneten Häfen die kaufmännischen Geschäfte ihren ruhigen Fortgang und erhoben die chinesischen Behörden im Namen des Kaisers und für den Schatz desselben die Abgaben von den Waaren, welche die Schiffe der Feinde des Reichs brachten, ja in mehr als einer Stadt schützten englische oder französische Waffen die Mandarinen gegen den Ansturm der Taipings. — Dieser Zustand entsprach den beiderseitigen Wünschen und Interessen. Den Fremden mußte Alles daran liegen, die Kräfte, welche sie zu bekämpfen hatten, möglichst zu isoliren und dadurch zu schwächen, und eine Betheiligung der großen Masse der Bevölkerung an dem Kriege zu verhindern; die Mandarinen in den geöffneten Häfen konnten die Steuern forterheben und hochtrabende Berichte über die Kunst schreiben, mit der sie die Barbaren gezähmt und die Ausbrüche der Wildheit derselben verhindert hatten; selbst die chinesische Regierung fand, wenigstens während der beiden letzten Kriege, ihren Vortheil bei dieser Lokalisirung der Feindseligkeiten, indem bei ihr die Furcht, durch eine Bewaffnung der Bevölkerung dem Aufstand der Taipings neue Kräfte zuzuführen, größer war als die Erwartungen, die sie auf eine thatkräftige Unterstützung durch die ihrem Rufe etwa Folge leistenden Elemente setzen mochte.

Die bei verschiedenen Gelegenheiten und namentlich nach der Zerstörung des Sommerpalastes aufgefundenen Eingaben der chinesischen Unterhändler und Decrete des Kaisers gewähren eigenthümliche Einblicke in das Treiben in den höchsten Beamtenkreisen und am Kaiserhofe während dieser Ereignisse, welche das Reich bis in seine Grundfesten erschütterten. So müssen die Satrapen des Großkönigs berichtet, so Darius decretirt haben, als Alexander seine Hand schon nach der persischen Krone ausstreckte; auf der einen Seite die unterthänigste Verlogenheit, die zwar die Erfolge der Barbaren nicht ganz wegzuleugnen wagt, aber sie doch nach Kräften abschwächt und sich an die Gnade des Kaisers wendet, damit dieselbe den Siegern die Bitten gewähre, deren Uebermittelung bis zu den Füßen des Throns die sich des dadurch begangenen Frevels wohl bewußten Berichterstatter übernommen haben; auf der andern maßlose Aufgeblasenheit und Unwissenheit, die bald im Zorn die gänzliche Vernichtung der Barbaren befiehlt, bald denselben, da sie die Räumung einiger der eroberten Plätze versprochen haben, huldvoll die Erfüllung der Friedensbedingungen zusagt; Alles in Allem ein Possenspiel, dessen Bedeutung für das Wesen des chinesischen Staats eine um so ernstere ist, als dasselbe sich nur unter Wissenden abspielt und nicht auf die Täuschung der großen Menge berechnet war. Durch alle Ereignisse von 1840—60 hindurch aber zieht sich bei den Chinesen als maßgebend für ihre Beziehungen zu der europäischen Außenwelt ein tiefer Haß gegen alles Fremde und die Ueberzeugung von der eigenen Vollkommenheit.

Mit dem Abschlusse des Vertrages von Peking 1860, und noch mehr mit dem Staatsstreich im November 1861, durch welchen der Regentschaftsrath gestürzt und die Kaiserin Wittwe und Mutter und durch dieselbe wiederum der Prinz Kung an die Spitze der Regierung berufen wurden, trat eine neue Epoche für die Beziehungen Chinas zur Außenwelt ein. Nicht daß die an höchster und einflußreichster Stelle herrschenden Ansichten freisinniger oder fremdenfreundlicher geworden wären, im Gegentheil, es war in dieser Beziehung Alles beim Alten geblieben und die Stimmung durch die Erinnerung an die erlittene Demüthigung vielleicht eher noch verbitterter geworden, aber die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, den Forderungen der Fremden noch länger offene Gewalt entgegenzusetzen, hatte sich Bahn gebrochen und dem entsprechend wurde die Haltung geändert. Zugleich machte sich die Nothwendigkeit geltend, Ruhe im Innern zu schaffen und so dem erschöpften Reiche Zeit und Gelegenheit zu gewähren, sich von den Schlägen der letzten zwanzig Jahre zu erholen. Der Energie, mit welcher die chinesischen Staatsmänner dieser Aufgabe oblagen, kann nur die höchste Anerkennung gezollt werden; mit rücksichtsloser Aufwendung von Menschen und Geld wurde das Ziel verfolgt, die Macht der Regierung überall da wieder herzustellen, wo sie durch innere oder äußere Feinde ganz oder theilweise aufgehoben worden war; das Jahr 1865 sah die Unterdrückung des Taiping-Aufstandes, der seit 1850 fast die Hälfte des Reichs verheert hatte, 1867 endigte mit der gänzlichen Niederwerfung der Nienfei; der Aufstand in Yunnan und das aus demselben hervorgegangene Sultanat von Tali wurden 1872 unterdrückt, und der scheinbar gefährlichste Gegner des himmlischen Reichs, die neu errichtete mohamedanische Herrschaft in Ostturkestan, unterlag gegen Ende 1874 den chinesischen Waffen, nachdem ihr Gründer, Yakub Khan, kurze Zeit vorher gestorben war. So stand am Schlusse des Jahres 1877 China zum ersten Male seit langer Zeit frei von innern Aufständen da, abgesehen von solchen kleinen lokalen Unruhen, welche wie Nervenzuckungen bald an diesem, bald an jenem Gliede auftreten und den Beweis dafür liefern, daß der Organismus des großen Reichs nicht von Krankheitsstoff frei sei.

Diese innere Kräftigung mußte auch auf die äußeren Verhältnisse, zunächst freilich zu den angrenzenden Staaten, ihre Wirkung üben. Corea, dessen Beziehungen zu China sich seit der Mitte der sechziger Jahre etwas gelockert zu haben schienen, ist willig in das alte, in seiner Bedeutung doch wohl manchmal unterschätzte Verhältniß zurückgetreten, wofür der Einfluß als Beweis dienen möge, den die chinesische Regierung in Betreff der Freilassung des gefangen gesetzten Bischofs Ridel 1878 geltend zu machen im Stande gewesen ist; Nepal, das sich den Engländern gegenüber so spröde verhält, hat 1876 seine Tributzahlungen an China wieder aufgenommen; Tonkin, dem sein Vertrag mit Frankreich alle directen politischen Beziehungen zu andern Staaten ohne die Genehmigung des Protectors untersagt, entsendet trotzdem fast jedes Jahr eine Gesandtschaft nach Peking; Birmah hat dasselbe sofort nach Unterdrückung des Aufstandes in Yunnan gethan und seitdem mehrere Male wiederholt; selbst die im Laufe der letzten Jahre von Japan annectirten Liu-Kiu-Inseln fahren fort, für die Wiederanknüpfung der alten Beziehungen zu China zu agitiren; kurz, China nimmt heute dieselbe Stellung zu seinen Nachbarn ein, wie unter den mächtigsten Kaisern der gegenwärtigen Dynastie.

Den Vertragsmächten gegenüber mußten sich die Verhältnisse allerdings anders gestalten. Der Glaube an die Oberhoheit des chinesischen Kaisers war in zu fühlbarer Weise erschüttert worden, als daß er hätte fortfahren können, sich vorläufig wenigstens in anderer Weise als durch kleine Unhöflichkeiten und Ueberhebungen zu zeigen, aber der Haß gegen alles Fremde, wie die Furcht vor dem Einfluß, den dasselbe auf die innern Zustände des Reichs ausüben könnte, bestanden unvermindert fort und mußten, auch nach der Wiederherstellung wenigstens äußerlich friedlicher Beziehungen, die Grundlage der chinesischen Politik den Vertragsmächten gegenüber bilden. Schon gleich nach dem Abschluß der letzten Verträge waren von Peking aus Weisungen an die Provinzialbehörden ergangen, der Ausführung der Bestimmungen derselben einen entschlossenen, wenn auch fürs Erste nur passiven Widerstand entgegenzusetzen und zu versuchen, auf diese Weise einen Theil des verloren gegangenen Terrains zurückzugewinnen. Die Politik der Vertragsmächte wie ihrer Vertreter kam diesem Bestreben auf halbem Wege entgegen. Der schnelle und glückliche Ausgang des Feldzuges von 1860 hatte eine solche Last von den Herzen der leitenden französischen und besonders englischen Staatsmänner genommen, daß alle ihre Instructionen während der nächsten Jahre nur Variationen zu dem Thema „keine neuen Verwicklungen" waren. Nebenbei mochten einige der in höheren oder niederen Stellen praktisch an der Lösung der Frage betheiligten Personen wirklich ehrlich der Meinung sein, daß eine zurückhaltende und abwartende Politik der sogenannten freisinnigen und fremdenfreundlichen Partei, als

Digitized by Google

deren Führer man den Prinzen Kung anzusehen pflegte, Gelegenheit geben würde, aus eigenem Antriebe der chinesischen Politik eine ihren vermeintlichen persönlichen Gefühlen entsprechendere Richtung zu geben. Den höchsten Grad erreichte diese Vertrauensseligkeit bei der Inscenesetzung der Burlingame'schen Sendung an die Vertragsmächte 1868, welche die „Times" leider zu spät, 1877, als eine Farce bezeichnete. Seit dieser Zeit haben sich die Ansichten der mit den chinesischen Zuständen bekannten Personen, einige unverbesserliche Ideologen abgerechnet, freilich sehr geklärt, aber die Lage der Verhältnisse ist dadurch keine bessere geworden. Die über die sogenannte Maogary-Frage veröffentlichten englischen Blaubücher und ein vor einigen Monaten über China erschienenes Werk des früheren französischen Geschäftsträgers in Peking, Grafen Rochechouart, geben darüber eigenthümliche Aufschlüsse. Nach wie vor fahren die chinesischen Behörden fort, die Ausführung der Bestimmungen der Verträge nach Kräften zu umgehen; werden die Reclamationen dringender, so wird die jahrelange Nichtausführung der Verträge als Beweis dafür angeführt, daß der Sinn des betreffenden Artikels überhaupt ein ganz anderer sei, als der fremde Vertreter behaupte, und bleibt schließlich kein Schlupfloch mehr übrig, so ist die ultima ratio chinesischer Staatsweisheit heute noch derselbe Einwand, welchen die chinesischen Unterhändler 1861 dem preußischen Gesandten Grafen zu Eulenburg gegenüber erhoben: die Gewalt, mit welcher die Verträge China aufgezwungen worden seien. Aber nicht allein den Fremden gegenüber verhält sich die chinesische Regierung so ablehnend, die vorgeschrittenen Elemente im Lande selbst haben unter demselben Nachtheil zu leiden. Will der Generalgouverneur einer Provinz eine Telegraphenlinie anlegen, so wird seine Absicht gewiß durch ein Verbot von Peking aus durchkreuzt, schlägt ein Anderer die Aufhebung der alten Examina für die Militär-Mandarinen vor, da Bogenschießen und Lastenheben nicht mehr als Kennzeichen eines brauchbaren Offiziers gelten könnten, so erhält er einen Verweis, weil er leichtsinnig an einem durch Alter geheiligten Brauche rühre; kurz überall, wo es sich um einen Fortschritt handelt, greifen die höchsten Behörden hindernd ein.

Es würde indessen irrthümlich sein, in diesem Conservatismus à outrance nur ein Symptom des Mangels an Verständniß für die Vortheile, welche die fremde Civilisation zu bieten im Stande ist, zu erblicken; er entspringt vielmehr in erster Linie jener Scheu vor der Uebernahme von Verantwortlichkeit, welche das Verfahren der chinesischen Beamten charakterisirt. Nicht als ob es denselben an Macht fehlte, eine eigene Ansicht zu haben und nach derselben zu handeln, im Gegentheil, die chinesische Geschichte sogar der letzten zwanzig Jahre ist reich an Beispielen von seltener Entschlossenheit und Standhaftigkeit, immer aber nur in Fällen, welche sich auf einen durch sein Alter geheiligten Präcedenzfall zurückführen lassen. Noch vor wenigen Jahren erregte ein Vorfall großes Aufsehen. Der Lieblings-Eunuch einer der Kaiserinnen war von derselben mit einem Auftrage nach einer der am Yang-tse-kiang gelegenen Provinzen geschickt worden; Alles zitterte vor dem mächtigen Günstlinge, dessen Einfluß gekannt und gefürchtet war und der überall mit der größten Anmaßung auftrat. Da ließ in einer der Städte, welche er zu passiren hatte, der Gouverneur ihn verhaften, ins Gefängniß werfen und hinrichten, weil nach einem alten kaiserlichen Edict kein Eunuch als Abgesandter des Kaisers auftreten dürfe. Dem Gouverneur wurde kein Haar gekrümmt und der hohe Beamte in der Hauptstadt, auf dessen Anstiften, wie allgemein bekannt, die ganze Sache ins Werk gesetzt worden war, ist heute Mitglied des großen Secretariats und einer der leitenden Staatsmänner des Reichs; derselbe Mann aber, der sich nicht gescheut, gegen den Günstling der höchsten Person im Staate in solcher Weise vorzugehen, würde sich nie entschließen können, seinen Namen mit der Einführung einer Maßregel in Verbindung zu bringen, für die sich nicht ein Analogon in der früheren Geschichte des Reichs nachweisen ließe.

Unter diesen Verhältnissen ist es für die Fortentwicklung Chinas doppelt verhängnißvoll, daß seit beinah zwanzig Jahren kein selbstständiger Kaiser mehr die Zügel der Regierung in Händen gehabt hat. Nach dem Tode Hienfungs 1861 bestieg sein unmündiger Sohn Tung-chih den Thron, der 1875, ein Jahr nach seiner Majorennitätserklärung, starb; ihm folgte im Alter von zwei oder drei Jahren der jetzt regierende Kwang-sii, so daß dem Reiche voraussichtlich noch zehn Jahre einer neuen Minorennität bevorstehen. Nach Kräften Alles beim Alten zu erhalten, sich jeder Neuerung zu widersetzen, das nach allen Seiten mit dem Einsturz drohende Staatsgebäude nothdürftig zu stützen und zu halten, das sind die Aufgaben der chinesischen Staatsmänner während der letzten zwanzig Jahre gewesen und werden es auch bleiben, bis der Herrscher selbst im Stande sein wird, die Verantwortlichkeit mit für seine Handlungen zu übernehmen. Die Frage ist eben nur, ob das Schicksal, welches namentlich in solchen Uebergangsstadien sehr schnell zu schreiten pflegt, abwarten wird, bis es der chinesischen Staatsweisheit gefällig ist, sich vorwärts zu bewegen, oder ob es über die ungefüge Masse hinweg seinen eigenen Gang gehen wird. Je häufiger die Berührungspunkte zwischen China und den fremden Mächten werden, desto schneller wird sich das Geschick des großen Reichs erfüllen. Heute grenzt dasselbe nur auf einer freilich Tausende von Meilen langen, aber vielfach durch schwach oder gar nicht bevölkerte Gebiete gehenden Linie an Rußland, aber trotzdem die Verhältnisse so günstig wie möglich für China liegen, ist doch fast kein Jahr vergangen, in dem die russischen Grenzsteine nicht an einer oder der andern Stelle vorgerückt worden wären. England und Frankreich werden heute noch durch Birmah und Tonkin vom chinesischen Reiche getrennt, aber die Annexion beider Länder durch ihre mächtigen Nachbarn ist nur eine Frage der nächsten Zukunft und wer weiß, ob der Aufstand Li Yung-chois, welcher sich augenblicklich auf der Grenze zwischen Tonkin und Kwangsi abspielt und die Ansprüche Gis auf den Thron von Tonkin zur Veranlassung haben soll, dieselbe nicht sehr bald für dieses Reich zur Entscheidung bringt. Einmal aber der unmittelbare Nachbar englischer, französischer und russischer Besitzungen wird für China nichts Anderes übrig bleiben, als gutwillig oder gezwungen auch seinerseits dem Zeitgeist einige Zugeständnisse zu machen und aufzuhören, als ungefüge Masse die beiden civilisirten Hälften der Welt von einander zu trennen. Daß auf diese Weise die Frage gelöst werden wird, wie lange China sich noch den Fortschritten der Civilisation verschließen kann, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; von der Einsicht der chinesischen Staatsmänner wird es abhängen, ob dieser Uebergang sich allmählich und auf friedlichem Wege, oder mittelst einer gewaltsamen Krisis vollziehen wird, bei der das Reich leicht in Stücke gehen könnte. Mehr als ein chinesischer Würdenträger ist unterrichtet und einsichtsvoll genug, dies einzusehen, aber der Widerstand der Heißsporne der alt-chinesischen Partei, die, um sich einer gebräuchlichen Redewendung zu bedienen, nicht eher zufrieden sein wollen, als bis sie vom Fleisch der Fremden gegessen und auf ihrer Haut geschlafen haben, und die Furcht vor Verantwortlichkeit, welche die Thätigkeit der Regierungsbehörden lähmt, setzen leider bis jetzt allen vernünftigen Versuchen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Soll man den Gerüchten glauben, die aus den Kreisen der höchsten Beamten in Peking mitunter ins Publicum dringen, so würden manche der leitenden Staatsmänner, trotz aller Behauptungen des Gegentheils, nichts dagegen einzuwenden haben, sich durch Drohungen zu Reformen gezwungen zu sehen, die sie aus eigener Initiative nicht einzuführen wagen; den Vertragsmächten wird aber hoffentlich die Aufgabe erspart bleiben, in dieser Weise für westliche Civilisation Propaganda zu machen und damit den Grund für Verhältnisse zu legen, wie sie jetzt die Türkei als warnendes Beispiel bietet. Möge im Gegentheil der Wahlspruch der sich den Wohlthaten fremder Cultur nicht verschließenden Partei, daß China den Chinesen verbleiben und die Einführung von Neuerungen nur durch dieselben selbst stattfinden dürfe, im vollsten Maße zur Durchführung kommen und dadurch mit der Unabhängigkeit des Reichs auch die ursprüngliche Weiterentwicklung der innern Zustände desselben gewährleistet werden.

Digitized by Google

Wenn in dem Vorstehenden einer Frage, welche bei jeder Besprechung chinesischer Verhältnisse in den Vordergrund tritt, der Anwesenheit fremder Missionäre im Lande keine Erwähnung geschehen ist, so lag der Grund dafür in dem Wunsche, das Herbeiziehen zu vieler Einzelheiten und die dadurch leicht herbeigeführte Unklarheit zu vermeiden. Die Frage ist außerdem wichtig genug, eine eingehendere Behandlung zu verdienen.

Die ersten Jesuiten kamen, wie bereits früher erwähnt, in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts nach China; ihre Erfolge scheinen, trotzdem bereits 1615 eine Verfolgung gegen die Bekenner der neuen Lehre ins Werk gesetzt wurde, schnelle und günstige gewesen zu sein, denn schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird die Zahl der Bekehrten als eine sehr große angegeben und sollen Kirchen und Kapellen sich an vielen Plätzen befunden haben.

Mit großer Feinheit verstanden die Jesuiten die Gefahren zu vermeiden, welche die eng mit dem socialen Leben verwachsenen Vorschriften der Verehrung der Ahnen für den neuen Glauben haben konnten; sie begnügten sich damit, dieselben des religiösen Charakters zu entkleiden, gestatteten im Uebrigen aber ihren Convertiten sie beizubehalten. Gegen diese laxe Praxis erhoben sich die nach den Jesuiten gekommenen Dominikaner und Papst Innocenz X. gab den Letzteren 1644 Recht, was Alexander VII. nicht verhinderte, sich elf Jahre später zu Gunsten der Jesuiten auszusprechen. — So lange die Streitigkeiten der beiden Orden in Rom ausgefochten wurden, litten die kirchlichen Interessen in China verhältnißmäßig wenig unter diesen Uneinigkeiten; die wissenschaftliche Stellung der Jesuiten am Kaiserhofe war eine so angenehme, namentlich zur Zeit Adam Schalls und Ferdinand Verbiests, daß sie auch auf kirchlichem Gebiete einen großen Einfluß ausübten; ihrer Einwirkung muß überhaupt der Erlaß eines Toleranz-Edictes durch den Kaiser Kanghi 1692 zugeschrieben werden. Als die vorerwähnten Zwistigkeiten später auch in China selbst offner hervortraten, nahm Kanghi Partei für seine Schützlinge und sprach sich im Jahre 1700 in einem neuen Edict zu Gunsten derselben aus. Trotzdem erneuerte Clemens IX. 1704 die schon früher einmal gegen die Jesuiten ausgesprochene Verurtheilung, ein Act, auf den Kanghi mit einem Verbot der christlichen Lehre antwortete. Die Jesuiten persönlich blieben in hohen Ehren in Peking, aber die Sendung des Legaten Mezzabarbu 1720 war die Veranlassung, den Kaiser noch mehr zu erbittern und in seinem Entschluß zu bestärken, keine Einmischung des Papstes in die kirchlichen chinesischen Angelegenheiten zu gestatten. Unter dem Nachfolger Kanghis, Yungching, wurden 1723 die christlichen Missionäre des Landes verwiesen und von dieser Zeit an rissen die Verfolgungen nicht mehr ab, bis endlich 1785 Kienlung die gefangenen Priester in Freiheit setzte, sie aber aus dem Lande verwies. In Peking waren die Jesuiten noch lange geduldet worden, aber nur als Mitglieder wissenschaftlicher Collegien, Architekten, Maler u. s. w., bis endlich der letzte 1823 freiwillig die Hauptstadt verließ. Erst der Frieden von 1860 öffnete den katholischen Missionären wieder das Innere des Landes und gab ihnen das früher besessene Grundeigenthum zurück; in überraschender Anzahl fanden sich überall Reste der alten christlichen Gemeinden vor, was die Missionsthätigkeit natürlich sehr erleichtern mußte, trotzdem dürfte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl der jetzt in China vorhandenen eingeborenen Christen auf neuere Bekehrungen zurückzuführen sein. Im Uebrigen haben der Hochmuth der katholischen Bischöfe und Missionäre, welche, namentlich die ersteren, auf alle den höchsten chinesischen Würdenträgern erwiesenen Ehrenbezeugungen Anspruch machen, ihre Sucht sich in die Privatangelegenheiten der Bekehrten zu mischen und zwischen denselben und den Behörden die Vermittlerrolle zu übernehmen, nicht wenig dazu beigetragen, bei einem großen Theil der Bevölkerung den Haß gegen die Fremden zu erhalten und anzufachen; jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Frage der Stellung der Missionäre zu den Behörden wie zu den Convertiten diejenige ist, welche der chinesischen Regierung wie den Vertragsmächten die meisten Sorgen macht und am leichtesten zu einem Conflict führen kann.

Weniger einflußreich als die katholischen Missionäre sind die protestantischen, die einer größeren Anzahl englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaften angehören, unter sich keine feste gemeinschaftliche Organisation besitzen und sich auch so wenig der Vorzüge einer solchen bewußt zu sein scheinen, daß sie sich noch nicht einmal über einen gemeinsamen chinesischen Ausdruck für „Gott" haben einigen können. Ihre praktischen Erfolge auf dem Felde der Bekehrungen sind gering, anerkennenswerth ist ihre Thätigkeit in den verschiedenen Missions-Spitälern.

Die griechisch-katholische Mission ist auf Peking beschränkt und beschäftigt sich ausschließlich mit der Seelsorge für die russisch-chinesische Gemeinde, Nachkommen von in der Feste Almasia gefangenen und nach Peking verpflanzten Kosaken, welche jetzt einen Theil der Mannschaft eines der kaiserlichen Banner ausmachen.

Ueber die Rolle, welche alle diese Missionen, in erster Linie aber die katholischen, für die weitere Entwicklung Chinas zu spielen berufen sein werden, dürfte es schwer sein, ein maßgebendes Urtheil zu fällen. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen wird ihr Einfluß voraussichtlich auf die untersten Volksklassen beschränkt bleiben; die Klasse der Literaten, aufgewachsen in den Lehren der Confucianischen Moral und Philosophie, in den Dogmen des Christenthums wie des Buddhismus nur grobe, auf Weiber und ungebildete Leute berechnete Täuschungsmittel sehend, hat sich bis jetzt der neuen Lehre gegenüber durchaus ablehnend und feindlich verhalten; die mangelhafte Bildung der meisten Missionäre, vom chinesischen Standpunkte aus, hat dieser Abneigung der Literaten eine Beimischung von Verachtung gegeben, die den Versuch zu Bekehrungen in dieser Klasse noch mehr erschweren wird. Wie der Brahmane Indiens ist der chinesische Literat seinem Gegner auf dem Felde der eingeborenen Philosophie so unendlich überlegen, daß der Missionär gezwungenermaßen auf die ungebildeten Klassen der Bevölkerung zurückfallen muß; Erfolge innerhalb derselben aber werden ohne Einfluß auf den Gang der Entwicklung des Landes bleiben, so lange nicht der Versuch gemacht werden kann, die große Masse des Volks von der Bevormundung durch die gebildete Klasse zu befreien, diese letztere aber bildet recht eigentlich die Elite der Nation, wie sie aus den verschiedenen, Allen zugänglichen wissenschaftlichen Prüfungen hervorgegangen ist. Ein Versuch, die bekehrten Elemente der großen Menge unter Führung der fremden Missionäre gegen die Literaten zu verwenden, würde daher voraussichtlich nicht alle invollständig mißlingen, sondern auch wahrscheinlich das Zeichen zu einer Verfolgung der eingebornen Christen geben, denen dann wieder Repressalien der christlichen Mächte folgen dürften, ein Schauspiel, das dem Ende des 19. Jahrhunderts hoffentlich erspart bleiben wird.

Literatur und Kunst.

Nicht die Rose, nein, die Rebe.*)

Nicht die Rose, nein, die Rebe
Führ' ich stolz als Wappenbild,
Seit ich trinke, lieb' und lebe
In dem ahnenlosen Schild.

Nicht die Rose, ihrer Schöne
Weih' ihr Lied die Nachtigall;
Doch das meine schmück' und kröne,
Rebe, dich allüberall!

*) Ist bestimmt, einer längst nothwendig gewesenen und demnächst erscheinenden Auflage des „Schenkenbuchs" als Prolog zu dienen.

Digitized by Google

Und es rauscht um Burg und Hügel
Wo du wonnesam gedeihst,
Mit dem Weine Gluth und Flügel
Allen Menschenherzen leihst.

Du der Schöpfung Preis und Wonne,
Aller Allmacht Glanz und Zier,
Einzig flammt und glüht die Sonne
Zu vergeist'gen sich in dir.

Vorgeschmack der Höllenqualen
Würden sie der Welt nur sein,
Schaffest ihre Flammenstrahlen
Du nicht um in Feuerwein.

Und wo wir vergeblich schürfen
Finden deine Wurzeln Gold,
Daß wir's dann im Becher schlürfen
Wunderthätig, wunderhold!

Und so laß ich Euch die Rose
Mit der duft'gen Darnenpracht,
Sammt dem Nachtigallgekose
In der milden Sommernacht.

Nicht die Rose, nein, die Rebe
Führ' in Schild ich und Panier
Und so lang ich sing' und strebe
Weih' ich Geist und Lieder ihr!

Frankfurt a. M. Friedrich Hornfeck.

Goethe und Charlotte Kestner.

Wahrheit ohne Dichtung.

Auch hierin steht Goethe vereinzelt da: kein Dichter vor oder nach ihm hat je so vielen Frauen, mit denen er in seelische Berührung trat, auch literarisch eine solche Bedeutung gegeben wie er. In dieser, und hier könnte man wohl sagen weltliterarischer Bedeutung steht die Lotte in „Werther" oben an; wir brauchen ihr überdies weder Bedauern noch Mitleid zu weihen, sie ist und bleibt eine durchaus reine edle Mädchengestalt. In ihr, sagt ihr Sohn August von ihr („Goethe und Werther"), gedieh die jungfräuliche Würdigkeit, die aus der Zucht edler Mütter in dem Wesen der Töchter emporwächst, noch zu höherem Adel durch ihre individuelle Natur und ihre Lage. Geschaffen für die Wirklichkeit des Lebens, und zwar dessen heiterste Seite, war durchaus kein sentimentales Element in ihrem Charakter; und wo die Lotte im Werther mit romanhaften Ideen beschäftigt, wo sie gar tändelnd dargestellt wird, waren die Züge nicht aus ihrem Leben entnommen. Aber hätte auch, in Empfindungen zu leben in ihrem Charakter gelegen, so hätte diese Neigung den mütterlichen Sorgen weichen müssen, die sie, nach dem frühen Tode der Mutter, als achtzehnjähriges Mädchen sich auflud; denn zehn lebhafte Kinder tobten um sie her, den ganzen Tag. Allein das glückliche Zusammentreffen ihrer zufälligen Bestimmung mit ihren natürlichen Anlagen, erhob um so mehr ihre jugendliche Schwungkraft. So kannte Goethe sie in der durch den Tod einer trefflichen Mutter — sie hieß in Wetzlar die Mutter der schönen Kinder — gleichsam geheiligten Sphäre; so folgte sie dem geliebten Gatten in die neue Heimat (1773), und irgendwo singt von Dichter und Eltern der erwähnte Sohn August, den Viele als den liebenswürdigsten und geistreichsten aller Gesandten gekannt und verehrt:

„Doch was Er, seiner Qual Versöhner,
Geborgt, mit Dichtergeist erfüllt,
Das lebten sie im Leben schöner,
Für uns zu großem Musterbild."

Man sollte meinen, einer solchen Frauengestalt könnte kein Makel anhaften, während man keinen Anstand genommen, jene andern Frauen, denen die Berührung mit dem Dichter ewiges Leben verliehen, in jeder Beziehung vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen. Doch auch sie sollte dem neidischen Klatsche des eigenen Geschlechtes nicht entgehen. Sie war zwar längst todt, der Dichter und ihr Gatte ebenfalls; es war 80 Jahre nach dem Erscheinen des „Werther", und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Ein Jahrhundert hindurch „Lotte" ein Idealbild deutscher Jungfräulichkeit geblieben war. Sie hatte den Dichter seit ihrer Verheirathung mit Kestner nicht wiedergesehen, als eine Familienangelegenheit sie 1816, also mehr als vierzig Jahre nach dem Erscheinen des Werther, nach Weimar führte. Sie war seit einer Reihe von Jahren Wittwe, die Mutter erwachsener Söhne und Töchter, das Musterbild einer deutschen Hausfrau. Die Blaustrümpfe, die derzeit einen eigenen Musenhof in Weimar hielten, sahen einer nun ganz natürlichen Zusammenkunft des großen Dichters und der Lotte früherer Jahre selbstverständlich mit gespanntem Interesse entgegen; und ihrem gehässigen Neide und der geringen Aufmerksamkeit, die Goethe ihnen und ihrem Treiben überhaupt zollte, während er Lotte mit ausgezeichneter Ehrerbietung und wärmster Freundschaft empfing, ist das böse Urtheil über diese Zusammenkunft zuzuschreiben, welches der berühmte Verfasser der Goethe-Biographie, Mr. Lewes, dem Nachhall jener Blaustrumpfcoterie verdankt. In dieser Biographie, deren deutsche Uebersetzung gleichsam ein Hausschatz fürs deutsche Volk geworden ist, und deren erste Auflage 1856*) erschien, hatte der Verfasser dieses Wiedersehen folgendermaßen geschildert:

„Noch zwei Vorfälle sind in diesem Jahre (1816) zu bemerken. Lotte, Werthers Lotte, nun sechzig Jahre alt und Wittwe mit zwölf Kindern, besuchte ihren Dichter in Weimar. Seit ihrer Heirath hatten sie einander nicht gesehen — welch ein Wiedersehen für sie beide! Wie man mir in Weimar sagte, trug Lotte trotz ihrer grauen Haare ein weißes Kleid wie früher und that halb zärtlich halb kokett, aber der alte Jupiter war nicht in der Laune für solche Anklänge und wollte von Werthers blauem Frack und Stulpenstiefeln nichts mehr wissen." (II. 514.) Man nahm diese Aussage in Deutschland ziemlich ruhig hin; selbst die Kinder Lottens schwiegen nothgedrungen in ihrem Schmerze still. Mußte aber eine nachlebende Generation nicht glauben, daß, wenn eine alte Frau, deren ältester Sohn (geb. 1774, gest. 1867) schon Gatte und Vater war, sich so betragen konnte, „halb zärtlich halb kokett", sie sicherlich als junges verlobtes Mädchen den Dichter durch Koketterie und Entgegenkommen gereizt und gefesselt habe? Der schöne Glaube, daß Lotte das Ideal eines jungen frischen und echt deutschen Mädchens, in einer für sie sicherlich so schwierigen Stellung gegenüber dem Verlobten und dem Dichter, der diesen Verlobten als Freund so innig liebte, gewesen und auch geblieben: dieser schöne Traum war durch Schlußfolgerungen zerstört. Und doch wie anders hatte eine andere edle deutsche Frau jenes Zusammentreffen als Augenzeugin geschildert! Charlotte von Schiller, des großen Dichters Gattin, schrieb in jenen Tagen (unterm 9. October 1816) an ihren treuen Freund Knebel nach Jena:

„Ich habe das Original der Lotte gesehen, die jetzt hier ist und Goethe nach 42 Jahren zum ersten Male wiedersah — eine sehr hübsche Frau, wohl weit in die Sechsziger. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein

*) Das Original des „Life of Goethe" erschien 1855; eine zweite Auflage, umgearbeitet und vervollständigt, 1863; eine dritte Auflage 1875. Von der ausgezeichneten deutschen Uebersetzung von Dr. Frese ist 1877 die 11. Auflage erschienen; außerdem in Deutschland ein englischer Nachdruck.

Digitized by Google

Profil. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten. Sie hat acht Kinder, die schon in der Welt leben und wirken. Die Geheime Kammerräthin Riedel, die in Werther als naseweise Blondine bezeichnet ist, saß auch ganz gesetzt und ruhig neben uns."

Allein, wie gesagt, vierzig Jahre nach jenem Wiedersehen schwiegen die deutschen Zeitschriften, d. h. die öffentliche Meinung, auf jene Anklage hin still. Nur einzelne Stimmen wurden laut, und merkwürdigerweise mußte eine französische Zeitschrift die Hauptinitiative ergreifen. In der „Revue Germanique" vom 16. Juni 1862 wirft man dem Verfasser der Goethe-Biographie dies sein an der deutschen Frau gethanes Unrecht, seine Leichtgläubigkeit mit scharfen Worten vor. „Mr. Lewes zufolge hätte sich Charlotte, derzeit 60 Jahre alt*) und Mutter von zwölf Kindern, weiß gekleidet, um den Verfasser des „Werther" zu besuchen, hätte sich selbst kokett und sentimental gezeigt bei dieser Zusammenkunft. Es ist wahr, ein weißes Kleid war während langer Zeit die unveränderliche Toilette von Frau Kestner. Sie kleidete sich im Winter beständig schwarz und im Sommer weiß. Diejenigen, die sie noch gekannt haben, erinnern sich noch sehr wohl, wie diese einfache (sévère) Toilette mit ihrer zugleich edlen und anmuthigen Haltung harmonirte. Allein es gab nichts der sentimentalen Koketterie Entgegengesetzteres als die ganze Persönlichkeit Charlottens, wie Goethe sie uns selbst gezeichnet hat. Wie daher glauben, wie zugestehen, daß ein solches Gefühl, welches dem jungen Mädchen, welches der Gattin so fremd gewesen, eine bejahrte Frau, eine Wittwe, eine Mutter habe die anmuthige (souriante) Würde vergessen lassen, die ein Theil der Reize dieser offenen, treuherzigen und friedlichen Natur war — und das einem Goethe im Greisenalter gegenüber! Wir wünschen indessen ganz besonders auf diese bizarre Aussage aufmerksam zu machen, welcher übrigens nur der Name und das Bild Lottens allein in einem reinen Lichtstrahl zu zerstreuen genügt." Vielleicht dachte die deutsche Kritik ganz dasselbe und hielt es sogar für nicht nöthig, auf eine solche „bizarre Aussage" hinzuweisen, um deren Unwahrheit sogleich zu erkennen, jedoch die noch lebenden Kinder Lottens empfanden diese Beschimpfung der edlen Frau aufs Tiefste. Im Herzen des deutschen Volkes hatte Lotte stets als Idealbild dagestanden. Aber auch die Kinder schwiegen still; sie warteten bis die Zeit ihre Stimme abgeben würde. Es geschah, als Mr. Lewes eine neue verbesserte und theilweis umgearbeitete Auflage seines schnell in Deutschland als Nationaleigenthum heimisch gewordenen Werkes vorbereitete. Dies war in den Jahren 1862 und 1863. Ein junger Freund der Familie, der damals in England lebte, hatte diese literarische Neuigkeit dem genannten ältesten Sohne Lottens mitgetheilt und vorgeschlagen, an Mr. Lewes schreiben zu wollen, und darauf den folgenden Brief von dem noch geistig frischen neunzigjährigen Greise erhalten (22. Februar 1863):

* * * „Diese viel gelesene kleine Schrift meines Bruders**) erklärt nicht allein das schöne Verhältniß meiner beiden Eltern zu Goethe, sondern zeigt auch, wie hoch Letzterer meine Mutter gestellt hat. Mr. Lewes kennt diese Schrift und hat sie vielfach extrahirt. Es ist daher mir und vielen Anderen, die sie gekannt haben, ebenso bedauerlich wie ganz unbegreiflich, wie er sich hat verleiten lassen können, in seinem sonst so verdienstvollen Werke die schmähliche Verleumdung irgend einer boshaften Person in Weimar aufzunehmen und sogar zu billigen. Ein wahrer Gentleman, wie sich Mr. Lewes in seinem Werke allenthalben zeigt, hätte doch Anstand nehmen müssen, eine schon ihres hohen Alters wegen ehrwürdige Matrone lächerlich darzustellen, wie viel mehr noch, da er sie in ihrer Jugend in Briefen Goethes und meines Vaters aus meines Bruders Schrift, wie auch schon früher aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" authentisch kennen gelernt hatte. Daß eine Frau, die sich als junges, unerfahrenes Mädchen mit so vielem feinen Gefühl und Verstand in einem so delikaten Verhältniß taktvoll zu benehmen gewußt, in ihrem späten Alter, wo sie durch den Umgang mit vielen der bedeutendsten Personen jener Zeit, die in meinem elterlichen Hause Zugang hatten, hochgebildet war, dennoch so tief zu einem ihrem früher bewährten Charakter so ganz widersprechendem unwürdigen Betragen herabgesunken sein konnte, mußte schon auf den ersten Blick die Unwahrheit jener Lüge offenbar zeigen. Sie schreiben mir nun, Mr. Lewes sei mit Umarbeitung seines Werkes beschäftigt und würde es ihm selbst zur Ehre gereichen, wenn er die häßliche Stelle änderte. Ueberhaupt hat er das Verhältniß Goethes zu meiner Mutter im Alter gänzlich mißkannt. Ihre Reise nach Weimar 1816 bezweckte nicht sowohl eine Zusammenkunft mit Goethe, als zunächst nur einen Besuch ihrer Schwester, die in Weimar an den Kammerdirector Riedel verheirathet war und die sie seit vierzig Jahren nicht gesehen hatte. Daß sie bei dieser Gelegenheit mit Goethe zusammentraf, war ebenso natürlich, als daß solches Beiden erfreulich war. Allein die Werther-Beziehungen waren längst vorüber und ein Freundesverhältniß eingetreten, welches bis zu meiner Mutter Tode 1828 nie unterbrochen ist. Nach meines Vaters Tode 1800, dessen Correspondenz mit Goethe meines Bruders Schrift „Goethe und Werther" enthält, hat ihr Goethe oft geschrieben und früher und später mit ihren Söhnen correspondirt. Einem derselben, der eine Frankfurterin geheirathet und sich in der alten freien Stadt als Arzt niedergelassen hatte, hat er das schwer zu erlangende Bürgerrecht verschafft. Mit meinem römischen Bruder (August Kestner) stand er bis zu seinem Tode persönlich und brieflich in Verbindung. Er hatte ihm seinen Sohn empfohlen, und mein Bruder hat diesen bis zu dessen Tode in Rom gepflegt, sein Begräbniß und seinen Nachlaß besorgt. Ich selbst, dessen Gevatter Goethe war, habe ihn in Weimar besucht und bin mehrmals in Carlsbad mit ihm zusammengetroffen, wo er lebhafteste Theilnahme an meinen Kunstsammlungen zeigte. Selbst meine Söhne, die ihn als Studenten besuchten, hat er freundlich empfangen. Ich schreibe Ihnen dieses so ausführlich, um zu zeigen, daß meine Mutter wahrlich nicht Ursache hatte, sich Goethe aufzudringen. Vielleicht glaubt meine Schwester, die sie auf der Reise nach Weimar begleitete, daß eben der ausgezeichnet freundliche Empfang, womit Goethe meiner Mutter entgegengekommen, den Neid irgend einer Weimarischen Dame erregt und zu der schmäligen Lästerung über meine Mutter bewegt haben könnte. Bekanntlich war Goethe in älteren Jahren zuweilen nicht besonders zuvorkommend, selbst nicht gegen Damen."

Auf diesen Brief hin, der Mr. Lewes seinem Hauptinhalte nach zukam, bewies sich denn auch dieser als „wahrer Gentleman", wie der Sohn Lottens ihn sich vorgestellt; er bedauerte aufs Innigste, daß er sich durch elenden Klatsch zu jener Aeußerung habe hinreißen lassen und versprach, daß er es sich zur Pflicht und Ehre rechne, wie auch selbstverständlich geschehen ist, jene häßliche Stelle über die edle Frau zu ändern. Hierauf schrieb nun der Sohn Lottens wieder (März und April 1863) an jenen Freund:

„Eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können, als durch Ihren liebenswürdigen Brief vom 3. d. Mts. (März) und durch die Mittheilung der Antwort des Herrn G. H. Lewes. Sie verpflichten mich und meine ganze Familie zu dem lebhaftesten, tiefgefühltesten Danke, den ich Ihnen von ganzem Herzen bezeuge und ebenfalls Mr. Lewes mit angelegentlichster Empfehlung zu bestellen bitte. * * * Wünschenswerth wäre es gewesen, daß Mr. Lewes die Schrift meines Bruders („Goethe und Werther"), welche er übrigens in seiner Biographie vielfach benutzt und extrahirt hat, früher gründlicher verstanden hätte, um sogleich die nach meiner Mutter Charakter und Verstand gänzliche Unmöglichkeit der von ihm übereilt referirten Verläumdung klar einzusehen. Er ist der Einzige, der jemals über meine auch noch im spätesten Alter viel bekannte und allgemein verehrte Mutter Nachtheiliges gesagt hat. Seit meines Bruders Schrift erschienen, ist diese in zahlreichen deutschen and französischen Journalen aller Farben und in mehreren Büchern angezeigt und meistens sehr ausführlich besprochen worden. Von Allen sind meine beiden Eltern mit ausgezeichneter Achtung und Anerkennung erwähnt. Daß jetzt Mr. Lewes seinen Irrthum als echter Gentleman bedauert und ihn berichtigen will, gereicht uns zu

*) Sie war am 11. Januar 1753 in Wetzlar geboren und starb am 16. Januar 1828 in Hannover.

**) „Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit" u. s. w. von August Kestner. Erste Aufl. 1854, zweite Aufl. 1855. Vor beiden Auflagen befindet sich das jugendliche Porträt Lottens nach einem Gemälde von Schroeder, gezeichnet von Rudolph Lehmann.

Digitized by Google

großer Freude. Er wird finden, daß das Zusammentreffen mit Goethe nicht die Gestalt der Fortsetzung oder gar des Schlusses eines Jugendromans hat haben können, sondern nur das ganz einfache, weit edlere, dem Alter sowie dem Charakter beider Theile angemessene und beiden Theilen gleich erfreuliche persönliche Wiedersehen alter nie eigentlich getrennt gewesener Freunde der Erfolg hat sein müssen. In allen Kreisen Weimars wurde meine Mutter aufs Wohlwollendste und Ehrerbietigste aufgenommen. Sie hat nie Feinde gehabt, vielmehr wußte sie auf eine eigenthümliche Art zu imponiren und zugleich durch liebenswürdige Freundlichkeit Aller Herzen zu gewinnen, — eine glückliche Gabe, wodurch sie schon als junges Mädchen Goethe gegenüber eine Stellung behaupten konnte, wie nicht leicht eine Andere. Meine Schwester, die als junges Mädchen meine Mutter auf dieser Reise begleitete, kann jene Lästerung nur dadurch erklärlich finden, daß etwa Goethes Entgegenkommen in einem in seinen späteren Jahren ungewöhnlichen Grade den Neid Anderer erregt haben möge. Noch eines Umstandes erinnert sich meine Schwester, daß einst meiner Mutter bei dem Eintritt in eine Gesellschaft eine Dame aus der in Weimar bekanntlich damals sehr zahlreichen Klasse der Blue-stockings mit ausgebreiteten Armen und dem lauten Zurufe „Lotte! Lotte!" entgegengestürzt ist, welches meiner Mutter, die keine theatralischen Scenen liebte, unangenehm gewesen und vielleicht dieses unwillkürlich von ihr merken gelassen ist. Es können aber auch andere Vorfälle der Art, bei dem damaligen Ton in Weimar, eingetreten sein, und ihr obwohl bescheidenes Zurückziehen Mißfallen erregt haben."

Um nun Mr. Lewes ein Bild seiner Mutter in ihrem Alter zu geben, übersandte der alte Herr demselben ihre Photographie nach einem großen, sehr schönen Oelgemälde von der Hand des bedeutenden Historienmalers Hanson um 1820 in Frankfurt am Main gemalt. Die würdige alte Frau sitzt in einfachem schwarzen Sammtkleide mit einem kleinen Stuartkragen in einem Armstuhl, die Hände einfach übereinander gelegt. Eine weiße Haube und weiße faltige Halskrause umrahmen das edle schöne Gesicht, dessen jeglicher Zug Milde, Güte und Verstand ausdrückt. Auch eine große und schöne Lithographie nach dem Schroeder'schen Bilde Lottens in ihrer Jugend, wie es in kleinem Format und als Stich die so oft erwähnte Schrift „Goethe und Werther" ziert, und Bilder ihres Gatten und ihres Sohnes August erfolgten zugleich für den berühmten Goethe-Biographen, und darauf von diesem selbst der folgende Brief an den würdigen alten Herrn (vom 20. Mai 1863), als Dank für den Ausdruck so vieler dankbaren Freundlichkeit:

„Mein geehrter Herr,

Herr — hat sich freundlichst erboten, das Medium meiner Dankbarkeit zu sein, wie er schon der Vermittler Ihrer Freundlichkeit gewesen ist. Die Bildnisse Ihrer Mutter und Ihres Vaters, wie das Ihres Bruders, sind höchst willkommene Geschenke. Lotte sieht ganz besonders reizend in jener großen Lithographie aus, und ich werde sie in meinem Zimmer neben den „alten Jupiter" aufhängen, der so wohl wußte, wie er sie zu schätzen habe. Indem man in jenes liebliche (sweet) Antlitz schaut, kann man nicht umhin, sich vorzustellen, wie verschieden der Lauf seines Lebens gewesen sein würde, hätte er sie vor Ihrem Vater gekannt und geliebt, — sicherlich sehr verschieden würde der Einfluß einer solchen Frau gewesen sein von dem einer Frau von Stein oder der Vulpius! Aber da Sie in diesem Falle nicht gewesen sein würden, so ziehen Sie wohl die historische der imaginären Thatsache vor! Und da auch wir in diesem Falle den Werther nicht haben würden, so mögen auch wir denn zufrieden sein. Wäre Goethe glücklich verheirathet gewesen, uns hätte wohl sein größtes Werk gefehlt! Ainsi tout est pour le mieux dans ce meilleur des mondes!

Ich hoffe, daß meine Wanderungen mich eines Tages in die Nachbarschaft von Hannover bringen, in welchem Falle ich meinem Verlangen willfahren werde, Ihnen persönlich das auszudrücken, was doch nur annähernd durch einen Brief sich thun läßt.

Glauben Sie dies

Ihrem sehr dankbar ergebenen
G. H. Lewes."

Nun sind sie Alle heimgegangen, auch zuletzt und vor kurzer Zeit erst der Schreiber des letzten Briefes! Es ist ihm, wie er in einem andern Briefe schreibt, eine schöne Pflicht gewesen, jene böse Stelle, die nicht allein den guten Ruf einer edlen Frau angriff, sondern der deutschen Nation ein reines Idealbild rauben wollte, zu verwischen. In seiner schönen Beurtheilung von „Werthers Lotte" sagt der, dem wir Alle so viele Belehrung, so viel freudigen Anreiz schulden: „Wenn ich von einem Ausländer aufgefordert würde, ihm das deutsche Mädchen und Weib in einer typischen Gestalt unserer poetischen Nationalliteratur nachzuweisen, so würde ich diese Goethe'sche Lotte als diejenige Frauengestalt nennen müssen, welche diesen Nationaltypus unter allen Schöpfungen deutscher Dichtung in seinen wesentlichen Zügen am vollkommensten und naturwahrsten ausdrückt."*) Die Welt, nicht Deutschland allein, hat entschieden, das Gedicht sei das schönste seiner Art; aber die Wirklichkeit, d. h. wie hoch Lotte, Goethe und Kestner über den Personen stehen, die im Werther mit ihnen in Vergleich kommen, war noch schöner als die Dichtung. „Ja, in so hohem Grade schöner, daß Goethe, die unwahrscheinliche Wahrheit zurücklassend, ein Anderes erfinden mußte, damit die Dichtung als Wahrheit erscheine!" („Goethe und Werther.") Ein holdes deutsches Mädchen, schon in der Jugend mütterlich besorgt um eine Schaar sie liebender, durch den Tod der Mutter verwaister Geschwister; eine edle deutsche Frauengestalt voll Herz und Verstand, alle häuslichen Tugenden pflegend und denen, die sie zu kennen das Glück hatten, ein leuchtendes Beispiel als Gattin und als Mutter: so und nie anders möge das Andenken an Charlotte Kestner im deutschen Volke, zum Heil seiner Söhne und Töchter, leben und wirken.

Hermann Kindt.

*) „Goethes Frauengestalten" von Adolf Stahr. 2. Ausgabe. 1869. S. 23.

Fürst Wjäsemski.

I.

Vor einigen Monaten (22. November 1878) meldeten die Zeitungen, daß der ehemalige Ministeradjunct im Unterrichtsministerium, wirkl. Geheimrath Fürst Peter Andrejewitsch Wjäsemski, Mitglied des Reichsraths und Ritter fast aller hoher russischer Orden, im sechsundachtzigsten Lebensjahre in Baden-Baden verstorben sei. Von den Vielen, welche diese Notiz lasen, haben wohl nur Wenige gewußt, daß in diesem seiner Zeit viel genannten, heute halb vergessenen Manne der letzte Repräsentant einer ganzen Richtung, der letzte Zeuge des sogenannten klassischen Zeitalters der russischen Literatur, ein in seiner Weise hervorragender Dichter, ein Typus im eminenten Sinne des Wortes zu Grabe gegangen ist. In dem Lebens- und Entwickelungsgange Wjäsemskis spiegeln die Eigenthümlichkeiten und Widersprüche nicht nur einer, sondern dreier Perioden neurussischer Entwickelung sich in so charakteristischer Weise wieder, daß eine Betrachtung der officiellen und der privaten Thätigkeit dieses letzten Ritters der russischen Romantik auch Denjenigen von Interesse sein dürfte, die sich um die Literatur unserer östlichen Nachbarn zu wenig gekümmert haben, um nach modernen russischen Dichtern, geschweige denn solchen zweiten Ranges zu fragen.

Fürst Peter Andrejewitsch Wjäsemski wurde in den längst fabelhaft gewordenen Tagen der Kaiserin Katharina, am 12/24. Juli 1792 zu Moskau in einer uralten und hochangesehenen Bojarenfamilie geboren. Der Ursprung seines Geschlechts, das in den Zeiten der Theilfürstenthümer über Smolensk, später über Wjäsma regierte, wird aus dem Hause Ruriks des Warägers abgeleitet. Einer von Wjäsemskis Ahnherren war Genosse der Ausschweifungen Iwans des Schrecklichen und Pater Kellermeister des von diesem Wütherich gestifteten, wegen seiner Ausschweifungen berüchtigten Bruderordens gewesen, ein anderer hatte als Feldherr des zweiten Pseudo-Demetrius eine Rolle gespielt, ein dritter als

Digitized by Google

Begünstiger der Pläne des Czarewitsch Alexei Petrowitsch unter der Regierung Peters des Großen den Tod von Henkershand erlitten, ein vierter Wjämsemski (der im Geburtsjahr unseres Helden verstorbene Fürst Alexander) als Generalprocureur der Kaiserin Katharina der Zweiten den Ruf des bestechlichsten und verworfensten Staatsmannes seiner Zeit erworben. — Peter Andrejewitschs Kinderjahre fielen in die Zeiten Kaiser Pauls und des panischen Schreckens, den dieser unglückliche Monarch über den Adel seines Reichs gebreitet hatte. Die wichtigen, gravitätischen alten Herren, die unter Katharina gewohnt gewesen waren, als Ausnahmemenschen behandelt zu werden, die „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Wildheit kosakischer Atamans verbunden, laut, rücksichtslos und etwas durch die Nase zu reden für ihr Privilegium angesehen, alle Russen bis zum Obristenrang mit „Du" angeredet und höchstens die Ausländer als Menschen behandelt hatten", diese Herren wurden plötzlich zu gemeinen Sterblichen degradirt und gleich diesen als bloße Spielbälle der Allerhöchsten behandelt. Mit Entsetzen sah die Aristokratie, daß der Kaiser seinen Ausspruch: „On n'est grand seigneur en Russie, que quand on me parle et pendant qu'on me parle" buchstäblich in Ausführung brachte, unterschiedslos Alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und die bestehenden Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch Diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Was gestern die Spitze der Leiter erklommen hatte, wurde heute in bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn es einen andern Weg als denjenigen in die bekannte große Landschaft jenseit des Ural antreten durfte. „Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre glänzenden schweren Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt wie immer möglich in die Einsamkeit der von den Vorfahren ererbten, den Enkeln oft nur dem Namen nach bekannten Landgüter zu verschwinden und ihre Tage zwischen geschäftigem oder auch geschäftslosem Müßiggang zu verbringen und kleine Palais zu bauen, welche die nächste Generation wieder leer stehen und verfallen ließ."

Zu seinem Heil war Fürst Peter Andrejewitsch erst neun Jahre alt, als die Katastrophe vom 11/23. März 1801 der Schreckenszeit ein Ende machte, welche seine Standesgenossen zu erdulden gehabt hatten: mehr als eine unbestimmte Ahnung davon, daß es mit der Stellung eines vornehmen russischen Herrn unter Umständen ein übles Ding sein könne, und daß Vorsicht den bessern Theil der Tapferkeit bilde, wird dem erst gegen das Ende dieser Periode nach Petersburg übergesiedelten Knaben aus jenen merkwürdigen Tagen kaum geblieben sein, in denen das Anlegen eines modischen Rocks lebensgefährlich gewesen war und zu den Hauptpflichten des obersten kaiserlichen Staatsbeamten die Aufsicht darüber gehört hatte, daß keine Walzer getanzt wurden! Die Erziehung des heranwachsenden Knaben übernahm eine Anstalt, welche zu den wenigen überlebenden Schöpfungen Kaiser Pauls gehörte. Die Revolutionsfurcht des unglücklichen Monarchen hatte der Leiter des in Rußland heimisch gewordenen Zweigs des Jesuitenordens, Pater Gabriel Gruber, mit unvergleichlichem Geschick zur Erlangung der Erlaubniß ausgenützt, eine von Söhnen seines Ordens geleitete Privat-Erziehungsanstalt in Petersburg anzulegen. Der Director derselben, Abbé Nicole, hatte seine Leute genau genug gekannt, um sich nach den Ansprüchen derselben einzurichten: daß er ein Pensionsgeld im Betrage von 1500 Rubeln jährlich verlangte, allen Unterricht französisch ertheilen ließ, alsbald nur Söhne aus angesehenen polnischen und russischen Adelsfamilien aufnahm und das Hauptgewicht auf die Verbreitung guter, d. h. anti-revolutionärer Principien legte, das verfehlte seine Wirkung nicht und machte das Nicole'sche Institut zum Lieblingstummelplatz des jungen Adels. In völlig geräuschloser Weise wurde diese „Privat"-Anstalt dann in ein officielles Convict des Ordens verwandelt, für welches Gruber selbst das Programm entwarf und das alsbald Träger der berühmtesten russischen Namen, Fürsten Galyzin und Odojewski, Grafen Tolstoy, Schuwalow, Stroganow, Nowossilzow, Rostopschin, Mussin-Puschkin und schließlich auch unsern Fürsten Peter Andrejewitsch in seine gastlichen Mauern aufnahm.

Wenn an den Zöglingen dieser Anstalt irgend etwas russisch blieb, so war das nicht die Schuld der Leiter und Lehrer derselben. Mit der glücklichen Unbefangenheit einer Zeit, welche das Nationalitätsprincip nicht einmal dem Namen nach kannte, sahen die naiven Eltern der Convictsschüler es für eine besondere Gunst des Geschicks an, daß ihren Kindern das Loos gefallen war, „wie im Auslande" erzogen zu werden, allen Unterricht französisch zu empfangen, blos von Franzosen umgeben zu sein, von lateinisch redenden Priestern die Sprache des klassischen Alterthums spielend zu erlernen und auf dem kürzesten und anstrengungslosesten Wege zu „Europäern" werden zu können. Diesem Zweck konnte ja nur förderlich sein, daß ihren „rechtgläubigen" Kindern auch der Religionsunterricht vornehmlich von einem hochgebildeten und natürlich „verurtheilslosen" Jünger Loyolas ertheilt wurde, und daß die Unterweisung in den Lehren der Staats- und Nationalkirche sich auf eine Stunde wöchentlich beschränkte. Wußte doch alle Welt, daß der zu diesem Behuf von P. Gruber gewonnene Pope ein roher, dem Trunke ergebener alter Bursche sei, dessen Beispiel der lieben Jugend weder in Rücksicht auf ihre Sittlichkeit, noch rücksichtlich ihrer patriotischen Gesinnung von Nutzen sein könne.

Mehrere Jahre lang gehörte Wjäsemski dieser Anstalt an, der er stets ein dankbares Andenken erhalten und in der er in der That den bessern Theil seiner Bildung, d. h. einige Vorstellungen von dem Wesen der klassischen Antike und eine gewisse Vertrautheit mit der französischen Sprache und Literatur erworben hatte. Daß er nebenbei eine gewisse Kenntniß seiner Muttersprache besaß, die der Mehrzahl der übrigen Convictler fehlte, hatte der junge Wjäsemski dem Umstande zu danken, daß sein Vater in russischer Literatur dilettirte und daß er in dem Hause desselben mehrere hervorragende Schriftsteller älterer Zeit, namentlich Karamsin, Shukowski und den späteren Justizminister Dimitrijew gesehen und zuweilen russisch reden gehört hatte. — Seiner Vorliebe für das Französische blieb der Fürst übrigens auch treu, als er längst ein berühmter russischer Schriftsteller geworden war. „Was uns bei den Franzosen anzieht," pflegte er zu sagen, „ist nicht das lateinische, sondern das gallische Element ihres Wesens; weil dieses Element dem russischen congenial ist, verstehen wir die Franzosen besser, als alle übrigen Europäer, ist ihr Theater das unsrige geworden. Gleich ihnen sind auch wir leichtlebig und gesellig — „mon jour est mon siècle" ist unsere und ihre Devise." — Die von den Lehrern des Convicts eifrig und erfolgreich betriebene katholische Propaganda ging an Wjäsemskis glücklicher und lebenslustiger Natur spurlos vorüber — Wjäsemskis Jesuitenfreundschaft beschränkte sich darauf, daß er im Gegensatz zu den meisten seiner Gesinnungsgenossen den bildenden Einfluß des Collegiums betonte und die einige Jahre nach seinem Austritt erfolgte, unter brüsken Formen vollzogene Aufhebung desselben, sein Leben lang als „Illegalität" tadelte. — Der Schulzucht entbunden stürzte der liebenswürdige, von der Natur und den äußeren Verhältnissen gleich begünstigte junge Mann sich kopfüber in die Fluth des Petersburger high life, das eben damals seine buntesten und glänzendsten Wellen trieb. — Die großen Vermögen des Adels waren noch „undurchgebracht", die bureaukratischen und gesellschaftlichen Privilegien des Bojarenthums ziemlich unverändert wieder hergestellt worden — die Stürme der Revolution und des französischen Krieges schienen durch den Tilsiter Frieden beschworen zu sein und des Lebens Lust und Pracht konnte von denen, die zu seinen Tafeln zugelassen wurden, ohne quälende Hintergedanken von Grund aus genossen werden. „Ein Fest drängte das andere, eine vornehme Familie suchte die andere zu überstrahlen, die Zahl der Häuser, in welchen täglich „empfangen" wurde, war so groß, die Gastlichkeit der reichen Privatleute so schrankenlos, daß es für einen Mann aus gutem Hause lediglich eines Nachtquartiers, eines heilen Rocks und eines Gefährtes bedurfte, um mitmachen zu können." Wer zur herrschenden Kaste gehörte, erfreute sich einer

Digitized by Google

fast schrankenlosen Freiheit der Bewegung — die liberalen Tendenzen der Regierung begünstigten den Aufschwung der seit Karamsin salonfähig gewordenen nationalen Literatur, und förderten eine gewisse Theilnahme an den gemeinnützigen Bestrebungen, zu deren Mittelpunkten die in Mode gekommenen Freimaurerlogen geworden waren, und den Verkehr mit dem Auslande, der alljährlich ungezählte literarische und politische Abenteurer und Schöngeister aller Gattungen und Arten ans Newaufer sendete. Für junge Herren von Familie verstand sich von selbst, daß sie ihre Hauptaufgabe im Lebensgenuß sahen und ernsteren Beschäftigungen nur der Abwechselung wegen, nur als Dilettanten nachgingen, einerlei, ob sie die militärische oder bureaukratische Laufbahn ergriffen oder sich einer „freien Kunst" gewidmet hatten. Stand doch im Schicksalsbuch geschrieben, „daß sie mit 17 Jahren Kammerjunker oder Gardelieutenants, mit 25 Kammerherren oder Flügeladjutanten wurden und nach der Verheirathung Gesandte, Provinzialgouverneure, Procureure, Regimentscommandeure oder Hofwürdenträger wurden und den lästigen, erniedrigenden, durch sein Einerlei ermüdenden Dienst in den Kanzleien und Collegien nur dem Namen nach kennen lernten". Bevor der zum Staatssecretär erhobene Popensohn Speranski die Umgestaltung der Regierungscollegien in die Hand genommen und zu der gegenwärtig bestehenden bureaukratischen Organisation den Grund gelegt hatte, kam es buchstäblich vor, daß junge Leute von Stande nicht wußten, ob und wo sie angestellt waren und daß sie „die Thür ihres Bureaus niemals von Innen gesehen hatten". Der bekannte Staatsrath Wigel erzählt in seinen Memoiren, er sei während der ersten Regierungsjahre Alexanders I. zwei Jahre lang der Meinung gewesen, Beamter des zum Ministerium des Innern gehörigen statistischen Comités zu sein und habe erst hinterher erfahren, daß er in Wahrheit während dieses Zeitraums verabschiedet gewesen; aus der Zeit seiner Thätigkeit im auswärtigen Amte berichtet derselbe Mann, seine Amtspflichten hätten sich darauf beschränkt, „alle paar Wochen ein Mal im Vorzimmer des Fürsten Kurakin zu sitzen und etwa ankommende Couriere zu diesem seinem Chef zu führen". Und Wigel gehörte als Sohn des mühsam emporgekommenen Gouverneurs von Pensa nicht einmal der Klasse der Höchstbegünstigten an, in deren Mitte Wjäsemski geboren worden war. — Dem Namen nach gehörte der junge Fürst der Kanzlei des mit dem Vermessungswesen betrauten Director Obreßkow an, der ihn gelegentlich mit besonderen Aufträgen in das Innere des Kreises sandte und daran Veranlassung nahm, seinen vornehmen Schützling rasch avanciren zu lassen — thatsächlich sah Wjäsemski in dem Genuß der vor ihm ausgebreiteten Lebensfreuden seine Hauptaufgabe.

Das Jahr 1812 unterbrach dieses glückliche dolce far niente Peter Andrejewitschs für längere Zeit. Gleich der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen griff der junge Fürst auf die Kunde von dem Einbruch des corsischen Imperators zu den Waffen, die er als Freiwilliger des Moskauer Landwehrregiments mehrere Jahre lang in Rußland, Deutschland und Frankreich führte, um nach Beendigung der Feldzüge seinen Abschied zu nehmen und in die Newaresidenz zurückzukehren. — Für diese Residenz begann mit der Heimkehr der Armeen, die Jahre lang im Auslande gelebt und die Cultur des Westens aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, ein neuer Abschnitt. „Die Offiziere, die bei Borodino, Kulm und Leipzig gefochten, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen hatten", brachten ein ritterliches Selbstgefühl und eine Theilnahme an den Angelegenheiten ihres Vaterlandes mit, das von der dumpfen Unterwürfigkeit früherer Geschlechter durchaus verschieden war. Die Nothwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern, einer den Einrichtungen des Westens entsprechenden Umgestaltung des Staatsorganismus wurde laut und öffentlich discutirt, von der Aufhebung der Leibeigenschaft wie von einer unabweisbar gewordenen Nothwendigkeit gesprochen und der Regierung allen Ernstes der Rath ertheilt, mit der geplanten Einführung einer Verfassung nicht länger zu zögern. Je höher in der Gesellschaft hinauf, desto eifriger wurden der Cultus liberaler Ideen und die Agitation für Logen und Wohlfahrtsgesellschaften nach dem Muster des Tugendbundes betrieben. Wer etwas bedeuten wollte, mußte über Tracy und Benjamin Constant mitreden und über die Unterschiede zwischen den Verfassungen Frankreichs, Englands und des plötzlich in die Reihe der constitutionellen Staaten erhobenen Königreichs Polen Auskunft ertheilen können. — Selbst die ältere, von den Zeitideen nicht direct berührte Generation zeigte sich humaner und — selbstständiger, als je bei Würdenträgern der russischen Krone erhört gewesen war. „Kühn, gutmüthig und grundliederlich, der Religion der zugeknöpften Uniformen ebenso ergeben, wie der Religion der Ehre, nahmen die in den Franzosenkriegen emporgekommenen Leute nicht nur alle militärischen Stellen, sondern neun Zehntheile aller Civilämter ein; ohne die entfernteste Kenntniß von Geschäften, unterschrieben sie Papiere, welche sie niemals gelesen hatten. Sie liebten die Soldaten, wenn sie sie gleich unaufhörlich prügelten, und waren fest davon überzeugt, daß der Soldat nur durch Schläge belehrt werden könne. Sie gaben furchtbar viel Geld aus und wenn sie keines hatten, nahmen sie es aus den öffentlichen Kassen, — waren Hunde, Bücher und Kronskassen doch von Alters her in Rußland schußfrei. Aber diese Männer waren weder Angeber noch Spione, und stets bereit für ihre Untergebenen durchs Feuer zu gehen. Häufig unbequem und immer lärmend und vorlaut, gewohnt über Dinge, von denen sie nichts wußten, zu urtheilen und nur wenn sie bei Laune waren zu antworten, hatten die Generale dieses Schlages den ungeheuren Vorzug, sich, wenn es darauf ankam, für Recht und Wahrheit todtschlagen zu lassen und wirkliches Ehrgefühl zu besitzen" (Herzen) .... Der charakteristischste Typus dieses heute ausgestorbenen Geschlechtes war der im Decemberaufstand von 1825 von den Verschworenen getödtete Graf Miloradowitsch. „Tapfer, glänzend, ausgelassen, sorglos, stets mit Schulden bedeckt (die der Kaiser Alexander wohl zehn Mal für ihn bezahlt hat), ein Schwätzer und dabei doch der liebenswürdigste Mensch von der Welt, war Miloradowitsch der Abgott der Soldaten und ein ziemlich glücklicher Generalgouverneur der Residenz, die er mehrere Jahre lang verwaltete, ohne je ein einziges Gesetz gekannt zu haben."

Unter den Auspicien einer so wunderlich gearteten Generation war Fürst Wjäsemski emporgekommen und zum Manne geworden, als er nach Beendigung der Freiheitskriege an die Newa zurückkehrte, um seine im Meßdepartement begonnene Thätigkeit fortzusetzen. Obgleich dieselbe für eine Vorbereitung auf die diplomatische Carriere nicht gelten konnte, hielt es für den vornehmen und wegen seiner bei Borodino bewiesenen Bravour wohlgelittenen Beamten nicht schwer, in ein hochpolitisches Amt übergeführt zu werden. Wjäsemski wurde im Jahre 1815 dem kaiserlichen Bevollmächtigten und Commissar bei der königlich polnischen Regierung, Grafen N. N. Nowossilzow beigegeben und siedelte als Beamter der Kanzlei dieses hochgestellten und Alexander I. eng befreundeten Staatsmannes für mehrere Jahre nach Warschau über.

Die Verhältnisse, die er hier vorfand, waren die wunderbarsten von der Welt. Gegen den Rath seiner sämmtlichen russischen und deutschen Rathgeber hatte der Kaiser die Wiederherstellung eines constitutionellen Königreichs Polen ins Werk gerichtet und die Verwaltung desselben in die Hände von Männern gelegt, die entweder in den letzten Zeiten der Republik oder unter der napoleonischen Herrschaft emporgekommen waren und aus ihrer ausschließlich polnischen Denkweise kaum ein Hehl machten. Die Stellung des kaiserlichen Statthalters bekleidete der greise General Zajonczek, ein „Republikaner" aus der Schule Kosziuskos, der den napoleonischen Feldzug gegen Rußland mitgemacht und an der Beresina ein Bein verloren hatte, die Ministerportefeuilles waren an die Grafen Wielehorski, Potocki, Matuszewicz, Sobolewski und andere Glieder des hohen polnischen Adels vergeben, neben denen der genannte Nowossilzow als Vertreter der russischen Interessen und als Vermittler zwischen Rußland und Polen fungiren sollte. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe lag auf der Hand und wurde dadurch noch erhöht, daß des Kaisers Sympathien zwar auf Seiten der Polen standen, er aber nichts desto weniger von Nowossilzow eine heimliche Ueberwachung der Thätigkeit seiner polnischen Minister und ihrer Umgebung veranlaßte. Da die dem kaiserlichen Commissar „beigegebenen" Be-

Digitized by Google

amten zum großen Theil Polen und als solche entweder Werkzeuge der Minister und Staatsräthe (namentlich des einflußreichen Fürsten Adam Czartoriski) oder Intriguanten auf eigene Hand waren, so hatten Nowossilzow und dessen russische Attachés einen außerordentlich schweren Stand, dessen zu geschweigen, daß der kosmopolitische Zug der Zeit, die Neigung zu leichtem Genuß, und vor Allem die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit der polnischen Herren und Damen den meisten der von der Newa an die Weichsel versetzten russisch-französischen Herren zur schweren Versuchung wurden.

Notizen.

Die österreichische Politik zu Hause und im Orient ist für die Außenstehenden oft ein Buch mit sieben Siegeln. Man findet sich in den verschiedenen Parlamenten in Wien und Pest nur schwer zurecht. Auch nehmen diese oft lärmenden und leidenschaftlichen Debatten die Aufmerksamkeit des Auslandes nur in sehr bedingter Weise in Anspruch. Unter zwanzig Lesern durchfliegt sie kaum einer. Selbst Politiker von Fach wären in Verlegenheit, sollten sie sämmtliche österreichische Parteiführer auf der Stelle namhaft machen oder gar mit ihren Verdiensten und Fehlern charakterisiren. Man kann ohne Ueberhebung sagen, daß die hervorragenden Redner unserer Kammern und des Reichstages selbst dem größeren Publicum jenseits der deutschen Grenzen ungleich besser bekannt sind als ihre Collegen drüben in ähnlicher Stellung. Wir möchten damit den gewiß wackeren österreichischen oder ungarischen Vorkämpfern für Freiheit und Recht nichts Unverbindliches sagen, sondern nur eine Thatsache erwähnen, die von unparteiischen Oestreichern nicht verkannt wird. Die Natur der dem Fremden nicht durchweg verständlichen oratorischen Turniere diesseits und jenseits der Leitha mag dazu beitragen. Wie soll man sich für ein parlamentarisches Scharmützel über Gültigkeit des Berliner Friedens erwärmen, dessen Ergebniß ohne eine Spur von Bedeutung für das Schicksal des historischen Actes sein muß. Der Eindruck würde sofort ein anderer werden, wenn etwa Graf Andrassy infolge eines Votums des Reichsrathes, der Delegationen oder wie die wunderlichen Körperschaften sonst heißen mögen, in seiner ministeriellen Existenz bedroht wäre. Das würde man schon in den nachbarlichen Bezügen verspüren und sich darauf einrichten müssen. Aber davon ist ja niemals die Rede. Ob die Collegen Andrassys gehen oder bleiben, fällt für die Gesammtleitung des Staates, also auch für die europäischen Zuschauer, herzlich wenig ins Gewicht. Dazu kommt, daß selbst die heftigste Opposition der Magyaren, die dazu periodisch ihre Lenden gürten, sich gewöhnlich bald in Wortschwall verflüchtigt. Man denke nur an die Proteste gegen die bosnisch-herzegowinische Occupation, die gedauert haben, was solche Proteste von der Rednerbühne herab, wenn weder Macht noch Einfluß dahinterstehen, zu dauern pflegen. Aehnlich verhält es sich mit den Verwahrungen der Wiener oder Pester Zeitungen. Großentheils gut geschrieben und an literarischer Leistung manche Productionen anderer Länder überragend, gewähren sie oft den Eindruck, daß die Verfasser von der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen überzeugt sind und nur der Ehre wegen gleichsam auf der Mensur fechten. Mühselig genug mag ihnen der tagtägliche Streit mit ihren Officiösen werden, die überall ihre Netze spinnen und wie nirgend anderswo eine künstliche Tagesgeschichte neben der wirklichen weben. Eine historische Beleuchtung ihres Treibens, namentlich bei den Vorbereitungen der bosnischen Annexion, wäre von pikantem Interesse, würde aber die systematische Verdunkelung der Thatsachen, wie sie dort gepflegt und von zahllosen Mithelfern unterstützt wird, doch nicht verhindern. Graf Andrassy wird trotzdem die bosnischen Erfolge nicht zu den Lorbeeren seines Lebens zählen können. Wie ihm das Journal des Debats neulich in einem reizenden kleinen Artikel nachwies, hat er für Oestreich aus dem orientalischen Kampfe ein Gut heimgebracht, das genau an den Elephanten erinnert, welchen der Schneider in der Lotterie gewann. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus den orientalischen Wirren, trotz aller Versuchungen, mit reinen Händen hervorgegangen sind und einiger Humor in der Kritik des östreichischen Gebahrens ihnen daher wohl gestattet ist. Auch daheim haben sie sich vorerst wieder zurecht gefunden und unsere in dieser Richtung vor etwa acht Tagen geäußerte Erwartung hatte sich nach den ersten Nachrichten bestätigt. Man hat sich allerorten herzlich darüber gefreut und die allgemeine Lage konnte von dem Erfolg des französischen Ministeriums nur die günstigsten Rückwirkungen erfahren. Hoffentlich werden auch die nachträglichen Zuckungen überwunden werden. Ueberall befestigt sich der Frieden. Auch die Engländer werden mit ihren Afghanen und Zulus wohl noch fertig werden. Schon finden sie den Scherz wieder und in einem Londoner Kreise wurde neulich bemerkt, man könne sich nicht wundern, daß ein Kaffer einen englischen General besiegen konnte. Habe doch einer seiner Landsleute in früheren Jahren einen Bischof bekehrt. Es war dies der Bischof Colenzo von Natal, der einen Zulu für das Christenthum gewonnen hatte, aber von dessen Einwendungen gegen den Wunderglauben so frappirt wurde, daß er die orthodoxe Lehre fallen ließ und ein dickes Buch über den Rationalismus schrieb. Der Fall wird allerdings wohl vereinzelt bleiben und es ist, um mit einem lateinischen Sprichwort zu reden, kaum zu glauben, daß, wenn die Engländer, wie zweifellos zu erwarten, schließlich die Zulus schlagen, der besiegte Stamm die Sieger geistig und sittlich fangen werde.

* * *

Die Casa Zuccari in Rom und die Budgetcommission des Reichstages.

Ein Schmerzensschrei.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Nachricht las, die Budgetcommission des Reichstages habe die Vorlage der Reichsregierung, die Casa Zuccari in Rom zu erwerben, einstimmig abgelehnt. Da diese Nachricht, in lakonischer Kürze eines Telegramms in die Welt gesendet, nicht von einer Mittheilung der Beweggründe begleitet ist, welche die Budgetcommission bei diesem erstaunlichen Beschlusse leiteten, so muß ich ja freilich mit jenem sächsischen Abgeordneten sagen: Ich kenne die Motive der Budgetcommission nicht, aber ich mißbillige sie. Und ähnlich dürfte das Urtheil lauten, das in den weitesten Kreisen der Nation über diesen betrübenden Vorgang gefällt wird. Ich bin kein Kunstgelehrter, ja ich kann nicht einmal aus eigener Anschauung über die Bedeutung der Fresken sprechen, welche das Haus Zuccari oder vielmehr Bartholdy — denn unter dem Namen des früheren Besitzers ist das Haus in der Kunstgeschichte berühmt geworden — zieren. Ich möchte also nur vom Standpunkte des Laien, des schlichten Reichsbürgers aus meinen Schmerzensschrei erheben, daß die Budgetcommission des Reichstages einen Vorschlag zurückweist, dieses Haus für die deutschen Künstler in Rom nicht nur, nein, für die ganze deutsche Nation zu erwerben.

Die Denkschrift, welche dem Etat des auswärtigen Amtes beigegeben ist, macht klar und scharf die Gründe geltend, welche für den Vorschlag der Regierung sprechen. Ich wüßte nichts was, von sachlichen Gesichtspunkten aus, gegen dieselben eingewendet werden könnte. Es können also nur finanzielle Bedenken sein, welche den Beschluß der Budgetcommission veranlaßten.

Man hat ja freilich oft genug gesagt, daß wir ein armes Volk seien, daß wir uns manchen Luxus versagen müssen, den sich andere Völker erlauben. Und gewiß, weise Sparsamkeit ziemt sich für die Vertreter des Volkes, die berufen sind, darüber zu berathen, in wie weit die Steuerkraft zur Bestreitung der Ausgaben des Reichs herangezogen werden könne.

Aber handelt es sich hier um Summen, bei denen dieser Gesichtspunkt ernstlich in Frage kommt? Kann das Reich die 325,000 Mk. nicht aufbringen, welche die Reichsregierung fordert? Das wird doch Niemand im Ernste behaupten, der sich vergegenwärtigt, daß der Vorschlag der Regierung bezweckt, Kunstwerke ersten Ranges, Kunstwerke von größter Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der neuen deutschen Kunst für die Nation zu erwerben und gleichzeitig unseren Landsleuten, die in Rom den Studien obliegen, einen Mittelpunkt zu schaffen, der in ganz eminentem Sinne geeignet ist, ihre Bestrebungen zu fördern.

Mit einem Worte: es ist eine Ehrensache für die deutsche Nation, daß das Haus, welches die Meisterwerke eines Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in sich birgt, in den Besitz des Reiches übergehe.

Digitized by Google

Als vor einigen Jahren der Eichenhain zu Olevano bedroht war, unter der Axt der Holzhändler zu fallen, fanden sich sofort einige reiche Männer deutschen Stammes, die das Gelände erwarben, in dem so viele deutsche Maler ihre Baumstudien gemacht hatten, und es dem Reiche als Geschenk überwiesen. Sollte dieser Vorgang hier, wo es sich doch um werthvollere Objecte, als schöne Bäume es sind, handelt, nicht zur Nacheiferung anreizen? Sollten die Vertreter unseres Volkes es nicht begreifen, daß dieses Haus nicht in den Besitz Fremder übergehen darf, wenn die Gelegenheit geboten ist, es für Deutschland zu erwerben? Oder sollte unser neues deutsches Reich nur gegründet sein, um sich als ein mächtiger Militärstaat zu erweisen, der seine ganze Kraft einzusetzen hat, sich der Feinde ringsum zu erwehren? Sollen die Tage von Wörth und Sedan nicht auch um deswillen hohe Ehrentage der Nation sein, weil sie nun mit vereinter Kraft, als Sache der Gesammtheit, an die Erfüllung der Culturaufgaben herantreten kann, die früher der Munificenz einiger Höfe überlassen war?

Nicht ohne Bitterkeit habe ich so oft, wenn es sich um die wichtigsten Fragen handelte, deren Lösung unserem neuen Reiche oblag, die Erwägung hören müssen, was das Ausland zu dieser oder jener Form sagen werde, in der die Lösung versucht ward. Ich habe immer geglaubt, daß wir diese Dinge mit uns selbst und ausschließlich mit uns selbst auszufechten haben, daß es für unseren Reichstag ganz gleichgültig sein müsse, wie Franzosen oder Engländer über das Socialistengesetz oder über das Ungebührengesetz urtheilen.

Hier aber liegt eine Frage vor, in der die Stimme des Auslandes uns nicht gleichgültig sein kann. Und ich wenigstens habe keinen Zweifel, was das Ausland zu diesem Votum der Budgetcommission sagen wird. Franzosen und Engländer werden es nicht nur mißbilligen, sie werden es nicht einmal verstehen. Ich halte es für eine Unmöglichkeit, daß das Parlament in Paris oder London sich weigern würde, eine Summe, wie sie hier die Reichsregierung verlangt, zu genehmigen, wenn es sich darum handelte Kunstwerke zu erwerben, welche für die französische oder englische Kunstgeschichte die Bedeutung hätten, wie die der Casa Bartholdy für die Geschichte der deutschen Kunst.

In der That, wohin ist es denn mit dem idealen Sinne der „Nation der Denker" gekommen, wenn der Vorschlag laut werden kann, daß der Reichstag für alle Zeiten darauf verzichten solle, sich ein monumentales Gebäude zu schaffen, und wenn der Antrag der Regierung, die Casa Bartholdy zu erwerben, sans phrase abgelehnt wird?

Soll denn die deutsche Nation nicht die Mittel haben, für die Förderung der deutschen Kunst 325,000 Mark auszugeben?

Nein, ich kann dies nicht glauben, und indem ich, wenn auch ohne Auftrag, doch — dessen bin ich sicher — in voller Uebereinstimmung mit Tausenden gebildeter deutschen Männer, diesen Schmerzensschrei erhebe, appellire ich zugleich a Papa male informato ad Concilium melius informandum, von der diesmal übel berathenen Budgetcommission an das hoffentlich besser berathene und von höheren Gesichtspunkten geleitete Plenum des Reichstages. Und wenn es, wie ich wohl weiß, der parlamentarischen Usance nicht entspricht, Anträge der mächtigen Budgetcommission zu verwerfen, so möchte ich mich doch der Hoffnung hingeben, daß was in der vorigen Tagung ausnahmsweise im Interesse der Erforschung Afrikas geschehen ist, dieses Mal geschehe im Interesse der deutschen Kunst und für Erhöhung des deutschen Namens bei den Gebildeten aller Culturstaaten. Friedrich von Weech.

* * *

„Gedichte."

Neulich habe ich die epische Dichtung eines Malers besprochen, heute will ich den Leser mit den gereimten Aufzeichnungen eines guten Musikers bekannt machen. Ich stelle mir für diesmal keine andere Aufgabe und lasse das kritische Richtschwert in der Scheide. Das kleine Buch, das mich zu dieser Bekanntmachung veranlaßt, führt den einfachen, aber deswegen doch nicht ganz anspruchslosen Titel: „Gedichte" und hat Wilhelm Tappert zum Verfasser.*) Herr Dr. Wilhelm Tappert ist einer der gewaltigen Rufer im musikalischen Streite; er steht in der vordersten Reihe der Wagner'schen ecclesia militans, und wer einmal einen Aufsatz von ihm gelesen hat, weiß, mit welcher äußersten Energie, mit welcher Wucht er für seine Sache kämpft und wie unbarmherzig er auf die Gegner einhaut — ein wahrer Simson im Kampfe wider das musikalische Philisterpack. Die Fachmänner rühmen Herrn Dr. Tappert bedeutende musikalische Fähigkeiten nach, und auch in den Kreisen der einfachen Musikliebhaber, selbst in denen der Nicht-Wagnerianer, hat er sich durch die Herausgabe der „altdeutscher Lieder", die er mit einer geschmackvollen Begleitung versehen hat, Freunde erworben.

Herr Dr. Tappert hat natürlich auch Verse gemacht. Wer sich frei weiß von aller Schuld, der werfe den ersten Stein auf ihn. Die Situationen, in denen die Verse als Nothwehr gebraucht werden, treten an jeden Menschen häufig genug heran. Da kommt eine liebenswürdige Dame mit dem unvermeidlichen Album, da sitzt man behaglich beim Mahle und der freundliche Wirth beschwört den Gast, den Damen ein paar Artigkeiten zu sagen, da wird man von guten Freunden zur Bahn begleitet, man soll ihnen ein Lebewohl zurufen, der Courierzug braust heran, es fällt einem nichts Gescheidtes ein, man hat keine Zeit in Prosa zu sprechen und da macht man in der Eile wohl Verse. Da schreibt man an eine Dame, die Ella heißt:

„Ei wie wär' das hübsch und fein,
Leichte Reime zu verbinden,
Luft'ges Liedchen zu erfinden:
Aber — mir fällt gar nichts ein!"

— oder man erhebt sein Glas, räuspert sich und spricht unter dem Beifall der dankbaren Gäste:

„Wer zählt der Freunde Schaaren, zählt die Namen,
Die heute gastlich hier zusammen kamen!
Vor allem strahlt in unsres Festes Rahmen
Ein reicher, bunter Kranz von Damen!

O, könnt ich sprechen zierlich in Makamen!
Indeß von meinem Pegasus, dem lahmen,
Von meiner Phantasie, der schlichten, zahmen,
Darf man so viel nicht fordern, meine Damen . . .

Vier winz'ge Strophen erst! Und dennoch nahmen
Sie alle Reime fort; drum sag' ich: Amen!
Und ohne weitere Mitleids-Reclamen
Füll' ich mein Glas und weih' es unsern Damen!"

— oder endlich, man improvisirt auf dem Perron Verse wie die folgenden:

„Trefflich schmeckt das kühle Bier,
Ganz behaglich sitz' ich hier,
Schöne Damen neben mir; —
Es ist wirklich ein Plaisir!
Trinkt man so der Gläser vier,
Hübsch bedächtig, ohne Gier,
Bleibt es hell im Hauptquartier,
Kann man scherzen mit Manier!
Doch, der Morgen taget schier,
Bangen Abschied nehmen wir;
Weiter muß der Passagier
Mit dem Zuge des Courier:
Auf ihr Wohl den Rest vom Bier!"

Das wird keinem Menschen besonders übel genommen, im Gegentheil, der harmlose Scherz gefällt. Daß man aber diese flüchtigen Augenblicksbilder fixirt, unter Glas und Rahmen bringt, daß man diese harmlosen Kinder einer flüchtigen Laune aufpäppelt, groß zieht und „Gedichte" wie diese in einen Band aufnimmt, ist immerhin ein Wagestück. Herr Tappert ist muthig. Ich für meine Person mag dem Herausgeber schon darum nicht grollen; ich bekenne außerdem ganz offen, daß mir seine „Gedichte" eine ganz vergnügte Stunde bereitet haben, wenn auch das Vergnügen, das sie mir verursachen, vielleicht ein anderes ist als das, welches der Dichter beabsichtigt haben mag.

Die größere Hälfte der Tappert'schen Gedichte sind lyrische, denen er den Titel „Die blaue Blume" gegeben hat. Die blaue Wunderblume der Romantik spielt auch in diesen Gedichten eine große Rolle; wenn auch bisweilen der Wind darüber gehet und sie nimmer da ist, „und ihre Stätte kennet sie nicht mehr", so streckt sie doch immer ihr

*) Berlin, Verlag von R. Damköhler.

Digitized by Google

Köpfchen wieder auf und überall sehen wir diese merkwürdige blaue Blume.

„Die blaue Blume,
Wo mag sie sein?"

fragt der Dichter gleich auf der ersten Seite, und später versichert er:

„Von allen Blumen im Waldesgrund,
Auf lachenden Wiesen und Auen
Gleicht keine der einen, der blauen!"

Unser Interesse wird dadurch natürlich noch mehr angeregt und erreicht einen bemerkenswerthen Höhegrad, wenn wir weiter lesen:

„Ich sehe zwischen Rosen
Und all dem frischen Grün,
Die herrlichste der Frauen,
Die blaue Blume blühn."

Später enthüllt uns der Dichter einige Eigenschaften dieser blauen Blume:

„Blaue Blume hat fröhlichen Muth,
Denkt philosophisch: wie's ist, ist's gut!"

Der Gedanke an diese wunderbare Pflanze verfolgt den Dichter beständig:

„Und wenn des Mondes heller Schein
Das Reich der Nacht erschließt:
Dann, blaue Blume, denk' ich dein,
Und flüst're: sei gegrüßt!"

Der Dichter ist grausam. Nachdem er uns auf jede Weise für die blaue Blume erwärmt hat, zerfleischt er unser Herz mit dem Bericht über deren klägliches Ende.

„Es steht die Gais im grünen Wald;
Dies Bild — ich werd' es nie vergessen:
Die blaue Blume thät sie fressen."

Das ist das Letzte, was wir von ihr erfahren. Diese Götterdämmerung der Blume hat, wie man zugeben muß, etwas recht Prosaisches, aber darum nicht minder Ergreifendes.

In Wilhelm Tappert scheint sich das poetische Häkchen schon in jungen Jahren gekrümmt, der Meister scheint sich früh geübt zu haben. Wir finden in seiner Gedichtsammlung Verse, die aus dem Jahre 1850 datiren, — aus einer Zeit, in der nach menschlicher Berechnung der Dichter im Knabenalter gestanden haben muß. Einem blutjungen und früh entwickelten Menschen kann man es nicht weiter übel nehmen, wenn er sagt:

„Lieb Annchen stand im Mondenschein
An ihrem kleinen Fensterlein;
Sie blickte in die Sternennacht, —
Ob sie wohl auch an mich gedacht? . . .

„Was knistert dort an meiner Thür?
Da liegt ein Brief!" (Er war von mir!)
Sie nimmt ihn zitternd, liest und lacht:
Gewiß, sie hat an mich gedacht!"

Dieses Annchen spielt noch einmal in demselben für den Dichter so verhängnißvollen Jahre 1850 eine Rolle:

„Es weht so schauerlich der Wind,
Die Wolken fliehn, getrieben;
Um jene Ecke biegt geschwind
Ein Mann. Bald schlägt es sieben!

„Ich muß nun gehn; muß wirklich fort!
Er hat mir ja geschrieben:
„„O komme, komme! halte Wort!""
Ade!" Bald schlägt es sieben!

Der Wind, er stellt sein Brausen ein. —
„Willst Annchen treu mich lieben?"
„„Bin Dein auf ewig! Ewig Dein!""
Horch, horch! — Da schlägt es sieben!"

Diese sinnige Verbindung der schnell dahinsausenden Zeit mit den Stürmen eines liebeerfüllten Herzens ist keine ganz originelle Erfindung des jugendlichen Dichters oder wenn dies doch der Fall sein sollte, ist ihm ein anderer mit der Veröffentlichung eines poetischen Werkes, das diese Verbindung veranschaulicht, zuvorgekommen. Es ist D. Kalisch, dessen ergreifende Ballade „Hildegard und Balduin oder: Die Uhr schlägt keinem Glücklichen" hier als freundliches Pendant wiedergegeben werden mag:

„In der Laube von Jasmin
Saß im stillen Lieben
Hildegard und Balduin —
Horch! da schlug es sieben!

Wie aus einem langen Traum
Plötzlich sie erwachte,
Ihren Augen traut sie kaum —
Horch! da schlug es achte!

Willst du — rief er — willst du ganz
Ewig sein die Meine?
Nie! rief sie im Abendglanz —
Horch! da schlug es neune!

Und des Nachtsgotts dunkles Roß
Schüttelte die Mähne —
Laß' mich! — rief sie — riß sich los —
Horch! da schlug es zehne!

Klappernd floh ins Schilf der Storch
Und der Mond schien gelber: —
Falsches Weib! rief er — und horch!
Jetzt schlug er sie selber!"

Die siebente Abendstunde jedoch hat gerade in den Gedichten von Tappert eine ganz besondere Bedeutsamkeit. Da heißt es in dem Liede „An den Sturm":

„Ich hör' ein wildes Wehen,
Der Sturm, er braust mit Macht;
Mich treibt's, hinaus zu gehen,
Mich zieht's zu dir, o Nacht! . . .

Ich hab' ihr heut' geschrieben:
„Geschieden muß es sein!"
Und geh um Punkto Sieben
Zum letzten Stelldichein."

Mitunter schlägt es in Tapperts Gedichten auch acht, oder wie er sagt: „Es war um Uhre achte" (noch besser wäre: „um Uhrener achte" wie Groschener fünfe, Stückener zwölfe):

„In stiller Nacht da träumte mir:
Es kam ein lieber Brief von Dir,
Ein Brief wohl ohne Gleichen,
Mit grüßenden Schwalbenzeichen . . .

Und richtig, — 's war um Uhre acht —,
Hat Einer wirklich was gebracht.
Nur her! — Verfluchter Bettel!
„Der neueste Steuerzettel!"

Das Hereingreifen der rauhen, nüchternen Wirklichkeit in die freundlichen Luftgebilde einer verklärten Stimmung bildet den Vorwurf noch mancher anderen Gedichte von Wilhelm Tappert. Er erwartet einen zarten Brief von Liebchens Hand und der Steuerbote gemahnt ihn in der unangenehmsten Weise an seine Pflichten als Staatsbürger; er sieht die Liebste an sich vorübergleiten, ein heißes Sehnen füllt seine Brust, und unmittelbar darauf empfängt er von nichtsnutzigen Menschen, die obenein noch Juden sind, die Rechnung über gelieferte Waare:

„In traulicher Dämmerstunde
Hab' ich die Liebste erblickt,
Demnächst haben Levy und Meyer
Eine greuliche Rechnung geschickt!

Digitized by Google

Es geht auch droben am Himmel
So bunt und wunderlich her:
Erst sieht man am Abend die Venus
Und dann kommt der große Bär!"

Ja, wenn die verwünschten Rechnungen nicht wären! Dem „Dalles", also der Verlegenheit um Geld, ist auch auf Seite 111 und 112 ein besonderes „Heldengedicht in zwei traurigen Gesängen" gewidmet, dessen zweiter Gesang also lautet:

„Ach, vor dem „Ersten" steht's gar flau,
Die Ebbe ist manchmal terrible!
Am Ersten kommt des Hauses Frau,
Geld will sie, ganz infallible!
Der Ledige, er jammert: au!
Der Schuster brachte die Stiebel,'
Der Schneider „schuf" aus seinem Grau
Rock, Weste und — inexpressible!"

Wie man sieht, ist der Dichter ein scherzhafter Mann, und aus dieser scherzhaften Stimmung heraus lassen sich einige Dinge erklären, die sonst unbegreiflich wären. Er erzählt uns z. B., daß er auf die Nachricht, eine ihm theure Person treffe um 5 Uhr Morgens mit dem ersten Zuge ein, mitten in der Nacht aufsteht und im schlechtesten Wetter nach dem Bahnhofe eilt

Trotz finst'rer Nacht und Windsgebraus,
Trotz eis'ger Bahn und Flocken,
Schritt ich in aller Früh hinaus
Und fürbaß, unerschrocken.

O, wär' ich doch im warmen Bett,
In der molligen Bude geblieben!
An dem verfluchten schwarzen Brett
Stand kreideweiß geschrieben:

„Der Zug Nr. I hat 2 Stunden Verspätung."

Das sind Unannehmlichkeiten, die schon manchem Sterblichen zugestoßen sind, ohne daß er darüber gerade ein Gedicht gemacht oder, wenn er wirklich eins gemacht, es veröffentlich hätte. Ich zerbreche mir den Kopf, was Wilhelm Tappert veranlaßt haben kann, diese kleinen poetischen Selbstbefriedigungen zu einem schon durch sein Vorhandensein anspruchsvoll gewordenen Bande zusammenzustellen. Ueber die Qualität der Scherze will ich nicht mit ihm rechten. Vielleicht ist es ja sehr hübsch, wenn der Maikäfer in Berlin sagt: „O Jott, mir friert!" oder wenn man den Unterschied zwischen den Rittern von Einst und Jetzt so definirt:

„Ins Auge faßten jene Recken
Ein edles Ziel, ein großes:
Dort haben die modernen Gecken
Ein Stückchen Glas, ein bloßes."

Das dem Umfange nach größte Gedicht heißt „Sündhaftes Lieben" und bezeichnet sich als eine „Trilogie". Der Geliebte steht um Mitternacht, die aus dem begreiflichen Wunsche nach einem bequemen Reim die Stunde der „Gespenster" genannt wird, vor dem „Fenster" seiner Geliebten und fleht um Einlaß. Sie verweigert denselben keusch. Aber der Gewalt der Argumente des Liebenden vermag sie doch nicht zu widerstehen; denn dieser sagt:

„Soll mich der Wächter fangen
Im Mondenschein?"
Da flüstert sie mit Bangen:
„O komm' herein!"

Nun ist das Unglück geschehen, und der Geliebte verlangt am andern Morgen still das Haus zu verlassen. Die Geliebte aber will ihn nicht allein ziehen lassen, sie will ihn begleiten:

„Laß' mich nicht in dem Leide,
Erbarm' Dich mein!
Auf! laß' uns fliehen Beide,
Wohin's mag sein!"

Aber der Geliebte, der nun eine schreckliche Nüchternheit zeigt, will doch lieber allein gehen, und findet wieder für sein Verlangen kein besseres Argument als das schon dagewesene:

„Soll uns der Wächter fangen
Im Morgenschein?"
Da flüstert sie mit Bangen:
„— Geh', geh' allein!"

Die Moral dieser unmoralischen Geschichte ergibt sich von selbst.

„Er zog hinaus in die weite Welt,
Und Keiner weiß, wo er geblieben.
Wie war das Leben ihm vergällt!
Das kommt von dem sündlichen Lieben!

Und, durch Gewissensangst gequält, —
Steht in der Chronik geschrieben —,
Hat sie das Kloster sich erwählt:
Das kommt von dem sündlichen Lieben!

Gewiß, der fromme Leser schmält,
Wie es die Beiden getrieben,
Und daß ein Christenmensch erzählt
Die Geschichte vom sündlichen Lieben!"

Ich fürchte, ich fürchte, der Leser wird nicht nur wegen dieser Geschichte vom „sündlichen Lieben" schmälen, denn wenn gute Gedichte immer Gelegenheitsgedichte sein sollen, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Gelegenheitsgedichte gut sein müssen. Aber, wie gesagt, ich will ja nicht kritisiren. Ich habe aus den Gedichten einer Persönlichkeit, die sich auf andern Gebieten bekannt gemacht hat, einige Proben mittheilen wollen, und das ist hiermit geschehen.

p. L.

Bibliographie.

Siegert, Geo., Klytämnestra. Tragödie in 5 Aufzügen. 2. (Titel-) Aufl. 8. (128 S.) München (1870), Merhoff. 1. 20.

Goethe's Briefe an Sophie v. La Roche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von G. v. Loeper. gr. 8. (LIII, 214 S.) Berlin, Hertz. 6. —

Freund, Prof. Dr. Wilh. Alex., Blicke in's Culturleben. (VIII, 101 S.) Breslau, Schletter. 2. 40.

Kirchbach, Wolfg., kosmopolitische Originale. Lustspiel in 5 Aufzügen. gr. 8. (75 S.) Dresden 1878, (Axt). 1. 20.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. 2. und 3. Jahrgang. April 1879—März 1880. à 12 Hfte. (à 8—10 B. m. je 1 Radirg.) gr. 8. Breslau, Schottländer. Einzelne Hfte. à 2. —

Leixner, Otto v., illustrirte Literatur-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln (In ca. 30 Lfgn.) 1. Lfg. Lex. 8. (1. Bd. S. 1—40.) Leipzig, Spamer. — 50.

Grimm, Jac., und Wilh. Grimm, deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt v. DD. Mor. Heyne, Rudolf Hildebrand und Karl Weigandt. 6. Bd. 3. Lfg. Bearb. von Dr. M. Heyne. Lex.-8. (Sp. 385—576.) Leipzig, Hirzel. 2. —

Kölbing, Eug., die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. 1. Thl. A. u. d. T.: Tristams Saga ok Isondar. Mit einer literarhistor. Einleitg., deutscher Uebersetzg. und Anmerkgn. zum 1. Mal hrsg. gr. 8. (CXLVIII, 224 S.) Heilbronn 1878, Henninger 12. —

Wittich, K., Struensee. (XVI u. 263 S.) Leipzig 1879, Veit. 5. —

Voß, Rich., Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt. 8. (275 S.) Breslau 1879, Schottländer. 5. — geb. 6. —

Laßwitz, K., Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem vierundzwanzigsten und neununddreißigsten Jahrhundert. 3. Auflage. 8. (IV u. 226 S.) Ebd. 1879. 3. — geb. 4. —

Norden, Ottokar von, die beiden von Lohberg. 2 Bde. 8. (647 S.) Ebd. 1869.

Weilen, Graf von, Unersetzlich. Roman. 8. (358 S.) Ebd. 1879. 5. —

Deutsche Pomologie. Chromolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturanweisung der empfehlenswerthesten Sorten Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben. Nach den Ermittelungen des „Deutschen Pomologen-Vereins" herausgegeben von W. Lauche. 1. Lieferung. 8. 4 Blatt Text und 4 Tafeln Abbildungen. Berlin 1879, Wiegandt, Hempel und Parey. In 48 monatlichen Heften. à 2. —

Digitized by Google

Inserate.

Ein wissensch. geb. **Stenograph** erbietet sich zum Dictandoschreiben ev. zur druckfertigen Uebertragung **literarischer Arbeiten.** Gefl. Adr. unter **F. A. 273** an **R. Mosse, Berlin** W.

Soeben erschien:

Charlotte.

(Für die Freunde der Verewigten.)

Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.

Herausgegeben von

Emil Palleske.

Mit dem Portrait Charlottens.

gr. 8. 18 Bogen.

geh. 7 *M.*, eleg. in Leinen geb. 9 *M.*, in Liebhaber-Einband 11 *M.*

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschien Portraitkatalog No. V. 3000 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie zur Geschichte der **Musik**, des **Theaters** und der **Literatur.** Preis 50 ₰, nach ausserhalb gegen Einsendung v. Briefm. **Schroeder** in **Berlin** W., Wilhelmstr. 91. Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lust an der Musik.

Erklärt von **H. Berg.**

Nebst einem Anhang: Die Lust an den Farben, den Formen und der körperlichen Schönheit.

Preis 1 *M.*

Vorstehende Schrift versucht eine Erklärung der Lust an der Musik, den Farben, Formen und der körperlichen Schönheit auf darwinistisch-physiologischer Grundlage und ist für jeden Gebildeten, insbesondere aber den Musikfreund, hoch interessant.

Berlin, Unter den Linden 3.

W. Behr's Buchhandlung (E. Bock).

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,50 Mark vierteljährlich, 2,54 Mark für 2 Monate, 1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag der **F. Hofbuchdruckerei** in **Rudolstadt.**

Soeben ist erschienen:

Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie.

Aus Archivalien und Familien-Papieren.

Von Dr. **Karl Schwartz**, Oberschulrath.

3 Bände. 65 Bogen. gr. 8. Preis 12 *M.*

Bücher-Verkauf.

Eine kleine Bibliothek, meist englisch, Werke von Carey, Bastiat, List und Andern, Autorenwörterbuch von Allibone 2c. ist umzugshalber für 400 *M.* in **Berlin**, Alexandrinenstr. 112, bei **Dühring** zu verkaufen.

Schriftsteller, welche für **sensationell gehaltene Romane, Novellen**, sowie für **Humoresken**, populär gehaltene, **wissenschaftliche Artikel**, Lebensbilder, historische Skizzen, **Räthsel** u. dergl. **zweite Verwendung** wünschen, wollen Offerten, oder event. auch Probesendungen unter **Z. P. 401** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** gelangen lassen.

Kochsalz-, Stahl- und **Schwefelquellen. Gasreiche** (Sprudel) **Voll-** und **Sitzbäder.** Gas- und Gasdampf-Douchen. **Schwefelschlammbäder.** Kaltwasserkur. Elektrotherapie. Erfolgreich bei Blut- und Nervenschwäche, **Migraine, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Frauenkrankheiten**, Katarrhen aller Art, Hämorrhoidal- und Verdauungsbeschwerden. Ausgez. d. schöne Lage, ländl. Ruhe u. erquickende Luft. 700′ ü. d. M. Von dem Badearzte Physicus S.-R. Dr. Caspari ersch.:

Meinberg, Kurerfolge bei **Neuralgie, Rheuma** und **Gicht.** F. Schöningh, Paderborn. 12. 59 S. (80 ₰.)

Fürstl. Brunnendirection.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht u. damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine große deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besond. **Vorzüge** dies. Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben:

der belletristischen Wochenschrift und dem illustrirten Witzblatt

„Berliner Sonntagsblatt" **„ULK".**

Unabhängige freisinnige politische Haltung. Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend-** und **Morgenblatt.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, **Kunst** und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land-** und **Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des II. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Der verlorene Kamerad"

von

Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Hierauf folgt:

„Ariadne" Roman von **Henry Gréville**,

dessen kürzlich im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte Novelle **„Dosia" allgemeinen Beifall** gefunden hat.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt"**, nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** zum Preise von nur **5 Mk. 75 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann.

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte

in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖRLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. — 30 Kr. ö. W.

Vollständig bis Ostern 1880.

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte" vollständig klarlegt, **ist gratis zu haben.**

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. | Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Franz Ebhardt und H. W. Müller in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin N.W.**, Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 29. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und die französische Republik. Von X. — Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans. II. — **Literatur und Kunst:** Lieder von J. G. Fischer. — Goethe als Naturforscher. Von Julius Stinde. — Fürst Wjäsemski. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Frau ohne Geist. Lustspiel in 4 Acten von Hugo Bürger. Besprochen von Paul Lindau. — Munkacsy und Makart. Von Th. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Deutschland und die französische Republik.

Man kann seit der Berufung Herrn Grévys zum Präsidenten der französischen Republik in einer großen Zahl deutscher Blätter, die sonst leidlich liberal sind, Tag für Tag schadenfrohe Betrachtungen über den Mangel staatsmännischen Sinnes, welchen die Franzosen wieder einmal bekundeten, und dem entsprechend Vorhersagungen über die „unvermeidliche Katastrophe", der die Republik in Frankreich entgegeneile, lesen. Man fragt sich aber wohl vergebens, wem ein Dienst damit geleistet werden kann, die Dinge in Frankreich so, wie angedeutet wurde, darzustellen. Als einzige Voraussetzung von etlicher Glaubhaftigkeit bleibt übrig, daß die Betreffenden vermeinen, jenem Freunde, „der größer denn Plato", der Wahrheit zu Liebe die Farben ihrer Darstellung zu mischen, da weder Frankreich daran eine Freude, noch Deutschland davon einen Nutzen haben kann.

Es ist wahr, die französische Nation wird die Niederlage, welche sie durch die Deutschen im Kriege von 1870—71 erlitten hat, niemals vergessen. Keine französische Regierung, von welcher Form immer sie sei, würde bei Strafe der nationalen Verachtung es wagen können, eine erfolgverheißende Gelegenheit zur Revanche an Deutschland ungenützt vorübergehen zu lassen. Darum aber wird bis zu diesem Zeitpunkt die deutsche Politik in Bezug auf Frankreich keine bloße Kampfpolitik sein dürfen; sie wird — daran zweifelt wohl Niemand — von ihrem gegenwärtigen Leiter stets in zweckgemäßester Weise der Lage angepaßt werden, je nachdem die Revanchetendenz bei der jeweiligen Regierung Frankreichs mehr in den Vordergrund tritt oder aber hinter andre Programmpunkte sich zurückzieht. Am besten wird wohl Deutschland, wie die Welt überhaupt, sich dabei stehen, wenn in Frankreich eine Regierung am Ruder ist, die ihre Aufmerksamkeit vorwiegend der inneren Politik zuwendet, ohne nach Außen hin eine geflissentliche und deswegen eher Argwohn als Vertrauen erweckende Reserve zu beobachten. Die französische Nation ist durch ihre numerische Stärke, durch ihre anerkannte Führerschaft auf hervorragenden Gebieten des Culturlebens, durch ihre geschichtlichen Ueberlieferungen und ihre darin wurzelnden Charaktereigenschaften zu einer hervorragenden Einwirkung auf die politische Entwickelung Europas ebenso befähigt wie berechtigt. Wo Europa als ein durch das Band internationaler Verträge und gemeinsamer höchster Interessen verknüpftes Staatensystem, zu einer Entscheidung allgemeiner, europäischer Angelegenheiten berufen ist, da wird Frankreich, sobald es sich nicht selber ausschließt, stets an einer der ersten Stellen seine Stimme abzugeben berufen sein. Nichts gibt zu der Annahme Grund, daß von Seiten der deutschen Reichsregierung die volle Gleichberechtigung Frankreichs neben Deutschland und andern Staaten gleicher Machtstellung nicht gern und willig anerkannt würde. Unter den europäischen Angelegenheiten ist aber sicher eine größere Zahl solcher, wo Deutschland und Frankreich, ein jedes ohne seinen eigenen Interessen irgend etwas zu vergeben, im Einvernehmen miteinander vorgehen können, als solcher, bei denen sie ein reales Interesse haben, auf die entgegengesetzten Seiten zu treten. Europa hat nicht blos eine Vergangenheit, aus deren bekannten Ereignissen sich die Stellung seiner einzelnen Staaten zu einander bestimmt; es hat auch eine Zukunft, die unbekannte Dinge in ihrem Schoße birgt, deren Möglichkeiten in der hohen Politik aber wenigstens soweit hypothetisch erwogen werden müssen, daß ein Staat, der sich eine säculare Dauer und die nachhaltige Kraft zutraut, seine Geschicke selbst zu bestimmen, jeder Zeit in der Lage sein muß, allen jenen Möglichkeiten zu begegnen. Darin liegt eben der Unterschied zwischen dem geborenen und dem berufsmäßigen Staatsmanne, daß jener, vermöge der ihm als seltene Mitgift zu Theil gewordenen Divination, die Möglichkeiten der Zukunft wenigstens annähernd richtig voraussieht und seine actuelle Politik, ohne darüber die nächstliegenden Zwecke im geringsten zu vernachlässigen, in Wege leitet, auf denen er sicher ist, früher oder später jenen Möglichkeiten, die dem geistigen Auge gewöhnlicher Menschen — mögen sie immerhin als Botschafter, Minister u. s. w. fungiren — sich nicht entschleierten, mit lange vorher bereitgestellten Mitteln für den eigenen Staat eminente Mehrung der Macht und Erhöhung der Ehre abzugewinnen.

Wir fragen nun: läßt sich keine Zukunftsmöglichkeit von größerer als der Durchschnittswahrscheinlichkeit denken, bei welcher Deutschland und Frankreich, ein jedes für sich die beste Entscheidung treffen würden, wenn sie bei der Theilung der europäischen Mächte in zwei sich gegenübertretende Gruppen sich miteinander, und mit wem sonst die Lage angezeigt erscheinen ließe, verbänden? — Die Beantwortung dieser Frage mag sich der Eine so, der Andre so, ein Dritter, Vierter u. s. w. wieder anders vorstellen; daß mit dem Aufwerfen derselben nicht zum Erörtern einer undenkbaren Möglichkeit aufgefordert wird, muß Jeder zugeben. Und weil eben eine solche Möglichkeit auch von den Erwägungen der deutschen Reichspolitik nicht ausgeschlossen sein darf, darum ist es für dieselbe in keiner Weise gleichgültig, sondern umgekehrt von dem höchsten Werthe, daß auf die französische Regierung, von welcher

Digitized by Google

Form sie immer sei, die denkbar größte Summe von deutschfreundlichen Momenten einwirke, daß dagegen die an sich und abgesehen von der Nationalität dem deutschen Reiche in Feindschaft gegenüberstehenden Elemente möglichst weit von ihr zurückgedrängt sind.

Wer die bisher zur Erscheinung gelangten Phasen der französischen Republik unter den angegebenen Gesichtspunkten einer Betrachtung unterzieht: die Republik als das alle Möglichkeiten offenhaltende Provisorium ohne organische Einrichtungen unter Herrn Thiers; die Republik als eine auf Zeit gestellte und für diese Zeit mit organischen Einrichtungen ausgestattete Regierungsform unter dem Vorbehalt, bei der Revision die Monarchie aufzurichten, mit dem Marschall Mac Mahon an der Spitze; endlich die Republik der Republikaner unter Herrn Grévy als Präsidenten, der wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß unter dem Marschall Mac Mahon Frankreich mehr als unter Herrn Thiers und Herrn Grévy der Gefahr ausgesetzt war, durch die Einflüsse deutschfeindlicher Elemente auf die Bahn der Revanchepolitik gedrängt zu werden. Doch bedarf dies im Einzelnen einer Erläuterung oder, besser gesagt, Einschränkung. Das vorstehende Urtheil über Herrn Thiers kann gegründeter Vermuthung nach nur deshalb mit solcher Sicherheit abgegeben werden, weil derselbe zu einer Zeit von der Macht lassen mußte, wo an Frankreich die Versuchung, Revanche an Deutschland zu nehmen, noch gar nicht heranzutreten vermochte. Einer ernsthaften Versuchung zum Kriege wäre Herr Thiers vermuthlich eher als Marschall Mac Mahon erlegen, weil bei ihm militärische Einwendungen gegen den Krieg mit minderem Gewicht als bei dem „Besiegten von Sedan" in die Wagschale der Entscheidung gefallen wären. Während der Präsidentschaft des Marschalls Mac Mahon ist die mehrgedachte Versuchung Frankreich auch noch nicht in lockender Gestalt genaht. Indessen kamen die maßgebenden Einflüsse für die Haltung des Marschalls von einer Seite her, wo „die Zertrümmerung des Kolosses" bekanntlich in starke Aussicht genommen war. Es bedurfte, wie man sich erinnern wird, einer ernsthaften Mahnung von Deutschland aus, ehe die den religiösen Fanatismus der französischen Katholiken gegen Deutschland anschürenden Umtriebe des Ultramontanismus, woran sich sogar etliche Bischöfe in ihren Hirtenbriefen betheiligten, zur Ruhe gebracht wurden.

Da unter Herrn Thiers den ultramontanen Intriguen sicher nicht der nämliche Vorschub geleistet worden wäre und da dieses von einem unbefangenen Staatsmanne wohl vorausgesehen werden konnte, so mußte seiner Zeit eine diplomatische Wirksamkeit, die dazu half, Herrn Thiers durch Marschall Mac Mahon zu ersetzen, als eine den deutschen Interessen im höchsten Grade nachtheilige erscheinen. Die größere Wahrscheinlichkeit, welche nach einer an sich berechtigten Voraussicht die Wiederaufrichtung der Monarchie in Frankreich nach Beseitigung des Herrn Thiers haben mußte, durfte für den leitenden Staatsmann des deutschen Reiches nicht das entscheidende Moment sein, sobald nicht nebenher eine Bürgschaft dafür gegeben werden konnte, daß die neue französische Monarchie in ihrer äußeren Politik von mindestens nicht feindseligeren Tendenzen Deutschland gegenüber, als die Republik des Herrn Thiers geleitet werden würde. Die Aufrichtung der Monarchie in Frankreich hat sich hinterher als zur Zeit unmöglich erwiesen; es war der richtige Augenblick dafür versäumt worden. Das Septennat wurde von der Mehrheit der Nationalversammlung eingesetzt und organisirt in der Hoffnung, daß während einer siebenjährigen Verwaltung unter den Einflüssen, mit denen Marschall Mac Mahon umgeben wurde, es gelingen werde, für beide Kammern eine monarchische Mehrheit heranzuziehen. Ein Versuch, diesen Zeitpunkt durch Auflösung der Deputirtenkammer zu beschleunigen, mißglückte und, als die Wahlen vom 5. Januar dieses Jahres auch dem Senate eine republikanische Mehrheit zuführten, war Marschall Mac Mahon nicht mehr im Stande, das Versprechen, welches er seinen conservativen Wählern in der Nationalversammlung am 24. Mai 1873 gegeben hatte, zu erfüllen; er reichte unter einem beliebigen Vorwande seine Entlassung ein, worauf an seiner Stelle Herr Grévy zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Wenn Marschall Mac Mahon nun auch nach dem mißglückten Auflösungsversuche wieder ein republikanisch gesinntes Ministerium sich zugesellt hatte und nach dem Personenwechsel auf dem heiligen Stuhle die früheren deutschfeindlichen Einflüsterungen vom Vatican aus keiner höheren Autorisation sich mehr rühmen konnten, so war damit zwar die besondere Bedrohlichkeit beseitigt, welche die Präsidentenschaft Mac Mahons unter gewissen Umständen für den Frieden Deutschlands anzunehmen geeignet war; irgend eine Sympathie für den Marschall Mac Mahon brauchte man deshalb aber in Deutschland nicht zu empfinden; es sei denn, daß vielleicht Jemand für ihn, als den nicht mit Glück kämpfenden Vorfechter des monarchischen Princips, den Zoll achtungsvollen Bedauerns übrig gehabt hat.

Frankreich steht jetzt bei der Republik der Republikaner und Herrn Grévy als deren Präsidenten. Herr Grévy ist Republikaner aus Princip und nicht aus Opportunität; das unterscheidet ihn von Herrn Thiers. Er wird darum der Form der Republik, die für Herrn Thiers das Wesentliche war, „weil sie die Franzosen am wenigsten trennte", einen Inhalt zu geben suchen. Nachdem einige Anläufe der Radicalen, wie die Forderung einer allgemeinen bedingungslosen Amnestie für die Verurtheilten der Commune von 1871 und ein Antrag auf Anklage gegen die Ministerien des 17. Mai und 19. November 1877 wegen versuchten Hochverraths zurückgewiesen worden sind, ist durch das von Herrn Jules Ferry in der Deputirtenkammer eingebrachte Unterrichtsgesetz der Culturkampf auch für Frankreich eröffnet worden. Bekanntlich fing dieser Kampf in Preußen ebenfalls auf dem Gebiete der Schule über die Frage an, ob ein Lehrer ohne Missio canonica katholischen Religionsunterricht ertheilen dürfe. In Frankreich greift die officiell auf die Tagesordnung gesetzte Streitfrage zwischen Staat und Kirche viel tiefer ein, weil einmal der Elementarunterricht dort zum größten Theil in den Händen von Ordensleuten und Congregationisten liegt und weil zweitens die Nationalversammlung durch das bekannte Gesetz Dupanloup „die Freiheit des höheren Unterrichts" proclamirte, das heißt den katholischen „freien Universitäten" das Recht ertheilt hat, akademische Grade und damit die Befähigung zur Erlangung öffentlicher Aemter zu verleihen. Der katholische Clerus hat also in Frankreich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ein viel werthvolleres Besitzthum zu vertheidigen als in Deutschland.

Nun fragen wir, ob irgend ein Interesse für Deutschland vorhanden ist, eine französische Republik, die sich soeben Seite an Seite mit Deutschland an einer der größten Culturaufgaben zu arbeiten anschickt, Tag für Tag mit höhnischen Zweifeln an ihrer Existenzfähigkeit zu überschütten. Es ist wahr, in der französischen Deputirtenkammer gibt es eine verhältnißmäßig große Zahl von Radicalen, welche jetzt sich dessen etwas Besonderes wissen, mit den Führern der „Commune" befreundet gewesen zu sein; indessen ist ihre Zahl doch nicht so groß, daß die „Ordnung" im Lande darum bedroht erschiene. Sobald die Deputirtenkammer nicht mehr von Machtfragen zwischen den republikanischen Parteien in Anspruch genommen wird, sobald sie mit Reformen der Gesetzgebung sich beschäftigt, dürfte die große Mehrheit der Bevölkerung durch ihre Haltung deutlich zu verstehen geben, daß sie mit der republikanischen Staatsform zufrieden, jeder waghalsigen Ausschreitung vom Wege des Fortschrittes aber entschieden abgeneigt ist. Uns scheint es nicht im Interesse Deutschlands zu liegen, daß die französische Republik in den Hinterhalt geräth, den ihr die Radicalen und einige Fractionen der Rechten stellen, und daß es in Frankreich eine Zeit lang drunter und drüber gehe, bis der Säbel Ordnung schafft. Eine Monarchie, die aus der Anarchie hervorginge, würde keine Staatsform sein, wie sie die aufrichtigen Verehrer des monarchischen Princips in Deutschland sich wünschen können. Für den Frieden Europas und insbesondere

Digitized by Google

Deutschlands würden aller Wahrscheinlichkeit nach sogar ernste Bedrohungen die Folge eines solchen Wechsels der Regierungsform Frankreichs sein; denn die Anhänger der Monarchie in Frankreich leben mit allen jenen Elementen im Einverständniß, die gegen das deutsche Reich in Feindschaft vereinigt sind. Wir wünschen darum, daß die republikanische Staatsform in Frankreich sich befestige. Die Republik in Frankreich wird dann ihrem Inhalte nach uns mehr leisten als eine Monarchie, die unter den heutigen Verhältnissen Frankreichs ja doch nicht zu Bestand gelangen würde, uns leisten könnte. X.

Die französische Verwaltung.*)

Von A. Schneegans.

II.

Bei den Intendanten, den Vollziehern des königlichen Willens in den französischen Provinzen bis zum Jahre 1790, muß länger verweilt werden. Aus dem Wirken dieser allmächtigen Verwaltungsbeamten kann man am besten den Charakter jener Regierung herauslesen, und wer die vollständige Geschichte der Intendanten Frankreichs zu schreiben vermöchte, der hätte auch die eigentliche Geschichte der inneren Entwickelung Frankreichs geschrieben. Richelieu war es, der das Intendantenwesen befestigte, in einen sicheren Rahmen einschloß und ihm den Stempel, den es bis zur Revolution tragen sollte, aufdrückte. Lange vor Richelieu aber hatten schon die französischen Regierungen solche Beamten eingesetzt, und zwar, wie es die damalige Regierungsmaxime mit sich brachte, in ganz besonderem Hinblick auf die Erhebung der Steuern: blieb doch lange Jahrhunderte hindurch, in Frankreich wie in allen anderen Ländern, der fast einzige Zweck der inneren Verwaltung der, daß so viel Geld als möglich aus den Bevölkerungen herausgepreßt und in die Staatskassen getragen würde. Will man den ersten Keim der späteren Intendanten auffinden, so muß man ihn in den von Karl dem Großen in die Provinzen versandten Missi dominici suchen. Es waren dies Verwaltungsbeamte, welche regelmäßige oder auch in unregelmäßigen Fristen auf einander folgende Reisen unternahmen, um die Verhältnisse in dem Lande zu prüfen und dem Herrscher oder dessen Räthen Rechenschaft über die Zustände abzulegen. Im 16. Jahrhundert finden wir diese Beamten unter dem Namen der Maitres des requêtes wieder; wie ihre Vorgänger, reisen diese auch in den Provinzen herum; sie halten, was man in der damaligen Verwaltungssprache Chevauchées oder wörtlich übersetzt Umreitungen nennt; da nämlich die Wege überaus schlecht bestellt waren, von Wagen keine Rede sein konnte, so mußten diese Beamten ihre Rundreisen, wie die Gens d'armes, zu Pferde unternehmen. Als Richelieu an die Spitze der Geschäfte trat, erkannte er sofort die Unbequemlichkeit und das Ungenügende dieser Verwaltungsmethode, und setzte in jede Provinz einen ständigen, mit Wohnsitz in der Hauptstadt des Bezirks, Maitre des requêtes ein; diese Beamten erhielten auch von jenem Zeitpunkte an den Namen, den sie bis zu ihrem Ende behielten; sie wurden Intendanten der Justiz, der Polizei und der Finanzen, oder königliche, mit der Ausführung der Decrete des Staatsrathes betraute Commissare (Commissaires départis). Richelieu war sich wohl bewußt, daß nur durch Einsetzung dieser ständigen Intendanten der Macht der centralen Regierung eine feste Basis geschaffen werden konnte, und man sieht auch deutlich in der Geschichte, wie sehr nach und nach die Gouverneurs der Provinzen oder der Generalitäten, wie man sich ausdrückte, an eigentlicher Macht einbüßen, wie sie nur noch ein nominelles Regiment führen, während alle Geschäfte und also auch alle Gewalt in die Hände der Intendanten herübergespielt werden. Die Gouverneurs waren immer Vertreter des alten Adels; sie stammten aus den Familien, die sich dem Könige mehr oder weniger ebenbürtig ansahen; und die Macht dieses Adels zu brechen, war der leitende Gedanke des großen Staatsmannes, dem Frankreich seine damalige Größe verdankt. Die Intendanten hingegen waren „kleine Leute", entweder aus niederem und verarmten Adel oder gar aus der Bürgerschaft, aus der roture emporgewachsen; sie waren in der Hand des Königs die willfährigsten und zuverlässigsten Werkzeuge, die nur dem Staate, niemals aber den denselben heimlich oder offen gefährdenden altadeligen Elementen zu dienen trachten würden. Tocqueville hat von den Intendanten ein Bild entworfen, das den in dem vorigen Abschnitte wiedergegebenen Skizzen der vorrevolutionären Verwaltung nicht nachsteht: „— Wie die Centralverwaltung in Paris, so hat sie auch in der Provinz nur einen einzigen Agenten. Man findet im 18. Jahrhundert noch große Herren (grands seigneurs), welche den Namen eines Provinzgouverneurs tragen. Es sind dies die zuweilen erblichen Vertreter des Feudalkönigthums. Man erweist ihnen noch viele Ehren, aber sie besitzen keine Macht mehr. Es ist der Intendant, der im Besitze der wirklichen Regierungsmacht ist. Dieser Intendant ist ein Mann, der aus untergeordneten Kreisen stammt (de naissance commune), der fremd ist in der Provinz, die er verwalten soll, der jung ist, und der erst sein Glück zu machen hat. Er übt seine Gewalt aus nicht als ein durch seine Geburt oder durch die Wahl oder durch Ankauf dazu Berechtigter, sondern er wird von der Regierung aus den unteren Kreisen des Staatsrathes dazu ernannt und kann zu jeder Zeit abgesetzt werden. Aus dem Staatsrathe ausgeschieden, vertritt er diese Körperschaft und deshalb nennt man ihn in der damaligen Verwaltungsepoche den Commissaire départi. In seiner Hand sind fast alle Vollmachten vereinigt, die der Staatsrath selbst besitzt; diese Vollmachten übt er in erster Instanz aus. Wie der Rath, so ist auch er zugleich Verwaltungsbeamter und Richter. Er correspondirt mit allen Ministern; er ist in der Provinz der einzige Agent des ganzen Regierungswillens. Unter ihm und durch ihn ernannt, befindet sich in jedem Canton ein jederzeit absetzbarer Beamter, der Unterdelegirte (Subdélégué). Der Intendant ist gewöhnlich ein Mann von jungem Adel; der Unterdeligirte ist immer ein Plebejer (roturier). Dennoch vertritt er die Regierung im vollsten Maße in seinem kleinen Wirkungskreise, wie der Intendant in der ganzen Generalität. Er ist diesem untergeben wie der Intendant dem Minister."

Dies ist also das Räderwerk, mit welchem die Regierung arbeitet, und seltsam belehrend ist es zu constatiren, daß dies Räderwerk damals schon gerade wie später dasjenige der Präfecturen unter dem Kaiserreiche und unter den verschiedenen königlichen oder auch republikanischen Staatsformen, nur dazu geschaffen ist, die strengste und straffste Centralisation in Frankreich einzuführen. Alles geht durch die Hände dieser Intendantenverwaltung: die Steuern, die nicht verpachtet waren, Kopfsteuer, taille und Zwanzigstel, werden von diesen Beamten, oder unter ihrer Aufsicht, auferlegt und erhoben; die Rekrutirung des Heeres unter ihrer Aufsicht vorgenommen; die Wegebauten, Frohnden für öffentliche Arbeiten, unter ihrer Aufsicht ausgeschrieben und ausgeführt; die Polizei, durch die Maréchaussée unter ihrer Aufsicht ausgeübt; die Rechtsprechung und Gerichtsbarkeit überhaupt stand unter ihrer Aufsicht; unter ihrer Aufsicht wurden an die Armen und Hülfsbedürftigen die Gelder und Lebensmittel, welche die Centralregierung zu diesem Zwecke bewilligte, vertheilt: der Intendant war das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende alles öffentlichen Lebens, in politischer, administrativer, volkswirthschaftlicher, socialer Hinsicht. Bis in die kleinsten Details dringt der Unterdelegirte, der Intendant und der Minister ein. Der Staat mischt sich in Alles. Die Communalbeamten werden heruntergedrückt zu gehorsamen Dienern der Centralgewalt. Ohne den Intendanten können sie nichts, sind sie nichts. Wenn sie an ihn schreiben, so überströmen ihre Briefe und Bittschriften von den unterthänigsten Redensarten. Sie könnten sich vor dem Könige selbst nicht tiefer zur Erde beugen. Sie bitten ihn „sehr demüthiglich", er möge ihnen doch seine Gnade und seinen Schutz

*) S. „Gegenwart" XIV. Bd. Nr. 10.

Digitized by Google

erhalten. Sie erklären ihm, sie hätten seinem Willen niemals widerstanden. Sie nennen ihn: Monseigneur wie einen Prinzen oder einen Bischof. Sie lassen sich von ihm, dem Allmächtigen, Alles gefallen: wenn er befiehlt, so werden die Bürger zu öffentlichen Belustigungen zusammenberufen; wenn er es für nothwendig erachtet, werden die Vertreter der Städte versammelt, um an den König enthusiastische Huldigungsadressen zu richten; wenn er es wünscht, werden die öffentlichen und Privatgebäude illuminirt. Tocqueville erzählt, daß ein Intendant so weit ging, mehrere Mitglieder einer Bürgerwehr zu 20 Livres Strafe zu verurtheilen, weil sie versäumt hatten, bei einem von ihm angeordneten Te Deum zu erscheinen. Alles was die Gemeinden verlangen, wünschen, brauchen, muß von dem Unterdelegirten begutachtet, von dem Intendanten befürwortet, von dem Minister decretirt werden. Die kleinsten Kleinigkeiten wandern mit einer unzähligen Masse von Schreibereien von der Provinz nach Paris. Dort liest der Minister den Bericht des Intendanten, wie dieser zuerst den Bericht des Unterdelegirten gelesen hatte, und nach einem, zwei oder drei Jahren kehrt die Antwort an den Intendanten, von diesem an den Unterdelegirten, und endlich von diesem an die betreffenden Bittsteller zurück. Ein eigenes Urtheil kann der Minister freilich nicht haben; er schaut durch die Brillen seiner Unterbeamten, und was diese ihm unterthänigst anrathen, geruht Seine Excellenz zu verordnen. Die ganze Reise der Bittschriften nach Paris wäre im Grunde eine unnütze, da der Wille des Intendanten der einzig maßgebende ist und sein kann. Aber so erheischt es die Centralisation; nur von dem Mittelpunkt soll das Leben ausfließen.

Wenn aber dies Regierungssystem von den Beamten selbst, wie begreiflich, und von den Schmeicheleien der königlichen Allmacht als das Ideal aller Systeme vergöttert wurde, so glaube man ja nicht, daß es an Widersachern fehlte, daß sich keine Stimmen erhoben, um Protest zu erheben, daß Keiner es wagte, das Land und den König selbst auf die Gefahren, die in dieser Centralisation lagen, aufmerksam zu machen. Lange bevor die ersten Stürme der Revolution über Frankreich losbrachen, hatten schon hochgestellte Männer warnende Rufe ertönen lassen. Die französischen Schriftsteller, welche, wie Tocqueville, Léonce de Lavergne, Laboulaye, die damaligen Zustände einer genauen und tiefgehenden Forschung unterzogen, haben nicht verfehlt, in den Memoiren und Büchern des 17. und 18. Jahrhunderts die Stellen herauszusuchen, die diese Intendantenwirthschaft näher beleuchten. Sie haben diese Citate von Boulainvilliers, d'Argenson, Fénélon, Necker und Andern zusammengestellt und die Schlußfolgerung daraus gezogen, daß von allen Seiten dieser Krebsschaden als das schlimmste aller Uebel erkannt worden war. „Unter den Misères unseres Jahrhunderts," sagt Boulainvilliers im Jahre 1727, „gibt es keines, das in größerem Maße das Mitleid unserer Nachkommen erwecken muß, als die Verwaltung der Intendanten ... Das Volk hat erkannt, daß diese Beamten die Werkzeuge seines Unglückes sind; daß Leben, Gut, Familie, Alles ihnen preisgegeben ist; sie sind die Herren und Meister über Alles, sie haben alles Recht auf die Kinder, sogar das Recht, sie mit Gewalt in die Armee einzustecken; das Recht über Hab und Gut, sogar das Recht, einem Jeden das zu nehmen, was ihm zum Leben nothwendig ist; das Recht über Personen, bis zum Gefängniß, zu dem Galgen, zu dem Rade." — — „Von dreißig Intendanten," schreibt Law an den Marquis d'Argenson, „hängt das Glück und das Unglück, der Reichthum und die Armuth der Provinzen ab." Als Fénélon im Jahre 1711 seine „Reformpläne" (Projects de réforme) an den Herzog von Burgund niederschrieb, schloß er sein Werk mit den bezeichnenden Worten: „Keine Intendanten mehr!" Und als Necker im Jahre 1778 an die Spitze der Geschäfte gerufen wurde, richtete er an den König Ludwig XVI. ein Memorandum, in welchem wir Folgendes lesen: „Es ist kaum möglich, den Namen Verwaltung diesem Systeme zu geben, das in der Willkür eines einzelnen Mannes gipfelt, eines Mannes, der zuweilen anwesend ist, zuweilen abwesend, zuweilen mit Kenntnissen ausgestattet, zuweilen unfähig, und der den schwersten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens vorstehen will, nachdem er vorher nichts gelernt hat, als Berichte (requêtes) an den Staatsrath zu schreiben; der öfters keine Ahnung hat von der Wichtigkeit des ihm anvertrauten Geschäftes und seine Stellung nur als eine Stufe ansieht, auf welcher sein Ehrgeiz emporsteigen kann; und wenn man ihm, wie natürlich, am Anfang nur eine kleine Provinz anvertraut, so sieht er diese Stelle an als ein Uebergangsstadium ... Endlich glaubt er, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß man leichter emporrückt durch die Intrigue als durch die Arbeit; darum kommen diese Intendanten so oft nach Paris, und überlassen es ihren Secretären oder Unterdelegirten, sie in den ihnen auferlegten Pflichten zu ersetzen." — Wäre Necker ein Jahrhundert später geboren und hätte er das Bild der kaiserlichen Präfectur entwerfen sollen, wahrlich, er hätte keinen Pinselstrich an diesem Porträt zu ändern brauchen. Waren die Intendanten Männer von Geist, wie Turgot zum Beispiel, der spätere Minister, so war es ein Leichtes für sie, aus ihrer Provinz ein beneidenswerthes Eldorado zu schaffen; waren sie nur ehrgeizige, kurzsichtige Beamte, wie die meisten unter ihnen, so kam nichts der Tyrannei gleich, welche die Bevölkerung zu erdulden sich gezwungen sah. Die Vollmachten der Intendanten gingen so weit, daß diese Proconsuln sich zuweilen, wenn es ihnen eben paßte, nicht scheuten, auch gegen den Willen des Staatsrathes zu handeln; als Foucauld, der Intendant des Béarn, von dem Staatsrathe die Weisung erhielt, mit weniger Rücksichtslosigkeit zu verwalten, so schrieb er zurück: „Ich habe die Weisung erhalten, habe sie aber nicht vollziehen lassen." Es handelte sich um die Kinder der in Acht erklärten Protestanten; der König Ludwig XIV. hatte in einem Anfluge von Gerechtigkeit durch den Staatsrath ein Decret verfertigen lassen, durch welches den Intendanten befohlen wurde, den Protestanten zu erlauben, ihre Kinder von protestantischen Pfarrern taufen zu lassen; Foucauld aber war anderer Meinung; er widersetzte sich, ließ diese Kinder katholisch taufen, schickte dem König einen Bericht, in welchem er die vollständige Ausrottung der Ketzerei ankündigte, — und erhielt von Ludwig XIV. ein ausgezeichnetes Dankschreiben! So ging es damals in Frankreich zu.

Wo aber, wird der Leser fragen, waren die Vertreter der Bevölkerung? bestanden neben diesen Intendanten keine berathenden Körperschaften? hatte Frankreich nicht seine Generalstaaten, seine Parlamente? waren nicht Provinzialstände in den verschiedenen Generalitäten oder Provinzen? und wie verhielten sich diese Versammlungen der Verwaltung gegenüber? Die Generalstaaten zusammenzuberufen hatte der König gewiß das Recht; von diesem Rechte aber machte er zweihundert Jahre lang keinen Gebrauch. Die Parlamente, die ganz specielle juristische Körperschaften waren, wagten es zuweilen, gegen die Beschlüsse des Staatsrathes oder der Könige zu remonstriren, und weigerten sich, die Decrete einzuregistriren; aber der König konnte sie in die Verbannung schicken und das letzte Wort verblieb immer der Regierung. Was die Provinzialstände anbelangt, so lagen die Dinge noch schlimmer. Während des Mittelalters hatten alle französischen Provinzen ihre Stände, welche die Steuern bewilligten und vertheilten; als aber Richelieu einige Jahre lang regiert hatte, waren fast alle diese Institutionen verschwunden: nur in dem vierten Theile des Königreiches, in den Provinzen der Bretagne, des Languedoc, Burgund, Flandern, Artois und Provence gab es noch Provinzialstände; es waren dies die Provinzen, die man Pays d'Etats, wörtlich Ständeländer nannte. Die anderen Provinzen aber waren zu einfachen „Generalitäten" heruntergesunken, in welchen neben dem Intendanten auch nicht die kleinste, weder berathende noch begutachtende Versammlung tagte: es gab 32 solcher Generalitäten, welche drei Viertel des Reiches ausmachten. Durch ein seltsames ironisches Spiel des Zufalls oder durch eine Eigenthümlichkeit der Verwaltungssprache wurden diese Generalitäten Pays d'Elections oder Wahlländer benannt, obgleich dort von Wahlen überhaupt niemals die Rede war; die Generalitäten waren in eine Anzahl von kleineren Verwaltungsgebieten zertheilt, die man damals Elections hieß, und die den heutigen Arrondissements etwa gleichkommen. Wo lag

Digitized by Google

also die Möglichkeit, durch die erwählten Versammlungen ein Gegengewicht gegen das Treiben des Intendanten zu finden? Die wenigen Stände der alten Pays d'Etats hatten kein Recht, sich in die inneren Angelegenheiten der Generalitäten zu mischen; die Generalstaaten (Etats généraux) wurden nicht zusammenberufen, und die Parlamente waren ohnmächtig: die centralisirte Gewalt mit dem Könige, den Ministern, dem Staatsrathe und den Intendanten stand einzig und allein aufrecht inmitten dieser ungeheuren Verflachung; das Volk war nichts mehr als ein Conglomerat von Sandkörnern, mit denen die Intendanten nach Belieben zu schalten und zu walten berechtigt waren. Wen kann es wundern, daß dies Volk, so wie es das auf ihm lastende Regiment abzuschütteln die Kraft in sich fühlte, sofort Hand an diesen Organismus legte, um ihn von Grund aus zu zerstören und an die Stelle des von oben herunter regierenden Intendantensystems das bis in seine äußersten Consequenzen durchgeführte Princip der Verwaltung des Landes durch das Land selbst, durch die von den Bürgern eigens dazu Erwählten setzte? Ueber die Revolution von 1789 und 1790 darf man nicht leichthin urtheilen; man muß, um sie zu verstehen, die Zustände gekannt haben, welche ihr vorangingen und aus welchen sie, wie aus der Ursache das Resultat, hervorging. Daß diese gewaltige Umwälzung, wie alle elementarischen Ereignisse, die Wogen, die sie emporschleuderte, weit über das Ziel hinaustrieb, daß diese Fluth nachher wieder mit ebenso ungeheurer Macht zurückprallte und es lange Jahrzehnte dauerte, bis sich die Wasser in ihren neuen Grenzen zurechtlegten, das liegt in der Natur der Dinge. Mit der Revolution, an deren Schwelle wir jetzt angekommen sind, treten wir in eine neue Periode der Verwaltungsgeschichte Frankreichs ein, in welcher die Reaction gegen das Intendantensystem zuerst alles Alte wegzuschwemmen scheint, um gerade dieselben Zustände nachher unter anderem Namen wieder hervortreten zu lassen, — um aber auch später am Ende des zweiten Kaiserreiches und in dem ersten Jahre der dritten Republik einzulenken in den richtigen Weg der langsamen, steten, friedlichen und consequenten Reform, die, wenn die Zeichen nicht trügen, Frankreich zu einer seinen Verhältnissen angemessenen Decentralisation und zu dem diesem Lande angepaßten Selfgovernment führen wird, — oder zum mindesten führen kann.

Literatur und Kunst.

Lieder von J. G. Fischer.

Vorabend.

Jetzt, wo die Erde
In Nacht einsinkt
Und kaum noch die Berge
Ein Hochlicht streift,
Da schüttert der Wald in sich zusammen,
Als wie von einem
Abfliegenden Vogel ein Zweig erzittert;
Mir selber schauert's durch Mark und Seele.

Und das bist du,
Seele der Erde,
So bebt das Herz dir, wenn du am Abend
Vor Frühlingsaufgang den Morgen vorfühlst,
Ein Schauer erfaßt dich wie Auferstehung;
Doch du verhüllst noch
In dich selber hinein
Das drängende Wunder.

So bist du am schönsten,
Wie dein Geschöpf, das Menschenherz,
Am schönsten ist, wenn ein werdendes Lied
In der Seele mahnt.

Nun schläfst du und flüsterst,
Dein Süßes bergend,
In die Nacht hinüber,
Flüsterst wie meines
Kindes Odem an meinem Halse
Voll dunkler Dämm'rung,
Und doch voll junger
Kommender Sonne.

O träumet, träumt
Und erwacht nicht eher,
Als bis ihr die Seele mir jung gehaucht,
Und bis ich glaube,
Mein erster bis letzter Lebensodem
Sei lauter erstes
Unentheiligtes Athmen wie eures.

Und dann, dann lasset,
Erst dann mein letztes
Athmen in eures hinübergleiten,
In dein's, meine Mutter,
Unsündige Erde,
In dein's, mein Kind.

* * *

Geborgen.

Wir sprachen bald und schwiegen bald,
Beseligt ich und du,
Und du, geheimster Quell im Wald,
Du sahst und hörtest zu.

Und was die Liebe Liebes dort,
Was ich gefragt, was du,
Es floß als wie die Welle fort,
Und wie die Welle zu.

Doch weiß ich wohl, so selig lauscht
Uns nimmer deine Ruh,
O Wald, so leis' du uns gerauscht,
So leise deck' uns zu.

* * *

Menschen.

So treten sie nun in die Welt,
Das Auge so nach oben,
Der Stirne lichtbeglänztes Zelt
Von Aether so umwoben,
Die Lippe redend aufgethan,
Des Wohllauts mächtiges Organ
Vom Geist emporgehoben.

Ein Unmann, der in solchem Leib
Niemals den Gott erkannte,
Nie für ein Heiligthum im Weib
Mit ganzer Seele brannte,
Es niemals, wenn er es umschloß
Und ihr die Seele überfloß,
Der Erde Himmel nannte.

Digitized by Google

Doch glüht ins Frauenherz ein Mann
Sein Bestes zu versenken —
Unweib, das ihn verkennen kann
Und nur sich selber denken!
Du sollst, gebannt an Seel' und Leib,
Der Erde, du entreiztes Weib,
Niemals ein Leben schenken.

Goethe als Naturforscher.*)

Gustav Hempels Neuausgabe von Goethes Werken, welche sich durch sorgsame Textrevision, Vollständigkeit und die Beigabe maßvoll gehaltener Commentare auszeichnet, naht sich allmählich dem Abschlusse, den die kleineren naturwissenschaftlichen Abhandlungen und die Farbenlehre bilden. Die Redaction des vorliegenden vierunddreißigsten und fünfunddreißigsten Theiles, welche sich ihren Vorgängern würdig anschließen, ist von Herrn Dr. S. Kalischer besorgt worden, dessen ebenso sachlich als pietätvoll gehaltenen Einleitungen und Anmerkungen, das Verständniß gerade dieser Schriften wesentlich zu erleichtern im Stande sind und dazu beitragen, jenes althergebrachte Vorurtheil, daß Goethe, wenn auch ein großer Dichter, so doch ein dilettantenhafter Forscher gewesen sei, überzeugend zu entkräften. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Goethe mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten bei seinen Zeitgenossen nicht allein nur geringe Theilnahme fand, sondern meistentheils auf directen Widerspruch stieß, der ihm oft das Leben verbitterte und zu scharfen Aeußerungen veranlaßte. So beschwert er sich in seiner Astrologie: „Nun zeugt es freilich von einer besonderen Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja was noch thörichter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte, vieljährige Versuche haben mich eines anderen belehrt, mich belehrt, daß immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen. — Sonderbar erschien es mir, daß nicht nur die Meister auf dieser Redensart beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter sich zu diesem Credo bequemten."

Dieses Credo bestand in der Ansicht, daß ein naturforschender Dichter von Fach unmöglich ein Fachgelehrter sein könne, eine Annahme, die selbst heute noch eine Anzahl durch absprechende Literaturgeschichten mißleiteter Gebildeter festhält, als wäre dieselbe ein unumstößliches Axiom. Und doch ist dieser Standpunkt ein unberechtigter, wie sich aus dem Einfluß ergibt, den Goethe direct auf die moderne Forschung dadurch ausgeübt hat, daß er einerseits den Grund für einzelne wissenschaftliche Disciplinen legte, andererseits durch eigene Entdeckungen und Parteinahme an neu auftauchenden Theorien zum Vorläufer der Darwin'schen Lehre wurde, welche, abgesehen von allzu kühnen Ausschreitungen, als kräftiges Ferment, die in trockener Systematik erstarrende Naturwissenschaft zu regem Leben erweckte. Wie heute der Anhänger der Descendenzlehre sämmtliche Lebewesen als zusammengehörige Glieder eines Stammbaumes betrachtet, faßte Goethe, wie aus seinen beschreibenden naturwissenschaftlichen Schriften erhellt, ebenfalls die Thierwelt als ein zusammenhängendes Ganze auf und in der Botanik spricht er unumwunden den seither allgemein anerkannten Gedanken aus, daß alle peripherischen Organe der Pflanze, einschließlich der meisten Blüthen- und Fruchttheile, aus der Blattform entspringen. Wie sehr Goethes Ansichten in dieser Beziehung mit den neuesten Theorien congruent sind, dürfte am besten durch den Umstand illustrirt werden, daß Haeckel vielen Kapiteln seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte Citate aus den entsprechenden Abhandlungen Goethes als Leitworte voransetzte.

Durch populäre Vorträge, Werke, Broschüren und Zeitungshader ist selbst das große Publicum mit der Theorie Darwins einigermaßen bekannt geworden, während die sittliche und ethische Seite der Descendenzlehre den Ernstdenkenden veranlaßt, sich mit diesem Gegenstande eingehend und prüfend zu beschäftigen, so daß es heute kaum einen unterrichteten Menschen geben dürfte, dem die Darwin'sche Theorie gänzlich fremd geblieben wäre. Mit einer anderen Vorbereitung und mit erweiterter Anschauung geht daher der Leser zur heutigen Zeit, welche wir als die des Darwinismus bezeichnen können, an die Lecture der Goethe'schen naturwissenschaftlichen Schriften, als es das Publicum der vordarwinianischen Periode vermochte, und nunmehr werden der jüngeren Generation alle jene Aussprüche, Gedanken und Bemerkungen klar, welche dem seiner Zeit vorauseilenden Goethe früher als phantastische Grillen und dichterische Speculationen zurückgeschoben wurden. Es ist in der That nur nöthig, im Sinne der Descendenzlehre, so weit sich dieselbe von naturphilosophischem Terrorismus freihält, die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zu studiren, um die trefflichsten Beobachtungen und bedeutungsvollsten Schlüsse in klarer und anmuthiger Form niedergelegt zu finden: wahre Goldkörner, die sich insofern in verwerthbare Münzen umwandeln, als sie die fördersamste Anregung gewähren.

Es muß selbstredend dem einzelnen Leser überlassen bleiben, sich diese Schätze zu eigen zu machen, hier ist nur der Ort, auf dieselben hinzudeuten; es sei jedoch vergönnt, einen Ausspruch Goethes herzusetzen, der insofern zum Beleg des bereits Gesagten dient, als er erst durch die Ueberstürzung einzelner wissenschaftlichen Disciplinen verständlich wird, der Virchow ein Veto auf der Naturforscherversammlung zu München und Du Bois-Reymond sein Ignorabimus entgegenstellte.

Goethe sagt: „Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige aber zugleich gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrungsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann."

So warnt Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft — hier im Speciellen ist die Botanik gemeint — durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt, und wie scharf und klar er vorausgesehen hat, beweist die moderne Naturphilosophie, welche das Wissen im Glauben an Hirngespinnste aufgehen läßt und mehr der Sensation Rechnung trägt, als der Forschung, die sich selbst genügt. Vor allen Dingen ist aber der ethische Zug hervorzuheben, der durch Goethes naturwissenschaftliche Abhandlungen geht und das scheinbar Unzusammengehörige vereint. Allüberall ist es der geistig hochstehende Mensch, auf den er Beziehung nimmt, fast jeder Versuch, jede Beobachtung dient ihm dazu, dem Objectiven subjective Seiten abzugewinnen. „Die Natur gehört sich selbst an. Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihm, sie dem Menschen," beginnt Goethe den „Vorschlag zur Güte" betitelten Aufsatz. „Wer mit gesunden, offenen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, ebenso das frische Kind, wie der ernste Beobachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine grenzenlose Welt sich wechselweise verengen möchten.

„Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln oder zusammengenommen von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit

*) Goethes Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 34. und 35. Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer. (Inhalt: 34. Theil: Zur Meteorologie. — Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. — Naturwissenschaftliche Einzelnheiten. — 35. Theil: Beiträge zur Optik. — Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken. — Zur Farbenlehre: didaktischer und polemischer Theil.) Kl. 8. 34. Thl.: XII und 796 S., 35. Thl.: LXIV und 616 S. Berlin, Gustav Hempel.

Digitized by Google

er zuletzt Alles zu seinem Nutzen verwende. — Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen, was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher sein, als wenn Jeder an seinem Platze festhält, weiß, was er vermag, ausübt, was er kann, Andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider geschieht aber, wie die Sachen stehen, dies nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Besitzungen sich festbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten. — Damit aber desto schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sei auch wer es wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: Was leistest du denn eigentlich an deiner Stelle und wozu bist du berufen? Wir thun es jeden Tag und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein, als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken." — So proclamirt Goethe die Freiheit der Wissenschaft, allein nicht die ungezügelte, formlose, denn das Postulat der Selbstprüfung, das er sich selbst zunächst stellt, hindert die Ausartung der Freiheit zur Gesetzlosigkeit. Das jedem Menschen innewohnende Recht der Forschung will er vom Drucke der Zünftler befreit wissen, damit Jeder nach Vermögen und Gaben das Seinige zur Mehrung der Erkenntniß beitrage. Würde jeder Einzelne von diesem Rechte im Goethe'schen Sinne Gebrauch machen, so hätte die populärisirende Wissenschaft bald ihre Endschaft erreicht, um dem populären Wissen den Platz zu überlassen, und statt der verflachenden Halbbildung dürfte ernstes Streben in naturwissenschaftlichen Dingen erwünschten Boden gewinnen!!

Der fünfunddreißigste Theil der Goethe-Ausgabe enthält „Beiträge zur Optik", den zum ersten Male hier gedruckten Aufsatz „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken" und „Entwurf einer Farbenlehre, didaktischer und polemischer Theil". Die mustergültige und unantastbare Geschichte der Farbenlehre ist dem folgenden Schlußbande vorbehalten.

Eine treffliche Einführung in die Farbenlehre, aus der Feder des Herrn S. Kalischer, bringt nicht allein in kurzen, aber ausreichenden Umrissen die hierhergehörigen biographischen Daten aus Goethes Leben, sondern hebt auch in ruhiger, leidenschaftsloser Weise die wichtigsten Momente hervor, welche in Uebereinstimmung mit dem heutigen Standpunkte der Optik für die Newton'sche Theorie gegen Goethes Farbenlehre einzuwenden sind, so daß der Leser vollkommen orientirt an das Studium der letzteren gehen kann, das am gerathensten mit dem didaktischen Theile zu beginnen sein möchte, wo Goethe, mit der nur dem Genie eigenen Sicherheit, das Verhältniß des Auges zur Außenwelt zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen nimmt und sich somit einer Methode bedient, die vor ihm kaum berücksichtigt, später der Grundstein der physiologischen Optik werden sollte. Einer unserer hervorragendsten Physiologen, Johannes Müller, sagt in seinem Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes": „Ich meines Theils trage kein Bedenken zu bekennen, wie sehr viel ich den Anregungen durch die Goethe'sche Farbenlehre verdanke und kann wohl sagen, daß ohne mehrjährige Studien derselben, in Verbindung mit der Anschauung der Phänomen selbst, die gegenwärtigen Untersuchungen wohl nicht entstanden wären." In diesem Werke ist aber nichts Geringeres ausgesprochen, als das Gesetz von den specifischen Sinnesenergien, die Grundlage der gesammten Physiologie.

Dieser Ausspruch genügt vollkommen, den unbestrittenen hohen wissenschaftlichen Werth der Farbenlehre festzustellen und zwar nach der physiologischen Seite hin. Die von Goethe an zwei Individuen beobachtete und genau beschriebene Blaublindheit gehört ebenfalls hierher und es gewinnt das Kapitel von den pathologischen Farben um so mehr an Interesse, als der Farbenblindheit neuzeitlich aus praktischen und theoretischen Gründen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Daß die Untersuchungen über die Farbenblindheit auf Anregung des selbst rothblinden englischen Chemikers Dalton aufgenommen wurden und nicht die Mittheilungen Goethes dazu Veranlassung gaben, mag wohl in dem Umstande zu suchen sein, daß jener ein Fachgelehrter war, dieser aber mit dem Vorwurf des Dilettanten zu kämpfen hatte. Im wissenschaftlichen Rothwälsch wird der angeborene Fehler des Auges, infolge dessen der daran Leidende gewisse Farben als solche wahrzunehmen ebenso wenig im Stande ist, wie sie von anderen Farben zu unterscheiden, jetzt allgemein kurzweg als Daltonismus bezeichnet, worunter streng genommen jedoch nur die Rothblindheit verstanden werden soll, obgleich die Arbeit Goethes ebenso wissenschaftlich gehalten ist, wie die des Engländers, dessen Namen landläufig geworden. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten weiter einzugehen oder gar kritische Betrachtungen anzustellen: es läßt sich nicht messen, was unermeßlich ist, nur bleibt noch zu erwägen, ob der Nichtfachmann durch Widersprüche mit der heutigen, von Newton begründeten Farbenlehre und Irrthümer, welche in der Goethe'schen Farbenlehre enthalten sind, verwirrt werden könnte, und daher die umfangreiche Arbeit Goethes lieber ungelesen lasse, um sich ganz den neueren Anschauungen hinzugeben.

Es war von jeher förderlich, Widersprüche miteinander zu vergleichen, um die Naturerscheinungen von verschiedenen Seiten zu betrachten, beides schärft das Denken und die Beobachtung, während müheloſe Hinnahme wissenschaftlicher Resultate träge machende Buchstabengläubigkeit zur Folge hat, an der heutzutage leider kein Mangel ist. Die Unmittelbarkeit der Goetheschen Darstellung führt ins freie Leben, in die Natur, sie fordert zur Beobachtung auf und zum Weiterschreiten. Und schon aus diesem Grunde sei das Studium der Farbenlehre empfohlen.

Goethe sind die Farben Thaten und Leiden des Lichts. Von Licht und Finsterniß abgeleitet, stellen sie sich ihm gewissermaßen individuell mit Eigenschaften begabt dar, von mächtigem Einflusse auf die Gefühlswelt des Menschen. Der Abschnitt „Ueber die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe" enthält die letzten Folgerungen, welche aus den Anfängen subjectiver Beobachtung wohlgeordnet hervorgegangen, sich über das allgemein Menschliche verbreiten, so daß Anfang und Ende seiner Farbenlehre in harmonischem Verhältniß zu einander stehen.

Die herrschende Vorliebe für Naturwissenschaft, die vermehrte Beschäftigung der Gebildeten mit derselben macht dem Leser von heute das Studium der Farbenlehre leichter, als dem Zeitgenossen Goethes, und auch die heftige Polemik gegen Newton wird nunmehr, da der Streit zu Gunsten des Letzteren entschieden worden, ruhiger beurtheilt werden, als früher; es ist daher zu erwarten, daß das Verständniß, welches die Farbenlehre seiner Zeit nur sporadisch fand, ihm jetzt in reicherem Maße entgegengetragen werde, hoffte Goethe doch selbst auf die Nachwelt, wie der Schluß des „didaktischen" Theiles erkennen läßt:

„Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft sein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

„In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und, zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia."

Julius Stinde.

Digitized by Google

Fürst Wjäsemski.

II.

Wjäsemskis officielle Warschauer Thätigkeit beschränkte sich wesentlich auf die Uebersetzung französischer Actenstücke ins Russische; die Berichte an den Kaiser-König wurden von den polnischen Ministern nämlich französisch erstattet (auch seine Warschauer Parlamentsreden hielt Alexander I. in dieser Sprache) und bedurften der Uebertragung ins Russische, um für den büreaukratischen Gebrauch in St. Petersburg benutzt werden zu können. Nebenbei bildete der Fürst sich zum gründlichen Kenner des Polnischen aus, das ihm für seine amtlichen Zwecke ebenso wichtig war, wie für seine bereits damals eifrig betriebenen literarischen Arbeiten. — Wjäsemskis Biographen berichten, die erste Frucht dieser Studien sei eine mit „philologischer" Genauigkeit ausgeführte Uebersetzung von Mickewicz's „Taurischen Sonetten" gewesen: ob Wjäsemski es gewesen, der den berühmt gewordenen „Uebersetzungsfehler" entdeckte, dessen Adam Czartorisky sich in der polnischen Version des (französisch entworfenen) „Organischen Statuts" schuldig gemacht hatte und der den Sturz dieses Staatsmannes herbeiführte — das wird uns leider nicht gesagt.*) Auf hohe Politik, geschweige denn auf Bekämpfung der von den polnischen Patrioten gegen die russische Regierung gesponnenen Ränke, scheint der Fürst sich im Uebrigen nicht eingelassen zu haben. Officiell war die Parole „Versöhnung zwischen Russen und Polen" ausgegeben worden und für einen kosmopolitisch gebildeten großen Herrn konnte es nicht schwer halten, diese „Versöhnung" in der lebenslustigsten und vergnüglichsten Stadt des östlichen Europa praktisch zu betreiben. Wjäsemski theilte seine Zeit zwischen dem Verkehr mit der großen Welt und dem anregenden Umgang mit polnischen Schriftstellern und Dichtern, welche die Wiederherstellung ihres Vaterlandes in Prosa und Versen feierten und klug genug waren, den in Warschau lebenden Russen unaufhörlich zu versichern, daß sie den „ange blanc" der Frau v. Krüdener als größten und freisinnigsten Fürsten aller Zeiten dankbar verehrten.

Nach mehrjährigem „der Annäherung der beiden großen slawischen Stämme" gewidmetem Aufenthalt in Warschau kehrte Wjäsemski nach Petersburg zurück, wo er eine Weile als Privatmann lebte und sodann in das vom Grafen Cancrin geleitete Finanzministerium trat. In einem Lande, „wo Jeder Alles versteht, ohne jemals irgend Etwas gelernt zu haben" und wo Regel ist, daß Soldaten im Interesse des Dienstes zu Richtern und Verwaltungsbeamten, alte Kanzleireiter zu „Generalen" gemacht werden**), konnte es Niemand Wunder nehmen, daß ein zum Diplomaten gewordener Beamter des Meßdepartements sich ohne weiteres in einen Finanzmann verwandelte und daß derselbe zum Vicedirector des Departements für den auswärtigen Handel, zum Verwalter des Bankwesens und schließlich zum Mitgliede des Ministerconseils befördert wurde. „Gott beschützt die Unschuldigen," pflegte der liebenswürdige Fürst zu sagen, wenn er auf seine tiefgewurzelte Abneigung gegen Ziffern und Calculationen und auf den wunderbaren Umstand zu reden kam, daß während seiner vieljährigen Amtsdauer die von ihm abgelegten Rechnungen zuweilen richtig befunden worden. — Eifriger als mit den lästigen Pflichten seines Amtes war Wjäsemski während dieser Periode seines Lebens mit dem Studium der in frischem Aufstreben begriffenen schönen Literatur Rußlands und mit der Ausbildung seines durch ein feines Sprachgefühl unterstützten poetischen Talents beschäftigt. Elegantes Russisch schreiben zu können, war zu jener Zeit ein seltenes, auch in büreaukratischer Rücksicht entscheidendes Verdienst: seine Sporen als Finanzmann hatte der Fürst durch die Geschicklichkeit erworben, mit welcher er Cancrins von Germanismen und Sprachfehlern wimmelnde amtliche Erlasse zu verbessern gewußt.*) Dasselbe Talent befähigte ihn zu einer in ihrer Weise tadellosen Versification, durch welche er namentlich als Satiriker und humoristischer Gelegenheitsdichter glänzte. Von Jugend auf für die schöne Literatur seines Vaterlandes begeistert, hatte Wjäsemski bereits als Volontär von 1812 den von Moskau aus unter die Fahnen geeilten Dichter Shukowski (einen Freund seines Elternhauses) näher kennen gelernt und durch diesen mit Karamsin, Alexander Turgenjew, dem noch in seinen Anfängen begriffenen, aber bereits viel gefeierten Puschkin und anderen Männern der sogenannten romantischen Schule, Verbindungen angeknüpft. „Romantiker" wurden diese Dichter und Schriftsteller genannt, weil sie ihr Vaterland zuerst mit den Schöpfungen der neueren deutschen und französischen Literatur bekannt gemacht und weil sie mit der alten pseudo-klassischen Tradition gebrochen hatten, als deren Vertreter sich Schischkow (der Gegner Karamsins und seiner auf Vereinfachung des Stils gerichteten Bestrebungen), Fürst Schachowski und Andere mehr gerirten. Zwischen beiden Richtungen war ein heftiger Kampf entbrannt, der schließlich dazu führte, daß die junge Schule sich zu einem förmlichen Verein, der humoristischen Dichtergesellschaft Arsamaß zusammenschloß. — Bunt genug war diese Vereinigung zusammengesetzt, die in dem Cultus der Zeitideen und in der Bekämpfung jeder Art von Zopf und Schlendrian ihre vornehmsten Aufgaben sah. Der bereits genannte Shukowski fungirte als Secretär und führte nach einer seiner Balladen den Clubnamen „Swetlana", Puschkin (eben erst aus der Verbannung zurückgerufen und als eifriger Liberaler bekannt) hieß Grille, der seiner Zeit berühmte Lyriker Batuschkow Achill, der bekannte liberale Staatsmann Nikolaus Turgenjew wegen seiner energischen und kühnen Gesinnung Warwik, dessen Bruder Alexander (der Historiker) „die Harfe". Neben diesen mehr oder minder berühmt gewordenen Schriftstellern saßen zwei in der Folge als reactionäre Rathgeber des Kaisers Nikolaus bekannt und einflußreich gewordene Männer: der spätere Minister Bludow, damals ein hochliberaler junger Beamter, der gelegentlich den Vorschlag machte, über die Thür gewisser Minister die Inschrift: Lasciate ogni conscienca, voi chi entrate zu setzen — nnd Sergei Semenowitsch Uwarow, in der Folge Unterrichtsminister und Präsident der Akademie der Wissenschaften. — In diesen Kreis (dem unter Anderen auch der Deutschenfeind Wigel und Graf Kapodistrias angehörten) wurde auch Wjäsemski aufgenommen und seines sarkastischen Witzes wegen „Asmodi" getauft.

Eigentlich politische Tendenzen lagen dem Arsamaß ebenso fern, wie seinem „Asmodi". Man war liberal, weil die Zeit liberal war und weil man auf der Höhe einer Bildung zu stehen glaubte, deren Ausbreitung über das gesammte Reich das anerkannte Ziel der Regierung bildete. Sich im Einzelnen in die Launen des Herrschers zu schicken, mit den freisinnigsten Theorien von der Welt eine exclusiv aristokratische Praxis zu verbinden und, der wechselnden Mode des Tages gemäß, bald oppositionelle, bald hyperloyale Mienen aufzustecken, war in der den Fürsten Wjäsemski umgebenden Welt zu altbegründetes Herkommen, als daß er und seine Freunde von demselben abzuweichen Veranlassung gehabt hätten. Eigentliche Herzenssache war den Rittern von der Arsamaß-Tafelrunde nur die Aufrechterhaltung des guten Geschmacks in der Literatur, im Uebrigen begnügten

*) Das Genauere über diesen merkwürdigen, für die damaligen Verhältnisse höchst bezeichnenden Vorgang berichtet Th. v. Bernhardi in seiner trefflichen „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" (Bd. III, S. 662 ff.).

**) Cancrin, der nie eine Waffe geführt, wurde als Sechziger vom Geheimrath zum Generallieutenant umbenannt, um dem Kaiser den täglichen Anblick seiner Civiluniform zu ersparen.

*) Obgleich schon in jungen Jahren aus Hessen nach Rußland eingewandert, hatte der berühmteste russische Finanzminister seiner Zeit es nie dazu bringen können, sich in der Sprache seines zweiten Vaterlandes auch nur leidlich auszudrücken. Trotz abscheulicher Aussprache und unverbesserlicher Neigung zu grammatikalischen Schnitzern hielt der alte Herr sich übrigens für einen vollendeten Kenner der russischen Sprache und nahm er Wjäsemskis Correcturen höchst ungnädig auf.

Digitized by Google

diese ebenso aristokratischen wie liberalen Schriftsteller sich damit, als wohlmeinende und humane Patrioten für die Freiheit und Größe ihres Vaterlandes zu schwärmen und den Impulsen zu folgen, welche dem russischen Staatsleben von Westen her gegeben worden waren. Als der Wind umschlug, als der durch den Decemberaufstand des Jahres 1825 erschreckte Nachfolger Alexanders I. strenge Abschließung gegen Europa und Erstickung jeder freisinnigen Regung im Innern auf seine Fahnen schrieb, — da blieb freilich auch diesen unter den Traditionen einer besseren Zeit heraufgekommenen Männern nichts als stumme Unterwerfung unter den Willen des Einen übrig, der sich anheischig gemacht hatte, für sechzig Millionen Russen zu denken und zu handeln. Gerade wie Shukowski und Puschkin mußte auch Wjäsemski von den liberalen Träumen seiner Jugend Abschied nehmen und sich in das barsche, herbstlich-kalte Regiment schicken, daß sich für die folgenden drei Jahrzehnte aufthat, um das Gegentheil von allem dem ins Werk zu richten, was während des vorhergegangenen Vierteljahrhunderts in Geltung gewesen war. Im Großen und Ganzen ist ihm das vortrefflich gelungen. Den freisinnigen und humanen Mann, zu welchem er unter dem Einfluß des Freiheitskrieges geworden war, hat Wjäsemski freilich nie ganz verleugnet — auch in den Zeiten des schlimmsten und erbarmungslosesten Drucks hatte er liberale Anwandlungen, auch als wirklicher Geheimrath und Ministercollege schrieb er Verse, welche die Censur in Schrecken versetzten und die ohne Rücksicht auf den hohen Rang des Autors von dem „Haushunde" der Uwarow'schen Unterrichtsverwaltung, dem berüchtigten Krassowski gestrichen wurden: der Hauptsache nach ist der Fürst der vom Kaiser Nikolaus eingeschlagenen Richtung aber gerade so gefolgt, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Wenn Wjäsemski es nicht dazu gebracht hat, nach dem Vorgang seines Arsamaß-Bruders Bludow, Liebling oder Vertrauensmann seines soldatischen Herrschers zu werden, so war das nicht auf Rechnung seines Willens, sondern auf Rechnung seiner unverwüstlich gesunden und noblen Natur und mehr noch auf Rechnung des Instincts zu schreiben, mit welchem der Kaiser Nikolaus jeder näheren Berührung mit freisinnig gerichteten Männern aus dem Wege ging. Im Gehorsam gegen die Tagesstimmung erzogen und mit jener Bestimmbarkeit behaftet, die die Achillesferse slawischen Wesens bildet, nahm Wjäsemski auch in den Zeiten des trostlosesten büreaukratischsten Unverstandes keinen Anstand, seine Beamtenlaufbahn fortzusetzen und einem System zu dienen, dessen Verderblichkeit ihm niemals zweifelhaft gewesen sein kann. Bitterer wie in seinen (größten Theils erst unter der gegenwärtigen Regierung zum Druck zugelassenen) Satiren ist über den sinnlosen Bildungshaß des alten Militärregimes und über die Widersinnigkeit des damaligen Unterrichtswesens kaum jemals gespottet worden; verächtlicher als von ihm sind die literarischen Sykophanten des Kaisers Nikolaus auch von Puschkin und Lermontow nicht behandelt worden; boshafter wie Wjäsemski hat kein russischer Schriftsteller über den Dünkel und die Brutalität jener Nationalitätsfanatiker abgesprochen, welche aus dem Todfeinde der „Heiden des Westens" einen Vorkämpfer des autochthonen Slawenthums machen wollten. Und dieser selbe Wjäsemski diente dabei unverdrossen und blos weil das Herkommen es mit sich brachte, einer Finanzverwaltung, mit der es von Jahr zu Jahr rückwärts ging und von der er nicht das Mindeste verstand. Ja noch mehr — er, der Freund Puschkins, gab im Jahre 1850 freiwillig seine Leier dazu her, den aus dem ungarischen Feldzuge heimkehrenden Kaiser Nikolaus als Retter der Civilisation zu feiern und in dem Gedichte „Swätaja Rußj" (Das heilige Reussen) den „monarchischen und religiösen Geist", der Rußland vor Umwälzungen bewahrt hatte, dithyrambisch zu verherrlichen! Als die Stichworte „heiliges Reussen" und „russischer Gott" officiell adoptirt und von den Moskauer Nationalen zu Aushängeschildern eines förmlichen Kreuzzuges gegen Alles gemacht wurden, was nach europäischer Bildung schmeckte — da war er es freilich selbst, der den Spieß umkehrte und den „russischen Nationalgenius" zum Gegenstande eines Spottgedichts machte, das noch heute das Entzücken aller Radicalen des „heiligen Rußland" bildet:

Genius edler Annen-Ritter,
Herr der Knechte ohne Schuh',
Knechtisch denkender Bojaren
Russengenius — das bist du!

Geist der Prügel und der Peitschen
All' des Volks, das uns lief zu,
Ins Besondere Hort der Deutschen,
Russengenius — das bist du!

Nichts ist bezeichnender, als daß die Leute, welche diese (natürlich nur unter der Hand verbreiteten) Verse lasen, denselben gerade so zujauchzten, wie der loyalen Hymne von 1850 und dem Commentar, welchen der gute alte Shukowski zu derselben geschrieben hatte und daß Niemand sich wunderte, wenn ein Großwürdenträger des herrschenden Systems sich über dasselbe zu guter Stunde lustig machte! — Zu einem „Großwürdenträger" im engeren Sinne des Worts wurde der Fürst freilich erst nach dem Tode des Kaisers Nikolaus — erst unter Alexander II. (im Juni 1855) verwandelte der hochgestellte Finanzmann, der gefeierte Heros der russischen Akademie*) und noch gefeiertere Dichter sich in einen Adjuncten des ebenso gutmüthigen wie unwissenden und confusen Unterrichtsministers A. S. Norow. Zu den Tagen des Kaisers Nikolaus hatten auch die gründlichsten Kenner der bei Hofe herrschenden Temperatur nie mit Genauigkeit festzustellen gewußt, ob man Allerhöchsten Orts auf den Fürsten Peter Andrejewitsch gut oder übel zu reden sei. Wjäsemski selbst pflegte von der Verzweiflung zu erzählen, in welche einer seiner vornehmen guten Freunde gerathen war, als er in Erwartung eines kaiserlichen Besuchs nicht darüber ins Klare zu kommen vermochte, ob das in seinem Kabinet aufgehängte Porträt des fürstlichen Dichters an seinem Platze bleiben dürfe oder nicht!

Aus diesen inneren Widersprüchen, in welche Wjäsemski durch den Gang seiner Entwickelung und die Unselbstständigkeit seines Geistes gerathen war, ist er nie herausgekommen, auch nicht als der große politische Umschwung der fünfziger Jahre die Rücksichten beseitigte, die er unter der vorigen Regierung hatte nehmen müssen. Er war und blieb ein Repräsentant der wunderlichen und widerspruchsvollen Zeit, in welcher er heraufgekommen war und die wir oben (vgl. Art. I) zu charakterisiren versucht haben. Mit den Radicalen und Nationalen neuesten Datums vermochte der Zeitgenosse Alexanders I. und des Grafen Miloradowitsch sich ebenso wenig zu verständigen, wie wir mit den laudatoribus temporis acti. Während eines halben Menschenalters zur Verleugnung seiner wahren Ueberzeugung genöthigt, war er schließlich außer Stande, irgend ein Programm consequent festzuhalten und mit einer bestimmten Strömung zu gehen. In der Literatur wie im Leben hat er es, trotz allen Reichthums seiner natürlichen Begabung, zu mehr als einem geistreichen Dilettantismus darum nicht gebracht. „Bei der Literatur," heißt es in seiner Autobiographie, „bin ich immer nur auf Besuch gewesen, ich habe aus ihr nie einen Beruf zu machen gewußt... Von Anderem abgesehen, ist meine angeborene Sorglosigkeit, deutlicher gesagt, Faulheit daran Schuld gewesen." Daß dieses harte Urtheil im Grunde zutreffend ist, haben Wjäsemskis eigene Freunde nicht in Abrede stellen können. — Vielen von ihnen galt er seiner Unberechenbarkeit wegen für das enfant terrible ihres Kreises. Je nach Laune und Gelegenheit steckte er den Aristokraten oder den Liberalen, den französisch gebildeten Zögling des Père Nicole oder den echten, alle Zeit im Kern seines Wesens national gebliebenen Russen heraus und hatte er seine Freude daran, Freunde nnd Gegner mit plötzlichen Wendungen eines

*) Mitglied der russischen Akademie (einer besonderen, nationalen Abtheilung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften) war Wjäsemski seit dem 2. December 1839. An den Sitzungen dieser gelehrten Körperschaft hat er fast nie Theil genommen und sich höchstens bei feierlichen Gelegenheiten in derselben gezeigt. — Die Stellung eines Ministercollegen legte Wjäsemski bereits im März 1858 nieder.

Digitized by Google

glänzenden und schlagfertigen, aber dabei doch nur an der Oberfläche haftenden Geistes zu erschrecken. War er doch (nach eignem Geständniß) sein Leben lang dem Strome des Lebens gefolgt, in der Jugend „von der liberalen Ideen seiner Zeit, in seinen Mannesjahren von den Rücksichten des Staatsdienstes, noch später von den Sorgen und Widerwärtigkeiten des Alters beherrscht worden". Eines ist der Fürst freilich immer geblieben: ein edler, humaner, stets zu großmüthiger Hülfeleistung bereiter und dabei grundliebenswürdiger Mensch, ein russischer Aristokrat im alten, echten Sinne des Worts. Diesen Eigenschaften hat er zu danken gehabt, daß der Name Peter Andrejewitsch Wjäsemski länger als ein halbes Jahrhundert populär geblieben ist und daß man den Träger desselben zu achten und zu lieben fortfuhr, als das Verständniß für die Eigenthümlichkeiten der Generation des Freiheitskrieges und ihres letzten Mohikaners auch in Rußland zu erlöschen begann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Frau ohne Geist.

Lustspiel in 4 Acten von Hugo Bürger.

Im Laufe dieser „Saison", die mit Ausgang August begonnen hat, ist das neue Lustspiel von Hugo Bürger, „Die Frau ohne Geist", die erste Novität des königlichen Schauspielhauses, welche den Theaterabend füllt.

Von den bisher aufgeführten Stücken Hugo Bürgers hat dieses neueste den günstigsten und solidesten Erfolg errungen. „Die Frau ohne Geist" bezeichnet einen neuen Fortschritt in der Thätigkeit des Bühnenschriftstellers.

In seinem Verhältniß zu „Gabriele" betrachtet, weist dieses Lustspiel nach jeder Richtung hin eine Verstärkung auf. Es enthält bedeutendere Eigenschaften, es enthält aber auch größere Fehler. Im Uebrigen trägt es deutlich die Marke derselben geistigen Werkstatt; und ich könnte die Bemerkungen, die ich gelegentlich des Schauspiels „Gabriele" über das Wesen der Bürger'schen Bühnendichtung machte, fast ohne ein Wort daran zu ändern, bei der Besprechung des Lustspiels „Die Frau ohne Geist" wiederholen. Namentlich gilt dies von den folgenden charakterisirenden Sätzen, die ich aus meiner früheren Kritik über „Gabriele" hier wiederzugeben mir erlaube:

„Der ständige Vorwurf, der gegen die meisten Werke unserer jungen Dramatiker erhoben wird: daß diese keine eigentliche Handlung haben, wird Hugo Bürger erspart bleiben. Ich meine sogar, daß das Stück zu viel Handlung enthält oder richtiger, daß in diesem Schauspiele zu viel Fäden gleichwerthiger Handlungen auf einmal abgesponnen werden. Mit der Entwirrung dieser verschiedenen Fäden hat Bürger so viel zu schaffen, daß er nicht einen Augenblick rasten darf, um das Pensum, das er sich aufgebürdet hat, innerhalb der durch das Theater bedingten Zeit zu absolviren. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Bürger'schen Werkes ergibt sich auch, daß die Nacherzählung der verschiedenen Handlungen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß man nach dem gedrängten Berichte sich kaum eine Vorstellung von dem eigentlichen Wesen des Werkes verschaffen kann."

Dieser über „Gabriele" gemachte Ausspruch hat, wenn ich mich nicht täusche, auch für „Die Frau ohne Geist" seine volle Gültigkeit. Auch hier verliert die Haupthandlung ihr Relief durch die zu anspruchs- und bedeutungsvolle Ausprägung der Nebenhandlungen. Einige kurze thatsächliche Angaben werden dies deutlich erweisen, werden auch die Mängel in dieser Composition darthun.

Es sind vier junge Paare, denen uns Bürger gegenüberstellt.

Das erste, der Verleger Julius Westerburg und Hedwig, sind zu Beginn des Schauspiels schon vermählt, aber erst seit ganz kurzer Zeit. Auf dem Landbesitze dieses Verlegers treffen die andern jungen Leute zufällig oder als geladene Gäste zusammen; unter diesen Adrienne, eine Cousine der jungen Frau, und die beiden Schriftsteller — um nicht das Wort des Zettels: „Belletristen" zu gebrauchen, gegen das ich eine Art von Idiosynkrasie besitze — Richard Werner und Felix Bogenau.

Adrienne interessirt sich lebhaft für Richard Werner. Diese Gefühle werden aber von Seiten des jungen Mannes nicht erwidert. Der junge Schriftsteller Werner thut daher sein Mögliches, um sich ihr zu verleiden. Er spielt ihr eine Komödie der Gefühlsrohheit vor, die bestimmt ist, das junge Mädchen abzukühlen und die Stürme des jungfräulichen Herzens zu besänftigen. Ja, noch mehr, Adrienne muß vermuthen, daß Richard Werner ohne Liebe ein andres junges Mädchen heirathen wird, das Geld besitzt, — Fräulein Stefana, die Tochter des reich begüterten früheren Kunstgärtners Kopsch. Diese Stefana ist die Heldin des Stückes, die „Frau ohne Geist". Stefana ist ein Sproß jener weitverzweigten Familie der Verkannten, aus der das deutsche Märchen eine seiner lieblichsten Gestalten, Aschenbrödel, Emile Augier seine Philiberte genommen hat, eine Anverwandte der lieblichen Else aus Wilbrandts „Malern". Stefana hat sich aus kindlicher Pietät in ihrem ganzen Wesen und in ihrem Verkehre mit der Gesellschaft eine Discretion auferlegt, die zu dem Mißverständniß die Veranlassung gegeben hat, daß sie ein sehr beschränktes Mädchen sei. Sie hat mit den Gaben ihres Verstandes und ihres Gemüthes nicht prunken mögen, um ihren ungebildeten Vater nicht zu einer dunkeln Folie ihres eigenen Glanzes zu erniedrigen. Je mehr ihre eigenen Eigenschaften in ein helles Licht gerückt werden würden, desto mehr, meint sie, müßten die Erziehungsfehler und Lächerlichkeiten des reichgewordenen Parvenus, dessen Tochter sie ist, verletzend wirken. Und so gilt sie denn in der Gesellschaft, mit welcher sie zusammentrifft, allgemein als ein braves, reiches, schönes, dummes Mädchen. Adrienne sieht gleichwohl auf diese Stefana mit argwöhnischen Blicken; und der Zuschauer, der nach dem Fallen des Vorhangs eines jeden Actes mit seiner Phantasie die Fäden weiter spinnt und sich dem Dichter als unfreiwilliger und unerbetener Mitarbeiter zugesellt, vermuthet, daß im zweiten Acte sich jedenfalls der keimende Conflict zwischen Adrienne und Stefana aufthun werde, daß Werner in die Nothwendigkeit versetzt werden würde, sich nach der einen oder andern Seite hinzuwenden.

Man ist demnach einigermaßen überrascht, wenn man beim Beginn des zweiten Actes die Wahrnehmung macht, daß der Dichter der von ihm selbst gegebenen Anregung in keiner Weise gefolgt ist. Dieser Conflict ist im Zwischenacte beseitigt. Im zweiten Acte ist Adrienne schon verheirathet. Verheirathet mit wem? Mit Felix Bogenau, der, wie wir uns nun erinnern, flüchtig an uns vorübergehuscht ist, ohne daß er das Geringste gethan hätte, um die Hand des Mädchens zu erwerben, das interessant zu werden versprach und schon durch den Gegensatz zur Heldin Anspruch auf unsere Theilnahme hatte.

Bei Beginn des dritten Actes sind Richard Werner und Stefana verheirathet, und im vierten Acte heirathen sich Oswald Lutz, eine Art Ludwig Pietsch, ein tüchtiger Zeichner und Kriegscorrespondent, und eine junge Wittwe, Bella Palmer, die episodisch in den früheren Acten aufgetreten ist und jetzt in den Vordergrund rückt.

Ich habe diese Eigenthümlichkeit, die Unterbringung der vier Paare in vier Acten ohne vermittelnde Uebergänge hervorheben wollen, um den Compositionsfehler recht deutlich zu machen. Zu dem gleichen Zweck sammle ich hier die Briefe, die in diesem Lustspiele eine, wie ich meine, übergroße Rolle spielen. Der Brief ist ein unentbehrliches dramatisches Hülfsmittel; aber Bürger macht doch, wie ich glaube, einen gar zu umfangreichen Gebrauch davon.

Eine Correspondenz ist es, die die junge Frau Hedwig Westerburg in Angst und Schrecken versetzt, und von der sie bei der etwas eifersüchtigen Natur ihres Gatten die stärksten Unannehmlichkeiten besorgt. Hedwig hat nämlich, ehe sie noch mit Westerburg verheirathet war, einen Maskenball besucht, und zwei junge Leute haben ihr da besonders den Hof gemacht. Der Eine hat die Maske fallen lassen, und Hedwig hat in ihm Oswald Lutz erkannt; der Andre ist vermummt geblieben. Herr Lutz hat sich die Maskenfreiheit zu Nutzen gezogen und der jungen Dame gesagt, daß er ihr demnächst unter einer bestimmten Chiffre schreiben und unter einer andren Chiffre ihre Antwort erwarten werde. Hedwig hat diese Keckheit natürlich mit Entrüstung zurückgewiesen, aber ebenso natürlich den Brief von der Post geholt, ohne jedoch darauf zu antworten. Nach einiger Zeit hat sie wieder einmal bei der Post angefragt, und ein neuer Brief unter der gegebenen Chiffre ist ihr aus-

Digitized by Google

gehändigt worden. Der erste Brief war eine schwärmerische Liebeserklärung, der zweite enthielt nur die wenigen Worte: „Sie haben mich hintergangen, ich weiß Alles" — oder etwas Aehnliches. Darauf hat Hedwig unter der verabredeten Chiffre der Antwort an den vermessenen Correspondenten, den sie für Oswald Lutz hält, die eine Zeile gerichtet: „Ich verabscheue Sie!"

Diese erste Briefgeschichte, die also drei Nummern zählt, wird von Bürger dazu verwerthet, um einige Zeit eine Art von Spannung hervorzurufen und um Oswald Lutz auf eine kurze Frist in den Augen der Damen als einen kleinen Don Juan erscheinen zu lassen; aber die Sache klärt sich sehr bald auf. Die Briefe rührten gar nicht von Oswald Lutz her, der am andern Morgen auf den Kriegsschauplatz abgereist ist, sondern von der andern vermummten Gestalt, und das ist Westerburg selbst, Hedwigs Gatte, der keine Ahnung davon hat, daß er mit der Dame, die bald darauf seine Frau sein sollte, schon in einem brieflichen Verkehr gestanden hat. Oswald Lutz holt, als er von diesem Spaße Kenntniß erhält, die Antwort, die Westerburg nicht von der Post erheben konnte, da ihm die Chiffre der Antwort unbekannt geblieben war; und Westerburg erkennt nun in den energischen Zügen, mit welchen die Worte des weiblichen Abscheus geschrieben worden sind, die Handschrift seiner Frau.

Etwas mißlicher ist die zweite Briefgeschichte. Richard Werner erfährt ehe er noch mit Stefana verheirathet ist, daß Adrienne geringschätzig von ihm denke, weil er sich von ihr abgewendet habe und sich lediglich des schnöden Mammons halber um die Hand der für einfältig geltenden Stefana bewerben wolle. Es ist ihm aber an Adriennes Achtung noch immerhin gelegen. Er setzt sich daher hin und schreibt ihr einen Brief etwa folgenden Inhaltes: es würde ihm leid thun, wenn seine Handlungsweise mißverstanden würde; die Selbstachtung gelte ihm über Alles, und das Glück finde er nur an der Seite einer wahrhaft geliebten Frau. Man thue ihm Unrecht, wenn man ihm ansinne, daß er zu einer beschränkten Person in intime Beziehungen treten könne u. s. w. Dies ist der Sinn, natürlich nicht der Wortlaut des Briefes. Aber auch der Wortlaut im Lustspiele ist in solchen allgemeinen Wendungen gehalten, die die doppelte Verwerthung des Schriftstücks ermöglicht. Es ist ein Brief mit doppeltem Boden. Nachdem nun Werner in Stefanas schöner Hülle auch den schönen geistigen und gemüthlichen Kern entdeckt, sich in sie wirklich verliebt und sie geheirathet hat, ist diesem Paulus das Schriftstück, das Saulus abgefaßt hatte, höchst unangenehm, und er erbittet es sich zurück. Adrienne entspricht diesem Verlangen auch mit großem Vergnügen. Sie bringt den Brief selbst in die Wohnung des jungen Ehepaars. Stefana ist durch verschiedene Kleinigkeiten argwöhnisch geworden, beobachtet Adrienne und sieht, wie diese den Brief in ein Album gleiten läßt, das auf dem Tisch liegt. In einer eifersüchtigen Anwandlung nimmt sie, sobald sie allein ist, den Brief hervor, will ihn lesen, besinnt sich aber eines Besseren und verbrennt ihn ungelesen. Es schließt sich daran eine kleine häusliche Scene zwischen den jungen Eheleuten, die natürlich auch nicht lange währen kann, da thatsächlich nichts vorliegt. Richard hat ja seiner Frau selbst gestanden, daß er sie früher für sehr beschränkt gehalten habe; und daß er diesen verzeihlichen Irrthum einmal brieflich beurkundet habe, ist am Ende kein großes Unglück, um so weniger, als die Empfängerin des Briefes, als Adrienne eine discrete und wohlerzogene Dame ist. Werner braucht daher nur seiner Frau den Thatbestand, wie er liegt, ohne Umschweife auseinanderzusetzen, um seine Frau zu beruhigen. Das Schriftstück, das die vollkommene Harmlosigkeit Werners beglaubigen würde, ist nun aber leider verbrannt. Stefana bittet ihren Mann, ihr den Wortlaut dieses Briefes noch einmal aufzusetzen, und er schreibt also den Brief zum zweiten Male. Dieses Duplicat nimmt Stefana an sich und hat den glücklichen Einfall, es im letzten Acte so zu verwerthen, daß sie sich als die Empfängerin desselben bekennt, daß sie also die Person ist, an deren Achtung Werner gelegen ist, und daß seine entschiedene Erklärung: niemals eine Verbindung mit einer Unwürdigen einzugehen, auf eine Andere gemünzt erscheint, nämlich auf Adrienne selbst. Der kleine Schachzug ist recht gefällig, aber der dazu verwandte Apparat erscheint etwas gar zu massiv und wuchtig. Die Geschichte erinnert mich einigermaßen an die lustige Weltausstellung, die die Düsseldorfer Maler vor einigen Jahren in Scene setzten, und in der sie auch eine neue „Tischglocke" vorführten, welche die Anstrengung des Armes beim Läuten ersparen sollte. Es war eine Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft, die eine ganz kleine bimmelnde Klingel in Bewegung setzte.

Zu den vorigen drei Nummern kommen mithin noch zwei, Original und Duplicat des Werner'schen Briefes.

Es kommt noch eine dritte Briefgeschichte hinzu.

Oswald Lutz hat in Florenz unter dem unmittelbaren Eindrucke, den die Wunder der Stadt auf ihn gemacht haben, in der besten Stimmung seine Reiseschilderung für die von Westerburg verlegte illustrirte Zeitung geschrieben. Diese in Form von Briefen an eine Unbekannte gerichtete Correspondenz ist verloren gegangen. Bella Palmer hat sie gefunden. Sie weiß, daß jene Briefe von ihrem Wohlthäter herrühren, aber sie weiß nicht, wer dieser Wohlthäter ist. Oswald Lutz gibt nun aber ein Buch heraus, welches der Verleger mit dem Autograph des Herausgebers geschmückt hat; und nun erkennt Bella Palmer an der Gleichartigkeit der Handschrift in Oswald Lutz den Wohlthäter, den sie gesucht hat. Diese Briefe führen also zu einer Annäherung zwischen den Beiden, die schließlich zu einer Verbindung fürs Leben wird.

Ich habe bei der Charakterisirung der Paare und bei dem Aufzählen der Briefe von den verschiedenen Handlungen stückweise Einzelnes erzählt. Die Natur des Bürger'schen Stückes läßt einen geordneten zusammenhängenden Bericht kaum möglich erscheinen.

Die Haupthandlung, die bei weitem die interessanteste ist und von der man nur bedauern darf, daß sie mit dem zweiten Acte ihren Abschluß erreicht, ist die Bekehrung Werners von seinem Vorurtheile gegen Stefana und die Offenbarung dieser Stefana als eines nicht nur liebenswürdigen und schönen, sondern auch verständigen und klugen Mädchens.

„Sie hat ihren Geist entdeckt", könnte man diese Handlung der ersten Hälfte des Bürger'schen Stückes nennen, die eigentlich das ganze Stück füllen sollte. Die Einführung dieser Stefana, von der Jedermann wie von einem ganz unbedeutenden, beinahe albernen Mädchen spricht, die selbst von ihrem Vater mit jenem gutmüthigen Mitleide, das die Beschränktheit einflößt, behandelt wird, ist ganz vorzüglich. Vor Allem aber ist Hugo Bürger die Schlußscene des zweiten Aufzuges gelungen, in welcher Stefana ohne irgend welche Gewaltsamkeit auf die einfachste, rührendste, natürlichste Weise von der Welt Richard Werner gegenüber die verborgenen Schätze ihres Innern enthüllt. Bürger hat nie Besseres geschrieben. Ich nehme keinen Anstand, diese Scene den sehr erfreulichen Erzeugnissen der modernen Bühnendichtung gleichwerthig anzureihen. Da spricht eine wirkliche, natürliche und tiefe Empfindung die schlichteste Sprache. Hier haben wir das wahre Lustspiel höheren Stils. Aber leider steigt der Dichter von dieser Höhe vom Beginne des dritten Actes an erheblich herab, ohne sich wieder zu derselben zu erheben. Das Lustspiel des höheren Stils, — „haute comédie", wie die Franzosen es nennen, — verflacht sich zur gewöhnlichen Situations- und Intriguen-Komödie. In den letzten Acten sind zwar noch manche liebenswürdigen Scenen enthalten, aber die tiefere Theilnahme, die Stefana in uns im zweiten Acte erweckt hat, weicht allmählich einem lauen Wohlwollen. All die kleinen Zwischenfälle, die da hineinschneien und uns bis zum Schluß mehr oder minder unterhalten, erscheinen uns eigentlich gar winzig und unbedeutend im Vergleich zu dem Versprechen, das uns Stefana am Ende des zweiten Actes gegeben hat.

Der Cardinalfehler des Stückes ist meines Erachtens der, daß Bürger sich nicht auf die eine Handlung concentrirt und seine Kräfte an Nebensachen zersplittert hat. Bürger, der die französische Dramaturgie genau kennt, sollte doch Diderots Rathschläge, die eigens für ihn geschrieben zu sein scheinen, beherzigen:

„Ich meines Theils mache mir weit mehr aus einem Affecte, aus einem Charakter, der sich nach und nach entwickelt und sich endlich in aller seiner Stärke zeigt, als aus all den künstlichen Verwicklungen, aus denen man Stücke zusammensetzt, in welchen die Zuschauer eben so sehr hin und her geworfen werden als die Personen. Mich dünkt, der gute Geschmack kann dergleichen Stücke nicht vertragen, und große Wirkungen können sie unmöglich haben. Und das ist es gleichwohl, was wir Leben und Bewegungen nennen. Die Alten hatten einen ganz andern Begriff davon. Der einfältigste Verlauf; eine Handlung, mit der man kurz vor ihrem Ende anfängt, damit Alles bereits aufs Aeußerste gebracht sei; eine Entwicklung, die alle Augenblicke ausbrechen will und doch immer durch einen ganz schlichten, aber wahren Umstand verschoben wird; nachdrückliche Reden; heftige Leidenschaften; Gemälde; ein oder zwei meisterhaft gezeichnete Charaktere; das war ihre ganze Kunst. Mehr brauchte Sophokles nicht, um Aller Gemüther unter sich zu bringen . . . .

„Wenn ein dramatisches Werk nur einmal aufgeführt, und niemals

Digitized by Google

gedruckt werden sollte, so wollte ich zu dem Dichter sagen: Verwickle, so sehr du willst; du wirst unfehlbar erregen und beschäftigen; aber sei einfach, wenn du gelesen zu werden, wenn du auf der Bühne zu bleiben wünschest.

„Eine schöne Scene enthält mehr Gedanken, als ein ganzes Drama Begebenheiten enthalten kann; und nur auf Gedanken kommt man gern wieder zurück. Die wird man nie zu hören müde; die hören nie auf zu rühren . . .

„Soll das Stück durch vielfältige Zwischenfälle interessant und feurig werden: so können keine Reden stattfinden; kaum, daß die Personen Zeit haben, einander zu sprechen; sie handeln, anstatt sich zu entwickeln.“ *)

Man verzeihe die Länge dieses Citats — aber dem reizvollen Vorzuge, seine eigne Meinung durch einen Diderot bekräftigen zu lassen, widersteht man nicht leicht. Trotz aller im Einzelnen hervorgehobenen Mängel, trotz der durch die zersplitterte Handlung bedingten Ungenügendheit in der Ausarbeitung und Vertiefung der Charaktere — in Folge dessen das Stück außer der Heldin, allenfalls Richard Werner und jedenfalls dem Kunstgärtner Kopsch, einer ganz prächtigen Episode, eine wahre Mustersammlung von wenig dankbaren Rollen enthält — trotz alledem ist dieses Lustspiel als das erfreuliche Erzeugniß eines sich stetig fortentwickelnden, sehr begabten Bühnenschriftstellers mit aufrichtiger Freude zu begrüßen. Bürger zeigt darin, daß er Eigenschaften besitzt, die noch sehr entwicklungsfähig sind und daß er seine Fehler, wenn er es nur ernsthaft will, ablegen kann. Das ganze Stück macht einen liebenswürdigen, frischen Eindruck, und dieser weicht auch in den beiden letzten und, wie ich meine, schwächsten Acten nicht. Dieser gemüthlichen Stimmung ist es vor Allem zuzuschreiben, daß der Erfolg, der nach dem zweiten Acte ein glänzender war, dem Stücke bis zum Schlusse treu geblieben ist.

Die Inscenirung durch Herrn Director Deetz und die Darstellung durch die besten Kräfte des Schauspielhauses verdienen alles Lob. Die „Frau ohne Geist“ ist eine der lieblichsten und erfolgreichsten Rollen, die Fräulein Clara Meyer gegeben hat. Man kann die große Scene des zweiten Actes nicht anmuthiger, nicht herzgewinnender und überzeugender spielen. Herr Vollmer machte aus Kopsch eine sehr ergötzliche Charge, Herr Ludwig spielte die Rolle des Liebhabers Richard Werner mit Wärme. Die übrigen Rollen fanden in den Damen Keßler, Frauenthal, den Herren Liedtke, Klein ꝛc. eine Darstellung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die Damen überboten sich in kostbaren und geschmackvollen Toiletten. Es wurde eine Pracht entwickelt, wie man sie in der Mitte, in die Bürger seine Handlung verlegt, doch nur in den seltensten Ausnahmefällen anzutreffen pflegt.

Paul Lindau.

Munkacsy und Makart.

Vor einigen Tagen ist in dem Salon des Berliner Künstlervereins Munkacsys preisgekröntes Werk, „Milton seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirend“, zur Ausstellung gelangt und gleichzeitig entfaltet das vielbesprochene Riesenbild Makarts, „Karls V. Einzug in Antwerpen“, in dem Uhrsaal der Akademie seine Wunder. Zwei Erscheinungen von so hervorragender Bedeutung können nicht verfehlen, die Theilnahme des Publicums an Dingen der Kunst nach einer ereignißarmen Wintersaison kräftig zu beleben. Daneben beansprucht die Ausstellung von Werken Friedrich Prellers in den oberen Räumen der National-Galerie unsere volle Hingabe an das Studium eines in staunenerregender Fülle gebotenen Materials, dessen Sichtung und Aneignung manche unbegründete Anschauung von dem Wesen und Streben des großen Künstlers ohne Zweifel berichtigen wird. Ich behalte mir ein näheres Eingehen auf diese eingesammelten Früchte eines in sich abgeschlossenen, mehr intensiv als mannichfaltig bewegten Künstlerdaseins vor und wende mich zunächst zu den Triumphatoren des Tages.

Munkacsys Entwicklungsgang ist so eigenartig, daß es verlohnt, einen Blick darauf zu werfen. Der Weg, der ihn zum Capitol geführt, war ein äußerst dornenvoller. Was er heute gilt, verdankt er sich selbst, dem unerschütterlichen Glauben an die ihm zugetheilte Kraft und einer Energie, die sich durch den hartnäckigsten Widerstand des Schicksals nicht brechen ließ. In seinem vierten Lebensjahre war er eine elternlose Waise. Der Vater starb im Gefängniß, in welches man ihn wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Erhebung geworfen hatte. Mit unserm Künstler blieben noch vier Geschwister unversorgt zurück und fanden so wie er bei edelgesinnten Seitenverwandten Aufnahme. Die liebevolle Pflege, welche ihm in dem Hause einer Tante zu Theil ward, sollte ihn nicht lange verweichlichen. Fast sträubt sich der Glaube gegen den Bericht, daß Räuber in die Wohnung gedrungen, geplündert und gemordet und den kleinen Michael „zwischen vier leeren Wänden an der Leiche seiner Pflegemutter zurückgelassen hätten“. Der Advokat Reök in Gyula, ein Onkel Munkacsys, nahm nunmehr die Sorge für die Erziehung des Knaben auf sich, konnte aber nicht daran denken, ihm eine höhere Bildung angedeihen zu lassen, da er durch die Revolution sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Er gab ihn zu einem Tischler in die Lehre, wo unser Künstler vier Jahre lang verblieb, um dann in Arad als Geselle Arbeit zu suchen. Während des dreijährigen Aufenthalts an diesem Orte eignete er sich in knapp bemessenen Mußestunden die Elemente der Bildung an und drang bis zu dem Studium der Geschichte und Literatur vor. Die Dichter begeisterten ihn, Schiller war sein erwählter Liebling. Sein dunkler Schaffenstrieb brach sich in eigener dichterischer Production Bahn, ohne die Ueberzeugung von einem ihm innewohnenden höheren Beruf zu klären. Durch Ueberanstrengung mit körperlicher und geistiger Arbeit bei äußerst dürftiger Nahrung zog er sich ein hitziges Fieber zu, das ihn zur Aufnahme seiner bisherigen Thätigkeit unfähig machte, und kehrte auf den Wunsch seines Onkels, der mittlerweile wieder zu etwas Vermögen gelangt war, nach Gyula zurück. Hier traf der bereits achtzehnjährige junge Mann mit einem fahrenden Porträtmaler Namens Samosy zusammen, dessen Kunstübung den Trieb der Nachahmung unwiderstehlich in ihm weckte. Auf sein dringendes Bitten ließ ihm der Onkel von Samosy Unterricht ertheilen, und als dieser nach einiger Zeit Gyula verließ, folgte ihm der lernbegierige Schüler nach Arad, wo er bald Gelegenheit fand, seine Kunst selbstständig auszuüben. Das wohlgelungene Porträt einer ehrsamen Schneiderfamilie brachte ihm als Honorar einen stattlichen Winterrock ein. Munkacsy bewahrt seinem ersten Lehrer ein ehrendes Andenken, aber damals mochte er doch bald erkennen, daß ihre Wege auseinander gingen. Nach Gyula zurückgekehrt übte er Auge und Hand in dem Studium nach der Natur und fing an Bilder zu malen, deren Stoffe er dem Dasein des ihn umgebenden Volkes entnahm. Eins derselben fand in dem engeren Kreise des Künstlers so lebhaften Beifall, daß er den Muth faßte, damit nach Pest zu reisen und es dort auszustellen. Der Erfolg blieb nicht aus; das Bild wurde von dem Kunstverein für achtzig Gulden angekauft. Ein zweiter ähnlicher Erfolg verschaffte die Mittel zu einem kurzen Aufenthalt in Wien, welcher Studien in den dortigen Galerien gewidmet wurde. Im Jahre 1866 kehrte Munkacsy nach Pest zurück. Noch einmal griff ihn das Schicksal hart an. Ein schweres Augenleiden stellte ihn vor die Gefahr gänzlicher Erblindung und legte ihm eine sechsmonatliche Gefangenschaft auf. Aber mit ungebrochenem Muthe ging er nach seiner Herstellung wieder an die Arbeit und wandte sich nun nach München, wo er zwei Jahre hindurch ernsten Studien oblag, die er dann in Düsseldorf unter dem Einflusse von Knaus fortsetzte. Zu jener Zeit schon wurde der Künstler in Deutschland mit Ehren genannt; später haben wir von seinen glänzenden Erfolgen viel gehört, von seinen Werken aber so gut als nichts gesehen. Das außerordentliche Aufsehen, welches ein figurenreiches Bild „Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten“ im Pariser Salon von 1870 erregte, veranlaßte ihn sein Atelier in die französische Hauptstadt zu verlegen, und gerne rechnen ihn die Franzosen zu den Ihrigen.

Der Radicalismus in dem künstlerischen Wesen Munkacsys, den man einen coloristischen Finsterling nennen könnte oder wie die Franzosen der Schwarzfärberei beschuldigen mag, hat ihm bei aller Anerkennung stets eine laute Opposition rege erhalten. Dieselbe ist durch das Werk, das wir vor uns haben, zum Schweigen gebracht. Der Besitzer des Bildes versendet eine Zusammenstellung französischer Kritiken, aus welcher eine Uebereinstimmung des Urtheils erhellt, wie sie in Deutschland einem deutschen Werke gegenüber wohl niemals wahrnehmbar

*) Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen übersetzt von G. E. Lessing. Berlin 1781. Voß. II. Bd. S. 180 ff.

Digitized by Google

gewesen ist. Diesseits des Rheines hat man sich nicht gescheut, das Bild mit einer mir unverständlichen Härte anzugreifen. Wir wollen uns in Kürze mit dem Inhalt desselben bekannt machen.

Unsern Blicken erschließt sich ein engräumiges Gemach, welches durch die Flaschenböden eines theilweise sichtbaren Fensters gedämpftes Licht empfängt. Die Ausstattung zeigt in gewissem Grade Atelliercharakter und verzichtet auf den streng historischen Apparat. An der Wand des Hintergrundes ragt ein Renaissanceschrank bis zur Decke auf; zu beiden Seiten ziehen sich in halber Höhe als Abschluß einer dunklen Holzbekleidung Brettgesimse hin, auf welchen Lederfolianten, eine Mappe und eine Schenkkanne von Thon mit blauer Färbung in zufälligem Nebeneinander Platz gefunden. Stoff und Muster der dahinter aufsteigenden Tapete sind in der Dunkelheit nicht zu erkennen; ein rechteckiger, schwarzgerahmter Spiegel reflectirt das Licht in fahlem Schein. Den mittleren Raum füllt ein massiver Eichentisch mit hellfarbiger orientalischer Decke, um welchen sich die Träger des dargestellten Vorgangs gruppiren. Etwas abseits zur Linken sitzt in einem Armstuhl mit gerader hoher Rücklehne der blinde Dichter. Er ist in die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz gekleidet, mit welcher der breite Kragen des Puritaners und die Handkrausen scharf contrastiren. Das Haupt neigt sich zur Erde herab, die rechte Hand wölbt sich ohne Spannung auf der Brust, während die Linke mit Festigkeit die Schnecke der Armlehne umfaßt; um die dürftigen Beine, deren eines sich lässig vorwärts streckt, schlottern die Strümpfe. Die geistige Concentration des Blinden ist wundervoll charakterisirt, der Gegensatz zwischen Seelenkraft und körperlicher Hinfälligkeit äußerst ergreifend, aber dem Dichter ansehen wollen, welche Stelle seines erhabenen Gedichtes in ihm nach Befreiung ringt, das heißt denn doch der bildenden Kunst Verdienste zumuthen, auf die sie gern verzichtet. Für mein Auge überläßt sich die zusammengedrückte Gestalt dem Zuge der Gedanken. Vielleicht weilt er nicht mehr bei der Stelle, die er zuletzt dictirt. Es muß eine lange, beunruhigende Pause eingetreten sein, unter der sich die Aufmerksamkeit der drei Töchter der Betrachtung des Vaters nicht ohne ängstliche Sorge zuwendet. Die älteste, welche im Vordergrunde rechts über das Manuscript gebeugt sitzt, richtet ihr etwas herbes, frühzeitig von der Strenge eines freudenlosen Daseins entjugendlichtes Antlitz mit gespanntem Blick auf ihn. Hinter dem Tische steht die zweite Schwester. Sie hat augenscheinlich die Arbeit für den Haushalt unterbrochen und erwartet beklommenen Herzens das Ende der drückenden Stille. Auch die jüngste Tochter, welche dem Dichter zunächst und vom Tische halb verdeckt Platz genommen hat, hebt die Augen von dem Stickrahmen und heftet sie liebevoll auf das melancholische Bild des vor der Zeit greisen Vaters. Ich kann in diesem Kreise mit seinen tragischen Gegensätzen zwischen verkümmernder Jugend und anspruchsvollem Alter keine Begeisterung entdecken und glaube auch nicht, daß der Maler auf die Schilderung derselben ausging. Wir haben hier den Milton vor uns, von dem Karl II. sagte: Ich höre, er ist alt, arm und blind, dann ist er genugsam bestraft.

Der schlichte Ernst des Ausdrucks, welcher im Bewußtsein seiner Kraft jede Hinneigung zum Pathos vermeidet, dabei aber auch freilich auf eine streng historische Erschöpfung des Gegenstandes und der Individualitäten verzichtet und in den Köpfen der jüngeren Töchter durch einen Zug ins Moderne verallgemeinert wird, gereicht dem Werke zu hohem Verdienst. Aber dieses allein erklärt nicht seinen unbestrittenen Erfolg; die Gründe dafür müssen anderweitig gesucht werden. Das Bild ist eine coloristische Originalität ganz wunderbarer Art. Die Farbe webt gleichsam im Dämmer des Zwielichts. Aus dunkler Tiefe leuchtet geheimnißvoll ein milder farbiger Glanz, dessen Einzeltöne wie neue Offenbarungen das Auge gefangen nehmen. Das scheinbar Unversöhnliche zwingt der Meister zusammen; aus den härtesten Gegensätzen gewinnt er sich mit derselben Leichtigkeit und Zielsicherheit einen harmonischen Gesammtton, wie aus der Fülle der reizvoll gebrochenen Tonverwandtschaften, die seine Phantasie in unerschöpflichem Reichthum zu empfinden vermag. Man möchte Namen alter Meister nennen, und doch paßt keiner. Gegenüber einer so durchaus ursprünglichen Schöpfungskraft, welche sich mit einer genial freien, oft ungestüm zügellosen Vortragsweise verbindet, übersieht man leicht die geringe Präcision der Formgebung, wie sie in Einzelheiten, z. B. in den ungleichen und weichlich behandelten Händen Miltons zu Tage tritt. Was in diesem Werke gut ist, ist nicht nachgeahmt und vermöchte kaum nachgeahmt zu werden. Dadurch verdient es sich seinen hohen Rang, den ihm einzuräumen der französischen Kunstanschauung freilich weniger gegen Principien geht als der bei uns maßgebenden ästhetischen Grundsätzlichkeit.

Auch das ausgestellte Männerporträt von des Meisters Hand muß durch sein specifisches Wesen in der Benutzung technischer Mittel die näher betheiligten Kreise lebhaft interessiren. Es lockt uns in seiner schemenhaften Blässe wie eine aus dem Dunkel auftauchende fragwürdige Gestalt zu sich heran und entfaltet dann gleichsam phosphorescirend eine immer zunehmende Leuchtkraft. Die Grenzverletzungen im Contour befremden uns auch hier zunächst; wir überzeugen uns aber bald, daß sie doch nicht so tief eingreifen, um dem Formendetail wesentlichen Eintrag zu thun. In der lebendigen Auffassung und Wiedergabe einer charakteristischen Persönlichkeit kommt der Künstler den Besten gleich. Als einzelnes Stück zieht dieses Bildniß unwiderstehlich an; mit einer ganzen Reihe davon würde sich Munkacsy dem Vorwurf des Manierismus nicht entziehen können. Nehmen wir, so lange uns das Gegentheil nicht bekannt ist, zu seinem Gunsten an, daß er die Erscheinungseigenthümlichkeit jedes Individuums künstlerisch zu respectiren versteht und nicht, wie so viele Koryphäen der Bildnißmalerei, das Ungleichartigste in einer constanten Atelieratmosphäre aufgehen läßt.

An ein weit größeres Publicum wendet sich das Kolossalbild von Hans Makart, „Der Einzug Karls V. in Antwerpen". Selbst die französische Kritik rechnet es zu den succès populaires der Pariser Ausstellung. Die Photographie hat den Gegenstand längst zum Gemeingut gemacht, so daß eine Beschreibung an dieser Stelle wohl entbehrt werden kann. Auch seine viel besprochenen Fehler trägt es offenkundig für Jedermann zur Schau und hascht nicht nach falschem Schein. Der Künstler hat den Glauben an die Zuverlässigkeit seiner historischen Vermuthungen wohl selbst längst aufgegeben — wenn er ihn anders je gehabt hat. Es ist nicht schwer ihm zu beweisen, daß er aus Dürers uns von dritter Hand überlieferten Mittheilungen im Zusammenhalt mit den Andeutungen eines weit älteren Chronisten doch gar zu kühne Schlüsse auf den Abstand unserer heutigen sittlichen Anschauungen von denen der damaligen Zeit gezogen hat, aber damit gewinnen wir noch so gar viel nicht zur Herabsetzung seines Werkes. Schlimmer schon steht es um den historischen Ernst des Bildes im Allgemeinen. Doch auch hier ist der Künstler so bei den ersten Schritten stehen geblieben, daß es gegenüber einem deutlichen Verzicht fast müßig erscheint, bestimmte Ansprüche zu erheben. Dieser Karl V. reicht ja ohne Zweifel noch lange nicht an die mäßige Charakteristik hinan, mit welcher wir uns in den Erzählungen der Königin von Navarra bei einem Darsteller mittleren Schlages zufrieden geben. Die sentimental verschwommene Wiedergabe eines Bildnisses von markigster Männlichkeit kann nicht unserer Vorstellung von der energischen Erscheinung eines Albrecht Dürer genügen, der noch dazu verdammt ist, als theilnahmloser Zuschauer gleichsam einen historischen Drucker auf rein äußerliche Weise auszuüben. Aber wenn wir die erhitzten Angreifer auf diesem Gebiete ruhig gewähren lassen, so müssen wir doch bald mit der wärmsten Anerkennung der glänzenden Vorzüge zu Wort kommen, die nur bestreiten kann, wer sich über die Grenzen moderner Kunstübung, über die Bedeutung ihrer Bestrebungen im Einzelnen nicht klar zu werden versucht hat. Das Bild Makarts bezeichnet nach der Richtung hin, in die es strebt, einen gewaltigen, erschöpfenden Abschluß, den zu würdigen die Kunstgeschichte sicher nicht umhin können wird. Er stellt in der Entwicklung des Künstlers eine Läuterung seines Wesens dar, wie wir sie nach so manchen maßverachtenden Aeußerungen nicht erwarten durften. Als Colorist gelangt er auf dem Wege, den er sich selbst gebahnt und ausschließlich vorbehält, zu früher noch nicht erreichten Zielen. Die Gegensätze zwischen Gelungenem und Verfehltem sind ausgeglichen; die Klarheit verläßt ihn nicht in den Tiefen; den Lokalfarben wird auf Kosten des pikanten Tons kein Zwang angethan, und doch büßen sie durch ihren gesunderen Naturalismus an ihrem „Makart'schen" Reize nichts ein. Das Spiel des verschiedenartigsten Glanzes von edelen Gesteinen, silber- und golddurchwirkten Stoffen, reflectirenden Metallen entfaltet in den farbigen Wogen einen Zauber, der für mich alles Aehnliche in früheren Bildern des Meisters zurückläßt. Im Gegensatz zu dem voll instrumentirten Effectsatz der Katharina Cornaro, deren Purpurgluth das Auge gegen feineres Empfinden abstumpft, entwickelt sich hier in vornehmster Ruhe ein reiches und viel interessanteres coloristisches Detail und spielt seinen höchsten Trumpf in der wundervoll warmen, im Schimmer der Reflexe leuchtenden Modellirung der nackten Frauengestalten aus. Makart hat

Digitized by Google

den Vorwurf, zu den ihn vielleicht künstlerischer Uebermuth hinzog, durch seine Kunst geadelt, und das wollen wir ihm, wie wir ihn kennen, nicht als kleines Verdienst anrechnen. Diese zarten Weiberchen, die mit ihren allegorischen Attributen in züchtiger Unbefangenheit neben dem Kaiser und zwischen nicht gerade Vertrauen erweckenden Mannsleuten daherschreiten, wenden sich nicht an die Sinnlichkeit. Aber herzliches Gefallen darf man an diesen feingliedrigen und anmuthig bewegten Gestalten schon haben, ohne sich eines schwereren Verbrechens als durch die Bewunderung antiker Nacktheit schuldig zu machen. Th. L.

Notizen.

Die Situation hat sich mit dem Herannahen der Osterferien in den inneren Fragen einigermaßen geklärt. Man spricht nicht mehr von einer bevorstehenden Auflösung und hofft auf irgend ein Compromiß wegen der wirthschaftlichen Probleme. Ob, wenn diese in dem einen oder anderen Sinne gelöst sind, nicht wieder hochpolitische Streitfragen in den Vordergrund treten werden, dafür mag der kommende Tag sorgen. In der Politik, noch mehr wie in den privaten Angelegenheiten wäre das Leben eine gar zu schwierige Aufgabe, wollte man jede Stunde die Last ihrer Nachfolgerinnen tragen lassen. Die Philosophen täuschen sich gewöhnlich darin, daß sie glauben, Jedermann habe Zeit eine neue Religion zu gründen oder die Leitung irgend eines Staatswesens zu übernehmen. Wir Alle haben unsere Geschäfte und können uns nur selten mit denen unserer Mitmenschen eingehend befassen. Das hat auch Graf Schuwalow übersehen, als er auf seiner Reise nach Petersburg ganz im Vorübergehen einen einflußreichen Minister für, der Himmel weiß welche Amendements zum Berliner Frieden gewinnen wollte. Jener interessirte sich jedoch zufällig in diesem Augenblick für heimische Tarif- und Steuerfragen weit mehr als für bildungsbedürftige Ostrumelier, Bulgaren und Genossen. So konnte er dem russischen Sendboten nur ein halbes Ohr leihen und schien zu glauben, seine Aufgabe sei vorigen Sommer mit der Verhütung des Krieges erfüllt gewesen: jetzt möchten sich die näher betheiligten Mächte unter einander vertragen. Die Kreuzung der verschiedenen Wünsche in den schwebenden Fragen ist auch so verwickelt, daß der Vermittler, wollte er es Jedem recht machen, eben so leicht die Quadratur des Cirkels auffinden könnte. Man bedenke nur, was in den von außen eintreffenden Nachrichten den verschiedenen Parteien, wie sie in den öffentlichen Organen vertreten sind, Freude oder Leid bereitet. Damit die Einen ein behagliches Wohlgefallen empfinden, müssen im Süden des Balkans Metzeleien und Gräuel passiren, zum Beweise, daß der Berliner Congreß mit der Schöpfung eines doppelten Bulgarien eine unsterbliche Dummheit begangen habe. Andere schlafen besser und verdauen vortrefflich, wenn England irgend einen neuen Krieg auf den Hals bekommt und Aussicht vorhanden ist, daß noch ein paar Regimenter wohlgenährter Söhne John Bulls in einen Hinterhalt fallen und von einer schwarzen Horde niedergestochen werden. Neulich war in jenen Reihen eine große Freude, als bekannt wurde, daß einige gewissen- und vaterlandlose britische Kaufleute an Englands Feinde Munition und Gewehre verkauft hätten. Die Sache stellte sich hinterher als übertrieben heraus, hat aber doch Englands erbitterten Gegnern in den deutschen Gauen einen vergnügten Morgen verschafft. Mit den englischen Waffenverkäufern hatte es von jeher, wenn auch in anderer Richtung, eine eigenthümliche Bewandtniß. Als noch Metternich in Wien regierte und die östreichischen Sbirren italienische Patrioten bis aufs Blut verfolgten, enthielten die von der Wiener Hofkanzlei beeinflußten Blätter Insinuationen und Winke, als ob man Beweise in Händen habe, daß auf der apenninischen Halbinsel festgenommene und auf dem Spielberg oder in einem ähnlichen sicheren Aufenthalt untergebrachte Verschwörer von der englischen Regierung Gewehre erhalten hätten. Endlich ward es Lord Palmerston zu viel und er verlangte durch den englischen Gesandten in Wien Beweise. Da ließ Metternich dem Gesandten ganz vertraulich ein Gewehr zeigen, das nach seiner, des Fürsten, Behauptung die Namensinschrift Palmerstons tragen sollte. Bei näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß die klugen Oestreicher das Fabrikzeichen: Palmer und Sohn für Palmerston gelesen hatten! Es war das nämlich eine Sheffield'sche Fabrik, deren Gewehre damals auf dem ganzen Continent verbreitet und auch in Oestreich selbst, wie in Italien, in allen Waffenläden zu haben waren. Metternich steckte die Beschämung ein und die freundlichen Anspielungen auf die englische Perfidie verschwanden aus den Communiqués der europäischen Presse. Damals wie jetzt gab es eine doppelte Geschichte, die eine, wie sie die Zeitungen schrieben und die andere, wie sie sich wirklich ereignete. Erfährt man schon bei uns nur die Hälfte von dem, was hier zu Lande hinter den Coulissen der Staatsactionen vorgeht, und diese Hälfte nicht einmal ganz richtig, wie soll man sich wundern, daß über Vorgänge im Auslande erstaunliche Märchen verbreitet werden. Seit kurzem spielt auch der Pariser Hexensabbath in den Wünschen unserer landläufigen Politiker eine große Rolle. Je unsicherer die Republik erscheint, je hirnloser sich die französischen Radicalen geberden, um so erfreulicher spiegelt sich das Schauspiel, welches die erregten Franzmänner bieten, in den Köpfen gewisser deutscher Zuschauer wieder. Man labt sich im Voraus an der Unordnung, die mit Gambettas Aufkommen als Präsident oder leitender Minister über die Welt hereinbrechen und den eigenen Verlegenheiten Luft machen soll. Als ob Handel und Gewerbe nicht der Unsicherheiten und Erschütterungen des Wohlstandes schon übergenug hätten. Gambetta aber ist ein räthselhafter Mensch, der am Ende die Welt durch seine Mäßigung überraschen dürfte. Selbst gegen Personen, die ihm nahestehen, knöpft sich der künftige Dictator nur selten auf. Einer seiner englischen Freunde, Baronet Charles W. Dilke, radicales Mitglied des Unterhauses und Eigenthümer des Londoner Athenäums, befand sich neulich in Paris und hatte den großen Einäugigen zu Tisch geladen. Die Gäste freuten sich im Voraus auf Gambettas Enthüllungen. Dieser kam endlich, ließ sich die treffliche Küche sowie die feinen Weine schmecken, erzählte einige Anekdoten von zweifelhaftem Werth, sprach jedoch von Politik kein Sterbenswort. Wie sich Gambetta dermaleinst zu Deutschland stellen wird, weiß Niemand. Aber auch er wird mit der Macht deren Bedingungen erproben und den Frieden mit dem Nachbar an den Vogesen um so sorgsamer pflegen, je schwieriger ihm die Verwirklichung romantischer Revancheträume in der nüchternen Praxis erscheinen wird.

* * *

„O alte Burschenherrlichkeit."

Das Lied und sein bisher unbekannter Verfasser.

So oft bei Säcularfesten von Hochschulen und Gymnasien, bei wissenschaftlichen Wanderversammlungen und Jubiläen, bei einem Commers alter Corpsstudenten oder einem Abschiedsfeste am Semesterschlusse die lieben alten Lieder angestimmt werden, da pflegt neben dem Gaudeamus igitur ein Gesang zu erklingen, der die Erinnerung an die schöne Studentenzeit in ergreifenden Worten verklärt:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du geschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh und ungebunden."

Das Lied ist eine Perle des Humors. In seinem Grundton elegisch, entbehrt es doch nicht eines leisen, satirischen Klanges. Wem wäre nicht bei diesem Liede das Andenken an die geschwundene goldne Zeit,

„o giuventù, primavera della vita!"

so recht lebendig geworden. Das ist die Macht des schon seit Jahrtausenden erklungenen und „jeder echten Lyrik unentbehrlichen Grundmotivs von der Vergänglichkeit aller Dinge". Dieselbe Frage, welche in dem Gaudeamus igitur eine so große Bedeutung hat:

„Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere?"

sie kehrt auch in unserem Gedichte wieder:

„Wo sind sie, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen?"

Und nun folgt die herrliche Antwort, in der mit meisterhaftem Humor die einstigen „Herren der Erde" geschildert werden, wie sie mit gesenktem Blick in das Philisterland zurückgezogen sind und mühselig ihres Amtes warten:

Digitized by Google

„Da schreibt mit finsterm Amtsgesicht
Der eine Relationen,
Der andre seufzt beim Unterricht
Und der macht Recensionen.
Der schilt die sünd'ge Seele aus
Und der flickt ihr zerfallnes Haus.
O jerum, jerum, jerum!
O quae mutatio rerum!"

Der lateinische Rundreim ist alt, schon 1786 nachweisbar, das Lied selbst mußte neueren Ursprungs sein: aber wer hat es gedichtet?

Es wurde zuerst verbreitet durch das Liederbuch der Tübinger Hochschule, 1842, aber der Verfasser war nicht genannt. So druckten denn sämmtliche späteren Commersbücher das Lied ab, und Niemand gedachte des Dichters. Und dieser selbst hatte schon sein Lied vergessen, aber da hört er einst seine Söhne Verse singen, die er als die eigenen erkennt. Er findet auf vergilbten Blättern aus seiner Studentenzeit die Urschrift des Liedes, doch nannte er sich gegen seine Söhne nicht als den Verfasser, bis ihm vor einem Jahre das Geständniß im Kreise von Collegen entschlüpfte.

Der Dichter heißt Eugen Höfling, ist geboren den 5. October 1808 zu Fulda, studirte in Marburg, Würzburg und Heidelberg, und lebt noch wohl und munter als Sanitätsrath in Eschwege, ein „alter Herr" mit 105 Semestern. Das Lied ist im Jahre 1826 entstanden.

Schon 1877 auf dem 350jährigen Jubelfeste der Hochschule zu Marburg war seine Autorschaft verrathen worden. Bei dem großen Commers wurde er förmlich darüber zu Protokoll vernommen und, wie man sich denken kann, mit stürmischen Huldigungen gefeiert. Aber als das Fest vorüber war, dachte Niemand daran, die Entdeckung bekannt zu machen. Als nun im Sommer vorigen Jahres das „Liederbuch für die 33. Philologen-Versammlung" zusammengestellt wurde, erbaten wir vergebens bei unsern liederkundigen Gelehrten Auskunft über den Verfasser der „Burschenherrlichkeit". Es mußte noch einmal die ganze Literatur der Studentenlieder nachgeschlagen werden; das Ergebniß war, der Dichter sei unbekannt. Aber schon an dem ersten Abend der Philologen-Versammlung in Gera nannte der soeben aus Eschwege dahin übergesiedelte Realschuldirector Dr. Kießler den Namen des Dichters.

Die „Gegenwart" macht den Dichter weiteren Kreisen bekannt, möchte es nun auch gelingen, den Componisten der Melodie zu erkunden.

Ueber die Entstehung des Liedes sagt Eugen Höfling, er habe im Jahre 1826, soeben erst vom Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife entlassen, eine Reise nach Thüringen gemacht, in Jena das Studentenleben kennen gelernt und davon einen mächtigen Eindruck empfangen. Nach der Rückkehr von dieser Reise wohnte er in Fulda einem Commers der dort auf Ferien anwesenden Studenten bei, zu welchem auch alle „alten Häuser" zugezogen worden waren. Hier erschienen ihm die alten Herren aus dem Philisterland in fast elegischem Contraste zu der eben erst erschauten Burschenherrlichkeit. Die mutatio rerum war so drastisch, daß sie die Entstehung des Liedes bewirkte. Höfling zeigte es einigen Freunden, die es in dem belletristischen Beiblatt einer Frankfurter Zeitung veröffentlichten.

Nach diesen Mittheilungen des Dichters haben wir also ein „Gelegenheitsgedicht" (in Goethes Sinne) vor uns. Damit ist auch erklärt, wie ein Lied von solcher Vollendung der Form und so großer Reife der Weltanschauung uns von einem achtzehnjährigen Jünglinge geschenkt werden konnte. Wir spenden dem Greise dafür heute unsern Dank; möge er sich noch lange seines Ruhmes freuen!

Hermann Budy.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Gegenüber den Ausführungen des Herrn G. in Nr. 11 der „Gegenwart" darf der Verfasser des Artikels: „Die Mediciner und die Schule" überzeugt sein, daß viele Behörden, welchen eine größere Anzahl ärztlicher Atteste zu Gesichte kommt, mit ihm vollständig einverstanden sind. Um den Beweis hierfür zu erhalten, darf der Herr G. sich nur an Aushebungscommissionen und größere Schulinspectionen wenden. Hat doch in der nächsten Nachbarschaft desselben eine Regierung die Verfügung erlassen müssen, daß Schulkinder, welche wegen chronischer Krankheiten die Schule länger wie vierzehn Tage nicht besuchen, das Attest eines Medicinalbeamten beizubringen haben.

Hochachtungsvoll

X., den 15. März 1879. Medicus.

Für Szegedin.

Ein Comité, in welchem alle Kreise der hauptstädtischen Gesellschaft vertreten sind, erläßt nachstehenden Aufruf zur Unterstützung für Szegedin: An unsere Mitbürger. Szegedin, die zweitgrößte Stadt Ungarns mit einer Bevölkerung von 75,000 Einwohnern, ist einem furchtbaren Naturereigniß erlegen, das im Verein von Sturm und Fluth jede Gegenwehr überwältigt und einen Schauplatz des Jammers und der Verwüstung geschaffen hat, wie er entsetzlicher nicht gedacht werden kann. Tausende von Menschenleben sind ein Opfer der Fluth geworden, eine Cultur von Jahrhunderten ist vernichtet, und die Geretteten, wohl ohne Hoffnung, die alte Heimat je wieder erstehen zu sehen, sind hab- und besitzlos der ganzen Noth des Elends und der Fremde preisgegeben. Ein so maßloses Unglück hat für das menschliche Mitgefühl keine staatliche Grenze, keine Beschränkung, sondern pocht an das Herz eines Jeden um rasche und entsprechende Hülfe. Möge dieselbe sich allseitig in so reicher und nachhaltiger Weise bethätigen, wie sie die Größe des Elends fordert! Möge Berlin, daß jedem Nothschrei stets ein empfängliches Ohr leiht, mit dieser Hülfe den Städten Europas vorangehen und die Hauptstadt des deutschen Reiches zugleich den Mittelpunkt bilden für die lebendige Mitwirkung weiterer Kreise!

Zur Annahme von Beiträgen sind bereit: Geh. Commerzienrath Jakob Landau, Schatzmeister des Comités, Wilhelmstr. 71; Geh. Commerzienrath Ravené, k. k. österr.-ungar. General-Consul, Wallstr. 93, und Banquier A. George, österr.-ungar. Consul, Charlottenstr. 62.

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO II. QUARTAL 1879.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das I. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das II. Quartal 1879 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N.W., 32 Luisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Digitized by Google

Inserate.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde.
Br. 9 M. eleg. geb. 10 M.

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**
Soeben erschien:

Geschichte des Levantehandels
im Mittelalter
von
Dr. **Wilhelm Heyd,**
Oberbibliothekar an der k. öffentl. Bibliothek in Stuttgart.
Erster Band. gr. 8. (XXII) 604 Seiten.
Mk. 13. 50 Pf.
(Der zweite (Schluss-) Band erscheint im April d. J.)

Soeben erschien:

Charlotte.
(Für die Freunde der Verewigten.)
Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.
Herausgegeben von
Emil Palleske.
Mit dem Portrait Charlottens.
gr. 8. 18 Bogen.
geh. 7 M., eleg. in Leinen geb. 9 M.,
in Liebhaber-Einband 11 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Martin Greif.
Preis broch. 3 M., elegant gebunden 4 M. 20 Pf.

Bei **Rosner** in **Wien** ist erschienen:

Ein elementarer Lyriker
(**Martin Greif**)
von
Adolf Bayersdorffer.
Preis 60 Pf.

Ein Spiegel aller
zeitgenössischen Thorheiten,
Vorurtheile und Irrthümer!

In meinem Verlag ist soeben erschienen:

GUTTÆ IN LAPIDEM.
Das ist:
Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer.
Von **Ernst Eckstein.**

In alterthümlicher Ausstattung, mit Initialen, Vignetten und Kopfleisten, eleg. geh. Preis 4 M., in Originaleinband 5 M.

Leipzig, im März 1879.
Richard Eckstein.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Maria Stuart. Von **Arnold Hoedeke,** a. o. Prof. d. Geschichte a. d. Universität Heidelberg. Mit einem Porträt Maria Stuarts nach Donaldson.
gr. 8. eleg. brosch. 10 M., eleg. geb. 12 M.

Eine **deutsche Biographie Maria Stuarts** fehlte bisher noch. Dieselbe wird um so willkommener sein, als sie einerseits der Schottischen Königin volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, andererseits aber auch, auf Grund von theilweise bisher unbenutztem historischem Material, die zahlreichen Versuche englischer und französischer Schriftsteller, Maria Stuart von schwerer Schuld zu entlasten, zurückweist. Für die Gründlichkeit und Unparteilichkeit der Darstellung bürgt der Name des Herrn Verfassers.

Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin,** Königgrätzer-Str. 49.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.

Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik
von **Dr. A. Hocker,** Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 u. 71 ꝛc.
2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.
1. 2. Lieferung à 60 Pf, Pracht-Ausgabe à 80 Pf.
Erscheint bis zum Spätsommer in 15 Lieferungen.

Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschicke der Völker eingegriffen, ragen vor Allem **Kaiser Wilhelm** und **Fürst Bismarck** hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine **gemeinsame** biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so Folgenreiches geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, **bis zur Gegenwart fortgeführt,** vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

Der außergewöhnlich sensationelle Erfolg, welchen das

Deutsche Montags-Blatt

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolf Mosse. Berlin Leipzig.

nach einem Bestehen von noch nicht zwei Jahren sich errungen, hat der Redaction und Verlagshandlung die Pflicht auferlegt, nach wie vor mit Aufbietung aller Kräfte auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist in Wahrheit ein Familienblatt für die Klasse der geistig Vornehmen und der Aristokratie der Bildung geworden. Dadurch, daß es an dem sonst zeitungslosen Montage die ganze Fülle seines reichen und bunten Inhalts darbietet, und nach allen Richtungen hin reichste Anregung giebt, wird es zu einem Spiegel des Lebens und Strebens unserer Tage und bleibt, getreu seinem Wahlspruch: „Von dem Guten das Beste, von dem Neuen das Neueste!" die originellste **litterarisch-politische Wochenschrift,** welche im deutschen Reiche erscheint.

1½ Mrk. vierteljährlich. **Alle Postanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Bestellungen an. **Probe-Nummern gratis** und **franco.** Abonnement pro Quartal: **1½ Mrk. vierteljährlich.**

Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1163** der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879.

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Studien unter den Tropen Amerika's.
Von
Dr. Franz Engel.
gr. 8. broch. 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die Dr. **Engel** in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die **„Heimat"** Wien, **Manz**'sche Hofbuchhandlg., 5. Heft, Seite 8 sagt:

Im Verlage von Friedr. Mauke (E. Schenk) in Jena ist unter dem Titel: **„Studien unter den Tropen Amerika's"** ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen, exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündet, wie die Bilder, welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine bedeutende Zukunft zu prognosticiren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man auch ohne Sehergabe wohl gerecht werden kann. **F. E.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 5. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kannibalische Ostern. Ein Mahnwort. Von Berthold Auerbach. — Die Verwaltung in Frankreich. Von August Schneegans. **Literatur und Kunst:** Erinnerung. Nach dem Französischen des André Theuriet von Emanuel Geibel. — Pfleiderers „Religionsphilosophie". Von Hieronymus Lorm. I. II. — Zur Länderkunde. Von Alfred Kirchhoff. — Frühlingsbriefe. Der deutsche Preisdichter. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Kannibalische Ostern.

Ein Mahnwort.

Warum sich über Derartiges erhitzen? —

Wer nimmt solchen Unsinn noch für Ernst? —

Diesen Einwand höre ich im Voraus gegen das, was ich hier zu sagen habe, und zuletzt heißt es noch: Glauben Sie denn, daß durch ein öffentliches Wort dem Elend abgeholfen wird?

Ja, das glaube ich. Wer könnte sonst im Dienste der Wahrheit ausharren.

Es ist nur eine kleine Notiz und steht in den Zeitungen unter „Verschiedenes" oder „Vermischtes". Sie soll herausgehoben werden, damit die Schamröthe denen ins Gesicht steige, die noch erröthen können.

In Kutais (Rußland) wird vor dem Kreisgericht in diesen Tagen gegen sieben Juden verhandelt, die unter der Anklage stehen, ein Christenkind getödtet und dessen Blut zu Osterkuchen verwendet zu haben.

Also geschieht im Jahre 1879 nach Christi Geburt, vor Richtern, die sich zu Christi Lehre bekennen.

Möglicherweise nehmen die Richter die Anklage nur auf, um den diabolischen Wahnwitz am offenen Tage zu entlarven. Denn die Freisprechung muß erfolgen.

Aber warum schweigen die tausend und tausend Wissenden? Ist es nicht Sünde, eine Unthat geschehen zu lassen und nicht Zeugniß dagegen abzulegen?

Sämmtliche christliche Theologen, vom Popen im Kaukasus, vom Professor Beyschlag in Halle bis zum Papst in Rom, wissen, müssen wissen, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande dieser Beschuldigung gegen die Juden auch nur ein Atom von Wahrheit zu Grunde lag. Mit wessen Blute waren etwa die Osterkuchen gebacken, die Jesus als Jude beim Abendmahle brach und unter die Jünger vertheilte? Alle Geistlichen wissen, daß es den Juden verboten ist, Blut eines Thieres zu genießen; sie wissen, daß eine Vertilgungswuth durch die ganze Welt rasen müßte, wenn der genannte religiöse Kannibalismus irgendwo stattfände; sie wissen das und warum legt Niemand ein öffentliches Wort der Verwahrung ein?

Warum müssen wir Juden das Wort ergreifen? Haben denn christliche Theologen keine Pflicht gegen unschuldig Angeklagte fremder Confession, und keine Pflicht, der sittlichen Verwahrlosung christlicher Ankläger zu steuern?

Es gibt auch eine große Genossenschaft zur Bekehrung der Juden, die ihre Missionäre in alle Welt aussendet. Unter diesen Missionären sind viele Judgeborene, die gläubig sich zur Lehre Christi bekennen. Warum erheben sie nicht ihre Stimme und sagen: Wir kennen die Gebräuche unserer vormaligen Glaubensgenossen und betheuern, daß nie und nimmer auch nur eine Spur eines solchen Brauches stattfand? Verlangt nicht die Religion der Liebe, daß man seine Nebenmenschen vor Ungerechtigkeit schütze?

Ein Spinoza, ein Moses Mendelssohn, der eine lebenslang, der andere zeitweise von fanatischen Glaubensgenossen verfolgt — wäre es möglich, daß sie doch nicht aus der Confession geschieden wären, wenn solcher Kannibalismus in ihr nur denkbar war?

Es ist eine der bittersten Erfahrungen, daß Ungeheuer im Reiche des Gedankens tausendmal getödtet immer wieder auferstehen. Aber so oft sie sich erheben, und sei es im entlegensten Winkel der Erde, muß aufs Neue mit der Waffe der Wahrheit gekämpft werden.

Berlin, Ende März 1879. Berthold Auerbach.

Die Verwaltung in Frankreich.*)

Von August Schneegans.

An der Schwelle der französischen Revolution von 1789 und 1790 tritt dem Geschichtsforscher ein Wort entgegen, das im vollsten Sinne ein geflügeltes genannt werden darf, und in welchem sich, wie oft schon erwähnt wurde, der Genius jener großen Zeit in fast antiker, lapidarischer Form widerspiegelt. Es ist dies der Ausspruch, den Sieyès als Motto seiner Broschüre über die Rechte des Bürgerthums, des Tiers-Etat, niederschrieb: „Was ist der Tiers-Etat? — Nichts. — Was muß er werden? — Alles." In den Verwaltungs- sowie in den Regierungsreformen, welche damals von den tonangebenden Männern, in der Provinz und in Paris geplant wurden, bezeichnet diese Formel den Weg, in welchen das französische Volk einzulenken sich vorbereitete. Die Regierung von der Allgewalt des absoluten Königs und der ihn umgebenden Hofeinflüsse zu befreien, die executive Macht durch die Volksvertretung zu beschränken und zu decken, und dem Willen, oder auch nur den Wünschen der Bevölkerung zu gestatten, in regelmäßiger, gesetzlicher, constitutioneller Weise zur Geltung zu kommen, — dies war das Princip, dessen Verwirklichung angestrebt, und das schon in den Provinzialversammlungen von 1787 als das allein richtige proclamirt wurde. Von dem Staate, als Ganzes betrachtet, sollte aber dies Princip

*) Vergleiche „Gegenwart" Bd. XV, Nr. 10 und 13.

Digitized by Google

nach unten, nach den Provinzen, weiter ausgeführt werden, und in der Verwaltung dieselbe gründliche Reform vollzogen werden, die man mit der eigentlichen Landesregierung vorzunehmen gedachte: an Stelle des absoluten Willens der Intendanten sollten erwählte Vertreter der Bevölkerung eingesetzt werden, denen die Constitution und das Gesetz die Pflicht auferlegten, über Steuerauflegung, Steuererhebung, Militärwesen, öffentliche Bauten, Volksunterricht u. s. w. nicht nur zu berathen, sondern vielmehr zu beschließen. Eine Reform bahnten jene Männer an; die Revolution ging ihnen aber über den Kopf hinweg, und kaum zwei Jahre waren verflossen seit dem Zusammentritt der die Generalstaaten vorbereitenden Provinzialstände, als schon mit den alten Einrichtungen vollständig aufgeräumt, eine tabula rasa geschaffen worden war, und Frankreich durch die constituirende Versammlung den gründlichen Neubau des Staates in die Hand nahm. Von einem Tage zum andern und, wie es die Entwickelung der französischen Zustände bewiesen, mit einer Hast, welche dem Princip selbst gefahrbringend werden sollte, wurde mit den bestehenden Verwaltungsnormen gebrochen und das Land plötzlich der ausgedehntesten, heute kaum für die schweizerische oder amerikanische Republik passenden Selbstverwaltung überliefert. Man begnügte sich nicht damit, die Macht der Intendanten zu schmälern, diesen Beamten berathende und beschließende Körperschaften zur Seite zu stellen; man ging viel weiter; die Intendanten wurden einfach abgeschafft, und es wurde beschlossen, daß die erwählten Vertreter der Bevölkerung selbst die Verwaltung zu führen hätten. Durch das Decret vom 26. Februar bis 24. März 1790 hatte die constituirende Versammlung die früheren Provinzialverbände aufgehoben und das Land in Departements, diese in Districte, und diese letzteren wiederum in Cantone eingetheilt. Die Organisation dieser Verwaltungsinstanzen erfolgte sofort. So wie der Staat selbst durch die von der Nationalversammlung abhängenden verantwortlichen Minister geführt werden sollte, so erklärte man auch, müßten die Departements und Districte von den Erwählten der Lokalversammlungen verwaltet werden. In jedem Departement wurde eine „Versammlung" oder, wie es damals hieß, eine „Departementsverwaltung" (Administration du département) von 36 Mitgliedern gewählt, welche sich in zwei Sectionen abtheilte: der Departementsrath und das Departementsdirectorium. Dieses letztere, aus acht Mitgliedern bestehend, wurde bei Ablauf der ersten Session der „Verwaltung" erwählt und speciell mit der executiven Gewalt betraut; es war dieses Directorium eine permanente Behörde, welche jedes Jahr dem Departementsrathe Rechnung abzulegen hatte, gerade wie heute der französische Präfect dem Generalrathe jährlich Bericht zu erstatten hat. An der Spitze dieser Behörde stand ein, ebenfalls erwählter, auf die Dauer von vier Jahren ernannter Beamter, den man Procureur général syndic nannte, und der etwa dem jetzigen Präfecten gleichgestellt werden könnte, nur mit dem Unterschied, daß dieser Beamte von dem Departementsrathe erwählt war, von ihm abhing und nach Ablauf von vier Jahren beseitigt werden konnte. In derselben Form wurden die Districte organisirt, und Districtsräthe, Districtsverwaltungen, Districtsprocuratoren eingesetzt. Das Princip der Selbstverwaltung war somit plötzlich, und in der ausgedehntesten Weise, an die Stelle des früheren rein absolutistischen Princips getreten. Frankreich aber, so sehr es unter diesem letzteren gelitten hatte, war doch noch nicht in der Lage, eine so weitgehende Reform zu ertragen; man hatte an dieses Volk, das erst aus den Kinderschuhen herauszuwachsen im Begriffe war, Ansprüche gemacht, denen Genüge zu leisten es noch nicht im Stande war. Die Erfahrungen, welche mit diesem Verwaltungssystem gemacht wurden, waren derartige, daß eine Aenderung nicht ausbleiben konnte. Man lebte damals in einer Zeit, in welcher die Constitution alle paar Jahre neu in Angriff genommen wurde, und die Grundsteine des Staates wie in beweglichem Sande zu liegen schienen. Schon die Constitution des 5. Fructidor des Jahres III (5. Fructidor an III) nahm in der Departementsverwaltung tiefgehende Veränderungen vor: die Districte verschwanden und es wurden die sogenannten Cantonsmunicipalitäten (Municipalité de Canton) gegründet, welche größere Verbände von verschiedenen Gemeinden waren. Fünf Jahre später kam eine neue Constitution, die Constitution du 22. Frimaire an VIII, welche diese Verwaltung ihrerseits wieder auswischte, und endlich, im Jahre 1800, oder wie man damals sagte, im Jahre VIII der Republik, wurde durch den ersten Consul das ganze Gebäude, das die aufeinander folgenden Versammlungen errichtet hatten, niedergerissen, und Frankreich ganz einfach, obgleich unter anderer Etiquette, wieder zu dem alten Regime zurückgeführt. Das organische Gesetz vom 17. Februar 1800 (28. Pluviôse an VIII) ließ zwar dem Namen nach die Republik bestehen; aber der Geist der Republik war verflogen und schon konnte man das Kaiserthum, das absolute Regiment des napoleonischen Cäsarismus, aus diesem mit republikanischen Farben und Cocarden verzierten Mantel hervorblicken sehen. Mit einer Ironie, mit einem politischen Jesuitismus, der seines Gleichen sucht, verstand es der strebende Cäsar die durch die Republik gegründeten Formen aufrecht zu erhalten, das Wesen aber, dessen Gewand sie sein sollten, durchaus zu verändern. Die berathenden Versammlungen, welche die Constitution von 1790 eingesetzt hatten, wurden beibehalten; in den Departements und in den, an Stelle der Districte getretenen Arrondissements sah man, nach wie vor, diese unter neuen Namen, als Generalräthe (Conseils généraux) und Arrondissementsräthe (Conseils d'arrondissement) fungirenden Körperschaften neben der executiven Gewalt die Lokalinteressen discutiren; — aber diese Körperschaften durften nicht mehr von der Bevölkerung erwählt werden; sie wurden von dem Staatsoberhaupte ernannt. In jedem Departement wurde durch den ersten Consul ein Präfect, als Stellvertreter der Centralgewalt, als Haupt der Executive, eingesetzt; neben diesen Nachfolgern der alten königlichen Intendanten ein Präfecturrath, und endlich der soeben erwähnte Generalrath: lauter Beamte, lauter von dem ersten Consul direct abhängende Personen und Corporationen. Liest man den Artikel 18, § 4 dieses organischen Gesetzes, so muß man staunen ob der tiefgreifenden Reaction, die sich damals, und so kurze Zeit nach dem großen Revolutionsverlaufe, über Frankreich ergossen hatte: „Der erste Consul," heißt es dort, „ernennt die Präfecten, Präfecturräthe, Generalräthe, Generalsecretäre, Unterpräfecten, Arrondissementsräthe, Bürgermeister und Beigeordnete der über 5000 Einwohner zählenden Städte, Generalpolizeicommissare, und Polizeipräfecten;" und weiter heißt es im Art. 20: „Die Präfecten ernennen die Mitglieder der Gemeinderäthe und können sie ihres Amtes entheben." Was war im Jahre 1800 übrig geblieben von den im Jahre 1790 eroberten Errungenschaften? Was war aus dem Principe der Volksvertretung geworden? Wohin war es mit der Selbstverwaltung gekommen? Nicht nur waren die früheren Provinzialstände der Pays d'Etat verschwunden; nicht nur waren die Departements- und Arrondissementsversammlungen durch von dem Staatsoberhaupte ernannte Körperschaften ersetzt worden; nicht nur waren die alten Intendanten unter der neuen an das alte römische Reich erinnernden Benennung von Präfecten wiedererstanden; noch viel weiter hatte der aufkeimende Cäsarismus die Wurzeln der Selbstverwaltung ausgerottet: selbst die Municipalfreiheiten waren verschwunden; selbst die Gemeinderäthe waren zu Beamtencorporationen herabgesunken; ein einziger Wille, eine absolute Gewalt, die Alles beherrschende Macht des ersten Consuls hatte ihre schwere Hand auf das französische Volk gelegt, und von Paris aus sollte die Regierung und Verwaltung des Landes bis hinunter in die Städte und in das Rathhaus geführt werden. — Was war der Tiers-Etat im Jahre 1790 geworden? Alles! konnte man da, in Erinnerung an die Worte Sieyès, ausrufen: — und was hatte der erste Consul daraus gemacht? — Nichts! Um dieser Umwandlung den Stempel der bureaukratischen und militärischen Centralisation aufzudrücken, erließ der erste Consul einen Monat später, den 8. März 1800, ein anderes Gesetz, das bis in die kleinsten Details die Uniformirung dieser Departementsbeamten feststellte: die Präfecten, sagt Artikel 14, werden sich folgendermaßen kleiden: blauer Frack, weiße Weste, weiße Hosen; Kragen, Taschen und Parements in Silber, nach den Zeichnungen die für die Regierungsuniform gelten; rothe Schärpe mit Silberfranzen, ein silberverkrämpter französischer Hut und ein Degen;

Digitized by Google

auf dieselbe Weise, mit kleinen Unterschieden, werden alle anderen Beamten, Räthe u. s. w. uniformirt: das Civilheer des künftigen Kaisers war fertiggestellt und wartete des Commandos. „Die neue Verwaltung," schreibt Ed. Laboulaye, „war nichts anderes als die alte, nur wieder erstehende königliche Verwaltung. Der Intendant hieß Präfect: ein Beamter verwaltete ein alles Rechts ihm gegenüber entwaffnetes Land, und er selbst war der Diener einer Centralverwaltung, deren Befehle er einfach auszuführen hatte." Wem käme dabei das treffende und furchtbar grausame Wort der Frau von Staël nicht in den Sinn, als sie das kaiserliche Regime charakterisirte, indem sie sagte: „— Man möchte glauben, Napoleon hätte eine Regierung gründen wollen, in welcher nichts neu sei, nur er selbst."

Als die Bourbonen im Jahre 1815 wieder in Frankreich einzogen, fanden sie diese Verwaltung in vollster Blüthe und mochten sich wohl freuen, daß Napoleon dem „alten Regime" die Wege in so ausgezeichneter Weise gebahnt hatte. „Die Bourbonen," hatte der abgesetzte und verbannte Kaiser gesagt, „sind in der beneidenswerthesten Lage; ich habe ihnen das Bett gemacht, sie brauchen sich nur noch hinein zu legen." — Und sie legten sich in das kaiserliche Bett. An den Verwaltungsgesetzen wurde nichts verändert; statt von dem Kaiser wurden die „Vertreter der Bevölkerung" in den Provinzialversammlungen von dem Könige ernannt; statt der tricoloren Cocarde und der rothen Schärpe trugen die Präfecten weiße Cocarden und blaue Schärpen; statt des Adlers und der Bienen wurden Lilien auf die Knöpfe und Degengriffe eingegraben; — sonst blieb Alles beim Alten. Und richtig war es auch das „Alte", das wiedergekommen war, nämlich das von den Revolutionsmännern im Jahre 1790 entthronte, von dem ersten Consul unter republikanischer Maske wieder eingeführte, und nun ohne Maske frei und ungeheuchelt wieder eingesetzte „alte Regime" von Ludwig XIV.: „— Die meisten Regierungen, die aus der Revolution hervorgegangen sind," sagt Tocqueville, „sind fromme Nachfolger Ludwigs XIV. gewesen." Wenn Napoleon sich als ein Nachfolger des „Sonnenkönigs" betrachtete, wie hätten es Ludwig XVIII. und Karl X. nicht ebenso gehalten, sie, die Enkel der großen Bourbonen?

Während jener Periode der französischen Geschichte, der man den generischen Namen der „Restauration" zugelegt hat, nahmen die freiheitlichen Ideen einen neuen Anlauf; von allen Seiten erhoben sich Stimmen, um die Regierung zu Reformen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung zu drängen; selbst im royalistischen Lager fühlte man sich durch die Beibehaltung der kaiserlichen Regierung verletzt, und suchte man den König in die Bahn einer gesünderen Entwickelung des Staatswesens zu führen. In den Jahren 1821 und 1829 wurden den Kammern Reformprojecte vorgelegt, das letztere von dem liberalen Ministerium Martignac, welchem so schnell das Reactionskabinet Polignac auf dem Fuße folgte: die Ereignisse, die damals auf eine so unheilvolle Weise den französischen Staat in seinen Grundfesten erschütterten, verhinderten jedesmal die Regierung, dieser Vorlage Folge zu geben, und es mußte die Revolution von 1830 eine neue Dynastie auf den Thron führen, ehe wieder an dies Reformwerk geschritten werden konnte.

Mit dem Gesetze vom 22. Juni 1833 fängt für Frankreich auf diesem Gebiete eine neue Aera an, in welcher in zwar langsamem, aber stetem Fortschritt an der Verwirklichung des Princips der Selbstverwaltung gearbeitet wird, und die durch das Gesetz vom 29. August 1871 zum vorläufigen Abschluß gekommen scheint. Es wird genügen, die diesem letzten vorhergegangenen Gesetze kurz zu skizziren, um dem Leser die großen Umrisse dieser Reform vor Augen zu führen; das Gesetz von 1871 aber, das einen gewaltigen und im Auslande wohl noch nicht vollständig anerkannten Fortschritt bekundete, muß näher und bis in die Details beobachtet und analysirt werden, da gerade hier der Gedanke der Selbstverwaltung sich verkörpert und einen auch in anderen Ländern zu beherzigenden Ausdruck gefunden hat.

Durch das erste unter Ludwig Philipp erlassene Gesetz vom 22. Juni 1833 wurde der Bevölkerung das Recht wieder zuerkannt, seine Vertreter in die Departementsversammlungen zu erwählen; erst im Jahre 1838 aber, und zwar durch das Gesetz vom 10. Mai dieses Jahres, wurde das Departement reorganisirt, in das Recht einer juristischen Person eingesetzt; das Departement erhielt das „Recht des Besitzes" (droit de propriété), blieb aber dennoch in allen Dingen von der Pariser Centralgewalt abhängig. Als die Revolution von 1848 ausbrach, sollte auf diesem Felde und in der Richtung der Selbstverwaltung der Provinzen weiter geschritten werden: der Staatsrath nahm die Angelegenheit in Berathung im Jahre 1850 und die letzte republikanische Versammlung ernannte im folgenden Jahre eine Commission, die diesen Entwurf ausarbeiten sollte. Der Staatsstreich machte diesen Plänen ein jähes Ende, und Frankreich mußte froh sein, daß der zweite Kaiser ihm die durch die Gesetze von 1833 anerkannten Rechte nicht wieder entzog. Als nun im Anfang der sechziger Jahre die liberale Bewegung sich mehr und mehr geltend machte, fühlte sich die kaiserliche Regierung bewogen, einen Schritt, und zwar einen sehr bedeutenden Schritt, vorwärts zu thun. In folgenden Worten sprach sich der jetzige Ministerpräsident Waddington, im Jahre 1871, in seiner Eigenschaft als Berichterstatter der späteren Gesetze über jene Reform von 1866 aus: „Endlich kam das Gesetz vom 18. Juli 1866, eines der besten, die überhaupt unter dem Kaiserreich votirt worden waren. Zum ersten Male wird durch dies Gesetz der Generalrath (die erwählte Volksvertretung in den Departements) berufen in definitiver Weise und ohne Appellinstanz über eine große Anzahl von Angelegenheiten, die nur rein departementale Tendenzen haben, zu beschließen; der Staat behält sich nur das Recht vor, die Deliberationen, welche ungesetzlich wären, oder über die Befugnisse des Generalrathes hinaus gingen, zu annulliren. Der Generalrath ist ermächtigt Zuschußcentimen zu votiren in dem Rahmen, welcher alljährlich von dem Finanzgesetze festgestellt wird; er kann Anlehen machen, die auf zwölf Jahre hinaus gehen; sein Budget ist vereinfacht; die obligatorischen Ausgaben sind auf die ganz nothwendigen Staatsausgaben beschränkt. In einem Wort, der Generalrath hat die vollständige Führung des Departementsvermögens in der Hand; er besitzt in dieser Hinsicht die volle Autonomie; er hat aber keine directe Action auf die Verwaltung; ist sein Beschluß gefaßt, so kann er nicht mehr eingreifen und, in der Zwischenzeit zwischen seinen Sessionen, kann er die Verwaltung den Präfecten nicht controliren, kann er dem Präfecten nicht einmal eine Bemerkung machen." Waddington setzt hinzu, „dies sei (im Jahre 1871) die Lage der Gesetzgebung, welche der neue Gesetzentwurf reformiren soll". Diese, von dem Berichterstatter angekündigte Reform, wurde durch Beschluß der Nationalversammlung am 29. August 1871 zum Gesetz; und unter diesem Gesetze lebt heute Frankreich. Welches sind nun die Bestimmungen, die durch die Nationalversammlung an Stelle der bis dorthin bestehenden Normen eingeführt wurden?

Zuvörderst muß unsere Aufmerksamkeit auf ein Organ gerichtet werden, welches durch diese neue Gesetzesbestimmungen in die Departementsverwaltung getragen wurde, und in welchem sich die ganze Reform so zu sagen verkörpert; es ist dies die sogenannte permanente Departementscommission (Commission departementale), ein ständiger Ausschuß, den der Generalrath aus seiner Mitte wählt und der (Art. 71 und folgende) im Namen dieser Versammlung und in der Zwischenzeit ihrer Sessionen die Geschäfte des Departements führt. Diese Commission erhält die Befugniß, direct mit allen Verwaltungsbeamten in Berührung zu treten, von ihnen Bericht zu fordern, und jeder Beamte ist durch das Gesetz angewiesen, dem von der Commission gestellten Begehren Folge zu leisten. Die Commission handelt nach drei Seiten hin: zuerst als Bevollmächtigte des Generalraths und in Vertretung desselben; zweitens als ein über dem Präfecten stehendes und dessen Verwaltung fortwährend controlirendes Ueberwachungscomité; drittens als ein selbstständiges, nach dem ihm vom Gesetze zuerkannten Befugnissen handelndes Organ. Der Generalrath hat jederzeit das Recht, dieser Commission noch besondere Vollmachten, zu besonderen Zwecken, zu geben; sie wird aber von vorn herein schon mit Rechten betraut, die sehr weitgehende sind, und durch welche sie als das eigentliche Executiv-

Digitized by Google

organ der Departementsverwaltung erscheint; sie ernennt z. B. alle von Departemensgeldern besoldete Beamte; sie überwacht deren Verwaltung; die Beschlüsse, die sofort (en cas d'urgence) zu nehmen sind, und die früher der Präfect allein zu nehmen das Recht hatte, werden von jetzt an durch diese Commission gefaßt. Durch Einsetzung dieses Organs wird der Generalrath, das heißt die erwählte Vertretung der Bevölkerung, nicht nur eine beschließende, sondern auch eine ausführende Versammlung; der Präfect, der zwar nach wie vor von der Centralgewalt in Paris ernannt wird, ist nicht mehr der allmächtige Intendant, der er noch nach dem zweiten Kaiserreiche war; er schrumpft zusammen in einen, in den meisten Dingen sehr platonischen Vertreter der Centralgewalt, in einen höheren Beamten, der unter fortwährende Controle gestellt ist, der jederzeit zur Rechenschaft gezogen werden kann, über welchem eine permanente Executivcommission sitzt, und der die meisten seiner früheren Befugnisse in die Hände dieser Commission überliefert hat. Jedes Jahr, bei Beginn der Generalrathssession, berichtet diese permanente Commission über die Verwaltung im verflossenen Jahre und legt dem Generalrathe ihre Anträge vor; sie berichtet auch über die Budgetanträge des Präfecten; sie vertheilt die von dem Generalrathe votirten Gelder, welche zu Subventionen aller Art bestimmt sind und die früher den Präfecten erlaubten Regierungspropaganda zu machen; sie bestimmt die Reihenfolge, in welcher die öffentlichen Arbeiten vorgenommen werden sollen u. s. w.; kommt es zwischen dieser Commission und dem Präfecten zu einem Conflict, so tritt sofort der Generalrath zusammen; die beiden Parteien erscheinen vor seiner Barre, und der Generalrath entscheidet. Die Vertreter der Bevölkerung besitzen somit, wie klar zu ersehen ist, die ausgedehntesten Rechte; sie sind der Mittelpunkt der Verwaltung geworden; der Präfect ist nur noch das Verwaltungsorgan, das die Beschlüsse des Generalraths ausführt, und um diese Ausführung immerwährend zu controliren, tagt neben ihm jener permanente Ausschuß, der zu jeder Zeit berechtigt ist, den Generalrath zusammenzuberufen und den Präfecten gewissermaßen in Anklagezustand zu setzen.

Dies ist das Gesetz, unter welchem Frankreich seit acht Jahren lebt und das die innere Verwaltung auf neuer Grundlage reorganisirt hat. Daß die frühere, mit großem Recht berüchtigte Präfectenwirthschaft durch diese Anordnungen vollständig aufgehoben ist, daß die Uebelstände, die sich aus den unumschränkten Machtbefugnissen dieser napoleonischen Intendanten ergaben, beseitigt sind und dem Departementsdespotismus ein Ende gemacht ist, braucht wohl nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Ein Janvier de la Motte, der mit den öffentlichen Geldern nach Belieben schaltete und waltete, und die so bequeme Theorie der Virements bis zu einer, von den Erfindern dieser Doctrinen selbst nicht geahnten Höhe trieb; ein Präfect, der, wie es einmal in einer der größten Provinzstädte geschah, von dem Generalrathe eine unerhörte Summe Geldes zur Uebertünchung der Wachtstuben votiren ließ, das Geld aber zu großartigen Empfangsfeierlichkeiten des Kaisers verausgabte; ein Beamter, der, wie es seiner Zeit fast alle Präfecten zu thun pflegten, die in ordentlicher Session versammelten Mitglieder des Generalraths ersuchte, ihre Debatten doch so bald als möglich schließen zu wollen, um dem Vertreter der Regierung zu erlauben, dem officiellen Rennen beizuwohnen und die Jagd in Person zu eröffnen, — solche Präfecten und solche Fälle gehören seit dem Gesetze von 1871 zu den Unmöglichkeiten. Bei den Wahlen freilich besitzen die jetzigen Präfecten noch, und zwar großentheils durch die Erinnerung an die früheren Zeiten und durch den Druck, den diese Erinnerung noch auf die Bevölkerungen ausübt, eine größere Gewalt, als es nothwendig wäre, um den Wählern das Gefühl beizubringen, daß die Verwaltung nur dazu bestimmt ist, in ganz neutraler Weise allen Parteien die größtmögliche Freiheit im Rahmen des Gesetzes zu sichern; unter der Regierung des 16. Mai terrorisirten die Präfecten in dieser Hinsicht die Bevölkerungen, wie sie es unter dem Kaiserreiche thaten; gegen solche Eingriffe der Verwaltung hilft überhaupt kein Gesetz; es müssen sich die Bürger eben von der Furcht, die sie bis jetzt vor dem Präfecten hatten, emancipiren, und es wird diese Furcht nach und nach durch Handhabung der durch das Gesetz von 1871 der Bevölkerung und ihren Vertretern zuerkannten Rechte weichen und einem Gefühle der Sicherheit und Unabhängigkeit Platz machen. Jedenfalls — und es mag dies als ein Hauptmoment in der Entwickelung der französischen Dinge bezeichnet werden — hat das Gesetz den Bürgern und ihren Vertretern die Möglichkeit gegeben, diese Unabhängigkeit gerade durch die den Departementen gewährte Selbstständigkeit und Selbstverwaltung zu erringen. Frankreich ist heute principiell von der Vormundschaft der Präfecten befreit; es handelt sich darum, dieses Princip factisch zur Geltung zu bringen. Das Gesetz von 1871 hat Frankreich in den Sattel gesetzt; das Reiten wird nun seine Sache sein.

Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, in diesem Essay die Geschichte der Entwickelung der französischen inneren Verwaltung, seit dem Bourbonen-Königthum bis auf den heutigen Tag, in kurzen Umrissen niederzuschreiben und den Beweis zu liefern, daß man, wie die Dinge jetzt liegen, nicht mehr von Präfectenwirthschaft und Centralisation sprechen darf, sondern daß Frankreich nach langem Ringen endlich im Jahre 1871 zu einer Provinzialorganisation gelangt ist, welche es in den Besitz einer richtigen und gesunden Selbstregierung gebracht hat. Wir haben nur noch den Wunsch beizufügen, im Interesse des nicht nur französischen, sondern vielmehr kosmopolitischen Principes der Selbstverwaltung der Völker überhaupt, daß die in Frankreich angebahnte neue Aera der Selbstverwaltung gute Früchte trage und dazu beitrage, in allen Ländern und bei allen Regierungen die Ueberzeugung hervorzurufen, daß auf dieser Basis ein tüchtiger Staatenbau nicht nur möglich ist, sondern vielmehr, daß dies die einzige Basis ist, auf welcher überhaupt der Staat aufgebaut werden kann.

Literatur und Kunst.

Erinnerung.

Nach dem Französischen des André Theuriet.*)

Oft aus des Winters Sturm und Eise
Entführt ein Traumgesicht mich leise
Zum schönen Mai, der längst verhallt;
Auf meinen weißumfrornen Scheiben
Will die Erinnrung Blüthen treiben
Und zeigt mir unsern Pfad im Wald.

Und durch die grüngewölbten Gänge
Und durch der Birken Laubgehänge,
Vom leichten Morgenwind bewegt,
Seh' ich die Holde wieder schreiten,
Die seit der Jugend frühsten Zeiten
Mein Herz in ihrem Händchen trägt.

Zur Zeit der Maienblumenblüthe
(Noch schwebt ihr Duft mir im Gemüthe)
Durchschweiften wir voll Frühlingsluft
Den tiefen Forst; die Turteltaube
Seufzt' über uns im jungen Laube,
Die Liebe seufzt' in meiner Brust.

Fast war's, als drängte, wo wir gingen,
Ein Seelenhauch sich aus den Dingen,
Ein schauernd Leben rings hervor;
Die Buchen neigten sich mit Rauschen
Und höher streckte, wie zum Lauschen,
Das Sinngrün sein Gerank empor.

*) André Theuriet: Le chemin des bois, poësies couronnées par l'Académie française.

Digitized by Google

Die Weiden auch am stillen Teiche,
Da sie gewahrt die Feengleiche,
Durchbebt' es wie ein Zauberschlag;
Ein Flüstern hub sich in der Runde:
„O schaut, wie wandeln hier im Bunde
Jugend und Anmuth durch den Hag!"

Da sprühte sacht vom Himmelsbogen,
Der plötzlich dunkel sich umzogen,
Ins duft'ge Laub ein feiner Guß;
Wir aber suchten in der Hütte,
Der moos'gen in des Waldes Mitte,
Ein schützend Dach mit flücht'gem Fuß.

O Raum, so arm und doch so traulich!
Mit leisem Rauschen strömte laulich
Der Regen draußen durchs Gezweig,
Indeß der West gleich einem Strome
Den Schall der Glocken fern vom Dome
Herübertrug gedämpft und weich.

Sie schienen mich zu mahnen: Wage!
Sprich! — Und schon drängt' es sich zu Tage,
Was stumm dies Herz gehegt für sie;
Doch ihre Hand verschloß mir bebend,
Dem Tieferschrocknen widerstrebend,
Die Lippen mit dem Worte: Nie!

Nie! Wie verzehrend Feuer spürte
Des Händchens Druck, das mich berührte,
Ich lange noch auf Wang' und Mund.
Nie! Nie! — Der Guß ließ nach. — Wir gingen.
Schwermüthig scholl der Ammer Singen
Gleich einer Flöt' im Waldesgrund.

Sie horchte bleich, mit bangem Sinnen;
Wer sagt, wie schwer ihr Herz tief innen
Im Kampfe mit sich selber rang!
Doch wollt' ihr Aug' ein Lächeln zeigen:
Umsonst! — Und in beklomm'nem Schweigen
Den Waldsaum schritten wir entlang.

Nie! Durch die Birken floß voll Trauer
Von Zweig zu Zweig ein Thränenschauer,
Und schluchzend ließ durch Busch und Thal
Die Nachtigall ihr Klaglied fluthen
Von Wunden, die unheilbar bluten,
Und hoffnungsloser Liebe Qual.

Emanuel Geibel.

Pfleiderers „Religionsphilosophie".

Von Hieronymus Lorm.

I.

Ueber Religion zu philosophiren ist nicht eine Consequenz der Religion selbst, nicht ein Bedürfniß Desjenigen, der Religion besitzt. Geräth er in Streit mit den Indifferenten oder in Widerspruch des Gemüthes mit den Lebensanschauungen moderner Philosophen, und wird er dadurch in Versuchung geführt, die Vernunft zu seiner Unterstützung herbeizurufen, so sagt sie ihm bald, wenn er nur überhaupt Vernunft hat, daß es besser sei, zu schweigen. Denn was ihm am Herzen liegt, das liegt jenseits aller menschlichen Vernunft, und beseligt ihn das Unbegreifliche, so verlöre es die Beseligung, sobald er es begreiflich zu machen im Stande wäre.

Ueber Religion zu philosophiren ist eine Consequenz der Anthropologie, Psychologie, Geschichtschreibung, ein Bedürfniß des Gelehrten überhaupt, oder Desjenigen, in welchem der synthetische Trieb, der dem ganzen Menschengeschlechte innewohnt, am meisten ausgebildet ist, der Trieb, die Erscheinungen in ihrem geheimen, sie zur Gemeinsamkeit verbindenden Zusammenhang aufzufassen, Alles aus Einem zu verstehen.

Der Religionsphilosophie in diesem Sinne ist die Religion objectiv und folglich kein besonderes Interesse des Herzens, sondern nur so wichtig wie jeder andere Gegenstand. Der Religionsphilosophie in diesem Sinne kann nur Aufgabe sein, das Verhältniß der Religion zu anderen Gegenständen, wie es sich im Laufe aller oder bestimmter Zeiträume entwickelt hat, ins Klare zu stellen, zu beurtheilen, was lebensfähig und folglich einer fernern Entwicklung aufbehalten, oder was als ein Abgestorbenes nur mehr mitgeschleppt wird und besser auszuscheiden wäre; kurz, die Aufgabe der Religionsphilosophie in diesem Sinne ist Geschichte und Kritik. Geht sie darüber hinaus zur Philosophie im engeren Sinne, zur Denkbarmachung des bisher Undenkbaren, zur Verendlichung des Unendlichen, so strebt sie, die absolute Unmöglichkeit zu verwirklichen, oder für die menschliche Einsicht in Einklang zu bringen „was gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren": den Widerspruch.

Nach allen drei Richtungen hin erstreckt sich Otto Pfleiderers „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage" (Berlin 1878, G. Reimer) mit dem Motto aus Schiller: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst."

Der geschichtliche Theil hebt mit Lessing und Kant an und läßt im fernern Verlauf fast keine Erscheinung unbeachtet, die in das Gebiet der Religion hinüberstrahlte. Nichts ist in unserer Zeit leichter zu erreichen als der Anschein solcher Vollständigkeit. Denn ist auch das wissenschaftliche und literarische Material überhaupt bis ins Ungeheure angewachsen, so haben damit die Hülfsmittel gleichen Schritt gehalten, um einer oberflächlichen Kenntnißnahme die Uebersicht zu ermöglichen. Ja selbst in die klassischen oder berühmten Werke, die Jedermann dem Namen nach kennt, die aber, um thatsächlich fortzuwirken, auch Jedermanns eigene Gedankenkraft fordern, ist Denjenigen, die solcher Arbeit unfähig, ein Weg eröffnet, so zu sagen ein Surrogat-Verständniß, in den zahlreichen Commentaren und Kritiken literaturgeschichtlichen Inhalts. Diese Commentare und Kritiken sind allerdings selbst wieder aus Vorgängern von ähnlicher Beschaffenheit geschöpft, und so sind wir mit Literaturgeschichten, Abhandlungen, Essays und Biographien überschwemmt, denen das Gepräge des Leblosen anklebt, von denen der Duft des nicht unmittelbar Empfangenen, nicht unmittelbar Gedachten wie ein Hauch der Verwesung ausgeht. Darum hat zur geistigen Verwilderung des heutigen Tages nichts so sehr beigetragen, als was am meisten dazu bestimmt war, sie zu verhüten: die Ueber-Literatur, wie man sie nennen könnte, d. h. die Literatur über Literatur.

Meistens sollte sie mit vorgeschützter Bescheidenheit nur die Anregung zum Selbststudium bieten, hat sich aber fast immer mehr oder minder absichtlich an die Stelle des zu studirenden Gegenstandes selbst gesetzt, und zwar vor Allem in der Schule. Wenn man diesen Sachverhalt nicht kennt, so staunt man über die unzähligen neuen Auflagen mittelmäßiger Literaturgeschichten, von Schulmännern verfaßt. Die Erklärung ist sehr einfach; jedes Jahr bringt neue Schüler und sie sind, wenn auch nur anstandshalber gezwungen, die schriftstellerische Weisheit ihrer Lehrer dem obligatorisch anzuschaffenden Schulmaterial beizugesellen.

Wer kann es den jungen, lebensfrohen Gemüthern verargen, wenn sie, jenen Hauch der Verwesung instinctmäßig verspürend, vor den angerühmten großen Schriftstellern zurückschaudern, weil sie mit leicht begreiflichem Irrthum die Offenbarungen des bornirten Mediums für die des erschienenen oder citirten Geistes selbst halten!

Aus der Furcht, den Ekel und Widerstand einzugestehen, entspringt die in unseren Tagen so unheilvoll verbreitete Bildungsheuchelei, die erlogene Begeisterung, die blos dogmatische und nicht auf Erkenntniß begründete Verehrung für die alten

Digitized by Google

und neuen Klassiker, der häufige Gebrauch der „geflügelten Worte", als ob damit ein richtiger Gebrauch von den bezüglichen Autoren selbst bewiesen wäre. Mit dieser Bildungsheuchelei geht Hand in Hand der ungeheuchelte Enthusiasmus für die gemeine und schlechte Literatur, sowie die rücksichtslose Vernachlässigung und Verachtung der noch im Licht des heutigen Tages künstlerisch und selbst klassisch schaffenden Geister, die, weil sie noch nicht todt sind, während das Todtsein in Deutschland für die größte Tugend eines Schriftstellers gilt, auch noch nicht den mindesten Respect zu verdienen scheinen. Unterstützt wird diese zeitgenössische Rohheit gegen die lebendig schaffende Intelligenz durch eine Schaar von Kritikern, welche nur deshalb zur Feder gegriffen haben, weil, wenn Alles schreibt, nicht sie allein nicht schreiben können. Allein sie sind vom Bewußtsein ihrer artistischen Impotenz bis zum Weißglühen erhitzt und wissen ihre Wuth gegen die positiv Schaffenden nicht angenehmer abzukühlen, als daß sie dieselben, die sie niemals gelesen, kurzweg zu Schriftstellern dritten und vierten Ranges herabsetzen. Wer könnte an der Gerechtigkeit dieser Herabsetzung zweifeln? Die bezüglichen Schriftsteller leben ja noch!

Nicht selten geschieht es, daß solche Kritiker, nachdem sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit dadurch abgeschwächt, daß sie es als Nichtigkeit der ganzen herrschenden Literaturepoche ausgerufen haben, sich zur Vergangenheit wenden und in Form von Monographien oder literaturhistorischen Abhandlungen Beiträge zur erwähnten Ueber-Literatur liefern. Dann bekommen wir die Bücher aus Büchern über Bücher, die aus verdorrten Zweigen und verwelkten Blättern gebundenen Bouquets, die man der modernen Cultur an den Busen steckt.

Da ich Pfleiderers Erstlingswerk, welches ebenfalls Religionsphilosophie behandelt, aber auf eine von ihm bereits desavouirte Weise, und auch seine spätere Schrift (über Pessimismus) nicht gelesen habe, der Ruf aber, der dem Verfasser aus diesen Leistungen erwachsen ist, einem vielerfahrenen und folglich oft getäuschten Leser nicht imponiren kann, so ergriff mich wahrer Schauder, als ich dem Inhaltsverzeichniß entnehmen zu können glaubte, daß die auf dem Titel verkündete „geschichtliche Grundlage" doch wesentlich wieder Literaturgeschichte mit Einbeziehung des philosophischen und theologischen Schriftthums sei.

Nun hat sich mir aber aus der Lecture ergeben, daß gerade der geschichtliche Theil des Werkes dessen an und für sich verdienstvollsten und für die weitesten Kreise der Gebildeten anziehendsten Inhalt bietet. Ich kann den subjectiven Eindruck, von welchem sich jedoch voraussetzen läßt, daß ihn alle ernsten und unabhängig denkenden Leser theilen werden, nicht anders bezeichnen, als daß der geschichtliche Theil dieser Religionsphilosophie selbst wie eine religiöse Handlung des Verfassers auf das Gemüth wirkt. Denn so lange man sich die Oberflächlichkeit, die erlogene Pietät und die falschen Standpunkte in jenen literaturgeschichtlichen Ergüssen der Neuzeit vorhält, welche, wie oben erwähnt, der Bildungsheuchelei dienen, ergreift und rührt die Arbeitsamkeit, die Treue, die Gewissenhaftigkeit in der Darstellung fremder Leistungen und Gedanken wie religiöse Tugend. Nirgends gewinnt auch nur eine Ahnung Raum, daß nicht unmittelbar aus der Quelle geschöpft wäre, und selbst wo ein citirter Schriftsteller dem eigenen speculativen Standpunkt des Verfassers am gefährlichsten wird, läßt er den Antagonisten ungehindert und unverfälscht zu Worte kommen.

Zu dieser ethischen Anerkennung gesellt der Leser die ästhetische Bewunderung. Neben der Redlichkeit durchleuchtet die Kunst den geschichtlichen und — soweit damit objectiv verflochten und nicht rein ins Metaphysische gezogen — kritischen Theil von Pfleiderers Religionsphilosophie. Den Leser dieser Zustimmung zum historisch-kritischen Theil des Werkes dürfte es für dasselbe am meisten gewinnen, wenn er die Namen der scharf geschnittenen Charakterköpfe erfährt, die ihm hier, wenn auch nur in religionsphilosophischer Bedeutsamkeit entgegenblicken: Lessing, Kant, Hamann, Herder, Jacobi, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, Lange, Pierson, J. St. Mill, Ritschl, Frauenstädt, v. Hartmann, Weiße, Fechner, Rothe, Fichte, Strauß, Biedermann, Lipsius, Schwarz.

Man kann das Lob des Verfassers für den historisch-kritischen Theil seiner Arbeit ihn selbst aussprechen lassen, man braucht nur dasjenige, was er blos als Aufgabe und Intention anführt, als vollbrachte Leistung zu beglaubigen:

„Es galt, zunächst aus der ungeheuren Masse des geschichtlichen Materials jedesmal nur das zur Charakteristik der betreffenden Vorstellungsgruppe und ihres Entwicklungsprocesses wesentlich Gehörige herauszuheben; es knapp und bündig und doch nicht dürr und farblos darzustellen; die so weit auseinander liegenden und oft scheinbar beziehungslosen Materialien in möglichst passender Gruppirung zu ordnen, um dem überschauenden Auge die Orientirung über Gemeinsames und Verschiedenes zu erleichtern. . . . . Endlich war auf die Terminologie die größte Sorgfalt zu verwenden, um weder in zu enge dogmatische Begriffe das Heterogene einzuzwängen, noch aber auch durch zu weite allgemeine Kategorien die Bestimmtheit der religiösen Ideen zerfließen zu lassen."

Neben Geschichte und Kritik läuft aber, wie gesagt, in einer Religionsphilosophie noch eine dritte Richtung: die Speculation. Auf ihrem Gebiete treten subjective Auffassungen einander widerstreitend in den Vordergrund und machen, wie ich in den nachfolgenden Zeilen näher andeuten will, den Begriff der Religionsphilosophie in dieser Richtung überhaupt problematisch.

II.

Religion und Philosophie sind, metaphysisch genommen, sich gegenseitig ausschließende Elemente, deren gewaltsame Verbindung nur der zur Exaltation gesteigerte synthetische Trieb versuchen kann: der Fanatismus des Begreifens. Wie die religiösen Fanatiker des Mittelalters laut proclamirten, das Heil Desjenigen zu beabsichtigen, den sie dem Kerker der Inquisition überlieferten, damit er sich zum Glauben des Tribunals bekenne: so verkünden die Fanatiker des Begreifens — und sie gehen als natürliche, wenn auch nicht Jedermann offen vorliegende Consequenz aus dem Protestantismus hervor — daß sie nur das Heil der Welt wollen, wenn sie die Religion den Causalketten des logischen Denkens überliefern, damit sie sich auf der Folter der Syllogismen im Einklang bekennen mit ihren Quälern, mit dem Verstand und der Vernunft.

F. Albert Lange, der dem Materialismus alle seine Ansprüche, auch die verwegensten, bereitwillig zugestand, mit Ausnahme des einzigen: die wahre Realität zu sein, und ihn mit dieser Clausel, indem er ihn verherrlichte, zugleich vernichtete, krönte den Trümmerhaufen des Materialismus mit der Inschrift, die jeder Mann von Religion unbedingt unterzeichnen kann:

„In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palästrina widerlegen, oder wer will die Madonna Raphaels des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen: jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brod zu brechen und den Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen!"

Kann dies den Fanatikern des Begreifens genügen, welche eben darauf ausgehen, die Religion auf Philosophie oder das Herz auf Verstand zu beschränken? Die Denkgesetze sind Naturgesetze, dieselben Naturgesetze, welchen die neuen Erfindungen zur Befriedigung neuer Bedürfnisse dieser Welt entspringen. Das Bestreben, der Religion zu dienen, indem man sie in die polizeiliche Uniform der Logik einzuschnüren versucht, ist

Digitized by Google

somit ein Verrath an dem ersten Wort der Religion, welches da lautet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Vor dem Schall dieses Wortes sind die Berge dieser Welt zusammengestürzt, der Sinai, der Ida, die sieben römischen Hügel; die Fanatiker des Begreifens suchen den Berg wieder aufzurichten, nur daß im Olymp auf seiner Spitze statt der Götter — Begriffe tafeln.

Was hat nun im Namen des Begriffs-Fanatismus Otto Pfleiderer den oben angeführten Worten Langes entgegenzusetzen? Zunächst, daß die religiöse Idee aus dem Bereich des Wirklichen verbannt und in die Einbildungskraft verlegt wäre, sobald die Wirklichkeit, das Begreifliche, das Seiende nur aus Atomen und ihren mechanischen Causalverhältnissen bestünde. Sodann aber, daß es doch wohl ein ander Ding sei, um einer wirklichen, nicht blos eingebildeten Idee willen den Kampf des Lebens und den Schmerz des Duldens auf sich zu nehmen, und ein anderes Ding, sich von der Idee blos ästhetisch afficiren zu lassen.

Was nun den ersten Punkt, die Verbannung der religiösen Idee in die Phantasie und aus der Wirklichkeit betrifft, so heißt es Lange und den ganzen transscendentalen Idealismus nicht blos mißverstehen, sondern gar nicht verstehen, wenn man nicht einsieht, daß er keineswegs der religiösen Idee, vielmehr im Gegentheil der Welt der mechanischen Causalverhältnisse, dem Seienden, die wahre Wirklichkeit abspricht, so daß jener Idee allein die wahre, die metaphisische Realität zukömmt, die sogenannte Wirklichkeit aber zu einer bloßen Erscheinung herabgesetzt ist, die es gar nicht verdient, wie sie es auch nicht im Stande ist, in ihre endlichen Gesetze, in ihre von allen Seiten umengte Bedingtheit das Unendliche und Unbedingte einzufangen.

Diesen ewigen Dualismus zwischen Wesen und Erscheinung, Herz und Intellect zu versöhnen, was ahnungsvoll aber unbegreiflich, also nah und fern zugleich, uns bewegt, in die irdischen Arme des Begreifens schließen, kurz, diese arme, wesenlose Erde schon zur wahren Realität erheben zu wollen, ist ein Bestreben des gierigen Lebenswillens, der sich ebenso gut wie sinnlich auch wissenschaftlich bethätigen kann. Wäre die Welt erklärt, so wäre sie schon nicht mehr, denn ihr ganzer Lebensproceß durch alle Instanzen der Geschichte und des Werdens hindurch ist nur das Suchen nach Selbsterklärung, und wäre diese gefunden, so hätte die Welt keinen Existenzgrund mehr.

Ist es nicht Religionsphilosophie genug, wenn die Philosophie der Religion die wahre Wirklichkeit zugesteht und sich übrigens für unfähig erklärt, von derselben Weiteres auszusagen? Liegt es dabei nicht auf der Hand, daß diese Wirklichkeit nicht die wahre wäre, wenn sie in die Fictive des Intellects übergehen, durch ihn erklärt und auseinandergesetzt werden könnte?

Was nun den zweiten Punkt, das blos ästhetische Afficirtwerden durch die religiöse Idee betrifft, so hätten an die Stelle der aus dem Bereich der schönen Künste gewählten Beispiele auch solche aus dem Gebiete des praktischen Lebens, d. h. der Sittlichkeit treten können. Von diesen wird man nicht sagen können, wie es Pfleiderer von den ästhetischen Beispielen behauptet, daß sie keinen Bestimmungsgrund zur Anwendung der religiösen Ideen auf das reale Leben enthalten, und dennoch fügt das ethische Handeln der Begreiflichkeit der religiösen Ideen nicht ein Atom hinzu, weil die Sittlichkeit mit der Religion selbst den gleichen Ursprung theilt und mit ihr in einer unerkennbaren und unerklärbaren metaphysischen Realität wurzelt.

Und wieder drängt sich die Frage auf: Ist es nicht genug, daß wir von der metaphysischen Realität wissen, auch wenn sie selbst uns kein Wissen ist und wir keine Religionsphilosophie haben können? Der Verstand vermag das Herz nicht einzuholen, — aber tröstet über die Unausgleichbarkeit des dadurch entstehenden Dualismus nicht das Bewußtsein, daß die Versöhnung nur durch Herabziehung des Unendlichen in die endliche Begreiflichkeit, also nur auf Kosten des Beglückenden in den religiösen Ideen erfolgen könnte? Die gemarterte Unschuld, kranke Kinder, gequälte Thiere vermag keine Religionsphilosophie, keine wissenschaftliche Deduction von noch so großem Verstande zu Theismus zu verarbeiten, und nur die Macht des Herzens führt darüber hinweg zum Glauben an die Allmacht und die Allgüte.

Daß der Dualismus schon auf Erden durch die Kraft der Wissenschaft auszugleichen und zu versöhnen sei — auf diesem Dogma beruht das Geschäft der Fachphilosophen, ohne diese Annahme könnten sie keine Bücher schreiben. Namentlich sind es jene Philosophen, die irgend ein begrifflich erkanntes Absolutum zur Erlösung der Welt ausfindig machten, welche die Unausgleichbarkeit des Dualismus nicht zugeben können. Es ist daher nur consequent, wenn sich Pfleiderer auf E. v. Hartmann beruft, der in einem seiner letzten Werke die Alternative stellt: „Entweder der Verstand hat Recht, dann ist der Einspruch des Herzens Resultat von Gefühlsdispositionen, die aus früherer Culturperiode rückständig sind — dann ist auch deren gänzliche Beseitigung und Vernichtung durch die zersetzende Lauge des Verstandes nur eine Frage der Zeit. Oder aber das Herz hat Recht, dann hat es nur darum Recht, weil es mit der unbewußten Vernunft des Instincts eine höhere Gestalt der Wahrheit ergriffen hat als der Verstand mit seiner abstracten discursiven Reflexion, — dann wird das Herz aber auch Recht behalten u. s. w."

Worin besteht nun nach E. v. Hartmann dieses Rechtbehalten des Herzens? Etwa darin, daß es bei dieser ewigen Antinomie, bei diesem niemals aufzulösenden Widerspruch mit dem Verstande durch die vom Herzen ausgehenden Werke der Schönheit und Thaten der Sittlichkeit die Oberherrschaft auf Erden stets behaupten wird? Keineswegs! Nach dem Princip der absoluten Erkennbarkeit des Welträthsels wird das Herz seine Ideale „schließlich" auch vom Verstande als Wahrheit anerkannt sehen. Der Widerspruch mit dem Verstande folge nicht nothwendig aus unserer geistigen Organisation, sondern sei blos gährender Conflict eines Uebergangsstadiums.

In diesem Uebergangsstadium befinden wir uns aber schon seit wir historisch sind, in den ganzen 3000 Jahren erkennbaren Verlaufs der Geschichte und der Natur befinden wir uns fortwährend in dem Stadium, in welchem wir vom Gefühl zum Erkennen überzugehen glauben. Daß wir das Letztere „schließlich" erreichen werden, ist also blos Zukunftsprophezeiung und hat keinen wissenschaftlich beglaubigten Realgrund. Möglich, daß durch den Umwandlungsproceß der Organismen im Kampf ums Dasein das menschliche Gehirn in ungezählten Jahrtausenden zu einer Ausbildung und Verfeinerung gelangt sein wird, um neuer Functionen fähig zu sein und den schon von Anfang an vorhandenen ewigen Inhalt des Herzens endlich zu begreifen. Dann wolle man uns aber Religionsphilosophie erst produciren, nachdem wir so übermenschliche Menschen geworden sein werden; wir können warten.

Aus dem Standpunkt Pfleiderers ergibt sich von selbst, daß er Fausts „ich weiß, daß wir nichts wissen können" perhorrescirt und die alten Scheingründe und Scheinvertheidigungen für die Metaphysik als Wissenschaft wieder vorbringt. Aber selbst von seinem Standpunkt betrachtet ist es zu verwundern, daß sich ein so gelehrter und so selbstständig denkender Mann vom Fanatismus des Begreifens so weit treiben läßt, das metaphysische Nichtwissen mit dem Mangel an absoluter Evidenz in den exacten Wissenschaften zu identificiren. Diesem von einem solchen Manne merkwürdiger Versuch steht nur der Unterschied entgegen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaften auf dem Wege der uns angeborenen, den aprioriischen Functionen des Verstandes und der Sinneswahrnehmung, also der Erfahrung gewonnen sind und, wenn sie noch nicht absolute Evidenz haben, die Hoffnung lassen, sie zuletzt und immer nur durch Erfahrung zu erlangen, während das metaphysische Denken ein willkürliches ist, das durch die Erfahrung nicht controlirt werden kann und daher ewig nur Hypothesen liefert. Als Newton im Garten den Apfel fallen sah, war das Gravitationsgesetz ein willkürlicher Schluß; als er am Schreibtisch die Rechnung lieferte, hatte es absolute Evidenz. Diese Rechnung liefert uns nicht die Metaphysik, nicht die Religionsphilosophie, und die Religion hat sie auch „Gott sei Dank nicht nöthig".

Otto Pfleiderers neues Buch ist im höchsten Grade lesens-

Digitized by Google

werth für jeden Gebildeten; wo man ihm beistimmen muß, belehrt es, und wo man es verwerfen muß, erregt es das angenehme Gefühl, durch den aufgestachelten Widerspruch in der eigenen Ueberzeugung zu bestärken.

Zur Länderkunde.

Gute Schilderungen von Ländern und Völkern bilden in wachsender Anzahl Zierden unserer Literatur. Sie haben, falls sie gründlich und doch gemeinverständlich gehalten sind, vor naturwissenschaftlichen Werken den Vorzug weit seltener Fachkenntniß zu verlangen, wie sie unsere allgemeine Schulbildung nur theilweise vermittelt, und vor Werken historischen und literarischen Inhalts den, daß sie die eben nach dieser Seite so traurig überwiegende Neigung der Gebildeten unserer Nation nicht nähren, sondern ein heilsames Gegengewicht gegen das ewige Aesthetisiren, Politisiren und unthätige Betrachten des Längstvergangenen bieten, ins frische Leben der Gegenwart einführen und zeigen, daß es jenseits der engen Grenzen der canonischen „geschichtlichen Völker" der Schule auch noch Menschen und Räume von gar hohem Interesse gibt. Es darf als ein nicht zu unterschätzender Fortschritt neuerer Jahrzehnte begrüßt werden, daß geographische Bücher bei uns jetzt ohne Frage mehr Freunde finden als früher; denn in nichts stehen wir den erst seit wenigen Jahrhunderten in fast allen praktischen Beziehungen uns überlegen gewordenen englischen Brüdern so weit nach als in der Kenntniß der Erde, namentlich außereuropäischer Dinge. Davon bilden vielleicht nur die Bewohner von Hamburg und Bremen in größerer Anzahl eine rühmliche Ausnahme, da dort ähnlich wie in England Ausnutzung und Kenntniß von fremden Ländern wechselseitig einander fördern.

Was aber soll Derjenige, der zunächst nur zu angenehmer Ausfüllung einer Mußestunde ein länderkundliches Buch will, aus der Masse des Angebots wählen, in dem natürlich das Unkraut schlechter Waare, mit pikanten Illustrationen gewöhnlich reich geschmückt, das Gediegene so leicht überwuchert? Die landläufigen Besprechungen neuerer Reiseschriften und dergl. lauten ja obendrein in den populären Blättern fast stets so gleichartig günstig, oft so phraseologisch allgemein, daß der Laie dadurch übel berathen wird. Der Unterzeichnete folgt deshalb gern dem Wunsche der Redaction dieser Zeitschrift, vier der letzthin erschienenen Werke über Länderkunde kurz hier anzuzeigen, die in der That die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdienen; und er verspricht nicht unnütz zu loben.

Den Lesern der „Gegenwart" braucht Friedrich Ratzel in München auch nicht erst als ein gewandter Schriftsteller gerühmt zu werden. Und gerade von ihm stammen die zwei ersten der hier zu besprechenden Bücher. Das eine „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1. Band,"*) ist die erste Hälfte einer für den Fachmann wie für den Laien bestimmten großen Arbeit über den jüngsten der in die Reihe der Culturlande durch energischste Leistung menschlicher Thatkraft aufgenommenen größeren Erdräume. Diese erste Hälfte behandelt denselben nach seiner Natur, und zwar zuerst in eingehender Darstellung seine Bodenbildung, seine Gewässer, sein Klima, seine Pflanzen- und Thierwelt, sodann in abgerundeten Bildern die Eigenthümlichkeit des landschaftlichen Ausdrucks seiner einzelnen Naturbezirke, wie er sich aus allen jenen Elementen zusammenfügt. Der Verfasser hat den spröden Stoff jener nüchtern beschreibenden ersten Abtheilung wirklich seinem Vorhaben gemäß lesbar gemacht und durch klare Uebersichtlichkeit in der Anordnung, detaillirende Inhaltsangaben der Kapitel sowie ein erschöpfendes alphabetisches Register dafür gesorgt, daß Jeder, auch ohne das Ganze durchzuarbeiten, sich leicht über Einzelnes daraus unterrichten kann. Da der Verfasser die Union aus eigener Anschauung kennt und mit außerordentlichem Fleiß die einschlägigen Quellenwerke zu Rathe gezogen hat, so bietet er ein sehr verläßliches und eindruckvolles Gesammtbild dieses gewaltigsten Staatsgebiets der neuen Welt. Kleine Irrthümer, z. B. der auf S. 348, daß die Waldgrenze auf Erden nirgends die an den San Franciscobergen Arizonas erreichte Höhe von 3300 oder 3500 Metern übersteige (S. 390 stimmt schon nicht damit, und in Mejico, Südamerika und Innerasien reichen die Wälder entschieden noch höher), sind bei der großen Fülle des Gegebenen nicht zu verwundern und beeinträchtigen den soliden Werth dieses Werkes kaum, der andererseits durch die von besten Originalen entnommenen höchst sauberen Karteneinlagen (über Geologie, Klimatologie, Ausdehnung der Wälder) aufs Dankenswertheste gesteigert wird. Da der Verfasser nichts weniger ist als ein schulmeisterlicher Pedant, so fällt um so mehr seine Nachahmung der unglücklichen Verschlimmbesserung „Breitegrad" (à la „Rechnenheft") auf; „Längegrad" und masculine Baro- und Thermometer begegnen dagegen nur sporadisch, sind also nicht so böse d. h. nicht principiell gemeint. Am genußreichsten wirkt die zweite, schildernde Abtheilung. In ihr geleitet uns der Verfasser an der Hand der selbstempfangenen Reiseeindrücke, mit denen er diejenigen Anderer frei verwebt, durch alle Hauptformen der so mannichfaltigen Landschaft von den Sabalpalmen und Cypressen des schon fast tropischen Südens nach der bunten Wälderpracht des Nordostens von mehr deutscher Art, dann wieder in die offenen Grasfluren jenseit des Mississippi mit ihren galoppirenden Büffelheerden, und über die öde starrenden Zinnen des Felsengebirges in die wüstenartigen Becken des fernen Westens, endlich auf die von Riesencedern bewachsene „Schneekette" nnd zur pacifischen Küste. Eben weil auch in diesen Landschaftsbildern kein süßlich empfindsamer Mißklang stört, sondern allein zu möglichst malerischer Veranschaulichung des Wirklichen die Sprache lebendig sich hebt, vollendet sich in ihnen die wohlgelungene Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt: das Land der größten Zukunft jenseit des Weltmeers, die Stätte einer schon so vielseitig uns im alten Europa berührenden hohen Machtentfaltung, die neue Heimat so vieler Tausende deutscher Auszüglinge uns so eingehend und umfassend zu verdeutlichen, wie es vorher noch nie geschehen war.

Leichteren Ton schlägt Professor Ratzel an in dem handlicheren, hübsch ausgestatteten Octavband „Aus Mexico".*) Es sind Skizzen von Kreuz- und Quertouren, welche er in den Jahren 1874 und 1875 durch den Süden dieses merkwürdigen Landes gemacht hat, dessen Hochfläche (ungefähr so hoch wie der Paß des St. Gotthard) gerade hoch genug liegt, um dem Menschen in diesen niederen Breiten einen ewigen Frühling zu bescheeren, ihn gesunden zu lassen unter dem tiefblauen, wundervoll klaren Himmel, imposanten Riesenhöhen vulcanischen Ursprungs zur Seite, und weit entrückt dem dumpfig heißen Küstenabfall mit seinen Palmen und Bananen, seinen Kakaohainen und duftigen Vanille-Orchideen, aber auch dem bösen Dämon der amerikanischen Tropen, dem gelben Fieber. Mejico verspricht durch seine trockne Höhenluft (von vermuthlich hohem Ozongehalt) das freundliche Genesungshaus aller Lungenleidenden der Welt zu werden; denn nach Island oder der Kirgisensteppe — allerdings Gegenden, deren Bewohner so gut wie völlig „zollfrei" sind (nach dem medicinischen Kunstausdruck) gegenüber der so unmäßigen Menschenzins fordernden Schwindsucht — wird man seine Lieben wohl nie gern schicken mögen, aber Mejico wird einst ein sehr viel besserer Ersatz für Madeira werden, da es bei herrlicher Natur selbst weit vorgeschrittene Phthisis erfahrungsmäßig zu heilen vermag. Jetzt allerdings könnte dem Reconvalescenten die erquickende Genesungsluft daselbst leicht durch den Dolch irgend eines Banditen vorzeitig abgeschnitten werden. Die unseligen politischen Wirren haben bis ins Innerste der Häuslichkeit die sittlichen Bande arg gelockert, ein Umstand allein beweist den tiefen Stand der öffentlichen Sicherheit in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande: der entsetzliche Mangel an Unbestechlichkeit des Richterstandes. In anregendem Wechsel führt uns nun der Verf. der in Rede stehenden Reiseskizzen das prangende Naturleben wie das Dasein der menschlichen Bewohner vor; wir begleiten ihn von der Südsee- bis zur Golfküste, sprechen mit ihm vor im einsamen Rancho, der Hütte des braunen Ein-

*) München 1878, R. Oldenburg.

*) Breslau 1878, J. U. Kerns Verlag.

Digitized by Google

geborenen, und beschauen dann wieder das bunte Treiben der schlaffen Abkömmlinge Spaniens und der spanisch-indianischen Halbkaste in den Städten, zumal in der selbst unter heutigem Verfall noch so mannichfach anziehenden Hauptstadt. Daß nach dieser Centralgegend hin die Bevölkerung der Zahl nach sich mindere, wie S. 63 behauptet wird, dagegen in den Küstenstaaten „fast um 1/3 dichter" wohne, ist doch wohl eine Täuschung, denn nach den besten Erhebungen über die Volkszahl des mejicanischen Bundes berechnet sich die durchschnittliche Bevölkerung der an übergroßer Dürre leidenden Nordstaaten freilich nur zu 50 auf der deutschen Quadratmeile (in Niedercalifornien sogar nur 10), in den Golfstaaten zu 176, in den Pacificstaaten (von Michoacan abgesehen) zu 328, in den Centralstaaten hingegen zu 660. Letztere also überragen vielmehr durch weit über doppelte Volksdichtigkeit die Küstenstaaten, die bei ihrem gebirgigen Terrain, Abwesenheit jeglicher irgend nennenswerthen Industrie und ihrem seewärts ungesunderen Klima ganz naturgemäß auf dem geringfügigen Dichtigkeitsgrad von Mejico überhaupt noch verharren, d. h. im Mittel nur 260 Menschen auf der Quadratmeile zählen. Zu unserem Bedauern bekennt sich der Verf. zu der Inconsequenz zwar z. B Oajaca statt Oaxaca für die richtige, weil „gegenwärtig in Mexico allein übliche" Schreibweise zu halten, dagegen das uns vom „Goldonkel in Mexico" angestammte X im Namen Mejicos selbst grundsätzlich zu bewahren. Daß unsere deutschen Landsleute die Aussprache Mekfiko dortselbst weiterführen, weil sie es in der Schule daheim nicht besser gelernt haben, beweist gewiß nichts zu Gunsten dieser Aussprache, die auf dem komischen Misverständniß beruht, das altspanische X sei das Zeichen für den Laut X, während es bekanntlich ein gutturales h (sanftes ch, früher sch) bedeutet; fast mit demselben Recht könnte man in Anbetracht des griechischen X Xristus statt Christus sagen oder höchst devot mit „Ewer Wohlgeboren" anreden. Warum sollen wir uns denn scheuen, nachdem wir nun den Irrthum eingesehen, und das X im neueren Spanisch obendrein durchweg von j ersetzt worden ist, Mejico zu schreiben und Méchiko zu sprechen?

Ein echter Zwillingsbruder des eben besprochenen, von der ersten bis zur letzten Seite ohne Ermüdung, ja mit immer erneutem Genuß zu lesenden Reisewerkes ist dem Aeußeren nach Max Buchners „Reise durch den Stillen Ozean".*) In demselben Verlag und, bis auf die ihm nicht beigefügte Orientirungskarte, auch in der nämlichen Ausstattung erschienen, geleitet es den Leser auf einem Auswanderungsschiff (auf dem der Verf. als Schiffsarzt fungirte) von der Elbmündung durch das Atlantische und Indische Weltmeer dem Hauptgegenstand der Betrachtung, der Nordinsel von Neuseeland entgegen; dort besuchen wir die interessanten Bezirke der massenhaften Heißquellen, in denen die Maoris sich lustig baden oder ihre Kartoffeln kochen — die schelmischen Maori-Grazien reichen wohl dem Fremdling die frisch geschälte Knolle gleich als zartes Angebinde dar —, sodann ähnlich ausführlich die Fidschi-Inseln, wo wir nun unter Englands Flagge vor dem Gefressenwerden sicherer sind als noch vor wenigen Jahren, wo höchstens die dort herrschende Ueberzeugung, wir Weißen schmeckten unangenehm nach Tabak, zweifelhaft schützte, flüchtiger endlich die Hawaiische Gruppe mit ihrer auf dem paradiesischen Leib der Polynesier eben nicht zugeschnittenen „constitutionellen" Verfassung und dem gerade in gewaltigem Kochen begriffenenen Lavakrater Kilauea, dem umfangreichsten der Erde, um dann auf der Heimfahrt die nordamerikanischen Lande von San Francisco aus, den großen Salzsee der Mormonen, das Niagara-Wunder, New-York, die Philadephia-Ausstellung in bunten Bildern an uns vorüberziehen zu lassen, ehe wir in Hamburg wieder vaterländischen Boden berühren. Man sieht, es ist eine ganze Reise um die Erde herum, Neuseeland und die im engeren Sinne sogenannten Südseeinseln nehmen nur die breite Mitte ein. Die dem Buch vom Verleger mitgegebene Ankündigung besagt, dasselbe „dürfte vor Allem deshalb willkommen sein, weil es den Leser in Gegenden führt, die trotz ihrer paradiesischen Schönheit überhaupt selten besucht und von deutschen Reiseschriftstellern bisher noch nie in einer dem größeren Publicum zusagenden Weise behandelt worden sind". Wie kann man diese letztere Wendung wohl vertreten?! Hat es denn keinen Georg Forster vor hundert Jahren gegeben, dessen meisterhaftes Naturgemälde von Tahiti schon den jugendlichen Humboldt begeisterte? Und eine stattliche Reihe von Südseeschildereien könnte man fürwahr auch aus unserem Jahrhundert jenem kühnen Ausspruch entgegenhalten; Hartwigs „Inseln des Stillen Oceans" erschöpft sogar, und zwar in einer im besten Sinne populären Darstellung, das Ganze jener Inselwelten, welche Max Buchner doch nur durchstreifte. Das sind eben solche sanfte Reclamen, die nur zu häufig von den Herren „Recensenten" paraphrasirt, wenn nicht einfach nachgeschrieben zu werden pflegen — ganz ohne persönliche Gefahr, die jedesmal erst durch Ausstellungen, wenn schon noch so berechtigte, erwächst, vollends dem Verleger sehr zu Liebe, dem Publicum jedoch zu Leide. Damit sei nicht gesagt, daß das vorliegende Reisewerk zu den schlechten gehöre. Selbst dem Forscher begegnen in der weitläufigen Erzählung eiu paar kleine Neuigkeiten, und großentheils wird man durch die Anschaulichkeit der munter dahinfließenden Rede gefesselt. Aber der Ton, der in diesem allzu redseligen Reisebericht herrscht, erinnert mitunter doch etwas stark an die Bestimmung für das „größere" Pubiicum. Da soll einst ein edler Fidschianer seine Frau, mit der er in Eintracht gelebt, nur deshalb gekocht und gefressen haben, um den Ruf eines „verfluchten Kerls" zu erhalten; und die braunen Fidschi-Mädchen haben zum Kokettiren „ganz verflucht große, schwarze, langbewimperte Augen". Gewiß ist eine naturfrische Reiseschilderung nicht auf Salonton angewiesen; aber was soll man dazu sagen, wenn zu jenen Ungenirtheiten im Ausdruck nun gar das mehr freimüthige als feinsinnige Bekenntniß gelegentlich des Blicks an den südlichen Sternenhimmel tritt: „Um sich für die Schönheit des südlichen Kreuzes begeistern zu können, muß man entweder ein kritikloser Mucker oder ein noch kritikloserer Reiseenthusiast sein"? Wie wohl der Verfasser diese beiden Rollen austheilt an Dante und A. v. Humboldt! Das berühmte, auch ins Englische aufgenommene Wort der Polynesier für „heilig und unberührbar", das Tabu, verdirbt der Verfasser in Tambu; und über die ethnologische Klassificirung der Fidschi-Leute räth er dem Leser offenbar ab, sich Unterweisung aus der Literatur zu verschaffen, indem er wenig tröstlich von jenen versichert: „Gerland (1875) rechnet sie zu den Melanesiern, zu denen er auch die Papuas zählt, Müller (1873) ebenfalls zu den Melanesieren, die bei ihm eine Unterabtheilung der Malayen sind, welche er in Polynesier, Melanesier und eigentliche Malayen scheidet, Peschel (1874) zu der mittlerweile selbstständig gewordenen Rasse der Papuas, Meinicke (1875) zu den Polynesiern." Das Letztere ist durchaus unwahr, denn Meinicke rechnet die Vitier, das Fidschivolk, wie alle Völkerkundigen ohne Ausnahme zu den Melanesiern oder Papuas, d. h. Krausköpfen; und auch darüber gibt es gar keine Meinungsverschiedenheit, daß diese Vitier in unmittelbarer Nachbarschaft der mehr hellbraunen und schlichthaarigen Polynesier viel in ihren Sitten von diesen angenommen haben, was aber ihre echt papuanische Herkunft nicht zu verhüllen vermag. Es ist zu hoffen, daß wenn Dr. Buchner uns von seiner Expedition in das Flußgebiet des Congo, der er zur Zeit im Auftrag der Deutschen Afrika-Gesellschaft obliegt, dereinst Bericht erstattet, er das mit Vermeidung unnützer Breite hinsichtlich gleichgültiger, persönlicher Erlebnisse thut, dabei mit mehr Sorgfalt auf die Form und ohne wissenschaftlich Leichtfertigkeit, wie sie der letzterwähnte Ausspruch verräth.

Wir schließen mit einem Hinweis auf Chavannes neues Werk „Die Sahara, oder Von Oase zu Oase"*), in edler ungekünstelter Sprache gehalten und mit guten Abbildungen versehen. Es reiht in wohldurchdachtem Plan die Schilderungen der neueren Erforscher der großen nordafrikanischen Wüste so

*) „Reise durch den Stillen Ocean". 8. VIII u. 470 S. Breslau 1878, J. U. Kern. M. 10. —

*) „Die Sahara, oder Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste." Lex. 8. XVI und 639 S. mit 7 Illustrationen in Farbendruck, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara. Wien, Pest und Leipzig 1879, A. Hartlebens Verlag. M. 10. 80.

Digitized by Google

aneinander, daß man, gleichsam immer nur den Führer wechselnd, in einer ungeheuren Rundreise von Tripolis aus und dahin wieder zurück die im grellen Widerspruch gegen die kindliche Ansicht von der „endlosen Ebene voll Sand" so höchst verschiedenartigen Bodenformen und Bodenbedeckungen der ganzen Sahara sammt ihren Gewächsen und ihrem Thierleben kennen lernt — denn selbst im fernen Osten, der äußerst wasserarmen „libyschen" Wüste, verlor Freund Ascherson die Wette, er wolle auf jeder Tagereise Pflanzenschätze sammeln, nur an besonders ungünstigen Stellen; wo aber Pflanzen, da sind ja stets auch Thiere! —, und auf solcher Grundlage die Art des Völkerdaseins nicht nur beschaut, sondern auch zu begreifen anfängt, warum es eben so und nicht anders sich gestalten mußte, naturbedingt in Abhärtung und Genügsamkeit, ausgezeichneter Züchtung des einhöckrigen Kameels (mit dem der Schöpfer Afrika zu versehen gleichsam verabsäumt hatte, das aber der Mensch aus Asien herbeiholte), im Hang zur Räuberei und unbändiger Freiheitslust — ein in wesentlichen Zügen einheitliches Dasein trotz tiefer nationaler Gegensätze, ein vorzügliches Beispiel vom strengen Machteinfluß geographischer Bedingungen!

Alfred Kirchhoff.

Frühlingsbriefe.

Der deutsche Preisdichter.

Hier ist der Brief, meine gnädigste Frau! Da derselbe nach Ihren bestimmten Weisungen einen vertraulichen Charakter nicht haben sollte, so lasse ich ihn lieber gleich selbst drucken. Ehrlich gestanden, bezwecke ich mit diesem Briefe etwas Doppeltes: ich will nicht nur mein Ihnen gegebenes Wort einlösen, ich will mir nebenbei auch den Dank der Nation erwerben. Ich kenne Ihr reges Interesse für unsre moderne Literatur; ich weiß, daß Sie die neuesten Romane: „Plattland" von Spielhagen, „Vor dem Sturme" von Fontane, „Auch Einer" von Vischer gelesen und sich darüber beklagt haben, daß dieselben in der „Gegenwart" bis jetzt noch nicht besprochen worden sind; ich habe mich mit tausend triftigen Gründen bei Ihnen entschuldigt und Ihnen in die Hand gelobt, daß alle diese Unterlassungssünden wieder gut gemacht werden sollen. Aber so umfassend Ihre Kenntniß auf dem Gebiete der zeitgenössischen Dichtung auch sein mag, eines der merkwürdigsten Werke ist Ihnen doch entgangen, und mit diesem möchte ich Sie heute bekannt machen.

Es führt den Titel: „Dichtertraum", Gedichte und Dramen von Karl Klein-Hamburg, und ist im Selbstverlage des Verfassers in diesem Jahre, 1879, erschienen. Schon der auf dem Umschlage angebrachte Vermerk, daß eines der in diesem Bande enthaltenen Dramen, das Lustspiel „Amazonen-Rencontre", mit dem ersten Preise am 29. October 1877 von dem Wiener Preisrichtercollegium gekrönt, dann aber von denselben Herren eigenhändig wieder entkrönt worden sei, war wohl geeignet, meine Aufmerksamkeit anzuregen. Ich habe Mitleid mit allen Dichtern, besonders mit denen, denen wirklich Unrecht geschieht oder die es sich einreden.

Die sehr lange Einleitung, welche 24 enggedruckte Seiten füllt, befriedigte meine Neugier vollkommen. Ich weiß jetzt, wer Herr Karl Klein ist und kann ungefähr nachempfinden, wie sich bei ihm die Idee festgesetzt hat, daß ihn das Wiener Preisrichtercollegium schnöde behandelt habe. Er führt in heftiger Weise gegen Heinrich Laube und Joseph von Weilen eine sehr schimpfliche Anklage. Er hat aber gleich herausempfunden, daß er diesen Herren für die ihnen zugefügte Beleidigung doch eine Genugthuung schuldig sei und sein Lustspiel „Amazonen-Rencontre" abgedruckt. Glänzender konnte er die schwerbeleidigten Wiener Dramatiker nicht rechtfertigen; denn wenn einen Augenblick die von dem Verfasser dieses Lustspiels erhobene Anklage einige leichtgläubige Gemüther stutzig machen, wenn der Verdacht auftauchen konnte, daß die Wiener Preisrichter parteiisch vorgegangen seien und Karl Klein lediglich deshalb von dem Preise ausgeschlossen hätten, weil dieser Herr bisher eine Lebensstellung im wahrsten Sinne des Wortes bekleidet hat — er ist nämlich Schneider —, die die Poesie zwar nicht ausschließt, aber auch nicht geradezu voraussetzt, so wird dieser Verdacht nach Veröffentlichung des „Amazonen-Rencontres" vollkommen zerstreut werden und kein Mensch außer dem Verfasser selbst wird annehmen wollen, daß Laube und Weilen diesem Lustspiele auch nur einen Augenblick eine erste Auszeichnung zugedacht haben.

Karl Klein ist ein Schneider und Poet dabei.

Angeregt durch eine Erzählung in der „Gartenlaube" hat Herr Klein in seinen Mußestunden ein Lustspiel geschrieben, das er dem verdienstvollen Theaterdichter und Regisseur Görner am Thaliatheater vorgelegt hat. Dieser wohlwollende Mann hat in Folge seiner natürlichen Gutmüthigkeit vielleicht den liebenswürdigen Fehler begangen, den Verfasser, der wirklich hier und da eine gewisse Frische und ein gewisses originelles Ungestüm zeigt, zu ermuthigen. Görner hat dem Verfasser manchen Wink gegeben, den dieser auch wohl beherzigt haben mag; der Director des Thaliatheaters, der vortreffliche Maurice, wies das umgearbeitete Stück aber trotzdem zurück. Zur selben Zeit veröffentlichten die Blätter eine Bekanntmachung von Heinrich Laube (1. October 1876), laut welcher die Summe von 100 Ducaten dem besten und die Summe von 50 Ducaten dem zweitbesten Lustspiel zuertheilt werden würde. Außerdem wurde dem zu krönenden Lustspiele die Aufführung mit der üblichen Tantième am Stadttheater in Wien zugesichert. Am 31. October 1877 theilte Laube das Resultat der Bewerbung mit. Den ersten Preis erhielt Frau Henle in Eßlingen („Durch die Intendanz"), den zweiten Dr. Otto Girndt in Berlin („Orientalische Wirren").

Sie werden sich erinnern, daß das letztere Stück auf Censurschwierigkeiten stieß und deshalb in Wien nicht aufgeführt werden konnte, das erstere aber nur einen mäßigen Erfolg errang. Die Presse verurtheilte das Henle'sche Stück ziemlich unbarmherzig. In einer Kritik in der „Neuen Freien Presse" war zum Schluß folgender Passus enthalten: „Es ist nicht unsre Sache, dem Skandal unser Sprachrohr zu leihen; wenn aber eine äußerst häßliche Geschichte seit Wochen von Mund zu Mund geht, wenn in allen Kreisen der Hauptstadt den Preisrichtern eine unglaubliche Ungerechtigkeit nachgesagt wird, so ist es Pflicht des Publicisten, für dieses Dunkel mehr Licht zu verlangen. Der erste Preis, erzählt man sich, sei ursprünglich einem andern Lustspiel — der Name thut wohl nichts zur Sache — zuerkannt, dieses erste Verdict aber wieder vernichtet worden, weil sich der Verfasser als eine ganz obscure Persönlichkeit, als ein armer Teufel entpuppt habe!"

Laube, Weilen und die andern Preisrichter beeilten sich zu erklären, daß diese Geschichte eine müßige Erfindung sei. Das Stück, auf welches Hugo Wittmann, der Verfasser jener Kritik über das Henle'sche Stück, angespielt hatte, war, wie ebenfalls in den Zeitungen zu lesen war, „Der todte Fisch" von einem Herrn Pollack, der sich auf dem Zettel Poll nannte und der bisher so etwas wie Colporteur und Zettelträger gewesen war und wohl auch noch sein wird. Laube führte dieses Stück später auf; es fiel vollkommen durch.

Von diesen letzteren Vorgängen hat Herr Klein in Hamburg wohl keine Kenntniß erhalten, jedenfalls ignorirte er sie. Die Notiz Hugo Wittmanns, daß ein andres Lustspiel als das Henle'sche ursprünglich zum Preislustspiel ausersehen worden sei, daß man aber von der Prämiirung Abstand genommen, weil man in dem Verfasser einen armen Teufel entdeckt habe, — diese Mittheilung genügte dem Selbstbewußtsein des Herrn Klein, um sofort den Schluß zu ziehen: der Benachtheiligte bin ich, nur mein Stück kann gekrönt sein! Herr Klein sagt dies selbst mit einer wirklich rührenden Naivetät: „Blitzschnell schoß mir der Gedanke durch den Kopf: das ist mein Stück! das bin ich! O schändlich, schändlich! ich bin betrogen!"

Dem Gefühlsmenschen genügte das bestimmte Gefühl, er brauchte sich nicht an Thatsachen zu halten; und aus dem Gefühl, daß er von rechtswegen den Preis hätte bekommen müssen, erließ er einige geharnischte Schreiben an Laube, um diesen zu einer Erklärung zu veranlassen. Laube, der mehr zu thun hat,

Digitized by Google

als die unbegründeten Beschwerden eines erhitzten jungen Mannes zu beantworten, zuckte die Achseln und schwieg. Dieses Schweigen faßte Herr Karl Klein wiederum als eine Bestätigung seiner Regung auf; kurz und gut, Herr Klein redet sich steif und fest ein, daß er der wahre Preisdichter sei, und deswegen hat er auch keinen Anstand genommen, seinem „Amazonen-Rencontre" die Bezeichnung beizufügen: „Erstes Preisluſtspiel in fünf Aufzügen."

Herr Klein hat dasselbe Stück zur Münchener Concurrenz eingesandt, und obgleich dasselbe allen Anforderungen, die München stellt, widerspricht, obgleich es vorher durch den Druck veröffentlicht ist und in Rußland spielt, während die Münchener Preisluſtspiele die deutsche Gesellschaft schildern sollen, erwartet er doch mit voller Bestimmtheit, daß er diesmal den ersten Preis bekommen werde. Er behauptet, das Münchener Preisrichtercollegium wäre „gewissermaßen verpflichtet", sein Luſtspiel zur Aufführung zu bringen. „Unter allen Kunstfreunden würde sich auch keine Stimme erheben, die der Annahme meines „Amazonen-Rencontres" an den königlichen Hoftheatern in München entgegen wäre." Auch König Ludwig würde dem Stücke gewogen sein. „Freiherr von Perfall und die Mitglieder der Beurtheilungscommission würden sich den Dank der Nation erwerben ... Ja! die deutsche Nation würde jetzt ein Recht haben, es zu verlangen, daß man in München mein „Amazonen-Rencontre" aufführt."

Wenn Herr Klein seiner Vorrede nach ein paar Seiten hinzugefügt hätte, so würde er vermuthlich eine allgemeine Volksabstimmung verlangen.

Zum Schluß der Einleitung theilt Herr Karl Klein mit, daß er in diesem Sommer noch ein Stück schreiben, dann gewichtiger Gründe halber in zwei Jahren keine Zeile dichten — sondern nur seine Kenntnisse erweitern und dann seine Schriftstellerei wieder aufnehmen wird. Er fährt wörtlich fort: „Daß ich Schneider bin — daran braucht man keinen Anstoß mehr zu nehmen. Schon zu Schluß vorigen Jahres warf ich die Nadel in die Ecke; ich bin jetzt Schriftsteller; ich will mit meiner Sache jetzt durch oder mit ihr untergehen ... Ich werfe mich vertrauensvoll in die Arme der Nation, ich rufe die Presse und alle Freunde der Kunst und des Rechts unseres Vaterlandes an, allen ihren Einfluß bei den ihnen zunächst stehenden Intendanten und Directoren namhafter Bühnen aufzubieten und selbige geneigt zu stimmen."

Nun, Herr Klein soll die Presse nicht vergeblich angerufen haben, und sein Vertrauen soll nicht getäuscht werden. Ich will Ihnen zunächst den Inhalt des nationalen Werkes mittheilen; die Herren Intendanten mögen dann das Weitere veranlassen.

Das Stück „Amazonen-Rencontre" spielt in Rußland zur Zeit der Kaiserin Katharina II. Der Dichter versetzt uns in eine Wachtstube, und wir treffen dort verschiedene Offiziere verschiedener Regimenter beim Würfelspiel. Einer derselben, Koltoff, hat entschieden Unglück gehabt und all sein Geld verloren. Er ist sehr unglücklich darüber und beschließt, sich das Leben zu nehmen. Der Gewinner ist der Lieutenant Pandowskin, ein ganz erbärmlicher Feigling, wie wir gleich in der ersten Scene erfahren. Es kommt da zu einem Streite zwischen Koltoff und Pandowskin, und Pandowskin läuft davon. Koltoff, der Alles, was er besessen, verloren und keine Aussicht hat, Geld zu bekommen, will also in der Verzweiflung sich erschießen oder wie der Dichter sagt, „mit dem todbringenden Rohre den Faden zerreißen, der Tod und Leben verbindet". Von diesem Vorhaben wird er durch seinen Freund, den Lieutenant Lapinski abgebracht, der ihm die Waffe entreißt, ihm Geld vorstreckt und den Rath gibt, den langsameren Tod zu wählen: sich zu verheirathen, — natürlich mit einer reichen Dame. Das Loos entscheidet für die Fürstin Lubina Mentschikoff. Darauf verwandelt sich die Scene und der Dichter führt uns in den Garten der Fürstin. Wir treffen da Pandowskin, den bewußten Feigling und glücklichen Spieler, der Feodora, die Kammerzofe der Fürstin verfolgt. Eine allerliebste, gar neckische Scene entspinnt sich zwischen den Beiden. Ich gestatte mir, einige Kleinigkeiten daraus mitzutheilen.

Nachdem Pandowskin eine Weile mit dem jungen Mädchen geschäkert hat, fragt sie: „Aber wer sind Sie denn eigentlich?" — worauf der Lieutenant seinen Namen nennt, erklärt, daß er Lieutenant ist und Aussicht hat, General zu werden.

Ah! Sie fangen an, mich zu interessiren, sagt Feodora.

Pandowskin: O, dann lassen Sie sich sagen, daß Sie mir sehr gefallen ...

Feodora. Nun — Ihre Zunge finde ich sehr liebenswürdig ....

Pandowskin. Hu! was für ein scheußliches Geschöpf kriecht Ihnen auf der Schulter!

Feodora. O Gott! o Gott! bitte nehmen Sie ab.

Pandowskin. Eine giftige Raupe — sie hat nur noch einen Schritt bis an den Hals.

Feodora. Hu! eine Raupe — bitte, befreien Sie mich von dem Unthier.

Pandowskin. Wie ihr die Augen funkeln — nur noch einen halben Schritt — es ist geschehen. (Er kneift Feodoren in die Wange und thut, als ob er die besagte Raupe fortschleudert.)

Feodora (schreit auf). Herr des Himmels! sie hat mich gebissen.

Pandowskin. O weh! dann sind Sie verloren — diese Art ist ehr giftig.

Pandowskin sagt nun dem geängstigten Mädchen, daß es nur ein Mittel gibt, den Raupenbiß zu heilen, sie müsse aber während der Procedur ganz still stehen. Feodora hält still und der lose Schalk „küßt mehrere Male die betreffende Stelle" — nämlich die „betreffende Stelle", wo die „besagte Raupe" gebissen haben soll — da ruft Feodora entrüstet aus: „Sie haben mich betrogen, haben gar keine Raupe gesehen und mich gekniffen — Sie — Sie — unverschämter Mensch! ich kratze Ihnen die Augen aus." Aber die Entrüstung des jungen Mädchens scheint doch nicht sehr ernst zu sein; denn als Pandowskin fragt, ob er wiederkommen dürfe, sagt sie im Fortgehen: „Wie Sie wollen!"

Bei diesen schlechten Zeiten soll man sparsam sein; aber wenn ich diese Scene mit den Kniffen der besagten Raupe und den Küssen an der betreffenden Stelle, wie sie der Dichter geschrieben hat, auf der Bühne sehen könnte, — ich würde dem Billethändler den doppelten Preis ohne Murren zahlen.

Pandowskin schwelgt in Seligkeit. In dem Augenblicke, da er abgehen will, treten ihm Koltoff und Lapinski entgegen. Pandowskin erschrickt, sagt: „Ko-ko-koltoff und La-pi-pi-pinski!"

Darauf verschwindet er und nun tritt die Fürstin auf und unterhält sich mit jener Zofe, die Pandowskin an die betreffende Stelle geküßt hat. Die Fürstin ist sehr gelangweilt; in einem etwas kühnen Bilde läßt sie der Dichter sagen: „Wie eine Tantalusqualenkette reihen sich die Tage aneinander." Koltoff sieht das schöne Weib, er geräth in Ekstase, er liebt die Fürstin, er wird sie heirathen. Darauf stürzt er von dannen. Lapinski bleibt und besticht einen Gärtnerjungen, Iwan, der bei der Ausfahrt der Fürstin um eine bestimmte Stunde dem fürstlichen Wagen sich nähern und den Pferden ein Stückchen brennenden Feuerschwamm unter die Mähnen schieben soll. Darauf fällt der Vorhang.

Im zweiten Act erfahren wir, daß der Gärtnerjunge seinen Auftrag ausgeführt hat, daß die Pferde durchgegangen sind und daß der Lieutenant Koltoff mit Lebensgefahr die wüthenden Thiere zum Stehen gebracht und die Fürstin gerettet hat. Feodora findet für ihr Entzücken über den schönen Gardeoffizier und seine muthige That das holde Wort: „Und wie leicht trug er Sie, so leicht, als wären Sie ein Bündel Stroh."

Das verdrießt natürlich die hohe Fürstin und sie sagt: „Ich bitte Dich, drücke Dich doch nicht so unästhetisch aus;" worauf Feodora kleinlaut entgegnet: „Ich führe das nur so beispielsweise an, um ein Bild von seiner Stärke zu entwerfen."

Nun wird Koltoff gemeldet und die Fürstin empfängt ihn auf das Huldvollste. Sie dankt ihm für seine generöse That und taktvoll, wie sie ist, sagt sie zu ihm: „Haben Sie Mangel an Geld — bestimmen Sie selbst die Summe."

Koltoff entgegnet entzückt: „Ihre Güte demüthigt mich tief." Er ergreift ihre Hand, küßt diese feurig und ruft: „Fürstin!

Digitized by Google

Fürstin! — nur eine Gunst — nur einen freundlichen Blick Ihres seelenvollen Auges, und alle Güter der Welt wiegen mir diese Minuten nicht auf."

Die Fürstin sagt sich, daß dies auch am wohlfeilsten sei und entgegnet: „So schauen Sie mich an. Ist dieser Blick freundlich genug?" Darauf entspinnt sich folgende merkwürdige Unterhaltung:

Koltoff. Ich bin trunken von Seligkeit — dürfte ich nie erwachen aus diesem Rausch.

Fürstin M. Und doch, es ist schon zu viel — Sie verwirren meine Sinne — stehen Sie auf. (Koltoff setzt sich wieder.) Herr Lieutenant! Sie sind sehr kühn — Sie lieben mich!

Koltoff. Befehlen Sie, ich gehe für Sie in den Tod.

Fürstin M. Sie lieben mich?

Koltoff. Ich bete Sie an.

Fürstin M. Sie schwärmen — und sind etwas unverschämt.

Aber der kühne Lieutenant läßt sich nicht so bald irre machen und geht scharf vor. Nach einiger Zeit sinkt er ihr wieder einmal zu Füßen und küßt ihr die Hand, nachdem er ausgerufen: „In ihrer Hand liegt mein Geschick!" „Aber, Herr Lieutenant," sagt die Fürstin, „Sie machen eine Forderung, die ich doch unmöglich gleich bewilligen kann."

Die Fürstin hat ganz Recht: ein bischen muß man einen jungen Mann doch noch zappeln lassen, mit diesem Ungestüm geht's unmöglich!

Koltoff sieht das auch ein und mäßigt seine Forderungen. „Vertrauen Sie mir," sagt er, „ich will Ihnen alles Ungemach von den Lippen küssen."

Darauf sagt die Fürstin, daß sie in ihren Ansprüchen etwas weit geht:

„Der Mann, den ich auf die Dauer lieben könnte, muß sein an Kraft ein Herkules, an Muth ein Leonidas, an Gestalt ein Adonis — und von allen Fächern der Wissenschaften ein leuchtendes Vorbild. Die drei ersten Eigenschaften möchten Sie in gewissen Graden besitzen, aber heute frage ich mich, wie groß kann wohl der Horizont eines russischen Gardelieutenants sein, hat er wohl eine Ahnung von den leuchtenden Gestirnen der Künste und der Wissenschaften?"

Koltoff (sehr ernst). Sie verlangen Unmögliches ... War der selige Fürst, Iwan Mentschikoff, ein solcher Mann?

Fürstin (verweisend). Herr Lieutenant!?

Die Zeiten sind schlecht; aber wenn ich diese Scene auf der Bühne sehen könnte, zahlte ich dem Händler den dreifachen Betrag des Billets.

Diese reizende Liebesscene wird unterbrochen durch den Besuch einer befreundeten Familie, Graf Narischkin und dessen unschuldige Tochter Sophia kommen zu Besuch. Sophia benimmt sich etwas sehr ungezwungen. Die harmlose Sophia wird sich später zur naiven Liebhaberin entwickeln. Schon bei Beginn des dritten Aufzuges lernen wir sie näher kennen. In einer Unterredung mit ihrem Vater stellt sie die etwas verfängliche Frage: „Ist es denn überhaupt nothwendig, daß man heirathet?" worauf der Graf weltklug versetzt: „Nothwendig nicht, aber das Leben ist angenehmer."

Koltoff unterrichtet dieses junge Mädchen, das als Offizier in ein Regiment eintritt, in der Waffenkunst und lernt bei der Gelegenheit die seelischen Eigenschaften des herrlichen Geschöpfes näher kennen. Gleichzeitig erstarkt das Interesse der Fürstin für diesen interessanten Koltoff immer mehr und mehr und da er kräftig, muthig und hübsch ist, hofft sie seinen beschränkten Horizont mit der Zeit noch zu erweitern und ihn zum Gelehrten zu züchten, um ihn alsdann heimführen zu können. Sie gibt ihm also ein Thema auf: „Schreiben Sie mir in der Weise der französischen Encyklopädisten Ihre Betrachtungen nieder, in welchen Beziehungen der Mensch zur Natur steht und die Natur zum Menschen."

Koltoff hat von der knifflichen Geschichte natürlich keine dunkle Ahnung, er wendet sich an Lapinski, und dieser führt ihn zu einem französischen Balletmeister Perdrix, der als echter Franzose immer „Krand nation" sagt. Dieser wird also für Koltoff den Aufsatz über die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschen abfassen.

Perdrix schreibt denn auch aus französischen Schriftstellern alles mögliche dumme Zeug ab, und dieses Elaborat wird der Fürstin überreicht, die es der Kaiserin zur Prüfung unterbreitet. Die Kaiserin läßt den jungen Offizier kommen, erklärt, daß einige Sätze „purer Unsinn" seien, ist aber im Ganzen von der Arbeit doch so befriedigt, daß sie den Lieutenant zum Capitän ernennt. Wieder kommt die kleine Sophia dazwischen und benimmt sich auch in Gegenwart Ihrer Majestät so zwanglos wie gewöhnlich: „Apropos," sagt sie, „meine Protectorin arrangirt für die nächste Zeit ein Fest; werden wir die Ehre haben, Ew. Majestät dabei zu sehen?" worauf die Kaiserin mit richtiger Würdigung der gesellschaftlichen Formen antwortet: „Wenn ich eingeladen werde, könnte es sein."

Unmittelbar darauf führt uns der Dichter in die Salons der Fürstin Mentschikoff, wo das besagte Fest stattfindet. Wir begegnen da zunächst der Fürstin Mentschikoff und Koltoff, die ein anmuthiges Zwiegespräch haben. Koltoff sagt: „Sie sind heut wieder unwiderstehlich," und sucht die Fürstin an sich zu ziehen, worauf die Fürstin antwortet: „Nicht doch, Sie zerknittern meine Toilette."

Vor dieser Gesellschaft, der auch die Kaiserin die Ehre ihres Besuchs erweist, wird nun eine Salonkomödie aufgeführt, aus der ich nur die beiden Verse citiren will, welche der entrüstete Vater Pedro seiner Tochter Constanze zuschleudert:

„Ha! Du Entartete! des Sträubens
Ursache diese Liaison?"

Constanze soll nämlich mit Don Diego vermählt werden, will aber nicht, da sie Fernando, ihren Lector, liebt, und das ist eben die Liaison.

Nach vollendeter Komödie geht der Spaß zwischen der Fürstin Mentschikoff und Koltoff wieder los. Jetzt wird der junge Lieutenant schon etwas muthiger. Die Fürstin Mentschikoff sagt in der vollen Würde ihrer Stellung:

„Wenn Sie partout einen Kuß haben müssen und ich Ihnen keinen geben will?"

Koltoff. Ich will einen Kuß von Ihrer Durchlaucht der Fürsten Lubina Mentschikoff — küßt sie mich nicht, werde ich sie küssen.

Fürstin M. Koltoff! Koltoff! vergessen Sie sich nicht.

Koltoff (ringt mit ihr). Einen Kuß — und ich bin wieder ihr Sklave.

Fürstin M. Nimmermehr! — Sie thun mir weh — meine Toilette!

Aber der junge Offizier läßt sich dadurch nicht entmuthigen; er umschlingt die Fürstin, sie ruft um Hülfe, darauf ruft er stolz aus: „Nicht ungeküßt kommen Sie aus meiner Hand." Er küßt sie und sagt dann das große Wort: „Fürstin, so schön sah ich Sie nie."

Auf das Hülferufen stürzt Pandowskin herbei. Koltoff gibt ihm eine Ohrfeige und der feige Mensch muß quittiren, daß er die Ohrfeige dankend empfangen hat. Nun kommt wieder die harmlose Sophia, die sich nach dem Vorgefallnen erkundigt, und Koltoff sagt zu ihr: „Liebes, süßes Mädchen! daß ich die Fürstin nie wieder küssen werde, gelobe ich bei diesem Kuß." (Er küßt sie.)

Wie ganz anders wirkt der Kuß auf die jungfräulichen Sinne! Sophia ruft aus: „Ein Wonneschauer faßt urplötzlich meine Seele, mir ist's, als öffnet mir ein goldner Himmel seine Thore. Geliebter Freund! Diese Seligkeit ist doch kein Traum?" (Küßt ihn.)

Koltoff wird verhaftet; aber da er nun mal beim Küssen ist, sieht er den Grund aufzuhören nicht ein. „Sophia, den letzten Kuß in diesem stolzen Raume!" Sie küssen sich, Koltoff geht rechts, Sophia links ab, kehren aber noch einmal um und küssen sich, und unter den Küssen fällt schließlich der Vorhang.

Im Zwischenacte geht nun eine starke Wandlung vor. Die Fürstin Mentschikoff, die bisher immer vor ihrer Toilette gezittert und aus diesem Grunde die Bewerbungen des jungen Majors — denn Koltoff ist inzwischen zum Major avancirt — abgewiesen hatte, liebt nun den ungestümen Mann; aber Koltoff behandelt die Fürstin kalt, „er schneidet sie", wie man in der Gesellschaftssprache zu sagen pflegt. Die Fürstin findet daher mit Recht, daß die ihr angethane Schmach „das Niveau der

Digitized by Google

Erträglichkeit übersteigt", und als nun die kleine Sophia wieder dazwischentritt, kommt es zu einer richtigen Contrahage: Die Fürstin wirft ihrer Rivalin, der kleinen Sophia, einen weiblichen „dummen Jungen" an den Kopf, sie sagt:

„Blähen Sie sich nur nicht so auf, Sie dumme Gans!

Sophia. Sie werden mir Genugthuung geben für die Beschimpfung.

Fürstin. Zu jeder Zeit. — Wie? wann? wo?"

Es werden alle Bedingungen des Zweikampfes festgestellt, aber vor demselben hat die Fürstin noch eine Unterredung mit Koltoff, den sie nun gar zu gern haben möchte. „Was die Narischkin Ihnen zu bieten im Stande ist, vermag auch ich." Aber Koltoff will nicht mehr.

Die Scene verwandelt sich und wir wohnen jetzt der Mensur bei. Der unglückliche Pandowskin muß allerhand Unannehmlichkeiten einstecken. Lapinski nennt ihn ein „Schafsgesicht", worauf Pandowskin antwortet: „Ich verbitte mir solche anzüglichen Redensarten". Ich meine, man kann nicht discreter sein. Aber Lapinski ist damit noch nicht zufrieden, er verlangt, daß Pandowskin „sich zu dem bekenne, was er ist".

Lapinski. Bist Du ein Schurke?

Pandowskin. Ich bin ein Schurke.

Lapinski. Ein gemeiner Schurke.

Pandowskin. Ein ganz gemeiner Schurke.

Das Duell wird schließlich durch das Dazwischentreten der Kaiserin vereitelt. „Meine Damen," sagt sie, „zerreißen Sie den Mann nicht. Die Hälfte wird doch keiner genügen." Das sehen schließlich die beiden Damen auch ein. Endlich kommt die kleine Sophia mit ihrem Vater, dem alten Grafen Narischkin, und da Herr Klein die Bräuche am Hofe genau kennt, weiß er auch, daß eine Vorstellung nöthig ist. Herr Klein besorgt das so:

Sophia (faßt ihren Vater bei der Hand und führt ihn der Kaiserin vor). Ihre Majestät die Kaiserin!..

Das ist das getreue Pendant zu einer jener bekannten Anekdoten, die Sie längst kennen, die man aber nicht oft genug erzählen kann: Als der Kaiser gelegentlich irgend einer Festlichkeit in einer kleinen Stadt am Bahnhofe vom Bürgermeister und den Stadtverordneten empfangen wurde und der Monarch den Wunsch äußerte, die Herren kennen zu lernen, erledigte sich der Bürgermeister des allerhöchsten Auftrags in folgender Weise: „Seine Majestät der Kaiser — Herr Meyer; Seine Majestät der Kaiser — Herr Nischke; Seine Majestät der Kaiser — Herr Piepenbrink ꝛc."

Koltoff heirathet natürlich Sophia. Die Fürstin Mentschikoff braucht keine Angst mehr zu haben, daß ihre Toilette zerknittert wird, und Sophia schließt das Stück mit den Worten: „Majestät, auch Rußland hat seine Romantik."

Das ist das erste Preisluſtspiel des Herrn Karl Klein. Sie sehen, meine Gnädigste, daß ich dem Wunsche des Verfassers, das Interesse für dasselbe bei den Intendanten anzuregen, nach Kräften entsprochen habe. Wenn ich mir schließlich noch erlauben möchte, dem Verfasser selbst einen Rath zu geben, so wäre es der, die Feder in die Ecke zu werfen und die Nadel dort wieder aufzunehmen. Ich habe zwar ein Vorurtheil gegen Schneiderrechnungen, aber gegen die Schneider selbst durchaus nicht. Der Maler Annibale Carracci, der Feldmarschall Derfflinger, der Prophet Johann von Leyden, der Philosoph Jung-Stilling, der Präsident Andrew Johnson, der Schauspieler Adolf Sonnenthal und andere bedeutende Künstler, Schriftsteller, Soldaten und Staatsmänner haben mit Nadel und Scheere gearbeitet, bevor sie zur Feder, zum Pinsel, zum Degen u. s. w. griffen; aber ich fürchte, Herr Klein wird arge Enttäuschungen erleben, wenn er sich zu dem Berufe derer bekennt, die ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben. Und schließlich ist es immer noch lohnender einen gutsitzenden Rock, der getragen, als ein Stück zu machen, das nicht aufgeführt wird.

Mit freundlichstem Gruße verbleibe ich, gnädige Frau,

Ihr sehr ergebener

Paul Lindau.

Notizen.

Die Zukunft Elsaß-Lothringens liegt jedem Deutschen am Herzen und ist eine seiner obersten politischen Sorgen. Die letzten Debatten des Reichstages über den Gegenstand waren von hohem Interesse, wurden auch in Paris mit begreiflicher Aufmerksamkeit verfolgt. Die sachliche ernste Behandlung der Angelegenheit entsprach der Bedeutung der Materie und wurde von keinem chauvinistischen Erguß durchbrochen, wie er in Frankreich unter ähnlichen Verhältnissen nicht ausgeblieben wäre. Unsere Beziehungen zum Elsaß, nach uralter Zusammengehörigkeit historisch erneuert, sind wunderbar rasch wieder enger geworden. Wer früher in Straßburg verweilt hat, wird unbefangen gestehen müssen, daß dort wenigstens in den oberen gebildeten Klassen das Franzosenthum entschieden überwucherte und von der Möglichkeit einer Rückkehr zu Deutschland, das übrigens bekanntlich in der modernen Zeitentwickelung als einheitliches Reich durch seine Abwesenheit glänzte, auch nicht die leiseste Ahnung vorhanden war. Wer davon den Straßburgern gesprochen hätte, wäre einfach ausgelacht worden. Wie es bei zugewachsenen Landestheilen zu gehen pflegt, waren die Elsasser namentlich in den Städten für das französische Staatswesen eifriger erwärmt, als die wirklichen Franzosen selber. Dem zerklüfteten, kleinbürgerlichen Deutschland gegenüber, das damals seinen eigenen Söhnen nur zweifelhafte Sympathien einflößte, dessen Polizeiwirthschaft von eingeborenen Schriftstellern verspottet und verhöhnt wurde, hatten die verlorenen Söhne des Wasgaues und Umgegend an Frankreichs schimmernder Geschichte theilgenommen, hatten Ruhm und Niederlage mit empfunden. Niemand konnte erwarten, daß sie nach den wuchtigen Schlägen von 1870 vom Abend zum Morgen uns ohne Weiteres in die Arme fallen würden, welche wir bis dahin ihnen nichts weniger als weit geöffnet hatten. Das zuerst etwas spröde Entgegenkommen war vielmehr gerade ein Zug germanischen Wesens. Seitdem hat aber die Annäherung, wenn auch langsame, doch sichere Fortschritte gemacht. Die Elsasser sind allerdings von unseren Verwaltungsmaximen nicht durchweg erbaut und haben ihre Wünsche, die ja nunmehr in bestimmten Grenzen erfüllt werden sollen. Wenn ihre Landbevölkerung sich nur erst von der clerikalen Führung emancipiren wollte und wir von den unliebenswürdigen Protestlern nichts mehr zu hören bekämen. Deutschlands weiteren moralischen Eroberungen im Elsaß wird vor Allem die Ueberzeugung förderlich sein, daß die Zusammengehörigkeit mit dem Reiche unwiderruflich sei, daß für deren Aufrechthaltung jeder Deutsche seinen letzten Thaler, jede Mutter ihren Sohn opfern würde. So unglaublich es klingt, sollen Gambetta und andere einflußreiche Franzosen noch immer von dem Gedanken heimgesucht werden, daß Deutschland wegen der Rückgabe wenigstens der Stadt Metz mit sich handeln lassen werde. Nichts wäre verderblicher als die Begünstigung solcher Illusionen durch sentimentale Redensarten seitens der deutschen Presse. Wir wissen jetzt durch ein gewisses, im Ganzen mehr durch seinen Klatsch berühmtes, aber auch oft historisch lehrreiches Tagebuch, daß schon zur Zeit, als der Besitz von Metz noch hier und dort fast wie eine offene Frage behandelt wurde, die Behauptung des für die Vertheidigung der deutschen Grenze unumgänglichen Waffenplatzes in der oberen Region beschlossene Sache war. Diejenigen Publicisten hatten also das Richtige getroffen, die das Preisgeben der lothringischen Hauptstadt von vornherein für unmöglich erklärten und, unbeirrt durch deutsche Bedenken wie diplomatische Voreingenommenheit, an diesem Gesichtspunkte festhielten. Jetzt darf man es wohl erzählen, daß selbst ein deutschfreundlicher, überseeischer Gesandter und Historiker, während des französischen Krieges, einem Berliner Journalisten bei einer Begegnung im Thiergarten sein Erstaunen ausdrückte, daß er so eifrig für Metz als deutsche Grenzfestung eintrete. Jener berief sich achselzuckend auf seine Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit, dieweil jeder Frieden mit Frankreich doch immer nur ein Waffenstillstand, wenn auch für längere Jahre, sein werde, ein solches nach hartem und blutigen Kampfe erobertes Bollwerk daher nimmermehr dem Gegner überliefert werden dürfe. Das ist auch heute noch trotz allen Austausches freundnachbarlicher Complimente und Höflichkeitsbezeugungen die einfache Wahrheit. Der französische Botschafter in Berlin, wie ihm erst soeben officiös, wenn auch überflüssiger Weise bescheinigt wurde, ist hier ganz angenehm. Der von hoher Seite gewünschte Ausbau seines Palais am Pariser Platz beweist ja auch, daß man seinem Aufenthalt in Berlin

Digitized by Google

noch für eine recht lange Zeit entgegensieht. Aber das Elsaß bleibt bei Deutschland und Metz geben wir nicht wieder heraus. Darein dürften sich auch die Franzosen nach menschlicher Erfahrung um so leichter fügen, als sie sich mit dem Gedanken, daß jedes Rütteln an der vollendeten Thatsache vergeblich sein würde, vertraut machen werden.

* * *

„Der Mensch und seine Ideale."*)

Wer, vom Geräusch und Streit des Lebens zurückgezogen, über die so friedlose Unruhe unserer Zeit nachsinnt, der wird früher oder später auf diesem Wege seines Suchens ganz unausbleiblich immer wieder auf das eine Räthsel stoßen: „Was ist die Welt, warum und wozu lebt der Mensch?" Die hier noch ungelöst vor ihm stehenden Fragen wird er immer wieder als die erkennen, die ihn in Unruhe halten, um die sich Kirchen, Parteien, Leidenschaften und Streit bilden. Der Mensch nennt sich einen Mikrokosmos, eine Welt im „Kleinen" oder „Herrn der Welt" und streitet doch unablässig über sein Verhältniß zu dieser Welt. Ist's da wohl wunderbar, daß die Ungewißheit um dies Verhältniß ihn bis auf das Tiefste beunruhigt? Ist ein wohlthuendes Heimatsgefühl ohne genaue Kenntniß dieser Heimat möglich? Solche Fragen, sich aufbauend auf einer aus dem heutigen Empfinden des Menschengeschlechtes nicht auszuschließenden Eudämonie, einem Sehnen nach Glück und Frieden, sind's, die Besser zu seinen Untersuchungen antreiben. Er sagt, unsere Zeit strebt nichts Minderes an, als den uralten Dualismus aufzuheben, der den Menschen in die zwei ewig miteinander ringenden Vorstellungen von Ich und Nicht-Ich zerrissen hat. Ob dieser Dualismus die Dinge hervorgegangen wähnt aus der bunten Mannichfaltigkeit der Homerischen Götterwelt oder ob er, weiter fortschreitend, Ordnung und Gesetz erkennt und im Anschauen der Jonischen Naturphilosophen diese bedingt sieht durch die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Atome, ob er mit Aristoteles die Welt dem Begriff unterjocht und mit einer Zweckmäßigkeitslehre das Universum begreifen zu können wähnt, oder ob Kant nach Zerstörung dieser Metaphysik bestimmte Denkformen (Kategorien) annimmt, mit deren Hülfe jenes Ich allein zu erkennen vermag: durch des Menschengeschlechts Cultur zieht sich der eine rothe Faden seiner Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Ich und Nicht-Ich, seiner Beziehung zwischen Mensch und Welt — sein Dualismus. — Besser hält nun in der unausbleiblichen Entwickelung der heutigen Naturforschung dessen Ende für möglich.

Nicht lange liegt die Zeit hinter uns, wo es für sinnlos, für „jeder sinnlichen Erfahrung zuwiderlaufend" galt, zu glauben, „daß diese feste Erde sich bewege und daß die Bewegungen der Gestirne im Stand des Zuschauenden lägen". Aehnlich richtet Verf. an die Philosophen die Aufforderung, zu beweisen, daß draußen ein Chaos ist. Er dreht die allgemeine Annahme „draußen ist das Chaos" um und sagt „draußen ist die Ordnung". Nicht wir tragen Ordnung in die uns treffenden Reize, sondern die auf das Neugeborne einwirkenden Bewegungen der Theile sind „geordnet". Besser sagt, wir Menschen können diese geordneten Theile zwar nicht sehen und Niemand weiß, ob dem Menschen je ein Atom zu sehen gelingen wird, aber er leugnet, daß der Philosoph ein Recht habe, draußen ein Chaos vorauszusetzen. Besser sagt (S. 54): „Nimmt man den Philosophen beim Wort, so dürfte es ihm schwer werden, diesen Beweis anzutreten; denn wenn der Mensch für die Erkenntniß jedes Dinges seine Subjectivitätsbrille hat, so hat er sie auch auf, wenn er das Chaos zu erkennen glaubt Und nur dem Menschen erscheinen dann die Dinge draußen chaotisch. Ob die Dinge draußen an sich auch wirklich im Chaos liegen, kann er ja gar nicht wissen."

Wenn der Mensch nach Kant eben nur ihm eigene Denkformen (Kategorien von Raum, Zahl, Zeit und Ursache) hat, die vor aller seiner Erfahrung gegeben sind und ohne die er absolut nichts zu erkennen im Stande ist, so ist es doch geradezu widersinnig, anzunehmen, daß er aus dieser subjectiven Beschränktheit heraustreten und den Beweis zu führen vermöge, draußen sei das Chaos. Besser bittet seine Leser, es doch nur mal mit seiner Anschauung zu probiren und erinnert an das Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Wenn nun Helmholtz sagt: „es fehle für eine naturwissenschaftliche Behandlung der seelischen Erscheinungen jeder Angriffspunkt, da sie sich unter keinen der naturwissenschaftlichen Begriffe unterordnen ließen", so untersucht Besser in eingehender strenger Weise das Wesen der Empfindung. Er analysirt den Vorgang, der beim Neugebornen das Köpfchen nach dem Lichte drehen oder die Brust der Mutter suchen läßt. Er weist auf die Bewegungen von Pflanzen und Infusorien hin; zeigt auch, daß ein mit einem Gehörgrübchen versehener Zellhaufe auf Schall eine Bewegung macht, daß Infusorien nach dem Lichte wandern und fragt, wie hier beim Urthierchen Reiz und Reizerfolg gleichfalls zusammenliegen und, ohne durch einen Raum getrennt zu erscheinen, sich vor unserem Blick vollziehen, so ist bei dem Neugebornen Reizstelle und Reizeffect räumlich auseinandergerückt und der Reflex eingeschalten. Der Vorgang, sagt Besser, daß ein Organ, das von einem Reiz getroffen wird, sich verändert, ist überall derselbe. Es findet eine Bewegung von Theilen statt. Dort wirkt ein Reiz in einem Punkt und in unserer Sprache trennen wir „Reiz und Bewegung", „Function und Organ" mit diesen Worten nur, weil wir für die Bewegung der dabei betroffenen Theile noch keinen Maßstab haben. Wir brauchen, um uns zu verständigen, Begriffe, Worte. Senkt die Mimose ihr Blatt bei der Berührung des Fingers, so findet eine Bewegung von Theilen statt. Der Mensch sagt, die organische Pflanze war thätig, fungirte. Trifft Licht unser Auge, so findet eine Bewegung von Theilen statt. Der Mensch sagt, Organe sind thätig, es lösen sich Reflexe aus. Er spricht vom Pupillarphänomen. In der ganzen Natur sehen wir die strengste Relation, die vollkommenste Congruenz zwischen Reiz und Wirkung. Das neugeborne Kind dreht auf den Lichtreiz sein Köpfchen. Wir sagen, der Organismus ist thätig und setzen hinzu, das Kind lebt und empfindet. Das heißt, „eine große Summe von Functionen findet in einer großen Summe von Organen statt, die unser heutiges Anschauen sich nur aufgelöst denken kann in Bewegungen von Theilen". Besser sagt, „jene Worte sind alle ganz unerläßlich im Leben und im täglichen Gebrauch, aber werthlos für unsere Erkenntniß des Ursächlichen".

Nach Besser ist die Physiologie der Sinnesorgane, in nuce der Glaube: „daß das, was macht, daß die Luftschwingung zum Ton werde, nur eine von den Bewegungen der Theile unabhängige psychische Facultät sein könne", noch die letzte Schildburg aller Transscendenz. Er glaubt, daß die geordnet den Sinnen zukommenden Reize und die Modificationen, die diese Reize in den Aufnahmestätten unserer Sinne, in Ohr, Auge ꝛc. finden, hinreichen, um es zu erklären, wie die Functionen gerade so und nicht anders in den Organen sich vollziehen.

Und so leugnet Besser Ed. Zellers Behauptung, daß der Mensch durch seine Fähigkeit, ein ursächliches Verhältniß zwischen zwei Factoren zu erkennen, die bloße nackte Erfahrung ergänzen könne und sagt (S. 85): „Man muß sich scharf und nackt die Frage vorlegen, komme ich mit meinem Vorstellen, Erkennen und Begreifen weiter, wenn ich annehme, das kleinste, durch unumstößliche Rechnung der Wissenschaft gefundene, also endliche Theilchen steht im Dienste einer es regierenden Kraft, über die aber auch nur den Schatten einer Vorstellung zu gewinnen mir gänzlich versagt ist, oder, wenn ich mir glatt und rund gestehe, daß dort vor dem in Bewegung begriffenen Atom die unüberschreitbare Grenze menschlicher Erkenntniß errichtet ist?"

So führt Besser mit den Worten: „Die so herrliche Natur bleibt unverstanden in ihrem letzten Grunde und in ihrer Harmonie. Ein Himmel unseres Glaubens, Hoffens und Harrens ist für unser Begreifen und Verstehen absolut unzugänglich," seine Leser in den zweiten Theil ein, in dem er natürlich keine neuen Ideale zeichnen will, sondern in dem er nur an den bestehenden nachzuweisen sucht, daß ihre Ausgestaltung dem Menschen selbst dadurch so problematisch, so unsicher und durch Streit und Kampf verzerrt und in Frage gestellt wird, weil er die Grenzen jener seiner Natur beständig überschreitet. Er wähnt herrschen zu können, während er thatsächlich nur ein Product seines Erfahrens und „der Geschobene ist." Er wähnt sich einen subjectiv Berechtigten, während nur bei der Solidarität der Gesellschaft, in der nur Hingabe an des Nächsten Interesse Neues zeugt, der sittliche Bestand derselben gesichert ist. Er wähnt, sich von der Wahrheit einer Reihe von Begriffen leiten lassen zu müssen, während er über dieselben sich in beständigen Streit, ja in die blutigsten Kriege verwickelt sieht. Er wähnt sich für eine Gottähnlichkeit bestimmt und verzweifelt an jeder irdischen Vollendung.

Nur im Erkennen seiner wirklichen Grenzen hält Besser ein Eintreten des Geschlechts in einen Zustand von sittlichem Wohlsein und gesellschaftlichen Frieden für möglich. Wir haben nur zu berichten und den

*) Der Mensch und seine Ideale. Von Leopold Besser. Bonn 1878, E. Strauß.

Digitized by Google

Hauptgedankengang Bessers wiederzugeben gesucht. Wem sein und der Menschheit Glück im Gegebenen nicht gefestigt zu sein scheint, wird nicht umhin können, sich mit dem Buche vertraut zu machen. — h.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 23. März 1879.

Hochgeehrte Redaction!

Herr Georg Gerland in Straßburg hat in Nr. 16, 17 und in der „Beilage zum 3. Quartal" v. J. des „Deutschen Literaturblatts" (herausgegeben von W. Herbst in Halle) eine Recension meiner Schrift: „Goethes Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben" veröffentlicht, in welcher er, bei aller Anerkennung derselben, meine Ansicht, daß Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten sei, bekämpft, aus Gründen, welche ich vorausgesehen und in meiner Arbeit widerlegt zu haben glaube. Ich kann aber nicht umhin, einige thatsächliche Irrthümer meines Herrn Recensenten in knappester Form zu berichtigen und einige Angriffe, welche ich als gegen meine Person und meinen wissenschaftlichen Standpunkt gerichtet betrachten muß, abzuwehren. Da mir nun die Aufnahme einer Entgegnung von dem Herausgeber des „Deutschen Literaturblatts" mit Rücksicht auf die Oekonomie desselben wiederholt verweigert wurde, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie folgende Bemerkungen in Ihrem geschätzten Journal zum Abdruck bringen wollten.

1) Herr Gerland nennt meine Aeußerungen, daß Goethes naturwissenschaftliche Entdeckungen von ungeheurer Tragweite für die Wissenschaften geworden seien, daß Goethe der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen habe, daß er der Schöpfer von Ideen sei, die das sichere Postament der heutigen Wissenschaft bilden, so unpassend als nur möglich, „Gascognaden", da die Entdeckung des Zwischenknochens, der Pflanzenmetamorphose und der Wirbelgestalt der Schädelknochen „werthvolle Einzelfunde seien, weiter aber auch nichts". (S. 112.) Wäre Letzteres wahr, so hätte Herr Gerland freilich Recht, aber er hätte, meine ich, um gerecht zu sei, nicht unterlassen dürfen, meine Ansicht hervorzuheben und event. zu widerlegen, daß die wissenschaftliche Bedeutung der Goetheschen Entdeckungen nicht in den Einzelfunden als solchen, sondern in der ihnen zu Grunde liegenden Idee und den Folgen, welche sich naturgemäß daran knüpften, beruhe. Der Raum, mit welchem ich rechnen muß, gestattet mir nur, auf meine wiederholten Ausführungen über diesen Punkt (S. XLIX ff., LIX, LXXIII, LXXVI f., CXII f., CXXX ff., CXLI) zu verweisen und meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Herr Gerland, wenn er den auch von mir skizzirten damaligen Zustand der organischen Naturwissenschaften im Auge gehabt hätte, meine Epitheta, ganz abgesehen von der Frage, auf welche ich hier nicht von Neuem eingehen kann, ob Goethe im Besondern als Vorläufer Darwins zu betrachten sei, nicht für „Gascognaden" angesehen haben würde. Wenn er aber meint, daß über jene „jeder unbefangene Forscher, der Goethes naturwissenschaftliche Schriften kennt, doch nur lächelt" (S. 112), so darf ich mich begnügen, ihm das S. L von mir citirte Wort des Herrn Helmholtz entgegenzuhalten: „Ihm [Goethe] gebührt der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der genannten Wissenschaften [der organischen Natur] hindrängte, und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." Sagt diese Aeußerung nicht mindestens eben so viel als die meinigen, und Herr Helmholtz kennt doch Goethes naturwissenschaftliche Schriften!

2) Herr Gerland wirft mir vor, daß ich mit Unrecht Herder in die Reihe derjenigen stelle, „die Goethes Naturstudien nicht begriffen" (S. 112). Allein meine Aeußerung (S. XXXIX), mit welcher mein Herr Recensent den Vorwurf begründen will, sagt nichts weiter aus, als was er selbst meint, wogegen ich (S. CXL) ausdrücklich hervorhebe, daß Herder der einzige war, der Goethes Entdeckung (des Zwischenknochens) rückhaltlos anerkannte und auch deren Bedeutung zu schätzen wußte.

3) Die Bekämpfung meiner Auffassung des Begriffes „Typus" (S. 117 f.) ist zum Theil gegenstandlos, da ich eine Doppelsinnigkeit desselben constatiren zu müssen glaubte (S. LXV f.), und wie schon aus diesem Zugeständniß hervorgeht, ist es auch durchaus nicht richtig, daß ich „das Schwergewicht der Untersuchung über Goethes 'Darwinistische Auffassungsweise' in die Erklärung des Goethe'schen 'Typus' lege" (vgl. S. LXV). Eben weil einzelne Aeußerungen, isolirt betrachtet, verschieden gedeutet werden können, deshalb habe ich Goethes „Naturphilosophie" von einem höheren Gesichtspunkte aus besprochen (S. LXIX ff.).

4) Wie Buch 3 Kap. 3 der „Wanderjahre" die von mir S. XLVII ff. citirten räthselhaften Stellen der Ital. Reise erklären sollen, was Herr Gerland nur „beiläufig" bemerkt (S. 118), ist mir absolut unerfindlich. Jenes Kapitel ist von mir in einem ganz andern Zusammenhange (S. XXXIV), wohin es mir allein zu passen scheint, angezogen worden.

5) Indem Herr Gerland bemerkt, das Goethes „geniale Blicke auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz gewöhnlich mit völlig unwissenschaftlichen, wunderlichen Irrthümern versetzt" seien, wirft er mir vor, ich „lasse die unwissenschaftlichen Zusätze meist weg, präparire, so zu sagen, das Brauchbare, heute Schmackhafte aus Goethes Werken*) erst heraus, wodurch diese häufig zu ganz etwas anderem werden, als der Dichter sie meinte" (S. 125). Für diese Behauptung, ich darf wohl sagen Anschuldigung, hätte man billigerweise einen Beweis erwarten dürfen. Da Herr Gerland aber nicht einmal einen Versuch macht, einen solchen zu erbringen, so bleibt mir nur übrig, seine Behauptung mit Entrüstung zurückzuweisen. Wenn ich gesagt habe, daß ich nicht darauf ausgehe, neue Blätter in Goethes Ruhmeskranz zu flechten, so ist es mir hoher Ernst darum und nur um die Wahrheit zu thun. Wie kindisch wäre es, einen Goethe größer darstellen zu wollen, als er ist!

6) Wenn Herr Gerland endlich (S. 126) pathetisch ausruft: „Gott bewahre uns, daß man heute nicht mehr, sondern nur „„früher von einem Naturforscher von Profession ausschließlich verlangt, durch Induction vom Besonderen zum Allgemeinen zu gehen"" (Kalischer S. LIV), so hat er in meiner Aeußerung das so wichtige Wort „ausschließlich" nicht beachtet. Ich glaube meinen wissenschaftlichen-methodologischen Standpunkt deutlich genug gekennzeichnet zu haben, er ist kein anderer als derjenige, von welchem aus die Naturwissenschaften zu ihrer heutigen Höhe gelangt sind, und es kann meinem Herrn Recensenten nicht entgehen, daß, wie ich hervorhebe (S. LIX f.) nur die methodische Verbindung von Induction und Deduction die wahre Forschung charakterisirt und allein zu großen und treibenden Erfolgen insbesondere in den organischen Naturwissenschaften führen kann und geführt hat. Wir gelangen wohl zur Aufstellung einer Theorie durch Induction, verificiren sie aber auf deductivem Wege. Kann wohl die Descendenztheorie jemals auf dem Wege der Induction Beweis- oder Ueberzeugungskraft erlangen? Der Natur der Sache nach niemals! Vielmehr wird die Idee selbst aus der Gesammtanschauung der Natur geschöpft und gewinnt um so mehr an Beweiskraft, je mehr einzelne Erfahrungen mit ihr übereinstimmen. Ich habe mich nun zu zeigen bemüht (S. LIX f.), daß Goethe eine sichere Erkenntniß von der Nothwendigkeit der methodischen Verbindung von Induction und Deduction hatte, und daß der Wissenschaft manches Unheil erspart geblieben wäre, wenn jene allgemeiner verbreitet gewesen wäre. Die „Naturphilosophen" aber irrten, indem sie ausschließlich den deductiven Weg betraten, die Naturforscher fehlten früher, indem sie im Hinblick auf die Verwirrungen, welche die „Naturphilosophie" angerichtet hatte, auch vor jeder wahren philosophischen Naturbetrachtung scheu zurückschreckten. Daß es jetzt anders geworden ist, habe ich (S. LXI) bemerkt, und ich kann schließlich nicht umhin, einige Sätze des Herrn Du Bois-Reymond anzuführen, die auch außer ihrem Zusammenhange verständlich genug sein werden: „Als dritter und angeblich jede weitere Erwägung abschneidender Grund wird von Hrn. Darwins Gegnern zuletzt immer vorgebracht, zweckmäßige Umgestaltung eines Organs durch Vererbung und Auswahl der meistbegünstigten Formen sei bisher in keinem einzigen Beispiele wirklich beobachtet worden. Was Derartiges früher geschehen, könne Niemand wissen, und da auch künftig Beobachtungen und Versuche über diesen Gegenstand aus vielen Gründen unausführbar erscheinen, so sei die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht nur jetzt eine unbewiesene Hypothese, sondern für immer verurtheilt, eine solche zu bleiben. Auf diesem Standpunkt thut man sich dann gegenüber denen, welche dennoch dieser Hypothese anhängen, nicht wenig zu gut darauf, daß man die Fahne der strengen Methode emporhalte, welche gebietet, nur erfahrungs- oder rechnungsmäßig Festgestelltes als bewiesen anzunehmen." (Darwin versus Galiani S. 20.)

Mit Hochachtung

Dr. S. Kalischer.

*) Worten?

Digitized by Google

Inserate.

BERLINER MODENBLATT

1 Mark vierteljährlich.

herausgegeben von **Franz Ebhardt**, unter künstlerischer Leitung von **Knut Ekwall**. 1) **1 Mark-Ausgabe** mit Arbeits-Nrn., viertelj. **1 Mark**, 2) **Wochen-Ausgabe** Arbeits-Nrn. mit colorirten Modenkupfern und Unterhaltungs-Nrn., viertelj. **2 Mark 50 Pf.**, 3) **Pracht-Ausgabe** ebenso mit 76 colorirten Modenkupfern, fertigen Schnitten etc., viertelj. **6 Mark.** — **Preis-Concurrenz mit 3 Prämien von 1500 Mark, 1000 Mark und 500 Mark** für die besten und neuesten Schöpfungen auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten, der Putzmacherei und der Schneiderei. Das Programm wird auf Wunsch direct von der Verlagshandlung FRANZ EBHARDT, 140, Potsdamerstr. in Berlin W., versandt. ☞ Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Probe-Nummern in allen Buchhandlungen.

1 Mark vierteljährlich.

BERLINER MODENBLATT

Zu Festgeschenken empfohlen:

Gustav Freytag-Galerie.

Cab.-Ausg. 23 Bl. in Mappe m. Text 30 M.
Salon-Ausg. in Royalform. 8 Bl. (Ausw.) 50 M.
Kaiser-Ausg. Gr. Imp. (z. Wanddecoration) 20 Bl. à 20 M., in stilv. Rahmen 40 M.

Deutsches Land u. Deutsche Lieder.

Prachtalbum ausgewählt. Dichtungen mit 15 farb. Landschaftsbildern v. H. Stilke. 2. Aufl. 20 M.

E. Schloemp, Leipzig.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde. Br. 9 M. eleg. geb. 10 M. Verlag von **Richard Eckstein** in Leipzig.

Mehr Licht!

Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst.

Herausgeber: **Silvester Frey,**
Berlin W., Wilhelmstr. 86.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Preis pro Quartal M. 3.—

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Die erste Nummer des neuen Quartals (5. März) enthält:

Die beiden Marien. Novelle von Otto von Leixner. — An eine Kerze. Morgenländisch. Zwei Gedichte von Friedrich Bodenstedt. — Turgenjews deutsche Jünger. Eine kritische Randglosse von Wilhelm Goldbaum. — Literaturhistorische Skizzen von M. I. Paul Lindau. — Das Illustrationswesen in Deutschland. Von Friedrich Pecht. — Münsterglocken von Wilh. Jensen. — Figuren aus der Pariser Künstlerwelt. Von M. G. Conrad. X. Emile Augier. — Wochen-Chronik. Buchkritiken von Ludwig Geiger, Adolf Glaser und Josef Kürschner. — Notizen über Literatur, Theater, Musik, Kunst, Bibliographie. — Anzeigen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Sammlung musikalischer Vorträge.

Herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Serie I. No. 3. **Die Entwicklung der Klaviermusik** von J. S. Bach bis R. Schumann von Carl Debrois van Bruyck.
No. 4. **Robert Schumann und seine Faustscenen** von Selmar Bagge.
Velinpapier mit künstlerischem Bücherschmuck.
Preis à Heft 75 ₰ im Abonnement auf 12 Vorträge. — Einzeln à 1 M.

Früher erschienen:
No. 1. **Joh. Seb. Bach** von Philipp Spitta.
No. 2. **Wagner's Siegfried** von Hans von Wolzogen.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Hypothese in der Schule
und der
naturgeschichtliche Unterricht an der Realschule zu Lippstadt.

Ein Wort zur Abwehr und Rechtfertigung
von
Dr. Hermann Müller,
Oberlehrer.
Preis M. 1. 20 ₰.

Die Schrift ist ein mannhafter Protest eines praktisch erfahrenen Schulmannes und angesehenen Naturforschers gegen die von dem Ministerium Falk unter dem Terrorismus der schwarzen Reaction leider angeordnete Unterdrückung der freien Lehre im naturgeschichtlichen Schulunterricht. Der Verfasser widerlegt schlagend die angemaßte Autorität Virchow's in dieser Frage und tritt den auf seine Person gerichteten maßlosen Angriffen in den letzten Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses entgegen.

Bonn, März 1879. **Emil Strauß, Verlagsbuchhandlung.**

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 12. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Johannes Huber. Von J. Friedrich. — Die Gültigkeit der Staatsverträge. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Lieder von J. G. Fischer. — Joseph Ignaz Kraszewski. Von R. Waldmüller (Ed. Duboc). — Bewegungskuren. Von Paul Niemeyer. — „Kriemhild." Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Paul Lindau. — Struensee. Von Rudolph Goecke. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Johannes Huber.

Selten durcheilte die Kunde von dem Tode eines Gelehrten unsere Stadt mit solcher Schnelligkeit und rief alsbald so sehr die allseitigste Theilnahme hervor, wie am 20. März die Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden des Prof. Johannes Huber. Es kommt aber auch nicht häufig vor, daß ein Mann abstracter Wissenschaft in so viele und verschiedenartige Kreise hineinragt, wie Huber. Es mag dies zum Theil mit den Münchener Verhältnissen zusammenhängen, wo bei dem ausgeprägt katholischen Charakter auch die abstracte Philosophie sogleich mehr oder weniger eine praktische Bedeutung erhält; hauptsächlich hat diese Erscheinung ihren Grund doch in den Eigenschaften des Mannes selbst, wenn auch seine Richtung zu gutem Theile von den ihn umgebenden Verhältnissen bedingt war.

Huber (geb. am 18. Aug. 1830) war ein Münchener Kind und konnte auch nie ganz bestimmte von dieser Abstammung herrührende Eigenthümlichkeiten abstreifen; doch hätte Niemand geahnt, daß er als Sohn eines Tändlers (Tröblers) aus so niederer gesellschaftlicher Stellung stamme. Seine Eltern, frommgläubige und rechtschaffene schlichte Leute, konnten ihm begreiflich nach jeder Hinsicht nicht viel bieten: er mußte Alles aus sich selbst werden; aber gleichwohl hat er es in den letzten Jahren seines Lebens oft ausgesprochen, daß auch diese Schule des Lebens ihre Vortheile habe und in der Regel mehr als günstigere Lebensumstände zur Entwickelung der geistigen Energie und eines selbstständigen Charakters beizutragen geeignet sei: was Anderen durch die Geburt schon beschеert worden, das Alles mußte dort erst errungen werden. Bei seinen glänzenden Anlagen mußte sein unermüdliches Streben von Erfolg gekrönt sein. Wie es jedoch bei Jünglingen aus dem katholischen Volke fast die Regel ist, daß sie von den Eltern oder Verwandten im Voraus, ohne Rücksicht auf Befähigung und Neigung, zum Geistlichen oder „Herren", in ihren Augen die höchste Würde, bestimmt werden, so geschah es auch bei Huber, der übrigens selbst beim Abgange vom Gymnasium noch nicht erkannt zu haben scheint, daß die Theologie nicht jene Wissenschaft sei, für welche er seine geistige Kraft einsetzen sollte. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen aus den letzten Gymnasialjahren läßt sich wenigstens dies erkennen: sie zeigen nicht blos einen geistig geweckten und strebsamen Jüngling, sondern auch, wie er die ultramontanen Kämpfe der vierziger Jahre in seinem Geiste und Gemüthe mitstritt und lebte. Ja, er gehörte schon als Gymnasialschüler zu den Mitarbeitern der damals im ultramontanen Lager hochangesehenen Augsburger „Sion", worüber er sich später oft noch voll Verwunderung aussprach.

So warf er sich denn mit allem Eifer unter Döllinger, Haneberg, Stadlbauer, den er wegen der Schärfe seines Verstandes und dialektischen Gewandtheit besonders hochschätzte, und mit dem er bis zu dessen Tode (1866) in enger Freundschaft verbunden war, auf das Studium der Theologie. Doch darf hier auch eines anderen Mannes, der nie der akademischen Lehrcorporation angehörte, sondern als Privatgelehrter in Müncheu lebte, des Dr. Oischinger nicht vergessen werden. Dieser Mann sammelte einen Kreis strebsamer Jünglinge um sich und suchte nicht ohne Erfolg dieselben zu höherer Wissenschaftlichkeit anzuleiten. Zu diesem Kreise gehörte auch Huber, und Oischinger war es, welcher Huber seine ursprüngliche wissenschaftliche Richtung gab. Ein anderes Ereigniß war nicht minder günstig gerade in jene Zeit gefallen. Kurz zuvor lag auf der Universität München noch der Bann einer bornirten Mystik, nach welcher die höchste Wissenschaft darin bestehen sollte, den Teufel zu bannen und die Folgen der Erbsünde aufzuheben. Wie im Leben der Völker zeitweise krankhafte Erscheinungen die Oberhand gewinnen, so ist es auch in der Gelehrtenwelt. Namentlich aber die vierziger Jahre waren für die Universität München eine solche krankhafte Periode. Es war eine Art Teufelsmanie unter einer Anzahl Professoren ausgebrochen: Görres vollendete seine „Mystik", wofür ihm der Teufel wieder manchen Tort anthat; förmliche Wallfahrten gingen zu den tyroler blutschwitzenden Jungfrauen; man saß ehrfurchtsvoll bei den plötzlich in München auftretenden Geister- und Hellseherinnen, Teufel und Erbsünde spielten sogar — abgesehen davon, daß Ringseis ein ganzes medicinisches System darauf aufbaute — in den Sitzungen der medicinischen Facultät eine so große Rolle, daß sie durch einen förmlichen Beschluß aus derselben verbannt werden mußten. So lag eine eigenthümlich dumpfe Atmosphäre damals auf München, die erst durch das Zusammentreffen verschiedener Ereignisse zerstreut werden konnte. Durch Görres' Tod (1848) verloren die Mystiker ihren Mittelpunkt, die Lola-Montez-Episode riß ebenfalls manche Lücken in ihren Kreis und mit der Thronbesteigung Maximilians II. begann überhaupt eine andere Richtung Platz zu greifen. An jener merkwürdigen Verirrung, von der gerade die Theologen am wenigsten oder gar nicht berührt waren, participirte also Huber nicht mehr; er wußte von ihr nur wie von einer historischen Thatsache.

Wenn aber Huber auch erst gegen Ende seines theologischen Studiums, das er bis zum Empfange der Weihen betrieben, seinen Beruf für Philosophie erkannte, umsonst hatte er diese Jahre in den theologischen Hörsälen nicht zugebracht: ein reiches Wissen nahm er doch mit hinweg, das vor Allem

Digitized by Google

einem Philosophen zu Statten kommt und ihn befähigte, später sowohl literarisch als praktisch die ihm eigenthümliche Stellung einzunehmen. Eben in jener Zeit trat der Zwiespalt zwischen römischer Scholastik und deutscher Theologie mehr und mehr hervor, sowie die Tendenz der ersteren, die letztere auf jede Weise zu unterdrücken und sich überhaupt zu der modernen Wissenschaft und Civilisation in den feindlichsten Gegensatz zu stellen. Auf die Münchener theologische Facultät und die philosophischen Universitätslehrer hatten aber die Römlinge und Rom selbst ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Es wird daher bei Huber Manches aus dem Zusammentreffen aller dieser Umstände erklärlich. Er hätte nur dadurch jeder Collision ausweichen können, wenn er, wie Andere, sich auf die rein formale Philosophie bezogen hätte. Das lag aber weniger in seiner Natur: es waren mehr die metaphysischen Probleme, welche ihn anzogen, also gerade jenes Gebiet, von dem Rom behauptet, daß es seine ausschließliche Domäne sei und auf demselben keine Nebenregierung vertragen könne.

Für den Gang seiner eigenen Entwicklung bilden seine Schriften selbst ganz charakteristische Marksteine. Noch als Studirender der Theologie trat er unter Oischingers Leitung polemisch in der Schrift auf: Der Anthropologism des Dr. Carl Prantl und seine jüngste Bevorwortung (durch Felix Dahn, ebenfalls noch Student), 1853. Diese Schrift, sowie seine Promotionsschrift: Ueber die cartesianischen Beweise vom Dasein Gottes, 1854, und seine Habilitationsschrift: Ueber Platons Lehre von einem persönlichen Gott, 1855, dann: Ueber die Willensfreiheit, 1858, ließ man auch noch von kirchlicher Seite unbeanstandet; aber schon die nächste: Die Philosophie der Kirchenväter, 1859, wurde auf den römischen Index der verbotenen Bücher gesetzt. Eine solche Censur ist in einem katholischen Lande und an einer Universität, deren meiste Studirende Katholiken sind und auf welche die Bischöfe immer einen mächtigen Einfluß ausüben, nicht ohne Bedeutung. Früher erreichten es die Bischöfe häufig, daß solche Lehrer, auch an den philosophischen Facultäten, abgesetzt wurden, und daß Aehnliches auch bei Huber, der inzwischen (1859) außerordentlicher Professor geworden war, sowie bei Prof. Frohschamer in der Absicht des Münchener Ordinariats lag, weiß ich genau. Da es nicht gelang, Huber — obwohl er in einer Audienz bei Erzbischof Scherr daran gemahnt war — sich auch nicht dazu verstand, ein „laudabiliter se subjecit“ nach Rom einzusenden, so griff man zu einem andern Mittel gegen ihn: man lähmte, soviel es bei der absoluten Abhängigkeit der Theologiestudirenden von den Bischöfen möglich war, seine Lehrthätigkeit. Daran konnten auch seine späteren Schriften, so hoch man sie auch schätzte, nichts mehr ändern: Johannes Scotus Erigena, 1861; Die Idee der Unsterblichkeit, 1864 (3. Aufl. 1868). Dazu kam, daß er auf der von Döllinger u. A. berufenen Versammlung katholischer Gelehrter (1863) neben mir und Pichler der Einzige war, welcher ihrem Beschluß über das Verhältniß der Autorität zur Wissenschaft die Zustimmung verweigerte. Zog ich mir — trotz meiner so wahren Auseinandersetzung, daß durch eine solche Resolution die Gegensätze zwischen Romanismus und deutscher Wissenschaft, wie wir sie eben aufeinanderplatzen sahen, nicht beseitigt, sondern nur „überkleistert“ werden und mir dieser Ausgleich wie „die protestantische Union“ vorkomme — bereits den vollen Zorn der Parteien zu, so mußte Huber es mit ihnen vollständig verderben, da er vom Standpunkt der Unabhängigkeit der Wissenschaft sein negatives Votum motivirte. In der letzten Periode seines Lebens verschlimmerte die offene Stellung, die er gegen die immer weitergehenden Prätensionen Roms nahm, nur noch sein Verhältniß zu den hierarchischen Gewalten. Wer nur einigermaßen correct katholisch sein wollte oder mußte, hielt sich von seinen Vorlesungen ferne, und endlich gab das Cultusministerium dem Drängen der ultramontanen Kammerpartei nach und bestellte sogar innerhalb der theologischen Facultät (1872) einen Professor, der die philosophischen Vorlesungen für die künftigen Theologiecandidaten zu halten hat! Doch würde es unbillig sein, wollte ich hier nur von den Römlingen sprechen. Je mehr die materialistische Weltanschauung an Terrain gewann und schon die Gymnasien inficirte, desto mehr vereinsamte Hubers Lehrstuhl, ein Umstand, der viel zu seinen häufigen Verstimmungen beitrug, da er bei seiner Beredtsamkeit und seiner hervorragenden wissenschaftlichen Stellung auf eine ausgedehnte Zuhörerschaft hätte rechnen können. Um so größeres Aufsehen erregte es, daß Huber (seit 1864 ordentlicher Professor) berufen wurde, den jungen König Ludwig II. sowie den älteren Prinzen am Hofe des Prinzen Luitpold Vorlesungen zu halten. Später, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, zog ihn auch der Herzog Carl Theodor in seine Nähe und verkehrte bis in die letzten Tage desselben viel mit ihm.

Gleichwohl ließ sich Huber dadurch nicht bewegen, etwa seinen Standpunkt zu ändern und in ein Fahrwasser einzulenken, welches ihn nach dieser oder jener Seite angenehmer gemacht hätte. Gerade als ob seine geistige Energie dadurch noch erhöht worden wäre, trat er immer entschiedener und offener als Vertheidiger der idealen Weltanschauung in den Kampf. Es folgten 1867 seine „Studien“: Die religiöse Aufklärung im 18. Jahrhundert — Zur Christologie — Die Statistik der Verbrechen und die Freiheit des Willens; Die Lehre Darwins kritisch betrachtet, 1871; gegen Dav. Strauß: Der alte und der neue Glaube kritisch gewürdigt, 1873; gegen Hartmann: Die religiöse Frage, 1875, und in demselben Jahre noch: Die ethische Frage, sowie gegen Häckel: Zur Kritik moderner Schöpfungslehren, und gegen Schopenhauer und seine Schule: Der Pessimismus, 1876; ferner: Die Forschung nach der Materie, 1877; Die Philosophie der Astronomie, 1878, endlich: Psychologische Studien: 1. Das Gedächtniß, 1878. Diese letzteren Schriften haben zumeist die Form von Broschüren und Essays und sind zum Theil auch nur Abdrücke aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, zu deren geschätztesten Mitarbeitern er gehörte; allein diese Schriften gründeten sämmtlich auf einem tiefen Studium, und Huber wählte nur diese Form, weil er der gewiß nicht unrichtigen Ansicht war, daß man nur auf solche Weise, nicht mit umfangreichen Büchern und einem äußerlich aufgespeicherten gelehrten Apparate ins höhere Publicum dringen könne.

Huber war aber nicht blos ein Stuben- oder Katheder-gelehrter. Seine Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu, daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war sogar stolz, „ein Sohn aus dem Volke“, wie er sich gern nannte, zu sein; ja, er rechnete sich geradezu als Arbeiter zum Arbeiterstande. Daher entsprang wohl auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu mißbrauchen wissen oder denen er nur Hochmuth und Verachtung Aller einflößt, welche nicht gleichreich wie sie sind und nicht mit ihnen in Allem concurriren können, obwohl ihnen sonst die geistige und moralische Inferiorität auf dem Gesichte geschrieben steht. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er unter anderen Reisen nach Frankreich und Italien auf der nach England zu London in den Hütten der Armuth und des Elends, durch die er sich von einigen Polizeimännern führen ließ, empfangen. Aus diesen Beobachtungen und sonstigen Studien entstand damals seine Schrift: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage, 1865. Ich weiß, wie man damals Huber wegen dieser Vorträge als Schwarzseher verlachte und verhöhnte; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die Meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit wiegten. Diese Frage wurde für Huber, ich darf so sagen, eine wahre Herzensangelegenheit. Nie mehr ließ er sie aus dem Auge, bei jeder Gelegenheit, im Privatverkehr wie öffentlich, wies er auf dieselbe hin.

Digitized by Google

So finden wir in seinen „kleinen Schriften“ 1871 wieder mehrere hier einschlagende Aufsätze, wie „Communismus und Socialismus“ und „Die Nachtseiten von London“. Seiner ganzen geistigen Richtung nach mußte ihm diese Frage aber zugleich eine religiöse sein, indem es ihm für ausgemacht galt, daß die bürgerlichen und socialen Tugenden ihre Wurzeln nur in der Religion haben können und losgerissen von dieser haltlos sind und im höchsten Falle zu einer äußerlichen Legalität führen, unter der, wie Huber leider nur zu oft erfahren mußte, die ekelerregendste Immoralität versteckt ist. Die Erscheinungen seit den Kriegsjahren, namentlich das gewissenlose Gründerthum mit seinem furchtbaren Krache, die rücksichtsloseste Ausbeutung der Einen durch die Anderen und die immer offener hervortretende Unredlichkeit in Handel und Wandel, bestärkten ihn nur noch mehr in seinen trüben Anschauungen. Wenn er aber der socialen Frage zugleich eine religiöse Seite vindicirte, so verstand er unter Religion die christliche. Ich wenigstens las oder hörte nie schöner und begeisterter die sociale Seite der christlichen Religion dargestellt, als ich es aus dem Munde Hubers hörte. Da legte er in seine vortreffliche Beredtsamkeit eine Gluth der Begeisterung, daß er Alles mit sich fortriß. Vielleicht bei Wenigen nur noch fand darum das Wort des Kaisers: „Die Religion muß dem Volke erhalten werden“, einen so tiefen Widerhall, als bei Huber. Es war ihm aus der Seele gesprochen, und so raffte er sich denn damals, obwohl er geistig von den Vorfällen des Jahres 1878 tief gebeugt war und auch seine Gesundheit sich sichtlich verschlimmerte, nochmals auf, um im Münchener „Deutschen Merkur“ eine Reihe von Artikeln erscheinen zu lassen, worin er des Weiteren sich über diese Worte ausließ. Sie sind der Ausdruck ernstester Sorge um das Wohl der Gesellschaft, zugleich aber auch tiefer Verstimmung über die Art, wie die öffentlichen Fragen von den dominirenden Parteien behandelt wurden; sie sind jedoch auch, da seine Artikel über die sociale Frage, welche damals in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zu erscheinen begannen, sofort nach den einleitenden Artikeln, wie man sagte, auf höheren Wink unterdrückt wurden, gewissermaßen sein geistiges Testament. „Wie keine andere Religion,“ schrieb er, „ist die christliche das Evangelium der Armen geworden,“ und: „die Religion ist die Grundlage des Staatslebens.“

Gerade darum blieb aber Hubers Aufmerksamkeit auch stets der kirchlichen Frage zugewendet. Der Ultramontanismus, wie er sich namentlich unter Pius IX. entwickelte, schien ihm nur dazu angethan, die Religion in immer weiteren Kreisen zu untergraben und zu ersticken. Als die Eröffnung des vaticanischen Concils (1869) nahte, stand er dem „Janus“ nahe, während des Concils rief er die „Stimmen aus der katholischen Kirche“ ins Leben und verfaßte selbst mehrere Schriften, wie „Das Papstthum und der Staat“, 1870, „Die Freiheiten der französischen Kirche“, 1871. Als aber nach dem Concil, nachdem er noch „Das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung“ 1871 hatte erscheinen lassen, die Oppositionsbischöfe ihre Haltung auf dem Concil verleugnen und soviel an ihnen das neue deutsche Reich zu einer Domäne der römischen Curie machen wollten, da entbrannte er in heiligem Zorne. Er namentlich wurde nun der Urheber der sogenannten Münchener „Museumsadresse“ und vertheidigte sie gegen ein Hirtenschreiben des Münchener Erzbischofs durch einen offenen Brief an denselben in der „Allgemeinen Zeitung“, welcher von geradezu niederschmetternder Wirkung war. Ihm ist es auch zu danken, daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in die Praxis hinübertrat. Hier zeigte er überhaupt ein ganz merkwürdiges organisatorisches Talent. Aus seiner Initiative ging der Münchener erste Altkatholikencongreß hervor, der auch sonst in seinen Beschlüssen die Spuren seines Geistes hauptsächlich trägt. Auf allen folgenden Congressen, mit Ausnahme des Breslauer, war er rathend und durch sein Wort begeisternd thätig. In München organisirte er die regelmäßigen Winterversammlungen der Altkatholiken, bei denen er insbesondere auch die Geschichte der socialen Frage seit dem Alterthum bis in die neueste Zeit behandelte und die nur im letzten Winter nicht gehalten wurden, weil Huber sich ausdrücklich bereits außer Stand fühlte, an denselben Antheil zu nehmen. Ich weiß, daß Viele ihm diese so energische Betheiligung an der Opposition gegen das Concil arg verübelten: aus dem was oben gesagt wurde, glaube ich, ist seine Stellung vollständig erklärt und gerechtfertigt; nicht verschweigen kann ich aber, daß ihn die Haltung der nichtultramontanen Parteien im Kampfe gegen Rom nicht minder schwer verstimmte, als in anderen Fragen. Ihr schrieb er noch kurz vor seinem Tode es zu, daß der Ultramontanismus neuerdings Wurzeln faßte und sein Haupt immer kecker wieder erhob. Hierher gehört aber auch sein Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, 1873, das zwar sofort auf den römischen Index gesetzt wurde, aber nichtsdestoweniger das beste Buch ist, das wir über den Jesuitenorden haben. Es beruht auf selbstständigem Quellenstudium, ist nicht wie die gewöhnliche Literatur über die Jesuiten eine Skandalschrift, sondern hebt ebensosehr die guten Eigenschaften des Ordens als seine Fehler hervor und führt sogar in manchen Punkten die Vertheidigung desselben. In Deutschland fand aber dieses Buch keine besondere Beachtung und brachte es dasselbe nicht einmal zu einer zweiten Auflage, während die französische Uebersetzung rasch vier Auflagen erlebte.

Huber war durch und durch liberaler Gesinnung; aber sein selbstständiges Wesen konnte sich nicht in Allem in die Schablone der dominirenden Parteien zwängen lassen. Im Jahre 1875 wollte er sich auch auf der politischen Laufbahn versuchen und candidirte in München um einen Sitz in der Kammer, welche an ihm, ohne Widerspruch fürchten zu müssen kann ich es sagen, eine ganz hervorragende Kraft gewonnen haben würde. Die liberale Partei setzte ihn auch auf ihre Liste, um ihn dann einer wenig hübsch angelegten Intrigue zu opfern, nachdem man zum Scheine noch den Versuch gemacht hatte, ihm ein imperatives Mandat aufzuzwingen, welches Ansinnen er jedoch mit Entrüstung zurückwies. Dieser Vorgang that ihm unendlich wehe und den Schmerz über die damalige Behandlung nahm er mit ins Grab.

Hubers Sprache wie Feder war oft scharf, sehr scharf; häufig sprach aus ihm auch eine leidenschaftliche Erregtheit. Das muß aber Jeder zugestehen: es war das Interesse für das, was er als das Wahre und Rechte anerkannt hatte. Dann muß man auch zu seiner gerechten Beurtheilung hinzunehmen, daß er nach seinen Angaben bereits seit seinem zwölften Lebensjahre in Folge einer starken Verkältung leidend war. In seinem 20. Jahre bildete sich bei Gelegenheit einer Gebirgstour ein Herzleiden aus, das ihn schon damals dem Tode nahe brachte, und manchmal erzählte er, wie seine Mutter seine Bitte um einen neuen Rock dahin zurückwies, daß er dessen nicht mehr bedürfe, da er doch nächstens sterben werde. Als Privatdocent litt er neuerdings in einem solchen Grade daran, daß ihn die Aerzte bereits aufgaben; nur der Wasserkur, welcher er sich unter der Leitung seines späteren Schwiegervaters unterzog, gelang es, seinen Tod noch weiter hinauszuschieben. An welch hochgradigem Herzleiden er aber litt, das konnte zur Verwunderung Aller nur erst durch die von ihm selbst angeordnete Section constatirt werden. Andere wären vielleicht längst vorher geistig gebrochen; Hubers Energie aber vermochte es, die Vorlesungen, wenn auch mit großer Mühe und Anstrengung, bis zum Ende des Wintersemesters fortzusetzen. Damit hatte er aber auch den letzten Rest seiner Kraft aufgebraucht. Wenige Tage nachher schlief er, ohne daß wohl er so wenig als seine Familie es ahnte, für immer ein. Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so lag er ruhig vor sich hinblickend da.

Hoffentlich wird noch ein Würdigerer als ich, der ohnehin noch durch des Freundes Tod tief erschüttert ist, ein Bild von diesem echten deutschen Professorenleben entwerfen.

München, 6. April. J. Friedrich.

Digitized by Google

Die Gültigkeit der Staatsverträge.

Es ist in neuester Zeit das den Volksvertretungen zuzugestehende Maß der Concurrenz, um Staatsverträge gültig abzuschließen, in einzelnen Staaten vorläufig nur akademisch erörtert, in einzelnen Staaten in allerneuester Zeit schon zum praktischen Austrag gekommen. Sehr bedeutende Rechtslehrer sind intra muros der betreffenden Parlamente et extra in die Discussion mit eingetreten und einer der bedeutendsten, der erst vor ganz kurzem aus der Regierung geschiedene Dr. Joseph Unger, hat das Thema zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung gemacht. So mag es wohl gerechtfertigt erscheinen, der Frage, die allerdings noch nicht überall praktisch geworden ist, aber jeden Augenblick überall praktisch werden kann, auch an dieser Stelle eine Beachtung zu schenken und aus den verschiedenen Anschauungen das Facit, wenigstens das vorläufige Facit zu ziehen. Beschränken wir uns dabei auf die uns zunächst liegenden Staaten, auf Oestreich, Preußen und Deutschland.

Art. 48 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 (ein Artikel, den Gneist als einen „in der Uebereilung entstandenen, in sich unklaren und unbegrenzbaren" bezeichnet), Art. 6 des östreichischen Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, und endlich Art. 11 der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 erheischen sämmtlich zur Gültigkeit einer bestimmten Kategorie von Staatsverträgen die Zustimmung (Genehmigung) der Volksvertretung. Wir haben wohlbedacht den Art. 6 des östreichischen Staatsgrundgesetzes und nicht den meist angezogenen Art. 11 lit. a des Gesetzes, „wodurch das Grundgesetz über die Reichsvertretung vom 26. Februar 1861 abgeändert wird", genannt, denn gerade Art. 6 enthält, insofern er Zweck und Ende angibt, zu dem die Zustimmung des Reichsraths zu gewissen Staatsverträgen erforderlich ist („zur Gültigkeit"), die entscheidende und maßgebende Disposition, während Art. 11 nur von der Genehmigung schlechthin spricht, ohne anzugeben, ob diese Genehmigung nur der Ausführung oder ob sie der Rechtsbeständigkeit des Staatsvertrags zu ertheilen: wie denn überdies zwischen den beiden Artikeln eine eben so auffallende und unaufgeklärte als bedeutsame Incongruenz betreffs des Umfangs der der reichsräthlichen Genehmigung zu unterbreitenden Verträge besteht, weil Art. 11 diesen Verträgen auch diejenigen einreiht, „welche eine Gebietsveränderung zur Folge haben", während in Art. 6 dieser Kategorie von Verträgen nicht gedacht wird, woraus man ohne Zweifel folgern darf, daß ein Vertrag, der „eine Gebietsveränderung zur Folge hat", wohl zu seiner Ausführung, nicht aber zu seiner „Gültigkeit" die Zustimmung des Reichsrathes erheischt.

Zunächst drängt sich nun die Frage auf, was unter der „Gültigkeit" eines Staatsvertrags zu verstehen. Die Einen (und betreffs des preußischen Staatsrechts in erster Reihe Gneist in seinem bekannten Gutachten, betreffs des Staatsrechts des deutschen Reichs Laband in seinem Staatsrecht des deutschen Reichs und Meyer in seinem Lehrbuch des deutschen Staatsrechts) charakterisiren die „Gültigkeit" als die Wirksamkeit, als die Vollziehbarkeit desjenigen Staatsvertrags, der von dem Staatsoberhaupt, als dem zur Schließung internationaler Verträge legitimirten Organ, ohne Mitwirkung des Parlaments rechtsverbindlich geschlossen wird; die Mitwirkung des Parlaments beschränkt sich hiernach auf die Ertheilung resp. die Verweigerung der Genehmigung zur Durchführung, zur Erfüllung des Vertrags. Wird die Genehmigung ertheilt, so ist das gewissermaßen die Beifügung der Vollstreckungsclausel; wird sie verweigert, so ist der — allerdings gültig bleibende — Vertrag unvollziehbar. Die Anderen dagegen (und die Vorkämpfer dieser Ansicht sind Robert Mohl in seinem Staatsrecht des Königreichs Württemberg, E. Meier in seiner Monographie über den Abschluß von Staatsverträgen und Rönne in seinem Staatsrecht des deutschen Reichs) verstehen unter „Gültigkeit" einfach den Rechtsbestand, die rechtliche Existenz und Geltung des Staatsvertrags und sie fordern also consequent zur gültigen Abschließung des Vertrags die Zustimmung, die voraufgehende Zustimmung der Volksvertretung, so daß ohne diese voraufgehende Zustimmung das Staatsoberhaupt einen Staatsvertrag rechtsverbindlich gar nicht abzuschließen vermag, und daß mithin, wo diese Zustimmung nicht vorhanden, der Vertrag nicht blos unvollziehbar, sondern geradezu ungültig ist. Unger nun schließt sich in seiner Abhandlung der Ansicht der Letzteren an, die übrigens wohl schon deshalb als die richtigere zu gelten hat, weil es immer nur eine bestimmte Kategorie von Staatsverträgen ist, deren „Gültigkeit" der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, weil also alle außerhalb dieser Kategorie liegenden Verträge zu ihrer „Gültigkeit" jener Zustimmung nicht bedürfen; und weil also, wenn wirklich unter „Gültigkeit" nur die Vollziehbarkeit zu verstehen, zur Durchführung der letztgenannten Verträge die Mitwirkung der Volksvertretung nicht erforderlich wäre oder doch von ihr nicht verweigert werden dürfte, was beides zweifellos nicht der Fall. Unger tritt jedoch den Beweis an, daß die Ansicht, die er im Allgemeinen als richtig anerkennt, in einem wesentlichen Punkte der Berichtigung bedarf und er ruft dafür die Analogie des Privatrechts zu Hülfe.

Denn auch auf dem Gebiete des Privatrechts sind die Fälle nicht selten, wo zur „Gültigkeit" eines Rechtsgeschäfts und insonderheit eines Vertrags die Zustimmung eines Dritten erforderlich ist: so bedarf es beispielsweise zur Gültigkeit der Ehe eines Minderjährigen der Zustimmung (Genehmigung, Einwilligung) des Vaters oder des Vormunds. Der Wille des Vertragschließenden allein ist hier zur Begründung des Rechtsgeschäfts nicht ausreichend, es muß vielmehr zu seinem Willen noch ein anderer Wille hinzutreten, und zwar ein vor Abschluß des Vertrags einzuholender Wille. Ist das nicht geschehen, so ist der Vertrag ungültig; nicht absolut ungültig, denn der betreffende Dritte kann nachträglich seine Einwilligung geben und dann ist der Vertrag so gültig, als wäre er ursprünglich mit seiner Einwilligung abgeschlossen worden, aber er kann sie auch nicht geben, er kann sie verweigern und dann ist der Vertrag nach allen Seiten hin nichtig und unverbindlich.

Läßt man diese Analogie gelten — und es ist nicht wohl abzusehen, weshalb sie nicht gelten sollte —, so ist auch das vorliegende staatsrechtliche Problem leicht gelöst. Da zur „Gültigkeit" gewisser Staatsverträge die Zustimmung der Volksvertretung erforderlich ist, so ist zur gültigen Abschließung derselben ihre Mitwirkung nöthig, und ist also regelmäßig vor der Finalisirung des Vertrags, vor seiner Ratification, ihre Einwilligung zu erwirken. Erfolgt die Ratification ohne die Einholung und Ertheilung dieser Einwilligung, so ist der Staatsvertrag relativ ungültig, d. h. er ist gültig, wenn nachträglich die Zustimmung gegeben, er ist und bleibt ungültig, wenn sie verweigert wird.

Der Grundsatz, daß das Staatsoberhaupt die Staatsverträge abzuschließen hat, wird durch diese Auffassung nicht alterirt. Denn auch da, wo ein Vertrag zu seiner Gültigkeit der Zustimmung eines Dritten bedarf, schließt nicht der Dritte den Vertrag: der Minderjährige, welcher zur gültigen Eingehung einer Ehe die Einwilligung des Vormunds einzuholen hat, geht die Ehe allein ein, nicht er sammt dem Vormund. Und so ist auch bei denjenigen Staatsverträgen, deren Gültigkeit an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden, das Staatsoberhaupt der alleinige und ausschließliche Contrahent, und die — allerdings unerläßliche — Mitwirkung der Volksvertretung stellt sich lediglich als eine accessorische dar, welche die principale Action des Staatsoberhaupts ergänzt und vervollständigt: die Volksvertretung ermöglicht den Abschluß des Vertrags, aber sie bewirkt ihn nicht.

Ebenso wenig wird durch die hier vertretene Auffassung der staatsrechtlichen Praxis Eintrag gethan. Wenn ein Staatsvertrag, der zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, regelmäßig vor seiner Ratification derselben

Digitized by Google

vorgelegt werden muß, so geschieht das offenbar, nicht um sich im vorweg jener Zustimmung zur künftigen Vollziehung des noch erst abzuschließenden Vertrags zu versichern — das wäre nicht blos unnatürlich, es stünde auch mit den reellen Vorgängen des praktischen Staatslebens in vollem Widerspruch —, sondern es geschieht, um die Zustimmung zum Inhalt des Vertrags und zu seiner Abschließung zu erlangen. In den Staaten, wo (z. B. in England) die Zustimmung des Parlaments wirklich nur zur Ausführung eines bereits abgeschlossenen Staatsvertrags erforderlich ist, findet denn auch seine Vorlegung im Parlament regelmäßig erst nach erfolgter Ratification statt. Die Pflicht, einen solchen Vertrag schon früher vorzulegen, ist nur dann und nur deshalb eine staatsrechtliche, wenn und weil die Zustimmung der Volksvertretung schon zur gültigen Abschließung des Vertrags erforderlich ist; im anderen Falle würde diese Pflicht höchstens als eine völkerrechtliche, als eine Pflicht gegenüber dem anderen contrahirenden Staate erscheinen.

Es gibt Fälle genug, wo das praktische Bedürfniß dazu zwingt, einen Vertrag, der zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, noch vor Ertheilung dieser Zustimmung definitiv abzuschließen und erst den ratificirten Vertrag dem Parlament „zur nachträglichen Genehmigung" vorzulegen. Wenn nun die vorgängige Zustimmung die unerläßliche Vorbedingung der rechtsgültigen Errichtung des Vertrags wäre, so wäre ein Vertrag, der ohne die Erfüllung dieser Vorbedingung abgeschlossen worden, absolut null und nichtig, und wie könnte man dann einen rechtlich gar nicht existirenden Vertrag überhaupt nachträglich vorlegen? Wenn aber andererseits unter der „Gültigkeit" eines Vertrags wirklich nur seine Vollziehbarkeit zu verstehen wäre, so könnte von einer Vorlage des Vertrags „zur nachträglichen Genehmigung" keine Rede sein, denn die Vorlage eines definitiv abgeschlossenen Vertrags zum Zweck seiner Vollziehung wäre dann keine nachträgliche, sondern eine geradezu rechtzeitige, und umgekehrt jede Vorlage in einem früheren Stadium eine vorzeitige, eine anticipirte.

Recapituliren wir also. Wenn ein ratificirter Staatsvertrag die zu seiner Gültigkeit erforderliche Zustimmung der Volksvertretung nicht erlangt, so ist er staatsrechtlich und völkerrechtlich, so ist er, denn die Gültigkeit läßt sich nicht spalten, nach allen Seiten hin null und nichtig und unverbindlich; die vollständige und allseitige Wirkungslosigkeit eines Rechtsgeschäftes ist die logische und nothwendige Folge seiner Ungültigkeit. Allerdings ist das Staatsoberhaupt zum Abschluß von Staatsverträgen in der Regel vollständig legitimirt: wo aber die Gültigkeit derselben an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden erscheint, da ist eben seine Dispositionsfähigkeit eine beschränkte und seine Legitimation unvollständig und der Ergänzung bedürftig, und daß auch im völkerrechtlichen Verkehr die Legitimation des Staatsoberhauptes aus dem positiven inneren Staatsrecht des betreffenden Landes beurtheilt werden müsse, steht außer Zweifel.

Welche Kategorie von Staatsverträgen übrigens zu ihrer rechtlichen Geltung der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, das zu untersuchen, muß man sich auf den Boden der einzelnen Verfassungen stellen. Das Gebiet solcher Staatsverträge nach allgemeinen Grundsätzen abzugrenzen, ist absolut unthunlich.

Wien, Anfang April. Wb.

Literatur und Kunst.

Lieder von J. G. Fischer.*)

Heimkehr.

Nun sterb' ich wie mein Sohn gestorben ist,
Den Gott hinweg nahm in den holden Jahren,
Eh' er von dir, begehrte Welt, erfahren,
Wie du so lockend und so trüglich bist.

Wie lange hast du mich umhergetrieben,
Der ich des Lebens Gütern nachgejagt,
Und hast mir viel gewährt und viel versagt;
Doch des Gewährten auch ist nichts geblieben.

Du hast, mein Sohn, die Feuer nicht gekannt,
Die nach der Menschenehre eitlen Träumen,
Nach der Genüsse kaum berührten Schäumen
In meinem Herzen oft so heiß gebrannt.

Du kanntest nur den Lenz, der kurz wie du
An Quellen sich erfreut, an Blüth' und Laube,
Mit Engeln spielt, ein kurzer süßer Glaube
Die Augen aufschließt, dann auf immer zu.

Nun hab' ich selbst die Welt von mir gestreift
Und liege nur der Erde noch am Herzen,
Indeß, die Schattenbilder zu verschmerzen,
Die Hoffnung nach der letzten Scholle greift.

Und stille, wie du selbst geschieden bist,
Komm' ich, mein Sohn, zu dir in deine Ruh',
Und hab' dich wieder, und bin selbst wie du,
Und sterbe wie mein Sohn gestorben ist.

* * *

Lebenslauf.

So kommt ein Vöglein in die Welt:
Auf geht des Auges Thür,
Den Bissen, zart von Saft und Kraft,
Den sie genetzt mit eignem Saft,
Kaut ihm die Mutter für.

Nun zieht das Vöglein in die Welt,
Auf geht ihm jede Thür,
Holt singend aus Gehölz und Dorn
Sein weiches oder hartes Korn
Mit eig'ner Wahl herfür.

Dann geht das Vöglein aus der Welt,
Zu fällt des Auges Thür,
Da thut es seinen letzten Schlag,
Den Bissen, der noch vor ihm lag,
Den kaut ihm keiner für.

* * *

Silchers Volkslieder.

Am Dorfweg unterm Lindenbaum
Da träumt er seinen schönsten Traum,
Da weht's wie Sonntagsmorgenglanz
Und wie Schalmei'n vom Schäfertanz;

*) Vergl. „Gegenwart" Bd. XV, Nr. 13.

Digitized by Google

Da singt und klingt Soldatenmuth,
Der Bursche singt und schwingt den Hut,
Es tönt ein Hall ins Abendroth
Von eines Mägdleins frühem Tod;

Und hüpft ein Paar zum süßen Mai
Wie junges Rosenblut vorbei,
Dem fallen Lieder in den Schoß —
Er macht sie nicht, man singt sie blos.

Berichtigung. In dem Liede: „Menschen" (Nr. 13 dieses Blattes) ist in der ersten Zeile nur statt nun zu lesen.

Joseph Ignaz Kraszewski.

Von

R. Waldmüller (Ed. Duboc).

Das Erscheinen eines Romans von nicht gewöhnlichem Interesse und die dem Verfasser desselben ohnlängst in Dresden von seinen über die ganze Erde verstreut wohnenden Landsleuten bereitete glänzende fünfzigjährige Schriftsteller-Jubelfeier haben in den letzten Tagen vielfach zum Aufwerfen der Frage geführt: Wer ist denn dieser Dichter, der sich seiner Nation in so hohem Grade werth gemacht hat und wie kommt es, daß er unter uns wohnt, ohne daß wir mehr als hin und wieder seinen Namen erfuhren?

Die Antwort ist vornehmlich in dem unerfreulichen Verhältniß zu suchen, in das — eine natürliche Folge historisch vererbter Zustände — die Polen zu uns und wir zu den Polen gerathen sind. Wir haben mit unserer Antipathie gegen die Knute und gegen Rußlands kalte Winde während manches Jahrzehnts uns auf keine gemüthlichere Weise abfinden zu können gemeint, als indem wir für die Polen schwärmten. „Der Rubel reist im Lande" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" sangen unsere Dichter nicht allein, wir Alle sangen dieselben Tonweisen, und es wurde von Heinrich Heines Ungezogenheiten ihm keine so allgemein verübelt, als die gegen die Polen. Daß im Jahre des allseitigen Verbrüderungs- und Befreiungsrausches, im achtundvierziger März, die Polen die Ersten waren, denen wir die Gefängnisse öffneten, und welche Ernüchterung diesem begeisterten Taumel gefolgt ist, das Alles ist ja ein Theil der neueren und neuesten Geschichte und wird hier nur in Erinnerung gebracht, um die oben aufgeworfene Frage nicht erst weitläuftiger als durch diesen allgemeinen Hinweis auf den trübenden und erkältenden Einfluß politischer Beziehungen beantworten zu müssen.

Anders wäre im einzelnen Falle die Sache dennoch geworden, wenn beispielsweise eine hervorragende literarische Capacität, wie die hier in Rede stehende, im Dienste einer kirchlichen Partei Bedeutung gewonnen hätte und solcher Art auch als Waffenträger außerhalb des Kreises nationaler Bedingungen mit Erfolg verwendbar gewesen wäre. Und allerdings ist schon die polnische ultramontane Presse beflissen, den Jubilar für solche Zwecke zu erobern, und deutsche Zeitungen drucken nach, Kraszewski sei unter die Römlinge gegangen. Ehe ich auf eine Charakteristik seiner literarischen Thätigkeit näher eingehe, theile ich aus einem Schreiben Kraszewskis, das ich zur Klarstellung seines confessionellen Standpunktes benutzen darf, folgende Stelle mit:

Le Berliner Börsen-Courier donne sur la foi des journaux ultramontains polonais une appréciation inexacte de mes paroles pendant le diner (du 18). Il dit que j'ai abjuré le liberalisme et me suis reconnu ultramontain. Je me reconnais catholique et j'appartiens à la confession catholique, mais je ne suis ni ne serai jamais ce qu'on appelle ultramontain. Les feuilles ultramontaines ont expliqué faussement mes paroles et j'ai du protester dans un journal libéral. Toute ma vie est là pour témoigner que j'ai preché la tolérance, l'égalité de toutes les confessions, la liberté pour tous, le travail pacifique comme remède à tous les maux.

Ueber das Fest selbst, das am 18./19. März, als am Vorabend vom Namenstage des Schutzpatrons Kraszewskis, nämlich des heiligen Joseph, in dem Dresdener Hotel Bellevue begangen wurde, sei demnächst noch kurz erwähnt, daß es durchaus auf nationale Theilnehmer beschränkt war, die sich aber aus allen Himmelsgegenden in sehr großer Zahl zusammengefunden hatten, und daß der Jubilar in seiner Dankrede ganz im Sinne des eben citirten Briefs auf die geistige Arbeit als dasjenige Gebiet hinwies, auf welchem die Polen sich zu bethätigen und zu bewähren hätten. Adressen, zum überwiegenden Theil in künstlerisch vollendeter Weise hergestellt — ein ganzes Zimmer der Villa Kraszewski ist damit gefüllt — sind ihm von einer großen Anzahl polnischer Städte zugekommen, einige ohne Unterschrift und dadurch handgreiflich das Gefühl der politischen Unfreiheit illustrirend, dessen die Uebersender dieser Adressen sich nicht zu entschlagen vermochten, trotzdem die russische Regierung von diesen Huldigungen glimpflicher Weise keine Notiz genommen hat. Die von dem galizischen Landtage übersandte Adresse trägt dagegen die Unterschriften sämmtlicher Mitglieder, und ebenso diejenige der polnischen Fraction des deutschen Reichstags, der polnischen Damen in Posen, der Polen in Bukarest, der Polen in Stockholm, der polnischen Studenten in Paris ꝛc. Unter den Geschenken befindet sich ein reich geschnitzter Sessel, dessen Polster mit polnischen Städte-Wappen bestickt sind. Endlich ist noch, als eine ebenso werthvolle, wie fein ausgeführte Arbeit, eine große goldne Medaille mit dem Bilde des Jubilars zu erwähnen, die ihm durch eine Deputation überreicht wurde.

Uebrigens wurde der 19. März ebenfalls in Warschau, Thorn, Danzig, Posen, Kielce, Kalisch, Lublin ꝛc. theils durch Bankette, theils durch Theatervorstellungen festlich begangen. So spielte man in Warschau, Posen, Stanislavov, Kielce und Brody das populärste Drama Kraszewskis, eine Art polnischer Tartüffe.

Allen diesen Bekundungen herzlicher Sympathie soll aber ein Fest, das Krakau dem Dichter zum 30. October in der bis dahin neu zu restaurirenden Tuchhalle zu bereiten gedenkt, die Krone aufsetzen. Zwei Delegirte werden, wie das Programm verkündet, ihn in Dresden abholen; ist er in Krakau angekommen, so warten seiner am 29. October die Aufführung einer eigens für seinen feierlichen Empfang componirten Cantate, am 30. eine große Messe in der Marienkirche, Ansprachen und Ueberreichung von Geschenken — darunter zwei Medaillen — in der Tuchhalle, Ausstellung der Geschenke, Rede des Jubilars, Bankett für 700 Personen ꝛc.

Man wird vielleicht versucht sein, diese Veranstaltungen ungewöhnlicher Art, die fast an die zu Ehren Voltaires vor 100 Jahren (1778) in Paris begangenen Festlichkeiten gemahnen, für eine vorwiegend politische Demonstration zu halten, und Kraszewski in seiner Bescheidenheit wäre jedenfalls der Letzte, der den Einfluß politischer Motive verkennen würde, unter welchem eine Nation sich zu solchen Anstrengungen zusammen zu nehmen pflegt. Auch unsere Schillerfeier hatte die Sehnsucht nach einer Wiederaufrichtung des Reiches deutscher Nation zum Hintergrunde. Glücklich, selbst im Mißgeschick politischer Vaterlandslosigkeit, dasjenige Volk, das für eine solche Wallung schöner und berechtigter Art einen würdigen Gegenstand findet. Als solcher darf Kraszewski in der That mit Fug und Recht gelten. Und so mag denn über ihn und seine literarische Vergangenheit sich hier dasjenige anreihen, was ich diesen Blättern bereits vor längerer Zeit — bei Gelegenheit des Erscheinens der „Morituri"*) — zur Verfügung stellte, und das inzwischen durch die Namenstagsfeier überholt worden ist.

Jos. Ignaz Kraszewski ist am 26. Juli 1812 in Warschau geboren. Seine Schulbildung empfing er in Wilna, woselbst er

*) Roman in 2 Bänden von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen übertragen von Philipp Löbenstein. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Digitized by Google

aber als 18jähriger junger Mensch seine Begeisterung für die Julirevolution und die dadurch in allen Polen erregten Hoffnungen mit Kerkerhaft büßen mußte. Seine Jugend und die wohlwollende Verwendung eines mächtigen Mannes verhalfen ihm nach zweijähriger Gefangenschaft wieder zur Freiheit, doch blieb er unter dem eisigen Schatten der Mißliebigkeit und gehörte während drei Jahrzehnten zu Denen, deren Beaufsichtigung der russische Staat für unerläßlich hält und die sich nicht der Gunst erfreuen, die Grenzen des russischen Reichs überschreiten zu dürfen. Diese drückende Beengung wußte Kraszewski durch rastloses Arbeiten an dem Erweitern seines geistigen Gesichtskreises wett zu machen. Geraume Zeit lebte er, dichterisch wie auch journalistisch beschäftigt und von den mannichfachsten Studien vollauf in Anspruch genommen, auf seinem Gute Omelno in Volhynien, woselbst er sich verheirathet hatte. Später wurde er mit dem Ehrenamt eines Curators der Schulanstalten in Volhynien betraut, das er fünf Jahre lang bekleidete. 1860 zog er mit seiner Familie nach Warschau. Im Februar 1863 siedelte er, für seine Person von der ihm inzwischen gewordenen Erlaubniß, Rußland zu verlassen, Gebrauch machend, nach Dresden über, wo er noch heute seinen Wohnsitz hat, von früh bis spät rastlos mit der Feder thätig.

Was nun Kraszewskis schriftstellerische Bedeutung betrifft, so fällt dieselbe namentlich vom nationalen Standpunkte schon deshalb schwer ins Gewicht, weil er einerseits warmer Patriot, andrerseits nicht blind gegen die Fehler seiner Nation ist. Ihnen entgegenzuarbeiten, und zwar nicht nur indem er seinen Landsleuten den Spiegel vorhält, sondern indem er in demselben auch alle Lichtstrahlen sammelt, welche zu ihrer geistigen Förderung ihm das Ausland bietet, diese Aufgabe ist seit langem ihm zum Lebensberuf geworden. Dazu gehört begreiflicher Weise eine stark pulsirende Ader literarischer Arbeitskraft. Um die maßgebenden Kreise der Nation in stetem Zusammenhang mit dem künstlerischen, wissenschaftlichen und dichterischen Leben des Auslandes zu erhalten, gilt es, überall orientirt zu sein, unermüdlich zu lesen, zu sehen, zu prüfen, und mit der immer flüssigen Feder des Journalisten ungesäumt von jedem Eindruck Rechenschaft zu geben, der jener Aufgabe dienstbar gemacht werden kann. Diese Fähigkeit besitzt Kraszewski nach Versicherung glaubhafter Kenner der polnischen periodischen Literatur im allerhöchsten Grade. Da mir kein eigenes Urtheil über seine nicht verdeutschten oder nicht französisch geschriebenen Arbeiten zusteht, muß ich mich auf den Ausspruch Jener berufen. Ich schalte hier ein, daß meine Bekanntschaft mit Kraszewski aus dem Jahre 1871 datirt. Dieselbe wurde dadurch herbeigeführt, daß mir ein des Polnischen kundiger Freund eine von Kraszewski herrührende, in seiner Wochenschrift „Tiedzien" veröffentlichte Analyse meines Romans „Das Vermächtniß der Millionärin" zustellte, eines Buchs, das von dem schrittweisen Niedergange einer galizischen adeligen Familie handelte und also, ohne daß ich damals von den Morituri eine Ahnung hatte, den Verfasser der Morituri wohl zu interessiren geeignet war, denn auch der polnische Roman hat einen verwandten Vorwurf.

Seitdem haben wir einander öfter gesehen, am längsten während des Stockholmer archäologischen Congresses vom Jahre 1874, wo mir auch im Verkehr mit den übrigen polnischen Congreßmitgliedern die Bedeutung der universalen Bildung Kraszewskis in seinem Einflusse auf das geistige Leben seiner Nation in mannichfacher Weise anschaulich wurde. Meine Gewährsleute für das, was ich hier über ihn zu Papier bringe, sind somit ziemlich zahlreich. Daß die Vorliebe der polnischen Leserkreise sich von den übergroßen Einwirkungen der französischen Literatur frei gemacht hat, gilt danach, so weit ein Einzelner darauf Einfluß haben konnte, in erster Reihe für das Verdienst Kraszewskis. Um dies zu erreichen und um seinen Landsleuten überhaupt das Dasein noch von Gesichtspunkten zu zeigen, die über den Jammer der Wirklichkeit hinausgehen, mußte er von allem Bessern, was außerhalb Frankreichs zu Tage trat — und seine reichen Sprachkenntnisse kamen ihm dabei sehr zu Statten — sich gründlich durchdringen, und solcher Art Denen, die ihm lauschten, lebendige Theilnahme dafür einzuflößen suchen. Daneben hatte er schon sehr früh sein Augenmerk auf das intime Leben und Treiben seines Volkes selbst gerichtet, soweit es zu dichterischer Verwerthung geeignet war, und so schuf er im Laufe der Zeit eine große Anzahl Romane und Erzählungen, die sämmtlich polnische Zustände zum Vorwurfe haben. Jermola, der Töpfer, eine Dorfgeschichte, schon im Jahre 1876 von dem Uebersetzer der Morituri bei Reclam veröffentlicht und mit einem biographischen Vorwort versehen, hat nach dieser Seite hin bereits den deutschen Lesern Gelegenheit geboten, sich mit der Meisterschaft Kraszewskis im Schildern, namentlich der dörflichen Sitten und Absonderlichkeiten Volhyniens, vertraut zu machen. Mit großer Anschaulichkeit werden wir in die Leidensgeschichte eines armen Alten eingeführt, der aus seiner ihn selbst drückenden vermeinten Nutzlosigkeit plötzlich durch den Fund eines weggesetzten Kindes herausgrissen wird; die Sorgen, die ihm daraus erwachsen, die Selbstlosigkeit, mit der er sich ihnen unterzieht, die Freude, die er aus seinen neuen Pflichten schöpft, die Innigkeit, mit der er an dem Kinde hängt, die Befürchtungen, die mit dem Heranwachsen des Knaben in ihm rege werden und sich in den nun plötzlich geltend gemachten Ansprüchen der wirklichen Eltern des Knaben nur zu grausam bewahrheiten, — Alles das ist mit ergreifender Wahrheit ausgeführt, und wenn ein versöhnender Schluß diese rührende Geschichte zum sanften Ausklingen gebracht hätte, würde sie ohne Zweifel auch in Deutschland sofort zu einem Liebling der Lesewelt geworden sein.

In der erwähnten Vorrede zu Jermola ist der von Kraszewski geleiteten Warschauer „Tages-Zeitung" — später hieß sie „Polnische Zeitung" — gedacht worden. Vorausgegangen war seine Gründung und zehnjährige Leitung der Revue „Das Athenäum", und neben seiner journalistischen Thätigkeit fand er noch immer Muße und Stimmung zu dichterischen Productionen. Solcher Art sind während dieser fünfzigjährigen rastlosen schriftstellerischen Arbeit so ziemlich alle großen Fragen, welche die Menschheit und insonderheit die polnische Nation interessirten, in den Bereich seiner Feder gekommen, keine ohne von ihm mit Ernst studirt worden zu sein. Um nur auf Einzelnes hinzuweisen: die Initiative zur Emancipation der russischen Leibeigenen ist wesentlich mit aus den Arbeiten Kraszewskis über diesen Gegenstand hervorgegangen; nicht minder hat vornehmlich er die jetzt den polnischen Juden gewährleistete religiöse Toleranz — und in Warschau bilden sie den dritten Theil der Bevölkerung — anbahnen helfen. Vor wenigen Jahren aber erst hat er einen lange gehegten Plan auszuführen begonnen, einen Roman-Cyclus, dem die Geschichte Polens, von dessen ältesten Zeiten an, zum Hintergrunde dient, und trotz der umfangreichen Anlage des imposanten Werks hat er dasselbe bereits bis ins 12. Jahrhundert gefördert.

Nachdem ich alles dies zur Charakterisirung des Verfassers der „Morituri" vorausgeschickt habe, kann ich mich über den Inhalt des merkwürdigen Buchs um so kürzer fassen, als ich nicht in den Fehler des im Uebrigen verdienstvollen Uebersetzers verfallen möchte, dem Leser schon in der Vorrede zu viel zu verrathen. Das Buch stammt aus den mittleren Lebensjahren Kraszewskis — es ist in Dresden im Anfang des vorigen Jahrzehnts geschrieben worden — und genießt alle Vorzüge einer an den besten Mustern gebildeten Schreibweise. Walter Scott hat seine Figuren und die sie umgebende Oertlichkeit nicht mit größerer Anschaulichkeit dargestellt, hat uns auch nicht mit wärmerem Interesse für die Schicksale, zu deren Zeugen er uns macht, zu erfüllen verstanden. Welche Fülle von treu dem Leben abgelauschten Zügen in dem Fürstbischof, in dem General, in dem Chambellan Norbert und wie begreiflich wird es uns, daß sie aus dem Kreise von Vorurtheilen, Gewöhnungen und überkommenen Anschauungen nicht heraus können. Wie wirklich vornehm der Geist, der in diesen drei fürstlichen Brüdern allen Stürmen der Zeit Trotz zu bieten sucht und wie liebenswürdig der Verkehr unter ihnen, ihren Angehörigen und Denen, die in diesem fürstlichen Hause den Flügelschlag der Zeit und was er an ernsten Forderungen verkündigt, überhörten. Ueber die Entwicklung, die der Verfasser seinem Stoffe gegeben hat — dem allmählichen Untergang des fürstlichen Geschlechts der Branski — läßt sich hie und da mit ihm rechten, aber die Durchführung der einzelnen

Digitized by Google

Charaktere und die greifbare Lebenswahrheit der ganzen Situation kann für eine vollendete Leistung gelten, und man fragt sich immer von Neuem, wie kommen wir so spät zur Kenntniß eines Autors von dieser Bedeutung und eines Buches, dem wir so warmen Antheil schenken können?

Der Uebersetzer stellt ein zweites, auch längst im Original erschienenes Werk Kraszewskis in Aussicht, das den Titel „Resurrecturi" führt und mit den „Morituri" in organischem Zusammenhang steht, indem es die Auferstehung des polnischen Adels durch die Arbeit feiert. Man wird gut thun, die Uebersetzung dieses Werks bald folgen zu lassen. Der Abschluß der ersten Abtheilung muß dadurch in seinem melancholischen Dämmerlicht um ein erhebliches Theil gemildert erscheinen.

So weit meine damalige knapp bemessene Charakteristik dieses einsam und fern von den Seinen an der geistigen und sittlichen Aufrichtung seiner durch das Unglück gebeugten Nation arbeitenden Schriftstellers. Erst seit kurzem hat ihm die russische Regierung die Erlangung von Heimreisepässen bewilligt, von denen er aber, an die freiere Luft Deutschlands gewöhnt, wohl kaum anders als ganz ausnahmsweise Gebrauch machen wird. Ohnehin ist seine Gesundheit durch die fünfzigjährige angestrengte schriftstellerische Thätigkeit und nicht minder durch die politischen Vexationen, die auch in der Fremde ihn verfolgten, erschüttert. Ich gebe zum Schluß eine etwas zusammenhängendere Uebersicht seiner literarischen Leistungen.

Seit 1832 ist Kraszewski an so ziemlich allen belangreichen polnischen Zeitschriften, Revuen ꝛc. als Mitarbeiter betheiligt gewesen.

Von ihm gegründet und redigirt wurde das schon erwähnte Athenäum in Wilna, welches von 1840—50 bestand und die erste polnische Revue von Bedeutung war.

Von 1858—63 redigirte er die „Polnische Zeitung" in Warschau, welche unter Anderm die schon erwähnten Ziele der russischen Leibeigenen-Emancipation und der Achtung vor den Menschenrechten der Juden verfolgte, Bemühungen, um deretwillen Kraszewski bitter angefeindet worden ist. In Dresden hat er demnächst während zweier Jahre die „Woche" herausgegeben, eine polnische Zeitschrift, für die er in Dresden selbst eine Druckerei schuf. In dieser Zeitschrift wurde unter Anderm gegen die Majorität des damaligen Unfehlbarkeits-Concils Front gemacht, was die Folge hatte, daß Kraszewski von Rom eine Excommunicationsandienung erhielt, wie ich glaube nur eine verwarnende; bei der Verquickung der polnischen und ultramontanen Parteien böte sonst der Vorgang für ihre Stellung zu dem jetzt so Gefeierten keine geringe Schwierigkeit.

In dieser Dresdener Druckerei hat Kraszewski auch historische Arbeiten drucken lassen: eine Geschichte Wilnas in 4 Bänden, eine Geschichte Litthauens in 2 Bänden und eine Geschichte Polens, während der drei Theilungen, in 3 Bänden; außerdem eine große Anzahl inedirter Memoiren, historischer Documente ꝛc. Seine Reisen im südlichen Rußland, 3 Bände, und in Italien, Frankreich und Deutschland, 2 Bände in 4° illustrirt, eine beträchtliche Menge andrer illustrirter Werke, zu denen Kraszewski selbst die Zeichnungen ausführte; sowie auch seine Poesien (u. A. Vitoluranda, Mindows, Vitold) und endlich seine Dante-Uebersetzungen, Alles das kann hier nur beiläufig erwähnt werden, um neben seinen zahlreichen Romanen, sämmtlich auf Sittenschilderung und Zeitfragen gerichtet, einen ungefähren Begriff von der Productivität dieses Schriftstellers zu geben.

Möge es ihm noch lange vergönnt sein, den Polen, inmitten der üblen Mächte, die den Schritt des Unglücklichen zu umlauern pflegen, als treuer und tröstender Wegweiser zu dienen.

*) Der vortreffliche Roman „Ostap und Jaryna" erschien bereits im Jahre 1856 in deutscher Uebersetzung (von J. Fritz, 2 Bände); die „Vorlesungen über Dante" sind im Jahre 1870 von Bogdanowitsch ins Deutsche übertragen worden. Die Red.

Bewegungskuren.

Mit der Aufschrift „Der geheilte Patient" erzählte vor Jahrzehnten der schwäbische Volksschriftsteller J. P. Hebel den Lesern seines „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" eine Geschichte, von der ich immer von Neuem den Eindruck gewinne, daß sie, so alt sie für mich und wohl auch für Andere ist, doch zu denen gehört, von denen der Dichter sagt, daß sie ewig neu bleiben.*) Um den Inhalt kurz zu berichten, so handelt sie von einem im Mißbrauche seiner Glücksgüter schlemmerisch, langschläferisch und unthätig lebendem Geldsacke, der in Folge dieser gesundheitswidrigen Gewohnheiten beleibt, kurzathmig, herzschwach, überhaupt so krank geworden war, daß er seinem Hausarzte nicht weniger als 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere, klagte. Helfen aber konnte ihm der nicht, weil er bei fortgesetzter Schlemmerei und Faulenzerei nur durch Einnehmen von Mixturen, Pillen, Pulvern kurirt sein wollte. Dies gelang erst einem weit entfernt wohnenden Heilkünstler, an den sich unser Patient auf Zureden seiner Spieltischfreunde versuchsweise wandte, und der, den Fall offenen Blickes durchschauend, danach den Mann gleich am richtigen Flecke zu packen wußte, indem er ihm etwa Folgendes schrieb: „Geehrter Herr! Sie haben ein böses Thier, einen Bandwurm im Leibe, mit sieben Köpfen und sieben Mäulern. Wenn ich Sie davon befreien soll, so muß ich selbst mit der Bestie reden und deshalb müssen Sie sich persönlich zu mir bemühen, jedoch, wenn ich bitten darf, zu Fuße, weil, wenn Sie fahren würden, der Bandwurm gereizt werden und Ihnen die Eingeweide zerbeißen könnte: sieben Därme auf einmal mitten durch!" u. s. w.

Diese Redeweise imponirte dem Patienten denn auch so gewaltig, daß er sich gleich anderen Tages die Stiefel salben ließ und sich zu nicht geringer Verwunderung der Umgebung ohne Equipage auf die Reise machte, deren Beschwerlichkeiten Hebel ergötzlich genug schildert. Das Ende vom Liede aber war, daß der kranke Mann am Ziele seiner tapfer durchgeführten Fußreise in einer Verfassung anlangte, welche ihm die Frage aufdrängte: was er denn eigentlich jetzt beim Doctor zu suchen habe, gerade jetzt, wo er sich wohler wie seit Jahren befinde —!—

Der Vers auf diese Geschichte ist leicht gemacht, und wenn ich sie eine „ewig neue" nennen zu müssen glaubte, so dachte ich vornehmlich an die ärztlichem Ohre wohlbekannte Mähr' von Lebemännern, Biertrinkern, Kaffeeschwestern, welche sich auf einer von ungefähr unternommenen Bewegungspartie, Extrafahrt mit Wanderung oder dgl. — sie wissen selbst nicht wie? — zu ungewöhnlichem Wohlbefinden verholfen haben. In ausgeprägter Wiederholung berichtete sie ein College von einer Millionärin, welcher der böse Zufall weit draußen in droschken- und pferdebahnloser Gegend die Wagendeichsel gebrochen und sie genöthigt habe, eine volle Stunde — bei ihrer langsamen Gangweise — zu Fuß heimwärts zu keuchen. Laut war nach der Rückkehr, wo die unfreiwillige Wanderin „halbtodt" in die Sophaecke sank, die Besorgniß, ob sie sich nicht etwa von der Anstrengung eine tödtliche Krankheit zugezogen habe — noch lauter aber waren, nachdem die augenblickliche Aufregung überwunden, die Aeußerungen der Verwunderung darüber, daß der Unfall der Dame und ihren zarten Nerven, unbefangen betrachtet, ganz vortrefflich bekommen — so vortrefflich, daß sie den pflichtschuldigst herbeigeeilten, pulsfühlenden, zungebesehenden Hausarzt zum ersten Male mit dem Ansinnen verschonte, ihr eine neue Medicin zu verschreiben! —

Mit diesen Beispielen dürfte auch der Neuling sofort in die Wichtigkeit des gesundheitslehrerischen Kapitels von der Leibes-

*) Da die Geschichte in Holland spielt, so glaube ich um so mehr, daß Hebel das Sujet dieser seiner Meistergeschichte dem eine solche Selbstkur beschreibenden Buche des holländischen Priesters Lessius entnommen hat: „Hygiasticon seu de vera ratione valetudinis bonae et vitae una cum sensuum, judicii et memoriae integritate ad extremam senectutem conservandae." Antwerpen 1643.

Digitized by Google

bewegung praktisch eingeführt sein. Um nun auch den theoretischen Leitgedanken folgen zu lassen, so prägte man uns ja schon auf der Schule als Hauptmerkmal, durch das sich Mensch und Thier von der Pflanze unterscheiden, die Fähigkeit ein, durch Bewegung der Gliedmaßen den Ort zu wechseln, welchen Satz die Gesundheitslehre dahin ergänzt, daß Uebung dieser Fähigkeit nicht blos als Sache der Liebhaberei, sondern als ein erstes und oberstes Bedürfniß zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens behandelt werden muß, wie denn der Sprachgebrauch regungsloses Verhalten, sei's aus bloßer Trägheit, sei's aus dem zwingenden Grunde der Gliederlähmung als bloßes Vegetiren, d. h. Leben auf der niederen Stufe der Pflanze bezeichnet. Wie lebhaft uns auch dieser Trieb ursprünglich angeboren, lehrt die Erscheinung des kindlichen Nichtstillesitzenkönnens, wie es der ärztliche Verfasser des launigen „Struwelpeter" im Bilde des „Zappelphilipp" personificirt. Leider aber legt moderne Cultur es förmlich darauf an, diesen Trieb niederzuhalten durch das Ganze der Praxis, die sich für die Jugend an den Begriff der Schulpflichtigkeit, für den Erwachsenen an das „Arbeitenmüssen" knüpft, und zwar so gewohnheitsmäßig, daß man entgegengesetztes Thun, das freie Ergehen draußen als Herumtreiben oder gar Bummeln schelten hört. Oft genug kommt's dabei dem hygieinischen Beobachter vor, als hege die Gesellschaft größere Einsicht in die Pflege der ihr dienstbaren Thiergattungen, indem sie z. B. Pferde grundsätzlich hinaustreiben und, wenn der Herr selbst nicht in der Lage ist, lieber durch den Burschen ausreiten als drinnen im Stalle krank werden lassen sieht. Auch so manche Hundeliebhaberin würde für ihre Person zur vollen Pflanze entarten, wenn sie nicht wenigstens von der Erkenntniß getrieben würde, daß sie ihr Spitzchen oder Möpschen spazieren zu führen habe, und an der Ausgelassenheit, mit der das Thier hinausstürmt, könnte sie lernen, wie gesund für Leib und Seele Bewegung sein müsse. Was wir an der officiellen Gefangenschaft am meisten beklagen, die Beschränkung der Bewegung im Freien, das thun wir officiös uns selbst, unseren Kindern, unseren Arbeitnehmern an. Sind sich die Wenigsten bewußt, daß sie, um nicht krank zu werden, Bewegung um ihrer selbst willen treiben müßten, so sieht man Viele auch da, wo sie zufällig oder beruflich Gelegenheit fänden, sich einmal ordentlich auszurennen, nicht etwa diese Gelegenheit mit Freuden begrüßen, sondern sich, aus angeblicher Furcht vor Erkältung, lieber des Gefährtes oder des Tramways bedienen: sich auf den an sich ja ganz weisen Spruch „Zeit ist Geld" berufend, übersehen sie, daß sie mit ordentlichem, raschem Gehen ihm nicht zuwiderhandeln würden, sondern nur durch die Ungewohnheit, ihre Glieder zu gebrauchen, und den dadurch verschuldeten Leichengefolgeschritt Zeit verlieren.

Die gesundheitswidrige Folge dieser habituellen Unbeweglichkeit, dieses „Vegetirens", hat sich denn auch im äußeren Ansehen der Gesellschaft ausgeprägt, am auffallendsten in dem Ernährungsstande, den man Wohlbeleibtheit, Fettleibigkeit, Corpulenz nennt, ein Bild, das sich in dem Maße vervielfältigt, als mit der Unbeweglichkeit die Gewohnheit des übermäßigen Essens und Trinkens Hand in Hand zu gehen pflegt. So sehr moderne Cultur diesen Ernährungsstand als Zeichen eines „gut Situirten" anzusehen scheint, so sehr ist für den Naturmenschen der Corpulente ein Wesen zum Erbarmen: kaum daß er sich bücken kann, ohne zu ächzen oder den Hexenschuß zu bekommen; das bloße Anziehen des Schuhwerkes bringt ihn außer Athem, macht ihm alle Gelenke knacken; die leichteste Anhöhe vermag er nicht hinanzusteigen, ohne daß ihm der Angstschweiß ausbricht — kurz, von der Pflanze unterscheidet sich solcher Falstaff, der, wenn zu Boden gefallen, mit Hebebäumen aufgerichtet sein will, nur noch halb! —

In dem auf persönliche Gesundheitspflege eifrig bedachten Alterthume galt Corpulenz für so ungewöhnlich, daß sie höchstens als Vorrecht der Könige respectirt, an Bürgersleuten aber verabscheut wurde. Bezeichnend ist die aus dem Staate eines Lykurg überkommene Geschichte von einem Herrn von Naukides, der sich, weil's ihm seine Mittel erlaubten, ein Reitpferd zulegte und sich bald so sehr an diese passive Ortsveränderung gewöhnte, daß er von Unterlassung der activen an Körperfülle zunahm — dick wurde. Diese Erscheinung nun erregte unter der Bürgerschaft solches Aergerniß, daß der Magistrat dem Herrn Baron von Amtswegen den Schimmel aus dem Stalle holen ließ, mit der Weisung, sich vorläufig nur des Schusters Rappen zu bedienen. Bei uns geht heutzutage gerade die entgegengesetzte Ansicht um, indem wir uns gewöhnt haben, Den, der nicht das landesübliche Pausbackengesicht oder Schmerbäuchlein zur Schau trägt, kränklich und elend aussehend zu finden, eine Anschauung, aus der weiter die irrige Meinung entspringt, als ob Bewegung, Laufen, Turnen, Schwimmen angreifend wirken und darum durch sogenannte Schonung ersetzt werden müßten.

Zur erfahrungsmäßigen Widerlegung dieser Muhmenlehre (wie ich sie nennen muß) mache ich eine Jedermann zugängliche Beobachtung größten Maßstabes geltend, nämlich die Veränderungen, welche an unserer männlichen Jugend die Aushebung zum Soldatendienste hervorbringt. Der im engen, auf Brodverdienst gerichteten Gesichtskreise der Tretmühlenarbeit befangene Sinn mag, wenn an den Exercierplätzen vorübergehend, schmollen, daß diese „Arbeitskräfte" wohl etwas Besseres thun könnten als ihre Glieder in so possierlicher Weise zu recken — der hygieinisch Denkende begrüßt in dieser „Drillung" ein zum großen Heile der „Blüthe des Vaterlandes" nachgeholtes Exercitium der Körperpflege, das bei den Meisten, weil bisher vernachlässigt, die Blüthe erst zum Ausbruche treibt. So haben denn auch wissenschaftlich angestellte Erhebungen ergeben, daß Rekruten zu Anfang des Exercirens von der ungewohnten Arbeit allerdings leichter, von der vierten Woche an aber meistens schwerer werden, und Hand in Hand mit dieser Zunahme des Körpergewichtes geht eine auffallende Aufbesserung des ganzen Wesens: mit frischer Farbe, munterem Blick, flinker Bewegung, straffer Haltung, feurigem Wesen kehrt die einstige Schlafmütze zur Freude der Schwestern und Basen aus der Garnison in die Heimat zurück!

Wenn ich mein Bedauern darüber äußere, daß der weiblichen Jugend solcher Cursus in Bewegungskur vorenthalten bleibt, so sehe ich die Einrede voraus, dieser Theil mache sich ja mit haushälterischem Thun so viel Bewegung, daß er Abends oft nicht die Stunde erwarten könne, wo er endlich zur Ruhe komme. Alle Achtung zwar, erlaub' ich mir da zu erwidern, vor dieser Rührigkeit und Emsigkeit, dem Manne „Rosen ins irdische Leben zu flechten", so kann doch das Hantieren im geschlossenen Dunstkreise, in einseitiger Körperhaltung oder einförmiger Gliederbewegung im hygieinischen Sinne „Bewegung" nicht heißen, sondern dieser Marthadienst muß auf die Dauer schlecht bekommen, nervös, schwach, bleichsüchtig, hustenkrank machen, wenn er nicht regelmäßig unterbrochen wird durch eine allgemeine, nur um ihrer selbst willen geübte allseitige Bewegung: durch Spazierengehen im Freien.

Um überhaupt einen kritischen Blick auf das zu werfen, was die Mehrzahl der Gesellschaft unter „Arbeiten" versteht, die geistige, lernende, studirende, correspondirende Thätigkeit, so ist von der Gewohnheit, dies im anhaltenden Sitzen oder Stehen am Arbeitstische zu thun, abzurathen und der Rückkehr zum altklassischen Vorbilde das Wort zu reden, das die Schule der Stoa gab, deren Anhänger sich Peripatetiker oder Wandelnde deshalb nannten, weil ihre Uebungen und Arbeiten nicht in der Stube „quetschender Enge", sondern im Auf- und Abgehen unter dem Obdache der luftigen Halle betrieben wurden und schon vor jetzt 50 Jahren that der französische Gesundheitslehrer Fourcault den Vorschlag, auch unsere Jugendschule, wenigstens in der günstigen Jahreszeit, in peripatetischer und sogar nomadischer Form abzuhalten, ein Vorschlag, den ich übrigens in der Zillerschen Anstalt zu Leipzig bereits ausgeführt finde. Dem Erwachsenen, der da um so mehr zu arbeiten wähnt, je länger er drinnen am Pulte brütet, halte ich das Vorbild der ersten Denker aller Nationen entgegen, obenan das unseres, der Deutschen, gewaltigen Weltweisen: Einen Nachmittag wie den anderen, es mochte gutes oder schlechtes Wetter sein, erhob sich J. Kant vom Schreibtische zu einem mindestens zweistündigen Spazier-

Digitized by Google

gange, entweder bis zu dem im Weichbilde der westpreußischen Hauptstadt gelegenen Dorfe Penarten oder bis zum sogenannten holländischen Baume, eine Praxis, in welcher der Weise von Königsberg nur dem Vorbilde des Weisen von Athen, Sokrates, folgte, der die Bücherarbeit häufig unterbrach, um zu „tanzen", d. h. das zu treiben, was man jetzt Zimmergymnastik zu nennen pflegt. Von Macaulay, dem Stockgelehrten mit dem allumfassenden Gedächtnisse, berichtet Trevelyan: „Er ritt und turnte zwar nicht, wohl aber ging er sehr viel spazieren, studirte oft im Gehen und bewegte sich auch gern in der Arbeitsstube, denkend oder sprechend, wie ein Thier im Käfig auf und ab, kurz er war allezeit ein gewaltiger Fußgänger." Von Lord Byron ist bekannt, daß er den halben Tag, weil lahm, zu Pferde draußen herumschweifte und zurückgekehrt nur die Feder anzusetzen brauchte, um eine Fülle von Versen aus dem Aermel zu schütteln. Aehnlich treibt's der fruchtbare Prosaist Trollope, der, in der Schweiz heimend, nur vier Morgenstunden lang am Schreibtische sitzt, die übrige Zeit aber sich in den Bergen, Gletschern und Schluchten herumtreibt. Das Beispiel einer Abwechselung in größeren Abschnitten bot die Gewohnheit des kürzlich verstorbenen Charles Dickens, von dem ich lese: Er liebte es, erst angestrengt zu arbeiten und dann ebenso angestrengt spazieren zu reiten oder zu gehen. Spazierritte oder Fußtouren von 15 Meilen hin und ebenso viel zurück waren ihm Scherz. Von H. Th. Buckle verzeichnet A. Ruge folgende mündliche Aeußerung: „das Arbeiten greife ihn nicht an, er arbeite immer bei offenem Fenster, habe nie Kopfschmerz und denke sich seine Kapitel immer auf langen Spaziergängen aus". Einer verbürgten Nachricht zufolge vertreibt sich der Oppositionsmann Gladstone seine Parlamentsmüdigkeit auf seinem Tusculum durch eigenhändiges Sägen und Fällen ausgesucht starker Bäume. Einen „weißen Raben" lieferte neuerdings Holland in der Person des Herrn Dudok de Wit, der, obgleich er's „nicht nöthig hat", nach jahrelanger Vorbereitung in der neuen Welt auch auf dem schienenbelegten Boden der alten Welt von Amsterdam nach Paris in zehn Tagen, von Amsterdam nach Wien in dreißig Tagen marschirte.

Doch schon lange vor diesen ausländischen Vorbildern ging uns Deutschen der Schriftsteller voran, der füglich als Specialist im Wandern bezeichnet werden könnte, J. F. Seume, welcher Anfangs dieses Jahrhunderts erst eine neunmonatliche Fußreise durch Oestreich nach Italien bis Sicilien, von da zurück durch die Schweiz nach Paris, hierauf eine zweite über Petersburg nach Moskau, durch Finnland bis nach Schweden unternahm, und in seinen „Spaziergängen" zu dem gesundheitslehrerischen Receptspruche gelangte: „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge."

Nicht blos auf alltägliches kleines Unwohlsein findet dieses klassische Recept Anwendung, sondern ganz besonders auf die höhere Krankenbehandlung, wo er zu einer Verbesserung des muhmenhaften Begriffs „Stube und Bett hüten" arbeitet, ein Begriff, der durch den Kunstausdruck „Klinik", zu deutsch „Bettenanstalt", leider gleich auch dem lernenden Mediciner so eingeprägt wird, daß er sich gewöhnt, wenn gerufen, seine Verordnungen mit einem „Im Bette bleiben" zu beginnen, ja sogar, besonders bei kranken Kindern, gleich im Voraus eine mehrwöchentliche Bettgefangenschaft zu verhängen, eine Schlendrianpraxis, welcher die Gesundheitslehre mit der geschichtlichen Erinnerung entgegentritt, daß im Alterthume von einem Dr. Iccus gerade das Gegentheil vorgeschrieben, sogar der Fieberkranke vom Lager auf und ins Freie getrieben wurde, ohne daß es ihm anders als gut bekam. Will zwar die hygieinische Schule von heute so weit nicht „übertreiben", sondern für den Fiebernden, Schwächlichen, Genesenden der Beobachtung der ausgestreckten Körperhaltung das Wort reden, so wehrt sie sich doch gegen die landläufige Verbindung dieses „Liegens" mit der Verpackung in dichte Federbetten und Abschließung frischer, reiner Luft, sowie gegen die ungebührliche zeitliche Ausdehnung dieses „Ins Bett". Ist kein Fieber mehr, wohl aber schon Appetit vorhanden, so gehört's recht eigentlich zu den Pflichten ärztlicher Berathung, das schwache Fleisch zu einem „Stehe auf und wandele" anzuleiten, denn so der Genesende etwa liegend des Augenblickes harren will, da er sich auf einmal kräftig dazu fühle, so kann er Monate lang und auch dann noch vergeblich warten, sich damit aber sehr wohl unheilbares Siechthumleiden zuziehen.

Dabei bitte ich zu bemerken, daß diese Unsitte der verlängerten Bett- und Stubengefangenschaft nur unter der städtischen Krankenpflege eingerissen, wogegen draußen, an den sogenannten Brunnen- und Luftkurorten, gerade das Gegentheil üblich ist, und zwar mit offenkundig günstigerem Heilerfolge. Wie die von religiösen Wallfahrten berichteten angeblich wunderbaren Heilungen von der Gesundheitslehre ganz naturgemäß aus der Wirkung der lange vernachlässigten Bewegung erklärt werden, so wirkt auch bei den Bade-, Brunnen- und Luftkuren nicht der „Brunnengeist", nicht auch die Luft allein, sondern die methodisch betriebene Bewegungskur als eigentlicher Hebel der Heilung. Thun zwar immerhin die frischere Luft, die landschaftliche Umgebung, das reinere Wasser das Ihrige dabei, so muß doch die landläufige an den Begriff „Luftveränderung" geknüpfte Vorstellung als einseitig und mißverständlich gerügt und den vielen minder Begüterten, sowie den „Elenden und Armen" die frohe Botschaft verkündet werden, daß zur Noth solche Kur auch daheim mit gleich günstigem Erfolge durchgeführt werden kann, wenn sie sich nur entschließen, die frische Thatkraft „von des Gedankens Blässe" nicht ankränkeln zu lassen. Aber leider schrecken Brustkranke, wenn längere Zeit stubengefangen, vor Berührung mit der „rauhen Luft" zurück, weil sie ihnen Hustenreiz verursache. Am Kurorte machen sie zwar dieselbe Erfahrung, lassen sich aber von der Fortsetzung nicht abschrecken, weil der Arzt diese anfänglichen Hustenanfälle für Zeichen von der „lösenden" Wirkung der Kur erklärt, welche sich immer mehr verlieren werde.

Nicht minder gilt diese Berichtigung der von der Kur des sogenannten Höhenklimas von den Meisten gehegten Vorstellung: gewiß mag das Athmen in der luftigen Höhe dem Städter einen ungewohnten Genuß bereiten; Hauptsache aber sind nicht die 1700 oder 8000 Fuß Bodenerhebung, sondern die Art, wie diese Erhebung den Kurgast anleitet, die Luft einzuathmen, nämlich mit dem Theile der Brust, den man den Hauptluftmagen nennen kann, den Lungenspitzen. In der That berichtet denn auch Professor Krahmer den Fall einer Schwindsuchtscandidatin, die er durch eine häusliche Treppensteigekur radical kurirt hat — Betrachtungen, aus welchen zusammen die Gesundheitslehre die tröstliche Lehre zieht: „Warum immer weiter schweifen, sieh' das Gute liegt so nah!"

Als einen von großstädtischer Cultur unbewußt geschaffenen, der Gesundheit förderlichen Zustand muß die Ausdehnung der Verkehrswege gepriesen werden. Soll zwar andererseits der Fortschritt der künstlichen Beförderungsweisen als solcher nicht herabgesetzt werden, so muß doch in diesem Zusammenhange der gedankenlos betriebenen Benutzung des Gefährtes entgegengetreten und als Grundsatz für den auf geordnete berufliche und gleichzeitig gesunde Tageseintheilung Bedachten die Fortbewegung per pedes Apostolorum als Regel hingestellt werden. Wer überhaupt von vornherein so wohnt, daß er z. B. täglich zweimal von Berlin W. nach Berlin O. oder N. zu wandern hat, der bleibt nicht hinter jenem Leipziger Gelehrten zurück, welcher nach dem Princip des „Höhenklimas" vier Treppen hoch horstend, sich im Jahreslaufe dasselbe Quantum von Bewegung angedeihen läßt, als wenn er zweimal den Chimborasso hinauf wanderte, überhaupt befolgt er die Lehre, welche ein anderer Gesundheitslehrer aus der Heilwirkung der sogenannten Brunnenkuren zieht: Wer nämlich die vollen 52 Wochen hindurch beweglich lebe, der verbinde das Nützliche mit dem — Gesunden in so vortheilhafter Weise, daß er nicht nöthig habe, 6 Wochen lang ganz auszuspannen, um am dritten Orte unter brunnendoctorlicher Polizei, zwischen serviettenschwingenden Kellnern und geldsammelnden Musikanten etwas zu lernen, was er daheim von jedem Gassenjungen oder auch von dem ex officio à la Seume lebenden — Briefträger lernen könnte.

Digitized by Google

Im Uebrigen muß es als recht gesund bezeichnet werden, wenn wir alljährlich einmal die Eintönigkeit des Berufslebens und des Klebens an der Scholle nach dem Plane unterbrechen, nach welchem wir ja im Schul- und Gelehrtenkreise schon längst die Einrichtung der Ferien haben, welche, hygieinisch ausgenutzt, Anlaß zur Bewegungskur in Form des episodischen Wanderlebens geben, das überdies durch eine Vielheit anderer Einwirkungen, den Wechsel der Landschaft, den Verkehr mit anderen Leuten, Abenteuer aller Art auf den ganzen inneren Menschen verjüngend einwirkend, ihn namentlich vor der Gefahr bewahrt, die er im Einerlei der heimischen Alltäglichkeit läuft „die Gewohnheit seine Amme zu nennen" — zum Philister zu werden. Verstand die gute, alte Zeit unter „Reisen" allgemein das Wandern im Seume'schen Sinne, so gilt's heute schon selbst dem auf „die Wanderschaft" in gewerklichem Sinne Gehenden die Mahnung Rousseaus vorzuhalten: „Wer blos irgendwo ankommen will, mag fahren, wer aber wirklich reisen will, muß zu Fuße gehen."

Was wieder die Form der heimischen, alltäglich zur Ausgleichung der durch Unbeweglichkeit entstehenden Gesundheitsstörungen betrifft, der kalten Füße, des heißen Kopfes, der Beklemmung, des Herzklopfens, der Hämorrhoidalleiden, so zeigt ja unser öffentliches Erziehungswesen schon längst das Streben, am Kinde nicht mehr blos den Geist, sondern auch den Körper zu bilden. Da Kinder nur schwer zum abstracten Spazierengehen zu bringen sind, so arbeitet die Gesundheitslehre auf Erfüllung des hygieinischen Ideales einer „Villa" für jede Familie hin, wo sich der Jugend überall im eigenen Heim der Tummel- und Spielplatz erschließen und der Vater mit Rückert sprechen wird:

„Daß Ihr klettert, liebe Buben,
Will ich Euch erlauben.
Warum solltet Ihr in Stuben
Hängen wie Schlafhauben!"

Zu Leipzig hat die Vereinsthätigkeit als Aushülfe die sogenannten Schreberplätze geschaffen, im Schulwesen aber beginnt man aller Orten immer nachdrücklicher die Kur der Bewegung zu treiben, welche im Gegensatz zum bloßen Gehen Lust- oder Zweckübungen, als System Turnen heißt, das Turnen, dessen fleißige Pflege wir ja kürzlich auch aus kaiserlichem Munde der Lehrerschaft ans Herz legen hörten, nachdem die Wiege dessen, was wir mit Stolz die deutsche Turnkunst nennen, hier in der Reichshauptstadt gestanden und deren Blüthezeit jüngst am Denkmale ihres „Vaters" in der Hasenhaide gefeiert wurde.

Begrüßt zwar die Gesundheitslehre in der Turnkunst die Rückkehr zu dem, was das klassische Alterthum nach dem Grundsatze des Mens sana in corpore sano als Sache der allgemeinen Bildung und Cultur pflegte, so gedenkt sie auch dankbar der Heilkundigen, welche schon vorher die Körperbewegung in der kurmäßigen, auf Krankheitszustände angewandten oder auf Bekämpfung bloßer Disposition gerichteten Form der „Heilgymnastik" dem Volkssinne nahe zu bringen trachteten: Schrebers Zimmergymnastik, Neumanns Athemkunst, Kloss' Hantelbüchlein werden noch auf lange Zeit Leibbücher der Staatshämorrhoidarier, Asthmatiker, Nervenschwachen bleiben, indem sie, so zu sagen, Surrogate bieten für den vorhin als ursprüngliche Form empfohlenen Spaziergang, zu dem man eben beim besten Willen nicht regelmäßig kommt.

Um schließlich den Grundgedanken dieser Abhandlung in einen Kernspruch zusammenzufassen, so möchte ich das Seume'sche Wort dahin verallgemeinern: Es würde Alles besser gehen, wenn man sich fleißiger Bewegung machte!

Paul Niemeyer.

Kriemhild.

Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.*)

Das Trauerspiel „Kriemhild" von Adolf Wilbrandt hat bis jetzt ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Seit nunmehr zwei Jahren liegt es gedruckt vor; es ist durch eine der höchsten Auszeichnungen geehrt worden, die einem deutschen dramatischen Werke zu Theil werden kann: es ist für die Krönung Wilbrandts mit dem Schillerpreis hauptsächlich entscheidend gewesen, und bis vor ganz kurzem ist trotz alledem dieses Trauerspiel des bedeutendsten unter den modernen Dramatikern, als wäre es die dilettantenhafte Dichtung des ersten besten Anfängers, von den Bühnenvorständen vollkommen unberücksichtigt geblieben Erst vor wenigen Wochen hat Wiesbaden dieses Trauerspiel aufgeführt und damit einen sehr bedeutenden Erfolg errungen. Das Hamburger Stadttheater ist mit der Aufführung im Laufe dieser Woche gefolgt. In Wien wird die Aufführung für den Herbst vorbereitet, ebenso am Berliner Hoftheater.

Die Gründe, welche die Hinausschiebung der Darstellung dieses Trauerspiels veranlaßt haben, sind nicht ganz durchsichtig. Es ist möglich, daß die Directoren von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen an diese abermalige Bearbeitung des Nibelungenstoffes herangetreten sind und glauben mochten, daß dem Gefallen des deutschen Volkes an den Helden unsrer nationalen Sage durch die breite und großartige dichterisch-musikalische Bearbeitung Richard Wagners einstweilen vollauf Genüge geschehen sei. Von dieser jedoch, wie von den andren dramatischen Behandlungen desselben Stoffes durch Hebbel, Geibel, Jordan ꝛc. unterscheidet sich die Wilbrandt'sche durchaus.

Das Eigenthümliche in dieser neuen Darstellung beruht in der knappen Concentrirung und in der Vermenschlichung des weitverzweigten sagenhaften Stoffes. Wilbrandt hat sich ganz und gar auf die eine Haupthandlung beschränkt: Siegfrieds Tod (erster Aufzug), Entlarvung des Mörders Siegfrieds und Bewerbung Etzels um Kriemhild (zweiter Aufzug), Kriemhilds Rache (dritter Aufzug). Alles irgendwie Entbehrliche hat er ausgeschieden. Er hat sogar sehr weislich auf das große Motiv, das in Geibels schöner Dichtung „Brunhild" zum Hauptmotiv ausgearbeitet ist: auf die Feindschaft zwischen Kriemhild und Brunhild verzichtet. Die unheimliche Gestalt der Brunhild erscheint bei Wilbrandt gar nicht auf der Bühne. Das geheimnißvolle „Unweib" bleibt, den Blicken des Zuschauers entrückt, in ihren Gemächern, allein mit ihrem Harm über den geliebten Mann, der einem lieblicheren Geschöpf, der Kriemhilden, der „Taube", sein Herz geschenkt hat, um allein mit ihrer Verzweiflung an der Seite des schwächlichen unbedeutenden Gunther ihr Dasein zu verseufzen.

Den ganzen sagenhaften Spuk hat Wilbrandt abgethan. Vom Horte und all den mythischen Attributen, der Tarnkappe und dem Ring, von der Tödtung des Drachens, der Unverwundbarkeit des Helden Siegfried ꝛc. ist gar nicht die Rede. Daß der finstere Hagen aus dem Geschlechte der Schwarzalben stammt, wird nur einmal discret angedeutet. Hagen wird ein „Kind der Nacht" genannt. Aber nicht die Blutfeindschaft zwischen Geschlecht und Geschlecht ist es, die hier die Katastrophe herbeiführt, und nicht die unbegreiflichen Mächte mischen sich hinein. Die Handlungen aller der Helden, die uns Wilbrandt vorführt, entspringen aus menschlich begreiflichen, faßbaren Motiven. Die Lichtgestalt Siegfrieds strahlt in zu blendendem Glanze, um nicht die Eifersucht Hagens hervorzurufen und die Eitelkeit des starken Helden, der bisher der Erste war und nun die erste Stelle einem Andern einräumen soll, zu kränken. Hagen haßt Siegfried, weil er ihn beneidet, er tödtet ihn, damit er selbst wieder die erste Stelle einnehme.

Das Verlangen des modernen Dichters, die Handlung seines Nibelungendramas menschlich begreiflich zu machen und unsrer Empfindung anzueignen, hat ihn auf eine ebenso kühne wie

*) Wien 1877, Verlag von L. Rosner.

Digitized by Google

glückliche Neuerung geführt. Wilbrandt hat ganz richtig herausgefühlt, wie die Einführung Etzels in den letzten Theil der Nibelungensage und die Verbindung des Hunnenkönigs mit der Wittwe Siegfrieds etwas unserm Gefühl Widerstrebendes, beinahe Abstoßendes habe. Er hat daher Sorge getragen, daß dieser Mißklang nach Möglichkeit gemildert werde. So läßt er denn mit einer wohlberechtigten, poetisch feinfühligen chronologischen Willkür den König Etzel gleich zu Beginn der Handlung als Gast am Hofe Gunthers zu Worms erscheinen. Dort sieht der ehrliche, liebenswürdige biedere Barbar das herrliche Paar, Siegfried und Kriemhild, und das Herz des ungeschlachten Mannes wird von dem Zauber des reizenden Weibes gefangen. Er liebt Kriemhild und in derben, bisweilen nicht ganz geschmackvollen, aber treuherzigen Scherzen offenbart sich das Innerste seiner Seele. Er liebt Kriemhild, aber er liebt auch Siegfried, Kriemhildens Mann. Er hegt für den jungen Helden eine fast abgöttische Verehrung, und deswegen gebietet er der Stimme in seiner Brust, die ihn zu Kriemhild ruft, Schweigen. Nur beim Abschied, als ihm der Wein die Zunge vollends gelöst hat, entschlüpft ihm ein unbedachtes Wörtlein, das uns diesen ganzen Mann nur noch freundlicher macht. Die Burgunden König Gunther, den Wilbrandt etwas besser bedacht als seine Vorgänger, wenn er es auch nicht zu Wege gebracht hat, dieser traurigen Gestalt den Fluch der Unbedeutendheit, der auf ihr lastet, ganz zu nehmen, Gunthers Bruder, der Schweizer Gerenot, der Fiedler Volker und vor Allen Hagen von Tronje hören die Lobsprüche, die der gemüthliche Etzel seinem Lieblinge Siegfried im Uebermaße spendet, mit schlecht verhohlenem Mißbehagen an; und als der Hunnenkönig, dem Siegfried und Gunther das Geleit geben, verschwunden ist, greift Hagen eine verletzende Bemerkung, die sich Etzel über Gunthers Weib, Brunhild, erlaubt hatte, auf, um den schwachen und unschlüssigen König zu grimmer Wuth zu reizen. Nachdem er Gunther in diese Stimmung versetzt hat, sucht er den Zorn des Königs auf Siegfried hinüber zu leiten, — auf Siegfried, den er haßt, weil dieser ihn verdrängt hat. Er sagt ihm ins Gesicht, daß Brunhild sich blos deswegen des Königs Liebkosungen spröde zeige, weil sie Siegfried liebt; und als Gunther durch diese Sticheleien zum äußersten Zorn getrieben worden ist, spricht Hagen seinen geheimsten Gedanken aus: Siegfried muß sterben!

Gunther schwankt noch, aber Hagen hat ihn doch so weit gebracht, daß er Siegfried zur Rede setzen und ihn wegen eines beleidigenden Wortes zur Abbitte zwingen will. So ist die Verschwörung gegen Siegfrieds Leben eingeleitet, als dieser mit Kriemhild und dem jüngsten Bruder, dem verliebten Giselherr, von der Stelle, wo sie von Etzel geschieden sind, zurückkehrt.

Die Liebesscene zwischen Kriemhild und Siegfried gehört zu dem Edelsten und Echtesten, was seit Heinrich von Kleist geschrieben ist. Ich nenne absichtlich den Dichter der „Penthesilea"; denn die Wilbrandt'sche Scene erinnert mich, obgleich sie durchaus originell ist, vielfach an das kosende Zwiegespräch zwischen der Amazonenkönigin und Achill. Es sind einzelne Züge darin, die ganz Kleistisch sind: so die rührende Einfalt im Ueberschwange des Gefühls, das kindlich naive Wort, ein verschämtes Lallen, das eben nur die Unzulänglichkeit des ungelenken menschlichen Ausdrucks für die Ueberfülle der Empfindung mit reizvoller Unbeholfenheit verräth:

Kriemhild.
Ich seh' den Mond nicht, denn mir scheint die Sonne.
(blickt ihm voll ins Antlitz, faßt es mit beiden Händen)
Du, du mein Sonnenlicht!

Siegfried (lächelnd).
Mir scheint, du liebst mich!

Leise zittert die Todesahnung durch Kriemhildens Seele. Sie weiß, daß Hagen und alle die Recken, deren Schimmer der Glanz dieser Sonne verdunkelt, ihren Helden hassen. Auch Siegfried hat schon früher ein solches unerklärliches Vorgefühl beschlichen. Zu Etzel hat er gesagt:

„Den Tag lob' Abends, und den Mann im Alter.
Nicht mich, den jungen Siegfried!" –

— aber jetzt, da er an der Seite seines furchtsamen Weibes ruht, will er die bösen Ahnungen nicht aufkommen lassen. Er beruhigt Kriemhild, und Kriemhild glaubt ihm und ist glücklich.

„O Siegfried! — Blick' ins Gras, und nicht zu mir;
Und hinter diesen Bäumen warte noch,
Du heller Mond, eh du mein Antlitz triffst;
(leiser) Ich sollte nicht, doch laß mich's heut dir sagen:
Die Menschen lieb' ich, doch allein um dich;
Ich liebe Gottes Welt, doch nur um dich;
Ich liebe Gott, doch nur um deinetwillen.
Blick' noch hinweg ins Gras, und nicht zu mir; —
Seit du nach Worms kamst, hab' ich mich verloren;
Sanft ist mir worden mein Burgundenblut,
Die wilde Hoffart kniet, und ach, wie gern.
Blick' noch hinweg; — du nennst mich Weib und Glück,
Ich dich mein Eins, mein All; du bist mir gut,
Ich wollte für dich sündigen und sterben."

Und so scheiden die Geliebten, die Glücklichen, in der reinsten Seligkeit. Siegfried sieht dem theuren Weibe nach, und in vollen Zügen athmet er seine unbeschreibliche Wonne ein.

„Nichts kann mehr kommen, das noch süßer ist.
So fährt des Lebens Schifflein durch die Flut:
Im Anfang Meer und Himmel rings umher,
Und Knabenträume, die ins Ferne zielen;
Dann taucht der Minne lieblich Eiland auf,
Dann wilde Klippen voll Gefahr und Müh'n,
Dann in die Wolken ragt des Ruhms Gebirg, —
Und dann im Hafen des erfüllten Glücks,
Am Ankerseil der Treue liegst du fest.
So liegt nun hier mein Schifflein in der Sonne;
Ich hab' nun Alles; Neues kommt nicht mehr."

Der Götter Neid vergönnt dem Sterblichen nicht dieses Schwelgen im höchsten Glücke. Gunther, Hagen und die andern Burgunden treten nun an Siegfried heran, und Gunther verlangt von ihm, daß er das beleidigende Wort zurücknehme. Siegfried weicht aus. Da tritt Hagen dazwischen, schürt den Brand, und als Siegfried den neidischen Gesellen durch Geringschätzung aufs Aeußerste reizt, dem vor Zorn Bebenden gleichgültig den Rücken wendet und davon geht, reißt Hagen den Speer, den Etzel zum Andenken an den Abschied von den Burgunden in die Linde gestoßen hatte, aus dem Stamm heraus, schleudert ihn gegen Siegfried und trifft ihn tödtlich. Siegfried taumelt auf die Linde zu, will sich noch wehren, aber seine Kräfte versagen ihm. Er sinkt in die Knie, flucht den feigen Mördern und schreit Rache in die Nacht. Die Mörder geloben sich Schweigen und entfliehen. Kriemhild, die der Ruf geschreckt hat, eilt herbei und erkennt in dem todten Manne Siegfried.

Dieser erste Aufzug ist geradezu meisterhaft. In der gesammten modernen dramatischen Literatur gibt es meines Erachtens kaum Gleichwerthiges.

Auch der zweite Aufzug ist reich an Schönheiten. Er zeigt in der dramatischen Handlung eine starke Steigerung.

Es ist der Jahrestag des Todes Siegfrieds. Der Markgraf Rüdiger von Bechelaren erscheint als Abgesandter des Königs Etzel, um für den Hunnenkönig um Siegfrieds Wittwe, Kriemhild, zu werben. Kriemhild vernimmt die Werbung mit milder Trauer, weist sie jedoch zurück:

„. . . Sagt dem Könige,
Mir thun des Siegfrieds Wunden weh, drum sterb' ich."

Seit zwölf langen Monden trauert Kriemhild. Die Zeit hat ihren Schmerz nicht gemildert, und in ihre tiefe Trauer mischt sich der Kummer, daß der letzte Wille ihres Mannes noch nicht erfüllt, daß Siegfried noch nicht gerächt worden ist. Hagen, den sie zunächst des Mordes beschuldigt hat, ist von Gunther

Digitized by Google

des Verbrechens frei gesprochen worden; aber der Verdacht nagt noch immer an ihrem Herzen; und als sie mit ihrem Bruder, dem jungen, weichherzigen Giselherr, der entsetzter Zeuge der schrecklichen That gewesen ist, am Jahrestage des Mordes zusammentrifft, als sie fühlt, wie das Herz des Bruders von weichen Regungen für Dietlind, des Markgrafen Rüdigers Tochter erfüllt ist, redet sie ihm ins Gewissen, sagt ihm auf den Kopf zu, daß Hagen Siegfried ermordet habe, und Giselherr schweigt betroffen. Nun, da sie ihrer Sache sicher ist, tritt sie auf Hagen, der mit den andern Helden zur Leichenfeier am Sarge Siegfrieds erscheint, zu:

Kriemhild.
Hier wird gebetet. Wie kommst du hierher?

Hagen (sieht sie befremdet an).
Ein Held war Siegfried, drum betraur' ich ihn —

Kriemhild.
Ein Held war Siegfried, drum erschlugst du ihn!
(Nimmt ihm die Fackel aus der Hand, hält sie ihm hart ans Gesicht.)
Sieh mir ins Aug' und leugne, wenn du kannst!

Gunther (bestürzt wie Alle).
Was für ein wilder Wahnsinn —

Hagen (nach Fassung ringend).
Weg die Fackel
Von meinem Antlitz, wenn es Euch beliebt —

Kriemhild.
Sieh' mir ins Aug' und leugne, wenn du kannst.

Hagen.
Du drohst mir —

Kriemhild.
Leugne! Feiger Mörder, leugne!

Hagen (richtet sich hoch auf).
Ich leugne nicht. Ich that's.

Kriemhild fordert den Tod des Mörders. Da der schwache Gunther zaudert, gelobt sich Kriemhild, nachdem die Uebrigen sich entfernt haben, als sie am Sarge Siegfrieds niedersinkt, daß sie allein das Werk der Rache in die Hand nehmen wird.

In diesem ergreifenden Monologe hat Wilbrandt — es ist das einzige Mal in dieser Dichtung — von dem Rechte, das ihm die Sage in vollem Maße gewährt: das Uebersinnliche hineinspielen zu lassen, Gebrauch gemacht. Siegfrieds Kopf erscheint Kriemhild, und auf ihre Frage, ob er Rache will, nickt er langsam.

Es ist dies freilich kein gewöhnlicher Gespensterspuk, sondern nur ein in der Phantasie der Kriemhild entstandenes Gebilde, das sich verkörpert, — eine individuelle Hallucination, die bei der Einseitigkeit und Ungenügendheit der scenischen Mittel zur Darstellung der zu versinnbildlichenden psychischen Vorgänge, um dem Zuschauer verständlich gemacht zu werden, nicht anders als durch eine körperliche Erscheinung, die allerdings wie etwas Uebersinnliches wirkt, dargestellt werden kann. Kriemhild sieht vor ihres Geistes Auge den Kopf Siegfrieds, wie Hamlet den Geist seines Vaters, wie Brutus den ermordeten Cäsar, wie Macbeth Banco. Wir Zuschauer müssen das mit Kriemhild durch unsre leiblichen Augen sehen. Ich bin mir nicht darüber im Klaren, ob bei der Bühnenaufführung es nicht vortheilhafter sein würde, wenn die leibliche Erscheinung beseitigt würde; denn diese verleiht immerhin der Scene den Charakter des Spukhaften und Zauberhaften, den sie in der Dichtung ganz und gar nicht hat.

Nun erblickt Kriemhild in Etzel ein Werkzeug ihrer Rache gegen Hagen, und nun nimmt sie die Werbung an. „Nun bin ich Euer!" sagt sie dem Markgrafen Rüdiger, und sich zu dem Sarge wendend fügt sie leise hinzu: „Dein!"

Wilhelm Scherer tadelt in seiner sehr anerkennenden und tüchtigen Besprechung des Wilbrandt'schen Stückes diese Wendung, die ihm nur ein theatralischer Effect zu sein scheint. So vollkommen einverstanden ich mit der Scherer'schen Recension auch bin, — in diesem Punkte möchte ich den Dichter gegen ihn vertheidigen. Es erscheint mir ganz natürlich und wahr empfunden, daß Kriemhild in dem Augenblicke, da sie eine scheinbare Untreue gegen den Todten begeht, sich selbst und ihm das Gelübde der Treue erneuert, daß sie sich als Vollstreckerin seines Willens betrachtet und andeutet, daß die Verbindung mit Etzel sie von Siegfried nicht nur nicht trennt, sondern mit ihm nur um so inniger verknüpft. Das läßt sich, meine ich, kaum einfacher als durch das einfache Wort „Dein!" ausdrücken.

Ueber den letzten Act möchte ich mir nach der Lecture ein Urtheil nicht anmaßen. Hier hat der Stoff sein Machtwort gesprochen. Das Gemetzel, das Kriemhild anrichten läßt, ist entsetzlich. Ob da nun eine Vereinfachung möglich wäre, ist eine Frage, die ich nicht entscheiden will. Wünschenswerth wäre eine solche auf alle Fälle. Zwar hat der Dichter den Versuch gemacht, bevor er zum äußersten unglücklichen Ende übergeht, den Zuschauer durch die prächtige Gestalt des Bruders Etzels, der der schönen Hunnenkönigin Kriemhild wie ein Hund ergeben ist, und namentlich durch die reizende Liebesscene zwischen Dietlind und Giselherr aufzufrischen und zu erfreuen. Dietlind, des Markgrafen liebreizendes Töchterlein, die jungfräuliche Maid, „rein wie ungesonnter Schnee", deren arglose Hingabe und keusches Entbrennen für Giselherr uns rührt und ergreift, wie die Liebe der kleinen Perdita zu Florizel, ist eine wahrhaft poetische Gestalt, und der Dichter hat weise gethan, sie uns erst im letzten Acte in ihrer ganzen Lieblichkeit zu zeigen. Aber das Wohlbehagen, das sie uns einflößt, kann eben nur ein vorübergehendes sein. Die freundliche Stimmung schwindet bald, und es bleibt nur der Eindruck übrig, den die Gräuel der massenhaften Abschlachtereien hervorbringen. Mit Siegfrieds Schwerte will Kriemhild Hagen, der allein Stand gehalten hat, erschlagen, aber der Schwerverwundete haucht sein Leben aus, ehe Siegfrieds Weib auch ihre Hand mit einem Morde besudelt hat. Kriemhild stirbt, als sie das Werk ihrer Rache vollbracht sieht, und der treue Etzel seufzt in bittrem Schmerz:

„Sie war nur Siegfrieds Weib. — Und ich muß weinen!"

Bei der Nacherzählung der Wilbrandt'schen Handlung habe ich auf die seltenen Schönheiten dieser Dichtung und auch auf das, was mir zu Ausstellungen Veranlassung geboten hat, hingewiesen. Das Werk besitzt meines Erachtens Eigenschaften, welche demselben den Weg auf die ersten Bühnen öffnen müssen, und die Schönheiten sind so überwiegend, daß sie der Dichtung auch auf der Bühne Dauer geben werden.

In theatralischer Beziehung scheint mir der letzte Act nicht unbedenklich. Vielleicht wird sich der Dichter, wenn er nach der Aufführung diese Ansicht theilt, zu einer Milderung oder wenigstens zu einer Vereinfachung des grausigen Abschlusses bewogen fühlen. Aber die beiden ersten Aufzüge sind so gesund und stark und auch im dritten Aufzuge sind noch so schöne Scenen, daß das Trauerspiel „Kriemhild" auch in seiner jetzigen Fassung auf ein verständnißvolles Publicum eine tiefe Wirkung ausüben muß.

Paul Lindau.

Struensee.

Länger als ein volles Jahrhundert sind die Wellen des Oeresunds auf- und abgeströmt zur Kjögebucht seit jener verhängnißvollen Nacht, da im Kopenhagener Königsschloß nach durchbrauftem Tanzfest die gewaltsame, das Heiligthum der Schlafgemächer nicht achtende Verhaftung der Grafen Struensee und Brandt, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark stattfand.

Viel ist verleumdet, angeschuldigt und entschuldigt worden in dieser Sache von allen Parteien, welche sich des Stoffs bemächtigt haben. Noch heute, wie man weiß, leben directe Nachkommen mütterlicherseits jener Prinzessin, welche nach allen Zeugnissen für Struensees Tochter gelten muß, die aber von der

Digitized by Google

oldenburgischen Königsfamilie in ihrer Legitimität nicht beeinträchtigt worden ist. Diese Nachkommen sind die weiland vielgenannten Herzoge von Schleswig-Holstein-Augustenburg, in deren Familie — wie wir hören — der Tag der Hinrichtung des großen Grafen und geheimen Kabinetsministers König Christians VII. als ein Trauertag stets gegolten hat und noch gilt.

Dieses vorausgeschickt, wird eine unbefangene historische Würdigung, welche der Katastrophe jetzt neuerdings durch Professor Wittich*) in Jena zu Theil geworden ist, wohl um so eher allgemeine Beachtung verdienen, als dieselbe mit gründlicher Kenntniß der einschlägigen sowohl dänischen als deutschen, englischen als französischen Literatur eine sichere Charakterzeichnung, eine elegante Diction und ein glückliches Taktgefühl in Behandlung der Details verbindet. Dabei ist der Umfang der Arbeit, trotz einer ansehnlichen Anzahl, knapp und concis gehalten, wie es bei derartigen Werken in Deutschland nicht häufig der Fall zu sein pflegt. Indessen hat man bei einem Publicum, das zwei dramatische Bearbeitungen der Struensseefigur mit Interesse aufgenommen hat — von Beer und Laube —, wohl Ursache, auf weiteres Entgegenkommen zu hoffen. Zwar hat Verfasser, wie er wiederholt klagt, die einestheils zu Kopenhagen, anderntheils zu Schloß Bergenhus in Norwegen und anderswo aufbewahrten Proceßacten nicht in genügender Weise erschöpfen können. Indessen meint er selbst, davon nicht mehr allzu viele Aenderungen zu besorgen oder hoffen zu dürfen, nachdem die quellenmäßige Untersuchung im Lande von Struensees Wirken schon manche schätzenswerthe Publicationen hierüber zu Tage gefördert hat.

Drei Jahre vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen als preußischer Unterthan in Halle geboren, erwarb sich Johann Friedrich Struensee an diesem hohen Musterbilde seiner Thätigkeit wahrlich keinen Freund; während es eine wenig beachtete Thatsache ist, daß sein älterer Bruder Karl August später zu einer um so angesehenern Stellung in Berlin, als wirklicher Staatsminister und Director der Seehandlung, gelangt ist. Doch bleiben wir bei jenem pathetischen Libertin, dem blassen interessanten Stadtphysikus von Altona stehen, als welcher Struensee seine ersten Lorbeeren auf dem Gebiet der Frauengunst und des höhern Streberthums im Umgang mit dem holsteinischen Adel gewann. Es war vor Allem jener Schack Ranzau-Ascheberg, welcher ihn materiell ausnutzte, dafür aber das Gewicht seiner Verbindungen am Hofe spielen ließ.

Dort begegnet uns zuerst der entnervte König, der Sohn des fünften Friedrich, welchen Klopstock als den Weisen der Weisesten pries. Nach kaum zwei Decennien seines Lebensalters hatte Christian VII. sich ausgelebt; persönlich unter der Gewalt seines Günstlings, des Vergnügungsdirectors Holck stehend, geschäftlich ganz von Bernstorf abhängig: so fand ihn der neue Leibarzt, welcher Anfangs nur für eine Londoner und Pariser Reise engagirt war, im Frühjahr 1769 vor. Die junge Königin, Schwester Georgs III. von England, lebte vernachlässigt von ihrem bereits dem Wahnsinn zuneigenden Gemahl. Struensee ward auch ihr anfänglich als Arzt aufgedrungen, recht zum Hohn, von Christian selbst, dem Eifersucht fremd war. Aber die ganze Leidenschaftlichkeit der unerfahrenen Frau entzündete sich hierdurch, sie liebte seitdem tief und innig den Mann, dem sie nur Mittel zum Zweck, d. h. zur Herrschaft war, dem ihr tiefes Attachement oft genug lästig gefallen sein soll. Dagegen ist die Stellung der verwittweten Königin Juliane Marie gegenüber ihrer Schwiegertochter und deren eingestandenen Liebhaber bisher als zu intrigant aufgefaßt worden. Sie bedeutete nach Wittich wenig und wurde von Struensee nebst ihrem Sohne, dem sogen. Erbprinzen Friedrich, schnöde behandelt und bald ganz vom Hofe getrennt. Dies aber erst, nachdem die Zeit der Kabinetsbefehle und der großen Staatsreform schon begonnen hatte. Die ganze Entwickelung der Dinge spielte sich übrigens innerhalb von ein paar Jahren ab, wie man wohl beachten muß.

Eine ungeheure gesetzgeberische Arbeit wurde in dem ihm gewährten Zeitraum von dem deutschen Pastorsohn für Dänemark im Sinne der Menschheitsbeglückung des despotisme éclairé geleistet. Seit Begründung der absoluten Königsherrschaft im Jahre 1660 bestehende Einrichtungen ertrugen nicht mehr das Licht seiner autokratischen freigeistigen Diagnose, zu welcher Kenntniß der dänischen Sprache freilich nicht gehörte. Als eines theoretischen Weltverbesserers wird sein Name nicht vergessen werden können. Aber wenn auch manche seiner Anordnungen nachmals nicht beseitigt worden sind, viele einen fruchtbringenden Keim für spätere Zeiten in sich trugen, so muß jetzt doch als das Ungewöhnlichste in seinem Lebenslauf erscheinen: weniger das positiv von ihm Geschaffene, als der mit seiner romantischen Episode engverknüpfte Umstand, daß ihm als einem einfachen bürgerlichen Arzt überhaupt nur für eine kurze Zeit gelingen konnte, in dem adelstolzesten Lande der Welt das Scepter an sich zu reißen. Zwar wird der nationale Gegensatz dabei nicht allzu hoch anzuschlagen sein, weil das Deutschthum bis dahin ganz am Hofe überwucherte. Aber die bisher im Namen des unumschränkten, zugleich nur zu beschränkten Königs thatsächlich herrschende Oligarchie entsetzte der während seines Aufsteigens so ungemein willenskräftige Mann durch das Gewicht seiner einzigen Persönlichkeit; Anfangs ohne jegliche officielle Stellung, wenn nicht in der eines Kabinetssecretärs (seit September 1770). Nur für die auswärtigen Angelegenheiten — Struensees schwächste Seite, speciell in der Stellung zu Rußland — mußte er sich entschließen einen besondern Minister, v. Osten, anzunehmen, der aber, wie keine seiner Kreaturen, bis ans Ende mit ihm aushielt. Denn als Struensee nun auf der Höhe seiner erträumten ehrgeizigen Macht stand, als er sich gestehen durfte, daß er Menschen Mögliches erreicht, als seine Feinde ihn Cromwell und andern solchen großen Sterblichen fürchteten gleichstellen zu müssen (Juli 1771), da zeigte er sich klein und des erlangten Glücks wenig würdig, als ein rechter Parvenü. Nur ein solcher konnte die gelegentliche Abstrafung des stumpfsinnigen Königs vermittelst einer erbarmungslosen Tracht Prügel durch dessen Gesellschafter, den Grafen Brandt, geschehen lassen. Nur ein solcher konnte, alle Vorsichtsmaßregeln in seinem Verkehr mit der Königin fast geflissentlich beiseite setzend, gewissermaßen mit der Schande der Familie prahlen, der er ein Hüter sein wollte und sollte. Nur ein solcher endlich konnte Adel, Geistlichkeit, Militär, Diplomatie und seinem eignen Büreaupersonal zu gleicher Zeit vor den Kopf stoßen, so daß er wirklich kaum einen Freund in der Nacht seines Sturzes mehr zählte.

Hatte er früher die uneingeschränkteste Preßfreiheit verkündet, mußte sie später, als die Pamphlete sich gegen ihn richteten, beinahe wieder aufgehoben werden. Sein greiser Vater, der seine „unerfreulichen" Erhöhungen nur durch die Zeitungen erfuhr, ein Geistlicher von der streng-lutherischen Richtung, verzehrte sich fast vor Gram über die Toleranzedicte des Sohnes, welche auch speciell die religiöse Königin Juliane verletzt haben sollen. Von letzterm Gesichtspunkte aus betrachtet, mag denn am ehesten der Gedanke einer gewaltsamen Beseitigung dieses Regiments eine Brücke nach dem einsamen Hofe der zweiten Wittwe Friedrichs V. geschlagen haben. Die geheimen Absichten für ihren Sohn sind bei dem Vorhandensein eines ältern Kindes Christians und Mathildens immerhin schon unwahrscheinlich gewesen und die Abneigung des deutschen Volks gegen Stiefmütter, in Geschichte und Sage, mag zur Verdächtigung derselben hinzugekommen sein. Man braucht Einem freilich lange nicht wohlzuwollen, aber von da bis zum Vergiften — wie Juliane dies nach den Mythen der Anhänger Mathildens später in Celle ins Werk gesetzt haben soll — ist mehr als ein Schritt. Hergebrachte Ueberlieferungen über die rohe Behandlung der Königin bei ihrer Gefangennahme (17. Januar 1772) will Verfasser auch ohne Vorlage urkundlichen Materials auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt wissen. Ihre spätern Geständnisse sind wohl so wenig erschlichen zu nennen, als die Struensees. Auf die Vertheidigung Beider fällt eher ein merkwürdiges Licht. Doch war für den „Majestätsverbrecher" nach seiner angeblichen Bekehrung das Drama mit dem blutigen Block geschlossen, auf

*) Struensee. Von Dr. Karl Wittich. 8. XVI u. 263 S. Leipzig, 1879, Veit & Co. 5 Mark.

Digitized by Google

dem erst seine Hand und dann sein Haupt fiel (28. April), so erwies sich die energische Verwendung von Volk und Krone Englands für die brittische Prinzessin mächtig genug, die geprüfte Dulderin aus Kronberg freizugeben. Nicht zwar als ob man in St. James an ihrem Fehltritte gezweifelt hätte; auch dem Sarkasmus des Philosophen von Sanssouci erschien es wohl eigentlich mehr anstößig, daß sie sich gerade mit einem solchen „Abenteurer" eingelassen. Es liegt der englischen Handlungsweise, vom hier doppelt berechtigten Grundsatz des Civis Romanus abgesehen, gewiß speciell das löbliche Bestreben zu Grunde, dem Skandal der Welt das zu entziehen, woran nur kleine Geister ihr Vergnügen von jeher gefunden haben.

So erweist sich denn nach allen Seiten hin der Ausgang der Dinge als weniger mystisch, weniger ungerecht, als man wohl im Allgemeinen zu denken geneigt war. Und es zeigt sich hier einmal wieder recht deutlich, wenn ja noch eine allgemeine Bemerkung gestattet sein soll, daß ein Staat mit fleißigen, sonst nur mittelmäßig begabten Menschen, wie Guldberg und Andere es waren, die Struensee folgten, in den alteingetretenen Geleisen mitunter länger bestehen kann, als unter der Hand eines glänzend begabten Menschen, der Geschäftsmäßigkeit, Routine und Takt mit seinen Handlungen zu verbinden sich nicht gewöhnt hat.

Rudolf Goecke.

Notizen.

Die berühmte Unterredung ist vierzehn Tage alt, läßt indessen die Leute, deren Beruf es ist, die Tagesgeschichte mit Commentaren zu begleiten und, wo es nöthig, phantastisch zu ergänzen, noch nicht zur Ruhe kommen. Welche Unterredung wir meinen, ist jedem Zeitungsleser klar und bedarf keines näheren Kennzeichens. Der sarkastische und scheinbar unversöhnliche Welfenführer hatte ein Anliegen bei dem Reichskanzler und wußte natürlich schon vorher, daß seine Befürwortung des fraglichen Witthums keine ungünstige Stätte finden würde. Hatte doch auch Kaiser Napoleon nach der Beschlagnahme der orleanistischen Güter den Prinzessinen der vertriebenen Familie ein genügendes Einkommen großmüthig gewährt. Ob der schlaue Hannoveraner dies Argument zu seinem Zweck verwerthet hat, wird allerdings aus begreiflichen Gründen zweifelhaft erscheinen. Wir werden uns wohl hüten, die Legion von Vermuthungen über die in jenem angeblich historisch bedeutsamen Tête a Tête besprochenen oder verschwiegenen Dinge um eine neue zu vermehren. Clerikale Blätter, die Jahre durch von officiösen Dementis zu leiden hatten, waren ersichtlich froh, daß sie einmal ihrerseits die Anderen Lügen strafen konnten. Seltsam genug waren die Conjecturen ausgefallen, welche dem ohne jeden Zweifel interessanten Zwiegespräch ihr Dasein verdankten. Was die Versöhnlichkeit Leos des Dreizehnten und die Berliner, seit der letzten Kissinger Badesaison halbwegs beglaubigten Friedenswünsche nicht zu bewirken vermocht, das sollte jener Gedankenaustausch von einer Stunde unter vier Augen durchgesetzt haben. Dies war natürlich pure Erfindung. Die Fata Morgana des Ausgleichs mit Rom wird noch Manchen äffen, so lange der Papst nicht dasselbe Verfahren mit den militirenden Intransigenten seiner Umgebung anwenden kann, das ihm mit einer anderen Garde, deren mittelalterlich gelbe Uniformen jedem Besucher der vaticanischen Galerien wohlbekannt sind, ohne jegliche Mühe gelungen war. Pessimisten wollen sogar behaupten, der Friedensschluß werde erst am Vorabende der schließlichen Auseinandersetzung mit einem auswärtigen Gegner stattfinden, dessen vorsichtige Zurückhaltung wie stille Zukunftspläne die deutschen Staatslenker mit gespannter Aufmerksamkeit unausgesetzt verfolgen. Bevor es in irgend einer Weise nach jener Seite losgehe, was ja auch auf diplomatischem Felde denkbar ist, werde das Reich seine Kräfte concentriren und wenigstens im Innern nach allen Seiten Ruhe haben wollen. In diesem Fall müßte man sich allerdings noch für eine geraume Zeit auf ein halbdunkles wenig amüsantes Fortglimmen des leidigen Culturkampfes und auf eine ganze Zahl vieldeutiger publicistischer Erzeugnisse über dieselbe unerfreuliche Materie gefaßt machen. Charakteristisch waren inzwischen die Reflexionen, mit welchen die ersten fragwürdigen Gerüchte über die Conversation im Palais Radziwill von der interessirten nicht clerikalen Presse begrüßt wurden. Man freute sich natürlich, wenn auch nicht ganz aufrichtig, über die friedliche Morgenröthe, legte aber gegen unzulässige Concessionen Verwahrung ein. Diese Haltung war nun für den Augenblick ganz correct und entsprach der thatsächlichen Lage. Wäre es aber zufällig anders gekommen, hätte die famose Conferenz zwischen Linden und Leipzigerstraße den Schluß statt den Anfang der Phase bezeichnet, welchen das deutsch-römische Compromiß ausfüllen soll, so war unschwer vorherzusehen, was Seiner Durchlaucht allergehorsamste Opposition dazu sagen würde. Zuerst absoluter Unglaube und die Aeußerung schweren Bedenkens, wenn nicht unvorgreiflichen Protestes. Dann eine mit sorgsamer Abwägung des Ausdruckes vollzogene Wendung in der Discussion des factischen Sachverhalts, der am Ende doch möglich wäre! Endlich freudige Zustimmung durch geoffenbarte Erkenntniß dessen, was das Wohl des Vaterlandes unumgänglich erheischt. Diese drei sich regelmäßig vollziehenden Evolutionen haben wir ja oft genug erlebt und sind derselben in kritischer Zeit stets gewärtig. Glücklich der Wochenchronist, der außerhalb des politischen Tagesgewühls die Fragen reifen läßt und gegen Widersprüche wie schwankende Ueberzeugungen gleichmäßig geschützt ist. Frei in der Wahl der Themata, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, und unbehindert durch Parteirücksichten, die gewissen Collegen so manche Versuchung auferlegen, kann er sich den offenen Blick für das Wesen der Dinge wahren, die oft im heillosen Durcheinander an den minder bevorzugten schreibenden und druckenden Zeitgenossen vorübergleiten. Auch die Jagd nach dem Neuen, an welcher die Presse des ganzen civilisirten Erdballes laborirt, wird dem nur einmal in sieben Tagen erscheinenden Blatt von einem gütigen Geschick erspart. Geht die Welt unter, so braucht es keiner der Mitarbeiter vierundzwanzig Stunden vorher zu wissen, kann daher der Katastrophe mit ungleich größerem Gleichmuth entgegensehen. Noch zahlreiche andere Vorzüge hat eine Form des Erscheinens, die nicht jeden Morgen sprechen und erzählen muß. Aber sie bleiben aus Schonung für die auf athemlose Arbeit angewiesenen Jünger der literarischen Zunft besser verschwiegen.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Zum Beweise, wie alt der Gedanke: „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehn" in Wirklichkeit ist, dürfte Herrn Professor Büchmann, meinem verehrten früheren Lehrer, ein Fingerzeig auf Ovids: „Frondem in silvis non cernere", Trist. 5. 4. 9, und Properzens: „Medio flumine quaerere aquam." 1. 9. 16 vielleicht nicht unwillkommen sein.

Hochachtungsvoll

Harburg 24./1. 79. Rudolf Schanze.

* * *

Hochgeehrte Redaction!

Soeben frappirt mich in den fesselnden Mittheilungen K. Brauns über den „schweigsamen Abgeordneten" Gegenwart Nr. 6 die Behauptung: schon Cicero habe den Ausspruch dum taceo, clamo gethan. — Diese persönliche Beziehung auf Cicero ist irrthümlich. Dem Verfasser schwebte Ciceros Apostrophe an Catilina vor (c. 8 der ersten Rede): De te, Catilina, cum quiescunt, probant, cum patiuntur, decernunt cum tacent, clamant vor, ohne daß er sich des Zusammenhangs und der sprachlich correcten Fassung genau erinnerte. Gewiß sendet mehr als ein klassisches Schulmeisterlein diese Berichtigung ein; ich will aber mit Vielen lieber und auch nach ihnen der Wahrheit dienen, als sie möglicherweise verschweigen lassen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Schwerin i. M., März 79. Friedr. Latendorf.

Digitized by Google

Inserate.

☛ **Schriftsteller**, welche für **sensationell gehaltene Romane, Novellen**, sowie für **Humoresken**, populär gehaltene, **wissenschaftliche Artikel**, Lebensbilder, historische Skizzen, **Räthsel** u. dergl. ☚ **zweite Verwendung** ☛ wünschen, wollen Offerten, oder event. auch Probesendungen unter **Z. P. 401** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** gelangen lassen.

Ein Spiegel aller
zeitgenössischen Thorheiten,
Vorurtheile und Irrthümer!

In meinem Verlag ist soeben erschienen:

GUTTÆ IN LAPIDEM.

Das ist:

Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer.

Von **Ernst Eckstein.**

In alterthümlicher Ausstattung, mit Initialen, Vignetten und Kopfleisten, eleg. geh. Preis 4 *M.*, in Originaleinband 5 *M.*

Leipzig, im März 1879.

Richard Eckstein.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Studien über die Volksseele
aus dem
Gesichtspunkte der Physiologie und Hygieine.
Von
Dr. Eduard Reich.
Zweite vermehrte Auflage.
gr. 8. broch. 12 *M.*

Verlag der **Kaulfuß'schen Buchhandlg., Liegnitz.**

Shakespeare's Lostge Wiewer von Windsor, en't Plattdietsche äwersett von **Dorr**, met 'nem Bärword v. **Klaus Groth.** 2 *M.*, feinere Ausgabe 2 *M.* 50 ₰, geb. 4 *M.*
(Nimmt nach Urtheil der Kritik eine hohe Stelle ein in der plattdeutschen Literatur.)

Videant Consules! Zur Orientirung über Fragen des höh. Bildungswesens, insonderheit üb. die Forderung der Gleichberechtigung der Realschulen mit den Gymnasien. 2. Ausgabe. 5½ Bogen gr. 8. 60 ₰.

Soeben erschien und steht **gratis** und **franco** zu Diensten:

133. Katalog.

Literaturgeschichte. Sprachwissenschaft. Deutsche, englische und französische Literatur. Kunst- und illustrirte Werke. Architectur. Musik.
(4143 Nummern).

Bücherfreunden empfehle ich diesen **äusserst reichhaltigen** und **interessanten** Katalog angelegentlichst zu freundlicher Beachtung.

Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat),
Breslau, Schmiedebrücke 56.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW., Luisenstr. 32.

Tante Therese.
Schauspiel in vier Acten von **Paul Lindau.**
8. elegant geheftet 2 *M.* 50 ₰.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin. — Verleger: **S. Schottlaender** in Breslau.

Erscheint in monatlichen Heften in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lexicon-8.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrgang (12 Hefte) 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen **Februar-Heftes** 1879:

I. W. H. Riehl in München. Das verlorene Paradies. Novelle.
II. Klaus Groth in Kiel. Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
III. Karl Beck in Wien. Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846).
IV. W. Busch in Bonn. Der Fuß und seine Bekleidung.
V. Emile Augier in Paris. Fragment.
VI. Ernst Dohm in Berlin. Fragment. Aus ein. unvollendeten Lustspiel Émile Augier's. (Uebersetzung.)
VII. P. Lindau in Berlin. Émile Augier.
VIII. F. Reuleaux in Berlin. Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb.
IX. Carl Vogt in Genf. Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
X. Bibliographie.

Hierzu das Portrait Émile Augier's, Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

☛ Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten. ☚

Neue Lieder von Robert Franz.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschienen soeben:

Sechs Gesänge
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte
componirt von
Robert Franz.

Op. 50. (Frau **Helene von Hornbostel-Magnus** gewidmet.) Preis: 3 *M.*
Inhalt: **Herziges Schätzle du.** Schwäbisch; **Frühlingsklage** von Lebret; **Der Stern ist die Liebe; Ein Gruss von Ihr** von W. Viol; **Thränen** von A. von Chamisso; **Liebesfrühling** von Friedr. Rückert.

Vor Kurzem erschienen:

Franz, Robert, op. 48, **Sechs Gesänge** für eine tiefere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. (Herrn Baron Arnold Senfft von Pilsach gewidmet.) In einem Hefte . . . . . *M.* 3,00

Dieselben einzeln:

No. 1. **Wenn zwei von einander scheiden** von H. Heine . . . . . —,60
No. 2. **Das Grab der Liebe** . . . . . ,60
No. 3. **Wasserfahrt** von H. Heine . . . . . —,80
No. 4. **Die Perle** von Friedr. Rückert . . . . . —,80
No. 5. **Ich bin bis zum Tode betrübet** von Ida Hahn-Hahn . . . . —,60
No. 6. **Norwegische Frühlingsnacht** von J. S. Welhaven . . . . . —,80
No. 6a. **Dasselbe** mit norwegischen Text unter dem Titel: „En Vaarnat" —,80

Franz, Robert, op. 49. **Sechs Lieder** für gemischten Chor. In einem Hefte. Partitur und Stimmen 5 *M.* Stimmen allein (à 75 ₰) 3,00

Dieselben einzeln:

No. 1. **Norwegische Frühlingsnacht** von J. S. Welhaven. Part u. St. 1,20
No. 2. **Es taget vor dem Walde.** Volkslied. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 3. **Vom Berge** von W. Osterwald. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 4. **Herzliebstes Elselein.** Volkslied. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 5. **Gute Nacht!** von Betty Paoly. Part. u. St. . . . . —,90
No. 6. **Scheiden und Meiden** von W. Osterwald. Part. u. St. 1,20

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 78.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 19. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg. I. II. — **Literatur und Kunst:** Eine neue „Allgemeine Geschichte". Von Georg Winter. — Das Theater in Amerika. Von Ludwig Frank. — Ueber französische Volkslieder. Von Paul Lindau. — Shaksperes Schicksalsschwestern. Von Karl Blind. I. II. III. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. Inserate.

Zur Vivisectionsfrage.

Von A. Eulenburg.

I.

„Müssen wir zu so vielen brennenden und schwebenden auswärtigen und inneren Fragen, zur ostrumelischen, zur Pestfrage, zur socialen Frage, zum Culturkampf, zu den Zoll- und handelspolitischen Fragen u. s. w. nun auch noch eine Vivisectionsfrage als neuesten Zankapfel bekommen? Konnte uns dieser Kelch nicht erspart werden?" — so dürfte vielleicht mancher Leser schon bei der Ueberschrift dieses Artikels zu seufzen geneigt sein. Leider kann man darauf nur antworten: „Es ist nun einmal nicht anders. Der Streit und Kampf um die „Vivisection" kann uns nicht erspart bleiben und wir wollen nur hoffen und wünschen, daß er nicht — wie man nach der Art und Weise des ersten Angriffes wohl fürchten könnte — mit übergroßer Erbitterung von beiden Seiten geführt werden und überdies noch in Formen der wunderlichsten und abenteuerlichsten Art gekleidet sein möge."

Eine Anzahl höchst ehrenwerther, von den verschiedensten Berufskreisen ausgehender, aber in dem einmüthigen Bestreben des Thierschutzes zusammentreffender Männer (und Frauen) hat den gegenwärtigen Augenblick für opportun gehalten, um Agitationen, die bisher nur im Auslande, namentlich in England, florirt und dort unleugbar bedeutende Erfolge erzielt haben, nunmehr auf deutschen Boden überzuführen. Dem von dieser Seite eröffneten und mit den Hülfsmitteln der Belletristik, der Illustration u. s. w. unterstützten Broschürenkriege*) ist das schwere Geschützfeuer gelehrt wissenschaftlicher Entgegnung**) bereits gefolgt; dann haben sich die Thierschutzvereine***) der Sache bemächtigt, und zum Theil von ihnen aufgerufen beginnt auch die politische und die Unterhaltungspresse mehr und mehr, der angeregten Streitfrage ihre Aufmerksamkeit und den erhitzten Gemüthern beider Parteien ihre Spalten zu öffnen.*) Neben manchem Treffenden und Beherzigenswerthen — ich hebe namentlich den unten citirten Artikel der „Leipziger Illustrirten Zeitung" als eine nach meinem Gefühl äußerst maßvoll gehaltene und sachlich correcte Darstellung hervor — findet sich natürlich in den nicht immer aus sachverständiger Feder herstammenden Erörterungen dieser Blätter auch Vieles, was einer genauen Betrachtung schwerlich stichhalten dürfte. Als theilweise zu weit gehend erscheinen mir z. B. die Erörterungen und Vorschläge des „Daheim" und der „Frankfurter Zeitung" — auf welche ich weiter unten zurückkommen werde —, während die „Neue Preußische Zeitung" den Gegenstand einseitig vom christlich-sittlichen, nicht aber vom wissenschaftlichen und praktischen Standpunkte aus betrachtet, und daher über gewisse gemeinplätzliche Wahrheiten oder Halbwahrheiten nicht hinauskommt. — Jedenfalls dürfte es demnach nicht unangemessen erscheinen, wenn ein allen hervorragenden Bestrebungen der Gegenwart gewidmetes Organ theilnahmsvoll auch an diese Frage herantritt, es übernimmt, Recht und Unrecht auf beiden Seiten genauer abzuwägen, die schweren gegen die Vivisection erhobenen Beschuldigungen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, und — soweit wirkliche Mißbräuche constatirt sind — die zu ihrer Abstellung gemachten Vorschläge auf ihre thatsächliche Ausführbarkeit und Brauchbarkeit genauer zu prüfen.

Wenn auch die Zeit- und Ortgemäßheit einer solchen Darstellung keinen ernstlichen Bedenken unterliegt, so könnte vielleicht um so mehr von ihrem Verfasser der eingehende Nachweis seiner Legitimation im Voraus verlangt werden. Ich hoffe jedoch diesen Nachweis durch die Darstellung selbst liefern und mich hier auf wenige orientirende Vorbemerkungen beschränken zu können. Vielleicht dürfte nämlich — wenigstens ist das mein Wunsch — meine Stimme als die eines nicht direct betheiligten, aber mit den Verhältnissen genügend vertrauten und unparteiischen Vermittlers, wenn auch nicht den excentrischen Wortführern der Antivivisectionsbestrebungen, so doch dem größeren nichtärztlichen Publicum gegenüber zur Geltung gelangen. Ich bin nicht Physiolog von Fach, und ich bekenne auch gleich von vornherein, daß ich keineswegs ein hitziger und begeisterter, sondern nur

*) Vgl. „Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung", von Jatros, Leipzig 1877. — „Gemma oder Tugend und Laster", Novelle von Elpis Melena, München 1877 — vor Allem „Die Folterkammern der Wissenschaft" von Ernst von Weber, 5. (Stereotyp.-) Auflage, Berlin und Leipzig 1879.

**) Prof. Hermann in Zürich, Karl Vogt (in „Nord und Süd") und Schiff in Genf, Heidenhain in Breslau — neuerdings Erklärung von 19 medicinischen Facultäten.

***) „Ueber Vivisection", 3 Vorträge gehalten auf dem XII. Verbandstage rheinisch-westfälischer Thierschutzvereine zu Köln am 5. Januar 1879. — W. Wulff (Vors. des schleswiger Thierschutzvereins) „Die dunkelste Seite der Wissenschaft und ihre Enthüllung", Hamburg 1878 u. s. w.

*) U. A. „Bremer Courier" vom 6. Juli 1878 — „Daheim" vom 17. August 1878 (Dr. Julius Stinde) — „Frankf. Zeitung" — „Leipz. Illustr. Zeitung" vom 8. März 1879 — „Neue Preuß. Zeitung" vom 29. März 1879 (Leitartikel) — „Neue Stettiner Zeitung" vom 2. April 1879.

Digitized by Google

ein sehr lauwarmer oder kühler Anhänger der Vivisection bin. Mir sind die vermeintlich antivivisectorischen Aeußerungen eines Charles Bell, Schopenhauer, Rokitansky völlig aus der Seele geschrieben; aber gleich diesen Männern (deren Urtheilen sich noch manche ähnliche von hochstehenden Namen der Wissenschaft anreihen ließen) betrachte auch ich die Vivisection als ein nothwendiges Uebel, als ein auf dem gegenwärtigen Entwickelungsstadium völlig unentbehrliches Hülfsmittel der forschenden Heilkunde; und ich bin selbst wiederholt in der Lage gewesen, bei auftauchenden Fragen der Nervenpathologie und der Therapie von dem Thierexperiment in ausgedehntem Umfange Gebrauch machen zu müssen. Ich habe sogar meinen Antheil an den von Weber und Anderen besonders angefeindeten Gehirnexperimenten (Verstümmelungen des Großhirns) und somit auch an den dagegen geschleuderten Vorwürfen, falls sie verdient sind — woran ich jedoch gerade bei diesen Versuchen das Gegentheil in überzeugender Weise zu veranschaulichen hoffe.

Wenn etwas im Stande ist, die naive Unkenntniß, mit welcher die Wortführer der Antivivisectionsbestrebungen vielfach an ihr Thema herantreten, schlagend zu illustriren, so ist es der Gebrauch oder Mißbrauch einzelner unverstandener und aus dem Zusammenhange gerissener Aeußerungen hervorragender Physiologen und Aerzte — vor Allem des verehrungswürdigen Charles Bell. Ich will hier etwas ausführlicher verweilen, weil mir die Anknüpfung an diese ebenso schlichte als großartige Persönlichkeit die vollkommenste Gelegenheit gibt, das was die Vivisection leisten soll und leisten kann, sowie auch zugleich die Grenzen ihres Sollens und Könnens an einem klassischen Beispiele zu entwickeln. Herr von Weber hat seiner Einleitung ein Motto von Ch. Bell vorangestellt; er läßt später den großen englischen Forscher erklären, „daß die Oeffnung lebender Thiere mehr zur Erzeugung von Irrthümern als zum Gewinn von Wahrheiten gewirkt hat"; und in der von Elpis Melena verfaßten Uebersetzung von „Vivisection, Shakespeare und Sir Walter Scott" heißt es sogar „Bell, Elliotson und noch viele andere ärztliche Sommitäten haben das Viviseciren einstimmig verdammt". Diese Angaben sind geeignet und vielleicht darauf berechnet, bei dem fernstehenden Laienpublicum Täuschungen der gröbsten Art hervorzurufen: Täuschungen, die ihren Veranstaltern wohl als ein durch das Interesse der Sache gerechtfertigter frommer Betrug sich darstellen mögen. Charles Bell ist gerade durch die ungemein zahlreichen Versuche, die er selbst fast an allen Gehirnnerven und den Rückenmarksnerven angestellt hat, der Begründer der neueren wissenschaftlichen Forschung in der Nervenphysiologie und der darauf begründeten Nervenpathologie geworden. Seine Versuche erschienen zuerst in einer nur für einen kleinen Kreis von Freunden bestimmten Mittheilung 1811; zehn Jahre später zeigte Bells Freund und Schüler Shaw einzelne derselben in Paris, wo sie Magendie erfolgreich wiederholte und sich die Priorität derselben anzueignen suchte; 1831 wurden sie durch unsern berühmten Physiologen Johannes Müller bestätigt und vielfach ergänzt und erweitert. Wenige, namentlich unserer deutschen Forscher, dürften mit solcher Ausdauer, so viel und an so verschiedenen Arten von Warmblütern experimentirt haben wie Bell; seine einzelnen Abhandlungen wimmeln von Versuchen, die an Affen, Hunden, Kaninchen, Pferden, Eseln, Vögeln ꝛc. angestellt wurden. Man wird nun erstaunt fragen, wie derselbe Mann denn plötzlich zu einem Schutzpatron der Antivivisectionisten geworden sei? Ich weiß mir dies nur dadurch zu erklären, daß einige Aeußerungen, die Bell in der Vorrede seines 1830 erschienenen, berühmten Buches „The nervous system of the human body"*) macht, zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben haben. Bell entwickelt daselbst in geistreicher und durchaus zutreffender Weise, wie er nur dadurch zu seinen Resultaten gelangt sei, daß er von einer genauen anatomischen Zergliederung des Nervensystems ausgegangen sei, und erst nachdem er sich hierdurch bestimmte Anschauungen gebildet, den Weg des Experimentes eingeschlagen habe. „Würde ich," sagt er mit Beziehung auf eine bestimmte Frage, „mit Experimenten angefangen haben, so wäre ich von der Wahrheit entfernt geblieben;" und diese Bemerkung trifft noch heut und wird immer treffen jedes planlose Experimentiren, dem nicht ein sorgfältiges Studium der Sache vorhergegangen und das nicht von einer darauf begründeten Idee, einer inneren Ueberzeugung geleitet ist. Daß aber zwischen einer auch noch so genialen subjectiven Ueberzeugung und einem auch für Andere zwingenden, streng wissenschaftlichen Beweise — wie ihn auf diesem Gebiete eben nur das Experiment liefern kann — doch ein bedeutender Unterschied obwaltet, wird auch Herr von Weber selbst schwerlich bestreiten.

Der große und hochverdiente Charles Bell — der, wie er selbst ausspricht, sich niemals der geringsten Ermunterung und Anerkennung seiner Fachgenossen in England zu erfreuen gehabt hat — kann uns noch in doppelter Hinsicht als beachtenswerther Zeuge in der Vivisectionsangelegenheit dienen. Einmal weil er seiner subjectiven Abneigung gegen die Methode, der er und welche ihm so großartige Resultate verdankt, keineswegs ein Hehl macht. „Freimüthig seinen Widerwillen gegen Thierquälerei gestehend," sagt Bells Uebersetzer Romberg, „benutzte er die Vivisectionen nur zur Erläuterung, nicht zur Basirung seiner bereits durch Zergliederung und Induction gewonnenen Wahrheiten, und wir sehen ihn in den die Beobachtung so oft trübenden Schmerzempfindungen, ja selbst in den Todeswindungen des Thieres deutlich die Züge nachweisen, die er für sein Bild des Nervenlebens mit größerer Sicherheit schon der Anatomie entnommen hatte."*) Sodann ist Bell nicht blos anatomisch-physiologischer Forscher, sondern in erster Reihe gewissenhafter, ungemein scharf und kritisch beobachtender Arzt, der fortwährend von unaufgehellten Punkten der Krankenbeobachtung zu neuen experimentellen Forschungen den Anstoß empfängt und andererseits die Ergebnisse dieser Forschungen in Bereicherungen der Diagnostik und Therapie am Krankenbette unmittelbar schöpferisch umsetzt. Von der eminenten praktischen Bedeutung seiner Versuche für die Krankenbehandlung mag ein Beispiel Kenntniß geben. Bis auf Bell wußte man nicht die Functionen der Bewegungsnerven des Antlitzes (Nervus facialis) von denen der Gefühlsnerven (Nervus quintus oder trigeminus) zu unterscheiden; und die Chirurgen durchschnitten bei schmerzhaften Nervenaffectionen (Neuralgien) des Gesichts vielfach den ersteren Nerven, wodurch die Gesichtsneuralgie nicht gebessert, wohl aber eine meist dauernde Lähmung einer Gesichthälfte hervorgebracht wurde. Erst Bells Durchschneidungsversuche an Eseln, Hunden u. s. w. bewiesen, daß der Nervus facialis nur die Bewegungen, der N. trigeminus die Schmerzempfindungen des Antlitzes vermitteln; und seitdem ist die Durchschneidung von Aesten der letzteren Nerven, auch die theilweise Resection oder die Dehnung derselben häufig in den schlimmsten Fällen von Gesichtsneuralgien erfolgreich geübt, die Methodik dieser Operationen von den namhaftesten Chirurgen immer mehr vervollkommnet worden.

Dieselbe innige Verbindung von Theorie und Praxis, von experimenteller Forschung und klinischer Krankenbeobachtung, die wir bei Charles Bell bewundern, finden wir auch bei anderen hervorragenden Physiologen der Vergangenheit und Gegenwart, namentlich unter Franzosen und Engländern; es mögen hier nur Magendie, Marshall Hall, die noch lebenden Brown-Séquard und Vulpian als glänzende Vertreter dieser Doppelrichtung genannt werden. Auch unter den namhaftesten Vertretern der deutschen Physiologie sind manche, wie Helmholtz, Budge, aus den Reihen ärztlicher Praktiker hervorgegangen; der vielgeschmähte und zuletzt aus Florenz glücklich „weggebissene" Schiff**) war

*) Das deutsche übersetzt von Romberg (Karl Bells physiologische und pathologische Untersuchungen des Nervensystems. Neue Ausgabe, Berlin 1836).

*) Siehe Vorrede S. VI.

**) Beiläufig bemerkt: das von Herrn v. Weber (S. 64) citirte und ausdrücklich zur Nachahmung empfohlene Benehmen einer „feinfühlenden Russin" (Fürstin natürlich) gegen — Frau Schiff wirft doch auf die in antivivisectionistischen Kreisen gehegten Gesinnungen ein eigen-

Digitized by Google

als consultirender Arzt daselbst hochgeschätzt — ebenso Moleschott in Turin (seit kurzem in Rom); Andere haben, ohne selbst zu prakticiren, doch den Zusammenhang mit der Pathologie und der klinischen Medicin stets zu wahren gewußt. Was die wissenschaftliche Medicin einem Johannes Müller, Du Bois-Reymond, Ludwig, Brücke ꝛc. mittelbar und unmittelbar, an fruchtbaren Beobachtungen, Anregungen und Impulsen verdankt, ist gar nicht zu berechnen. — Andrerseits können aber auch die Vertreter der Pathologie und der klinischen Medicin das Thierexperiment ebenso wenig entbehren wie die exacte Krankenbeobachtung und die Ermittelung der pathologisch-anatomischen Befunde. Auf der glücklichen Vereinigung oder vielmehr auf der einsichtsvollen Combination dieser verschiedenen Hülfsmittel beruht die heutige klinische Medicin, der Stolz deutscher Wissenschaft und die Grundlage aller ärztlichen Bildung. Die größten medicinischen Kliniker Deutschlands, ein Traube, Frerichs, Kußmaul und Andere waren und sind daher zugleich auch hervorragende Vertreter der experimentellen Richtung; namentlich aber ist, wie ich schon andeutete, die gesammte Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten — eins der glänzendsten Gebiete neuerer Forschung — ohne das Thierexperiment schlechterdings undenkbar. Ueber eine große Anzahl der wichtigsten Nervenleiden — ich nenne als Beispiele nur die Epilepsie, die sogenannte Herzbräune (Angina pectoris), die Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus) würden wir ohne das Experiment überhaupt kaum etwas Brauchbares wissen. Mit Recht sagt daher der Münchener Kliniker von Ziemssen in der Eröffnungsrede des klinischen Institutes zu München*): „Nur der mühsame Weg der experimentellen Forschung führt zu dauernden Bereicherungen der Wissenschaft, mag der Kreis, in welchem sich der Forscher bewegt, auch noch so klein sein. Das Experiment ist nicht ein Attribut einer bestimmten Sparta der Medicin; meines Dafürhaltens ist das Experiment vielmehr eine für alle Zweige des medicinisch-naturwissenschaftlichen Wissens gleich unentbehrliche Methode des Forschens, der sicherste Weg, zum Wissen und zur Wahrheit zu gelangen." — Und, um zu zeigen, daß dies nicht etwa blos für die „innere Medicin", sondern mindestens in gleichem Maße auch für die Chirurgie gilt, citire ich noch die Aeußerungen eines zugleich als Experimentator ausgezeichneten chirurgischen Klinikers**): „Wir treten mit den Principien der Vernunft in der einen, mit dem Experiment in der anderen Hand an die Natur und fordern von ihr, daß sie das Wesen der Krankheit uns enthülle. Wir versuchen Krankheiten künstlich zu erzeugen." — „Der Nutzen der Beobachtungen des Krankheitsverlaufes wächst bedeutend, wenn wir durch den parallelen Versuch am lebenden Thier die complicirten Bedingungen der menschlichen Krankheiten controliren, sichten, die wesentlichen von den unwesentlichen trennen. Ich weiß sehr wohl, daß nur wenige Aerzte bis jetzt Experimentalpathologie betreiben; aber was nicht ist, kann noch werden." Daß übrigens auch Hüter, der — wie er selbst sich ausdrückt — Kaninchen und das Mikroskop neben den Operationstisch setzt, dennoch oder gerade deswegen sich der begrenzten Leistungen des Experimentes sehr wohl bewußt ist und vor jeder Ueberschätzung desselben warnt, bedarf für den wissenschaftlich Denkfähigen kaum der Erwähnung.

Dagegen möchte ich hier noch einmal auf zwei schon früher erwähnte angebliche Gegner der Vivisection zurückkommen, nämlich auf Schopenhauer und Rokitansky, da ihre Hineinziehung auf ähnlichen absichtlichen oder unabsichtlichen Mißverständnissen beruht, wie die Nennung Charles Bells. Was Schopenhauer betrifft, so wissen wir Alle, daß die ausdrückliche Betonung des Mitleids mit der Thierwelt einen der eigenartigsten und schönsten Bestandtheile seiner Ethik bildet; wir wissen, wie er über die „jüdische" Verachtung der Thiere, über die cartesianisch-spinozistische Auffassung derselben als „Sachen" empört war; wir kennen auch seine Verachtung jenes öden und geistlosen naturwissenschaftlichen Materialismus, der sich in den vierziger und fünfziger Jahren bei uns leider so breit machte. Aber derselbe Schopenhauer wußte trotzdem den auf das Experiment begründeten immensen Fortschritt der Physiologie nicht blos anzuerkennen, sondern auch im Interesse seiner Metaphysik trefflich zu verwerthen. Mit voller Ueberzeugung ruft er*): „Es ist doch ein hübsches Stück Weges, welches binnen 200 Jahren Philosophie und Physiologie zurückgelegt haben von des Cartesius glandula pinealis und den sie bewegenden oder auch von ihr bewegten spiritibus animalibus zu den motorischen und sensibeln Rückenmarksnerven Charles Bells und den Reflexbewegungen Marshal Halls"; er beruft sich zur Unterstützung seiner Lehre vom Primat des Willens über den Intellect allenthalben auf die Gehirnexperimente von Flourens, Magendie, Marshall Hall**), und er sagt namentlich von des Letzteren „schöner Entdeckung der Reflexbewegungen": „Marshall Halls vortreffliches Buch on the diseases of the nervous system ist überaus geeignet, den Unterschied zwischen Willkür und Wille deutlich zu machen und die Wahrheit meiner Grundlage zu bestätigen."

Dies dürfte genügen. Was Rokitansky angeht, so ist er bekanntlich der Schöpfer der heutigen pathologischen Anatomie — einer Wissenschaft, gegen die unsere jetzigen Antivivisectionisten allerdings nichts einzuwenden finden. Hätten sie 300 Jahre früher gelebt, so würden sie höchst wahrscheinlich in das Geschrei eingestimmt haben, welches sich damals gegen Leichenöffnungen in gleicher und noch heftigerer Weise erhob, wie jetzt gegen Vivisectionen. Wenn nunmehr den letzteren gegenüber auf den angeblich weit größeren Nutzen der Leichenöffnungen hingewiesen wird, so ist hierbei ein entscheidender Punkt völlig aus den Augen gelassen. Die Leichenöffnungen verbreiten nämlich an sich und für sich allein keineswegs ein genügendes Licht über die Natur des Krankseins, des pathologischen Geschehens; sie vermögen dies vielmehr nur dann, wenn bereits vorher auf physiologischem, d. h. auf experimentellem Wege über die Functionen der verändert gefundenen Organe die nothwendige Klarheit erzielt ist. Dies gilt ganz besonders von allen Organen und Organtheilen, bei denen aus ihrem äußeren Habitus, ihrem morphologischen Verhalten auf die ihnen inwohnenden Functionen und deren Störungen nicht das Geringste geschlossen werden kann; vor Allem vom Nervensystem und dessen Centren, dem Rückenmark und Gehirn. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen und uns zugleich wieder auf die Frage nach dem unmittelbaren praktischen Nutzen der Vivisection gerade auf dem Gebiete der so viel angefeindeten Gehirnexperimente hinüber leiten. Nehmen wir an, ein Kranker sei nach voraufgegangenen Krämpfen und umschriebenen Lähmungserscheinungen in der linken Körperhälfte gestorben, und wir finden bei der Section neben anderweitigen krankhaften Veränderungen auch lokalisirte Krankheitsherde von Erweichung oder Verhärtung an der convexen Oberfläche der rechten Hemisphäre des Großhirns. Man würde mit diesem Befunde zunächst nicht das Geringste anzufangen wissen (wie man denn auch in der That noch vor wenigen Jahren nichts damit anzufangen wußte), wenn nicht das Experiment an lebenden Warmblütern — und zwar wesentlich an höheren Säugethieren (Hunden, Affen) — neuerdings den Beweis geführt hätte, daß sich in der Rindenregion der Großhirnhemisphären scharf umschriebene und von einander getrennte Bewegungs- und Empfindungsterritorien aller Theile der gegenüberliegenden Körperhälfte befinden. Durch die Reizungs- und Zerstörungsversuche am Großhirn höherer Thiere (andere sind zu diesem Versuche nicht brauchbar!) wissen wir, daß wir den linken Fuß, das linke Auge,

thümliches Licht. Ueber der Humanität gegen Thiere scheint hier und da die Humanität gegen Menschen und selbst der gute Ton völlig abhanden zu kommen.

*) Ueber die Aufgabe des klinischen Unterrichts und der klinischen Institute, Leipzig 1878.

**) Hüter, Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften, Leipzig 1878.

*) Parerga und Paralipomena (2. Auflage) II, S. 178.

**) Vgl. besonders „Die Welt als Wille und Vorstellung", Band II, Kap. 20, woselbst auch die nachstehend citirte Aeußerung (3. Auflage. S. 292).

Digitized by Google

den linken Mundwinkel von gewissen isolirten Stellen an der rechten Hemisphärenoberfläche aus bewegen — daß ebenso das Sehen mit dem linken Auge, das Hören mit dem linken Ohre dort seinen Sitz hat. — Das Publicum erhebt nun freilich den ebenso trivialen als von seinem Standpunkte aus wohlberechtigten Einwand: „Was hilft uns dieses Wissen und diese Deutung der Sectionsbefunde, da der Kranke nichts desto weniger gestorben?" In dem angenommenen Falle allerdings unleugbar; allein abgesehen davon, daß jede Förderung der Diagnostik und Prognostik indirect auch der Therapie zu Gute kommt, weil ohne gesicherte diagnostische Unterlage eine wissenschaftliche Therapie überhaupt undenkbar ist — so freut es mich doch ganz besonders, mich auch auf Fälle berufen zu können, in welchen lebensrettende operative Eingriffe geradezu auf der Basis jener geschmähten und gelästerten Großhirnexperimente ausgeführt werden konnten. Man kann nämlich durch Vergleich mit den entsprechenden Regionen des Affengehirnes auch beim Menschen diejenigen Territorien der Großhirnrinde, welche Ausgangsstellen von Bewegungen gegenüberliegender Körpertheile sind, annähernd ermitteln, und ihr Lageverhältniß zur Schädeloberfläche durch zweckmäßig geordnete Messungen schon am Lebenden mit hinreichender Sicherheit constatiren. Um die genauere Maßbestimmung dieser Verhältnisse, wobei namentlich der Verlauf der sogenannten Rolando'schen Furche der Gehirnoberfläche maßgebend ist, hat sich ein französischer Forscher, der als chirurgischer Anatom und als Anthropolog wohlbekannte Broca, wesentliche Verdienste erworben. Treten nun, besonders bei Verletzungen und Entzündungen des Gehirns, Symptome ein, welche deutlich auf eine Betheiligung dieser bestimmten Rindenregionen hinweisen — namentlich also umschriebene, einseitige Krämpfe und Lähmungen einzelner Muskelgruppen: so ist hiermit ein, früher gänzlich mangelnder, genauer Wegweiser für operative Eingriffe gewonnen, und es können diese in Form von Einstichen, Entleerung oder Auspumpung von Eiter, Trepanation u. s. w. nunmehr auch in solchen Fällen verrichtet werden, bei denen früher wegen der Unbestimmtheit des Krankheitssitzes jede derartige Möglichkeit fehlte. Die von Broca selbst, Lucas-Championnière und Anderen berichteten therapeutischen Erfolge lassen sich in der That als directe Triumphe der durch jene Gehirnexperimente gewonnenen Einsicht bezeichnen.

II.

Wenn ich bisher als Vertheidiger der Vivisection aufgetreten zu sein scheine und jedenfalls die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derselben als Forschungsmittel auch dem Laien dargethan zu haben glaube — so gebe ich nunmehr auf der anderen Seite den Gegnern der Vivisection bereitwillig zu, daß dieses schöne und werthvolle Instrument der Erkenntniß gleich manchem anderen dem Mißbrauche ausgesetzt ist und in der That vielfach mißbraucht wird. Ja, ich bilde mir sogar ein, von diesen wirklich vorkommenden Mißbräuchen genauer unterrichtet zu sein, als Herr von Weber und die meisten seiner Gesinnungsgenossen mit ihren so ungemein oberflächlichen, aus dem Zusammenhange gerissenen Literaturcitaten. Man kann, um „logisch" zu sein, qualitativ und quantitativ mißbräuchliche Anwendungen der Vivisection unterscheiden. Zu den ersteren gehört das kritiklose Experimentiren über Dinge, die einer derartigen Bearbeitung gar nicht bedürfen und bei deren Bearbeitung folglich auch nichts oder so gut wie nichts herauskommt. Es fehlt nicht an strebsamen Adepten der Wissenschaft, welche die Worte „experimentell" und „exact" förmlich als gleichbedeutend anzusehen scheinen, und auch die gleichgültigste in ihrem Gehirn aufgestiegene Frage nicht anders als durch den Massenmord von Fröschen, Kaninchen oder gar Hunden — falls ihnen diese nicht zu theuer sind — entscheiden zu können wähnen. Man wird mich wohl davon dispensiren, hier Beispiele zu nennen, um so eher, als ich schon oben an der Hand des großen Charles Bell die für den echten Forscher nach dieser Richtung hin unverrückbaren Gesichtspunkte klar hingestellt habe. Indessen um nicht einer feigen Zurückhaltung und moralischen Mitschuld geziehen zu werden, will ich auch als meine subjective Ansicht hinzufügen, daß es Experimente gibt und gegeben hat, welche ihrer Grausamkeit halber schlechterdings verwerflich und unzulässig sind — selbst wenn ein erheblicher wissenschaftlicher und praktischer Nutzen mit ihnen verbunden sein würde. Ich rechne dahin beispielsweise die von Wertheim an Hunden vorgenommenen Verbrennungsversuche, welche mir nicht erst aus der Beschreibung des Herrn von Weber, sondern gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung (1867) einen besonders peinigenden und widerwärtigen Eindruck gemacht haben. Derartigen rohen Ausschreitungen gegenüber liegt allerdings die Verweisung auf den christlich-sittlichen Standpunkt der „Neuen Preußischen Zeitung" außerordentlich nahe.

Quantitativ kann die Vivisection gemißbraucht werden, und wird unzweifelhaft gemißbraucht, indem dieselben schmerzhaften, verstümmelnden oder tödtlichen Versuche bei Thieren häufiger als nöthig ist wiederholt werden. Die Entscheidung über das im einzelnen Falle einzuhaltende Maß ist allerdings eine sehr schwierige und sollte am besten von dem Experimentator selbst getroffen werden können. Indessen glaube ich auch hier nur schwachem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Meinung wage, daß namentlich jüngere und im Experimentiren relativ unerfahrene Vivisectoren oft der Zahl an sich eine auf diesem Gebiete ungerechtfertigte oder übertriebene Bedeutung beimessen. Zehn gut instituirte Versuche derselben Art beweisen doch im Grunde nicht mehr als ein einziger von ihnen — und zehn mangelhafte Versuche vollends noch nicht so viel wie ein guter. Ich weiß sehr wohl, daß wenigstens die erste Hälfte dieser Behauptung anfechtbar ist, und daß der gegenwärtig grassirende Cultus der Statistik auch auf diesem Gebiete die Forderung nach recht hohen Zahlen erhebt, um durch Compensation von Fehlerquellen u. s. w. bei größeren Beobachtungsreihen einen höheren Wahrscheinlichkeitsgrad für das abgeleitete Resultat zu erzielen. Indessen hier scheint mir die Sache doch oft so zu liegen, daß die Ansprüche einer nicht selten rein äußerlichen und in Wahrheit unrealisirbaren „Exactheit" eben zurückstehen oder mindestens eingeschränkt werden müssen zu Gunsten anderer Factoren, die nun einmal in den Gefühlen der überwiegenden Majorität, in unserem Sittlichkeitsbewußtsein, in dem ganzen Culturleben der Gegenwart einen hervorragenden und wohlberechtigten Platz einnehmen.

Zu diesen quantitativen Ausschreitungen auf dem Gebiete der Vivisection könnte man nun freilich auch die allenthalben üblichen Wiederholungen längst bekannter und feststehender Experimente vor Studenten der Medicin, in den physiologischen Vorlesungen und Experimentalcursen, rechnen wollen; und dies bringt uns sogleich auf die Vorschläge, welche zur Beschränkung des „Vivisectionsunfuges" neuerlich auch bei uns von verschiedenen Seiten, offenbar in wohlmeinender Absicht, aber ohne jede Erwägung der praktischen Folgen, gemacht wurden. Ich denke hierbei nicht an die gänzlich undiscutirbaren Postulata von Weber*), die in erster Reihe auf „gänzliche gesetzliche Abschaffung der Vivisection", eventuell aber auf eine demselben Ziele zusteuernde gesetzliche Lahmlegung und Knebelung derselben ausgehen: Postulata, die sogar auf dem Thierschutzvereine der Rheinlande**) nur getheilten Beifall zu finden vermochten und von dem Redacteur der „Niederrheinischen Volkszeitung", Otto, als entschieden zu weit gehend oder unpraktisch bekämpft wurden. Dagegen findet sich unter den bei derselben Versammlung seitens des Gymnasiallehrers Wiedmann unterbreiteten Resolutionen auch folgende: „Die Vivisectionen sollen auf das nothwendigste Maß beschränkt, insbesondere solche verboten werden, welche zum Zwecke des Unterrichts feststehende Gesetze und Resultate demonstriren oder nur illustriren" und als besonders unstatthaft werden Vivisectionen bezeichnet, „welche Resultate aus der Muskel- und Nervenphysiologie zum Zwecke des Unterrichts geben". Diesen und ähnlichen Forderungen haben sich auch einige der früher

*) Die Folterkammern der Wissenschaft. S. 34. ff.

**) Siehe S. 6. ff.

Digitized by Google

genannten großen Zeitungen angeschlossen, indem sie vorschlagen, u. A. die Bestimmung zu treffen, nachdem eine Thatsache durch eine Vivisection eruirt und als feststehend anerkannt sei, dürfe kein warmblütiges Thier zur Demonstration der schon gefundenen Resultate verwandt werden. — Zunächst dürfte wohl durch derartige Formulirungen Derjenige in eine nicht sehr beneidenswerthe Lage gebracht werden, welcher in jedem einzelnen Falle zu entscheiden hat, ob irgendwelche auf Vivisectionen gegründete Angabe als „eruirt" und „feststehend anerkannt" zu betrachten sei. Herr von Weber hat ja selbst die Widersprüche, in welche die verschiedenen Experimentatoren oft unter einander gerathen sind, als dankbares Hauptargument gegen den Nutzen der Vivisectionen verwerthet, und mit vielem Behagen die Aeußerung von Goltz citirt „es trifft sich nicht oft, daß in Sachen der Physiologie des Gehirns zwei Physiologen einer Ansicht sind". Ich brauche nicht auszumalen, zu welchen Consequenzen es führen würde, wenn man die Wiederholung schon gemachter und jedenfalls ihrem Urheber und dessen Schülern als feststehend geltender Versuche gesetzlich einschränken oder verbieten — wenn man auf diese Weise gewissermaßen das Patentsystem in die bisher freigegebene Forschung einführen wollte. — Aber ganz davon abgesehen weiß Jeder, der den medicinischen Unterricht der Gegenwart auch nur im Entferntesten kennt, daß derselbe wesentlich Anschauungsunterricht ist, und seine bisher wenigstens relativ günstigen Resultate nur dem Umstande verdankt, daß er eben auf allen Stufen fort nnd fort an Demonstrationen, experimentellen, klinischen, pathologisch-anotomischen Materials u. s. w. anknüpft. Die Unmöglichkeit, die heutige Physiologie auch nur in ihren Hauptzügen ohne experimentelle Erläuterung vorzutragen und verständlich zu machen, liegt für den Kundigen so auf der Hand, daß ich dreist zu behaupten wage, es müßten geradezu die Herren von Weber, Wiedmann u. s. w. selbst die Leitung des physiologischen Unterrichts und der verwaisten physiologischen Lehrinstitute unter solchen Umständen übernehmen. Auch durch die (übrigens von ziemlich fragwürdigen Gesichtspunkten ausgehende) Einschränkung des Verbotes auf warmblütige Thiere wäre nicht viel gewonnen.

Ich muß demnach diesen Vorschlag als vom Standpunkte des wissenschaftlichen Unterrichts aus undiscutirbar, als völlig unzulässig bezeichnen. Es sind nun damit und daneben noch zahlreiche anderweitige Vorschläge aufgetaucht, welche theils den Zweck verfolgen, die Vivisectionen an eine obrigkeitlich ertheilte Licenz zu binden und somit die Zahl der dazu berechtigten Personen thunlichst zu verkleinern — theils auch sachliche Einschränkungen von mehr oder minder eingreifendem Charakter in der Praxis der Vivisection anstreben. Hier handelt es sich wenigstens um Dinge, über die sich reden läßt, die nicht gleich a limine abgewiesen zu werden brauchen; z. B. die Forderung, daß Vivisectionen nur von besonders befähigten Personen, welche von einer geeignet zusammengesetzten Commission den Nachweis ihrer Qualification erbracht und die bezügliche Approbation erhalten haben, ausgeführt werden sollen. Es läßt sich, wie gesagt, darüber reden, obgleich ich meinerseits das für eine recht schlechte Bestimmung halten würde; denn die Prüflinge jener Commission könnten derselben doch im besten Falle nur den Beweis ihres technischen Vorbereitetseins liefern; ob sie auch den Geist und die Gesinnungen eines Charles Bell ihr eigen nennen, wird die Commission schwerlich ermitteln oder auch nur zu ermitteln Lust haben. Ueberdies steht die Forderung im Widerspruch mit der anderseits empfohlenen Bestimmung, wonach alle vivisectorischen Experimente von Studirenden und Schülern (wo möglich bei hoher Gefängnißstrafe) verboten sein sollen; denn wenn diesen nicht einmal unter Aufsicht des Lehrers und unter persönlicher Verantwortlichkeit desselben experimentell zu arbeiten gestattet ist — woher soll alsdann die technische Schulung, die gewandte Handhabung des complicirten und schwer zu beherrschenden vivisectorischen Apparates wohl kommen? Manche Antivivisectionisten scheinen allerdings wunderlicherweise zu glauben, daß diese Künste — durch Zergliederung todter Thiere erlernt werden können! — Andere dieser gutgemeinten Vorschläge gehen dahin, daß die Thiere (in allen Fällen wo das Resultat nicht dadurch beeinträchtigt wird) chloroformirt werden sollen; ferner daß alle zu Vivisectionen benutzten Thiere, welchen aus der geschehenen Verletzung ein qualvolles Leben erwachsen würde, sofort nach dem Experimente, resp. nach Feststellung der Thatsachen getödtet werden sollen. Gegen die Chloroformirung (richtiger „Anästhesirung" der Thiere — denn diese kann auf sehr verschiedene Weise, z. B. auch durch Morphium-Infusion in die Venen, herbeigeführt werden) ist gewiß principiell, da wo sie geschehen kann, nichts einzuwenden, und sie geschieht ja auch überaus häufig; ich habe sie z. B. bei meinen im Verein mit Landois angestellten Gehirnversuchen in der Regel benutzt. Indessen dergleichen gesetzlich zu fixiren, ist doch wiederum sehr bedenklich; denn wer soll die Controle üben? wer soll in zweifelhaften Fällen über die Möglichkeit der Anästhesirung entscheiden? — etwa jedes beliebige Mitglied eines Thierschutzvereines? Ganz competent ist doch auch hier nur der Vivisector selbst. Endlich die verlangte sofortige Tödtung der Thiere nach beendeter Vivisection würde — abgesehen von der auch hier schwierigen Entscheidung und Ueberwachung — eine große Anzahl der wichtigsten, für die medicinische Wissenschaft und Praxis bedeutsamsten Versuche, bei denen es sich um eine langsame Entwicklung der Folgeerscheinungen handelt, mehr oder weniger vollständig ausschließen. Ich will nur an die Versuche über Degeneration und Regeneration einzelner Abschnitte des Nervenapparates, über Wiedererzeugung conservirter Knochen und Gelenke, an das Studium der chronischen Giftwirkungen u. s. w. erinnern.

Um aber nicht nur zu bemängeln, will ich schließlich auch diejenigen Vorschläge erwähnen, gegen welche meiner Ansicht nach nicht der geringste Einwand zu erheben ist — welche jedenfalls als unschädlich und vielleicht als in allseitigem Interesse liegend angesehen werden können. Es sind dies die von dem Crefelder Thierschutzverein gefaßten und von seinem Delegirten Otto bei der obigen Gelegenheit kundgegebenen Resolutionen. Am wichtigsten darunter ist die erste, welche in der jetzt so beliebten Weise eine Enquete „über den Umfang des Mißbrauches, welcher auf deutschem Boden mit den Vivisectionen verbunden ist" fordert. Ich glaube, daß eine solche Enquete jenen Mißbrauch als bei weitem nicht in dem Maße, wie die Gegner der Vivisection annehmen, vorhanden herausstellen und somit ein für die Thierschutzinteressenten wie für die Männer der Wissenschaft gleich erfreuliches Resultat liefern würde. Auch gegen die Veröffentlichung dieses Resultates und gegen eine erhöhte Pflege der Thierschutzinteressen überhaupt, namentlich in den höheren Schulen, wie sie in den übrigen Resolutionen gefordert werden, wüßte ich von meinem Standpunkte aus nichts zu erinnern.

Literatur und Kunst.

Eine neue „Allgemeine Geschichte".*)

Man hat den historischen Forschern unserer Tage, namentlich der jüngeren Generation derselben, trotz der kolossalen Fortschritte, die ihre Wissenschaft in Kritik und Methodik gemacht

*) Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludwig Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippsohn, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, herausgegeben von Wilhelm Oncken. In ungefähr 40 Bänden oder 100 Abtheilungen gr. Lex.-Oktav. Begleitet von einer instructiven nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellten culturhistorischen Illustration. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

hat, oft vorgeworfen, daß sie sich, von einigen großen Meistern, wie Ranke, Waitz, Mommsen, Giesebrecht u. A. m. abgesehen, allzu sehr in die Einzelheiten der Untersuchung verliere, mehr Bausteine für historische Werke als solche selbst liefern. Der Vorwurf ist in gewissem Sinne nicht ganz unberechtigt, aber er liegt in der Natur der Sache. Gerade unserem Jahrhundert sind so großartige Entdeckungen auf dem Gebiet der Quellen zur Geschichte der Menschheit vorbehalten geblieben, so sehr haben sich die Gesichtspunkte der Wissenschaft erweitert, daß man vorerst darauf bedacht sein mußte, die in reichstem Maße zuströmenden neuen Materialien kritisch zu sichten und zu sammeln: eine allmähliche Umwandlung aller Anschauungen, die wir bisher über die Entwickelung der Menschheit gehegt haben, bahnt sich auf diese Weise an.

Um so wünschenswerther ist es aber, daß die Resultate dieser gewaltigen Geistesarbeit, die in der Vereinzelung systematischer Forschung und Arbeitstheilung meist nur den Fachgelehrten bekannt werden, zu einer umfassenden, auch weiteren Kreisen der gebildeten Welt zugänglichen Darstellung verarbeitet werden.

Diese große und würdige Aufgabe zu lösen ist aber eines Gelehrten Kraft nicht ausreichend: noch stehen wir in der kritischen Arbeit zu sehr mitten inne, als daß das möglich sein sollte. Die Erfüllung dieser Pflicht der Wissenschaft gegen die gebildete Welt kann nur auf dem Wege, den die von Oncken herausgegebene „Allgemeine Geschichte" eingeschlagen, erreicht werden, auf dem Wege der Vereinigung einer Reihe von Gelehrten, deren jeder an dem Theile, den er beherrscht, mitarbeitet an dem für unsere Mitmenschen so bedeutungsvollen Werke.

Zwei Abtheilungen des großartig angelegten und musterhaft ausgestatteten Unternehmens, das der Verlagsfirma zu hoher Ehre gereicht, liegen bis zur Stunde vor.*) Sie umfassen einen Theil der ägyptischen und die persische Geschichte bis zum Ausgang der Sassanidenherrschaft.

Die Erforschung der ägyptischen Geschichte ist durch die erst in unserer Zeit gelungene Entzifferung der Hieroglypheninschriften in ein neues Stadium eingetreten. Lange schon hat man die gewaltigen Bauwerke bewundert, welche uns das merkwürdige Culturvolk der Aegypter hinterlassen hat und die Jahrtausende seit ihrer Entstehung gesehen haben. Aber sie waren und blieben ein unverstandenes Räthsel: die eigenthümlichen Figuren, welche die ganze Außenseite jener Riesentempel und die Wände der Pyramiden bedeckten, wurden angestaunt und bewundert, aber nicht verstanden. Jetzt aber, nachdem man in ihnen eine merkwürdige, ausgebildete Bilderschrift erkannt hat, nachdem diese durch die großen Aegyptologen unserer Tage, einen Lepsius, Brugsch, Harris und Dümichen enträthselt worden ist, berichten uns jene Monumente in verständlicher Sprache von Zeiten, die uns sonst bei allen Völkern, wenn überhaupt, nur im Halbdunkel der Sage und des Mythos erscheinen.

Der letzte der genannten Forscher, Professor Dümichen in Straßburg, der sich durch seine Herausgabe geographischer und historischer Inschriften Aegyptens einen Namen gemacht hat, hat die Bearbeitung der ägyptischen Geschichte für die Oncken'sche Sammlung übernommen. Er entwirft uns zunächst in der ersten Hälfte der ersten Abtheilung, die bisher nur vorliegt, ein Bild von der geographischen Beschaffenheit des Landes, welches der Schauplatz der von ihm dargestellten geschichtlichen Ereignisse ist; namentlich hebt er mit Recht die Bedeutung jenes Stromes, der wie kaum ein zweiter die gesammte physische und geistige Entwickelung der Anwohner seines Bettes bestimmt hat, weshalb ihn schon die alten Aegypter als den geheimnißvoll wirkenden Gott Hapi in Hymnen besangen, des Nil hervor. Schon Karl Ritter, der Begründer der modernen Geographie, hat in seinem epochemachenden Werke „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", Theil 1, Buch 1, Afrika, darauf hingewiesen, wie die ganze industrielle, ökonomische und geistige Cultur Aegyptens von den Wirkungen des Nilstromes bedingt ist, und seitdem ist die historische Wissenschaft immer mehr zu der Erkenntniß gekommen, die namentlich, wenn auch in übertriebenem Maßstabe Thomas Buckle in seiner History of civilisation ausgebildet hat, daß der Natur des Landes ein hervorragender Antheil an der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten und damit der historischen Entwickelung aller Völker gebühre. Vielleicht kein zweites Land der ganzen Erde ist so geeignet dafür den Beweis zu liefern, als eben Aegypten. Die regelmäßige Wiederkehr des allmählichen Anschwellens des Stromes und des Abfließens der angestauten Wassermassen, welche den Ackerbau und die gesammte Cultur jenes von der Natur so reich ausgestatteten Landes bedingt, spiegelt sich in dem ganzen Charakter des Volkes, in seinem zähen Festhalten an alten Gewohnheiten, seiner Vorliebe für das Althergebrachte, seiner Anhänglichkeit an das alte Recht und Herkommen wieder. Alle anderen Völker der Erde haben in ihrer Entwickelung so große Wandlungen durchgemacht, daß wir in ihnen heute kaum noch die Abkommen ihrer Vorfahren zu erkennen vermögen; nur das Volk der Aegypter ist im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in allen wesentlichen Zügen dasselbe geblieben: hat doch selbst der Gesichtstypus der heutigen Aegypter eine auffallende Aehnlichkeit mit dem jener Gestalten, die wir auf ihren uralten Pyramiden abgebildet finden.

Diese Eigenthümlichkeit des ägyptischen Landes und Volkes mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und doch in gefälliger, oft schwungreicher Form klargelegt zu haben ist das Hauptverdienst der Arbeit des Verfassers, soweit sie bis jetzt erschienen ist. Der zweite Haupttheil des Werkes, die geographische Eintheilung des alten Aegyptens nach Gauen, welche an der Hand der geographischen, namentlich von Harris*), Brugsch**) und Anderen gesammelten Inschriften aufgezählt und beschrieben werden, ist nur erst begonnen; wir sparen uns daher eine genauere Besprechung desselben bis zu seinem Abschluß auf.

Die Verlagshandlung hat nämlich, um gleich in der ersten

*) Das Ganze baut sich auf aus folgenden unter einander in engem Zusammenhange stehenden Einzelwerken: Erste Abtheilung. I. Geschichte des alten Aegyptens. Von Joh. Dümichen. — II. Geschichte Assyriens-Babyloniens. Von Eberhard Schrader. — III. Geschichte des alten Indiens. Von S. Lefmann. — IV. Geschichte des alten Persiens. Von Ferd. Justi. — V. Geschichte von Hellas und Rom. Von G. F. Hertzberg. — VI. Geschichte des Volkes Israel. Von Bernhard Stade. — Zweite Abtheilung. I. Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von G. F. Hertzberg. — II. Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker bis zu Ende der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. — III. Der Islam im Morgen- und Abendland. Von Richard Gosche. — IV. Geschichte der Kreuzzüge. Von B. Kugler. — V. Staatengeschichte des Abendlandes von den Karolingern bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Eduard Winkelmann. — VI. Die Türken und der Sturz des byzantischen Reiches. Von G. F. Hertzberg. — VII. Geschichte der Renaissance und des Humanismus in Italien und Deutschland. Von Ludwig Geiger. — Dritte Abtheilung. I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Otto Waltz. — II. Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von M. Philippson. — III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nebst einer Uebersicht der Geschichte der Gegenreformation als Einleitung. Von B. Kugler. — IV. Geschichte der Revolution in England. Von Alfred Stern. — V. Deutsche Geschichte im Zeitalter des westfälischen Friedens. Von Bernhard Erdmannsdörffer. — VI. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von M. Philippson. — VII. Peter der Große. Von Alexander Brückner. — VIII. Friedrich der Große. Von Wilhelm Oncken. — Dritte Abtheilung. I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. 1789—1815. Von Wilhelm Oncken. — II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution (mit besonderer Rücksicht auf Frankreich). 1815—1851. Von Theodor Flathe. — III. Das zweite Kaiserreich und die Gründung des Königreichs Italien. — IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Friedrich Kapp. — V. Die Neugründung des Deutschen Reiches. Von Wilhelm Oncken. — VI. Neuere Geschichte Rußlands mit besonderer Rücksicht auf den Orient.

*) In seinen Hieroglyphical standards representing places in Egypt supposed to be nomes and toparchies.

**) Namentlich in seinem Dictionnaire géographique de l'ancienne Egypte.

Digitized by Google

Abtheilung, gleichsam als Probe, zwei verschiedene Arbeiten bringen zu können, die ägyptische Geschichte vorläufig wieder abgebrochen und publicirt im zweiten Theil des ersten und im ganzen zweiten Heft zunächst die von Ferdinand Justi bearbeitete persische Geschichte. Wir möchten doch aber hier darauf aufmerksam machen, daß das vom Standpunkte des Verlegers zwar als berechtigt erscheinen mag und auch an sich der Sache eben nicht viel schadet, daß aber doch ein solches Verfahren keinesfalls so weit gehen darf, wie es hier geschehen, wo die Darstellung der ägyptischen Geschichte nicht nur mitten in einem Kapitel, sondern mitten in einem Satze abbricht.

Sehr instructiv und werthvoll sind die der Darstellung beigegebenen Abbildungen; sie geben einen trefflichen Beweis für die Auffassung der Redaction bezüglich der von ihr beabsichtigten „nach wissenschaftlichen Grundzügen angelegten culturhistorischen Illustration". Dieselbe wird eine große Zahl von sorgsamst mit strenger historischer Treue ausgeführten Holzschnitten bringen, Nachbildungen von Architekturen und Sculpturen, Porträts, Facsimiles, Siegel, Münzen, Waffen, Rüstungen, Werkzeuge, Costüme, Monumente, Bauwerke und Grundrisse von solchen, Nachbildungen alter Handschriften und Drucke, Pläne und Karten von Städten, Ländern und Schlachten; die Einrichtung des Hauses aller Zeiten, kurz, historische und culturhistorische Objecte sollen so in der Illustration vertreten sein, daß sie den Zweck des darstellenden Wortes, dem Leser ein höchst anschauliches, charakteristisches Bild auch von den Culturzuständen aller Epochen, von hervorragenden Persönlichkeiten u. s. w. zu entwerfen, mit bestem Erfolge unterstützt. Die erste Tafel enthält eine, dem Todtenbuch entnommene Abbildung des Todtengerichts, welchem sich die abgeschiedenen Seelen der Sterblichen vor dem Gotte Osiris unterwerfen mußten. Die Figuren, unter denen wir namentlich die Gestalt des Osiris selbst in der linken Ecke des Blattes hervorheben, sind nach dem bekannten, fast bewegungslosstarren ägyptischen Typus entworfen, zeigen aber doch eine nicht geringe technische Routine. Die zweite Tafel ist eine Darstellung eines Wandgemäldes in einem der Gräber von Eileithyia, welches verschiedene Bilder aus dem gewerblichen Leben, das Aufladen von Getreide auf ein Schiff u. a. m. entwirft. Ferner erwähnen wir noch außer den zahlreichen in den Text selbst gedruckten Darstellungen ägyptischer Landschaften die Tafel: Felsentempel von Abu Simbel, an dessen Vorderseiten mehrere jener bekannten ägyptischen Kolossalstatuen angebracht sind.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Besprechung der persischen Geschichte von Ferdinand Justi.

Noch nicht eben lange ist es her, daß wir über die älteste persische Geschichte bis zu der Berührung des persischen Reiches mit den Griechen keine andern Quellen besaßen, als die meist sehr fabulosen Berichte Herodots und die Schilderungen in Xenophons Cyropädie, kurz daß wir die Geschichte der Perser nur aus den Berichten der Griechen kannten. Wer nur einen Blick in die vorliegende Arbeit wirft, welche auf den neuesten Forschungen, die wir zum Theil dem Verfasser selbst verdanken, beruht, wird sofort erkennen, wie wesentlich sich seitdem unser Forschungsgebiet erweitert hat. Viele merkwürdige Aufschlüsse namentlich über die Zeit, in der Persien noch einen Theil des großen medischen Reiches ausmachte, geben schon die prunkenden Keilinschriften der assyrischen Könige, namentlich das Sargon, welche wiederholt ihre Eroberungszüge bis nach Medien ausgedehnt haben und in diesen Inschriften die von ihnen unterworfenen Nationen, unter denen sich wiederholt auch die persische befindet, aufzählen. Noch mehr aber hat sich unsere Kenntniß des alten persischen Reiches erweitert, seitdem man die zahlreichen persischen Denkmäler selbst wieder aufgefunden, ihre bildlichen Darstellungen zu verstehen, ihre Inschriften zu entziffern gelernt hat.

Neben diesen eigentlich historischen Quellen kommen nun aber namentlich auch die Mythen und Sagen der iranischen Völker, welche uns im Avesta und dem, allerdings erst im 11. Jahrhundert von Firdusi redigirten, in seinem Ursprung aber auf die ältesten Zeiten zurückgehenden „Königsbuch" erhalten sind. Zwar verbietet die Natur des Mythos und auch der an historische Ereignisse sich anlehnenden Sage dieselben als historische Quellen im engeren Sinne anzuwenden; denn das eben ist doch das Wesen der Sage, daß sie die historischen Begebenheiten einer leitenden Idee unterordnet und dieser zu Liebe auch modificirt. Immerhin aber gibt uns die Sage auch einige bemerkenswerthe Fingerzeige über die frühesten Schicksale des Volkes, der Mythos über seine religiösen und ethischen Anschauungen. Und in diesem Sinne sind die erwähnten Aufzeichnungen auch für den Historiker sehr werthvoll.

Alle diese mannichfachen, zum Theil erst neuerdings bekannt gewordenen Quellen historischer Erkenntniß hat Justi sorgfältig und mit kritischem Blick verarbeitet. Doch scheint es mir, als wenn er in der Darstellung der Urgeschichte des persischen Volkes (S. 30 ff.) doch zu wenig zwischen der Sage, welcher stets historische Ereignisse zu Grunde liegen, und dem Mythos, bei welchem das nicht der Fall ist, unterschieden habe. Die ersten Könige, welche sich in den iranischen Erzählungen vorfinden, Hauschjanga (Huschang), welcher über die Diws (Dämonen) herrscht, und Tachmuraff, welcher dieselben bändigt und seinem Reiche einverleibt, sind völlig in das Reich des Mythos zu verweisen und können keinerlei Anhalt für die historische Entwickelung gewähren. Man denke nur an ähnliche Erscheinungen in der griechischen und selbst in unserer einheimischen Literatur. Dem Nibelungenliede liegt gewiß ein historischer Stoff zu Grunde, wenn er auch durch die Sage, welche durch Jahrhunderte von einander getrennte Helden zusammen zu bringen kein Bedenken trägt, wesentlich getrübt erscheint; aber Niemand wird in dem mythischen Halbgott Siegfried, der vor der Abfassung des Nibelungenliedes als Heros unserer Mythologie erscheint, auch nur eine Andeutung historischer Wahrheit erblicken; ebenso wenig etwa wie in dem Herakles der griechischen Mythologie.

Von Kyros an betreten wir dann den Boden wirklicher Geschichte; wenn dieselbe auch bei Herodot noch im sagenhaften Gewande erscheint, so zeugt doch schon die in vielen Zügen mit der herodoteischen übereinstimmende merkwürdige Erzählung der Bibel über den Fall Babels für den Kern historischer Wahrheit, der in diesen Erzählungen liegt. Auch das Grab des Kyros ist uns erhalten; es liegt nördlich von Persepolis, ein gewaltiger Marmorbau, welcher lebhaft an die babylonischen Stufentempel erinnert, nach deren Vorbild er ohne Zweifel entstanden ist. Unweit davon hat man die Trümmer eines Palastes gefunden, welcher die durch ihre Einfachheit große Inschrift auf mehreren Stellen zeigt: „Ich, Kurus der König, der Achämenide."*)

Unter seinen Nachfolgern, namentlich Darius I., nehmen die Inschriften und Sculpturen an Zahl und Bedeutung zu. Wir erfahren da nicht blos von den Kriegen, die der König geführt hat, sondern auch von den großartigen Einrichtungen im Innern des Reiches, der Eintheilung desselben in Satrapien. Natürlich fließen ja die Quellen historischer Kunde um so reicher, je größer und bedeutender das Reich wird, dessen Schicksale sie uns berichten.

Und doch scheint das gewaltige Reich der Perser für die Universalgeschichte nur die eine passive Rolle übernommen zu haben, durch seine Eroberung zur Ausbreitung des griechischen Geistes über den gesammten Orient beizutragen. Diese Zeit des Zusammenstoßes der persischen Cultur mit der griechischen und ihr allmähliches Unterliegen vor dem überlegenen Geiste eines Alexander spiegelt sich treu und klar erkenntlich in den Berichten der Griechen, die seit den Perserkriegen immer mehr ihr Augenmerk dem Osten zuwendeten, wieder. Damit war aber die Existenz eines selbstständigen persischen Reiches vernichtet; es gerieth, nachdem auch die Herrschaft der Nachfolger Alexanders zerfallen war, unter die der Parther, bis es durch den ersten Sassaniden, Ardeschir I., 226 nach Christus, wieder zu eigenem, neuem Leben erwachte. Auch diese neue persische Herrschaft hat Justi noch in den Kreis seiner Forschungen gezogen.

Die Hauptbedeutung des Werkes liegt neben den mancherlei

*) Das Grab des Kyros ist auf S. 45 abgebildet.

Digitized by Google

neuen Gesichtspunkten, welches es über die ältesten Zeiten aufgestellt hat, in dem mannichfachen hellen Streiflichtern, welche es auf die Cultur und Literatur des merkwürdigen Volkes wirft. Sehr glücklich unterstützt wird auch dies Werk durch die vielen ihm beigegebenen Illustrationen, die, wie der Verfasser in der Vorrede (S. VII) bemerkt, nach seinen eigenen, den Originalen der Reisenden entnommenen Federzeichnungen in Holz geschnitten sind. Ebenso sind die Landkarten nach des Verfassers eigenen Angaben angefertigt. In hohem Grade anzuerkennen ist es, daß der Verfasser trotz seiner eingehenden und mit großer Liebe angestellten Untersuchungen, auf denen dies Werk ohne Zweifel beruht, nicht in den sonst so oft begangenen Fehler verfällt, von Bewunderung für die Denkmäler dieses alten Culturvolkes hingerissen, diese zu überschätzen und ihren Angaben mehr zu folgen als den im Ganzen zuverlässigeren occidentalischer, namentlich griechischer und römischer Berichterstatter. Er hat es in der Vorrede selbst als seinen Grundsatz bezeichnet, „in zweifelhaften Fällen der abendländischen Ueberlieferung den Vorzug zu geben, die morgenländische da, wo jene fehlt, und zwar mit großer Zurückhaltung eintreten zu lassen." Auf diesem Wege ist es ihm dann wirklich gelungen, ein in allen Hauptzügen zutreffendes und unparteiisches Bild von dem Entwickelungsgange und der culturhistorischen Mission des persischen Volkes und Reiches zu geben, welches, ohne zu blinder Bewunderung fortzureißen, durch die Klarheit der Kritik und die anziehende Darstellung interessirt und erwärmt. Die Entwickelung des Menschengeistes schreitet nicht sprungweise, sondern allmählich vor: die Aufgabe des Forschers aber ist es, jedem Volke und jeder Zeit in diesem Stufengange der Fortbildung die rechte Stelle anzuweisen. Und wir sind der Ueberzeugung, daß dies dem Werke, welchem unsere Betrachtungen gewidmet waren, im hohen Maße geglückt ist.

Georg Winter.

Das Theater in Amerika.

Von Ludwig Frank.

Die dramatische Literatur der Amerikaner.

Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seitdem sich die amerikanischen Colonien von England losgerissen haben. Während die politische Emancipation des neuen Gemeinwesens von dem Mutterlande sich verhältnißmäßig rasch vollzog, nahm die sociale Emancipation geraume Zeit in Anspruch. Noch viele Jahre nach erlangter Unabhängigkeit blieben die gesellschaftlichen Anschauungen der alten Heimat auch in der neuen Republik maßgebend; Handel und Gewerbe wurden noch lange nach englischem Muster betrieben, und wer von dem heranwachsenden Geschlechte sich dem Althergebrachten nicht fügen mochte, der mußte außerhalb der Städte, im fernen Westen, wo die Urwälder sich langsam zu lichten begannen, einen Schauplatz für seine freie, ungebundene Thätigkeit suchen. Erst nach dem zweiten Kriege gegen England, 1812—14, und mit Zunahme der Einwanderung begann die sociale Umgestaltung; erst seit jener Zeit krystallisirte sich der originelle Charakter des Amerikaners, dessen an keinen Raum gebundener Unternehmungsgeist die noch aus der alten Welt stammenden socialen Fesseln zerbrach und der ganzen Nation den ihr theilweise noch heute anhaftenden Stempel des Ursprünglichen, Unfertigen aufdrückte.

Eine specifisch amerikanische Literatur tauchte aber damals noch nicht auf; auf literarischem Gebiete blieb England nach wie vor so maßgebend, als ob die Unabhängigkeitserklärung niemals unterzeichnet worden wäre. Während der ersten fünfzig Jahre des Bestehens der Republik wurde von Amerikanern — nimmt man Dichtungen von William Cullen Bryant und einige politische und streng wissenschaftliche Schriften aus — wenig publicirt, was auf Bedeutung Anspruch erheben könnte.

Blickt man dagegen heute auf die ziemlich beträchtliche Anzahl von Autoren, welche außerhalb ihres engeren Vaterlandes Anerkennung gefunden und von denen einige sich einen Platz in der Weltliteratur erobert haben, so zeigt sich, daß die junge Nation das Versäumte schnell nachgeholt hat, und der Stolz, mit welchem sie heute auf ihre Errungenschaften in der Literatur blickt, erscheint vollkommen berechtigt. Dichter wie Bryant, Longfellow, Poe, Whittier und Bayard Taylor, Historiker wie Bancroft, Motley und Prescott, Romanschriftsteller wie Cooper und Hawthorne, Philosophen wie Emerson, Humoristen wie Holmes, Irving, Bret Harte, Mark Twain legen Zeugniß ab, daß es heute in allen diesen Fächern eine amerikanische Literatur gibt, welche ganz und gar auf eigenen Füßen steht und mit der englischen nichts Anderes als dieselbe Sprache gemeinsam hat.

Nur auf einem Felde der Literatur, auf dem Gebiete des Dramas, hat sich der Amerikaner von England, oder stricter gesprochen, vom Auslande noch nicht zu emancipiren vermocht; erst in ganz jüngster Zeit sind einige dahin zielende schüchterne Versuche, von denen weiterhin die Rede sein wird, gemacht worden.

Die amerikanische Bühne hat bis vor wenigen Jahren fast gänzlich vom Auslande gezehrt. Shakespeare, die alten englischen Komödien, Zugstücke der Londoner Theater und Uebersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Französischen waren die Quellen, aus welchen die amerikanischen Bühnen sich hauptsächlich versorgten. Amerikanische Originalstücke gehörten zu den größten Seltenheiten. Wohl ließ sich der kürzlich verstorbene Tragöde Edwin Forrest von einheimischen Autoren einige Stücke mit Glanzrollen auf den Leib schreiben, wie „Jack Cade", „Matamora" und „The Gladiator"; Mrs. Bateman schrieb einige Lustspiele und Dramen; auch existirt eine ganze Reihe von Originalkomödien und Burlesken des Schauspielers Brougham; auch tauchten hin und wieder wohl Lokalpossen oder Dramen auf, welche jedoch nur dem Tagesbedürfnisse dienten und als literarische Arbeiten von so leichtem Kaliber sind, daß sie hier nicht in Betracht kommen. Die dramatische Literatur der Deutschen war bis auf wenige Ausnahmen bis Anfang der sechziger Jahre den Amerikanern unbekannt. Nennen wir: „The Robbers", eine fürchterliche Verballhornung der „Räuber", „The Stranger" und „Pizarro" („Menschenhaß und Reue" und „Die Sonnenjungfrau" von Kotzebue), „Ingomar" (den „Sohn der Wildniß"), „Fanchon" (die Birchpfeiffer'sche „Grille"), so glauben wir die Liste dieser Ausnahmen nahezu vollständig erschöpft zu haben.

Die Ursachen der absoluten Oede auf dem Gebiete des nationalen Dramas sind nicht schwer zu ergründen. Das Theater hat in Amerika niemals den Anspruch erhoben, eine Culturmission zu erfüllen, es hat niemals einem andern Zweck, als der Unterhaltung oder Zerstreuung dienen wollen. Stets auf sich selbst und das zahlende Publicum angewiesen, jeglicher Unterstützung kunstliebender Fürsten oder Mäcene entbehrend, konnten amerikanische Theaterunternehmer, selbst wenn sie anders gewollt, nie mehr sein als bloße Geschäftsleute. Es lag außerhalb ihrer Sphäre, sich auf gewagte künstlerische Experimente einzulassen; junge Schriftsteller zu ermuntern hatten sie nicht nöthig. Novitäten lieferte ihnen London, und bei dem Mangel jeglicher literarischer Verträge mit dem Auslande konnten sich amerikanische Theaterdirectoren von dort aus kostenfrei mit dramatischer Speise versehen. Welche Nothwendigkeit lag vor, einen einheimischen Autor zu honoriren und alsdann noch in Gefahr zu laufen, daß seine Arbeit keinen Erfolg haben würde, wenn man die Auswahl unter den Londoner Zugstücken umsonst hatte und in den meisten Fällen mit Sicherheit annehmen konnte, daß, was in London gefallen, auch in Amerika Beifall finden würde? Der Londoner Director zahlte die Kosten aller verunglückten Experimente mit neuen Stücken; sein amerikanischer College riskirte nichts, er brachte nur die erfolgreichen Novitäten zur Aufführung.

Aber diese mangelnde Aussicht auf pecuniären Gewinn war es nicht allein, welche das Aufkommen einer dramatischen Literatur in Amerika erschwerte. Hätte das öffentliche oder private Leben der Nation nur Anregung geboten, so hätte sich auch der dramatische Dichter dafür gefunden. Der Mangel an geeigneten Stoffen ist wohl bisher die Hauptursache gewesen, daß die amerikanische Nation es noch zu keinem selbstständigen Drama gebracht hat.

Digitized by Google

Die Geschichte der Gründung der Union ist ein sehr undankbares Feld für den Dramatiker. Die großen Väter der Republik, Washington, Jefferson, Franklin ꝛc. waren zu sehr Verstandesmenschen, als daß sie sich zu einer poetischen Darstellung eigneten; mit ihren Worten und Thaten ist der im Allgemeinen sehr nüchterne Amerikaner so vertraut, daß er die unbedingt nothwendige poetische Licenz, welche sich der dramatische Dichter mit ihnen nehmen müßte, nicht verzeihen würde. Sie sind selbst heute, trotz der bereits verflossenen hundert Jahre, noch zu frisch mit all ihren Einzelheiten in Aller Gedächtniß, um von der Bühne herab zu ihren Nachkommen reden zu können. Ist doch die Centennialfeier der Republik vorüber gegangen, ohne daß es auch nur ein Theater für nöthig erachtet hat, ein für die Gelegenheit gedichtetes patriotisches Drama zur Aufführung zu bringen. Und wenn sich schon die Helden der Revolution nicht für die dramatische Bearbeitung eignen, so ist dies mit den Personen und Ereignissen der späteren Geschichtsperioden in noch verstärktem Maße der Fall. John Browns Aufstand, der Bürgerkrieg, die Ermordung Lincolns, sind Vorgänge von dem dramatischsten Interesse, aber in Amerika gehen die Wogen der Parteileidenschaft so hoch, daß noch viele Jahre vergehen müssen, ehe diese Ereignisse der Tagesgeschichte sich in künstlerischer Weise von der Bühne herab verwerthen lassen. Auf Stoffe aus der vaterländischen Geschichte müßte der amerikanische Autor demnach von vornherein verzichten. Für das amerikanische Lustspiel lag das Feld ebenso ungünstig. Eine erst in der Bildung begriffene Gesellschaft, welche für Klassenunterschiede, wie sie durch die Jahrhunderte alten Verhältnisse in Europa geschaffen sind, kein Verständniß hatte und dieselben erst jetzt langsam kennen zu lernen beginnt, konnte für den Schaffensdrang des amerikanischen Lustspieldichters keine besondere Anziehung haben. Und so kam es, daß das einzige Originelle, was die amerikanische Bühne bisher aufzuweisen hatte, die „Minstrel shows“ waren, dramatisirte Scenen aus dem Leben der Neger auf den Plantagen und humoristische Darstellungen der vielen komischen Charakterzüge dieser drolligen Race. Daß diese „Minstrel shows“ in den letzten Jahren an Popularität sehr viel eingebüßt und heute nur noch der Schatten ihres früheren Glanzes sind, spricht für den sich mehr und mehr läuternden Geschmack des amerikanischen Publicums.

Das gegenwärtige Repertoire. Französische, amerikanische und deutsche Stücke.

Die Abhängigkeit von den Londoner Theatern, unter welcher die New-Yorker Bühnen — und diese sind für alle amerikanischen maßgebend — in Bezug auf Novitäten arbeiten, hat in den letzten 10—12 Jahren bedeutend nachgelassen. Bearbeitungen Pariser Zugstücke wurden seitdem in New-York häufig früher als in London zur Aufführung gebracht. New-York lernte Frou-Frou, Fernande, Andréa, Les deux Orphelines, Les Danischeffs, Une cause célèbre, Les bourgeois de Ponte-Arcy und viele andere Pariser Erfolge eher als London kennen. Außerdem begannen die jüngern Kräfte unter den einheimischen dramatischen Autoren große Rührigkeit zu entfalten und da dieselben meistens der Presse angehörten oder doch zu derselben in sehr intimen Beziehungen standen, so wurde in den Zeitungen das Geschrei nach dem „amerikanischen Drama“ so laut und mit solcher Beharrlichkeit wiederholt, daß die Directoren schon aus Klugheitsrücksichten glaubten, der öffentlichen Meinung Rechnung tragen zu müssen und den Arbeiten einheimischer Autoren die sonst so schwer dafür zugänglichen Theater öffneten. Daß diese Versuche besonders erfolgreich ausgefallen, läßt sich nicht behaupten. Wirkliches Talent für die Bühne verriethen bisher nur die Arbeiten von Bronson Howard, dessen Schwank „Saratoga“ (derselbe gelangte vor einigen Jahren auch in deutscher Bearbeitung im Berliner Wallner-Theater, gelegentlich des Gastspiels des englischen Schauspielers Windham zur Aufführung) und dessen gegenwärtig im Union-Square-Theater Furore machendes Gesellschaftsdrama „The Banker's Daughter“ entschieden durchschlugen. Auch der Dichter der Sierras, Joaquin Miller, hat mit seinem Drama, „The Danites“, welches Scenen aus dem Goldgräberleben schildert, einen vielversprechenden Versuch gemacht. Dagegen hat Bret Harte mit seinen dem californischen Minenleben entnommenen Schauspielen: „Two men of Sandy Bar“ und „The Heathen Chinese“ („Der heidnische Chinese“) entschiedenes Fiasco erlitten. Einige Experimente auf dem Gebiete des feineren Lustspiels sind spurlos vorübergegangen; das einzige derartige Stück, welches Beifall fand, „Won at last“ von Mac Kaye, ist eine Bearbeitung der Werner'schen Novelle „Glück auf“, vermischt mit seitenlangen, nahezu wörtlichen Plagiaten aus Bauernfelds „Krisen“. Einige sehr erfolgreiche Originalstücke mit Glanzrollen für specielle Schauspieler, wie „The Gilded Age“ und „The Mighty Dollar“, können keinen Anspruch auf literarische Bedeutung erheben. Auch der sehr thätige Dramatiker Dion Boucicault kann hier nicht in Betracht kommen, da er mehr Engländer als Amerikaner ist. Man sieht, die Ausbeute des einheimischen Talents ist bisher äußerst gering gewesen, der amerikanische Dramatiker ist noch nicht erstanden, und es hat nicht den Anschein, als ob er sich sobald zeigen wird.

Ein dritter Factor für die allmähliche Emancipirung der New-Yorker Bühnen ist in der größeren Beachtung, welche man in den letzten Jahren der dramatischen Literatur Deutschlands geschenkt hat, zu suchen. Wie bereits erwähnt, hatte man bis Anfang der sechziger Jahre vom deutschen Repertoire nicht mehr als 8—10 Sücke aufgenommen. Erst der Theaterdirector und Bühnenschriftsteller Daly machte die Entdeckung, daß sich nicht nur aus den Werken französischer, sondern auch aus denen deutscher Autoren Geld schlagen ließe. Ein amerikanischer Literat, welger längere Zeit in Deutschland gelebt, hatte Mosenthals „Deborah“ ins Englische übersetzt und seine Arbeit für 25 Dollars an den unscrupulösen Herrn Daly verkauft, der, nebenbei, von der deutschen Sprache kein Wort versteht. Gerade damals suchte die berühmte Schauspielerin Kate Bateman nach einer neuen Sensationsrolle, und Daly wußte sie zu überreden, sich in „seinem“ neuesten Werke zu versuchen. Dalys Antheil an dem Mosenthal'schen Drama beschränkte sich darauf, daß er den Titel in „Leah, the Forsaken“ (die Verlassene) umgewandelt, das Original verschwiegen und einen Clown und einige Schäferballette eingeschaltet hatte. Miß Bateman machte in der Titelrolle solches Furore, daß sie dieselbe zwei Jahre lang jeden Abend spielte und später mehr als 500 Mal in England darin auftrat. Herr Daly, der glückliche „Autor“, heimste kolossale Tantièmen und viel Ruhm ein, und noch heute weiß wohl unter hundert amerikanischen Theatergängern kaum einer, daß Mosenthal und nicht Daly der Verfasser der verlassenen Leah ist. Nicht ganz so undankbar, wie der Bearbeiter, benahm sich Miß Bateman, welche aus der „Deborah“ gleichfalls ein Vermögen geschmiedet hat. Wie Mosenthal selbst erzählt, erfuhr die seiner Zeit in London gastirende Künstlerin durch einen Zufall, daß der Autor des Originals, den sie längst in Abrahams Schoß vermuthete, in Wien noch lebe. „In einem reizenden Briefchen drückte sie mir ihren Dank aus und fügte aus freiem Impuls das überraschende Anerbieten hinzu, die Einnahme der hundertsten Vorstellung Leahs mir als Ehrengabe zu überlassen. Kurz darauf traf das beträchtliche Honorar ein.“ Der nächste Versuch, das amerikanische Publicum mit dem Werke eines neueren deutschen Dramatikers bekannt zu machen, verdankt gleichfalls dem Wunsche eines Künstlers, sich in einer originalen Glanzrolle zu zeigen, seine Entstehung. Der ursprünglich deutsche Schauspieler Daniel Bandmann, der mit großem Glück auf der amerikanischen Bühne in einigen Shakespeare'schen Charakteren aufgetreten war, ließ sich Brachvogels „Narciß“ ins Englische übersetzen und spielte die Titelrolle nicht nur in New-York und den größern Städten der Union, sondern gastirte auch darin in Australien, Ostindien und später in London mit großem Beifall. Das Stück selbst wollte in Amerika jedoch keinen rechten Anklang finden, die Zerfahrenheit, der Weltschmerz, die ironisirende Philosophie des zerlumpten Titelhelden konnten dem praktischen Amerikaner kein Behagen entlocken. Materiellen Gewinn hat der Autor aus der

Digitized by Google

englischen Bearbeitung nicht gezogen; auch der ihm daraus zu Theil gewordene literarische Ruhm ist problematischer Natur gewesen, denn selbst der Name des Verfassers wurde auf dem Theaterzettel nicht genannt und Brachvogel blieb dem Amerikaner nach wie vor eine unbekannte Größe.

Nach diesen beiden Versuchen trat eine längere Pause ein, bis im Jahre 1871, als das französische Ehebruchsdrama in New-York in voller Blüthe stand, eine Uebersetzung von Mosenthals „Madeleine Morel", Dank der genialen Darstellung der Titelrolle durch Miß Clara Morris, eine Zeit lang Furore machte. Es folgten alsdann nach längeren Zwischenräumen Mosers „Ultimo" („The Big Bonanza"), Rosens „Citronen" („Lemons"), Schweitzers „Epidemisch" („Blue Glass"), Benedix' „Ein Lustspiel", „Doctor Wespe" („Our Bachelors", „Oddities"), Kneisels „Der liebe Onkel" („Champagne et Oysters"), Mosers „Veilchenfresser", Geibels „Brunhilde" (eine Paraderolle der Janauschek), und ganz kürzlich L'Arronges „Mein Leopold" („My Son"). Eine Bearbeitung des „Doctor Klaus" ist gegenwärtig in Vorbereitung. Wie aus dieser, wenn auch nicht absolut, so doch ziemlich vollständigen Liste ersichtlich, hat das amerikanische Publicum hauptsächlich an derb-komischen deutschen Bühnenwerken Geschmack gefunden, und wo der Humor des Originals feinerer Art war, hat der amerikanische Bearbeiter dafür gesorgt, ihn durch Vergröberung seinen Landsleuten mundgerecht zu machen. Aber während sich das französische Drama jeglicher Gattung, mit Ausnahme der klassischen Tragödie, in Amerika seit Langem volles Bürgerrecht erworben, wollen Bearbeitungen aus dem Deutschen noch nicht recht Fuß fassen. „Deborah" uud „Ultimo" sind die einzigen neueren deutschen Stücke, welche einen vollen, ganzen Erfolg errungen haben. Wir constatiren nur die Thatsache, auf den Grund derselben hier einzugehen, würde die Grenze dieses Artikels überschreiten.

Die Rechte fremder Autoren.

Wie gering auch der literarische Ruhm war, welcher dem fremden Autor aus Aufführungen seiner Stücke auf amerikanischen Bühnen erwuchs — wurde und wird sein Name doch meistens nicht einmal auf dem Theaterzettel genannt — so war doch der pecuniäre Gewinn bis vor wenigen Jahren noch geringer. Bekanntlich genießen literarische Werke jeder Art, deren Veröffentlichung im Auslande erfolgte, in den Vereinigten Staaten keines Schutzes. Die französischen und englischen dramatischen Autoren (an die deutschen dachte man bis vor kurzem gar nicht) waren nicht die Einzigen, welche unter diesen Zuständen zu leiden hatten, ebenso hart wurden die unternehmenden Directoren davon betroffen, denn wenn immer sie einen fremden Autor honorirten, um frühzeitig eines seiner Stücke zu erwerben, liefen sie Gefahr, daß ihre Collegen ihnen mit demselben Stücke, sobald solches erst einmal in London oder Paris gespielt worden war, Concurrenz machten.

Diese Praxis herrschte bis vor ungefähr 15 Jahren; die einzige Schutzmauer gegen derartige Piraterien bestand in der Courtoisie der ehrenhaften Directoren, sich gegenseitig in ihren Interessen nicht zu bekriegen. Aber mit der wachsenden Zahl der guten New-Yorker Theater und dem mehr und mehr zunehmenden Geschmack an Stücken französischen Ursprungs, machte sich unter den Directoren die Nothwendigkeit geltend, einen positiven Rechtsboden für das Eigenthum an theuer bezahlten Novitäten zu gewinnen. Und da stellte es sich denn heraus, daß fremde dramatische Autoren in den Vereinigten Staaten keineswegs so rechtslos wären, als man bis dahin angenommen.

Das Bundesgesetz, welches die Rechte eines amerikanischen Bürgers an ein von ihm verfaßtes Drama regulirt, erklärt ausdrücklich, daß Werke ausländischer Autoren keines Schutzes in den Vereinigten Staaten genießen; dennoch können amerikanische Bürger unter diesem Gesetze (Copyright Statute) gewisse Rechte an fremden Stücken erlangen. Wenn ein Amerikaner ein fremdes Drama übersetzt oder bearbeitet, oder einen im Auslande erschienenen Roman dramatisirt, so kann er das Verlagsrecht (Copyright) einer solchen Uebersetzung oder Dramatisirung erwerben und das Gesetz schützt ihn in der exclusiven Benutzung seiner Version. Aber irgend Jemand kann eine andere Uebersetzung oder Bearbeitung des Originals vornehmen und dieselbe darstellen lassen, ohne daß der erste Uebersetzer gesetzlich dagegen einschreiten könnte.

Gewährt nun auch das Bundesgesetz (Copyright Statute) keinen Schutz für Stücke, welche ein Amerikaner von fremden Autoren erwirbt, so läßt sich doch unter dem auch in den Vereinigten Staaten gültigen altenglischen Gemeingesetz (Common Law) unter gewissen Bedingungen Eigenthumsrecht an fremden Stücken erwerben. Während das Copyright Statute nur das Geistesproduct des amerikanischen Bürgers schützt, macht das Common Law keinen Unterschied zwischen Amerikanern und Ausländern. Nach den bisherigen Entscheidungen schützt das Common Law die Werke fremder Autoren aber nur, so lange sie Manuscript, so lange sie nicht im Buchhandel veröffentlicht sind. Ist ein fremdes Stück erst einmal dem Publicum dedicirt, d. h. für allgemeinen Betrieb im Druck erschienen, sei es in Europa oder in Amerika, so verliert der Autor oder dessen Cessionar jeglichen Rechtsanspruch daran. Wenn ein Amerikaner z. B. das Eigenthumsrecht eines Sardou'schen Stückes kauft und das Stück nicht drucken, sondern im Manuscript läßt, so behält er unter dem Common Law für besagtes Stück das exclusive Aufführungsrecht in Amerika und geht dieses Rechtes nicht eher verlustig, als bis das Original im Buchhandel erschienen ist.

Gestützt auf Entscheidungen, welche auf solche Auslegung des Common Law basirten, haben amerikanische Directoren in den letzten Jahren große Summen an französische und zuweilen auch an englische Autoren für Manuscripte neuer Stücke gezahlt, unter der Bedingung, daß die Originale innerhalb eines gewissen Zeitraums nicht veröffentlicht werden dürfen. Die Aufführung des Originals oder der Bearbeitung wird unter dem Common Law nicht als eine Veröffentlichung betrachtet, wenigstens sind bisher sowohl von den untern Gerichtshöfen wie auch von den Appellationsgerichten alle bezüglichen Streitigkeiten in diesem Sinne entschieden worden.

Noch ist indessen das letzte Wort in dieser wichtigen Angelegenheit nicht gesprochen worden. Hat sich doch zu wiederholten Malen der Fall ereignet, daß das nur im Manuscripte vorhandene Stück eines Ausländers, in offenbarer Verletzung der Rechte des Theaters, welches das Stück erworben, von einem Concurrenten zur Aufführung gebracht worden ist, ohne daß gerichtlich dagegen eingeschritten werden konnte, weil der concurrirende Director beschwor, daß er das betreffende Stück nach mehrmaligem Anhören aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, eine Procedur, welche die Gerichte für vollkommen legal erklärten. Abgesehen, daß es schwer halten dürfte, einen logischen Zusammenhang zu finden zwischen dieser Entscheidung und derjenigen, welche die Manuscripte fremder Autoren schützt, bedarf es keiner Ausführung, daß die Rechte an fremden Stücken thatsächlich dadurch illusorisch gemacht werden. Nicht nur, daß es keine besonderen Schwierigkeiten macht, ein Stück nach dem Gedächtniß niederzuschreiben, ist es auch leicht, die betrügerische Erlangung eines Manuscriptes mit der Ausrede zu decken, daß das Stück nach dem Gedächtniß niedergeschrieben worden sei.

So lange daher die Garantie für die Rechte fremder Autoren auf die Gesetze der Einzelstaaten basirt, wird dieser Schutz ein sehr precärer bleiben. Klare Bahn wird nicht eher geschaffen sein, als bis der Congreß ein für alle Staaten der Union gültiges Statut zur Regulirung der Rechte fremder Autoren schafft. Bis jetzt haben die Gesetzgeber in Washington allen dahin zielenden Eingaben ein taubes Ohr geliehen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sie in nächster Zukunft zu Gunsten dramatischer Werke eine Ausnahme machen werden von dem Princip, welches die Interessen einer Majorität der Bevölkerung dadurch zu fördern glaubt, daß es alle Geistesproducte des Auslands, so weit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, für Gemeingut erklärt.

Digitized by Google

Ueber französische Volkslieder.*)

André Theuriet, einer der liebenswürdigsten und begabtesten der jungen Dichter Frankreichs, dessen reizendes Werk, „Der Waldweg", den Lesern der „Gegenwart" sowohl durch eine Besprechung wie durch die Uebersetzung eines Gedichtes daraus von Emanuel Geibel bekannt geworden ist, hat in seinem jüngst erschienenen Werke, „Sous Bois", die französischen Volkslieder in ihren Beziehungen zum Landleben einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Theuriet beklagt sich mit Recht darüber, daß die Literatur der französischen Volkslieder bis zur Stunde über die Gebühr vernachlässigt worden sei. Erst in jüngster Zeit haben sich einige verdienstvolle Männer um die Sammlung der über das ganze Land zerstreuten und nur durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht getragenen Lieder bekümmert, die wie in Deutschland, wie in England, wie überall, oft wahre Schätze von wahrer Empfindung, rührender Einfachheit und naiver Anschaulichkeit bergen. Theuriet, der zu den wenigen Franzosen gehört, die sich mit der deutschen Literatur mit Verständniß und Unbefangenheit befassen, weist auf den großen Einfluß hin, welchen das Volkslied in Deutschland auf unsre Lyrik, auf Goethe, Uhland, Heine, ausgeübt hat. Wir haben das Glück gehabt, in Achim von Arnim und Clemens Brentano wirklich poetisch-feinfühlige Sammler unsrer Volkslieder zu finden; in Frankreich dagegen haben sich bis jetzt vorzugsweise die Philologen dieser Aufgabe unterzogen und dieselbe daher auch mehr nach der Richtung der Wissenschaftlichkeit hin, als vom Standpunkte des Dichters aus zu lösen versucht. Man hat die Volkslieder dort mehr auf ihre sprachlichen als auf ihre poetischen Eigenschaften hin geprüft, gesichtet, gewürdigt.

Theuriet tadelt dieses Verfahren mit vollem Rechte. Er weist darauf hin, wie die Volksdichtung der modernen französischen Lyrik, die vor lauter Bildung und Formvollendung die schlichte Empfindung, das, was Treitschke den „Brustton der Ueberzeugung" nennt, beinahe ganz eingebüßt hat, eine Quelle wahrer Verjüngung zuführen könne, wie diese Volksdichtung geeignet sei, die gebildete Lyrik natürlicher, naiver, einfacher, wahrhaftiger zu machen. Er beruft sich auf einen Passus in der vortrefflichen „Geschichte des Liedes" von Schuré, der hervorhebt, wie jeder Nicht-Franzose, der sich mit der französischen Poesie befasse, durch das Pathos und den rhetorischen Charakter dieser Dichtungen zunächst befremdet und unangenehm berührt werde. Nicht mit Unrecht mache man den französischen Dichtern den Vorwurf, daß sie grübeln, den Gedanken in ganz correcter Weise erschöpfen und für jene wundersame Eigenthümlichkeit, die wir „Stimmung" nennen, eine geringe Empfindung, kaum das Verständniß zu besitzen scheinen. Die französischen Dichter sagten eben immer das letzte Wort und ließen der Empfindung des Lesers nichts mehr zu errathen übrig; es sei Declamation, aber kein Gesang.

Schuré bezweifelt nun allerdings, ob die französische Volksdichtung gesund, tüchtig und eigenthümlich genug sei, um die Bildungsdichtung — man verzeihe den Ausdruck — gründlich zu reformiren. Theuriet dagegen traut dem Volksliede seiner Heimat diese erfrischende Kraft zu, und er führt in seinem Aufsatze eine ganze Reihe französischer Volkslieder an, die in der That zum großen Theil durch die Naivetät der Auffassung, des Ausdrucks oder der Empfindung in der Weltliteratur des Volksliedes eine rühmliche Stellung einnehmen dürfen. Einige derselben mögen hier in wörtlicher Uebersetzung oder in einer wortgetreuen Analyse folgen.

Theuriet führt eine Ballade an, „Die goldenen Schlüssel", von der er nicht mit Unrecht sagt, sie sei würdig, den „Taucher" von Schiller oder die „Lorelei" von Heine zu inspiriren.

Ein Jüngling hört, wie auf dem Felsenriff, das über die See hinausragt, sein Liebchen weint. Er eilt herbei und fragt das junge Mädchen: „Weswegen, schönes Kind, weinst du?" „Die goldnen Schlüssel meines Vaters sind in das Meer gefallen." „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Die Schöne verspricht nun demjenigen, der die goldenen Schlüssel wiederbringt, ihr Herz. Der Jüngling entkleidet sich, taucht in das Meer, findet aber nichts. Als er zum zweiten Male untertaucht, kommt er bis auf den Sand, und als er zum dritten Male untertaucht, ertrinkt er. „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Alle Fische, alle Karpfen haben bitterlich geweint. Nur die Sirene hat immerzu gesungen: „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Der Jüngling ist das Opfer eines höllischen Blendwerks gewesen. Die hinterlistige Wasserfee hat auf dem Felsen geklagt und nicht die Geliebte. Diese eilt nun herbei und verflucht das listige Weib: „Singe nur immerzu, singe Sirene! Du hast ja Grund zu singen, du hast das Meer zu trinken und meinen Geliebten zu essen."

Eine andre Ballade hat eine ganz eigenthümliche Färbung der Ritterzeit. Der König läßt die Trommel rühren, um alle Frauen seines Reiches zu sehen. Die erste, die er erblickt, hat ihm das Herz geraubt. „Herr Markgraf," sagt er, „kennt Ihr die? Wer ist die schöne Dame?" Der Markgraf hat darauf gesagt: „Herr König, das ist mein Weib." Der König macht den Markgrafen nun zum schönen Marschall von Frankreich und schickt ihn weit weg in den Krieg, und die Markgräfin wird die Geliebte des Königs. Und als der Markgraf Abschied nimmt, sagt er zu seinem Weibe: „Leb' wohl, mein Herz, leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl, mein einziges Hoffen, da mein Gebieter befiehlt, so müssen wir uns trennen." Die Königin ließ einen Strauß von weißen Lilien binden und von dem Dufte dieses Straußes starb die Frau Markgräfin.

Die Knappheit in der Schilderung dieser tragischen Geschichte hat etwas merkwürdig Packendes. Man denkt unwillkürlich an Heines:

Sie müssen beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Ein reizendes Schnitterlied ist das folgende:

„Heut ist der heilige Magdalenentag, da beginnt die Ernte. Seit dem ersten Sonnenstrahl sind alle Burschen auf den Feldern. Ich habe meine Sichel genommen, meine Sichel von eitel Gold und Silber und habe schnell das Getreide in meiner Furche geschnitten. Und während ich meine Garben band, habe ich drei weiße Knospen gepflückt und Blatt an Blatt zusammengefügt und mit einem Bande umwunden. Da kommen drei schöne Mägdlein vorüber, eine Königstochter, eine Präsidententochter, und eine Dritte ohne Schminke und Zurechtmachung, aber schön wie die Rosen am weißen Rosenstrauche." Der Ersten weigert der Schnitter den Strauß, der Zweiten auch, „doch als die Dritte vorüberkam, erröthet sie, als sie mich sah, da bin ich auf sie zugetreten: nimm du meinen Feldstrauß." Die Dritte will er lieben und mit ihr am Allerheiligentage sich züchtig vermählen im Brautbett, bedeckt mit weißen Rosen. Die kleine graue Lerche wird dazu den Hochzeitsgesang singen: „Es leben die Mägdlein, die beständig sind, es leben die beständigen Burschen!"

Von derselben Anmuth und Liebenswürdigkeit sind auch die eigentlichen Liebeslieder. So das folgende:

„Die Liebste schläft unter dem Baum, ich nähere mich ihr, um ihren Schlummer zu sehen. Sie hat unter den Kopf den Arm gelegt, der ihr als Kissen dient. Auf ihre rosigen Lippen habe ich einen Kuß gedrückt, doch ohne sie zu wecken. — Da nun die Liebste schläft, gehe ich im Garten umher, pflücke für sie Rosen und lege sie auf ihren weißen Busen. Die Frische dieser Rosen erweckte sie gar schnell, und weiter wollt' ich nichts."

Auch das französische Volkslied hat für Liebe und Liebesschmerz Hyperbeln von einer ganz besonderen Kraft. „Ach, wenn die Liebe Wurzeln schlüge," ruft der Gärtner aus, „dann pflanzte ich sie in meinen Garten. Ich pflanzte sie so lang, so breit, an allen vier Enden, daß ich sie allen Mädchen geben könnte, die keine Liebe besitzen." „Ich habe so viel geweint, so viel Thränen vergossen," ruft ein unglücklicher Liebhaber aus, „daß

*) La poésie populaire et la vie rustique. Aus „Sous bois" von André Theuriet. Paris 1878, Charpentier.

Digitized by Google

die Bäche ausgetreten sind. Kleine Bäche sind große Flüsse geworden und haben vier Mühlen getrieben."

Unter den Volksliedern, die den Ehestand besingen, befinden sich nicht minder charakteristische. Die Zeit, da der Geliebte seinem Mädchen versprach, es mit Seide und Atlas, mit Perlen und Diamanten zu behängen, ist vorüber und das Volkslied schildert die unglückliche Ehe mit einer ergreifenden Brutalität.

„Nach einem Jahre ein Kind. Ist das eine Freude! Nach zwei Jahren zwei Kinder, da kommt schon die Schwermuth. Nach drei Jahren drei Kinder, es ist ein wahrer Teufelsspuk. Das Eine schreit nach Brot, das Andre nach Suppe, das Dritte will gestillt werden, und die Brust ist siech. Der Vater ist in der Schenke und führt ein schlechtes Leben, die Mutter ist daheim und weint und seufzt."

Noch betrübender ist das Lied vom „Weib des Kärrners". Dieser läuft nicht nur in die Schenke, er schäkert auch mit dem Schenkmädchen. Und wenn sein rechtmäßiges Weib ihn daran erinnert, daß seine Kinder auf dem Stroh liegen, antwortet er mit einer wunderbaren Rohheit: „Frau Wirthin, bringt mir guten Wein hier auf den runden Tisch, damit ich bis morgen trinken kann, juchhei! weil mein Weib mit mir keift." Das verlaßne Weib kehrt heim und den hungernden Kindern sagt es: „Euer Vater hat — juchhei! — ein ander Weib genommen!"

Die große Familienkatastrophe, welche den meisten französischen Dramen der Gegenwart zu Grunde liegt, wird auch in den ländlichen Volksliedern bisweilen in einer ähnlichen Weise behandelt, wie in unserm schönen Liede vom „jung', jung' Zimmergesell". Ein lothringisches Volkslied schildert, wie plötzlich der Gatte heimkehrt und unerwarteten und unerwünschten Besuch daheim findet.

„Potz Blitz! Grete, wer ist denn der Ritter, der da auf deinem Lager liegt? Beim Element! wer liegt auf deinem Lager?" — „Ach, lieber Freund, das ist kein Ritter, da liegt die Gevatterin, mein Gott, da liegt nur die Gevatterin." — „Potz Blitz! Grete, ist deine Gevatterin braun? Hat sie einen schwarzen Bart? Beim Element! hat sie einen schwarzen Bart?" — „Ach, lieber Freund, sie hat schwarze Brombeeren gegessen, deswegen sieht sie schwarz aus, mein Gott, deswegen sieht sie schwarz aus." — Aber dem ländlichen Othello kommt das doch etwas verdächtig vor. Zwischen Lichtmeß und Pfingsten, meint er, werden die Brombeeren nicht schwarz. Außerdem erblickt er noch andre Verdachtsmomente. In äußerster Entrüstung ruft er aus: „Potz Blitz! Grete, an der Koppel will ich dich führen, einen Jagdhund will ich aus dir machen. Beim Element! einen Jagdhund will ich aus dir machen. — Potz Blitz! Grete, nach Flandern will ich dich bringen, dort will ich dich aufhängen lassen. Beim Element! dort will ich dich aufhängen lassen."

Ein rührendes Lied über unverschuldete eheliche Untreue das an „Enoch Arden" und manche andere Dichtung anklingt, ist das folgende: „Die Heimkehr des Seemanns."

„Der Seemann kehrt vom Kriege heim, mit zerrißnem Kleid, mit zerrißnen Stiefeln. „Armer Seemann, wo kommst du her?" — „Frau Wirthin, ich komme aus dem Kriege. Schenkt mir weißen Wein ein, der Seemann will ihn trinken." Der brave Seemann trank ihn, trank ihn und sang. Die schöne Wirthin hat geweint. „Weswegen weint Ihr, schöne Wirthin? Geschieht's um Euern weißen Wein, den der Seemann austrinkt?" — „Ich weine nicht um den weißen Wein, ich weine um meinen Mann, dem Ihr gar ähnlich seht." — „Aber sagt mir, Frau Wirthin, von diesem hattet ihr doch drei Kinder, jetzt habt Ihr ja sechs." — „Man hat mir geschrieben, daß er todt und begraben sei und da habe ich mich wieder verheirathet." Der brave Seemann leerte sein Glas und ohne Dank kehrte er weinend wieder zu seinem Regimente zurück."

Indessen wissen die Volkslieder der französischen Bauern nur selten etwas über eheliche Untreue zu berichten; aber durch alle diese Lieder geht ein Zug: die Frauen wollen in ihren Männern die wahren Herren und Gebieter respectiren; sie wollen lieber geprügelt sein, als selbst das Regiment führen. Wehe dem Gatten, der sich die Zügel entwinden läßt! Er wird mit der äußersten Mißachtung behandelt. Dann geht's dem armen Manne schlecht, und er darf klagen: „Kehr' ich vom Walde heim, beschmutzt und durchnäßt, so kaure ich nieder vor der Thür und wage mich nicht hinein. Nun sag mir Eins!" — „Herein, du Tölpel, nur herein! Wärme dich, die Knochen liegen unter dem Tisch, du magst sie nagen. Im Stalle ist Mist, darauf magst du dich lagern." — „Nun sage mir Eins!"

Bei dieser Auslese mag es sein Bewenden haben. Die Leser, welche in den meisten dieser Volkslieder Anklänge an unsre deutschen vernommen haben werden, werden mit dem Endurtheile Theuriets übereinstimmen: daß in denselben genügende naive Kraft und Gesundheit enthalten sind, um der verzärtelten und verweichlichten französischen Lyrik wirklichen Nutzen bringen zu können. Theuriet vergleicht die moderne französische Dichtung mit einer Gesellschaftsdame, die durch Nachtwachen und die beständige Aufregung des großstädtischen Lebens nervös und in eine krankhaft gereizte Stimmung versetzt ist. Ihr Magen ist verdorben. Um den Appetit rege zu erhalten bedarf sie bald der raffinirtesten Producte der Kochkunst, bald verzehrt sie mit einem wahren Heißhunger die derbe Kost der Tagelöhner. Sie ist blutleer, fällt in Ohnmacht, vergießt Thränen, bricht in helles Gelächter aus, für nichts und wider nichts. Solch einem Kranken pflegen die Aerzte eine Veränderung der Diät zu verschreiben. Man schickt den Patienten aufs Land, läßt ihn im Stalle schlafen, die Luft der Wälder und des Meeres einathmen.

„Ich meine," schließt Theuriet, „daß man unsern Dichtern auch einen Luft- und Nahrungswechsel anrathen könnte. Anstatt sich ganz in die Pariser Gesellschaft, die wesentlich eine gekünstelte ist, einzuschließen, sollten sie die Provinz durchstreifen, die mannichfaltigen und so reizvollen Gegenden Frankreichs durchstreifen, Landluft einathmen und die Poesie da holen, wo sie wie eine wilde Blume auf natürliche Weise aufschießt. Die Sagen, Erzählungen, Gewohnheiten und Dialekte unserer Provinzen sind Reichthümer, die man bisher zu sehr mißachtet hat und die nur gesammelt zu werden brauchen. Man sollte nur auf unserm heimischen Grund und Boden nachgraben, man würde dort eine wirklich nationale poetische Mine entdecken. Dann würde die Volksdichtung ein wesentliches Element in dieser veränderten Diät unsres Geistes sein, und mit Heinrich Heine werden alsdann die französischen Dichter ausrufen können:

Ein neues Lied, ein beßres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!"

Paul Lindau.

Shaksperes Schicksalsschwestern.

Von Karl Blind.

I.

In der Londoner „Academy", dem ausgezeichneten Sammelpunkte gelehrter Beurtheilungen, ist kürzlich der Versuch gemacht worden, aus der Reihenfolge und dem Inhalt der Worte, welche die drei Zaubergestalten im „Macbeth" äußern, für jede einzelne derselben ein besonderes Merkmal festzustellen — das heißt, die Eine genau als Vertreterin der Vergangenheit, die Andere als Gegenwart, die Dritte als Zukunft zu fassen: entsprechend der Urd, Verdandi und Skuld der nordischen Götterlehre.

Die Verfasserin des betreffenden Briefes, Fräulein Charlotte Carmichael, leitet ihre Ausführung mit der Bemerkung ein: die sogenannten Hexen im „Macbeth" seien dort nie Hexen (Witches), sondern stets Schicksalsschwestern (Weird Sisters) genannt. Dies ist ein Irrthum. In demselben Auftritt, auf den sie hinweist (I. 3), sagt ja die erste der Zaubergestalten:

Kastanien hatt' ein Schifferweib im Schoß,
Und schmatzt' und schmatzt', und schmatzt' — „Gib mir!" sprach ich.
„Pack' Dich, Du Hexe!" schrie die garst'ge Bettel.

Digitized by Google

Von dieser Stelle abgesehen, werden die drei spukhaften Wesen jedoch zweimal als Schicksalsschwestern (Weird Sisters) bezeichnet. (I. 3, 30 und II. 1, 20.) Schlegel und Tieck übersetzen das eine Mal: „Unheilsschwestern", das andere Mal: „Zauberschwestern".*) Darüber gleich mehr.

Den Nachweis, daß die erste, zweite und dritte Hexe genau in ihrem Auftreten auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft passen, sucht Fräulein Charlotte Carmichael aus dem dritten Auftritt des ersten Aufzugs im „Macbeth" zu führen. Die erste Hexe (Urd, d. i. die Vergangenheit) sagte nämlich:

Heil Dir, Macbeth, Than von Glamis!

Darauf antwortet er:

Mich macht, so hör' ich, Sinels Tod zum Glamis.

Dies bezöge sich somit auf eben Vergangenes. — Die zweite Hexe (Verdandi, d. i. die Gegenwart) ruft aus:

Heil Dir, Macbeth, Than von Cawdor!

Darauf antwortet er:

Doch wie zum Cawdor? Der Than von Cawdor lebt
Als ein beglückter Mann.

Mit dem Worte „lebt" wäre also die Gegenwart angedeutet. — Die dritte Hexe (Skuld, d. i. die Zukunft) weissagt dann:

Heil Dir, Macbeth, Dir, künft'gem König, Heil!"

Darauf erwidert er, der des Zusammenhangs kommender Dinge noch nicht gewahr ist:

Das steht so wenig im Bereich des Glaubens,
Als Than von Cawdor.

Dieselbe Reihenfolge — bemerkt Charlotte Carmichael — zeige sich in den Anreden an Banquo. Die erste Gestalt (Urd) rufe ihm zu: „Kleiner als Macbeth, und größer!" Die Zweite: „Nicht so beglückt, und doch weit glücklicher!" (Dies als Bezug auf die Gegenwart.) Die Dritte: „Kön'ge erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner!" (Thou shalt get Kings, though thou be none.)

In diesen letzteren Anreden scheint mir indessen der besondere Zug, den die Verfasserin feststellen möchte, schon etwas verwischt. Sie erkennt selbst an, daß in den späteren Auftritten der Nachweis eines besonderen Charakters für jede der drei Schicksalsschwestern nicht mehr möglich ist. Doch sei immerhin im vierten Aufzug, in dem: „Sprich!" — „Frag'!" — „Wir geben Antwort!" („We'll antwer!") der ersten, zweiten und dritten Zaubergestalt eine ähnliche Reihenfolge enthalten; allein die Antworten kommen da nicht mehr aus dem Munde der drei Schwestern, sondern aus dem ihrer Gebieter.

Leicht könne man annehmen, — sagt die Verfasserin ferner — daß Shakspere, als er ein Werk zu Ehren seines neuen Schottenkönigs schrieb, des Umstandes eingedenk gewesen sei, daß dieser (Jakob I.) soeben ein Buch über „Geisterlehre" (Demonology) veröffentlicht hatte. Dieser König aber habe eine Dänin als Gemahlin mitgebracht. Wahrscheinlich sei nun Shakspere mit der Götterlehre des skandinavischen Stammes, dem die Königin entsprossen, hinreichend vertraut gewesen, oder habe genug davon gelernt, um ein Stück daraus dem Aberglauben des Königs aufzupfropfen.

Streng genommen, war freilich die Gemahlin Jakobs nicht aus skandinavischem, sondern aus dem deutschen Stamme der auf den dänischen Thron gelangten Oldenburger. So nennt man ja in England aus ähnlichem Irrthum auch die Prinzessin von Wales heute oft die „dänische Rose", obwohl sie ebenfalls eine Deutsche ist.

*) In seinem umgearbeiteten „Macbeth" übersetzt Schiller an den drei Stellen, wo die Worte „Weird Sisters" bei Shakspere stehen, wenigstens einmal: „Schicksalsschwestern".

Indessen kommt es auf das Dänenthum der Gemahlin Jakobs I. zur Erledigung der Frage: ob die Hexen im „Macbeth" Umgestaltungen, spätere Vermummungen der alt-nordischen Schicksalsschwestern sind, durchaus nicht an. Die Sache erledigt sich aus inneren Gründen. Schon Warburton hat bei den Hexen Shaksperes an Walküren oder Nornen gedacht. In Grimm und Simrock ist der Punkt festgestellt. Bei der Zeichnung seiner „Weird Sisters" hat Shakspere thatsächlich aus germanischen Quellen geschöpft, vielleicht Volksmären benutzt, die noch zu seiner Zeit umgingen.

II.

In den Anmerkungen zur Schlegel- und Tieck'schen Uebersetzung wird freilich die Ansicht geäußert: die drei Zauberinnen im „Macbeth" seien nichts als das überkommene Zubehör des kurz vor, während und nach der Reformation grassirenden Hexenglaubens, und es hätten daher die Zuschauer sofort in ihnen „jene gewohnten Gestalten" erkannt, „die schadenfrohen, häßlichen, gemeinen Weiber, die weder Schicksalsgöttinnen, noch riesenhafte Figuren sein können, noch dürfen". Demgemäß vermeidet die deutsche Uebersetzung den naheliegenden Ausdruck „Schicksalsschwestern". Es wird weiter in jenen Anmerkungen gesagt: „Höchst sonderbar ist diese Einleitung, und ganz abweichend von der Art, wie Shakspere sonst seine Schauspiele eröffnet. Die Hexen, auf die wir nicht vorbereitet sind, treten fast nur auf, um sich sogleich wieder zu entfernen."

Gewiß hat indessen der große Dichter, bei dem Alles so tief ist, die ungewöhnliche Eröffnung des „Macbeth" nicht leichtweg gewählt. Der mächtige Schicksalszug in diesem Trauerspiel ist damit sofort als Einleitung gegeben. Er ist der Notenschlüssel zu dem ganzen Drama. Hätten dem Jan-Hagel der Zuschauer nur gewohnte Figuren des „Hexenapparats" zum halb-gruselnden Ergötzen geboten werden sollen, so brauchte das Stück nicht mit ihnen eröffnet zu werden. Das kurze, drohend flüchtige Auftreten der Zauberschwestern entspricht ganz ihrem Wesen. Der dunkle Hintergrund einer zwingenden Nothwendigkeit kann doch nicht jeden Augenblick entrollt werden, ohne alle Vorgänge der irdischen Welt ins Uebermenschliche und Uebernatürliche hinauf zu heben, und dadurch jede dramatische Wirkung zu vernichten.

Als bloße schadenfrohe Wesen und widerwärtig tückische Hexen, als unruhig sich umhertreibende Schwestern (wayward sisters, nach einer Lesart) und „gemeine Sterbliche" voll „gemeiner Bosheiten" — wie die erwähnten Anmerkungen es haben wollen — sind die „Weird Sisters" nicht zu fassen. Hinter dem scheinbaren Zerrbild blicken größere, grimmere Gestalten hervor. Schon Banquos Ausruf: „Wer sind diese? Die nicht Bewohnern unsrer Erde gleichen, und doch drauf stehn?" und seine von grauser Ahnung eingegebene, zögernde Anrede: „Wie? Seid ihr was, das man darf fragen?" lassen durchblicken, daß es sich um Ueberirdische, um Schicksalsgöttinnen handelt.

Es ist das schwarze Verhängniß der germanischen Urzeit, das in diesen Gestalten sein dreifaches Antlitz hervorkehrt. Die Nornen sprechen durch den Mund der „Hexen" — ganz wie eine Anzahl deutscher Feen der Volkssage ein Ausklang des älteren Nornenglaubens sind, oder wie die Märchen vom Graumännlein, von zwölf bergverwunschenen Männern, von Frau Holle und vom Dornröschen, den graubemantelten Wodan und seine zwölf Asen-Genossen, die Liebesgöttin Freia-Holda, die Gestalten von Brunhild und Siegfried in volksmäßig umgedichteter Form sich erhalten haben.

III.

Mir hat es stets bemerkenswerth geschienen, daß Shakspere jedesmal beim Auftreten der Schicksalsschwestern den alt-germanischen Stabreim auffallend stark anwendet. Man nimmt gewöhnlich an, daß diese, aller angelsächsischen, wie der älteren deutschen und nordischen Dichtung eigene Versform — von der sich übrigens auch Spuren in alt-indischer, griechischer und lateinischer Literatur finden — in England vom Beowulf und von

Digitized by Google

Caedmon*) an bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vorhanden gewesen sei. Wer genauer zusehen will, kann jedoch in Shakspere mancherlei längere Stellen finden, in denen der Stabreim kräftig durchklingt. Und dies ist, wie mir dünkt, genauerer Untersuchung um so mehr werth, da die englische Rede noch heute bei Gebildeten wie bei Ungebildeten leicht unwillkürlich auf das Mittel verfällt, durch solchen Gleichklang Eindruck aufs Ohr und auf den Geist des Hörers zu machen, gerade als besäße der Zusammenlaut eine Art zauberischer Beweiskraft.

In einer Abhandlung über „Ein altdeutsches Gedicht**) und ein vedischer Lobgesang", die in „Frasers Magazine" vom Juni 1877 veröffentlicht ist, habe ich bereits kurz auf den starken Gebrauch des Stabreims beim jedesmaligen Erscheinen der Hexen im „Macbeth" hingewiesen. An Zufälligkeit, an Unabsichtlichkeit ist dabei nicht zu denken. In diesen Stellen ist feste Regel und klarer Zweck erkennbar. Mächtig wird hier durch den Gebrauch des Stabreims der alterthümlich schreckhafte Eindruck der Erscheinungen erhöht; und nicht minder werden die Gestalten der Schicksalsschwestern dadurch deutlich in den Kreis der germanischen Anschauung gezogen.

Gleich der erste Auftritt im ersten Aufzug beginnt so:

1 Witch. When shall we three meet again —
In thunder, lightning, or in rain?
2 Witch. When the hurly-burly's done, —
When the battle's lost and won.
3 Witch. That will be ere set of sun.
1 Witch. Where the place?
2 Witch. Upon the heat.
3 Witch. There to meet with Macbeth.
1 Witch. I come, Graymalkin!
All. Paddock calls. — Anon.
Fair is foul, and foul is fair.
Hover through the fog and filthy air.

Hier haben wir den Stabreim in Verbindung mit dem Endreim, wie dies auch in isländischer Dichtung vielfach vorkömmt.

Nicht weniger scharf ist der Stabreim beim nächstmaligen Erscheinen der Schicksalsschwestern im dritten Auftritt des ersten Aufzuges ausgeprägt; und zwar ebenfalls fast durchgängig in Verbindung mit dem Endreim:

1 Witch. Where hast thou been, sister?
2 Witch. Killing swine.
3 Witch. Sister, where thou?
1 Witch. A sailor's wife had chestnuts in her lap,
And mounched, and mounch'd, and mounch'd: —
'Give me!' quoth I.
'A-roint thee, witch!' the rump-fed ronyon cries.
Her husband's to Aleppo gone, master o' the Tiger;
But in a sieve I'll thither sail,
And, like a rat without a tail
I'll do, I'll do, I'll do.
2 Witch. I'll give thee a wind.
1 Witch. Thou art kind.
3 Witch. And I another.
1 Witch. I myself have all the other;
And the very ports they blow,
All the quarters that they know
I' the shipman's card.
I will drain him dry as hay:
Sleep shall, neither night nor day,
Hang upon his penthouse lid.
He shall live a man forbid.
Weary sev'n-nights, nine times nine,
Shall he dwindle, peak and pine.
Though his bark cannot be lost,
Yet is shall be tempest-toss'd.
Look what I have.
2 Witch. Show me, show me.
1 Witch. Here I have a pilot's thumb,
Wreck'd as homewards he did come.
3 Witch. A drum, a drum.
Macbeth doth come.
All. The Weid Sisters, hand in hand,
Posters of the sea and land,
Thus do go about, about:
Thrice to thine, and thrice to mine,
And thrice again, to make up nine.
Peace! — the charm's wound up!

Wiederum finden wir, unmittelbar darauf, wo Macbeth und Banquo eintreten, den Stabreim durch die einundzwanzig Zeilen hindurch, in denen Banquo und die Schicksalsschwestern reden, und die so beginnen:

Macbeth. So foul and fair a day I have not seen.
Banquo. How far is't called to Fores? What are these?
So wither'd, and so wild in their attire,
That look not like the inhabitants of the earth,
And yet are on't? Live you? Or are you aught
That man may question? You seem to understand me —
u. s. w., u. s. w.

Desgleichen im ersten Auftritt des vierten Aufzuges, wo die erste und zweite Hexe mit dem Ausruf beginnen:

Thrice the brinded cat hath mew'd.
Thrice; and once the hedge-pig whin'd —

und wo im weiteren Verlauf, neben einigen Unregelmäßigkeiten, der Stabreim (immer nebst dem Endreim) klar durchklingt. Zum Beispiel:

Fillet of a fenny snake,
In the cauldron boil and bake.
Eye of newt, and toe of frog,
Wool of bat, and tongue of dog.
Adder's fork, and blind-worm's sting,
Lizard's leg, and owlet's wing,
For a charm of powerful trouble;
Like a hell-broth boil and bubble.

All. Double, double toil and trouble;
Like a hell-broth boil and bubble.

U. s. w. durch fernere siebzehn Zeilen.

Bei dieser Gelegenheit sei hier beispielshalber nur noch einer anderen regelrechteren Anwendung des Stabreims in Shakespere erwähnt: sie findet sich in Ariels Gesängen im „Sturm"; I. 2. Die sonst so ausgezeichnete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung beachtet diese Eigenthümlichkeiten nicht, obwohl für einen halbgöttlichen oder zauberhaften Gesang, und für die mit Zauberwesen gepflogene Gegenrede, die Wahl des Stabreims gewiß von Bedeutung ist, und im Deutschen diese, einst auch uns eigene Versform unschwer wieder gegeben werden kann. Nur wo sich das mit dem englischen gleichlautende deutsche Wort von selbst bietet, haben Schlegel und Tieck natürlich nicht umhin gekonnt, mit Shakespere zusammen zu treffen. (Schluß folgt.)

*) Bei diesem Anlasse mache ich auf eine vortreffliche, vor ein paar Jahren in London erschienene Schrift von Robert Spence Watson („Caedmon, the first English Poet") aufmerksam, die ein wunderbar getreues Bild des angelsächsischen Dichters gibt und vom echten Geiste der Liebe zum germanischen Alterthum durchhaucht ist. In anerkennenswerthester Weise hat sich der Verfasser derselben mehrere Jahre hindurch bemüht, in seiner Vaterstadt Newcastle am Tyne allgemeinere Antheilnahme für alt-englische Literatur zu erwecken, und auch unter dem Volke die Kenntniß der Dichtung zu verbreiten, die Chaucer vorherging. Nicht leicht hätte Caedmon in anmuthenderer Form behandelt werden können, als es durch Hrn. R. S. Watson geschah. Die eingelegten Versstücke erhöhen die Lebendigkeit der Darstellung. Man kann nur bedauern, daß auf diesem Literaturgebiet so wenig Bücher von gleicher Kraft und Faßlichkeit vorhanden sind.

**) Das Wessobrunner Gebet.

Digitized by Google

Notizen.

Während das Osterfest in den heimischen Parteikämpfen einen Stillstand herbeiführte, der den geplagten Abgeordneten durch officiöse Philippiken oder Scheltartikel nicht verkümmert werden konnte, sah es im Auslande noch immer dunkel genug aus. Die Welt wurde von egyptischen, griechischen, ostrumelischen Nachrichten heimgesucht und laborirte auch noch an den Nachwirkungen der Botschaftertoaste in Petersburg und London. Was wollten Herr von Schweinitz und Graf Karolyi mit ihren famosen Trinksprüchen in Wahrheit gesagt haben? Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie es, ehrlich gesprochen, selber nicht recht wußten. Herr von Schweinitz hatte morgens früh irgend einen impertinenten Ausfall des Golos oder eines andren panslavistischen Blattes gegen Deutschland gelesen und sich darüber geärgert. Auch mochte ihm die Zeit über mehr als ein französisches oder belgisches Entrefilet zu Gesicht gekommen sein, dessen Vaterschaft der russische Botschafter in Paris, Fürst Orloff, nur mit Berufung auf den Artikel des Code Napoleon, der die Forschung nach der Paternität untersagt, verleugnen konnte. Herr von Schweinitz kam nun aber an jenem verhängnißvollen Tage von einem Diner, präsidirte einem anderen deutsch-patriotischen, war etwas erregt und vergriff sich, wie es jedem Sterblichen in ähnlicher Gemüthslage begegnen kann, ein wenig im Ausdruck seiner Gefühle. Graf Karolyi andererseits ist nicht gerade ein politischer Mann, sondern mehr ein ungarischer Magnat, vornehm, correct, etwas gleichgültig, zu lauten Demonstrationen am wenigsten geneigt. Daß er sich beim Dessert, zwischen der Birne und dem Käse, wie die Franzosen sagen, als Anglomane und indirect als Russophobe der Stadt London und dem Erdkreis ohne Auftrag von Wien aus präsentirt haben sollte, behaupteten zwar hinterher östreichische dienstfertige Federn, war aber natürlich erfunden. Die einfache Erklärung ist, daß jetzt in Petersburg gegen Oestreich, weil es den Berliner Frieden nicht ohne Entgelt vom Abend zum Morgen mit durchlöchern helfen will, entsetzlich viel raisonnirt wird. Für solche Médisance, die übrigens nicht viel auf sich hat, wollte man in Wien die Antwort nicht schuldig bleiben. So konnte der Telegraph der erstaunten Mitwelt eine Rede des östreichischen Botschafters am Hofe von St. James mittheilen, die wahrscheinlich sein diplomatischer Maidenspeech war und eine Fluth von Leitartikeln, Correspondenzen, Vermuthungen und Dementis hervorrief, die jetzt längst durchweg Maculatur geworden sind. Die englischen Minister schienen übrigens von der Huldigung, welche ihnen der Karolyi'sche Toast darbrachte, nicht überaus bewegt, gingen zu Ostern aufs Land und sie werden sich jetzt bei der Wiederaufnahme des politischen und parlamentarischen Tagewerkes leidlich gestärkt fühlen. Von den für England bedrohlichen Kriegsnachrichten aus aller Herren Ländern ließen sie sich nicht irre machen und in ihrer Ferienruhe nicht stören. Dies brachte immerhin einen Eindruck hervor, gegen welchen die gegen die britische Großmacht gerichteten Pfeile der europäischen Witzblätter nicht aufkommen konnten. Allerdings mochten Beaconsfield und seine Collegen überlegt haben, daß es verwickelten Fragen oft nicht zum Schaden gereicht, wenn man sie einige Zeit sich selbst überläßt. Man konnte sich darauf verlassen, daß der bankrotte Khedive von Aegypten nach dem Verlauf der Osterwoche nicht sparsamer, wahrheitsliebender und anständiger erscheinen würde. Aber die für Englands und Frankreichs Würde begeisterten Inhaber egyptischer Specnlationspapiere mochten sich in der Zwischenzeit etwas beruhigen und vielleicht erwägen, daß die von ihnen lange Jahre hindurch bezogenen Wucherzinsen einen gewissen Ersatz für das bedrohte Kapital gewähren dürften. In Ostrumelien konnte das bulgarische Diebs- und Raubgesindel zu der Einsicht gelangen, daß ihnen Europa auf den Dienst passe und Rußland seinen gegenwärtigen Protégé am Ende ganz so schmählich im Stiche lassen werde, wie das Rumänien zu seinem Schaden früher erfahren hatte. Was endlich Griechenland angeht, so sind seine Staatslenker trotz der in Athen herrschenden und noch mehr zur Schau getragenen Ungeduld geschult genug um zu wissen, daß man politische Früchte selten mit Nutzen rasch vom Baume schüttelt, sondern besser ein wenig reifen läßt. Beaconsfield hatte die Griechen noch kurz vor dem Fest im Parlament zum Abwarten ermahnt. Während des Berliner Congresses hatte er das auch in Privatgesprächen mit griechischen Diplomaten gethan und von ihres Vaterlandes großer Zukunft gesprochen. Einer der hellenischen Delegirten erwiderte ihm damals, Griechenland habe allerdings außer seiner Zukunft auch eine große Vergangenheit, würde sich aber sehr freuen, wenn man ihm die Gegenwart nicht zu lange vorenthalten möchte. Das Wort machte viel Glück in Congreßkreisen und wurde sogar in Privatbriefen nach London erwähnt. So gelangte es auch in das Redactionsbureau des Punch, der es witzig zu verwerthen wußte. Den Ursprung jenes Scherzes aber, der seinen ernsten Hintergrund hatte, ahnte Niemand. Nur dem Wochenchronisten dieser Blätter konnte derselbe natürlich nicht verborgen bleiben und mußte denn auch früh oder spät zur Kenntniß des Publicums gelangen.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Bei Gelegenheit des markigen Leaders Berthold Auerbachs in der „Gegenwart" in Angelegenheit der Anklage, daß die Juden zum Passahfeste Christenblut gebrauchen, dürfte es nicht überflüssig sein, an Folgendes zu erinnern.

Der Kirchenvater Tertullian erzählt, daß die Christen beschuldigt wurden, als würden sie Menschenblut genießen zur Erinnerung an den Ausspruch Jesus: „Ihr trinket mein Blut" und weist auf das Unsinnige dieser Beschuldigung hin. Die späteren Christen erhoben diese Beschuldigung gegen die Juden, wobei sie allerdings nicht einmal einen falsch verstandenen Bibelvers als Beweis anführen konnten.

Papst Innocenz IV. sah sich veranlaßt, von Lyon aus am 5. Juli 1247 eine Bulle an die Kirchenfürsten von Frankreich und Deutschland zu erlassen (vergl. Baronius annales eccl. ad annum 1247, A 86), in welcher es heißt: „Einige Geistliche und Fürsten, Edle und Mächtige Eurer Länder erdenken, um das Vermögen der Juden ungerechter Weise an sich zu reißen und sich anzueignen, gegen sie gottlose Anschläge und erfinden Anlässe. Sie dichten ihnen fälschlich an, als wenn sie zur Passahzeit das Herz eines ermordeten Knaben untereinander theilten. Die Christen glauben, daß das Gesetz der Juden ihnen solches vorschreibe, während im Gesetze das Gegentheil offenliegt . . . Die Bedrücker der Juden sollen mit dem Kirchenbanne belegt werden." — Przemisl Ottokar III. Markgraf von Mähren 1474, der Doge von Venedig Pietro Mocenigo 22. April 1475, Kaiser Friedrich 14. Juli 1476 und nach ihm alle deutschen Kaiser (vergl. die Confirmatio privilegiorum für die Juden in Deutschland von Kaiser Ferdinand II., und wir denken, daß dieser Monarch in der vorliegenden Angelegenheit als klassischer Zeuge betrachtet werden kann, in unserem: Ferdinand II. und die Juden, S. 36) befahlen wegen diesen Vorurtheilen keinem Juden etwas zu Leide zu thun, und doch besteht der Teufelsspuk noch fort. In Oestreich und zwar in Galizien spielte noch ein derartiger Proceß in Jahre 1844. Die Stimmenmehrheit der Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern, befürwortete damals beim Kaiser: „Es dürfe die Billigkeit, der Judenschaft eine Genugthuung zu geben, nicht verkannt werden, und diese Kundmachung in einer angemessenen Art in dem galizischen Provinzialzeitungsblatt erfolgen, aus welchem sie schon in die „Wiener Zeitung" übergehen wird." Die Minorität jedoch meinte, daß eine derartige Bekanntmachung nicht nothwendig sei, da die Aufklärung schon so weit gediehen ist, daß eine derartige Maßregel weder nöthig noch angemessen wäre.

In Rußland scheint die Aufklärung noch nicht so weit gediehen zu sein.

Wien, 7. April 1879. G. Wolf.

Bibliographie.

Zwei amerikanische Idyllen. „Elisabeth" von Henry Wadsworth Longfellow und „Eingeschneit" von John Greenleaf Whittier. Uebersetzt von Karl Knortz. 12. 43 S. Berlin 1879, Bohne. —. 75.

Latendorf, Frdr., Niederdeutsch oder Norddeutsch. Offener Brief an Edmund Hoefer. 8. 27 S. Pösneck 1879. Latendorf. —. 80.

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Frdr. Hottenroth. 1. und 4. Lieferung. Quart. Text S. 1—32 und Tafel 1—29 in Farbendruck. Stuttgart 1879, G. Weise. á Lieferung 5. —

Digitized by Google

Die Verlagsbuchhandlung von **Georg Stilke** befindet sich jetzt:
73 Kurfürstenstrasse, Berlin W.

Inserate.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die
Deutschen seit der Reformation
mit besonderer Berücksichtigung
der Culturgeschichte
von
Dr. Friedrich von Weech,
Großherzogl. Badischem Geheimen Archivrath.
Mit vielen Porträts und zahlreichen Vollbildern.
554 S. gr. 4. Preis geh. *M.* 10.20,
eleg. geb. *M.* 12.—

Das Buch, dessen Preis bei eleganter Ausstattung ein äußerst billiger ist (*M.* 10.20 für 554 Druckseiten in 4. mit sehr zahlreichen Illustrationen) hat schon nach der Ausgabe einiger Lieferungen die lebhafteste Anerkennung in der Presse gefunden und ist als eine hervorragende und wichtige Erscheinung der populären deutschen Literatur allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden. — Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Uebersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrath das demselben unter dem 21. v. M. für Mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volksthümliche Lösung einer anerkennenswerthen Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, den 10. Febr. 1879.
(gez.) Wilhelm.

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrath
Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

DANTE ALIGHIERI'S
GÖTTLICHE COMÖDIE.
Metrisch übersetzt
und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen
von
PHILALETHES
(König Johann von Sachsen).

I. **Prachtausgabe**, in 3 Theilen. Mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. geh. *M.* 25.—, eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 30.—

II. **Neue wohlfeile Ausgabe**, in 3 Theilen. Mit dem Porträt Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. Dritter Abdruck. 8. 1877. geh. *M.* 9.—, eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 11.80.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a. M. Station d. Main-Weser-Bahn
Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

„Erwerbs-Katalog"
für Jedermann. — Versendung gratis.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Landw. chemisch.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Neueste Lieder und Gesänge
von Eduard Lassen
soeben erschienen im Verlage von **Julius Hainauer**, k. Hofmusikhandlung in **Breslau.**

Eduard Lassen,

Op. 66. **Sechs Lieder für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung** . . . . . 3.—
Inhalt: Viel Träume (Hamerling). — Um Mitternacht (Hamerling). — Sei nur ruhig, lieber Robin (Hamerling). — Die Krähen (Lingg). — Seerose (Lingg). — Its na thy bonnie face (nach Burns von Feis).

Op. 67. **Sechs Lieder für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung** . . . . . 3.—
Inhalt: Der Sänger (Cornelius). — Nur einmal möcht' ich dir sagen (Sturm). — Ich sprach zur Taube. — Meine Lilie (Hamerling). — Lebensbild (Hamerling). — Mund und Auge (Hamerling).

Eduard Lassen,
Lieder und Gesänge. Ausgabe in einzelnen Nummern.

Op. 58. Nr. 62. Wieder möcht' ich dir begegnen . . . . . —.75
Nr. 63. Ich ging hinaus, um dich zu sehen . . . . . —.75
Nr. 64. Du meiner Seele schönster Traum . . . . . 1.—
Nr. 65. Seid du gesagt dein strenges Wort . . . . . —.75
Nr. 66. Lilienblüthe! Mädchen schön und zart. . . . . —.75
Nr. 67. In deiner Nähe weil' ich noch . . . . . —.75
Op. 59. Nr. 68. Trost. 75
Nr. 69. An die Vögel . . . . . —.75
Nr. 70. Die beiden Wolken . . . . —.75
Nr. 71. Die Lerchen . . . . . —.75
Nr. 72. O trockne diese Thränen nicht —.75
Nr. 73. Lass die Rosen schlummern —.75
Op. 60. Nr. 74. Nun liegt die Welt im Traum . . . . . —.75
Nr. 75. Die Gletscher leuchten im Morgenlicht . . . . . —.75
Nr. 76. Hoch auf fliegt mein Herz . —.75
Nr. 77. Wenn ich dich seh' so lieb und hold . . . . . —.75
Nr. 78. Wenn der Frühling auf die Berge steigt . . . . . 1.—
Nr. 79. Die helle Sonne leuchtet auf's weite Meer hernieder . . . —.75
Op. 61. Nr. 80. Wenn etwas in dir leise —.75
Nr. 81. Der seltene Beter. 1.25
Nr. 82. Lied aus Heinrich VIII. . . —.75
Nr. 83. Sommerabend . . . . . —.75
Nr. 84. Nach dir, o Biene, schaut . —.50
Nr. 85. Rekrutenlied . . . . . —.75
Op. 62. Nr. 86. Nähe der Geliebten . —.75
Nr. 87. Ich habe den Glauben verloren —.75
Nr. 88. Sonntagsruhe. . . . . —.75
Nr. 89. Heimkehr . . . . . —.75
Nr. 90. Dein Auge ist mein Himmel —.75
Nr. 91. Verlobung . . . . . —.75
Op. 64. Nr. 92. Lied der drei Jungfrauen. Terzett für 2 Sopran u. Alt —.75
Nr. 93. Tanzlied der Kinder. Duett für Sopran und Alt. . . . . —.75
Nr. 93b. Dasselbe als Terzett für 2 Sopran und Alt ohne Begleitung —.50
Op. 65. Nr. 94. Märzenblume . . . . 1.—
Nr. 95. Wie durch die stille Mondesnacht . . . . . 1.—
Nr. 96. Schweigsamkeit . . . . . —.75
Nr. 97. Die Rosen von Jericho . . 1.—
Nr. 98. Abendglockenläuten. Rückert's Schwanengesang . . . —.75

Die dritte Abtheilung
der
Allgemeinen Geschichte
in Einzeldarstellungen
herausgegeben von Wilhelm Oncken
ist soeben erschienen. Die vierte Abtheilung wird in drei Wochen herausgegeben und die weitere Fortsetzung in ähnlichen Fristen folgen.
Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 26. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Kunstfragen vor dem deutschen Reichstage. Von Alfred Woltmann. — **Literatur und Kunst:** Rumänische Poesien. Nach den Originalen in's Deutsche übertragen von Mite Kremnitz, geb. Barbeleben. — Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub. Besprochen von Berthold Auerbach. — Shakspeares Schicksalsschwestern. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Wohlthätigkeitsvorstellung im Residenztheater. „Graf Waldemar", Schauspiel in fünf Acten von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der Nationalgalerie. Von Th. L. — Passionsmusik. Von H. Krigar. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

Das königliche Zuchtpolizeigericht zu Saarbrücken hat nach vierzehntägiger Verhandlung am 5. April in der bekannten Marpinger Wunderaffaire sein Urtheil gesprochen. Dasselbe lautet auf Freisprechung aller Angeschuldigten, insofern ein Betrug in gewinnsüchtiger Absicht nicht erweisbar war. Als thatsächlich erwiesen dagegen ward hervorgehoben, daß in Folge des Rufes von den Mutter-Gottes-Erscheinungen und den Wundern in Marpingen fast jedes Haus und jede Hütte in ein Wirthshaus sich umwandelte, daß ein schwunghafter Handel mit Madonnenbildern, Rosenkränzen, Scapulieren, Blechgefäßen zur Aufnahme von Marpinger Wasser sich entwickelte, daß die Opfergaben für die Kirche von Marpingen, welche im Jahre 1875 sich nur auf 29 M. belaufen hatten, nach Angabe des Kirchenrechners Scharlo pro 1876—1877 auf mehr denn 4000 M. gestiegen; daß, wie der dortige Pastor Neureuter einräumte, seit den Erscheinungen die Meßstipendien reichlicher flossen und auch wohl höhere Beiträge für die Messen bezahlt wurden. Es ward somit als thatsächlich erwiesen, daß die Pilger, deren Zahl sich bis zu 20,000 steigerte, welche oft aus entlegenen Provinzen und selbst aus überseeischen Ländern herbeireisten, welche in dem Glauben an das wirkliche Vorkommen der behaupteten Wunder Messen bestellten, Opfer gaben, Marpinger Wasser kauften, Vermögensbeschädigungen erlitten, deren Causalzusammenhang mit dem bei ihnen durch falsche Vorstellungen hervorgerufenen Irrthum nicht zu verkennen sei. Es ward auch in vollem Umfang dargethan, daß Alles auf dem durch Lug und Trug der Wunderkinder gepflegten Aberglauben beruhte. Unerweislich allein erschien bei den Betrügern und den Betrogenen die gewinnsüchtige Absicht und die betrügerischen Kinder waren als unmündige Kinder nach dem Strafgesetzbuch ohnehin unerreichbar. Von Seiten des Staates ist gegen dieses Urtheil Berufung eingelegt; die Angelegenheit wird also wahrscheinlich vor dem Appellgericht noch einmal zur Verhandlung kommen.

Wie nun auch in Betreff der Anschuldigung des Betruges in gewinnsüchtiger Absicht das weitere Urtheil ausfallen mag, daß es sich in Marpingen um einen gerade hervorragend von den Geistlichen nicht nur geduldeten, sondern gehegten Wunderschwindel gehandelt hat, das haben die lehrreichen Verhandlungen des Zuchtpolizeigerichtes unzweifelhaft dargethan und damit ein höchst trauriges Bild religiösen Aberglaubens, sittlicher Begriffsverwirrung und niedrigster Volksbildung aufgedeckt. Ja — ich möchte sagen — je weniger eine gewinnsüchtige Absicht zur Erklärung herbeigezogen werden darf, um so größer erscheint die religiöse Verblendung und um so tiefer der Stand dortiger Volksbildung. Im Wesentlichen bestätigten in dieser Beziehung auch diese Verhandlungen vollauf die Wahrheit der allgemeinen Betrachtungen über den Wunderschwindel unserer Zeit, die ich im Jahre 1878 in der unter diesem Titel veröffentlichten Schrift ausgesprochen habe. Was in Betreff der Marpinger Erscheinungen damals nur vermuthet werden konnte, haben jetzt die Gerichtsverhandlungen als richtig vor Aller Augen dargelegt. Zur noch klareren Erkenntniß dieses Uebels unserer Volksbildung wird auch in diesem der Gegenwart gewidmeten Blatte ein Blick auf diese Verhandlungen gewiß am Platze sein.

Als ursprüngliche Grundlage der ganzen Wundergeschichte hat sich ergeben, daß am 3. Juli 1876 die drei sogenannten Wunderkinder Margarethe Kunz, Susanne Leist und Katharina Hubertus, Kinder von acht Jahren, mit der ebenfalls achtjährigen Anna Mußberger im Härtelwalde bei Marpingen waren, um Heidelbeeren zu suchen und daß dabei die ersten drei Kinder einen sie erschreckenden weißen Schein gesehen haben wollen, der sie heimtrieb, während die letztere nichts sah. Im Hause von Leist angekommen, sprachen sie von einer weißen Frau, die sie gesehen hätten. Beim weiteren Heimgang trat dann ein älteres Mädchen, das nicht hat ermittelt werden können, an sie heran mit dem Rathe: „Ihr habt heute im Walde eine weiße Frau gesehen. Geht morgen wieder hin, und wenn ihr etwas seht, sagt, es sei die Mutter Gottes gewesen." Dieser Rath fand trotz des anfänglichen Entgegentretens der Eltern Beachtung und es folgten nun die immer zunehmenden Erscheinungen und Befragungen der Mutter Gottes, sowie die vorgeblichen Wunderheilungen, die in wachsendem Maße von nah und fern wundersüchtige Menschen herbeilockten. Bei den wiederholten Vernehmungen haben die Kinder zunächst mehrfach einander widersprochen; so behauptete einmal die Kunz, sie allein habe mit der Mutter Gottes gesprochen, die Hubertus behauptete dasselbe, und als die Beiden dann confrontirt wurden, stimmten sie überein, daß sie Beide mit ihr gesprochen hätten. Schließlich haben die Kinder wiederholt gestanden, daß bis auf den sie erschreckenden weißen Schein Alles erlogen sei; sie gestanden dies nicht nur dem Criminal-Commissarius Herrn v. Meerscheidt-Hüllessem, sondern ebenso dem Untersuchungsrichter Kleber, dem Referendar

Digitized by Google

Dr. Strauß, dem Kammerpräsidenten Schöne und den Eheleuten Riemer, den Vorstehern des Mariannen-Instituts zu Trier, in dem die Kinder vom 5. November bis zum 12. Dec. 1876 auf Grund vormundschaftsgerichtlichen Beschlusses untergebracht waren. Diese Geständnisse der Kinder sind wiederholt gethan zu Zeiten, wo weder Furcht noch Hoffnung sie beeinflussen konnten, Menschen gegenüber, die ihr Vertrauen gewonnen hatten und mehrfach unter Anrufung der Gegenwart Gottes. Dabei trat deutlich die Kunz als die eigentliche Anstifterin der Lügen hervor. Dieselbe hat diesen Widerruf im Hause der Eltern in Gegenwart des Referendar Strauß ersichtlich auch nur gezwungen widerrufen in Folge der Drohung ihrer Mutter, sie sei ihr Kind nicht mehr, wenn das wahr sei. Versuche, sie dem Widerruf gegenüber bei der ursprünglichen Wunderaussage zu halten, waren schon seitens der Angehörigen auch während des Aufenthaltes im Mariannen-Institut mehrere gemacht. Auch sonst zeigte sich die Lügenhaftigkeit der Kinder ganz unzweifelhaft. Der Dr. Strauß hatte der Margarethe Kunz bei der mit ihr von Trier nach Marpingen unternommenen Fahrt in Urexweiler das Pastorathaus gezeigt, in dem er früher unterrichtet sei. Später forderte er sie auf, wenn ihr die Mutter Gottes wieder erscheine, möge sie dieselbe doch bitten, ihr eine Thatsache aus seinem Vorleben mitzutheilen. Als Gretchen dann ins Mariannen-Institut zurückgebracht war, blieb Dr. Strauß noch einige Tage in Trier. Inzwischen erschien die Mutter Gottes wieder dem Gretchen und sollte offenbart haben, der Dr. Strauß sei eine Zeit lang im Pastorathause zu Urexweiler gewesen und habe da studirt. Als Dr. Strauß sie daran erinnerte, daß er ihr das ja selbst erzählt habe, gestand Gretchen, die Mutter Gottes sei ihr zwar erschienen, aber sie habe dieselbe gar nicht gefragt.

Am Tage als Gretchen aus dem Institut entlassen wurde, also gewiß ohne Furcht und Hoffnung gegen Dr. Strauß, dem sie überhaupt Vertrauen schenkte, reden konnte, gestand sie demselben, wahr sei nur, daß sie am 3. Juli einen weißen Schein gesehen habe in Gestalt einer sitzenden Frau, einen Fuß der Mutter Gottes habe sie nie gesehen, die Rosenkränze der Leute habe sie genommen und gesagt, sie habe dieselben in Berührung mit der Mutter Gottes gebracht, während sie dieselben ruhig in ihrer Tasche behalten.

Als sie der Frau Riemer freiwillig entgegenkommend die Wahrheit sagen wollte, so gewiß wie Gott im Himmel sei, und dann gestanden hatte, Alles sei erlogen, wollte sie dem Pastor Neureuter dasselbe schreiben, behauptete auch dies gethan zu haben und las Worte dieses Inhaltes der Frau Riemer vor. Als diese aber dann den Brief nahm hatte sie geschrieben: „Alles gesehen" und entschuldigte die aufgedeckte Lüge dann mit der Ausrede: Ich schreibe hurtig und dann verlese ich mich und ich lese hurtig und dann verschreibe ich mich.

Dem etwas älteren Mädchen Lina Schmidt, mit dem sie im Mariannen-Institut zusammen schlief, wollte sie einmal aufbinden, die Mutter Gottes sei ihr, wie vorausgesagt, am Abend um halb 11 Uhr erschienen. Die Schmidt hatte in Folge der Voraussage gewacht und sagte ihr nun bestimmt, daß sie zu der Zeit geschlafen habe. Gretchen beschwor sie zuerst bei allen Heiligen, sie möge ihr doch glauben. Als das nicht verfing sagte sie: „O Linchen, Dir kann man nichts weiß machen, Du bist nicht so dumm, wie die dummen, dummen Herren, die lassen sich Alles weiß machen." Sie gestand dann auch dem Linchen, es sei lauter Unsinn und Betrug.

Noch vor dem späteren vollständigen Widerrufe der Kinder, am 26. October 1876, hatte auch der damalige Gendarm Schmidt Gelegenheit, beim Ausgang aus der Kirche ein Gespräch der Kunz und Leist mit anzuhören. Die Leist äußerte: „Ich sage das nicht, die Leute glauben es doch nicht!" worauf die Kunz erwiderte: „Ich sage es doch noch, denn es gibt immer noch Etliche, welche es glauben." Dann bemerkten die Kinder den Gendarm und den Andern leise zuflüsternd: „Da ist der Gendarm" gingen sie fort.

Im August 1877 sollte Gretchen sterbenskrank sein und in Anbetracht dessen gab Pastor Neureuter dem noch nicht zehnjährigen Kinde die heilige Communion, was in solchem Nothfalle kirchlich zulässig sein soll. Während der Zeit hatten der Untersuchungsrichter Kleber und der Staatsprocurator Massow eine Vernehmung im Hause der Kunz vorzunehmen, Gretchen lag in einem Bette, dessen Vorhänge zugezogen waren. Die Schwester sagte, Gretchen sei schwer krank. Der Staatsprocurator zog den Vorhang zurück, er rief dem Kinde zu, das ihm den Rücken zukehrte. Da drehte sich Gretchen um und lachte. Der Staatsprocurator bemerkte, mit der Krankheit scheine es doch nicht so weit her zu sein. Das Kind aber meinte keck, man könne doch lachen, wenn man auch krank sei.

Kurz — aus Allem ergibt sich, wie es klar vor dem Gerichte sich herausstellte, daß diese Wunderkinder, insbesondere Gretchen Kunz, nur Wunder von Verlogenheit und Verschmitztheit genannt werden können.

Der Trug ihrer Aussagen mußte übrigens für jeden Verständigen, auch ganz abgesehen von den Widersprüchen ihrer Aussagen und von ihrem Geständniß, aus der Beschaffenheit ihrer Aussagen und aus ihrem Verhalten bei den angeblichen Erscheinungen vollständig klar sein.

Für die Untersuchung war natürlich die Frage wesentlich, ob es sich um eine objective oder nur um eine subjective Erscheinung handeln sollte. Daß die Kinder genau die Stelle wollten angeben können, wo die Mutter Gottes ihren Fuß hingesetzt habe, deutete auf ihre Meinung hin, es handele sich um eine objective Erscheinung. Dieselbe Auffassung machte sich geltend, wenn Gewicht darauf gelegt ward, daß die Kinder, als sie einmal beim Heimweg die Mutter Gottes folgen sahen, genau in gleicher Weise die Stelle bezeichneten, wo sie sich befände, auch wenn man dem einen Kinde erst die Augen zuhielt, während das andere die Stelle bezeichnete. Damit sollte doch der Beweis geliefert sein, daß die Erscheinung nicht blos in der Einbildung der Kinder ihren Sitz habe, sondern daß auch wirklich außer ihnen eben das vorhanden war, was sie sahen. Die Mutter Gottes mit dem Christuskinde sollte als wirklich anwesend angenommen werden. Auf dem Glauben an diese sichtbare Gegenwart beruhten auch alle die Heilungen, welche durch Berühren der von ihr betretenen Stellen bewirkt worden sein sollten. Von demselben Glauben getragen ist die abgeschmackte Aeußerung des Kaufmanns Jansen aus Lüdinghausen in einem Briefe an den Pastor Schneider aus Alsweiler: „Ich wollte mein Frau nach Lourdes mitnehmen. Das ist nicht geschehen. Nun kommt die Mutter Gottes uns zwei Drittel des Weges entgegen," ebenso die ausgesprochene Freude mancher anderen Briefsteller und Artikelschreiber, daß die Mutter Gottes nun auch unser Vaterland mit ihrer Gegenwart beehre.

„Zu dieser Auffassung — wie schon in meiner obenerwähnten Schrift bemerkt ward — paßt aber nun doch schon gar nicht, daß die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde erscheint. Christus ist doch nicht in Gestalt des Kindes in den Himmel gefahren; soll er, wenn er jetzt auf Erden erscheint, sich erst wieder in seine Kindsgestalt verwandeln? — Das zu glauben ist doch noch ein Plus von Abgeschmacktheit zu dem Glauben an das Herabkommen aus dem längst nicht mehr geglaubten Himmelsraume über uns."

In meiner Schrift ist noch auf weitere derartige Unzuträglichkeiten jener Auffassung mit den Thatsachen hingewiesen. Das Gericht selbst hebt sehr gut besonders noch eine diesem Glauben widersprechende Thatsache hervor. Die Mutter Gottes sollte einmal inmitten sorgfältig aufgestellter Blumentöpfe (es waren Pflanzen in Bierseideln) sichtbar sein. Die Blumentöpfe fielen nun mehrmal um, wenn ihnen Leute zu nahe kamen, dann griff die Kunz frisch durch die Mutter Gottes durch, um die Töpfe wieder aufzurichten. Gewiß mit Recht folgert das Gericht, „daß, wenn das Kind wirklich eine Vision gehabt hätte, nothwendig die Scheu und Verehrung vor derselben es von einem solchen, jede Ehrfurcht und Scheu ausschließenden Thun abgehalten haben würde und daher der

Digitized by Google

Rückschluß, es habe in der That damals nichts gesehen, sondern erdichteter Weise dies nur vorgegeben, nothwendig geboten erscheint".

Gläubige Seelen müßten sich solchem Thatbestand gegenüber also schon auf die Annahme zurückziehen, es handele sich nur um durch göttliche Mächte bewirkte subjective Erscheinungen. Aber auch diese Annahme ist den Thatsachen gegenüber ein wahrer Hohn auf den schlichten Christenglauben.

Das bezeugt vor Allem das ganz unwürdige Gebahren bei den vorgekommenen Teufelserscheinungen. Am 7. September 1876 wollten die Kinder in der Wohnung des inzwischen verstorbenen Ortsvorstehers Fuchs den Teufel sehen. Sie fürchteten sich vor ihm und wollten sich verstecken, bis denn auch Maria erschien und den Kindern jede Furcht benahm. Angeblich auf Aufforderung Marias, den Bösen mit Weihwasser zu besprengen, ihn zu schlagen und zu treten, ergriffen die Kinder einen Stiefel, schlugen auf den Teufel ein und hieben ihn zum Hause hinaus. Darauf soll der Teufel gebeten haben: „Laßt mich herein, ich werde kalt, ich werde naß," es regnete nämlich. Die Kinder antworteten nun muthig: „Geh in die Hölle, darin hast du warm." Eins der Kinder warf dem Teufel ein Stück Apfel heraus; der Teufel lehnte die Annahme mit dem Bemerken ab, es sei ein Wurm darin, worauf ihm das Kind ein anderes Stück gab.

Das Alles soll in Gegenwart der Mutter Gottes geschehen sein. Und wiederholt soll bei solchen Teufelserscheinungen Maria mit dem Kinde zugleich erschienen sein. Wiederholt wollen ferner die Kinder den heiligen Geist in Gestalt einer Taube gesehen und dabei eine Stimme aus der Höhe die Worte sprechen gehört haben: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Die Kunz hat sogar bezüglich einer der letzteren Erscheinungen dem stellvertretenden Untersuchungsrichter Gartzen aus Tholey ausdrücklich bemerkt, die Taube habe damals nicht über Maria und dem Jesuskinde, sondern über dem kleinen Nikolaus Leist, einem Bruder der Susanne Leist, geschwebt.

Gewiß mit Recht hebt das Gericht hervor, daß solche Visionen doch selbst für den strenggläubigen Katholiken ganz unvereinbar mit seinem Glauben sein, ihm als Blasphemien erscheinen müßten. Für einen solchen Gläubigen muß es allerdings ganz unvorstellbar sein, daß der Teufel, der bekanntlich schon das Zeichen des Kreuzes und das Weihwasser nicht soll vertragen können, gar als die Gegenwart der Maria mit dem Jesuskinde aushaltend gedacht werden soll. Solche Erscheinungen tragen doch den Stempel niedrigster menschlicher Erdichtung so unverkennbar an sich, daß kein Gläubiger ihnen gegenüber von göttlicher Wunderwirkung noch sollte reden mögen.

Die Herren Geistlichen waren deshalb auch geneigt, diese Teufelserscheinungen aus dem Register des Glaubwürdigen zu streichen und auf diabolischen Einfluß zurückzuführen. Aber es gefiel ihnen nicht zu denken, daß damit doch auch die Annahme ganz unglaubhaft werde, Gott werde sich zu seinem Wunderwirken auf Erden solcher lügenhaften, dem Teufel verfallenen Kinder bedienen.

Und überdies mußte jeder Verständige sich doch sagen, daß gegen die Annahme, es handle sich hier um subjective Erscheinungen, um sogenannte Hallucinationen, schon die annähernde Gleichheit der Erscheinung bei Mehreren spreche. Diese Thatsache findet leider — ich komme darauf zurück — ihre viel natürlichere Erklärung in dem, was die Kinder an Bildern und Sprüchen aus der Schuster'schen Bibel und dem Lesebuch gesehen und gelernt hatten. Mit dem hier im Religionsunterrichte Aufgenommenen trieben eben nun die Kinder außerhalb und selbst in der Schule ein trügerisches Spiel.

Das Alles war so leicht durchschaubar, daß man kaum begreift, wie sich Erwachsene und vor Allem die geistlichen Leiter des Volkes dennoch täuschen lassen konnten. Manche haben allerdings auch bezeugt, daß sie anfangs den Berichten der Kinder nicht hätten glauben wollen, aber die Wunder, die vielen Wunderheilungen namentlich, hätten sie zum Glauben gebracht.

Auch zu diesem Glauben gehörte den Thatsachen gegenüber eine große Einfalt des Geistes und ein starkes Glaubenwollen. Die Gerichtsverhandlungen haben auch in dieser Beziehung den Trug lichtvoll aufgedeckt.

(Schluß folgt.)

Kunstfragen vor dem deutschen Reichstage.

Von Alfred Woltmann.

I. Der Straßburger Universitätsbau.

Der deutsche Reichstag hat sich in zwei Sitzungen, am 26. und am 28. März, in längerer Debatte mit künstlerischen Fragen beschäftigt. Die Art, wie das geschehen ist, und namentlich das unmittelbare Ergebniß im ersten Falle, veranlassen uns zu einer Beleuchtung dieser Vorgänge, mit der wir gewartet haben, bis der stenographische Bericht über beide Sitzungen uns vorlag.

Wir wenden uns zuerst dem zweiten Falle zu, bei welchem das Endresultat ein ungefährliches war: der Opposition gegen den zur Ausführung erwählten Plan für die Universität Straßburg.

Der Widerspruch ging aus von Herrn Reichensperger, welcher die Parlamente, denen er angehörte, seit Jahrzehnten daran gewöhnt hat, daß er bei bestimmten Gelegenheiten immer wieder sein gut zugerittenes Schulpferd besteigt. Sobald Bewilligungen zu architektonischen Zwecken in Frage kommen, tritt er gegen die herrschende Richtung in der neueren Architektur und für die alleinseligmachende Gothik ein. Wie schon 1852 im preußischen Landtage, so hat er das seit 1871 mehrfach im deutschen Reichstage, namentlich stets bei Verhandlungen über den Bau des Reichstagshauses gethan. Die Mitglieder der parlamentarischen Versammlungen hören ihm, bei seinem rednerischen Geschick, immer geduldig zu und scheinen großentheils überzeugt zu sein, daß er wirklich als Fachmann spreche. Er besitzt in der That, innerhalb bestimmter Grenzen, Liebe und Verständniß für mittelalterliche Kunst, er hat auf diesem Felde zwar nie ein größeres, bedeutenderes Werk, wohl aber manche werthvolle kleinere Studien veröffentlicht, aber er ist zugleich in künstlerischen Dingen ebenso der Parteimann, wie in kirchlichen und politischen. Möge er doch seinen Standpunkt, wie er das unausgesetzt und mit Gewandtheit thut, in Artikeln und Broschüren verfechten; Parlamentsverhandlungen aber sind nicht die rechte Stelle zu Erörterungen über Stilfragen.

Das Reichensperger'sche Schlagwort, das auf Laien noch immer eine gewisse Wirkung übt, lautet: die Gothik sei der vaterländische, der germanische, der deutsche Stil. In der Zeit der Romantiker konnte das in gutem Glauben gesagt werden; wer das aber heute sagt, verfährt unwissenschaftlich, kennt die Resultate jahrzehntelanger Forschung nicht, oder verschließt sich wissentlich gegen sie, weil sie einem Dogma, an dem er hält, widersprechen.

Wir können das Entstehen und die Entwicklung der Gothik genau verfolgen: ihr erstes Auftreten um 1140 in Saint-Denis, ihre allmähliche Ausbildung in den nordfranzösischen Provinzen. Nicht nur der Ursprung, auch ihre höchste Entwicklung gehört Frankreich an, während in Deutschland, das an den liebgewordenen romanischen Formen festhielt, der gothische Stil erst viel später eindrang, erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts zum Siege gelangte. Wenn im deutschen Reichstage der gothische Stil als der deutsche proclamirt wird, so dürfte man es keinem Franzosen verübeln, wenn er sich darüber lustig machte.

Eher scheinen die Franzosen berechtigt, die Gothik, wie sie das wirklich thun, als „style français" zu bezeichnen. Aber auch das ist nur scheinbar, wenigstens nur bedingungsweise richtig. Seit der Zeit der römischen Weltherrschaft gibt es vielmehr in

Digitized by Google

der abendländischen Welt keine nationalen Baustile mehr. Der romanische, der gothische Stil, die Renaissance vertreten nicht Völker, sondern Epochen, mag auch die Initiative das einemal von diesem, das andremal von jenem Volke ergriffen worden sein. Erst innerhalb der Stile, die große Zeiträume beherrschen, ist deren besondere Gestaltung durch die einzelnen Nationen, sind eine französische, eine englische Gothik, eine italienische, eine deutsche Renaissance zu unterscheiden.

Da für den Straßburger Universitätsbau unter 101 Concurenzprojecten nur zwei im gothischen Stile gehaltene eingegangen waren, läßt sich hinreichend erkennen, in welcher Richtung sich die neuere Architektur bewegt, sobald ihr freier Spielraum gewährt wird. Daher hatte Herrn Reichenspergers Opposition keinen positiven Zweck, sie konnte nur dazu führen, das gewonnene Resultat zu verneinen, den gewählten Plan sowie den Spruch der Jury vor der Oeffentlichkeit zu discreditiren.

Das geschah, nachdem auf Anordnung des Reichstages selbst eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben worden war, eine Anzahl der berühmtesten Architekten aus den verschiedenen Theilen Deutschlands nebst zwei Vertretern der Universität als Preisrichter gewirkt hatten, und der mit dem ersten Preise gekrönte Architekt auf ausdrückliches Verlangen des Straßburger Senates mit der Ausführung des Baues beauftragt worden war. Damit konnte und mußte die Sache fertig sein. Der Reichstag würde seine Stellung verkennen, wenn er sich zu einem Obertribunal in architektonischen Dingen, und zwar in praktischen Detailfragen wie in Sachen des künstlerischen Geschmacks, aufwerfen und über den Spruch einer Jury von Fachmännern seinerseits aburtheilen wollte.

Eine solche Jury hat ein schweres Amt. Es ist nicht zu verwundern, wenn in der Presse, in Künstlerkreisen, in Vereinen Urtheile gefällt werden, die von dem ihrigen abweichen. Sie hat das künstlerische Verdienst abzuwägen gegen die rein praktischen Vorzüge und Nachtheile der Pläne und hat immer deren Ausführbarkeit um die feststehende Bausumme als Maßstab anzulegen. Wäre das nicht der Fall, so hätten namentlich die Entwürfe von Ende und Boeckmann, Kaiser und von Großheim, von der Hude, sowie das gothische Project von Otzen mindestens ebensoviel Anspruch auf Prämiirung gehabt, wie manche der gekrönten Entwürfe. Aber gerade das mit dem ersten Preise gekrönte Project hätte wahrscheinlich auch bei stärkerem Geltendmachen des künstlerischen Gesichtspunktes gesiegt, denn die größte künstlerische Leistung in einem Falle, wie der gegebene, liegt in der organischen Gestaltung des Grundrisses, und diese schlug hier durch. Den complicirten Anforderungen war in einer Disposition von musterhafter Klarheit entsprochen worden. Die Außenarchitektur, bei der freilich von allen blendenden Effecten abgesehen ist, stellt sich als der schlichte und angemessene Ausdruck der inneren Anlage dar bei guter Gruppirung der Massen und bei einer Formbehandlung, die dem schönen Sandsteinmaterial des Landes glücklich angepaßt ist. Die Jury und die Universität, bei welcher die Baucommission, der Senat, die Facultäten, die Directoren aller einzelnen Institute zu Worte kamen, theilten die praktischen Bedenken des Herrn Reichensperger nicht. Sie hielten gerade diese Lage der archäologischen Sammlung für die richtige, sie sahen gerade in der Disposition der Corridore, welche Herrn Reichensperger verschwenderisch und verwirrt vorkamen, einen Hauptvorzug, sie nahmen keinen Anstoß an der Kleinheit der Nebenhöfe, die nur Gängen und Treppen Licht zu geben haben, und durch die allein die straffe Concentration bestimmter Gruppen von Räumen sowie, bei großer Ausnutzung des Terrains, die Beschränkung auf nur zwei Stockwerke möglich war. Nebensächlichen Bedenken der Jury sowie der Universität ist bei erneuerter Durcharbeitung bereits Rechnung getragen worden.

Auf wie schwacher Grundlage seine Kritik ruhte, wie wenig es ihm namentlich mit seiner Verurtheilung der Grundrißdisposition Ernst war, hat aber Herr Reichensperger selbst durch die Formulirung der von ihm beantragten Resolution gezeigt, die den Beginn des Baues „unter einstweiliger Aussetzung des Façadenbaues" zulassen wollte, als ob das Aeußere, wie Dilettanten sich vorstellen mögen, nur eine beliebig vorgeschobene Decoration zu sein habe.

Ueber Nacht besannen die von seiner Beredtsamkeit Betroffenen sich eines Besseren. Diese Resolution, zuerst mit großer Majorität angenommen, fiel bei der definitiven Abstimmung Tages darauf mit 97 gegen 132 Stimmen. Das Ganze verlief also als eine Komödie. Den Beginn und ruhigen Fortgang des Straßburger Universitätsbaues wird jetzt nichts mehr hindern. Es ist nicht gelungen, ihn ebenso in der Schwebe zu erhalten wie den Bau eines Palastes für den deutschen Reichstag.

II. Der Ankauf der Casa Zuccari.

Die Folgen der Kunstdebatte am 26. März waren ernster als die der Sitzung vom 28. Auf Antrag der Budgetcommission wurde vom Reichstage die Bewilligung von 325,000 Mark zum Ankauf und zum Umbau der Casa Zuccari in Rom verweigert, nachdem Herr Reichensperger sich in längerer Rede gegen diesen Ankauf ausgesprochen hatte.

Es handelte sich bei diesem Ankauf in erster Linie darum, ein hervorragendes Denkmal deutscher Kunst im Auslande als dauerndes Eigenthum der deutschen Nation zu erwerben: die in diesem Hause ausgeführten Wandbilder von Cornelius, Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Mit ihnen muß aber auch das Zimmer, das sie schmücken, das Haus, in dessen zweitem Stock das Zimmer liegt, angekauft werden. Ein Wohnhaus und Miethshaus, wie jetzt, will man es nach der Erwerbung nicht bleiben lassen, und so entsann man sich des langgehegten Wunsches nach einer Heimstätte für deutsche Künstler in Rom, wozu sich die Casa Zuccari durch ihre gesunde, helle Lage im Künstlerviertel besonders empfiehlt.

Wenn sich nun Herr Reichensperger in der Debatte darüber ausließ, daß es zweifelhaft sei, ob der Studienaufenthalt in Rom sich für unsere Künstler empfehle, so gehörte das sachlich nicht her, abgesehen von seiner schwachen Motivirung mit der Armseligkeit der gegenwärtigen italienischen Kunst, als ob das Heute und Gestern in der ewigen Roma in Frage käme, und abgesehen von dem historisch Falschen in dem Seitenblick auf die großen Meister der germanischen Kunst, die „ihre Kunstgröße nicht in Italien gesucht", als ob die echtesten Vertreter germanischer Kunst nicht gerade dadurch so groß wären, daß sie das Volksthümliche und Eigene mit der Renaissancebildung Italiens zu verbinden wußten, als ob sich nicht Dürer als Theoretiker, Holbein als Praktiker auf diesen Boden gestellt hätten und Rubens nicht zu seinem Stil erst durch achtjähriges Studium in Italien gelangt wäre. Der Zug nach dem Süden ist den Künstlern aller Nationen, Franzosen, Engländern, Deutschen, gemeinsam. In den verschiedensten Staaten bestehen Künstlerstipendien für Reisen nach Italien, nach Rom. Es handelt sich also nicht darum, die Römerfahrten der Künstler mehr als zuvor zu begünstigen, sondern nur darum, den Künstlern ihren Aufenthalt in Rom leichter und fruchtbarer zu machen, ihnen ein Haus zu eröffnen, wo sie ihre Arbeitsstätte aufschlagen, wo die Einzelnen aus dem steten Verkehr mit ihren Landsleuten und Berufsgenossen für ihr äußerliches Dasein und ihre künstlerischen Fortschritte Nutzen ziehen und gewisse, ihnen gemeinsam dargebotene Hülfsmittel benutzen können. Die Gründung einer wirklichen deutschen Kunstschule in Rom, wie Frankreich eine solche in der Villa Medici auf dem Monte Pincio besitzt, wird nicht beabsichtigt, da man für Künstler sorgen will, welche die eigentliche Schule hinter sich haben und nun selbst ihren Weg finden müssen. Deshalb war auch Herrn Reichenspergers Versuch, den Plan dadurch zu discreditiren, daß er den Abstand zwischen diesem bescheidenen Hause und der französischen Akademie hervorhob, kein sachlich begründeter.

Wir aber halten den Ankauf der Casa Zuccari, ganz abgesehen von dem, was dann praktisch aus ihr wird, für eine Ehrenpflicht des deutschen Reiches, um jener Wandbilder von Cornelius, Overbeck und ihrer Genossen willen. Uns scheint die

Digitized by Google

von der Reichsregierung geforderte Summe auch für diesen Zweck allein nicht zu groß. Herr Reichensperger bezweifelte, daß diese Bilder gefährdet seien; sie befinden sich aber in einem Raume, der an Fremde vermiethet wird; daß eine solche Benutzung des Zimmers nicht ohne Bedenken ist, liegt auf der Hand; ebenso daß dadurch die Besichtigung der Bilder erschwert und beschränkt, das Studium der Künstler in diesem Raume so gut wie ausgeschlossen wird.

Aber wäre es nun nicht möglich, die Bilder ohne das Haus zu erwerben und von den Wänden abzulösen? Dem Herrn Reichensperger, der das vorschlug, hat bereits Freiherr von Stauffenberg höchst sachgemäß geantwortet. Das Verfahren, Frescobilder abzulösen und auf Leinwand zu übertragen, ist in neuerer Zeit zu großer Vollkommenheit entwickelt worden, und dafür bietet die von Herrn Reichensperger erwähnte Versetzung von Veits großer Freske zu Frankfurt aus dem alten Bau des Städel'schen Institutes in den neuen einen Beleg. Ein Frescobild, das man von seiner Stelle entfernen will, überklebt man auf seiner Oberfläche und beginnt dann von einer Seite her die Farbenschicht mit dem Messer von der Wand abzulösen. Während dieser Operation rollt sich das an seiner Oberfläche befestigte Bild von selbst zusammen, und man kann es transportiren. Dann aber kommt die zweite, viel schwierigere Operation, das Bild, nachdem es auf einem neuen Grunde befestigt worden, von der Ueberklebung seiner Oberfläche wieder zu befreien, und hier beginnt das Gewagte und Gefährliche. Was wirkliche Frescomalerei ist, kommt dann ungetrübt zum Vorschein, denn bei dieser Technik durchdringt die Farbe die nasse Kalkschicht, trocknet mit ihr und bildet mit ihr eine feste Kruste. Aber die Frescomalerei fordert sichere Hand und große Routine; was in ihr hingesetzt ist, das steht da, ohne daß ein Nachbessern möglich wäre. Hat der Künstler sich einfallen lassen, auf dem bereits getrockneten Bilde, „al secco", etwas zu ändern, so hält seine Zuthat nicht Stand; sie kann leicht abgewaschen werden und geht bei einer Uebertragung unweigerlich zu Grunde, sobald die Beklebung der Bildfläche wieder abgelöst wird. Das Frankfurter Bild hatte Philipp Veit in reiferen Jahren, nach mancher Erfahrung in der Wandmalerei ausgeführt; dennoch gingen auch hier einzelne Retouchen al secco, namentlich das rothe Gewand der Italia, herunter.

Diese Schäden waren aber nicht wesentlich und die Restauration gelang so gut, daß Herr Reichensperger sie nicht gemerkt zu haben scheint. Anders steht es mit den Bildern in der Casa Zuccari. Man spricht von der Wiederentdeckung der Frescotechnik durch diese Künstler; aber in Wahrheit haben sie hier in diesen Erstlingswerken noch stark al secco gemalt, was ein in der Untersuchung von Wandbildern geübtes Auge leicht wahrnimmt. Als warnendes Beispiel hängt außerdem eins der Bilder, deren Uebertragung früher versucht worden war und kläglich ausfiel, Joseph und Potiphars Frau, an der Wand, auf die es einst gemalt war. Somit wäre die Ablösung der Bilder ihre Zerstörung. Ohne dieses technische Hinderniß würden sie längst an anderer Stelle sein; der preußische Generalconsul Bartholdi, der einst die enthusiastischen Jünglinge in seiner Miethswohnung malen ließ, hätte sein Eigenthum nicht im Stiche zu lassen brauchen. Die Bilder würden heute ebenso gut in der Nationalgalerie zu Berlin wie in der Casa Zuccari zur Schau gestellt werden können, und wahrscheinlich würde die preußische Regierung, nicht die Reichsregierung, die Summe für deren Ankauf verlangen.

Die Bilder der Casa Zuccari beginnen eine neue Periode in der deutschen Kunst. Ein Verein von Jünglingen, der, unbekümmert um Erfolg und äußern Vortheil, nur nach idealen Gütern rang, fand hier zum erstenmale Gelegenheit, zu zeigen was er wollte. In der Deutung von Pharaos Traum und in der Wiedererkennung der Brüder ließ Cornelius seine psychologische Tiefe und seine dramatische Kraft zu großartigem Ausdruck kommen in einer Formensprache voll Charakter, ohne alle Phrase und Gespreiztheit; die Eigenschaften, die er bereits früher bewährt hatte, erschienen hier geläutert durch das Studium der großen Italiener, die ihm Vorbilder für den Adel der Gruppenbildung, die schöne Linienführung, das ruhige Maß geworden waren. Ganz auf gleicher Höhe steht aber auch Overbeck mit seiner Allegorie der sieben mageren Jahre. Aber nicht nur als Jugendwerke von Künstlern, deren Namen ein Stolz ihres Volkes sind, verdienen die Bilder, daß man sie hoch hält; sie behaupten vielmehr neben den besten spätern Bildern derselben Meister noch ihren Platz. Wie schon die zweite gemeinsame Schöpfung des deutschen Künstlerkreises in Rom, die Ausmalung der Villa Massimi, nicht mehr die alte Einheitlichkeit des Schaffens zeigt, so nehmen wir auch sonst in den Bildern der Casa Zuccari Vorzüge wahr, die wir bei denselben Künstlern nicht immer wiederfinden. Overbeck ist niemals wieder zu solcher Großartigkeit gelangt wie in dem erwähnten Bilde. Cornelius zeigt in diesen Arbeiten ein so eingehendes Naturstudium und eine solche Sorgfalt in der Ausführung, wie sie ihm nicht immer eigen blieben. In der Farbe sind diese Malereien wohl sein Bestes. Von der Vorstellung, daß die eigentliche künstlerische Leistung in der Erfindung, in dem Entwurf beschlossen liege, daß die malerische Ausführung deren verhältnißmäßig Gleichgültiges, Mechanisches sei, das auch andern Kräften überlassen werden könne, war er damals noch frei.

Für einen großen Theil des deutschen Publicums mag es überraschend gewesen sein, daß für die Ablehnung des Ankaufs gerade ein Reichstagsmitglied eintrat, welches als Kunstfreund und Kunstverständiger gilt, gerade das Schlagwort „deutsche Kunst" immer im Munde führt, am Beginn seiner Rede sogar seiner persönlichen Beziehungen zu den Künstlern, die einst in der Casa Zuccari gemalt haben, gedachte, und am Schlusse sein warmes Herz für die Kunst betonte.

Wir gehören nicht zu Denen, die hiervon betroffen waren, wir finden vielmehr, daß Herr Reichensperger ganz consequent, seiner innersten Gesinnung entsprechend, gehandelt, wenn er auch diesmal der Geist war, der verneinte. Als Overbeck, der reichbegabte Künstler, ein Schwärmer geworden, als er, der so viel Anmuth und echte Empfindung besaß, sich von der unmittelbaren Hingabe an das Leben abkehrte, in den Formen conventionell, im Ausdruck schwächlich und sentimental wurde und die Kunst nicht mehr um des Schönen willen, sondern nur zur Verherrlichung Gottes gelten ließ, da war Overbeck der Mann für Herrn Reichenspergers Parteigenossen. Muß ihnen nun nicht eine Schöpfung, wie die sieben mageren Jahre, von Grund aus zuwider sein, in welcher Overbecks künstlerische Freiheit noch ungebrochen, sein Auge noch offen, sein Sinn noch männlich und gesund erscheint? Cornelius wäre eben dieser Partei viel lieber gewesen, wenn er bei der Ansicht stehen geblieben wäre, die er nach dem Betreten Roms ausgesprochen: „In Raphael selbst steckt das größte Gift, der wahre Empörungsgeist und Protestantismus", während diese Bilder offenbaren, wie das Studium Raphaels, die Macht der italienischen Renaissance über die Einseitigkeit des jungen Rheinländers Herr wurden. Wenn Herr Reichensperger also gegen den Ankauf derselben mit seiner ganzen Beredtsamkeit eintrat, so läßt sich ihm daraus kein Vorwurf machen. Wohl aber ist zu beklagen, daß Solche, die nicht von seiner Partei sind, auf ihn hören in der Meinung, es handle sich hier um ein neutrales Gebiet, das mit der sonstigen politischen Stellung nichts zu thun habe. Diese Vorstellung ist grundfalsch: Herr Reichensperger ist in künstlerischen Fragen gerade so gut der Mann des Centrums wie in allen andern.

Das Parlament einer andern großen europäischen Nation hätte sich vielleicht nicht so leicht wie das deutsche zu den reichen Bewilligungen für die Ausgrabungen in Olympia verstanden, bei denen das rein wissenschaftliche Interesse maßgebend ist, und die Funde nicht Eigenthum des Staates werden, der die Arbeiten unternimmt. Aber ein anderes Parlament hätte wohl kaum den Ankauf eines so hervorragenden Denkmals nationaler Kunst abgelehnt. Wenn nicht der künstlerische Sinn, so würde der Zauber nationalen Ruhmes durchgeschlagen haben. Der deutschen Kunst jedoch hat es niemals an schöpferischen Kräften, wohl aber häufig an dem Echo nationaler Begeisterung gefehlt.

Digitized by Google

Die Mehrheit der Budgetcommission war, wie Freiherr Schenk von Stauffenberg bei seiner warmen Fürsprache für den Ankauf hervorgehoben hat, wesentlich durch formale Gründe, dadurch, daß noch kein mit dem Besitzer vereinbarter Vertragsentwurf über den Verkauf vorlag, zur Ablehnung bestimmt worden. Es ist daher zu hoffen, daß die Reichsregierung ihren Antrag in etwas anderer Formulirung in einer späteren Session wieder vorlegt. Hier bleibt etwas gut zu machen.

Literatur und Kunst.

Rumänische Poesien.*)

Nach den Originalen in's Deutsche übertragen
von
Mite Kremnitz, geb. Bardeleben.

I.

Die Jahre floh'n dahin, gar viele reihten
Sich schon seit unsrer Liebe erstem Bunde,
Doch denk' ich immer noch der heil'gen Stunde,
Die deine Augen, Wunderbild, mir weihten.

O kehr' zurück, lehr' mich die süße Kunde,
Laß deine Blicke auf mich niedergleiten,
Laß leben mich in ihren Strahlenweiten,
Zum Lied begeist're meine Lei'r, die wunde.

Du ahnest nicht, wie durch dein hold Erscheinen
Mit Balsam meine Seele du erquickt,
Wie Sterne, die in tiefem Dunkel scheinen.

Doch wenn dein kindlich Lächeln ich erblickt,
Verlöscht mein Leben, voller Leid und Weinen,
Erglüht mein Aug', bin ich dem Sein entrückt.

M. Eminescu.

II.

Wenn Schlaf und Schweigen sich auf Alles breiten,
Erklingt ein frommer Sang, süß angefacht,
Dann ruf' ich dich! Hat meine Stimme Macht?
Wirst du hervor aus kalten Nebeln schreiten?

Wirst mild erhellen du das Schwarz der Nacht,
Mit großen Augen, die den Frieden leiten?
Entsteig' dem Schatten längst vergangner Zeiten,
Damit ein Traum, wie damals, dich gebracht.

Tritt leise auf, komm näher, näh'r an mich!
Neig' lächelnd auf mein Antlitz dich hernieder,
Im stillen Seufzer zeig' die Liebe sich,

Berühre mit der Wimper meine Lider,
Im Schauer deiner Näh' laß fühlen dich,
Ewig verlorne Liebe! kehre wieder.

M. Eminescu.

III.

So oft ich in Gedanken an uns Zwei mich ergehe,
Ist's mir, als ob ein Eismeer vor meinem Blick erstehe:
Auf grauem Himmelsbogen kein einz'ger Stern sich zeigt,
Der Mond nur in der Ferne als gelber Schein aufsteigt,
Und über den von Wellen verschlagnen tausend Schollen
Ein Vogel, dessen Flügel ihn nicht mehr tragen wollen,
Inzwischen fern und ferner sein Weibchen weiter fliegt,
Mit einer Schaar Genossen dem Westen zu sich wiegt,
Auf ihre Spuren schauet, mit Blicken sie umwirbt;
Nicht Leid erfaßt ihn mehr, noch Freud' darob — er stirbt
Und so schließt er die Augen, denkt noch zuletzt an sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch wir Zwei sind einander so fern wie früher nie,
In Einsamkeit verdüstre, erstarre ich zu Tod',
Und du entschwebst den Welten zum ew'gen Morgenroth.

M. Eminescu.

*) Vergleiche auch „Gegenwart" 13. Bd. Nr. 19 und 14. Bd. Nr. 29.

Die Rose der Sewi.

Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub.*)

„Tarif! Tarif! Tarif!" trillert heuer die Lerche aufsteigend, und wenn sie sich zur fruchtsprießenden Erde niedersenkt, lautet wohl ihr Sang: „Grüne Saat! grüne Saat! Unter des deutschen Reiches Schutzzoll wirst eingeheimst, gedroschen, vermahlen, verbacken . . ."

Und drinnen im Dorfe stehen die Bauern vor und nach der Kirche beisammen; Tarif ist auch hier die Losung. „Was meinst Du zum Getreidezoll?" fragt Peter den Paul. Weil jetzt schlechte Zeiten sind — wann waren eingestandenermaßen je gute Zeiten? — so lautet die Antwort: „Wenn's nur eben einmal anders wird, dann kann's auch besser werden. Wir Bauern bekommen vor der Hand unsern Vortheil; die Anderen sollen dann auch sehen, wie sie etwas kriegen."

Weiter heißt es: Was nur der Florian Weitenmoser von Langkampfen über Getreidezoll denkt? Er hat auf der landwirthschaftlichen Schule zu Schleisheim studirt. Kann sein, daß er sagt: Nach den Getreidepreisen richten sich die Arbeitslöhne und Waarenpreise. Wenn man den Elften einführt, wenn man für zehn Garben elf bezahlt bekommt, dann wird eben auch Stiefel und Hut, Egge und Pflug und das Bier theurer.

Der Florian ist besonders geübt im Briefschreiben; es wäre nicht uneben, wenn einmal ein wirklicher Bauer Bauernbriefe schriebe.

Tariffrage! Das schwirrt ständig in der Luft, und man schämt sich fast, nichts Gründliches davon zu verstehen, jedenfalls ist man froh, nicht Abgeordneter zu sein und nicht abstimmen zu müssen.

Tariffrage! Noch nie ist das allgemeine Stimmrecht so herausgerufen worden, wie von dieser Frage.

Aufklärung und Erweckung der Gemüther, die als allgemeine Cultur nicht durchdringen wollten — denn wie bringt man Bücher und Zeitungen in die harthändigen Menschenklassen? — die bringt nun die Tariffrage zu Wege.

Man hat, und mit Recht, darauf hingewiesen, daß naturwissenschaftliche Hypothesen noch nicht vor das Volk gehören; denn der gesammte Grund und Boden darf nicht zum Versuchsfelde gemacht werden. Ist es nicht ähnlich mit dem staatswissenschaftlichen? Ist es wohlgethan, auf eine Entdeckungsreise ein ganzes Volk mit an Bord zu nehmen? Freilich, Steuerfragen gehen Jedermann an; aber sind sie aus ihrem Zusammenhang abzulösen?

Religion und Brod, das sind zwei Dinge, mit denen man das ganze Volk und vor Allem das ackerbauende Landvolk aufregen kann.

*) Stuttgart 1879, Verlag von Adolf Bonz u. Comp.

Digitized by Google

Der Bauer ist, wie oft gesagt, ein Anderer geworden durch die allgemeine Militärpflicht und durch die Eisenbahnen; er ist kein still verborgenes, vom Weltgetriebe abgekehrtes Wesen mehr, und es läßt sich nicht absehen, zu welch anderen Bildungen das führt.

Zu den umwandelnden Mächten: allgemeines Stimmrecht, allgemeine Wehrpflicht und Eisenbahnen kommt noch ein Anderes, und das sind landwirthschaftliche Schulen mit oder ohne Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst. Der Bauer, der es vermag, schickt seinen Sohn in die landwirthschaftliche Schule, aus deren Zöglingen sich mit der Zeit eine ganz neue Schichte im Volksthum bildet; sie wird nicht minder fest sein als die alte Naivetät. Denn es ist eitel romantische Flause, wenn man glaubt, die Vernünftigkeit verderbe das Gemüth. In dem rationell beforsteten Walde singt allfrühlings die volle Schaar der Vögel, und beiläufig gesagt, was die gute Sitte nicht vermochte, wird jetzt das Reichsgesetz bewirken: Es werden jetzt keine Singvögel mehr zu Markte gebracht, todt oder lebendig; es wird keine Menschen mehr geben, die im Frühling am Lerchengesang sich zu freuen vorgeben und im Herbst die Lerchen verspeisen. Die Gemüthskraft des deutschen Volkes wird immer Neues hervorbringen; es wird neue Volkslieder geben. Und hat man denn vergessen, daß auch die alten Volkslieder von Schulgesellen, von fahrenden Leuten und dergleichen gedichtet wurden?

Im alemannischen Sprachgebiet kann man den Ausdruck „halbseidene Bauern" oft hören. Man versteht darunter solche, die weit davon ab sind, einen hausmachenen Kittel zu tragen, die eben, wie Ludwig Steub es nennt, bereits „einen Streich haben". Kirchlich halten sie sich noch ganz an die Tradition, wie es der Brauch ist. Es gilt im Allgemeinen was Steub (Seite 65) vom Hechenplaickner sagt: „sein Instinct ließ ihn fühlen, daß schon genug räthselhafte Probleme auf die Menschheit drücken und daß es nicht an ihm sei, sie noch zu vermehren". Sich kirchlich in Zweifel und Widerspruch einzulassen, erscheint dem Landvolk ebenso unnütz als unbequem; im Weltlichen aber, im Politischen und Volkswirthschaftlichen hat sich das altherkömmliche bäuerliche Mißtrauen zu einer gründlichen Skepsis ausgebildet.

Wird Steubs Florian Weitenmoser einen Bauernbrief schreiben? Dieser Florian ist nicht mehr der einfache und einfältige Bauer, er ist bereits ein gemischter Charakter, wenn auch noch nicht der interessante Schwerenöther der behandschuhten Stände. Auch die Rose der Sewi hat gute Schulbildung, sich dabei aber auch den einfachen Naturmuth bewahrt.

Es ist jetzt fast ein Jahr, daß ich in diesen Blättern meine Freude an den „Lyrischen Reisen" Steubs aussprach. Er hat in seiner scherzhaften Weise einen Satz aus jener Kundgebung als Motto über die Vorrede für dieses neue Büchlein gesetzt, und noch mehr als von dem vorjährigen kann ich von diesem sagen: Wer es liest wird einen behaglichen Genuß haben. Das Herzgespann ist nicht stark in dieser Erzählung, aber um so größer ist das Behagen. Wir wissen schon im Voraus, und der Dichter sagt es auch, daß Alles gut enden wird; aber die sanfte Spannung, die keine thatsächliche, keine grobstoffliche ist, das Wohlgefühl eben dabei sein zu dürfen, wie Alles wird, das bildet einen Reiz ganz erlesener Art. Wir wissen, es sind Rosen und sie werden blühen, aber ihr Sprossen und Entfalten, den ersten Duft, das erste Farbenglänzen im Licht mit erleben, das ist eine jener höherer Freuden, die eben nur die Kunst bieten kann. Diese kleine Erzählung ist im Ganzen wohlgebaut und im Einzelnen fein und warmherzig durchempfunden und schicklich geschmückt, nicht mit aufgepappten Schönheiten, sondern aus der Sache selbst heraus. Es ist eine wohlangelegte Fabel, daß zwei ungewöhnliche Naturen, ein Jüngling und ein Mädchen, die einander nur vom Hörensagen kennen, durch das Gerede der Leute zusammengegeben werden. Wir kommen beim Lesen auch zu der Ansicht, das muß so sein, aber wie es sich fügen wird, das weiß eben nur der Dichter; unsere Ahnung ist richtig, aber die Art, wie sie erfüllt wird, ist überraschend, ich meine so überraschend natürlich und dabei so frei und rein durchempfunden, daß jeder Leser fühlt, das ist eben doch noch schöner als du dir denken konntest. Und gibt es eine freudigere Empfindung als das glückliche Staunen, so die Erwartung übertroffen zu sehen? Da ist z. B. die Scene, wie die Beiden vor Gericht stehen; wir ahnen und erwarten, daß da Entscheidendes sich ergeben wird. Aber wie geschickt weiß der Dichter noch hinzuhalten, und wie hat er gleich einen jener Züge hervorgehoben, die man, natürlich unter Wahrung vor Uebertriebenheit, homerisch nennen kann! Rosi erscheint, dem Vater gehorsamend, als Klägerin gegen Florian; aber als dieser in die Gerichtsstube tritt, wo sie müde auf einem Stuhl sitzt, „erhob sie sich langsam, sie wußte selbst nicht warum". Und hier erst und nicht in einer Schilderung durch den Autor sehen wir zum ersten Mal Rosi ganz und mit den Augen des Liebenden. Das ist echte Kunst, die leider vielfach weder von Autoren geübt noch von Lesern erkannt wird.

Die endliche Liebeserklärung in ihrer Einfachheit stehe hier ganz:

Endlich sah sie der Florian zwischen den Aehren einherkommen in ihrer Jugend vollstem Glanz. Er eilte ihr, als er sie gewahrte, mit rascherem Schritte entgegen; sie aber ging still und ruhig fort, bis sie vor ihm stand und nicht mehr konnte. Da nahm er das Wort und sprach:

„Wo gehst hin, Rosi?"

„Zu Gericht."

„Streiten?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit Dir."

„Und gern?"

„Der Vater will's."

„Und zu mir hast kein Vertrauen?"

„Hast Du's zu mir?"

„Ja, Rosi, felsenfest!

„Bist denn anders worden?"

„Ja, ich bin anders worden, Rosi, ganz anders!" betheuerte Florian mit allem Feuer seines heißen Herzens. „Mir kommt jetzt Alles anders vor und es ist auch Alles anders."

Und dann faltete er die Hände wie zum Gebete und fuhr in zärtlichen Lauten fort: „Ja, Rosi! wie vor einer Heiligen möchte ich niederknieen vor Dir und um Verzeihung bitten."

„Dann mußt Du mir aber auch vergeben!" —

„O tausendmal — ich war ja selber Schuld." —

„Und so soll Alles gut sein und vergessen?"

„Ja, gut sein und vergessen!" wiederholte Florian.

Sie nickte zustimmend mit dem Haupte; jetzt schien Alles erreicht, was sie noch für möglich gehalten. Es ging ihr aber doch in der Seele vorüber, wie viel Liebesglück und Lebensfreude sie einst von diesem jungen Manne erhofft hatte und wie alle Hoffnungen jetzt zertreten waren.

Drum flüsterte sie wehmüthig:

„Nun leb' wohl, Florian!"

„O, so bleib doch, Rosi! Jetzt sind wir ja wieder gut — laß Dir nur ein einziges Wort sagen, ein freundliches!"

Gleichwohl war sie schon dem Heimweg zugewendet, aber plötzlich kam ihr die Erinnerung an die Drohung, die ihr der Vater mitgegeben, sie kehrte sich wieder der Stadt zu und sprach trübsinng:

„Aber so darf ich nicht heimkommen, — die Abbitte muß ich bringen!"

Florian bot ihr jetzt die offene Hand; sie schien es aber nicht zu beachten, obwohl sie ihn mit ihren blauen Augen ganz friedlich anblickte.

„Nu, Rosi," fragte Jener, „gibst mir die Hand nicht?"

Digitized by Google

„Schon doch, wenn Du sie verlangst."

„Ich bitt' Dich drum."

Sie reichte die rechte dar.

„O, die andere auch!"

Da lagen ihre Hände zum ersten Male ineinander und drückten sich warm und herzlich.

„Nimmst vielleicht dies Sträußel an, von mir?" — sagte er dann schmeichelnd und bot ihr den Blumenbuschen, den er für sie mitgebracht.

„Ja gern, ja gern — von Dir!"

„Heut bist so lieb, Du Feine, und so gut aufgelegt. Könntest wohl noch was annehmen —"

„Ja, was denn?"

„Einen braven Burschen, mit dem Du gewiß zufrieden wärst —"

„Und wer ist denn der?" fragte die Rosi schalkhaft, denn nunmehr klopfte ihr das Herz vor Freude und sie wußte schon ganz genau, was jetzt noch kommen würde.

„Wer anders, als der Florian — der Florian mit Leib und Seel', mit Haus und Hof! O nimm ihn doch, Du Schöne!"

„Ja gern, ja gern, Du Schöner!" erwiderte sie mit dem holdesten Lächeln, das man je an ihr gesehen.

Und so fielen sie sich um den Hals und küßten sich bei scheinender Sonne, auf der thauigen Flur, zwischen den hohen Aehren, nicht weit vom Feldkreuz, welches auf der Wiese steht. Die alte Veste auf ihrem reichbelaubten Felsen, der ragende Pendling, der schattige Thierberg mit seinem grauen Thurm und der mächtige Kaiser mit seinen hohen Wänden — sie waren die ehrwürdigen Zeugen dieser ländlichen Liebeserklärung.

Und wie heimisch macht uns der Dichter in Kufstein auf dem Landesgericht, bei dem liebenswürdigen Landrichter, in der Bierwirthschaft zum Auracher und in der ganzen Gegend; wir werden da, wie er selbst, mit Land und Leuten vertraut; und jene Ausfahrt der Mutter Florians, die ein wahres Prachtstück ist, machen wir im „eleganten Einspänner" selbst mit; man hat das Gefühl, als ob man von einem wohlausgestatteten, gute Wegzehrung bietenden Hause zum andern wandere; der Weg führt durch herrlichen Wald, wo man nur manchmal auch kleinen Sümpfen oder einen im Wege liegenden Baum auszuweichen hat.

Ich hätte noch Manches zu loben, aber es ist besser, der Leser thut's selber. Und an Tadel soll's auch nicht fehlen. Es ist zuviel Dreinreden des Autors in diesem Büchlein, zuviel Erklären uud auch Abschweifen. Das mag noch von der Gewohnheit der Reiseschilderungen herkommen, wo man Alles unterwegs mitnimmt und einen Abstecher da und dorthin macht. Der Humor glaubt sich da viel erlauben zu dürfen, so daß er sich's gestattet, z. B. Seite 25 eine Betrachtung über Tiroler Kunst, Seite 32 und 33 über Bücherversendung anzubringen, S. 64 und S. 74 literarisch abzuschweifen, ja sogar S. 143 setzen zu dürfen: „Ein eigenthümliches Lächeln, das gewandtere Schriftsteller beschreiben mögen." Der Leser empfindet, das gehört nicht hierher, aber auch der Künstler muß innerhalb der Sphäre seines Stoffes bleiben und darauf verzichten, Beiläufiges eben mitlaufen zu lassen. Wenn einige Seiten gestrichen würden, wäre die Erzählung so sauber und rein in sich beruhend, wie eine Erzählung von Gottfried Keller, oder auch wie „Heiterethei" von Otto Ludwig, mit welcher sie stofflich viel Aehnlichkeit hat. Aber wie ganz frei und eigen ist das Alles hier gefaßt!

Es ist auch nicht wohlgethan, daß der Autor z. B. Seite 33 sagt: „Wir hätten in unserer Geschichte fortfahren sollen" ꝛc., „dieser Zug u. s. w. gehört nicht ganz in die Geschichte, aber ich bringe ihn doch an." Auch in der Charakteristik des Helden hat er zuviel gehäuft. Das geschieht leicht, daß man dem Helden den doppelten Sonntagsstaat anzieht; aber daß Florian auch malen und Cither spielen kann und daß er aus purer Ueberlegung — um seinen Dorfgenossen zu zeigen, daß er kein Schwächling sei — ein Rauser und Wilddieb wird, das scheint mir so ungehörig als unnöthig. Hier können ganz wohl Thatsachen zu Grunde liegen, sie sind aber künstlerisch darum doch nicht wahr. Der Dichter nimmt die Geschehnisse nicht wie sie sind, er muß ab- und zuthun, denn er kann nicht die ganze Breite des Lebens, er muß vielmehr ein abgerundetes Bild geben.

Der Dichter nennt seine Erzählung „eine ziemlich wahre Geschichte". Das ist eine jener ihm eigenen Schalkhaftigkeiten. Es ist gar keine Frage, daß einzelne Thatsachen, wie man sagt, wahr, d. h. in Wirklichkeit geschehen seien. Aber die Aufgabe des Dichters ist, sie im höheren Sinne wahr, d. h. nothwendig zu machen, und das hat Steub zuwege gebracht, und wer weiß, ob die Geschichte mit dem Biß nicht eigentlich blos wahr ist, denn sie ist so seltsam als aus Verlegenheit verhüllt. Er borgt sich dafür sogar (S. 89) bei Wielands Oberon und Shakespeares Mittsommernachtstraum einigen Elfenspuk aus. Damit ist aber die heikle Situation nicht besser geworden, und kein Dichter sollte sich mit Citiren helfen, sondern aus eigenen Mitteln erzählen oder bezahlen, und Steub ist ein Dichter, der das kann.

Von dem, was mir als tadelnswerth erscheint, wird aber die Freude an diesem Buche nicht gemindert, nur manchmal gestört, im Ganzen bleibt ein erfrischendes Wohlgefühl aus der Lectüre, denn diese Erzählung ist nicht in pessimistisch verdrossenem Katzenjammer geschrieben, sondern in lauterer Herzensfreudigkeit, und diese wird auf jeden Leser übergehen, dem noch unverpfefferte gesunde Kost schmeckt.

In der Vorrede sagt Steub: „Ich laufe nun schon vierzig Jahre in der literarischen Laufbahn, die ich mir freilich an ihrem Anfange etwas glorreicher dachte, als sie sich am Ende gezeigt hat. Jetzt mahnt mich das Alter, den schöngeistigen Spielen zu entsagen, das Rennwägelein, wenn auch ohne Lorbeerkranz, aus dem Stadium herauszuziehen und unbekannt wieder nach Hause zu fahren."

Es liegt etwas Bitteres in dieser Vorrede; aber Steub kann das mit Fug und Recht abthun, denn er fährt nicht unbekannt und nicht ohne Lorbeer aus dem Rennkampf heraus.

Und jetzt halt! Wollten wir denn nicht auch erfahren, was der Florian Weitenmoser über Getreidezoll denkt? Ja, so ist's. Das war der Spuk der in der Luft schwebenden Tarifffragen. Denn Florian hat gar nicht über Getreidezoll gedacht, seine Geschichte spielt ja noch zu Zeiten des seligen Bundestages.

Tarif! Tarif! Tarif! singt heuer die Lerche. Welchen Text wird man übers Jahr ihrem Gesang unterlegen?

14. April 1879. Berthold Auerbach.

Shaksperes Schicksalsschwestern.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

IV.

Daß die „Weird Sisters" nicht einfach gemeine Unholdinnen, oder schadenfrohe sterbliche Wesen sind, denen die Eigenschaft von Schicksalsgöttinnen (wie bei Schlegel und Tieck gesagt wird) abzusprechen ist, haben die Untersuchungen auf dem Gebiet der Götterlehre über allen Zweifel festgestellt.

Der Name „Weird Sisters" entscheidet über ihren germanischen Ursprung und ihre Bedeutung. Das Wort leitet sich von der angelsächsischen Norne Wyrd ab; sächsisch: Wurth; althochdeutsch: Wurd; nordisch: Urd. Sie stellt, wie ihr Name zeigt, die Vergangenheit dar. Sie ist sozusagen die oder das Gewordene.

Aus mancherlei Stellen der Edda ist nachgewiesen, daß „Urd" öfters als Sinnbild des Fatums überhaupt, als allge-

Digitized by Google

meine Bezeichnung für die Nornen dient. In jenem großartig schönen Lied von Sigurd dem Drachentödter, wo der junge Held und Brünnhild auf dem Brautbett liegen, das nicht das ihre sein sollte, schreiten grimme Schicksalsschwestern plötzlich zwischen ihnen. „Inmittels gingen grimme Nornen" — wie Simrock übersetzt. In der isländischen Urschrift: grimmar Urðir.

Hier sind die Urden, Wyrden oder Wurden augenscheinlich die „Weird Sisters". Der Name der einen derselben gilt für alle. Denselben Gebrauch des Namens Wyrd, oder Wurd, für Schicksal überhaupt hat man aus einer alt-hochdeutschen Uebersetzung des Wortes „Fatum" und aus alt-hochdeutschen und sächsischen, auf das Schicksal bezüglichen Redensarten bewiesen. (S. darüber u. A. Simrock und Mannhardt.)

Es ist somit vollkommen in Ordnung, daß auch Shakespere den Namen, den ursprünglich eine der Nornen trug, auf alle drei anwendet.

Eine beiläufige Bemerkung über die nordischen Nornen, aus denen die „Hexen" entstanden, mag hier am Platze sein. Urd, im engeren Sinn, bedeutet die Vergangenheit. Skuld ist die Zukunft — das, was sein wird oder soll. Verdandi, gewöhnlich als Gegenwart übersetzt, hat eigentlich einen tieferen Sinn. Ihr Name ist nicht von „vera" (sein), sondern von „verða" (werden) abzuleiten. Verdandi ist somit nicht lediglich die Vertreterin des gegenwärtigen Seins, sondern auch des Wachsthums, der Entwickelung — und damit gewinnt ihre Gestalt eine philosophischere Bedeutung. In diesen uralten Sagen ist ja überhaupt mehr Gehalt, als Diejenigen meinen, die darin nur ein müßiges Spiel der Einbildungskraft sehen möchten.

Obwohl Shaksperes Schicksalsschwestern drei an Zahl sind, der Urd, Verdandi und Skuld entsprechend, so kennt die deutsche und nordische Sage doch auch andere Zahlen — zwölf oder sieben. Im „Dornröschen" treten zwölf gute Feen auf; die dreizehnte thut den Unglücksspruch. Auch werden einmal in deutscher Mär blos zwei Schicksalsschwestern genannt, die den Namen Kann und Muß führen. Vielleicht deuten ihre Gestalten das Maß des freien Willens des Menschen (das, was er „kann"), und sein unvermeidliches Schicksal an — das, was er thun „muß".

Die Zwölfzahl und die Siebenzahl bringt die deutschen Schicksalsschwestern den Walküren nahe, auf die schon Warburton bei den Hexen im „Macbeth" gerathen hat. Nun berühren sich die Walküren und die Nornen sehr nahe, fließen eigentlich in einander. Die Walküren werden geradezu „Odins Nornen" genannt; ja, eine derselben trägt sogar den Namen einer der drei Schicksalsschwestern. Die Walküren aber sind Vervielfältigungen der Sonnen-, Wetter- und Liebesgöttin Freia. Diesen Punkt hebe ich hervor, um auf Graymalkin überzugehen, deren Ruf aus dem Wolkengebiete herab die erste Schicksalsschwester im „Macbeth" mit: „Ich komme!" beantwortet.

Graymalkin, oder Grimalkin, deren Namen auf die Katze deutet, halte ich nämlich für eine Umformung der an der Spitze der Walküren-Nornen stehenden Germanen-Göttin, die mit dem Katzengespanne einherfährt, und die wohl in einer ihrer ursprünglichsten Formen selbst als Thiergeist, als Katze, gedacht wurde. Hier müssen wir uns schon in die Hexenküche eines uralten Thierdienstes begeben.

V.

Thierhäuptige Göttergestalten finden sich bei den Aegyptern, und waren gewiß auch bei den ältesten Griechen vorhanden. Dr. Schliemann hat dafür zahlreiche Beweise erbracht. Ich glaube, der Nachweis läßt sich liefern, daß, wie es einst eine kuhhäuptige Isis und Io-Juno oder Here, und eine eulenköpfige Athene gab, so auch eine germanische Freia-Hera einst unter dem Sinnbild des Kuhhauptes verehrt wurde. Ebenso liegt der Gedanke nahe, daß, wie der Sonnengott im ägyptischen Todtenbuch durch eine Glosse als „die große Katze" bezeichnet wird, so auch Freia, die Sonnengöttin, einst in Katzengestalt muß gedacht worden sein. Ihr Katzengespann blieb ihr nachher, wie der griechischen Here das Kuh-Auge, oder der Athene der eulenhafte Glanz des Blickes und das Sinnbild der Eule.

Graymalkin ist in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung mit „Graulieschen" wiedergegeben. In den Anmerkungen aber wird gesagt, daß in dem Drama; „Die Hexe", von Middleton, das an die Hexenauftritte im „Macbeth" auffallend anklingt, öfters ein Geist in der Gestalt einer Katze erscheint, und daß in der seltenen Ausgabe von 1778 steht: „Ein Geist gleich einer Katze erscheint" — worauf Hekate ausruft:

> Ther's one comes down to fetch his dues:
> A Kiss, a coll, a sip of blood.

Dies Alles legt den Gedanken nahe, daß Grimalkin eine Spukgestalt ist, die aus der Sonnen-, Liebes- und Schicksalsgöttin Freia entstand.

„Der Freia" — sagt Simrock — „war die Katze heilig: sie fuhr mit einem Katzengespann, und noch jetzt sagt man, wenn eine Braut bei schönem Wetter zur Trauung fährt: sie habe die Katze gut gefüttert. Daraus erklärt sich, warum die Katze das Thier der Nachtfrauen und Hexen ist, und diese sich gern in Katzen wandeln. Nach dem Volksglauben wird eine zwanzigjährige Katze zur Hexe und eine zwanzigjährige Hexe wieder zur Katze."

In diesem Zusammenhang darf die Vermuthung schon gewagt werden, daß — wie die Hexen im „Macbeth" deutliche Abbilder ehemaliger Nornengestalten sind — in gleicher Weise Graymalkin ein Nachklang aus uralt heidnisch germanischer Göttersage ist. Grimalkin wäre darnach nur die thierische Maske der Freia — wie ja auch die eddische Hyndla (wörtlich: Hündin), der Freia riesenhaftes Schwester- und Gegenbild, durch ihren Namen auf einen ähnlichen Thierdienst zeigt.

So heißt auch Odin „der Roßhaarbärtige" (Hrosshársgrani)*) — woraus sich leicht schließen läßt, daß der auf dem achtbeinigen Rosse einherziehende Wolkenreiter und Sturmgott wohl einst in Pferdegestalt verehrt ward. Heilige, weissagende Rosse, denen man göttliche Anbetung zu Theil werden ließ, blieben von diesem Naturdienste als Rest übrig. Beim germanischen Abendmahl — denn ein solches war in der Asen-Religion ebenfalls vorhanden — diente deshalb das heilige Pferdefleisch neben dem Meth naturgemäß als Speise und Trank für die betreffenden Gläubigen.

Ist somit Graymalkin im „Macbeth" als das Haupt der drei Hexen oder Schicksalsschwestern zu fassen**), so würde dies nur zur weiteren Bestätigung dienen, daß diese „Weird Sisters" ursprünglich Halbgöttinnen waren, die unter der als Katze dargestellten Freia standen. Diese war eine Wettergöttin, was unsre zahlreichen Holda- oder Hollen-Sagen noch bezeugen. Shaksperes Zauberschwestern aber sind ebenfalls Wettermacherinnen, wie der dritte Auftritt im ersten Aufzug beweist.

VI.

Der Name „Norne" ist in England und Deutschland im Volksmund verschollen. Doch hat er sich möglicherweise bei uns in einem Kinder-Reim erhalten, der von drei spinnenden Schicksalsschwestern als „Nonnen" spricht. Unsere Sagen sind voll von Schicksalsschwestern, die allerlei Namen führen — u. A. den der „Heilräthinnen", was uns an den von den Hexen im „Macbeth" ertheilten Rath bei der Heraufbeschwörung der Erscheinungen erinnert. Gleich den eddischen Nornen weben oder winden die deutschen Feen Schicksalsfäden oder Seile, und werfen solche zaubernd in die Ferne. Eine dieser Feen, die manchmal Held, oder auch Rachel (d. i. Rach-Hel, rächende Held) genannt wird, ist — gleich der eddischen Unterweltsgöttin Hel, die hie und da

*) Wie die Granne noch jetzt den Pflanzenbart bedeutet, so finden sich die „Granen", als Bezeichnung der Barthaare über den Lippen, im „Reineke Vos".

**) Ich unterlasse es vorerst, hier auf den Namen „Paddock" einzugehen, der neben Graymalkin genannt ist und von Manchen für denselben Geist gehalten wird. Nicht für unmöglich erachte ich es, auch „Paddock" (Kröte) als eine der Thiergestalten nachzuweisen, die mit dem Freia-Dienst zusammenhängen.

Digitized by Google

unter den Nornen genannt wird — entweder schwarz von Farbe, oder halb schwarz, halb weiß. Damit ist die Göttin entweder als Nacht und Tod, oder als Kreislauf zwischen Tod und Leben gedacht.

Im „Macbeth" werden nun die Schicksalsschwestern ebenfalls als „schwarz" bezeichnet. Wo Hekate in der Zauberhöhle zu ihnen emporsteigt, bietet sich somit der Vergleich mit der deutschen Held oder Rach-Hel und der nordischen Hel leicht dar. So trifft auch hier wieder Alles zusammen.

Noch ein anderer Vergleichspunkt ist hervorzuheben: Shaksperes Schicksalsschwestern sind bärtig.

Banquo.

Wie weit ist's noch nach Fores? — Wer sind diese?
So eingeschrumpft, so wild in ihrer Tracht?
Die nicht Bewohnern unsrer Erde gleichen,
Und doch d'rauf steh'n? Lebt ihr? Wie? seid ihr was,
Das man darf fragen? Ihr scheint mich zu versteh'n,
Denn jede legt zugleich den stumpfen Finger
Auf ihren falt'gen Mund. Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten eure Bärte mir,
Euch so zu deuten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine Vermischung des weiblichen und männlichen Charakters bei göttlichen und halbgöttlichen Gestalten verschiedener Religionen des Heidenthums vorkömmt. Ich erinnere nur an die bärtige Venus, oder an die Wandlung des nordischen Loki in eine Stute, als welche er trächtig ward und der Pferde bestes gebar — nämlich jenen Sleipnir, oder Renner, den Odin reitet.

Bärtige Schicksalsschwestern im „Macbeth" dürfen uns also nicht in Erstaunen versetzen. An eine bärtige Schicksalsschwester haben aber anscheinend auch unsere heidnischen Vorfahren, die alten Deutschen, geglaubt!

Hier der Beweis.

Bei Wessobrunn, von wo das in der Geschichte unseres alten Schriftthums als „Gebet" bezeichnete, halb heidnische, halb christliche Schöpfungslied stammt, das auch im Stabreim gedichtet ist, hat man neuerdings ein roh gearbeitetes, dreihäuptiges Stück Bildhauerarbeit gefunden, das als eine Darstellung deutscher Nornen betrachtet wird. Die Annahme geht dahin, es sei das dortige Kloster zu den Drei Heiligen Brunnen ursprünglich auf einem dem heidnischen Gottesdienst geweihten Boden errichtet worden — woraus sich der Fund jenes Nornenbildes leicht erklärt.

An Stelle heidnischer Heiligthümer christliche zu errichten, war, wie bekannt, ein gewöhnliches Verfahren. Ein päpstlicher Brief von Gregor dem Großen hat sich erhalten, worin dasselbe geradezu als Regel anempfohlen ist. Es heißt in dem Brief: man solle die Tempel der deutschen Heiden nicht zerstören, sondern mit Weihwasser besprengen und in christliche Kirchen verwandeln, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto lieber und eher an den Dienst des „wahren Gottes" sich gewöhne. Die Opfermahlzeiten im Dienste der Heidengötter sollten in Mahlzeiten zu Ehren der „heiligen Märtyrer" verwandelt werden. An den Festtagen der Heiligen möge das Volk rund um die Kirchen, die ehedem Heidentempel gewesen, in Zelten aus Baumzweigen sich lagern, in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren, aber unter Anrufung „Gottes", und nicht mehr der „Teufel".

Es ist somit höchst wahrscheinlich, daß das Kloster zu den Drei Heiligen Brunnen, wo das erwähnte Stück Bildhauerei gefunden wurde, an die Stelle eines Heiligthums trat, das einst den drei germanischen Schicksalsschwestern geweiht war. In der That steht der Name aller in unseren Volkssagen auftretenden, aus den Nornen erwachsenen Feen mit heiligen Brunnen oder Quellen in Verbindung. Dies stimmt auch mit den drei Quellen in der Edda zusammen, die an den Wurzeln des Weltbaumes Yggdrasil liegen, und an deren einer — anscheinend der ältesten Quelle, die die Quelle alles Daseins ist — die Nornen wohnen, „die das Meer der Zeit vorwissend überfahren", und von denen es im Gesang der Seherin (Völuspá) heißt:

Sie legten Loose; das Leben bestimmten sie
Den Geschlechtern der Menschen, das Schicksal verkündend.

In der Edda wird ferner gesagt: das Wasser einer dieser Quellen, mit dem die Nornen den allnährenden Weltbaum besprengen, sei „so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird, wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt". Wessobrunn selbst aber bedeutet nichts Anderes, als: Weißenbrunn.

Auf dem Nornenbilde nun, das man in jener Nähe entdeckte, erscheint das mittlere Gesicht bärtig! Unseren Alterthumskundigen ist dies aufgefallen. Einige meinten: was wie ein Bart aussehe, sei vielleicht nur das um das Kinn einer der Feen oder Nornen gebundene Haupthaar derselben. Gedenken wir jedoch der im „Macbeth" enthaltenen Beschreibung der Schicksalsschwestern, so erkennen wir auch hier wieder sofort den wahren Zusammenhang.

Daß gerade das in der Mitte befindliche, also die Gegenwart darstellende Antlitz der deutschen Norne ein bärtiges ist, ließe sich auch leicht deuten. In dem Bart könnte das Sinnbild der Zeugungskraft, also des Wachsthums, des Werdenden liegen — gemäß dem Charakter der in der Mitte der Nornen stehenden Verdandi.

In jeder Beziehung sind somit Shaksperes „Hexen" ein Nachklang aus alt-germanischem Glauben — ein Nachklang, der uns überdies in der ältesten germanischen Versform überliefert ist: nämlich im Stabreim.

Aus der Hauptstadt.

Wohlthätigkeitsvorstellung im Residenztheater.

„Graf Waldemar",

Schauspiel in fünf Acten von Gustav Freytag.

Zum Vortheile der durch die Wassersnoth schwer geschädigten Anwohner der Theiß fand am 19. April im Residenztheater eine sehr interessante Vorstellung des „Graf Waldemar" statt, zu welcher einige unserer beliebtesten und begabtesten deutschen Schauspieler sich zusammengefunden hatten. Der Reiz, das interessante Schauspiel Gustav Freytags in einer solchen mustergültigen Darstellung durch die Damen Niemann und Claar-Delia, die Herren Barnay, Friedmann und Arnau, zu sehen, hätte allein schon genügt, um das Residenztheater bis auf den letzten Platz zu füllen; und wäre das Haus doppelt so groß gewesen, es wäre kein Sitz leer geblieben, so stark war der Andrang.

Das Freytag'sche Schauspiel wird vom deutschen Publicum und in Folge dessen von den deutschen Bühnen im Allgemeinen ziemlich stiefmütterlich behandelt. Nur zwei Theater machen eine Ausnahme: die Hofburg in Wien und das Stadttheater in Hamburg. An diesen beiden Kunstinstituten ist „Graf Waldemar" ein ständiges Repertoirestück. Dieser besondere Erfolg ist aber weniger dem eigengearteten Geschmacke des Wiener, respective Hamburger Publicums und dessen Vorliebe gerade für dieses Stück als dem Umstande zuzuschreiben, daß Wien namentlich in Sonnenthal und Charlotte Wolter (Waldemar und Fürstin Udaschkin), Hamburg in Barnay (Waldemar) und Friedmann (Udaschkin) für einige der wichtigsten Rollen besonders geeignete Darsteller besitzt. Von dem großen künstlerischen wie materiellen Erfolge dieser Dichtung in Hamburg habe ich noch vor wenigen Tagen bei meinem dortigen Aufenthalte durch den Augenschein zu überzeugen die Gelegenheit gehabt. Das große Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, obwohl das Stück in Jahresfrist mehr denn zwanzig Male über die dortigen Bretter gegangen war, während am Vorabende die vierte oder fünfte Aufführung der „Götter-

Digitized by Google

dämmerung" dasselbe Theater noch nicht bis zur Hälfte zu füllen vermocht hatte.

Einem Vergleiche der beiden bekanntesten, ja jetzt beinahe alleinigen Darsteller der Titelrolle, der Künstler Adolf Sonnenthal und Ludwig Barnay, gehe ich absichtlich aus dem Wege. Adolf Sonnenthals Meisterleistung ist den Berlinern längst bekannt. Barnays Auffassung und Durchführung dieser Rolle ist eine grundverschiedene, aber gerade so berechtigte und dem Geiste der Dichtung in demselben Maße entsprechende. Geradezu überraschend ist es, wie sich Barnay, der vorzugsweise im Costume spielt und in jenen Heldenrollen, welche das starke Pathos nicht blos vertragen sondern auch fordern, die größten Triumphe gefeiert hat — wir brauchen nur an seinen „Marc Anton" mit den Meiningern zu erinnern, an seinen „Holofernes" und „Gracchus" — es ist erstaunlich, sage ich, wie sich dieser Heldendarsteller den einfachen und natürlichen Conversationston zu eigen gemacht hat. Alle Wirkungen, die Barnay in dieser Rolle erzielt — und sie sind zahlreich und stark — verdankt er der vornehmen Discretion, zu der er sein Talent hierfür eigens geschult zu haben scheint. Er beherrscht sich vollkommen und meidet auch da, wo die Dichtung zu einem etwas stärkeren „Drücker" berechtigen dürfte, jeden schweren Accent. Er malt das ganze Bild des müden Lebemannes grau in grau. Die tiefe Schwermuth ist der Grundzug im Charakter dieses Grafen Waldemar. Diese klingt uns auch aus den etwas forcirten Scherzen traurig entgegen und legt sich wie ein Mehlthau auf die aufsprießenden Keime seiner Freude und Lebenslust.

Graf Waldemar, wie ihn Ludwig Barnay darstellt, ist eine nahezu tragische Gestalt unsres modernen gesellschaftlichen Lebens. Im kräftigsten Mannesalter mit den beneidenswerthesten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, dabei von hoher Geburt und unermeßlich reich, ist dieser Waldemar wie kaum ein Zweiter dazu berufen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken. Ein thörichtes und wüstes Leben ohne Zweck und Ziel aber hat Alles das zu Schanden gemacht. Er ist fertig mit sich, fertig mit der Welt. Im Verkehr mit Egoisten und Schmarotzern, deren Selbstsucht er vollkommen durchschaut, mit Zechcumpanen und Spielern, die ihn an der wilden Hetzjagd nach aufreibenden Genüssen ohne Befriedigung haben theilnehmen lassen, mit Weibern, die an der Börse der Ausschweifung im festen Preise stehen, hat er sich abgenutzt ohne zunächst zum Bewußtsein zu kommen; und als ihm dann endlich die Besinnung wiedergekehrt ist, hat ihm die Erkenntniß nur den Abgrund gezeigt, in den er gesunken ist, aber nicht die rettende Hand gewiesen, die ihn daraus befreien könnte. Den Glauben an sich hat er längst verloren, und die Kraft der eigenen sittlichen Erhebung traut er sich nicht mehr zu. Was also thun? Er erträgt das ihm unvermeidlich Erscheinende auf seine Art mit Würde. Er erzwingt sich einen pessimistischen Sarkasmus und calculirt mit schauerlichem Galgenhumor, wie lange er das tolle Spiel, das ihn zu Grunde richten muß, voraussichtlich wohl noch treiben könne. Er spricht von seinem jammervollen Ende, das er klar vor Augen sieht, mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit wie etwa von dem letzten Gange irgend eines langweiligen Soupers. Er spaßt mit seinem Kammerdiener, dessen Spitzbübereien ihn amusiren, er erheitert sich an den Lumpereien eines slavischen Schurken und bewahrt seine edleren Gefühle, für die er im Salon doch keine Verwerthung findet, für den Pferdestall. Bei der Nachricht, daß ein Kind von ihm lebt, die Frucht einer leichtsinnigen und vorübergehenden Verbindung mit einer obscuren Choristin, thut sein Herz nicht einen Schlag mehr. Das erste Gefühl, das ihn überkommt, ist, daß er wieder einmal wie gewöhnlich beschwindelt und geprellt werden soll, daß es sich um einen Anschlag auf seine Börse handelt. Und als er das Kind, von dessen Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hat — einen frischen aufgeweckten Jungen — zum erstenmale auf den Knien schaukelt, regt und rührt sich nichts in ihm. Er findet die Situation blos komisch und wundert sich darüber, wie beharrlich die Stimme der Natur in ihm schweigt.

Wie in den meisten Dichterwerken ist auch in „Graf Waldemar" — und hiermit verlasse ich also die Besprechung der vorzüglichen Darstellung durch Barnay und gehe zur Dichtung über — der verstockte Sünder interessanter als der bekehrte; Saulus ist lebensvoller als Paulus. Auch Gustav Freytag hat es nicht vermocht, den Helden nach der Läuterung so wahr und echt zu schildern, wie den blasirten Wüstling. Der letzte Theil dieses Schauspiels, das in seinen ersten Theilen so anregend, spannend, geistvoll und bedeutend ist, erhält sich nicht auf der Höhe des Vorhergehenden und sinkt ganz zum Schlusse sogar bis zum gewöhnlichen Melodrama herab. Aber trotz dieses unerquicklichen Schlusses sollte das Stück, das des Trefflichen die Hülle und Fülle enthält, von unsern Bühnen gehegt und gepflegt werden; daß eine gute Darstellung die gefährliche Klippe des fünften Actes umsegeln und das dramatische Fahrzeug zum sichern Hafen geleiten kann, hat die Aufführung am Residenztheater bewiesen.

Die Vorstellung war eine so gleichmäßig gute, daß bei der Besprechung der einzelnen Rollen nicht die Qualität der schauspielerischen Leistung die Reihenfolge bestimmen kann. Da mag der Zufall walten. Die Gärtnerstochter Gertrud Hiller gehört zu den allerglücklichsten Schöpfungen der Frau Hedwig Niemann; bei dieser Künstlerin darf man das anspruchsvolle, dem Vocabular der französischen Kritik entnommene Wort „création" für die schauspielerische Wiedergabe der dichterischen Schöpfung wirklich anwenden. Das Talent der Frau Niemann ist ein schöpferisches, und sie macht sich die ihr von den Dichtern anvertrauten Rollen vollends zu eigen. So pikant und wirksam Frau Niemann auch als Heldin der französischen Komödie ist, ihr Bestes gibt sie uns doch immer in der Darstellung des deutschen Mädchens. Es ist einzig, wie sie den Ton des Gemüthlichen im edlen Sinne zu treffen weiß. Sie besitzt die echte Naivetät, das heißt: die unbewußte, oder doch als unbewußt wirkende. So tändelt und lacht und schmollt und weint die Keuschheit, die Unschuld; nichts erscheint gemacht, gekünstelt, es ist alles echt, tief, innerlich und seelisch.

Der patriotische Dichter hat im Vergleich zu seinen deutschen Landsleuten — namentlich zu dieser reizenden Gertrud und deren prächtigen Vater, dem alten Gärtner Hiller, den Herr Arnau mit liebenswürdiger Innigkeit schlicht und recht spielte, einfach und bescheiden, wie die Aufgabe, der er sich mit vollem Gelingen unterzogen hatte — den slavischen Fürsten Udaschkin und dessen Schwägerin, die Wittwe eines Slaven, ziemlich schlecht behandelt. Herr Siegwart Friedmann spielte diesen Fürsten, dieses Prachtexemplar eines barbarischen Halbasiaten, mit meisterhafter Virtuosität. Maske, Haltung und Dialekt, Alles erscheint in diesem Fürsten gleichermaßen befremdlich, dabei frappant wahr und in der Abscheulichkeit überaus komisch. Friedmann spricht den slavisch-deutschen Dialekt mit den seltsamen Gutturallauten und der eigenthümlichen Umbildung unserer Diphthonge mit einer Treue und Fertigkeit, als ob er sein Lebtag nichts Anderes studirt hätte. Selten hat man auf der Bühne einen ergötzlicheren Schurken gesehen, als diesen Fürsten Udaschkin des Herrn Siegwart Friedmann. Frau Claar-Delia gab die ebenso interessante wie antipathische Rolle der sinnlichen und entarteten Fürstin Udaschkin mit glühender Leidenschaftlichkeit. Die hochbegabte und liebenswürdige Wirthin des Residenztheaters, die diese halsbrecherische Rolle ungeachtet ihrer allabendlichen Thätigkeit mit wenigen Proben hatte bewältigen müssen, theilte sich mit ihren berühmten Gästen in die Ehren des Abends, die zum Schlusse der Vorstellung in mächtigen Lorbeerkränzen unter dem rauschenden Beifall des Publicums den üblichen, aber darum nicht minder freundlichen Ausdruck fanden.

Der Aufführung des Freytag'schen Schauspiels, an dem sich die ständigen Mitglieder des Residenztheaters, namentlich auch Herr Beckmann in der Rolle des Box, mit sichtbarem Behagen und erfolgreich betheiligt hatten, ging ein poetisch empfundener und in der Form vortrefflicher Prolog von Emil Claar voran, der durch den warmen Vortrag des Herrn Keppler zur vollen Wirkung kam und den Zuschauer wenigstens bei Beginn des Theaterabends daran erinnerte, daß mit dieser Vorstellung, außer dem künstlerischen, noch ein anderer Zweck: die Betheiligung an der werkthätigen Linderung namenlosen Elends, angestrebt wurde. Es war nicht überflüssig, daß man daran erinnerte; denn sonst möchte es doch wohl schließlich der Eine oder Andere ganz vergessen haben. Das ist das Beste, was sich vom Standpunkte des Kritikers aus über eine Wohlthätigkeitsvorstellung sagen läßt.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der Nationalgalerie.

Berlin verdankt den von dem Director der Nationalgalerie Dr. Jordan, in den oberen Räumen derselben veranstalteten Ausstellungen eine ganz außerordentliche Erweiterung seiner Kunstanschauungen. Die siebente in der an Bedeutung immer wachsenden Reihe gewährt uns einen nahezu erschöpfenden Ueberblick über die künstlerische Thätigkeit Friedrich Prellers. Am 23. April 1878, zwei Tage vor Vollendung seines vierundsiebzigsten Lebensjahres, forderte der Tod den Meister aus dem enggeschlossenen Kreise ab, der ihn mit innigster Liebe und gläubigster Verehrung umgab. In ihm verlor der deutsche Idealismus, wie ihn die erste Hälfte des Jahrhunderts gezeitigt hat, einen seiner letzten und vornehmsten Repräsentanten. Immer leuchtender erscheint uns das Bild jener Männer, welche das ausschließliche Heil der Kunst in der schwungvollen Erhebung über das umgebende Dasein zu erkennen glaubten. Immer klarer durchdringt uns das Bewußtsein, daß die Nachwelt auch da ihrem Streben dankbar gerecht zu werden hat, wo es sich verschloß gegen die Forderungen der Gegenwart. Mag man der Kunst ihren Wirkungskreis mitten im irdischen Gewühle anweisen, damit sie schildere und adele, was die Herzen der Mitwelt bewegt, — Großes gewollt zu haben, ist ein Verdienst, dessen Würdigung sich kein edler Sinn entziehen kann.

Und Preller war es nicht versagt, das Große, das er gewollt, auch zu vollenden. Er hat sich in seltenem Maße der Gunst des Schicksals erfreut, — nicht in dem Besitze irdischer Güter, nicht in dem Glanze äußerer Ehren, wohl aber durch die Harmonie zwischen seiner Kraft und den Resultaten seines Strebens, durch die erschöpfende Verarbeitung eines glücklich gefundenen Stoffs zu einem für alle Zeiten als Norm dastehenden monumentalen Werke, dessen Bedeutung seiner Kunst, der schlichten Dolmetscherin landschaftlicher Schönheit, an und für sich fern lag. Es war ihm vergönnt sich künstlerisch auszuleben. Mancher hat Grund ihn darum zu beneiden; sein Verdienst soll ihm dadurch in unseren Augen nicht geschmälert werden.

Ernst Christian Johann Friedrich Preller ist zu Eisenach am 25. April 1804 geboren, wo sein Vater das der Kunst anscheinend fern liegende Gewerbe eines Conditors betrieb. Aber die Ueberlieferung will wissen, daß der wackere Mann mit nicht gewöhnlichem Geschick den figürlichen Schmuck seiner Torten selbst modellirt habe. Im October des Jahres 1804, als unser Künstler nur wenige Monate alt war, siedelte die Familie nach Weimar über. Nach den archivalischen Erhebungen des Dr. Burkhardt, welche die chronologischen Angaben einer von dem Meister hinterlassenen Autobiographie in wesentlichen Punkten berichtigen, ist es zweifellos, daß Preller die unter Leitung des Hofraths Heinrich Meyer stehende Zeichenschule während der Zeit von 1814 bis 1821 besucht hat. Seine talentvollen Leistungen zogen die Beachtung Goethes auf sich. Mir sind nähere Mittheilungen über die Art des Verkehrs zwischen dem großen Lehrer und dem berufenen Schüler nicht zugänglich, nur das ersehe ich aus einer Notiz, daß Goethe die künstlerische Entwicklung seines Schützlings durch directe Einwirkung und sachliche Anleitung beeinflußt haben muß. Im Jahre 1819 ertheilte er ihm den Auftrag, Wolkenbildungen zu zeichnen. Vielleicht überkam dem Alleserkennenden das Bewußtsein, daß der dürftige Formalismus, mit dem er nicht ohne große Selbstzufriedenheit als Zeichner der Natur gegenüber ausgekommen war, und die er bei seinen kunstbeflissenen Zeitgenossen doch wohl zu hoch veranschlagt hatte, einer treueren Anschauung weichen müsse. Daß er sich zunächst dem atmosphärischen Leben zuwendet, ist nicht unbezeichnend für den Mangel, den er am lebhaftesten empfand.

In den Jahren 1822 und 23 war es Preller durch die Protection Goethes vergönnt, im Dresdener Museum zu copiren, und zwar wandte er sich ausschließlich dem Studium der niederländischen Meister zu. Nebenher gingen Naturstudien im Plauenschen Grunde. Unserer Ausstellung fehlt leider ein charakteristisches Werk, welches das Resultat dieser Strebungen darstellt und, wie mir von competenter Seite versichert wird, eine erstaunliche Aneignung des Formensinns und Vortrags der studirten Meister erkennen läßt: die Eisfahrt auf dem Schwanensee zu Weimar. Die künstlerische Entwicklung Prellers wird erst recht verständlich, seine zwiefachen Ziele, in deren Bunde seine Stärke wurzelt, lassen sich erst dann auf erklärliche Weise herleiten, wenn man sich die Gegensätze zwischen seiner handwerkstüchtigen Vorbereitung und dem universelleren Geiste, der ihm mitgegeben war, klar zu machen versucht. Als ihm die südliche Natur das Siegel von der Seele löste, war er künstlerisch hinlänglich gefestigt, um in dem Kampf mit dem überwältigenden Eindrucke die Oberhand zu behalten.

Karl August wandte dem jungen Schilderer heimatlicher Naturscenerie sein Wohlwollen zu und führte ihn im Jahre 1824 (nicht 1823, wie Jordan in der trefflichen Einleitung zu seinem Katalog angibt) mit sich nach Antwerpen, wo der Künstler bis 1826 auf der dortigen Akademie unter der Leitung van Brées den gründlichsten Studien oblag, die sich namentlich auch auf die menschliche Figur erstreckten. Es wurden ihm die Mittel gewährt, seine Lehrjahre auf der Akademie zu Mailand abzuschließen, und im Mai 1828 trat er den entscheidenden Weg nach Rom an. Der Verkehr mit Joseph Anton Koch, dessen Bild in der Nationalgalerie nur als Baustein zu einer angemessenen Repräsentation des immer noch von weiteren Kreisen nicht erschöpfend gewürdigten Meisters zu betrachten ist, wirkte bestimmend und von der ursprünglichen Bahn ablenkend auf die künstlerische Richtung Prellers ein. Die naive Schilderung der Natur, des ewigen Wechsels ihrer elementaren Erscheinungen füllte Herz und Geist der Männer von dem Stoffe des alten Tyroler „Landschafters" nicht aus. Das beruht ebenso sehr auf einem Mangel wie auf der universelleren Begabung, die sie vor anderen Künstlern der Gattung voraus haben. Einerseits hatten sie keine Empfindung für die Größe und Schönheit der Natur in ihrer Einfachheit und kein Verständniß für die Mittel der Kunst, den schlichtesten Motiven vermöge ihrer Stimmung poesievolle Bilder abzugewinnen; andererseits waren sie in dem künstlerischen Erfassen des menschlichen Daseins zu weit vorgedrungen, um die Landschaft für sich selbst, unabhängig von menschlichem Leid und menschlicher Lust, zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen. „Wie die Erscheinungen des Menschenlebens erst dann zum Bilde werden, wenn sie, von bestimmtem Affect erfüllt, eine Gesammtphysiognomie annehmen, so nach der Anschauung Kochs und seiner Gesinnungsgenossen, auch die schweigende Natur um uns her" (Jordan). Preller konnte sich mit dem erhabenen Gehalt dieser Empfindungen durchdringen, ohne den liebevollen Blick für das Leben der Landschaft in ihren Elementen einzubüßen.

Nach Weimar zurückgekehrt wurde er 1832 als Lehrer an der Zeichenschule angestellt. Den künstlerischen Anregungen, welche er in Italien empfangen, kam ein Auftrag des Dr. Härtel in Leipzig zur Ausmalung eines Saales in seinem „Römischen" Hause entgegen. Bis zum Jahre 1834 vollendete Preller daselbst sieben Fresken mit Darstellungen aus der Odyssee. Sie bezeichnen bereits in scharfen Umrissen die künstlerischen Grundsätze, nach welchen er dereinst das Hauptwerk seines Lebens schaffen sollte. Mehr als dreißig Jahre gingen dahin, bevor die hier sich regende Idee in abgeschlossener Vollendung Gestalt annahm. Diesen Zeitraum füllen Arbeiten mannichfaltiger Art aus, theils von monumentalem Charakter, wie die Thüringer Landschaften für das Schloß in Weimar und die Darstellungen aus Oberon für das Wieland-Zimmer daselbst, theils Staffeleibilder und Zeichnungen in reicher Fülle, durch einen Ausflug nach Rügen im Jahre 1837 und eine 1840 mit Bellermann, Hummel und Thon unternommene Reise nach Norwegen in der neuen Anschauung einer wildbewegten nordischen Natur angeregt. Aber erst der Erscheinung der Odyssee-Cartons auf der Münchener Ausstellung im Jahre 1858 war es vorbehalten, Prellers Namen aus dem Halbdunkel emporzuheben und den gefeiertsten Deutschlands anzureihen. Es sind das jene ersten Entwürfe, welche vor kurzem aus dem Besitze des Kunsthändlers Börner in Leipzig in den der Nationalgalerie übergingen und recht eigentlich den Grundstock der gegenwärtigen Ausstellung bilden. Der Auftrag des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar, die Odyssee-Landschaften als monumentalen Schmuck des dortigen Museums auszuführen, veranlaßte den zweiten Aufenthalt in Italien vom Herbste 1858 bis zum Frühling 1861, von dem er den Carton der Sirenen in seiner endgültigen Gestalt und einen reichen Schatz bis ins kleinste Detail liebevoll und mit künstlerischem Ernst vollendeter Vorarbeiten zurückbrachte. Am Ende der Jahres 1862 standen die 16 Cartons, die heute das Gemeingut der gebildeten Welt Deutschlands geworden sind und dem Museum Leipzigs zur größesten Zierde gereichen, fertig da. Zwei Jahre später wurden die Farbenskizzen vollendet, und in vierjähriger Arbeit schloß sich daran die Ausführung der Wandmalereien in Wachsfarben. Noch zwei Mal hatte der Meister das Glück, das Land seiner

Digitized by Google

Sehnsucht wiederzusehen und verdankte diesen wiederholten Anregungen durch die italienische Natur eine letzte, neue Phase seines Schaffens, deren Abgrenzung nur der eindringenderen Betrachtung erkennbar ist.

Die Ausstellung der Arbeiten Prellers unter Jordans leitender Hand hat wiederum die sämmtlichen disponiblen Räume des oberen Geschosses in der Nationalgalerie gefüllt. Eine chronologische Ordnung würde zwar dem Publicum, welches nicht gewöhnt ist, sich in solchen Massen verhältnißmäßig kleiner Kunstwerke zurechtzufinden, die Uebersicht erleichtern, die künstlerische Würdigung durch Verweisung werthvoller Arbeiten an weniger günstige Plätze aber entschieden beeinträchtigen. Bestimmte Gruppirung nach Hauptwerken und Phasen ist so viel als möglich festgehalten, und so erscheint mit Einrechnung eines schon durch die einleitenden Worte, namentlich in der Präcisirung der künstlerischen Begriffe ausgezeichneten Katalogs, das Unternehmen wiederum als eine jener Musterleistungen, für die wir bei dem Mangel jeder Verwöhnung nur die lebhafteste Anerkennung haben.

Wir finden da zunächst in dem Saal rechts eine reiche Sammlung von Arbeiten aller Art, welche der Vorbereitung der Odyssee-Landschaften zu ihrer endlichen Ausführung ihre Entstehung verdanken. Neben den schon erwähnten Cartons: die Farbenskizzen, die Entwürfe der zum Cyklus gehörigen Predellen, verschiedene frühere Entwürfe zu den Landschaften und dem Figurenfries und endlich auch diejenigen zu den für Härtel im Jahre 1834 ausgeführten Compositionen. So entrollt sich uns ein äußerst anziehendes und belehrendes Bild von dem Reifungsproceß eines monumentalen Kunstwerks, welches wie wenige durch Schönheit und Harmonie der Erscheinung, durch das antike Gleichgewicht zwischen Zweck und Form sich die Bewunderung und Liebe der Nation errungen hat. Was uns hier vorgeführt wird, soll nicht den Sinn für die Sache selbst erwecken. Wenige werden den Raum betreten, ohne daß ihnen der künstlerische Inhalt des herrlichen Werkes vor der Seele schwebt. Aber mächtig wird unser Antheil an dem Schaffen des Meisters erregt. Die Vergleichung der Cartons mit den Farbenskizzen bietet den fruchtbarsten Stoff zur Erkenntniß künstlerischer Fortbildung; auch dem, der nicht immer in dem Späteren den Fortschritt zum Besseren entdecken kann; und wer lernen will, wie unsäglich der Künstler, der es mit sich und der Kunst ehrlich meint, oft ringen muß, bis er das findet, was seiner Vorstellung volle Befriedigung gewährt, der studire die Vorarbeiten zu dem zweiten Carton der Sirenen. Die Bedeutung des Odyssee-Cyklus ist nach allen Seiten so erschöpfend gewürdigt worden, daß ich von einem näheren Eingehen absehen kann. In den Entwürfen zu den Predellen erfreut mich die Flüssigkeit der Linienführung, ein gleichmäßig verbreitetes Verständniß für die Forderungen des Reliefstils, welches die ausgeprägtere Gestaltungskraft in der Darstellung der klassischen Typen, zumal bei der Unterordnung der Einzelheiten unter den Zweck des Ganzen, leicht entbehren läßt. Die künstlerische Feinheit kommt hier in kleinen Zügen wundervoll zur Geltung, so in der Stellung der Rosse vor dem Wagen des Telemachos und bei den Maulthieren der Nausikaa. Das sieht so natürlich aus, als könnte es gar nicht anders gedacht werden, und ist doch so feinfühlig abgewogen! Auch die Gliederung in dem Durcheinander der hingestreckten Freier scheint mir ein der Beachtung ganz besonders werthes Meisterstück. Nirgends Zwang, überall die Herrschaft der Schönheit in dem scheinbar Zufälligen. Der Bildhauer dürfte nach diesen Entwürfen ohne weiteres an die Arbeit gehen.

Weniger kann ich mich mit den Farbenskizzen befreunden. Wenn ich auch in Abrechnung bringe, was die Zeit ihnen durch Verstimmung des Tons angethan, so empfinde ich in dieser coloristischen Anschauung doch keine Steigerung des künstlerischen Ausdrucks. Die düstere Stimmung der Cartons kommt einzelnen Darstellungen besonders zugut und wird in der Farbe nicht wieder erreicht. Der helle Glanz der südlichen Natur verlangt eine größere Leuchtkraft und zeigt sich durch das Vorherrschen röthlicher, etwas sentimentaler Töne beeinträchtigt. Soviel ich mich entsinne, ist die Wirkung der ausgeführten Wandmalereien eine viel freudigere.

Die nicht kleine Anzahl von Oelbildern gestattet uns im Ganzen einen Einblick in die specifische Thätigkeit Prellers als Maler, doch würde es voreilig sein, auf Grund des Gebotenen ein abschließendes Urtheil zu fällen. Der Künstler selbst legte auf eine Reihe von Arbeiten dieser Art, welche ins Ausland, zum großen Theil nach Rußland gegangen sind, ganz besonderen Werth. Betrachtet man die Studien aus der frühen Zeit bis eingerechnet zur ersten italienischen Reise, so staunt man über das coloristische Gefühl, welches sich in ihnen ausspricht. Man würde daraus dem angehenden Meister ein ganz anderes Prognostikon stellen. Manches erinnert an Blechen. Der Ernst der Lokalfarbe hat sich dem jugendlichen Auge voll erschlossen. Er empfindet zum Beispiel das Grün der Vegetation in seiner ungeschwächten Intensität. Sobald er aber Bilder malt, weicht diese naive Anschauung. Eine in der Zeit liegende, viel zu materielle Berücksichtigung und Andeutung der Luftreflexe und Wiederspiegelungen zufälligster Art bringt den Meister bei allem Adel der Empfindung in die Gefahr, bunt zu werden, der er dann wieder durch liebevollen Verkehr mit der Natur glücklich entgeht, ohne indeß zu einer scharf ausgeprägten Sprache in Farben zu gelangen. Wir verfolgen mancherlei Wechsel in der coloristischen Anschauung des Künstlers, bis er in den letzten Jahren eine neue Weise anstimmt, die mir in ihrer hellen Freudigkeit wie eine Art Verklärung erscheint. Ich denke dabei an die drei großen Bilder, deren Motive der römischen Campagna entnommen sind. Jedenfalls reicht auch nach dieser Richtung hin das Können des Meisters weit genug, um der vollen Entfaltung seiner künstlerischen Individualität nicht hinderlich zu sein. Was er in seinen Bildern an malerischem Reiz opfern mußte, das ersetzte er in reichstem Maße durch die Großartigkeit seiner Auffassung und durch die eminente Beherrschung der Formen bis in ihre feinsten Gliederungen. Mit welchem Aufwand ernster Arbeit er sich diese Beherrschung angeeignet, davon gibt die hier vorgeführte außerordentliche Zahl von Zeichnungen vom Beginn seiner Laufbahn an gleichmäßig Zeugniß. In der reichen Auswahl möchten die großen Landschaftsstudien in Blei vom Jahre 1860 aus Italien den ersten Platz beanspruchen. Interessant ist der Vergleich dieser Arbeiten mit den Landschaftscompositionen aus den 70er Jahren im Saale links (Nr. 76 und 77 des Katalogs), in denen die eigene Handschrift des Stilisten gegenüber der treuen Anlehnung an die Natur hervortritt, aber doch auch zugleich das unerschütterliche Rüstzeug erkennen läßt, mit dem der Meister an die Arbeit ging.

Ich kann nur noch, um meiner Pflicht zu genügen, die übrigen Arbeiten nach Gruppen kurz erwähnen. Ein besonderes Interesse bieten, als den strengen Weg des Künstlers bezeichnende Vorarbeiten zur Odyssee, zunächst noch die Actstudien für die Hauptgestalten des Cyklus, neben denen einige andere Blätter ähnlicher Art aus der Mailänder Zeit und für die Oberon-Compositionen im Wieland-Zimmer zu nennen sind. Von letzteren finden wir sowohl Cartons als Farbenskizzen. Aus der Reihe hebt sich die Composition des Schwanenwagens mit auffälliger Selbstständigkeit heraus. Sie bieten mehr als eine bloße Vorahnung der Odyssee-Landschaften. Unter den gezeichneten Compositionen kehrt das Motiv einer Landschaft mit Diana und Actaeon wieder und erscheint in höchster Reife als Kohlenzeichnung vom Jahre 1871. Eine Reihe von Entwürfen nach Motiven der Bibel zeigt, mit welchen Plänen sich der Meister in den letzten Jahren seines werkthätigen Lebens trug. Die Porträts zum größten Theil bedeutender und anziehender Persönlichkeiten gewähren ein über die künstlerische Bedeutung hinausgehendes Interesse. Obenan steht die bekannte und in Vervielfältigungen verbreitete Zeichnung Goethes im Tode. Von wundervoller Zartheit ist die Behandlung in den Köpfen der Candida Mampieri und der Clementina von Subiaco.

Auch die flüchtigen humoristischen Skizzen, welche die in Gemeinschaft mit Freunden unternommene nordische Fahrt veranlaßten, erscheinen als interessanter Beitrag zur Biographie, ohne auf künstlerische Bedeutung Anspruch zu erheben. Dagegen ist die allegorische Composition zum Gedächtniß seines Freundes Genelli, welche der Künstler in seinem Hause als Fries ausgeführt hat, vollauf dazu berechtigt. Im höchsten Maße sind ihr jene Vorzüge eigen, die ich an den Predellen der Odyssee hervorhob, Linienfluß und stilvolle Anordnung im Sinne des Reliefs. Aber durch phantasiereiche Gestaltungskraft steht sie weit über jenen. Genelli an der Staffelei, umgeben von Fama, Poesie und Phantasus, gehört für mich zu den glücklichsten Gebilden deutscher „Gedankenmalerei". Nur in dem Schlußbilde, welches uns die Begrüßung der Geschiedenen durch die Geistesverwandten im Jenseits zeigt, versagte unserem Künstler die Kraft. Die stürmische Bewegung steht dem klassischen Genelli ebensowenig zu Gesicht, wie der Versuch ihn zu bewillkommnen den verklärten Meistern der Vergangenheit.

Ich kann diesen Bericht nicht besser schließen als mit den Worten Jordans, durch welche er das künstlerische Wesen Prellers in der Einleitung zu seinem Kataloge charakterisirt: „So strebte auch er nach Ausdruck der nothwendigen organischen Verbindung in dem scheinbar zu

Digitized by Google

fälligen Nebeneinander der landschaftlichen Bestandtheile und suchte dieses Ziel einerseits durch Vereinfachung der vorgefundenen Motive, andrerseits durch Steigerung derselben ins Charakteristische zu erreichen. Aber voll leidenschaftlicher Freude an der Wirklichkeit drang er mit dem rastlosen Fleiß in ihr Wesen ein, der allein dem Künstler das Recht gibt, nach höheren Gesetzen mit seinem Erwerb zu schalten." Th. L.

Passionsmusik.

Die Passionszeit mit ihren fast zweitausendjährigen Erinnerungen an die Leidensgeschichte Christi erweist sich durch ihre inhaltschwere Wucht als die ernsteste und bedeutungsvollste in jedem Jahre der Kirche und des gesitteten Lebens. Was auch geglaubt, was angezweifelt werde, ob gläubige oder skeptische Gemüther den gekreuzigten Erlöser der Menschheit als Gottessohn oder Erdgeborenen ansehen, sei, als hier nicht zur Sache sprechend, dahingestellt; aber so viel ist wohl zweifellos, daß die Erfindung des Christenthums die größte That, die im Kopfe eines Menschen entsprungen, oder gegenüber dem verfolgungs- und rachsüchtigen Heidenthume als erlösende Lehre aus den immer dringenderen Culturbedürfnissen nach und nach hervorgegangen ist. Die Welt, bald erfüllt von dem neuen Besitze, schuf mit Ueberzeugungsmuth rastlos neues Großes, bis durch den nothwendig gewordenen Reinigungsproceß den das späte Mittelalter vornahm, das Christenthum gespalten wurde und die Kunstausübung eine doppelte Richtung erfuhr. Auf beiden Seiten arbeitete das stetig unterhaltene Feuer des Glaubenseifers und die ruhige aber sichere Glaubensstärke, und es entstanden Werke der Kunst, die aus so wahrhaft beseelten Herzen entsprungen, noch heute den Enthusiasmus seitens der Bildung ernten. Zu allen Zeiten traten eigenartige Naturen von hohem Geiste und unbeugsamer Willenskraft auf, die sich den naiven, unerschütterlichen Glauben nicht nehmen ließen und, gestärkt durch die aus dem tiefsten Innern geschöpfte Ueberzeugung, belehrend und erhebend zu uns sprechen.

Ein solcher Geist, gestählt durch die strengen Satzungen des Lutherthums, war Johann Sebastian Bach. Er schuf in seinem reinen, kindlichen Gottesglauben eine große Reihe von Werken zur Verherrlichung der christlichen Religion, die nicht nur noch immer das Staunen der Welt hervorrufen, sondern in gesteigerter Theilnahme immer mehr an Verbreitung und Bewunderung gewinnen. Er bildet in seinem incarnirten Protestantismus den directen Gegensatz zu Beethoven, der, im katholischen Glauben erwachsen, das poetisch Anziehende des Mysticismus seiner Kirche mit allem Gepränge und Weihrauchsduft durch seine bewunderte Sprache versinnbildlichte. Beide aber geben die unumstößliche Lehre, wie das religiöse Kunstwerk nur aus dem wahren religiösen Glauben heraus geschaffen werden muß, wie im entgegengesetzten Sinne mit der Reflexion und einem oberflächlichen Hineindenken, also mit einem rein objectiven Verfahren, das gehobene Stimmung und überzeugende Kraft erwecken soll, nichts gethan sei.

Ein selbstredendes Zeugniß von dem Zutreffenden meiner hier ausgesprochenen Behauptung liefern die beiden in so erstarktem Geiste geschaffenen Kunstwerke, die gewaltige „Matthäuspassion" von Bach, diesmal hier durch die Singakademie uns dargeboten, und Beethovens sogenannte „kleine Messe in C", von Herrn Mannstädt noch am letzten Tage der Charwoche zur Aufführung gebracht. Vor der Schwerkraft der großen allerdings zurückweichend, nimmt die „kleine Messe" einen Standpunkt ein, der von dem kritisch abwägenden Theile des Publicums häufig als für Beethoven zu niedrig gegriffen angesehen wird, und doch birgt diese Composition eine Fülle wahr und warm empfundener Gedankenanmuth, die selbst von ähnlichen, in graziöser Melodik und in zierlicher, durchsichtiger Ornamentik aufgebauten Werken Mozarts nicht übertroffen wird. Hierhin gehört auch seiner ganzen künstlerischen Anlage nach das von Herrn Mannstädt zur Kenntniß gebrachte „Kyrie" des Fürsten Rudolf Liechtenstein. Die Composition ist hinreichend ausgedehnt, um den ausdauernden Ernst und den Beruf des Verfassers für religiöse Kunst erkennen zu lassen. Trotz einiger orchestraler Wagnisse und Ausschreitungen in das weltliche Gebiet hinein, verbreitet das Kyrie doch einen erhebenden Geist, der in seiner Grundstimmung nirgends den gothischen Säulenbündeln der katholischen Kirche zuwiderläuft. Der Singakademie und Herrn Mannstädt gebührt aufrichtiger Dank für die Aufführung dieser Werke, für das richtige Erkennen des hohen Ernstes und die Bewahrung der Würde der Passionszeit.

Aber, wo viel Licht, da ist auch viel Schatten, und diesen Schatten erzeugt im Train der Gewohnheit eine nicht mehr zu entschuldigende Pietät, mit der eine veraltete Passionscantate „Der Tod Jesu" von Graun, uns alljährlich um die Osterzeit drei- bis viermal heimsucht. Ich kenne Grauns Leben wenig und es hat mich auch nie lebhaft interessirt. War er ein Mann, von der Bekennung seines Glaubens wie die oben genannten Meister durchdrungen und erleuchtet, so ließ seine compositorische Unbedeutendheit es nicht zu, sich die tiefste religiöse Frage, die Entstehung des Christenthums, zu eigen zu machen; war er nicht von Frömmigkeit durchglüht, wie jene, so hätte er von der Arbeit abstehen und als aufrichtiger Mann sich selber zurufen müssen: „Graun, Du lügst, Dein Routinier-Talent paßt für gepuderte Göttinnen, mit Schönpflästerchen und Reifröcken angethan, aber für die Enthüllung und die Darlegung des größten religiösen Geheimnisses bist Du zu schwach". Wenn ich nicht irre, sind es Marpurg und Fasch, die von seinem handwerksmäßigen Componiren und Treiben der Musik Kunde geben: Vormittags ließ er vom Copisten zwischen die Notensysteme den Text setzen, den er am Nachmittage mit seiner Partitur umgab; in kurzer Zeit war dann eine Carnevals- oder Gelegenheitsoper, eine Fest- oder Kirchencantate fertig. Er sichtete nie, und einmal niedergeschrieben, blieben die Noten als Spiegel seiner Seele stehen. Wenn nun diesen beiden Gewährsmännern Glauben zu schenken ist, so liegt die Annahme sehr nahe, die schon eine oberflächliche Kenntnißnahme bestätigt, daß der Tod Jesu in ähnlich leichtsinniger Weise entstanden und vollendet sei.

Die Chöre und Fugen, sonst der Sitz der höchsten künstlerischen Offenbarung, strotzen von Ausdrücken des Gewöhnlichen, und wollen sie den Anlauf zu einem Kunstbau machen, so verfallen sie in die Plattheit des niedrigsten Contrapunktes und einer Schulpedanterie, wie sie die Echtheit des Ergriffenseins künstlerisch entrüstet zurückweisen mußte. Aber die äußere rhythmische Schlagfertigkeit, die keinen Zweifel duldet, sondern in der bloßen, klaren Greifbarkeit ihr Wohl und Wehe erblickt, spricht laut von der Zufriedenheit, mit der der Componist sich seines Stoffes entledigte. In einer unglaublichen Simplicität, wie sie heute auf jeder Dorforgel extemporirt werden, bewegen sich die vierstimmigen Choräle. Von einem tieferen Eingehen in das Wesen des evangelischen Chorals, wie es Bach mustergültig und so tief ergreifend geschaffen, ist hier keine Rede. Aber absehend von solcher Höhe, hätte es dem Componisten das Gewissen unsanft berühren müssen bei so trivialer harmonischer Ausstattung, bei so offenkundigen Geständnissen der eigenen Armuth. Das Carnevalistischste leistet Graun in seinen Sologesängen. Hier tritt die Vermuthung nahe, daß dem Verfasser irgend ein lasciver Operntext in den Nacken geschlagen hat, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Arien „Du Held, auf den die Köcher des Todes ausgeleert", ferner „So steht ein Berg Gottes" und vor Allem das Bravourstück „Singt dem göttlichen Propheten" ernst gemeint seien. Sie bewegen sich alle wie vorahnend im Geiste des lustigen Dittersdorf, der jedoch in seinem „Doctor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker" viel musikalisch Anmuthenderes gegeben hat.

Die Religion ist wohl schwerlich, sei es in welcher Kunst es wolle, mit so frivoler Gesinnung interpretirt worden und es wäre wohl an der Zeit, ein so langweiliges, geradezu gotteslästerliches Werk dahin zu verweisen, wohin es gehört. Es existirt ein Anklagesenat, der solche Blasphemien überwacht und streng bestraft; für Werke, die sich ähnlichen Fehl ungeahndet zu Schulden kommen lassen, müßte das Reichsjustizgesetz einen strengen Paragraphen aufnehmen, der durch keine Hinterthür illusorisch wird.

Wäre Mangel an passender Musik, die die Passionszeit würdig ausstattete, vorhanden, so könnte die Berichterstattung einen etwas milderen Ton anschlagen. Aber man greife nur in die gefüllten Schatzkammern, die uns Bach, Händel, Beethoven, Haydn und Mozart überlieferten, man durchsuche Schubert, Schumann, Mendelssohn, Spohr, Kiel u. A., und es wird wahrlich nicht schwer fallen, Geeignetes und Würdiges in großer Zahl zu finden.

Ein Trost bleibt uns: die alljährliche Ausführung des „Tod Jesu" ist etwa seit fünfzig Jahren ein Act der Pietät. Aber auch Pietät, falsch ausgeübt, überlebt sich zuletzt: Seit Jahren ist vom Stralauer Fischzug nicht mehr die Rede. H. Krigar.

Digitized by Google

Notizen.

Der Reichstag nimmt in diesen Tagen seine Sitzungen wieder auf und seine Debatten werden das Land lebhaft beschäftigen, wenn sie auch eine dramatische Spannung wie zur Zeit des Sociakstengesetzes nicht hervorrufen sollten. Die harte Arbeit des Tages kann das moderne Bedürfniß der Sensation nicht immer befriedigen. Rief das römische Volk in der Zeit des beginnenden Verfalles nach Brod und Schauspielen, so wird dem letzteren Verlangen heutzutage durch die Journalistik möglichst entsprochen, hoffentlich nicht als ein Zeichen, daß auch wir im Niedergange begriffen sind. Die Parallele dürfte nur insofern zutreffen, als die Presse selbst, seit ihre Anstrengungen in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, auf den Effect berechnet sind, an Einfluß und Wirkung nichts weniger als gewonnen hat. Das Ereigniß wird für den Tag verbraucht und dann sofort von dem folgenden abgelöst. Die nachhaltige Vertheidigung eines Gedankens oder einer Combination erfolgt höchstens, wenn man sich dafür engagirt hat und um jeden Preis Recht behalten will. Dann sind auch die thatsächlichen Consequenzen gleichgültig. Das Interesse der Zeitung muß natürlich dem politischen stets und überall vorangehen. Das hat sich noch soeben namentlich in der Wiener Publicistik bei Gelegenheit der Frage gezeigt, wie man den Berliner Frieden gegen russische Intriguen südlich vom Balkan schützen könne. Man rieth der Pforte auf ihrem Schein zu bestehen und empfahl dem Sultan, sich entgegen allen Vorschlägen zur Rettung dessen, was der letzte Krieg ihm noch gelassen, auf sein papierenes Recht des Julitractats zu berufen, gleichviel ob mit Verwendung des ottomanischen: Non possumus! die europäische Türkei ebenso zu Grunde ginge wie die weltliche Gewalt des Papstes mit dem vaticanischen. Bricht dann der Friedensbau erst recht zusammen, so wird ein pathetischer Leitartikel darüber geschrieben, wird lamentirt und declamirt, ohne daß das ohnehin längst abhanden gekommene Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit sich dadurch irgendwie verletzt fühlt. Ging es doch zur Zeit des Londoner Protokolls von Anno 1877 nicht anders her. Die Türkei mußte diese Zumuthung ganz so zurückweisen, wie sie es mit den Forderungen der Conferenz vor dem Kriege gethan hatte. Das verlangte ihre Würde, ihr Ansehen in Europa. Und als sie diesem verderblichen Rath ihrer sogenannten Freunde folgte, waren diese des Lobes voll für die heroische That. Hinterher freilich, nachdem der mannhafte Refus die Osmanli an den Rand des Abgrundes gebracht, gestand selbst Midhat Pascha, daß wenigstens die Ablehnung des fraglichen Protokolls ein verhängnißvoller Fehler war. Auch behauptete er, diesen Schritt widerrathen zu haben. Die türkenfreundlichen Blätter aber, die für die Verwerfung plaidirt hatten, waren längst zu anderen Sujets übergegangen und unterhielten das Publicum mit frischerem Stoff. Man wird denselben Verlauf auch jetzt wieder erleben. Dabei wundern sich die Leute, wenn der Respect vor der siebenten Großmacht in demselben Maße wächst, wie diese selbst ihre Pflichten und Aufgaben versteht. Der Berliner Frieden ist also nunmehr bald jährig, hat seine Dienste für die öffentliche Discussion vollauf geleistet und es ist hohe Zeit zur Behandlung anderer Themata. Für einen Nekrolog wird sich Gelegenheit bieten. Vielleicht wird sich dann auch über die Geheimgeschichte des Congresses mancherlei pikantes Material finden. Graf Schuwalow könnte Beiträge liefern, wenn er nach Tische, wo er sich bekanntlich oft genug in seltsam gehobener Laune befindet, die Lust dazu verspüren sollte. Man wollte seine Beförderung zu einem höheren Petersburger Posten sogar deshalb bezweifeln, weil seine vorgerückten Jahre nicht mehr dieselbe Energie, wie er sie als einstmaliger Chef der dritten Abtheilung bewiesen, gewähren würden, auch die lucullischen Freuden, welche der Londoner diplomatische Comfort ohne Gefahr für die Erledigung der Geschäfte gestattet, sich in dem schweren Ernst der gegenwärtigen russischen Atmosphäre weniger leicht befriedigen lassen. Damit wird aber das widerwärtige Gebiet der russischen Attentate berührt, über deren Ursprung die Acten noch nicht geschlossen sind, ein erschöpfendes Urtheil daher, von der selbstverständlichen Verwerflichkeit abgesehen, um so nützlicher verschoben wird, als die nihilistische Epidemie trotz aller außerordentlichen Maßregeln nicht über Nacht ihr Ende finden wird.

* * *

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. Von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges. Breslau 1879, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Diese Aufzeichnungen, die schon bei ihrem ersten Abdruck in der „Schlesischen Presse" ein ungewöhnliches Aufsehen erregt haben, werden jetzt, da sie in Buchform vorliegen, durch ganz Deutschland eine starke Verbreitung finden. Alle Welt weiß, welche verhängnißvolle Rolle Helene von Dönniges im Leben des geistvollen Ferdinand Lassalle gespielt hat. Bis jetzt hatten über das tragische Schlußkapitel im Dasein Ferdinand Lassalles nur dessen Freunde und naturgemäß einseitig berichtet. Aus dem Becker'schen Buche hatte man nur diese eine Seite kennen gelernt, von der andern, die durch die Verhältnisse in einen Gegensatz zu Lassalle gebracht worden war, hatte keinerlei Veröffentlichung stattgefunden. Jetzt hat Frau von Racowitza, die Hauptbetheiligte, das Wort ergriffen. Diese Schrift wirkt nicht wie eine tendenziöse Vertheidigung und eine advokatorisch spitzfindige Rechtfertigung des nicht zu Rechtfertigenden. Sie wirkt vielmehr wie eine einfache wahrhafte Darstellung des Sachverhalts. Alle, die Ferdinand Lassalle persönlich gekannt haben, und es leben derer ja noch genug, müssen zugeben, daß die Worte, die die Verfasserin ihm in den Mund legt, die Handlungen, die sie von ihm mittheilt, durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen machen. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes ist wohl niemals echter geschildert worden, als von dieser klugen, scharf beobachtenden Frau, die ihn unter den eigenthümlichsten Situationen allerdings am besten kennen zu lernen und am besten zu studiren Gelegenheit gehabt hat. Diejenigen, welche in den Aufzeichnungen der Frau von Racowitza eine sogenannte „pikante Lecture" und recht viel Skandal zu finden hoffen, werden bitter enttäuscht werden. Das Buch ist durch und durch decent, mit feinem Takt, geistvoll und mit überraschender Correctheit geschrieben, dabei in der Anlage und Composition so geschickt und fertig, daß man nirgends die literarische Anfängerin erkennt. Man würde demnach dem Buche großes Unrecht zufügen, wenn man es zur sogenannten Skandalliteratur zählen wollte. Es ist ein literarisch und psychologisch werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der interessantesten Männer unserer Zeit.

Bibliographie.

Dürckheim, Graf F. E. von, Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhange, Lilli's Briefwechsel enthaltend. 8. VII u. 175 S. Nördlingen 1879, Beck. 3. —

Bärenbach, Friedrich von, Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Grundlegung der kritischen Philosophie. 1. Theil. 8. XL u. 385 S. Leipzig 1879, Barth. 6. —

Bartsch, Karl, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII u. 407 S. Stuttgart 1879, Göschen.

Pietsch, Ludwig, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen April und Mai 1876, nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen. 8. IV und 318 S. Berlin 1878, F. Luckhardt. 4. —,

Oncken, Wilhelm, Oestreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. 2. Bd. Lexicon-8. XV u. 707 S. Berlin 1879, Grote.

Streckfuß, Adolf, fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Lexikon-8. Lieferung 1—8. S. 1—320. Berlin 1879, B. Brigl. Vollständig in 30 Lieferungen á —. 50.

Wildenrad, Johann von, Fra Filippo Lippi, Episches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 159 S. Hamburg 1879, O. Meißner. gebunden 3. —

Hoffmann, Wilh. Rud., der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt. 8. 52 S. Löbau 1879, Skrzeczek. 1. 20.

Muff, Chr., Antik und Modern. Ein Vortrag. 8. 48 S. Halle 1879, Mühlmann.

Fabri, Frdr., Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung. 8. VIII u. 108 S. Gotha 1879, F. Perthes. 2. —

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien die 2. Lieferung von

Encyklopædie der Naturwissenschaften.

Inhalt:

Handbuch der Mathematik

von Geh. Schulrath Dr. **Schlömilch.**

Erste Lieferung.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen zu jeder Zeit entgegen. Die Lieferung findet sich ausserdem in jedem grösseren Leseinstitute vor.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Novellen-Concurrenz-Ausschreiben.

Mehr Licht!

Die deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst (Quartal 3 *M.*) eröffnet eine Novellen-Concurrenz. Zu den Arbeiten, die mit einem Motto versehen sind, wird ein geschlossenes Couvert gelegt, das Namen und Wohnung des Autors angiebt. Dies Couvert muß als Aufschrift dasselbe Motto wie die zugehörige Arbeit tragen. Bewerbungen sind bis zum 1. October zulässig. Der Preis beträgt 1000 Mark. Preisrichter sind neben Silvester Frey, dem Herausgeber von „Mehr Licht!", Adolf Glaser, Josef Kürschner, Gustav Karpeles, Max Remy. Stoff und Umfang der Novelle sind dem Belieben des Autors überlassen. Die prämiirte Arbeit kommt in „Mehr Licht!" zum Abdruck. Von Zeit zu Zeit wird die Redaction den Lesern über den Stand der Concurrenz berichten. Die näheren Angaben sind aus dem Blatte selbst zu ersehen.

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Soeben eingetroffen:

Racowitza-Lassalle.

Eleg. br. *M.* 3.—; fein geb. *M.* 4.—.

Am Tage der Ausgabe

3 starke Auflagen vergriffen!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.

Jäger, Bergrath.

Idioten-Anstalt Gardelegen.

Durch Vergrößerung meiner Räumlichkeiten finden noch einige **geistesschwache Kinder,** sowie auch **ältere Geistesschwache** oder **Epileptische** Aufnahme. Familienanschluß u. Asyl in meiner Anstalt.

Die Anstalt liegt außerhalb der Stadt, und da mit derselben Oekonomie verbunden ist, so können den Zöglingen tägliche Spazierfahrten gewährt werden.

W. Schulze, Anstalts-Vorsteher.

Wissenschaft.

Die lebensgroße Büste,

65 cm hoch,

Arthur Schopenhauer

von

E. Ney

nach dem Leben modellirt,

erscheint jetzt in neuer Ausgabe von Gyps à 21 *M.*, von Elfenbeinmasse à 40 *M.*, Kiste und Emballage 3 *M.*

Gebrüder Micheli,

Berlin,

Unter den Linden 12.

Vollständiges illustrirtes Preisverzeichniß gratis.

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte

in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖRLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr. ö. W.

Vollständig bis Ostern 1880.

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte" vollständig klarlegt, ist gratis zu haben.

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. | Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Meinberg.

Kochsalz-, Stahl- und **Schwefelquellen. Gasreiche** (Sprudel) **Voll-** und **Sitzbäder.** Gas- und Gasdampf-Douchen. **Schwefelschlammbäder.** Kaltwasserkur. Elektrotherapie. Erfolgreich bei Blut- und Nervenschwäche, **Migraine, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Frauenkrankheiten,** Katarrhen aller Art, Hämorrhoidal- und Verdauungsbeschwerden. Ausgezeichnet durch schöne Lage, ländl. Ruhe u. erquickende Luft. 700′ ü. d. M.

Von dem Badearzte Physicus S.-R. Dr. Caspari erschien:

Meinberg, Kurerfolge bei **Neuralgie, Rheuma** und **Gicht.** F. Schöningh, Paderborn. 12. 59 S. (80 ₰.)

Fürstl. Brunnendirection.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Richard Eckstein in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 3. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Fortsetzung.) — Ein Ausflug nach Szegedin. Von St. G. — **Literatur und Kunst:** Treitschkes „Deutsche Geschichte". Besprochen von Friedrich von Weech. — Ein französischer Dramaturg. Von Paul Lindau. — Naturforschung und Naturscholastik. Von Wilhelm Bolin. — **Aus der Hauptstadt:** Nationaltheater. „Der Mennonit", Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch. Besprochen von — z —. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Fortsetzung.)

Die Herren Capläne, die in ihren Marpinger Wunderbroschüren von vielen geschehenen Wundern faselten, konnten vor Gericht auch nicht ein einziges Wunder als wirklich geschehen nachweisen. Daß einige hysterische Frauenzimmer, die gemeint hatten, sich nicht mehr rühren zu können, plötzlich wieder gehen konnten, oder ein Kind, das am Laufenlernen war, gerade in der Zeit einigen rascheren Fortschritt im Gehen machte, wird kein Besonnener als Wunderbeweise gelten lassen. Noch deutlicher trat die Hinfälligkeit der vorgeblichen Wunderbeweise in vielen anderen Fällen hervor. Drei Taubstumme sollten geheilt sein; durch ärztliches Attest ist constatirt, daß dieselben taubstumm blieben nach wie vor. Die Gräfin Spee ließ sich durch den Kaplan Dicke Marpinger Wasser für ihre kranke Tochter kommen, die Tochter starb. Trotzdem kam die gläubige Frau noch mit ihrer kranken Schwiegertochter, einer geborenen Gräfin Nesselrode, nach Marpingen, auch dieser half der Wunderort nicht. Die Heilung eines Kindes der Eheleute Becker galt als Wunder, das Kind ist thatsächlich an einer Kinderkrankheit gestorben. Besonderen Eindruck machte eins der frühesten Wunder, die Heilung des Bergmanns Rektenwald. Dieser Mann ist am fünften Tag der Erscheinung mit dem Ortsvorsteher Schnur an den Gnadenort hingegangen und auch mit demselben wieder fortgegangen. Unter furchtbaren Schmerzen will er geheilt sein, hat aber damals dem Schnur von seiner wunderbaren Heilung kein Wort gesagt. Und der Knappschaftsarzt hat bezeugt, daß dieser Bergmann schon im Mai 1876 von seiner Krankheit (Ischias rheumatice) geheilt war. An einen schon bestraften Wunderbetrug ward bei den Verhandlungen erinnert. Am 12. Juli 1876 sah Johann Faß, Lehrer in Tholey, in dem Wirthshause zu Marpingen einen Mann Stader mit seinem kranken Kinde. Als es Nacht wurde, ließ der Stader das Kind an der Hausthüre beten, auf einmal hieß es, das Kind sei gesund geworden. Es bewegte sich mühsam an der Wagendeichsel des Wägelchens, in dem es gefahren wurde. Der Stader sagte, es sei überall in Anstalten gewesen und als unheilbar entlassen. Er sammelte Geld und die Heilung des Kindes machte viel Aufsehen. Der Gendarm Mendel sagte darüber aus, er habe vor einem Wirthshause in Marpingen gestanden und gesehen, wie viele Menschen zusammenliefen. Als er näher getreten, habe er Stader mit seinem Kinde gesehen und gehört, wie er den Leuten weiß machte, das Kind sei lahm gewesen und nun geheilt worden. Vier Geistliche machten sich Notizen. Er habe die Leute aufgefordert, sich selbst zu überzeugen, ob das Kind geheilt sei. Die Leute seien aber bei seinem Erscheinen fortgelaufen. In St. Wendel habe Stader dasselbe Spiel treiben wollen, auch dort habe er ihn vertrieben. Dieser Stader war schon zweimal wegen solchen Vorschwindelns eines Wunders bestraft worden. Pastor Neureuter hatte in Correspondenz mit diesem Stader gestanden und ihn aufgefordert, in seinem Berichte keine Unwahrheiten über die Heilung seines Kindes anzugeben, damit man sie eventuell vor Gericht beschwören könne.

Besonders lehrreich waren die Enthüllungen über eine in den Wunderbroschüren des Kaplan Dicke und des Dr. Thömes mitgetheilte Geschichte, die ein Strafgericht Gottes darthun sollte. Ein Bauer — so ward erzählt — hatte seinen Knechten befohlen, eine Fuhre Holz aus dem Walde zu holen, die Knechte meinten, dieselbe sei zu schwer; da sagte der Bauer höhnend: „Spannt die Marei von Marpingen vor." — Gleich stürzten die Pferde und blieben todt. — So ein Rationalist wie ich könnte ja schon sein Befremden darüber aussprechen, daß der liebe Gott für die Sündenworte des Mannes die armen Thieren büßen lassen muß, jedoch an dergleichen Strafverschiebungen ist man bei solchen Wundergeschichten schon gewöhnt. Aber die ganze Wundergeschichte ist leider eitel Wind. In den Broschüren war der gottlose Bauer nicht genannt, aber das Gerücht bezeichnete bald den Kaufmann Fischer aus Ottweiler als den Uebelthäter, denn dessen Pferde waren wirklich gefallen in der Zeit. Auch fand sich in dem Notizbuch des Pastor Neureuter die Notiz: „Fischer aus Ottweiler, nicht katholisch" — „bringt mir die Marei aus Marpingen mit." Man konnte nun nachforschen und die Sache ergründen. Da stellte sich denn Folgendes heraus. Der Kaufmann Fischer, den Neureuters Buch übrigens mit Unrecht als nicht katholisch bezeichnete, hatte am 3. Juli drei Fuhren nach dem Forst geschickt, um Holz zu holen. Am Abend kehrten nur zwei Fuhren zurück; auf dem Heimweg war nach Aussage der Knechte das dritte Paar Pferde gefallen. Der dritte Knecht war an einem Orte im Wirthshause zurückgeblieben und hatte dann die armen Thiere, nachdem sie eben mit grobem Kleienfutter gestopft waren, übertrieben, um den andern Knechten nachzukommen. An einem späteren Ort hatte er ihnen dann noch viel Wasser zu saufen gegeben und in Folge dieser unvernünftigen Behandlung war den armen Thieren, wie die

Digitized by Google

thierärztliche Untersuchung hernach ergab, der Magen geplatzt; die Pferde waren somit eines natürlichen Todes gestorben. Der Besitzer war also völlig unbetheiligt, hatte auch an diesem Tage noch gar nichts von der Marpinger Wundererscheinung gewußt, also unmöglich von der Marpinger Marei höhnisch reden können.

Ganz ähnlich verhielt es sich mit einem Gerücht von einer wunderbar umgefallenen Fichte. Etwa vier bis fünf Wochen vor dem 3. Juli spazierte der Pastor Schwab aus Urexweiler durch den Wald, als plötzlich vor seinen Augen eine Fichte umfiel. Der Pastor fand daran nichts Un- und Uebernatürliches, aber im Volke verbreitete sich sofort das Gerücht von einem wunderbaren Umfallen der Fichte nach einer Erscheinung der Mutter Gottes. Der Baum ward von dem wundergläubigen Volk entrindet und aus seinem Holze wurden Kreuze geschnitten. Eine Zeit lang mochte sich Niemand entschließen die umgefallene Geisterfichte zu kaufen. Nach Aussage des Försters Bruch war nun diese Fichte längst als brüchig bezeichnet und zufällig am genannten Tage in Folge eines Windstoßes naturgemäß zusammen gebrochen. Der einzige Augenzeuge Pastor Schwab hatte das auch gleich gesagt und das spätere Wundergerücht geradezu als Dorfklatsch bezeichnet, auch beklagt, daß die Leute dort solchem Geschwätz sehr zugänglich und überhaupt abergläubisch seien. — Gleich viel — ein Wunder mußte geschehen sein, und die Wunderbroschüren brachten es.

So kläglich steht es nun mit allen diesen und ähnlichen hier umlaufenden Wundergeschichten. Es ist unglaublich, daß man solchen Albernheiten und Unwahrheiten gegenüber vor Gericht auch nur noch die Frage nach der Gotteswürdigkeit und dem Nutzen solcher Wunder, den kirchlich hergebrachten Kriterien glaubwürdiger Wunder, stellen mochte. Aber noch unglaublicher jedenfalls ist es, daß der Pastor Neureuter als einen Nutzen hervorheben mochte, das Volk nehme die Wunder freudig auf und dieselben seien nothwendig, um uns zum Christenthum zurückzuführen, daß derselbe ohne Untersuchung von dem Wundernutzen der vielen Krankenheilungen reden und als Nutzen solcher Wunder auch die Zunahme im Empfang der heiligen Sacramente bezeichnen mochte.

Das Bedrückendste fast bei dieser ganzen Affaire ist der eröffnete Einblick in die Seelen dieser Seelenhirten des Volkes. Nicht als Leiter des Volkes, sondern geradezu als Verleiter zum Aberglauben treten sie hervor. Der Pastor des Ortes, Neureuter, notirt in seinem Buche sorgfältig Alles, was ihm an Wundern zugetragen wird, aber untersucht und prüft nichts. Bei fast allen Berichten und Protokollen zu Gunsten der Sache ist seine Mitwirkung sichtbar, für die Wunderkinder liest er ein Hochamt und glaubt dem Gerichte gegenüber diese so auffallende Betheiligung mit der faulen Ausrede abschwächen zu dürfen, es sei nicht öffentlich bekannt gemacht, für wen das Hochamt sein solle, nur die Mutter der Kunz habe es gewußt. Von dem Untersuchungsrichter hört er, daß die Kinder widerrufen haben und doch schreibt er hinterher, von einem Widerruf der Kinder sei keine Rede. Am 14. Januar 1877 hält der Referendar Strauß mit ihm und anderen Pastoren eine Conferenz, um nach seinen Ermittelungen die geistlichen Herren von der Lügenhaftigkeit der Kunz zu überzeugen; aber Neureuter bleibt dabei: „Und wenn Sie auch versicherten, das Kind habe, seitdem es spricht, nur Unwahrheiten gesagt, so glaube ich doch an die Erscheinungen.“ Ehrwürden muß wohl von Lügen, wenn sie nur der Kirche zu dienen scheinen, andere Vorstellungen haben als Unsereins haben kann. Denn freilich der Pastor Neureuter hielt sich selbst nicht für verpflichtet, dem Regierungspräsidenten von Wolf, der ihm, dem damaligen Schulinspector, als Vorgesetzter gelten mußte, die Wahrheit zu sagen. Als derselbe ihn fragte, wer zu ihm zuerst von der zu erbauenden Kapelle gesprochen, sagte Neureuter, das wisse er nicht. Bei der Gerichtsverhandlung dagegen wußte er den Mann zu nennen und rechtfertigte eben die frühere unwahre Aussage damit, daß er angenommen habe, dem Regierungspräsidenten gegenüber nicht zur wahren Beantwortung seiner Frage verpflichtet gewesen zu sein.

In noch schlimmeren Lichte erschien die Mitwirkung des Pastor Schneider aus Alsweiler. Er war es, der Anfang September die Kinder fragte, ob sie auch den Teufel schon gesehen hätten, und der dadurch, wie das Gericht hervorhob, gewissermaßen der Urheber der Teufelserscheinungen ward. Derselbe hatte bei der Vernehmung am 30. August 1876 ausgesagt, er habe sich niemals mit der Versendung von Marpinger Wasser oder von heiliger Erde befaßt; bei der Gerichtsverhandlung gab er jetzt zu, daß er zwei oder dreimal Wasser versandt habe. Er rechtfertigte den Widerspruch damit, daß er gemeint habe, erst jetzt durch die Eidesleistung zur Wahrheit verpflichtet zu sein, als ob Christus nicht auch für die Geistlichen seiner Religion gesagt hätte: Eure Rede aber sei ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Uebel (Matthäus 5, 57). — Und als der Präsident des Gerichtes weiter nach dem Verfasser eines „Bergmann Kirsch und Frau“ unterzeichneten Artikels der „Germania“ forschte, der offenbar von diesen Leuten nicht verfaßt sein konnte, sagte der Pastor Schneider erst ausweichend, er glaube, wenn die Leute einen Artikel mit ihrem eigenen Namen unterfertigten, übernähmen sie auch die Verantwortung. Als der Präsident darauf bemerkte, das sei die juristische Seite, wollte der Pastor offen die Wahrheit gestehen und sagte nun, er sei den Leuten behülflich gewesen. Erst später, als der Bergmann Kirsch gestand, er habe den Artikel nicht geschrieben, bekannte sich Ehrwürden rundweg als Verfasser.

Ebenso stellte sich vor Gericht heraus, daß andere Erklärungen über Wunder und Erscheinungen seitens der Frau Kunz und der vier Männer nicht von diesen, sondern von dem Dr. Thömes verfaßt waren.

Der Caplan Dicke aus Minden, dessen Wunderbroschüre in mehr als 24,000 Exemplaren verbreitet ist, hörte die Geschichte von dem Strafgericht Gottes an dem Bauern und seinen crepirten Pferden von einem Caplan Dasbach in Trier und dem Pastor Neureuter und schrieb nun, weil er Beide für glaubwürdig hielt, kurzweg ohne weitere Prüfung die nachgewiesene Unwahrheit in die weite Welt hinaus. — Ebenso berichtete Dicke nach der „Germania“ ohne weitere Prüfung von dem wunderbaren Zutreffen einer Prophezeiung eines Engels. Den Wunderkindern sollte ein Engel erschienen sein, der ihnen prophezeit habe, er wolle das gute Kind Jakob Schnur holen, doch sollten sie nichts davon sagen. Das Kind sei darauf am 11. September krank geworden und gestorben. Die Verhandlungen haben ergeben, daß das Kind schon am 9. September krank war, die Wunderkinder erfuhren dies am 11. September im Hause der Frau Schnur. Ihre Prophezeiung war eine hinterher gemachte Lüge. Der Caplan Dicke hatte bei der Frau keinerlei Erkundigung über den richtigen Sachverhalt angestellt. Er schrieb das Wunder der „Germania“ nach, der Scribent der „Germania“ war Dr. Thömes und dieser hatte es von Neureuter, aber geprüft hatte das Wunder Keiner. — In der Schrift des Caplan Dicke steht auch, nachdem von der Erscheinung, welche vier Männer sahen, die Rede gewesen: „Die Jungfrau Anna Hahn war beim Anblicke der Lichtgestalt sofort in den größten Schrecken gerathen, stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Nachdem sie sich erholt, eilte sie mit zwanzig ihrer erschrockenen Gefährtinnen in schleuniger Flucht dem Dorfe zu.“ Und ähnlich heißt es bei Dr. Thömes: „Die Jungfrau Anna Hahn war bei der heiligen Erscheinung sofort in den größten Schrecken gerathen, stieß einen ihren Mitbeterinnen durch Mark und Bein dringenden hellen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Daher konnte sie nur einen kleinen Theil der heiligen Gestalt sehen und später beschreiben.“ — Jetzt vor Gericht befragt sagte Anna Hahn, neunzehn Jahre alt, bestimmt aus, sie habe nur einen weißen Schein gesehen, eine Gestalt habe derselbe nicht gehabt, sie sei im Pastorat vom Caplan Dicke nach dem weißen Schein gefragt, aber nicht aufgefordert, den Schein näher zu beschreiben. — Gewiß mit Recht bemerkte

Digitized by Google

darauf der Gerichtspräsident dem Herrn Caplan: wenn man dem Publicum so wunderbare Dinge mittheile, habe man doch alle Ursache, es mit penibler Genauigkeit zu thun und zuvor sorgfältig nachzuforschen.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Szegedin.

„Non cuique licet adire Szegedinum," sagte ich mir vor etwa sechs Wochen, als ich nur schwer dem Drange widerstehen konnte, mit einigen mir bekannten Mitgliedern des Athletenclubs und dem Correspondenten der „Daily-News", der sich ihnen angeschlossen, nach dem Schauplatze dieses fast beispiellosen Unglücks abzufahren. Denn, so gern ich mich nützlich gemacht hätte, ich überlegte, daß es dort nicht an Männern fehlen werde, wohl aber an Booten (nur vom Pester Stadtwäldchen-Teich und durch den ungarischen Director der Donaudampfschifffahrt waren einige in letzter Stunde an den Ort der Gefahr dirigirt worden) und daß man keine traurigere Rolle spielen könne, als die eines Schlachten- oder Ueberschwemmungsbummlers, der am Schauplatze eines öffentlichen Unglücks zur Befriedigung egoistischer Neugierde oder sträflichen Nervenkitzels sich müßig herumtreibt, die Zahl der „unnützen Mäuler" vermehrt und so Jedermann zur Last fällt, wie es in der That mit den meisten dieser Athleten und Turner der Fall war, deren Zurückberufen die Szegediner selbst verlangt haben.

Und das waren doch wenigstens junge, kräftige Leute, die das Ankämpfen gegen Wind und Wogen, das Steuern durch die vielfachen Hindernisse herumschwimmender Bäume und Dächer, oder einstürzender und eingestürzter Häuser gründlich verstanden, während wir „Helden von der Feder" als „Retter" schwerlich eine glänzende Rolle gespielt hätten. Selbst robuste Naturen, wie der Oberlieutnant Zubovics und der junge Graf Anton Zichy, der in einem leichten Schifferanzug eifrig herumruderte, um bis in die entlegensten Vorstädte Hülfe zu bringen, waren solchen Anstrengungen nicht gewachsen und wurden aufs Krankenlager geworfen.

Mit dem guten Willen allein ist in den seltensten Fällen geholfen, wie a. A. auch die Candidaten der Felegyhazaer Lehrerbildungsanstalt bewiesen, die am Rettungswerke in Szegedin ebenfalls werkthätig theilnehmen wollten und in Szatymáz in Kähne stiegen, dieselben aber nicht zu regieren verstanden, so daß nur ein Theil der Flotille den Alfölder Damm erreichte, während die anderen Seefahrer einem Gehölze zugetrieben wurden, wo sie die Bäume mit den Armen umfassen, und als ihnen in der Kälte und Nässe die Kraft dazu schwand, auch erklettern mußten. Ja Einige, von Hunger und Frost ganz erschöpft, mußten sich sogar an die Aeste binden lassen, bis nach langer Todesangst Rettung durch Matrosen nahte. Deshalb habe ich keinen Augenblick bedauert, daß ich mich den sogenannten „Rettern" nicht anschloß, von denen die wenigsten auch nur eine Maus retteten. Nur Pioniere, Matrosen und ähnliche „Seeratten" waren bei der Katastrophe von wirklichem Nutzen.

Aber jetzt, nach einem Monate, nachdem die große Aufregung sich gelegt und durch die großartige Sympathie aller Culturvölker und ein edles Kaiserwort die Gemüther sich etwas aufgerichtet haben, auch die erste Noth abgewendet ist und von allen Seiten Pläne auftauchen, sowohl Betreffs der Reconstruction der „zweiten Stadt Ungarns", als auch der Beseitigung künftiger Wassergefahr, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich einer Excursion von Abgeordneten und Sachverständigen anzuschließen, die sich nach den überschwemmten Gegenden begab, um dort durch eigenen Augenschein Belehrung zu schöpfen.

Der Magyar liebt nicht, wie der Germane, den Wald, „so hoch da droben", er singt nicht mit Schiller „Auf den Bergen wohnt Freiheit", oder mit Burns: „Mein Herz ist im Hochland", im Gegentheil, es zieht ihn nach den Niederungen. Besonders fürs „Alföld", wo das ungarische Element sich unvermischt und massenhaft niedergelassen, um Angehörige fremder Stämme, die sich in seine Mitte begeben, sich zu assimiliren, für dieses weite Flachland, dieses Mesopotamien zwischen Theiß und Donau, schwärmte Petöfi, schwärmen seine Epigonen. Das ungarische Lied, der ungarische Roman sucht die Ebene auf; Szegedin, an das sich so viele, jedem Ungarnherzen theuere Erinnerungen knüpfen, ward vorzugsweise als ein Culturſitz, eine Burg des Magyarenthums geschätzt. Und Szegedin verdiente das. Es war eine kernhafte, tüchtige Stadt, welche immer eine ehrenvolle Rolle in der Geschichte ihres Landes spielte, und besonders im letzten Jahrzehnt einen bedeutenden Aufschwung nahm durch die Regsamkeit, die Findigkeit ihrer Einwohner. Neben den Lehmhütten und einstöckigen Häuschen aus der Zeit, als Szegedin noch eine „Fischerstadt", erhoben sich recht ansehnliche öffentliche und Privatgebäude aus Stein, welchen schöne Promenaden und freie Plätze einen Relief gaben. Geld- und Creditinstitute belebten Handel und Verkehr; Schulen und Bildungsmittel verschiedener Art sorgten für die Erziehung des jüngeren Geschlechts; ja selbst eine Ausstellung brachte die Stadt aus eigenen Mitteln zu Stande, nahm also immer mehr die Allüren einer Großstadt von 70,000 Einwohnern an. Da auch die städtische Verwaltung eine musterhafte war, stand ein weiteres Aufblühen mit um so größerer Wahrscheinlichkeit in Aussicht, als auch einzelne Zweige der Industrie neben der Landwirthschaft dort Wurzeln faßten. Nur Ein Gespenst bedrohte diese Zukunft, ja drohte der blühenden Stadt mit grauenvoller Zerstörung: die Ueberschwemmung. Berühmte Ingenieure, wie Paleocapa, Major v. Stefanovics, Hobohm hatten sie Jenen, die hören wollten, mit apodictischer Gewißheit vorher angemeldet. Den Einwohnern Szegedins kann man nicht zum Vorwurfe machen, daß sie taub oder blind waren gegenüber dieser furchtbaren Gefahr, oder Opfer scheuten zu ihrer Beseitigung. Nur waren sie häufig nicht derselben Meinung mit der Regierung, dem Regulirungsplan, oder einzelnen Ingenieuren. Peccatur intra muros et extra. Der Ministerpräsident macht der Stadt zum Vorwurf, daß sie selbst, der Flöße wegen, das Einmünden der Maros oberhalb Szegedins wünschte und mit Kosten durchsetzte, daß sie keine Lust zur Anlage eines Ringwalls bezeigte, während die Szegediner das Letztere in Abrede stellen und behaupten, die Regierung selbst habe diesen Plan aufgegeben und Zwangsarbeiten für den Alfölddamm vorgeschrieben, den sie und ihre Ingenieure doch vorher für unnütz erklärt hätten. Der geringen Voraussicht oder der geringen Energie der Regierung und ihrer Organe (von denen der bestgehaßte der Commissär Lukacs) schieben sie die größere Hälfte der Schuld zu.

Wir wollen hier nicht erörtern, ob mit Recht, wie es wahrscheinlich ist, fehlten und irrten beide Theile. Daß aber, nachdem fast eine Woche lang die Gefahr der Vernichtung in unmittelbarer Nähe stand und ein verzweifelter Wettlauf in die Höhe zwischen Dammarbeiten und Fluthen vor sich ging, doch die Einwohner nicht aufgefordert oder eventuell gezwungen wurden, ihre Mobilien, ihr Vieh, ihren Besitz überhaupt und ihr eigenes Leben, wie das der Ihrigen, in Neu-Szegedin oder sonstwo in Sicherheit zu bringen, derlei ist nur in Ungarn möglich, in Deutschland wäre es nicht vorgekommen, denn die Vernichtung war so höflich, ihre Visitenkarte mehrere Tage vorher abzugeben. Auch im Jahre 1876 hatte sie, nachdem eine längere Periode trockener Jahre die Stadt in Sicherheit gewiegt, an ihren Thüren angeklopft, war aber nicht eingetreten. Ein Zufall, der freilich einer anderen Stadt zum Verhängniß wurde, hatte sie abgelenkt und das mag diese fatale Sicherheit erklären; man hoffte eben und „Sachverständige" versicherten ja, daß auch diesmal die Gefahr vorübergehen werde. Leider war dies nicht der Fall und die blühende Stadt ist ein Schutthaufen: von den 6300 Häusern stehen nur noch wenige Hundert, doch wir wollen uns die Verwüstung selbst ansehen.

Die Expedition nach Szegedin, welche am 5. April von einigen 30 Abgeordneten und etwa 20 Ingenieuren und Magistratspersonen der Hauptstadt unternommen wurde, war nicht von der Witterung begünstigt. Da aber der mächtige Donaustrom von Pest, ja schon von Wien an jene landschaftlichen Reize vermissen läßt, die wir auf der Strecke Passau-

Digitized by Google

Linz und zum Theil auch Linz-Wien bewundern, so ließ sich das verschmerzen. Dort zeigt sich die Donau noch als romantisches, naturwüchsiges, wildes Schwarzwaldkind, welchem das Joch der Schifffahrt nur wenig über den Hals geworfen ist (man sieht oft Stunden lang kein Schiff, im Gegensatz zu dem so lebendigen Rhein) — hier aber wälzt sie sich geduldig dahin, wie der Rhein von Cöln bis Wesel, und trägt alle möglichen Lasten auf ihrem breiten Rücken. Erst in der Umgegend Kameniczas und Peterwardeins zeigte sie wieder ein großartiges Panorama. Für die Ungarn war aber die ganze Strecke reich an historischen Reminiscenzen aus der älteren und neuesten Zeit und diese variirten das Gesprächsthema, welches Anfangs sich ausschließlich über die Donau- und Theißregulirung verbreitete. Unter den Mitgliedern der Expedition befand sich auch der bekannte General Stefan Türr, dessen bewegtes Leben zwar in den Hafen einer friedlichen industriellen Stellung bugsirt ist, dessen lebhafter Geist aber gelegentlich sich in Vorlesungen und Reden Luft macht, worin er Verbesserungsvorschläge mancher Art erörtert, die er dem Landeswohl für dienlich erachtet. Gegenwärtig ist er Vorkämpfer für ein Kanalisirungssystem, das er für die vaterländische Cultur höchst wichtig hält. Er führte der Gesellschaft das Beispiel der bulgarischen Colonisten vor, die das Wasser selbst auf ihre Grundstücke leiten, während die ungarischen Landwirthe noch davor zurückscheuen, ihre durch fortgesetzten Raubbau erschöpften Felder mit Hülfe technischer Hülfsmittel wieder werthvoller zu gestalten. Wir glauben, daß Türr es sehr gut meint und auch Manches von seinen Vorschlägen annehmbar und durchführbar erscheint, aber die auch schon von anderer Seite (in der „Neuen freien Presse") ventilirte Idee, große Wasserreservoirs an den Südabhängen der Karpathen herzustellen, um Kanäle zu speisen, die ungarischen Niederungen zu bewässern, würde sich nur dann segensreich erweisen, wenn zugleich ein größerer Abfluß des Wassers aus der Donau bei der Stromenge vor Orsova durchgeführt werden könnte; ohne diesen vermehrten Abfluß müßte aber das Alföld ein Sumpf werden.

Der traurige Untergang der zweitgrößten Stadt Ungarns hat auf die größte einen höchst deprimirenden Eindruck gemacht. Sie erinnert sich, daß ihre neuentstandenen Paläste, ihre kokett geschmückten Quais auch vor nicht langer Zeit (im Jahre 1876) einem bedenklichen Fußbad von Seiten der zu Zeiten sehr wenig „blauen" Donau ausgesetzt waren und einem schlimmeren Loose nur mit knapper Noth entrannen. Zwar kann der Strom auch in seiner größten Wuth die gewaltigen Quadern in Pest nicht so rasiren, wie die Theiß die Lehmhütten Szegedins rasirte, aber man erinnert sich, daß der Schaden, den die Hauptstadt bei der Ueberschwemmung von 1838 erlitt, an die 70 Millionen betrug. Bei solchen Summen hört die Gemüthlichkeit auch der loyalsten Bürger auf. Die Presse ließ deshalb einen Warnungsruf nach dem andern erschallen, man gründete sogar einen Verein, der anregend, warnend und antreibend hinter jenen Organen stehen soll, denen die Flußregulirung anvertraut ist, an deren Unfehlbarkeit seit der Ueberschwemmung Budapests 1876 und besonders seit der Katastrophe Szegedins Niemand mehr glaubt, um so weniger, als sie selbst officiell gestehen mußten, daß ihr System der Theißregulirung ein verfehltes war. Man dringt also jetzt darauf, daß die hochstehenden Herren und gelehrten Fachmänner auch dem beschränkten Unterthanenverstande eine Concession machen und der Commune oder einer gemischten Commission Einsicht in ihre Projecte gestatten. Da ist nun erklärlich, daß auch der Bauinspector Bodoky, welcher als Delegirter des Communicationsministeriums die Gesellschaft begleitete, schon gleich nach der Abfahrt mit mancherlei dahin zielenden Fragen bestürmt wurde, namentlich was die Absperrung des Sorokśárer Donauarmes und die Zusammenpressung des Flußbettes betrifft. Für die Leser der „Gegenwart" würde diese Discussion nur von geringem Interesse sein, ebenso wie die Besprechung der verschiedenen Broschüren, die in Wien und hier in Pest über diesen Gegenstand erschienen sind und die ich pflichtschuldigst durchstudirte. Es sei mir also gestattet, das Resultat der gewonnenen Eindrücke nur kurz dahin zu präcisiren: daß im Großen und Ganzen die bisherige Donauregulirung keine verfehlte genannt werden kann, sie aber den Fehler hat, daß sie sich nicht über eine größere Strecke des Stromlaufes ausdehnt, so daß also bei plötzlichem Schneeschmelzen und großem Regen keineswegs die Gefahr für die Hauptstadt beseitigt ist, so lange namentlich die jähe Flußkrümmung bei Ercsi nicht beseitigt und ein anderes Bett dort hergestellt worden durch Abschaffung des Nebenarmes. Bodoky gab selbst zu, daß auch auf dem unteren Donaugebiet noch Vieles geschehen müsse. In Mohacs, bekannt durch die verhängnißvolle Niederlage, welche dort die Ungarn erlitten, hielt das Schiff kurze Zeit an, dann Nachts in Bukovar. Morgens etwa gegen 10 Uhr gelangten wir an die Theißmündung.

„Dort ist die Theiß!" rief Alles auf dem Schiffe, als wir links vom Donauufer Titel gewahrten mit seinem Vorgebirge, das ein cidatellenartiger Pulverthurm krönt.

Ja, da wogte er vor unsern Augen, dieser speciell ungarische, vielbesungene und vielverfluchte Strom, der so viel Segen verbreitet, aber auch in seinem Zorn so fürchterlich sein kann, als wolle er die ganze Welt verschlingen, wie Petöfi singt. Da wälzte sich der vielfache Mörder so bescheiden und ruhig der Donau zu, „als hätt' er nichts gethan". Man sieht der Theiß gar nicht an, daß sie in einer Ausdehnung von 600 Kilometern der einzige Fluß ist, welcher am linken Ufer der Donau alle Wassermengen Siebenbürgens und des östlichen Ungarns zuführt.

Rasch dampften wir in das Bett des Stromes hinein, welcher, um bis hierher zu gelangen, 240 Meilen des fruchtbarsten Bodens durchzogen, dem die Regulirung auf diesem Wege Windungen in der Ausdehnung von 610,918 Kilometern abgeschnitten. Da man den Fluß so continuirlich in enge Zwangsjacken preßt, ist es da Wunder, wenn der freie Gebirgssohn sie bisweilen so gewaltsam zerbricht und überschäumt!

Die ungarische Tiefebene ist zwischen die zwei Extreme gestellt: Ueberschwemmung ganz ungeheurer Strecken oder complete Trockenheit, wie in den 60er Jahren. Freilich, vor einem halben Jahrhundert noch genirten die periodischen Ueberschwemmungen wenig. Im Gegentheil, nach dem Ablauf des Wassers gediehen ja die Weiden dort nur um so üppiger und der Grundbesitzer begnügte sich mit dem Ertrag einer solchen, ihm gar keine Auslagen verursachenden Viehmästung: Aber schon in den dreißiger Jahren stieg Grund und Boden an Werth, die Einführung der Dampfschiffe, der Eisenbahnen ließen entfernte Märkte suchen, man wollte nicht länger im eigenen Fette ersticken. Die erste Sorge war nun, die bisher den Ueberschwemmungen preisgegebenen Gründe davor zu schützen; an eine rationelle Regulirung dachte man nicht, kämpfte nur gegen lokale Uebelstände und das oft nur mit geringem Erfolge. Die Dämme gegen die Theiß wurden meist in Robot aufgeführt, und lohnten sich sehr durch das Erträgniß der dem Anbau gewonnen Gründe; der Erfolg der ersten Dammerbauer lockte die Nachbarn zu gleichen Unternehmungen, 29 Gesellschaften bauten Schutzdämme, die 200 Quadratmeilen gegen Ueberschwemmung schützen sollten und eine Gesammtlänge von 1615 Kilometern erreichten. Bald war die Theiß auf beiden Ufern von Dämmen eingeschnürt, die nur wenige Lücken ließen. Jeder wollte so viel als nur immer möglich an jungfräulichem Boden gewinnen, man vergaß nur das Eine, das Bett der Theiß so groß zu lassen, um die ganze Wassermasse der Karpathen aufnehmen zu können. Die Folge war, daß der Wasserabfluß ins Stocken kam, Sümpfe anwuchsen und die niedern Stellen hinter den Dämmen überfluthet wurden.

Da die bereits wieder hergestellten Dämme nicht genügten, kam man auf das System von Zwischendämmen, und die Gefahr für Szegedin ahnend, plante man einen Ringdamm — trop tard!

Wie ein ungeheurer See, in der Nähe schmutzig gelb, in der Entfernung mit lichtgrauem Spiegel von Dämmen und Erdaufwürfen unterbrochen, zeigte sich das Inundationsgebiet der Theiß, es reichte bis zu den herabhängenden Wolken am fernen Horizont.

Digitized by Google

Mit der Abenddämmerung gelangten wir nach Töröck-Becse, dem Schlüssel des Banats. Dort begrüßte die Abgeordneten eine Deputation, die zwar die zähe Ausdauer, welche die Bewohner der Stadt im Kampfe gegen die Fluthen bewiesen, schilderte, aber doch erwähnte, daß schließlich ein solcher Kampf doch die Kräfte einzelner Bezirke übersteige. Denn die Theiß gewinne hier überaus rasch Terrain, ganze Häuserreihen hätten schon expropriirt werden müssen und noch immer sei der Anprall des Wassers gegen die Stadtseite im Zunehmen. Man hört diese Klage aus zu vielen Theiß- und Donaugegenden, daß endlich doch einmal die Regierung Ernst machen und erkennen muß, daß es sich hier um sehr ernste Landesinteressen handelt. Als wir Töröck-Becse verließen, durchschnitt der Dampfer eine spiegelglatte, scheinbar endlose Wasserfläche. Innerhalb der Dämme trug uns die hoch angeschwollene Theiß, aber auch jenseits der Dämme war das Land durch Grundwasser überschwemmt, so daß der Wasserspiegel beinahe nach allen Richtungen an den Horizont reichte, ein Meer, aus dem nur die Dörfer und einzelne Bodenerhöhungen gleich Inseln sich erhoben.

Wir verließen das Schiff in Szegedin bei der Schulgasse, der einzigen, die trocken ist. Ueber sie hinaus beginnt bereits die Sündfluth, die übrigens schon um einen Meter gefallen ist. Selbst der hochgelegene Stadthausplatz wird noch mit Kähnen befahren und zum Stadthause führt ein Bretterpodium als provisorisches Trottoir. Bei der Mercygasse begannen wir auf einem starken Flosse unsere Fahrt zwischen eingestürzten und auch unversehrt scheinenden Häusern vorbei, die aber noch bis an die Fenster im Wasser stehen. Obgleich die Wohnungen hier von soliderem Material erbaut sind, konnten doch nur die wenigsten der Zerstörung widerstehen und es macht einen traurigen Eindruck, durch die Fensterhöhlen oder halb abgerissenen Fensterflügel in die plötzlich verlassenen Heimstätten einst glücklicher Familien zu schauen, wo die sorgsam befestigten weißen Vorhänge und so vieles Andere von der ordnenden Hand der Hausfrau noch Zeugniß ablegen. Von einzelnen Häusern stehen nur noch die Seitenwände und halten das Dach, während der Wind schauerlich durch die Ruinen bläst, von andern sind nur Mauerreste noch übrig. Diese Zerstörung wird immer größer. Der Anblick, welchen die Rochuskirche und deren Umgebung bietet, ist wirklich gräulich. Ein Chaos ineinander geschichteter Hausdächer neben einzelnen im Wasser stehenden steinernen Häusern. Die complete Vernichtung zeigt sich aber in der Mihelygasse. Dort gibt es kein einziges unversehrtes Haus mehr. Von den meisten stehen nur noch die Planken, innerhalb welcher die vom Dache niedergedrückten Reste des Hauses lagern. Aber inmitten dieser Zerstörung sandte der Frühling Boten neuen Lebens. Die Aeste der Bäume, so weit sie nicht von gegen sie geschleuderten Thüren, Pfosten und Möbel zertrümmert worden, prangen voll duftiger zarter Blüthen. Zugleich tragen sie aber auch Früchte sonderbarer Art: Milcheimer, Töpfe, Wäsche u. s. w., und anstatt der Vögel, die sie sonst beherbergen, haben sich obdachlose Menschen einquartiert. Ich sah dort zwischen ein paar Bäumen drei aneinander befestigte Schlafstühle hängen, welche mit Bettzeug versehen sind und einer Familie als Wohnstätte dienen. Einen solchen zum Wohnsitz hergerichteten Baum sah ich später auch in einer zerstörten Vorstadt. Da war eine ganze Hauseinrichtung untergebracht: Stühle, Kasten und sonstige Möbelstücke, Bettzeug und Geschirr auf den oberen, Maiskolbenbündel auf den unteren Zweigen. Sicherer wohnen Diese auf alle Fälle, als Jene, welche trotz des Verbots ihre baufälligen Hausruinen nicht verlassen wollen. Es ist ein wahrer Frevel, dort zu bleiben. Die Dächer knarren im Winde und drohen jeden Augenblick einzustürzen und die Bewohner zu begraben. Diese wissen das, rühren sich aber doch nicht vom Fleck, so daß der Regierungscommissar mehrere hundert solcher Mausefallen zusammen schießen lassen mußte, damit sie nicht bewohnt werden konnten. Andere wohnen in Wagen, die mit Matten zugedeckt sind. Die originellste Arche Noahs hatte sich aber jener Szegediner ausgesucht, der sich, mit Proviant versehen, in einem großen Waschzuber placirte und diesen mit einem Seil an den oberen Stamm eines Baumes festband. So sah er dem Steigen und Fallen der Fluth mit großer Gemüthsruhe entgegen. Wenn nur sein Proviant ausreicht. Noch anhänglicher an ihre Heimstätte als die Menschen zeigen sich die Hunde — manchen derselben hat aber das Unglück verwildert oder psychisch gestört, wie so manchen Menschen auch, so daß sie selbst ihre Herren jetzt anbellen, wenn sich diese ihnen mit Futter nahen. Auch die kürzlich zurückgekehrten Schwalben wissen sich diese Veränderung nicht zusammen zu reimen und suchen vergeblich ihre früheren Niststätten, nur die feisten Gänse und Enten tummeln sich behaglich in dem schmutzigen, Miasmen aushauchenden Wasser um so lieber, als Unmassen weggeschwemmter Körner auf der schmutzigen Fluth herumtreiben, so daß ihre Ernährung für längere Zeit gesichert erscheint.

Auch der östreichische Staatsbahnhof stand unter Wasser, gegenwärtig reicht aber die Fluth nur noch bis an seine Schwelle. Rings umher bis an den Eisenbahndamm bildet das Wasser einen großen See, jenseits des Damms ist es aber schon Meer zu nennen, aus dessen unabsehbarer gewölbter Fläche Kirche und Bäume von Dorozosma wie eine Insel hervorragen.

In der Rochusvorstadt nichts als Trümmer. Die noch vorhandenen Rohrdächer liegen flach, wie ein aufgeschlagenes Buch, im Wasser.

Nun kamen wir zum Durchbruche, durch welchen die Vernichtung in die Stadt eingezogen. Dort wurde jetzt von etwa 100 Arbeitern fleißig gearbeitet. Drei riesige Pilotirmaschinen schlugen Pfähle ein; dann den Durchbruch absperren, den Eisenbahndamm wiederherstellen, das ist der Prolog der Wiederherstellung Szegedins. Dann soll der Ringdamm sich erheben, die englische Riesenpumpmaschine „la belle France“ ihre Wunder thun und auf dem entwässerten Grund und der zu rasirenden Citadelle neues, schöneres Leben sprießen aus Ruinen. So hat es der Kaiser verkündet, der Ministerpräsident und — Kossuth. Alle sind sie darüber einig, nur Manche der Nächstbetheiligten, die Szegediner, denen das Wasser so oft schon an den Hals ging, sind noch nicht recht entschlossen, ob sie in ihr Wassernest zurückkehren und ihren Ingenieuren vertrauen sollen; denn wie ein gebranntes Kind das Feuer fürchtet, so ein halb ertrunkenes das Wasser, und es gibt auch jetzt noch Unglückspropheten, wie den Ritter von Stefanovics, die alle Ring- und sonstige Dämme für unzureichend erachten, ehe nicht die engen Felspforten der Donau bei Ploesa und im Kazan, welche die Donau und ihre Nebenflüsse stauen, beseitigt sind. Eine andere Autorität will die Sprengung eines Kanals in der ganzen Stromenge von Tape aus.

Uebrigens sind auch schon die Anfangsarbeiten, wie ich mich überzeugte, überaus schwierig. Der Dammriß beträgt an die 1100 Meter und besteht in der Wirklichkeit aus mehreren Rissen, die nicht nur bis auf den Grund gehen, sondern auch ins Uferland große Einschnitte gemacht haben.

Nun fuhren wir über Gärten und Weinberge zu jener Windmühle, welche in dem Momente zusammenstürzte und die dahin Geflüchteten unter ihren Trümmern begrub, als eben Rettung in Sicht war. Des Müllers Weib und Kind ertranken mit den Uebrigen, er selbst gerieth bei der Katastrophe zwischen zwei Balken und blieb so über dem Wasser. So fand man ihn und konnte ihn retten, nachdem man die Balken entzwei gesägt, um seine eingezwängten Füße frei zu machen.

Wir fuhren weiter zum Algyöer Thor. Dort sah man nicht einmal mehr Trümmer an der Stätte, wo vor kurzem noch vier große Gassen standen. Sie waren einfach weggeblasen.

Unsere melancholische Stimmung nahm zu, als wir jetzt den Rochusfriedhof und noch andere Kirchhöfe, den der Oberstadt, der Gyöer u. s. w. zu Gesicht bekamen. Ueber das eingestürzte Zollhaus hinweg fuhren wir in ein Labyrinth von Gassen, die ihre einstige Form gänzlich eingebüßt. Hier sind viele Menschenleben zu Grunde gegangen.

Zu oberst gekehrte Bretterremisen und Dächer auf vier Balken dienen als Wohnungen. Auf einem der Trümmerhaufen liegt ein großes Kreuz, von den Fluthen aus einem Friedhofe hierhergeschwemmt; es ist Sinn in diesem Zufall, denn hier ist wirklich ein Grabhügel, worunter Menschenglück und Menschen-

Digitized by Google

leben ruhen. Durch die Liszigasse gelangten wir endlich auf den Bakto-Szüllerer-Damm wo die obdachlose Bevölkerung Szegedins sich trauernd niedergelassen hat. Wie es ihr erging in den ersten Tagen und Nächten in Sturm und Regen, als es noch an warmer Kleidung und Nahrung fehlte, kann man sich unschwer denken, jetzt ist die Verzweiflung, die Apathie jener Zeit gewichen; denn auch das Unglück gewöhnt sich und die Kinder tummeln sich dort ebenso lustig herum, wie einst auf den Spaziergängen der überschwemmten Vaterstadt.

Ich bekam selbst das Gefühl, daß der längere Anblick des Unglücks die Seele abstumpfen kann. Traurig bis ans Herz hinan fühlte ich den Drang, dem weiteren Anblick solch unseliger Scenerien mich möglichst bald zu entziehen und verzichtete darauf, mich jener aus etwa 16 Herren bestehenden Gesellschaft anzuschließen, die ihre Inspectionsreise mittelst Dampfschiff noch auf die Petreser Dammlinie (wo die hauptsächlichsten technischen Fehler begangen wurden, welche den Ruin Szegedins verschuldet haben sollen) und die fast ganz zerstörten Orte Tape und Algyö ausdehnten, und auf diesem Wege auch die heldenmüthigen Werke angestrengter Kraft besichtigten, welche in der Stunde höchster Gefahr die Städte Szentes, Csongrad u. s. w. zu ihrem Heile zu schaffen verstanden. Sie haben diesmal den Wettlauf in die Höhe mit den Fluthen siegreich bestanden, man fragt sich aber wehmüthig: „Auf wie lange?"

Du fruchtbare, ewig spendende mütterliche Erde der Magyaren, wie lange wird es noch dauern, bis deine Söhne dich vor der Verwüstung bewahren, womit nicht nur die Theiß und Donau, sondern auch manch wilder Nebenfluß, wie die Maros, Körös u. s. w., dich alljährlich bedrohen, bis sie dieselbe hartnäckige Vertheidigung mit vereinter Kraft führen, mit der z. B. die Holländer dem Meere ihre Heimat abgerungen haben? Wahrlich, das wäre nöthiger als nationale Schauspielhäuser (denen nichts fehlt, als die nationalen Schauspieler und Dramatiker) und andere Luxusbauten für viele, viele Millionen zu errichten. Nirgends ist es nöthiger als hier, einer Nation zuzurufen: „Erst die Arbeit und dann das Vergnügen!"

St. G.

Literatur und Kunst.

Treitschkes „Deutsche Geschichte".*)

Unter den Verlagsartikeln, welche der treffliche Salomon Hirzel für seine Firma erwarb, der bekanntlich nicht nur als geschäftsgewandter Buchhändler, sondern auch als sachkundiger Gelehrter seine Entscheidungen traf, nimmt die „Staatengeschichte der neuesten Zeit" eine hervorragende Stelle ein. Der stattlichen Reihe von Bänden, welche diesen Gesammttitel führen, gehören Werke an, die nicht nur für die historische Wissenschaft, sondern auch für unsere Literatur von hohem Werthe sind. Frankreich und England, Italien und Spanien, Rußland und die Türkei sind in ihrer modernen Entwicklung geschildert und von einzelnen dieser Werke ist selbst in den Ländern, deren Geschichte sie darstellen, anerkannt, daß die deutschen Forscher die Leistungen der einheimischen Gelehrten erreicht oder sogar übertroffen haben.

Nun endlich hat auch die neueste Geschichte Deutschlands ihren Bearbeiter gefunden, und wir stehen nicht an, den ersten Band der Deutschen Geschichte von Heinrich von Treitschke zu den ausgezeichnetsten Geschichtswerken zu zählen, welche seit einer langen Reihe von Jahren zu Tage getreten sind.

*) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII und 790 S. Leipzig 1879, S. Hirzel. 10 M.

Die Bearbeiter der bis daher erschienenen 23 Bände der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" haben nicht nöthig gehabt, hinter den Zeitpunkt zurückzugehen, von welchem aus man die neueste Epoche der Weltgeschichte zu datiren pflegt; sie alle beginnen mit der Darstellung des Wiener Congresses oder wenigstens der Ereignisse, welche dieser Fürstenversammlung folgten, die sich angemaßt hatte, die Geschichte der Völker und Staaten Europas willkürlich neu zu gestalten.

Auch Treitschke hatte ursprünglich an derselben Stelle einsetzen wollen, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, eine Geschichte des Deutschen Bundes zu schreiben. Zur Zeit, da er, auf Hirzels Wunsch, diese eben so ehrenvolle als — wie er sich selbst nie verhehlte — unendlich schwierige Aufgabe übernahm, war nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß das Elend des Deutschen Bundes, die Unnatur dieser Schöpfung des Wiener Congresses, so bald ein Ende nehmen werde, und der Geschichtsschreiber des Deutschen Bundes hatte die unerfreuliche Verpflichtung vor sich, nicht nur die äußerst unerquickliche Entwickelung der Vergangenheit zu schildern, sondern auch zu constatiren, daß die Gegenwart an denselben Uebeln wie jene Vergangenheit kranke, ohne jede sichere Hoffnung auf künftige bessere Zeiten. Diesen letzten Passus freilich würde Treitschke niemals in sein Programm aufgenommen haben, denn er war stets von der Ueberzeugung erfüllt und bis in das tiefste Innere durchdrungen, daß unserem Vaterlande eine glänzende Zukunft beschieden sei, und daß die ganze geschichtliche Entwickelung des preußischen Staates die zuverlässige Bürgschaft für diese Zukunft biete. Aber trotz dieser felsenfesten Hoffnung konnte doch auch Treitschke nicht ahnen, wie schnell und wie glänzend, ich will nicht sagen, das Ideal seiner patriotischen Erwartungen, aber doch unendlich mehr als auch der größte Sanguiniker vor fünfzehn Jahren sich hätte träumen lassen können, erfüllt werden würde. Die großartigen Erfolge der preußischen Waffen im Jahre 1866, der nationale Aufschwung des Jahres 1870, der neuerprobte Heldenmuth aller deutschen Heere, der Sieg auf Sieg errang, die Gründung des neuen deutschen Reiches und die Annahme der Kaiserwürde durch den ruhmgekrönten Heldenkönig — das gab andere Schlußaccorde für ein Werk, von dem Treitschke, als er zu Beginn der 1860er Jahre an die mühsamen Vorarbeiten heranging, annehmen mußte, daß es mit einem häßlichen Mißklang werde abschließen müssen.

Es galt jetzt nicht mehr, dem deutschen Volke die Pathologie seiner politischen Verhältnisse vor Augen zu stellen, sondern die Phase der bundestäglichen Zeit war zu einer Episode in der Geschichte der deutschen Nation geworden, über welche das Urtheil des Weltgerichts unwiderruflich gesprochen war. Die Geschichte des Deutschen Bundes mußte jetzt, da der Bund selbst historisch geworden war, in den geschichtlichen Zusammenhang der gesammten nationalen Entwickelung an richtiger Stelle und mit objectiver Würdigung seiner Bedeutung eingegliedert werden.

Es konnte und durfte deshalb Treitschkes Geschichtswerk nicht mit dem Wiener Congreß und der von diesem mühselig zusammengebrauten Bundesacte, auch nicht mit der Schilderung der ganz Europa umwälzenden Kriegszeit, die jenem Congresse voraufging, eröffnet werden, sondern der Geschichtsschreiber mußte bis zu dem westfälischen Frieden zurückgreifen, bis zu den ersten Anfängen jenes neuen Deutschland, in dem der „Kampf zwischen dem Hause Oestreich und dem neu aufsteigenden deutschen Staate" zweihundert Jahre lang hin und her wogte, bis er auf den böhmischen Schlachtfeldern des Jahres 1866 seinen endgültigen Abschluß fand.

In der Art, wie Treitschke die unendlich schwierige Aufgabe löste, diese verwirrten und verwickelten deutschen Zustände seit 1648 in klarer Uebersichtlichkeit zu schildern, bewährt sich seine längst anerkannte Meisterschaft der Darstellung aufs Neue. Namentlich finde ich bewunderungswürdig, wie er es versteht, die Geschichte jener Zeit, die er ja nur in ganz großen Zügen uns vor Augen stellt, durch charakteristische Details an entscheidenden Punkten zu beleben und dadurch das Interesse des Lesers für einzelne markante Personen und Vorgänge fast unmerk-

Digitized by Google

lich zu erwecken. Dabei beschränkt sich seine Geschichtserzählung keineswegs auf die politischen Vorgänge, sondern er weiß die gesammte Culturentwickelung, das geistige Leben und die materiellen Grundbedingungen, auf denen sich die geschichtlichen Vorgänge aufbauen, in ihrem engsten Zusammenhange und ihren mannichfachen Wechselwirkungen nachzuweisen.

Kräftiger werden die Striche, mit denen er Menschen und Dinge skizzirt, reicher die Farben, mit denen seine Künstlerhand da und dort einzelne Gestalten besonders hervorhebt, wenn er an die Schilderung der langsamen, aber stetigen, ich möchte fast sagen organischen Entwickelung des preußischen Staates herantritt, wenn er die gewaltige Heldengestalt des großen Kurfürsten, die derbe und rauhe Figur Friedrich Wilhelms I., die geniale Persönlichkeit Friedrichs des Großen aus ihrer Zeit und Umgebung plastisch heraushebt. Markig und an glücklichen Bildern wie an ebenso geistreichen als charakteristischen Wendungen reich, wie seine Darstellung überall ist, zeigt sich doch in ganz besonderem Maße Treitschkes künstlerischer Sinn, literarische Bildung und poetische Begabung, wenn er uns die „goldenen Tage von Weimar", die Anfänge der Romantik schildert. Und ich möchte hier besonders hervorheben, wie Treitschke überzeugend nachweist, daß unsere klassische Literatur „das scharfe Gepräge nationaler Eigenart" trug und daß „der heilige Ernst des Idealismus und die Fülle geistiger Kräfte, welche er zu seiner Durchbildung aufbrauchte", freilich den praktischen Forderungen der vielfach verschlungenen Tagespolitik, welche „kalte Berechnung, listigen Weltsinn, entschlossenen Einmuth und harten Nationalhaß" erheischte, sich entzogen, daß aber doch die nationale Wiedergeburt auf staatlichem Gebiete ihren besten und höchsten Inhalt dieser geistigen Arbeit unserer Klassiker zu danken hat.

Breiter wird die Darstellung, eingehender die Charakteristik der vornehmsten handelnden Personen, schärfer das politische Urtheil mit dem Eintritte der großen Bewegung, welche das altersschwache deutsche Reich zertrümmerte und die Weltherrschaft Napoleons begründete. Wie sich aus dem nationalen Unglücke des Jahres 1806 die neue Gestaltung des preußischen Staates herausarbeitete, das ist, meine ich, noch nie so klar, so scharf, so überzeugend nachgewiesen worden, und es gehört die glänzende Darstellungsgabe Treitschkes dazu, um für die Details der inneren Reformen des preußischen Staates durch Stein und Hardenberg auch bei dem Leser, der diesen Verwaltungsfragen fremder gegenübersteht, das höchste Interesse zu erwecken und das Verständniß ihrer Bedeutung für die Befreiung von der Fremdherrschaft und die fernere Entwickelung des Staates zu vermitteln.

Hinreißend schön ist die nationale Erhebung geschildert, mit packender Gewalt ihr so eigenartiger Charakter gezeichnet; es ist nicht möglich, zugleich besser und schöner die großen Männer, die den heiligen Kampf für das Vaterland vorbereiteten und führten, in plastischer Form und lebenswahrer Farbe dem jetzt lebenden Geschlechte vor die Seele zu stellen, die Stein und Blücher, Gneisenau und Scharnhorst und wie sie Alle heißen, die sich in den Herzen der Nation für alle Zeiten das unvergänglichste Denkmal geschaffen haben. Und wie klar disponirt, wie anschaulich ausgeführt sind die Berichte über die Schlachten der Befreiungskriege, von dem ersten siegreichen Ringen an der Katzbach bis zu der Eroberung von Paris und dem Ruhmestage von Belle-Alliance. Mit nicht geringerer Meisterschaft sind die vielgewundenen Pfade der Diplomatie, die Intriguen und Winkelzüge, die den ersten und den zweiten Pariser Frieden vorbereiteten und den Wiener Congreß beherrschten, beleuchtet und bis in ihre letzten Verschlingungen klar gelegt. Insbesondere die Verhandlungen des Wiener Congresses, die großen und kleinen Männer, die da handelnd auftraten, die Interessen, die sich durchkreuzten, die großen und kleinen Mittel, die von allen Seiten aufgewendet wurden, um Vortheile zu sichern, Nachtheile abzuwenden, die eigenthümliche und so nie wiedergekehrte äußere Physiognomie dieser merkwürdigen Versammlung — das Alles ist bisher nie in dieser Vollendung erzählt, mit dieser souveränen Beherrschung des Stoffes dargestellt worden.

Ich glaube, so weit stimmen wohl alle Leser dieses Bandes überein. Wenn über andere Eigenschaften desselben das Urtheil auseinander geht, so ist dies bei der scharf ausgeprägten Individualität des Verfassers nicht allzu auffällig.

Treitschke ist ja seit Jahren bekannt und, je nach dem Standpunkte seiner Beurtheiler, gefeiert oder geschmäht als einer der eifrigsten, feurigsten und überzeugtesten Vorkämpfer für die Einigung Deutschlands unter der Führung des preußischen Staates. Er hat nie, auch in den schwierigsten Lagen der deutschen Entwickelung nicht, den Glauben an die Mission Preußens verloren und ist stets mit offenem Visir für seine Ueberzeugung mit Muth und Thatkraft in die Schranken getreten. Er hat Jahre lang ungläubigen Ohren die Botschaft verkündigt, daß für unser Vaterland kein Heil erblühen könne, so lange Oestreich auf die Verhältnisse Deutschlands einen maßgebenden Einfluß ausübe und hat, in strenger Consequenz dieses Gedankenganges, den Krieg des Jahres 1866 niemals anders betrachtet denn als einen Befreiungskrieg Deutschlands von einer die nationale Entwickelung hemmenden Fremdherrschaft. Scharf und wuchtig waren die Hiebe, die in dem Kampfe der Geister, welcher der Entscheidung der Waffen vorausging, welcher sie begleitete und auch nach dem preußischen Siege in dem durch die Mainlinie getrennten Vaterlande forttobte, das gewaltige Schwert seiner Beredtsamkeit nach rechts und links entsandte, rücksichtslos war er in der Wahl der zürnenden Worte, mit denen er immer und immer wieder der Nation vor die Seele rief, was zur endgültigen Neugestaltung Deutschlands Noth thue, schonungslos in dem Ausdrucke des Tadels und der Verurtheilung gegen Alle, welche sich dem großen nationalen Werke versagten oder gegen dasselbe ankämpften und er ergoß die gefüllte Schale seines Zornes gleichmäßig über Hoch und Nieder, über gekrönte Häupter so gut wie über die wüsten Schreier der Volksversammlungen.

Es ist begreiflich, daß einem Geschichtswerke, das diesen Mann zum Verfasser hat, von allem Anfange an das Vorurtheil entgegentritt, es müsse eine Parteischrift sein, und es ist naturgemäß für Recensenten, welche dies nachweisen wollen, nichts leichter als durch Heraushebung und Zusammenstellung der schärfsten Urtheile Treitschkes diese Behauptung mit dem Scheine von Wahrheit zu umgeben. Aber auch nur mit dem Scheine. Denn wer sich dadurch nicht beirren läßt, sondern vielmehr ernst und sachkundig Treitschkes Darstellung prüft und in alle ihre Einzelheiten verfolgt, der wird finden, daß der geschichtlichen Wahrheit überall die Ehre gegeben ist, daß mit demselben Gerechtigkeitsgefühle die Fehler der preußischen Politik verurtheilt sind, welches auf anderen Seiten des Werkes den Verfasser zu begeisterter Anerkennung und Bewunderung der preußischen Fürsten und Staatsmänner und des preußischen Volkes antrieb.

Dem vorliegenden Bande liegt langjährige, ernsthafte und gründliche Forschung zu Grunde. Für die Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Congresses, für welche umfassende Vorarbeiten in den zahlreichen Publicationen vorlagen, die neuerdings mit eingehender Benutzung der Archive von Berlin, Paris, Wien u. a. erfolgt sind, hat Treitschke, mit Genehmigung des Fürsten Reichskanzlers, das preußische geheime Staatsarchiv nochmals, für einige Partien zum ersten Male durchforscht. Für die späteren Bände kommt ihm nicht minder die Liberalität der badischen Regierung zugute, welche ihm, während Herr von Roggenbach Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe war, die Benutzung des dortigen Ministerialarchives gestattete.

Um von den wichtigen und theilweise überraschenden Ergebnissen dieser Forschungen nur einige namhaft zu machen, sei betont, daß auf ihnen das von der bisherigen Ueberlieferung vielfach abweichende Bild des Königs Friedrich Wilhelm III. beruht, welches uns Treitschke entwirft, ferner das sehr wesentlich modificirte Urtheil über den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, dessen Tagebücher Treitschke vorlagen, die richtigere Einsicht in die Verhandlungen, die dem ersten und zweiten Pariser Frieden vorausgingen, endlich die eingehende und bis jetzt un-

Digitized by Google

bekannte zahlreiche Thatsachen enthüllende Darstellung des Wiener Congresses. Es geht aus dem Treitschke'schen Buche namentlich bis zur Evidenz hervor, daß die Vorwürfe, welche man der preußischen Diplomatie zu machen gewohnt war, als habe sie es an Umsicht und Eifer in der Vertheidigung des guten Rechtes Deutschlands und Preußens fehlen lassen, ungerecht waren, daß die ungenügende Entschädigung Preußens für seine wahrhaft kolossalen Leistungen während der Befreiungskriege, daß das Verbleiben des Elsasses und Lothringens bei Frankreich und die auch den bescheidensten Ansprüchen nicht genügende Verfassung des Deutschen Bundes, trotz allen Bemühungen der preußischen Staatsmänner, herbeigeführt ward durch das feste Zusammenhalten Englands, Oestreichs und Frankreichs, welche entschlossen waren, Preußen jeden erheblichen Machtzuwachs zu verweigern, die jämmerliche Bundesverfassung, insbesondere durch die jeder festeren Organisation des Bundes widerstrebende Politik des Fürsten Metternich und der deutschen Mittelstaaten. Der einzige begründete Vorwurf, den man gegen Hardenberg und Humboldt erheben kann, ist der, daß sie nicht daran glauben wollten, daß der östreichische Staatskanzler eher bereit sei, mit dem eben erst besiegten Frankreich und den Rheinbundstaaten zusammen das Schwert gegen das verbündete Preußen zu ziehen, als dessen berechtigte Ansprüche und die in aufrichtig föderativem Sinne gedachten Pläne einer Neugestaltung Deutschlands gutzuheißen.

Wenn man von diesen hier hervorgehobenen Punkten absieht, so hat übrigens die allgemeine Beurtheilung des von Treitschke in seinem ersten Bande behandelten Zeitraumes seit dem Erscheinen der Deutschen Geschichte von Häusser und der Geschichte der Revolutionszeit von Sybel festgestanden. Jedenfalls ist man nicht berechtigt, diejenigen Anschauungen, in welchen Treitschke von diesen beiden berühmten Geschichtschreibern abweicht, dem Parteigeiste zuzuschreiben. Im Gegentheil, es ist festzustellen, daß er z. B. in seiner Beurtheilung der preußischen Politik zur Zeit des Baseler Friedens mit den preußischen Staatsmännern viel schärfer ins Gericht geht, als dies Sybel gethan hat.

Das will ich gerne zugeben, daß die drastische Ausdrucksweise Treitschkes, die schonungslose Schärfe, ja Härte seines Urtheils Manchen verletzt, der sachlich die Richtigkeit seiner Darstellung anerkennen muß. Aber ich möchte dem gegenüber doch hervorheben, daß ihm hier das Recht, seine eigenartige Individualität zur Geltung zu bringen, unbedingt zuerkannt werden muß. Der „hellere Ton", von dem er selbst in der Vorrede, die zugleich die Widmung des Bandes an Max Dunker ist, sagt, „daß er aus der gleichmäßigen Ruhe der historischen Rede dann und wann entgegenklinge", dieser „hellere Ton" ist eben der Ton, in dem allein Treitschke das zu leisten vermag, worin er Meister ist: den Leser wie den Zuhörer mit sich fortzureißen in Liebe und Haß, in Bewunderung und Abscheu. Und dann wollen wir doch das Eine nicht vergessen: Treitschke schreibt seine Deutsche Geschichte für Deutsche. Es lebt in ihm der patriotische Geist, der Fichte beseelte, als er seine gewaltigen Reden an die deutsche Nation hielt, an „die Deutschen schlechtweg" mit Beiseitesetzung „aller der trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben". Und er will, was er selbst fühlt, auch in den Herzen seiner Leser erwecken: „die Freude am Vaterlande".

Er schreibt nicht für Particularisten oder Welfen, auch nicht für Ausländer, die mit kühler Erwägung abmessen und rechnen und die deutsche Geschichte doch wesentlich von dem Gesichtspunkte aus betrachten und beurtheilen, wie die Entwickelung der deutschen Verhältnisse die Interessen ihrer Länder berührt. Er schreibt als deutscher Patriot für deutsche Patrioten, und wer das einen Parteistandpunkt nennen will, mit dem wollen wir nicht rechten. Wer der Neugestaltung des deutschen Reiches feindlich oder gleichgültig gegenübersteht, der soll Treitschkes Buch lieber nicht zur Hand nehmen. Für einen solchen allerdings ist es eitel Aergerniß und Thorheit.

Aber ich glaube, wer es, auch nur unbefangen, liest und beurtheilt, wird zu dem Schlusse kommen müssen, daß hier ein Werk vor uns liegt von hohem Werthe für die Geschichtswissenschaft, von großer Bedeutung für die Bildung des politischen Urtheils der Nation und, auch der Form nach, eine Zierde unserer neueren Literatur.

Friedrich von Weech.

Ein französischer Dramaturg.*)

Derjenige Franzose, der dem intimen Verkehre mit unsern deutschen Gelehrten und seinem gründlichen Studium der deutschen Philosophie vor Allem seine hohe Bedeutung in Frankreich und überhaupt zu danken hat, Herr Ernest Renan, hat neulich die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, uns Deutschen allerlei Unverbindliches zu sagen. Der stürmische Beifall des geschmeichelten Dünkels und der Ueberhebung hat ihm auf der Stelle gelohnt. Nachdem der neuernannte Akademiker diesen etwas wohlfeilen Triumph gefeiert hatte, muß ihm doch wohl die Erkenntniß gekommen sein, daß dieser Ausfall auf unser Vaterland, für das Renan nur die Gefühle einer ernsthaften Erkenntlichkeit besitzen sollte, und das alle Arbeiten des geistvollen Gelehrten mit tiefer Sympathie und mit Respect aufgenommen hat, nicht eben sehr hochherzig und vornehm gewesen sei; darauf hat er es denn in der bekannten Form eines Briefes an einen anonymen Freund in Deutschland versucht, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er hat in der ihm eigenthümlichen geistvollen, klaren, wohllautenden Sprache die nicht mehr ganz neue künstliche Unterscheidung zwischen den bösen Preußen, auf die seine Diatribe gemünzt gewesen sei, und den lieben Deutschen, für welche sein Herz in Liebe entbrenne, machen wollen. Die Aufnahme, welche dieser Rechtfertigungsversuch diesseits und jenseits des Maines gefunden hat, wird Herrn Ernest Renan über den Anachronismus seines rabulistischen Kunststücks belehrt haben. Vor zehn Jahren hätte das allenfalls noch verfangen, aber heute wird jene Unterscheidung zwischen Preußen und Deutschen, die natürlich immer zu Ungunsten der ersteren ausfallen muß, nur noch von einigen wenigen particularistischen und ultramontanen Coterien gemacht, auf deren Zustimmung sich der freisinnige Philosoph und Theologe Renan nicht mehr einbilden darf, als auf den blöden Beifall, den ihm die elegante Pariser Gesellschaft bei seiner Aufnahme in die Akademie zugejauchzt hat.

Bei der Lecture der vor kurzem erschienenen „Universalgeschichte des Theaters" von Alphonse Royer habe ich der Vorwürfe, die Ernest Renan gegen uns erhoben hat, lebhaft gedenken müssen. Renan stimmt mit dem Grafen Moltke in der leider auch sehr richtigen Auffassung überein: daß die Liebenswürdigkeit nicht gerade die charakteristische Eigenthümlichkeit der Deutschen sei. Er bezeichnet unsre Wissenschaft als eine „in der Vereinsamung zopfhaft und schwerfällig gewordene". Er bemängelt unsre „Literatur ohne Frohsinn", unsre „verdrießliche Politik", unsre „Aristokratie ohne Glanz und Geist", unsre „Edelleute ohne Höflichkeit", ja sogar unsre „Feldherren ohne der Rede Zauberklang". Mit diesem letzteren Worte, mit den „capitaines sans mots sonores" hat den nicht eben sehr dankbaren Ernest Renan die Nemesis auf dem Fuße ereilt. Die Forderung, daß die Generäle schöne Reden halten sollen, hat in Deutschland und wohl überall, nur eben nicht in der französischen Akademie, nur ein sarkastisches oder mitleidiges Lächeln hervorgerufen. Moltke hat sich freilich damit begnügt, seinen Namen ohne der Rede Zauberklang mit Metz, Sedan und Paris in Zusammenhang zu bringen und man weiß kaum eine authentische packende Aeußerung von ihm während des letzten Krieges zu erzählen, während die Geschichte allerdings die schönen Worte Napoleons nach dem Falle von Sedan, „daß er an der Spitze seiner Armee den Tod nicht habe finden können", und den feier-

*) Histoire universelle du Théâtre, par Alphonse Royer. Die beiden letzten Bände (V und VI) unter dem besonderen Titel: Histoire du Théâtre Contemporain en France et à l'Etranger, depuis 1800 jusqu'à 1875. Paris 1878, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

lichen Schwur des Generals Ducrot, daß er von seinem Ausfalle gegen die Deutschen „todt oder als Sieger" wiederkommen werde — was ihn im Uebrigen nicht verhindert hat, lebendig und besiegt heimzukehren — treulich aufbewahrt. Aber wie dem auch sei, es ist ganz richtig, daß die Franzosen gefälligere Manieren besitzen und anmuthiger sind als wir.

Dies neue Werk von Royer ist ein echt französisches. Mit einer so gemüthlichen und freundlichen Oberflächlichkeit würde kein Deutscher ein Werk, das auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, fertig gebracht haben. Der vor kurzem verstorbene Klein hat sich derselben Aufgabe unterzogen, die Royer auf seine Weise gelöst hat. Klein hat die Sache mit echt deutscher Gründlichkeit auf der breitesten Basis angelegt. Das Material, das Klein in den fünfzehn starken Bänden bewältigt hat, ist ganz erstaunlich, wenn es auch durch die krause und eigenwillige Bearbeitung eine spröde Unzugänglichkeit sich leider bewahrt hat. Hätte Klein das ungeheure Werk in derselben Weise, wie er es angelegt, zu Ende führen wollen, so würde er noch ein arbeitsames Menschenleben haben ausleben müssen. Mitten in der Arbeit ist er, wie vorher zu sehen war, gestorben und die Geschichte des Dramas ist ein imposanter aber ungeheuerlicher Torso geblieben und wird in diesem Zustande ein dauerndes Zeugniß für deutschen Fleiß und deutsches Ungeschick bleiben — ein rührendes und trauriges Denkmal eines unsrer nationalen Vorzüge und einer unsrer nationalen Schwächen.

Da hat der Franzose Royer die Geschichte ungleich praktischer angefangen. In sechs Bänden, deren jeder noch nicht halb so stark ist wie einer der Klein'schen, hat er die ganze Geschichte des Theaters aller Zeiten und aller Länder bis zum Abschlusse gebracht. Bei allen Mängeln und Fehlern besitzt das Werk wenigstens die eine Eigenschaft, die sicherlich nicht zu unterschätzen ist: fertig, aus einem Geiste, von einem Manne, aus einem Gusse zu sein. Vor einer einigermaßen strengen Kritik wird dasselbe allerdings nicht Stand halten können; wer aber bescheidene Ansprüche macht, wer über das Theater einige amusante Seiten lesen will und es nicht zu genau mit der Sache nimmt, der wird dem Royer'schen Werke als einer freundlichen Lecture eine gute Censur ertheilen. Dies gilt namentlich von den beiden letzten Bänden, die als eine „Geschichte des zeitgenössischen Theaters in Frankreich und im Auslande von 1800—1875" einen selbstständigen Theil des Ganzen, und auch den alleinigen Gegenstand dieser Besprechung bilden.

Alphonse Royer hat als dramatischer Dichter einige gute Erfolge errungen; namentlich durch seine Libretti „Lucia von Lammermoor", „Favoritin", „Don Pasquale", „Othello" und „Jerusalem" hat er sich wirkliche Verdienste erworben. Unter dem Kaiserreiche war er eine Zeit lang Director der Großen Oper, und in seine Direction fällt auch die Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser", über die wir noch einen Bericht aus der Feder Royers selbst lesen werden.

Royer plaudert im munterſten Feuilletonstile über das Theater. Von einer „in der Vereinsamung zopfhaft und schwerfällig gewordenen Wissenschaftlichkeit" ist bei ihm gar nicht die Rede. Wenn er von dem französischen Theater selbst spricht, ist sogar seine Sachkenntniß und sein gesundes Urtheil anzuerkennen. Von Gründlichkeit ist aber auch da nichts zu vermerken. Spricht er indessen über das Theater des Auslandes, das er offenbar gar nicht kennt, so verräth er eine Oberflächlichkeit, der man wegen ihrer Naivetät kaum grollen kann; sie ist einfach komisch.

Natürlich geht Royer als echter Franzose von der Auffassung aus, daß die französische Bühne seit dem 17. Jahrhundert dem Theater aller übrigen Völker die Gesetze vorschreibt. In Bezug auf Deutschland ist das nun allerdings zum Theil geradezu unrichtig, zum Theil nur mit sehr starken Einschränkungen als allenfalls zutreffend zu bezeichnen; aber darauf kommt ja nichts weiter an.

Royer liebt es, zu gruppiren, zu klassificiren. Das erleichtert die Arbeit und die Uebersichtlichkeit; aber es ist immer etwas bedenklich. Um die dichterische Eigenart dieses oder jenes Dramatikers in das bereit gehaltene Fach hineinzuzwängen, ist Royer oft genöthigt, an seinem Opfer wahre Prokrustes-Operationen vorzunehmen. Augier wird z. B. mit Sardou und Dumas unter einem Collectivtitel abgethan. Nun suche mir Einer die Gemeinsamkeit des Wesens, der Auffassung, der Behandlung und der Tendenz, die etwa zwischen „La ciguë", „La dame aux camélias" und „Les pattes de mouche" besteht, — zwischen den drei Lustspielen, welche die französische Kritik selbst zu den bedeutendsten und charakteristischsten Arbeiten dieser Autoren zählt! Aber ich will mich nicht auf eine zwecklose Kritik einlassen, sondern mich darauf beschränken, dem deutschen Leser eine Vorstellung von dem Inhalte und der Form des Royer'schen Werkes zu geben.

Royer sammelt die dramatischen Dichter seines Vaterlandes seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bis auf heute in sechs chronologisch aufeinander folgenden Gruppen.

Den Reigen eröffnen unter dem Consulat, dem Kaiserreich und dem Beginn der Restauration die „Nachahmer der klassischen Tragödie" mit Casimir Delavigne an der Spitze. Diese werden um das Jahr 1830 durch die „Romantiker" verdrängt. Das Drama tritt an die Stelle der Tragödie. Hier weist Royer Victor Hugo und dem älteren Alexander Dumas die Führung an. Bei Dumas müssen die beiden Lustspiele, die wahrscheinlich von den gesammten Bühnenwerken des fruchtbaren Dichters am längsten leben werden, „Das Fräulein von Belle-Isle" und „Die Damen von Saint-Cyr", die eben absolut nicht unter die Rubrik der romantischen Heldendramen zu bringen sind, schon nebenbei behandelt werden. Der Protest gegen das renommistische, flotte, farbenprächtige, aufgebauschte romantische Drama ruft die dritte Gruppe hervor: Scribe mit seiner Verherrlichung der bürgerlichen Prosa. Ihm folgt die sogenannte „Schule des gesunden Menschenverstandes" mit Ponsard an der Spitze. Wenn Ponsard als Koryphäe diese Gruppe gelten soll, muß man „L'honneur et l'argent" als sein Hauptwerk bezeichnen, was es thatsächlich nicht ist. Richtiger wäre der Verfasser der „Lucrèce" als der Führer der klassischen Reaction gegen den Romantismus hinzustellen. Die fünfte Gruppe bezeichnet Royer als die „Schule der Phantasten" mit ihren drei Hauptvertretern Alfred de Musset, Octave Feuillet und George Sand. Die Zusammenwürflung muß wiederum die stärksten Bedenken hervorrufen. Mag die Bezeichnung eines Phantasten für Musset zutreffend sein, Octav Feuillet als Verfasser von „Dalila", „Le roman de jeune homme pauvre", „La tentation" („Vornehme Ehe"), „Montjoye" und „Julie" steht den modernsten französischen Dramatikern, steht Augier und Dumas ungleich näher als dem Dichter des „Fantasio"! Auch die Zusammengehörigkeit der Dichterin der „Petite Fadette" („Grille") und des „Marquis de Villemer" mit Musset darf füglich angezweifelt werden. Die neuste dramatische Production bezeichnet Royer als die Gruppe der „Realisten": Augier, Dumas, Sardou. Ueber diese Zusammenstellung habe ich meine Ansicht bereits geäußert und auch die Bezeichnung „Realisten", die zuviel oder zuwenig sagt, erscheint mir unstatthaft.

Für denjenigen, der das französische Theater etwas genauer kennt, bedarf es keines Wortes darüber, wie gewaltsam und gewagt diese Klassification ist, und wie wenig dieselbe sogar dem Wesen derjenigen, die als Chorführer, als Typen gelten sollen, entspricht.

Mit Staunen wird man in Deutschland lesen, wie hart und schonungslos der gebildete Franzose über denjenigen Dramatiker aburtheilt, der mehr als irgend ein andrer den Ruhm des französischen Theaters in diesem Jahrhundert über die Welt getragen hat. Ich meine Scribe. Das Kapitel über Scribe beginnt also:

„Kennt ihr ein Land, wo alle Menschen als Obrist oder vereidete Makler geboren werden, wo die Bäume goldene Früchte tragen, wo deren Rinde mit Banknoten umwickelt ist, wo der gefühlvolle Spießbürger in Wonne schwelgt, während er seine geliebten Züge in einem silbernen Spiegel bewundert, wo die jungen Damen aus der guten Gesellschaft die gemüthliche Sprache der kleinen Grisette vom Studenten-Tanzboden sprechen, wo

Digitized by Google

Reichthum und die Befriedigung glücklicher Neigungen jedes Streben nach den Idealen, nach der Poesie beherrschen und verjagen? Dieses gelobte Land hat man mit dem Namen „die Scriberei" bezeichnet. Das ist das Gebiet, das Scribe erschaffen hat, jener fruchtbare Autor, der durch drei Jahrzehnte ein Volk von Bewunderern zu seinen Füßen sah, das von Paris bis zum Ende der civilisirten Welt reichte. Heutzutage ist die lachende „Scriberei" eine öde Wüste geworden, wo Unkraut und Dornen wuchern. Man hat den König von seinem grünen Eilande verjagt, den Gott aus seinem olympischen Tempel, und die giftigen Dünste der Anschwärzung haben die duftenden Wolken des Weihrauchs, der ehedem zu seiner verehrten Nase emporstieg, vertrieben. Dieser Uebergang von der Vergötterung bis zum Umsturze des Götzen hat sich noch bei Lebzeiten des fünfköpfigen und hundertfedrigen Brahma vollzogen. Die Presse hat mit dem Werke der Vernichtung begonnen. Zunächst führte sie nur seltene und nicht gut gezielte Schläge; aber die Schaar der Bilderstürmer wuchs mit großer Schnelligkeit. Die Kritik eröffnete einen wahren Kreuzzug, der erst mit der Vernichtung des Gegners endete. Der undankbare Spießbürger sah es lächelnd mit an, wie sein Homer, der ihn besungen, ihm geschmeichelt, ihn auf allen Saiten seiner Lyra geheiligt hatte, niedergeworfen wurde, und lief lustig zu andern Zerstreuungen.

„Man hat Scribe, nachdem man ihn von der dramatischen Dictatur abgesetzt hatte, vorgeworfen, daß er ein gewöhnlicher Autor sei, der schamlos das Geld und die Vergnügungen, welche das Geld bietet, gepriesen und sich beständig, sei es aus Naturanlage, sei es aus Ueberlegung, von jeder hochherzigen Regung fern gehalten habe, um demjenigen, was man gewöhnlich den „Stil", bisweilen auch die Grammatik nennt, vollkommen fremd gegenüber zu stehen. Die Kritik hat in diesen drei Punkten Recht. Ja, Scribe ist ein durchaus spießbürgerlicher Schriftsteller, er hat keine Spur von Ideal und von Stil. Mit seinem Skepticismus hat er beständig mit dem Schaum des Spottes die Jugend, die Liebe, die Freundschaft, die Poesie bespritzt. Er hat dem Egoismus ein hohes Lied gesungen und alle Hochherzigkeit ins Lächerliche gezogen. Er hat den Menschen nur die eine Moral gepredigt: „Bereichere dich.""

Royer erkennt Scribe eigentlich nur eine Eigenschaft zu: daß er den theatralischen Mechanismus gut verstanden habe. Im Uebrigen läßt er kein gutes Haar an ihm. Nun, ich meine, der Verfasser der reizenden Lustspiele: „Ein Glas Wasser", „Gönnerschaften", „Damenkrieg", „Bertrand und Raton, oder Minister und Seidenhändler", „Adrienne Lecouvreur", „Erzählungen der Königin von Navarra", „Feenhände" u. s. w., der Dichter der Libretti „Teufels Antheil", „Der Schnee", „Die weiße Dame", „Die Stumme von Portici", „Fra Diavolo", „Robert der Teufel", „Die Jüdin", „Die Hugenotten", „Der schwarze Domino", „Der Prophet" u. s. w. hätte doch wohl auf eine etwas respectvollere und freundlichere Besprechung berechtigten Anspruch gehabt. Aber gerade diese unbarmherzige Kritik zeigt eine große Eigenschaft der Franzosen: ihre Feinfühligkeit für das Formale. Scribe ist sein Lebtag ein mittelmäßiger Stilist gewesen und das haben die Franzosen ihrem erfolgreichen Schriftsteller niemals verzeihen können.

Für uns Deutsche haben zwei Abschnitte des Royer'schen Werkes ein besonderes Interesse. Zunächst das Kapitel über Wagners „Tannhäuser" in Paris und dann der Abschnitt über das deutsche Theater.

Die Frage, was den „Tannhäuser" in Paris zu dem schmählichen Falle gebracht habe, ist seiner Zeit vielfach und mit großer Leidenschaftlichkeit von der deutschen Presse erörtert worden. Zunächst kann es für den Unbefangenen keinem Zweifel unterliegen, daß das Publicum der französischen Großen Oper, das bis dahin fast ausschließlich an Meyerbeer, Rossini, Halévy und Auber gewöhnt war, der Wagner'schen Musik ein sehr geringes Verständniß entgegenbrachte. Dann aber hat das schroffe Auftreten des Dichter-Componisten in Paris selbst eine starke Partei gegen ihn groß gezogen und eine vollkommene Kabale in Scene gesetzt. Alles das wird durch den Bericht von Royer, der damals als Director der Oper den Ereignissen so nahe wie möglich stand, im vollsten Umfange und mit einer unglaublich naiven Frivolität bestätigt. Ich will den betreffenden Passus hier wörtlich übersetzen; er ist ungemein lehrreich. Er zeigt, mit welchem künstlerischen Ernste der Leiter der ersten französischen musikalischen Bühne das ihm anvertraute Kunstwerk aufgefaßt und behandelt hat. Die Oberflächlichkeit, der Unverstand und die Respectlosigkeit haben niemals ehrlicher und unbefangener gesprochen. Royer schreibt:

„Deutschland hat wie Italien (Royer hat eben von Verdi gesprochen) von uns die Weihe eines seiner zeitgenössischen Meister erbitten wollen. Die Sache ist für Herrn Richard Wagner weniger glücklich verlaufen als für Verdi. Ach! drei Abende haben hingereicht, um diesen so mühsam erworbenen Ruhm in alle Winde zu zerstreuen. Herr Richard Wagner ist ein großer Musiker, sagt man. Meinetwegen, aber er ist jedenfalls kein dramatischer Musiker. Bei ihm hat das System die Natur verdrängt, und ich neige mich leider der Ansicht zu, daß seine ganze Kunst lediglich ein einfacher Mechanismus ist. Weil er einen sonderbaren Traum gehabt hat, der ihn reizt, will er diesen Traum gewaltsam aller Welt aufnöthigen. Wäre er anstatt Deutscher Italiener gewesen, so hätte er sicherlich nicht in den Zeitungen drucken lassen und an allen Ecken des Opernhauses wiederholt, daß nach dem „Tannhäuser", „Lohengrin", und dann „Tristan und Isolde" und dann alle seine weiteren Werke zur Aufführung kommen würden. Diese Drohung, die über den Häuptern des Publicums schwebte, war nicht sehr beruhigend. Einem der Abonnenten des Opernhauses, der ihn fragte, ob dieser Parademarsch lange währen würde, gab er zur Antwort: „Immer!"

„Man konnte gar nicht undiplomatischer vorgehen; deswegen war aber auch über den „Tannhäuser" das Todesurtheil schon gesprochen, ehe der Vorhang sich gehoben hatte. Das Stück folgte der Oper des Prinzen Poniatowski: „Pietro von Medici", die sich für eine prinzliche Oper mit Anstand während 60 Vorstellungen auf dem Zettel behauptet hatte. Als ich von der Stimmung der Abonnenten in Bezug auf den „Tannhäuser" Kenntniß erhielt, begab ich mich zum Minister und meine ganze Taktik war nun, den unausbleiblichen Durchfall wenigstens nicht zu einem schmachvollen zu machen. Sänger und Orchester wußten, daß sie mit Tapferkeit gegen den Sturm zu kämpfen hatten. Man war übereingekommen, daß im Nothfall die Vorstellung kurze Unterbrechungen erfahren und dann auf einmal, auf ein Zeichen des Dirigenten, wenn die Zischer und Pfeifer ermattet Athem schöpfen müßten, wieder eingesetzt werden solle. Drei Tage wogte der Kampf. Die dritte Vorstellung wurde auf einen Sonntag angesetzt, damit man die Abonnentenlogen und Parquetsitze an Andere vermiethen könne; aber die Abonnenten parirten den Schlag. Ausnahmsweise mietheten sie alle Plätze, sie dinirten nicht einmal, damit sie gleich bei dem ersten Geigenstrich das Feuer eröffnen könnten. Zur vorschriftsmäßigen Stunde des Anfangs waren Alle beisammen mit kleinen Pfeifen aus Silber oder Elfenbein, die zum Zwecke des bevorstehenden Freudenfestes eigens hergerichtet waren. Einer der Herren trug eine Schaffnerpfeife um den Hals, deren scharfen schrillen Ton ein fürchterlicher Triller verniedlichte. Ich hatte Herrn Wagner das Versprechen gegeben, daß seine letzte Aufführung ausgespielt werden sollte. Sie ging auch bis zum Schlusse, aber nicht ohne Mühe. Beim Finale des Werkes wurde der Skandal ein so allgemeiner und ungeheuerlicher, daß Sänger, Orchester und Choristen mehrere Minuten lang verdutzt dastanden. Man vernahm nur das Wüthen des Sturmes, dessen heftige Donnerschläge die Gläser des Kronleuchters zittern machten. Ich betrat die Bühne, versteckt hinter den Choristen und rief Morelli, einem der tapferen Sänger, dem Darsteller des Wolfram, zu, daß beim Nachlassen des Sturmes er mit seiner fürchterlichen Stimme losbrüllen solle und daß das Orchester, das von diesem Manöver benachrichtigt war, ihn einholen würde. Jedenfalls müßte das Stück ausgespielt werden. Und so war es auch. Dietsch, der Kapellmeister, und sein Orchester brachen wie ein

Digitized by Google

Sturmwind los, machten einen Strich von einigen dreißig Takten und der Vorhang fiel nach der letzten Note der Partitur. Ich hatte mein Wort eingelöst gegenüber einem talentvollen Künstler, der mit großer Würde die wahrhafte Rechtsverweigerung, deren Opfer er war, ertrug. Die Operndirection hat, was man auch gesagt haben mag, sich nichts vorzuwerfen; sie hat ihrem Gaste alle Mittel, über die sie verfügte, gewährt und das Schlachtfeld erst verlassen, nachdem sie die Fahne gerettet hatte.

„Hector Berlioz war Herrn Wagner in dem Traum einer Oper ohne Melodie vorangegangen. Beide wollten dieselbe durch die einfache lyrische Declamation ersetzen. Sie kehrten also einfach zur Kindheit der Kunst zurück, ohne die Fortschritte, die die Kunst seitdem gemacht hat, von Mozart bis auf Weber und von Rossini bis auf Meyerbeer zu berücksichtigen. Die kleine Schule, die noch heute diesem Hirngespinnste nachjagt, wird es zu nichts Anderem bringen, als ihre spärlichen Zuhörer zu langweilen und jene Directoren zu ruiniren, die unvorsichtigerweise an das unverstandene Genie der musikalischen Rechenkünstler glauben."

So spricht Herr Royer, der Director der Oper über die erste Aufführung des „Tannhäuser". Kein Wort der Entrüstung über den bubenhaften Skandal! Auch nicht die leiseste Regung des Respectes vor dem Werke, im Gegentheil, eine behagliche Freude über die amusanten Vorfälle, ein schmunzelndes Rückerinnern an den Hexenspuk im Opernhause! Daß dieser Mann nicht qualificirt war, den „Tannhäuser" in Paris aufzuführen, braucht nun nicht mehr nachgewiesen zu werden, Herr Royer hat dies selbst mit einer Ehrlichkeit, die ihn ziert, so deutlich wie nur möglich ausgesprochen.

Zum Schlusse des Werkes spricht sich Royer noch einmal über Richard Wagner aus. Herr Royer urtheilt da über „Lohengrin" wie folgt: „Inmitten eines harmonischen Blocksbergs-Sabbaths, der die Basis der neuen Manier des Componisten bildet, erglänzen einige schöne Seiten, wie der Brautchor und — die Tenorarie." Welche „Tenorarie" Herr Royer meint, ist absolut nicht zu errathen. Ich habe ihn im Verdacht, daß er es selbst nicht weiß. Von der Nibelungen-Trilogie sagt Royer: „Von dieser Trilogie ist nur der erste Theil im Clavierauszuge erschienen. (!) Die drei Opern lauten „Rheingald" (sic), „Siegfrieds Jugend" und „Der Tod Siegfrieds". Endlich sagt er von Wagner selbst, daß seine Musik oft an den Lärm eines Jahrmarktsfestes erinnere, und daß der Componist sich den Begriffen der Kunst vollkommen entfremdet habe.

Es erübrigt mir noch, zum Schlusse einige Worte über den Abschnitt „das Theater in Deutschland" zu sagen. Wenn sich Herr Royer der einfachen Mühe unterzogen hätte, ein beliebiges Conversationslexikon aufzuschlagen und die summarischen Artikel über deutsches Theater sich übersetzen zu lassen, so hätte er ungleich Besseres zu Tage gefördert als diese von Unkenntniß und Urtheilslosigkeit strotzende Schilderung der dramatischen Dichtkunst in Deutschland. Ueber die dramatischen Werke von Tieck, Arnim, Brentano schreibt er ziemlich ausführlich. Als Führer der „Schicksalstragödien" nennt er Kleist, Grillparzer und Müllner! Von Kleist heißt es wörtlich: „Nachdem er im Jahre 1808 die Freiheit wieder erlangt hatte, schrieb er patriotische Dramen gegen die Fremdherrschaft: „Die Hermannsschlacht", „Der Prinz von Homburg". Er hat eine Tragödie hinterlassen, „Penthesilea", ein Drama, „Käthchen von Heilbronn", und ein Lustspiel, „Der zerbrochene Krug", das auf dem Repertoire geblieben ist. Heinrich von Kleist, dessen Verstand niemals sehr solide war, tödtete sich 1811 mit seiner Geliebten, Henriette Vogel." Das ist Alles!

Für das beste Stück Grillparzers erklärt Royer „Wehe dem, der lügt". Die Besprechung Müllners nimmt den dreifachen Raum der Kleist'schen ein. Von den „Jungdeutschen" führt Royer an: Gutzkow („Uriel Acosta ist ein Drama, das nur Gefühl, aber keine dramatische Handlung hat. Wir würden es nicht verstehen. Bei der Lecture begreifen wir den Erfolg nicht, den es gehabt hat"), Laube, dessen „Karlsschüler" der Verfasser zufälligerweise nicht kennt, Hebbel („der eine „Judith" und eine „Maria Magdalena" geschrieben hat"), Gottschall und Prutz. Ueber diesen letzteren spricht der französische Dramaturg verhältnißmäßig ziemlich eingehend, während Bauernfeld mit folgendem Satze abgespeist wird: „Herr Bauernfeld hat einige gute Wiener Komödien geschrieben und eine Uebersetzung Shakespeares mit Herrn Schulmacker veröffentlicht." Fertig! Eben so gründlich wird Freytag besprochen. Ueber diesen sagt der Verfasser: „Herr Gustav Freytag, Professor der Philosophie, Romandichter, Journalist und Lyriker, ist der Verfasser des Lustspiels „Die Brautfahrt", „Die Valentine", und von „Graf Waldemar"." Nun wissen also die französischen Leser ganz genau, wer Gustav Freytag ist. „Roderich Benedix, Verfasser des „Bemoosten Hauptes", errang wahrhafte Erfolge mit seinen beiden Dramen „Mathilde" und „Die Schwiegermütter"." Dann werden noch genannt: Charlotte Birch-Pfeiffer, Griepenkerl, Friedrich Röber, Melchior Meyr, Hans Köster und Paul Lindau. Daß von den Modernen ein gewisser Emanuel Geibel, Adolf Wilbrandt, Heinrich Kruse, Brachvogel, Albert Lindner, Gustav von Moser, Ernst Wichert ꝛc. einige schätzbare Sachen für die Bühne geschrieben haben, ist Herrn Royer natürlich nicht bekannt.

Für wissenschaftliche Zwecke ist das Buch, wie man aus diesen Anführungen ersehen haben wird, durchaus unbrauchbar. Wer aber eine Reihe zum großen Theil gut geschriebener Feuilletons über das Theater Frankreichs lesen will, wird bei der Lecture der „Theatralischen Universalgeschichte" von Royer ungefähr seine Rechnung finden.

Paul Lindau.

Naturforschung und Naturscholastik.

In der Vorstellung des Laien bildet die Naturforschung ein einheitliches Ganze, welches ihm durch den Reichthum seiner Ergebnisse und das, wie ihn bedünkt, einträchtige Zusammenwirken einer unberechenbaren Menge verschiedener Arbeitskräfte imponirt. Wie ihm die Natur selbst in ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit als Kosmos, so erscheint ihm deren wissenschaftlicher Ergründer als ein Abbild desselben, so daß Arbeitsleistung und Arbeitsweise einander völlig entsprechen, da ja Ziel, Zweck und Aufgabe der Naturforschung darin bestehen kann, aus einer Reihe von anscheinend verschiedenen Fällen das Gemeinsame, Bleibende, Gesetzmäßige herauszufinden. Von den Wissenschaften, die der exacten Forschung am nächsten stehen, dünkt dem Laien die Mathematik, mit deren Elementen er selber hinlänglich vertraut, als die typische Vertreterin der ganzen Gattung: wie hier seit Jahrtausenden eine gemeinsame Auffassungs- und Bestimmungsweise gegolten, und die Generationen der Forscher einander in der Arbeit abgelöst, um dieselbe stets im nämlichen Sinn und Geist weiter zu führen, so hält er die übrigen Forschungsgebiete eines stetigen und ungehemmten Fortschritts gesichert, indem jedes lebende Geschlecht die von den Vorgängern gesammelten Schätze gewissenhaft und pietätvoll bewahrt und sie zur weiteren Vollendung ihrer gemeinsamen Aufgabe verwendet.

Kein echter Naturforscher wird dieser Vorstellung des Laien widersprechen, sondern vielmehr daran erinnern, daß die Kräfte des Individuums beim Aufbau einer Wissenschaft verschwindend klein sind und die Lösung der ungeheuren Aufgabe nur durch die Vereinigung Vieler, die nichts verbindet, als die interesselose Hingabe, erreicht werden kann. „Eine solche Gemeinsamkeit der Arbeit ist aber nur dann möglich," sagt einer der hervorragendsten Naturforscher unserer Tage, „wenn der Einzelne sich im Allgemeinen bewußt ist, was Andere auf dem von ihm bearbeiteten Felde leisten oder bereits geleistet haben." Wird hingegen dies praktische Bedürfniß der Continuität nicht beachtet, so ist allmählicher Rückschritt und schließlicher Untergang der Wissenschaft unausbleiblich, wenn individuelle Willkür an die Stelle jener Continuitätsbedingung treten darf.

Digitized by Google

Die Geschichte der Wissenschaft lehrt, daß deren Verlauf nicht immer ein stetiger ist, da heftige Krisen eintreten, welche bisweilen allerdings einen wohlthätigen Umschwung zur Folge haben — wie es bei der Astronomie der Fall gewesen, als das ptolemäische System dem copernicanischen weichen mußte —, bisweilen aber auch zu bedenklichen Abschweifungen führen, welche die gediegene Fortentwicklung der betreffenden Wissenschaft gefährden können. In einer solchen Krisis — die übrigens schon länger als ein Jahrzehnt in Fachzeitschriften, Lehr- und Handbüchern zu merken war — befindet sich gegenwärtig die Chemie, und das Interesse der gebildeten Lesewelt darauf besonders gerichtet zu haben ist das Verdienst von Albrecht Rau, dessen kürzlich erschienene zwei Schriften über die moderne Chemie*) die vorliegenden Betrachtungen angeregt.

Für den Verfasser hat die Bezeichnung „modern" das Gewicht einer Anklage, welche eine gewisse Richtung in der Chemie beschuldigt, Naturscholastik statt Naturforschung zu treiben. Ihre Vertreter hat dieselbe so ziemlich überall, doch war der Impuls der modernen Chemie von Frankreich ausgegangen, wo sie durch Dumas begründet, durch Laurent weitergeführt ward, und durch den Elsässer Gerhardt, einen ehemaligen Schüler Liebigs, ihre Vollendung erhielt. Im Widerspruch mit den Anschauungen der Mehrzahl der Chemiker, wonach die drei Genannten für Reformatoren der Chemie gelten, erkennt der Verfasser sie als Destructoren und hält deren Anhängern die Behauptung entgegen, daß was diese bei ihren Meistern als neu und fundamental bezeichnen, insoweit es neu, nicht wahr, und insoweit es wahr, nicht neu sei. Bei diesem Protest gegen die moderne Chemie hat man aber keineswegs irgend welchen nationalen Chauvinismus zu argwöhnen, obschon die Richtung, zu welcher sich der Verfasser bekennt, in Liebig ihren letzten berühmtesten Förderer gehabt und auch heute vorwiegend durch deutsche Gelehrte vertreten ist. Die von ihnen aufrecht gehaltene Behandlung der Chemie ist aber nicht specifisch deutsch, sondern ein Ergebniß wissenschaftlichen Zusammenwirkens von Forschern in England, Frankreich, Skandinavien und Deutschland, welches durch die Namen Dalton, Lavoisier, Berzelius und Liebig im Gedächtniß der Nachwelt fortlebt.

In dieser Namenfolge ist das Wesen echter Naturforschung ausgedrückt. Wenn dieses darin besteht, aus der genauen und vergleichenden Betrachtung der Naturerscheinungen nicht nur Regeln überhaupt abzuleiten, sondern diejenigen Momente aufzufinden, aus denen der causale Zusammenhang, Ursache und Wirkung, sich ableiten läßt, indem die festgestellten Thatsachen aus einer allgemeineren Naturkraft oder aus einer zum Behufe der Erklärung angenommenen Hypothese nach den Grundsätzen der Logik entwickelt werden, so geschah dies durch die soeben genannten Forscher. Ihre unsterblichen Leistungen haben die Chemie zu einer geordneten, nach den Regeln der inductiven Forschung verfahrenden Wissenschaft gemacht. Die Kette ihrer Wirksamkeit zeigt eine stetige Entwicklung: an jeden Namen knüpft sich die Aufstellung eines Cardinalbegriffs oder einer bedeutsamen Theorie, und obschon jedes solche Ergebniß nur eine bestimmte, nothwendige Phase in der Erkenntniß der Natur ausdrückt und im Verlauf der Arbeit Bestimmungen und Annahmen verworfen, berichtigt oder ergänzt werden, besteht doch zwischen den einzelnen erklärenden Momenten jeder Phase der genaueste Zusammenhang einer gegenseitigen Voraussetzung, da allemal der neu beizutretende Wissensertrag das Ergebniß der früheren Erklärungsweise vollständig, aber in allgemeinerer, weitere Erkenntniß in sich fassender Form enthält. Von der Grundanschauung ausgehend, daß in der Natur dieselben Kräfte stets den nämlichen Gesetzen folgen, hat diese ganze Richtung bei der Aufsuchung des Unbekannten sich jederzeit auf das Bekannte gestützt und im Anschluß an das vorher schon für wahr Gehaltene ihr Wissensgebiet nach jeder Seite hin erweitert, vervollständigt und befestigt. Jede neue Thatsache ward mit aller erdenklichen Sorgfalt und mit Anwendung aller der Mittel und Wege, welche die Wissenschaft zur Erlangung richtiger Resultate darbietet, gewissenhaft geprüft und im Geiste der herrschenden Theorie gedeutet, bei welcher Einheit und Consequenz der Ansichten als die nothwendige Bedingung sicherer Fortbildung, des Verständnisses und der Verbreitung der Wissenschaft gilt. Niemals ist von hier aus der Anspruch erhoben worden, Alles erklären und umfassen zu wollen, sondern von Punkt zu Punkt fortschreitend, ist man sich hier stets bewußt gewesen, daß man nur Schritt für Schritt einer allgemeineren Erkenntniß sich zu nähern vermag.

Genau das entgegengesetzte Verfahren kennzeichnet die Haltung der modernen Chemie. Nicht nur daß sie in dem Dreigestirn ihrer Begründer sich von dem Boden losgelöst, auf welchem die um Berzelius sich schaarenden Forscher die Chemie angebaut, es handelt sich bei ihr um das Auffinden einer absoluten Erkenntniß, welche eine bequeme Handhabe bietet, die einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit in eine für alle Ewigkeit feststehende begriffliche Ordnung zu bringen. Eben hierin bekundet sie ihren scholastischen Charakter. Wie es der Scholastik nicht darum zu thun, durch die Forschung neue Begriffe und neue Theorien zu gewinnen, die bei ihr vielmehr mit der apriorisch zusammengeklaubten Weltanschauung ein für allemal feststehen, und die ganze geistige Arbeit auf diesem Standpunkte lediglich in einem Drehen und Wenden der Thatsachen besteht, welche dialektisch so lange bearbeitet werden, bis sie scheinbar in das Ganze hineinpassen; so auch geht die moderne Chemie darauf aus, ein fertiges Gedankensystem aufrecht zu halten, dem die Erfahrung sich zu fügen hat, und zwar in einer Weise, daß nur das der betreffenden Anschauung sich Anpassende beachtet, während Alles, was außerhalb derselben liegt, kurz abgefertigt oder ignorirt wird. Seinen Ursprung leitet dieses System freilich aus einer Erfahrung her, welche jedoch, zur Schablone verknöchert, alle weitere Prüfung und Kritik ersparen soll. Während nun die eigentliche Scholastik, welche die letzten Gründe der Dinge sämmtlich zu kennen glaubt und damit auf jegliche Forschung verzichtet, mit bloßen Worten operirt, die in dem Aeußersten der Abstraction gipfeln und zu einem Gefüge von Bildern und Metaphern führen, so daß statt der Erkenntniß ein willkürliches Spiel mit Einfällen und Begriffen sich ergibt, behält die nach Art der Scholastik betriebene Chemie allerdings noch einen gewissen Zusammenhang mit der Erfahrung, indem sie, ihrer „Theorie" zu lieb, im Anstellen von Versuchen unermüdlich ist. Gleichwohl steht es um den Forschungswerth dieser Versuche nicht besser als bei jenem Spiel mit Begriffsformeln. Das lebendige Werkzeug der inductiven Forschung, die Erfahrung, erstarrt in den Händen der modernen Chemie zu einem todten Dogma, welches in seinem Wesen in nichts verschieden ist von den Abstractionen der lediglich mit Gedankenfiguren speculirenden Scholastik, denn die Erfahrung wird nicht befragt, um die Begriffe daran zu prüfen, sondern umgekehrt dazu benutzt, die aufgestellte Theorie zu stützen. Aus dem Naturforscher ist ein Metaphysiker geworden: es gilt ihm nicht, durch Berichtigung und Vervollständigung der Begriffe das Denken dem Wesen der Dinge immer mehr anzupassen, es sollen vielmehr die Dinge in ihrer Uebereinstimmung mit der „Theorie" aufgezeigt werden. Aber wie dieser Anschluß an die Erfahrung der modernen Chemie den Schein eines Forschungswerthes, so hat ihr der Bruch mit der vorhergehenden Forschung den Schein einer fortgeschrittenen Erkenntnißstufe verliehen. Durch eine solche Neuheit war sie eines zeitweiligen Erfolges um so sicherer, da die ihr gezollte Anerkennung jedem Anhänger erlaubt zu wähnen, daß er sich — wie ein Chemiker der älteren Richtung sagt — „auf der Höhe der Wissenschaft befinde und deshalb auf Diejenigen herabsehen kann, welche daran zweifeln und andere Ansichten verfolgen".

Aeußerlich unterscheidet sich die moderne Chemie von ihrer Vorgängerin darin, daß sie ihren Ausgangspunkt, nicht wie diese bei den unorganischen, sondern bei den organischen Er-

*) Die Grundlage der modernen Chemie, eine historisch-philosophische Analyse. 1877; und im Anschlusse daran: Die Entwicklung der modernen Chemie. 1879. Beide Schriften aus dem Verlage von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

scheinungen nimmt. Statt also von dem Einfachen auszugehen und was von den Verbindungsgesetzen in der unorganischen Natur bekannt ist, zur Richtschnur in der Beurtheilung der Vereinigungsweise in der organischen zu nehmen, knüpft die moderne Chemie bei dem Complicirteren, d. h. dem Organischen, an und wähnt von hier aus die richtige Deutung des Unorganischen zu erreichen. Völlig verkehrt wie dieses dem Sinn der inductiven Forschung entgegengesetzte Verfahren ist, läßt es nicht nur der Einbildung freien Spielraum, es führt auch dazu, das Auffinden und genaue Ermitteln der Thatsachen, welches allemal der Entwicklung der Theorie voraufgehen muß, völlig nebensächlich zu machen. Statt der Analyse obzuliegen, mittels welcher die Natur der die verschiedenen Körper und Verbindungen constituirenden Elemente festgestellt werden, besteht die Hauptthätigkeit der modernen Chemie in der Ermittelung der Constitution, d. h. der Aneinanderfügungsweise dieser Bestandtheile selber. Ihr vornehmstes Augenmerk ist also die Synthese, welches jedoch bei dem heutigen Stande der chemischen Erkenntniß so viel heißt als — um einen bekannten Ausdruck Friedrichs des Großen zu brauchen — „den zweiten Schritt thun wollen, bevor noch der erste gethan ist". Die Differenz der beiden Richtungen in der Chemie spitzt sich demnach in der Frage zu: ob bei Verbindungen die Natur der Elemente oder deren Lagerung in erster Linie bestimmend sei. „Die Natur der Verbindungen hängt ab von der Natur der Elemente" — in diesem Satze liegt der Schwerpunkt der streng an die Regeln der Naturforschung sich haltenden Chemie, den sie als einen axiomatischen festzuhalten für Pflicht erachtet, „bis man unwiderleglich bewiesen hat, daß Elemente nicht existiren, daß alle sogenannten Elemente Modificationen eines Elementes sind". Nun ist aber die Chemie unserer Zeit durch die Vorstellung von Elementen bestimmt und hat es auch, mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, vermocht, den Grund ihrer Verschiedenheit in ihrem verschiedenen elektrochemischen Verhalten nachzuweisen. Eine derartige Anknüpfung an thatsächliche Verhältnisse, wie sie hier der Chemie von Seiten der Physik geboten ist, fehlt der modernen Chemie gänzlich. Indem sie die Verschiedenheit der Elemente und ihrer Verbindungen aus ihrer Aufeinanderfügungsweise ableiten will, kann sie diese nur auf imaginäre Weise verdeutlichen: um die Elementarbestandtheile, welche nicht sinnlich wahrnehmbar sind, in ihrer Anordnung zu zeigen, wird die Art dieser Verbindungen auf das Papier gemalt, um durch nach einer Schablone gezogene Striche die betreffende chemische Wirkung auszudrücken. Daß für die Richtigkeit einer solchen Strukturformel gar keine Gewähr vorhanden, dagegen in den elektrochemischen Verhältnissen die Möglichkeit einer affectiven Controle zur genaueren Ermittelung der Natur der Elemente geboten ist, liegt auf der Hand.

Mit der Physik im Bunde und den unorganischen Erscheinungen als Basis ihrer Untersuchungen, hat die ältere Chemie sich zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben. Von dieser sich lossagend, trat die moderne Chemie, welche die organischen Verbindungen in den Vordergrund stellt und mithin, ihren Schwerpunkt in die Richtung der Biologie verlegend, die anorganische Chemie von der organischen absorbirt werden läßt, mit dem Vorgeben einer förmlichen Reform der Wissenschaft auf. Um solches zu dürfen, hätte die moderne Chemie sich mit der früheren logisch und sachlich auseinander setzen müssen und nachweisen, daß dieselbe ihren Principien und ihrer Theorie nach völlig erschöpft ist und in keiner Weise zur Erklärung der Erscheinungen ausreicht, dagegen die von ihr selbst vertretenen Bestimmungen nicht allein Alles in umfassenderer Weise erklären, sondern auch einfacher und natürlicher sind. Das aber ist von der modernen Chemie auch nicht einmal annähernd erreicht worden. Gleich beim Hervortreten dieser Richtung bei Dumas, der noch in einem schwankenden Verhalten zur ältern Schule beharrte, wurde diesem die Unzulänglichkeit seiner Behauptungen von Berzelius nachgewiesen. Als darauf Laurent die Bestrebungen Dumas' zu den seinigen machte, war der Bruch mit der bisherigen Richtung freilich definitiv, aber Liebig bewies ihm, daß seine Theorie ein willkürliches Spiel mit Begriffen und Formeln sei, denen er eine Bedeutung beilege, die sie nicht besitzen, und daß sie aus einer völligen Unwissenheit über die Principien wahrer Naturforschung hervorgegangen. Trotz dieser Warnung übernahm Gerhardt die Anwaltschaft der Dumas-Laurent'schen Sache, konnte aber, weil gründlicher geschult als seine beiden Vorgänger, nicht umhin, bei der von ihm angegriffenen Richtung manche unwillkürliche Entlehnung vorzunehmen, was ihm jedoch den Nachweis einbrachte, daß sein System eine indirecte, aber evidente Bestätigung der seit Berzelius die Chemie beherrschenden Grundsätze enthalte. Gleichwol behauptete sich die moderne Chemie in dem Rufe einer bedeutsamen Neuerung, obwohl die Widerlegung, welche die ältere Chemie durch sie erfahren haben soll, nach der einstimmigen Ueberzeugung dieser Schule, „sich auf die paar Phrasen zurückführen läßt, welche von Dumas, Laurent und Gerhardt ausgegeben worden sind und die in monotonen Variationen von ihren Anhängern kritiklos nachgesprochen werden".

Dies ist der Thatbestand, wie er sich aus den beiden Schriften von Albrecht Rau ergibt. Wir haben das Verhältniß als eine höchst beachtenswerthe Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaften — wo es ihr auch heute nicht an vielfältigen Analogien fehlt, da ähnliche Tendenzen, wie sie der modernen Chemie eigenthümlich, auf vielen Gebieten der Naturwissenschaft nachweisbar sein dürften — hier einfach darlegen wollen, ohne irgend Partei zu ergreifen oder uns ein Richteramt anzumaßen. Die Möglichkeit, einen allseitigen Einblick in den Streit zu gewinnen, ist dem Unbetheiligten einstweilen sogar versagt, da die angegriffene Richtung unserem Gewährsmann bisher ein hartnäckiges Schweigen entgegen gestellt, welches um so mehr auffällt, als nicht nur die Discussion mit einem so besonnenen und kenntnißreichen Gegner für die Vertreter der modernen Chemie einen ganz besonderen Reiz haben müßte, sondern auch, wenn ihnen anders um das wissenschaftliche Ansehen ihrer Theorie zu thun ist, so gewichtige Angriffe ihnen eine Schuldigkeit gegenüber der gebildeten Lesewelt auferlegen, welche Letztere einer sachgemäßen Erörterung zu Gunsten der modernen Chemie ihre Theilnahme nicht versagen würde.

Bis dieses Schweigen gebrochen, wird die Belehrung, welche Albrecht Raus beide Schriften gebracht, vorliegenden Falls von großem Einfluß für die Ueberzeugung derer sein, welche der Entwicklung der Wissenschaften folgen, ohne dem Kreise der Fachgelehrten anzugehören. Dem Dank, welchen jeder solche Leser dem Verfasser für seine reichhaltigen und klar dargelegten Anschlüsse gern zollt, wird derselbe vielleicht aber den Wunsch hinsichtlich der äußeren Oekonomie der Schriften beifügen mögen, daß der Text so wenig als möglich mit rein-fachwissenschaftlichen Details vermengt worden wäre, welche lieber den Anmerkungen hätten zugewiesen werden sollen. Denn Leuten, wie sie der Verfasser neben Fachmännern zu Lesern gewünscht, genügen Resultate, da ihnen specielle Ausführungen, wie solche nun in Ueberfülle geboten und den Fachgenossen gegenüber unentbehrlich, nahezu werthlos sind. Bei einer neuen Auflage dürfte dieser Umstand wohl zu beachten sein. Schließlich sei noch gestattet, den Verfasser darauf hinzuweisen, daß wenn er, wie mit Recht geschehen, bei einem Gegner den Ausdruck „reale Existenz" als einen sinnlosen Pleonasmus rügt, er wohl auf seiner Hut sein sollte, denselben nicht für eigene Rechnung zu brauchen, was er sich gleichwohl auf S. 126 der späteren Schrift hat zu Schulden kommen lassen.

Wilhelm Bolin.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Nationaltheater.

„Der Mennonit",

Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch.

Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsvorstellungen, welche in den letzten Wochen das Berliner Publicum in die Theater lockten, haben wir noch eine zu erwähnen, die durch die besonderen Umstände, unter welchen sie vor sich ging, ein eigenes Interesse bot. Einmal fand sie zum Besten der Ueberschwemmten in Schwetz statt, was sehr lobenswerth war, da im Allgemeinen die Berliner nicht recht gewußt zu haben scheinen, daß nicht nur Szegedin in Ungarn, sondern auch Schwetz in Preußen in großer Noth war.

Dann aber handelte es sich um ein Trauerspiel, welches, sozusagen, ohne Theater, ohne Schauspieler, ohne Director, ohne Regisseur, ohne Costüme und ohne Reclame aufgeführt werden sollte; und zwar als erstes, die Lampen sehendes Bühnenwerk des Dichters.

Mehr Hindernisse kann man sich offenbar nicht denken. Doch sie wurden genommen.

Die von Gerichtswegen geschlossenen Pforten des „Nationaltheaters" öffneten sich vor dem Stabe der Wohlthätigkeit, an dem — wie der Dichter sagen würde — seine Muse über die Bretter zu schreiten beabsichtigte. Enthusiastische Studenten, schauspielernde Dilettanten anderer Stände, Theatereleven und unbeschäftigte Schauspieler von Beruf bildeten ein Freiwilligencorps, das muthig zur Aufführung vorging. Costüme hatte Herrn von Hülsens milde Hand hergegeben. Der Verfasser hatte den Prolog gemacht, spielte den Director, den Regisseur und endlich den Dichter, der hervorgerufen wird, — Alles mit bemerkenswerthem Geschick.

Das Publicum versäumte denn auch nicht, sowohl den vom besten Willen beseelten Darstellern, als auch dem Verfasser reichen Beifall und mehrmaligen Hervorruf zu spenden.

Das Stück hat ein Verdienst, das gerade bei einem Erstlingswerke besonders bemerkenswerth ist: es hat eine Handlung, die sich regelrecht vor den Augen der Zuschauer abwickelt, rüstig vorwärtsschreitend, ohne Rückgriffe auf Dinge, die hinter der Scene oder in der Vergangenheit passirt sind. Nichts Ueberflüssiges geschieht; ein Vorgang entwickelt sich knapp und folgerichtig aus dem andern; die Motive greifen im Allgemeinen fest zusammen und die Auftritte schließen gut ab.

Folgendes bildet die Fabel: Maria, welche die in ihrem Herzen schlummernde Liebe zu ihrem abwesenden Pflegebruder Reinhold für schwesterliche Zuneigung hält, fügt sich dem Willen ihres Vaters, des Aeltesten der Mennoniten, Waldemar, und verspricht dem von ihm erwählten Nachfolger im Amte, Matthias, ihre Hand. Doch als Reinhold zurückkehrt, beginnt bald die erwachende Liebe zu ihm sich gegen die übernommene Verpflichtung aufzulehnen und entflammt endlich hell, als er die Geliebte muthig gegen die Frechheit eines Franzosen schützt. Er will sich für Maria und die Ehre der Gemeinde im Zweikampf schlagen. Matthias benutzt diese gegen die Grundgesetze der Mennonitenlehre verstoßende Absicht Reinholds, um den Zorn der Gemeinde und ihres Aeltesten gegen ihn zu erregen und es dahin zu bringen, daß er die Hoffnung, je die Einwilligung zu einer Vereinigung mit Maria zu erlangen, aufgeben muß.

Aus der dumpfen Verzweiflung hierüber und über den Schimpf, den er sich durch gezwungenes Fortbleiben vom Zweikampf zugezogen hat, weckt ihn die Stimme eines Boten Schills, des westfälischen Bauern Hennecker, der ihn aufruft, seine Pflicht als Deutscher zu thun. Mit Begeisterung erfaßt Reinhold diese Idee, sagt sich los von dem „kalten Gott der Mennoniten" und beschließt, bei Schills Schaaren, im Kampfe fürs Vaterland Trost und Erhebung zu suchen. Maria, die davon erfährt, will ihn begleiten. Doch Matthias belauscht die Beiden; Reinhold wird von den Mennoniten gefangen gesetzt, um den Franzosen, die den Schill'schen Werber verfolgen, als dessen Mitschuldiger ausgeliefert zu werden. Da befreit Maria Nachts den Geliebten. Aber bevor sie fliehen, will Reinhold Hennecker warnen, dem die Mennoniten auflauern. Er rettet ihn, aber nur, indem er sich selbst preisgibt und Matthias schließlich niederschießt. Der Sterbende hat noch Kraft und Bosheit genug, um Reinhold und Maria den herbeigekommenen Franzosen als Schill'sche Verräther zu bezeichnen. Maria stirbt, als sie von den Soldaten abgeführt werden soll; Reinhold aber geht dem Todesurtheil des Kriegsgerichts mit den Worten entgegen:

„Ihr werdet sehn, wie deutsche Männer sterben."

Der Stoff ist nicht glücklich gewählt. Die Ereignisse der ersten Acte führen den Helden nur zu einem mäßig interessanten Conflict — zu dem Widerstreit zwischen seinen anerzogenen mennonitischen Grundsätzen und dem Begriff der Mannesehre, der ihm aufgegangen. Mag dieser Zwiespalt in ihm noch so tiefgehend sein — was übrigens nicht hervortritt — der Mennonitenglaube hat, für die Zuschauer auf der Bühne wie im Leben etwas Schwächliches, Unmännliches. Es ist nicht der „starke Glaube", der gewaltige Conflicte heraufzubeschwören und mit dem Schwert auszufechten vermag, der roh ist, aber des Menschen Herz faßt. Man hat ihm gegenüber nicht das Gefühl, als ob es bei inneren Kämpfen schwer sein würde, sich mit ihm abzufinden.

Ferner aber scheint das Mennonitenthum Reinholds durch den Aufenthalt in der Fremde bereits geschädigt. Er spricht von Toleranz und hat den Begriff der „Ehre" in sich aufgenommen, von dem der pharisäische Sprecher der Gemeinde, Justus, sagt:

„Bibel her!
Schlag auf, lies nach von Anfang bis zu End',
Ob du das Wort drin findest!"

Dadurch verschwindet der Conflict in dem Augenblick, wo er erst hervortreten soll. Das ist ein großer Mangel in der Ausführung des Charakters. Ebenso würde der Held auf dem Höhenpunkt der Handlung mehr interessiren, wenn er sich von selbst zu Gedanken an Freiheit und Vaterland aufschwänge, die dann erst durch den Boten Schills in eine bestimmte Richtung zu lenken sein würden.

Das Motiv des verletzten persönlichen Ehrgefühls steht an dieser Stelle zu sehr im Vordergrunde; auch wird es dadurch nicht schöner, daß der Schmerz um den drohenden Verlust der Geliebten hinzukommt. Der erste Monolog im dritten Act ist daher sehr unbedeutend.

Der unedle Zug, den Reinhold zeigt, indem er Matthias trotz des Maria gegebenen Versprechens tödtet, berührt zuerst nicht angenehm; aber er ist einerseits sehr menschlich, wird durch die Situation möglichst vertuscht und schließlich vom Zuschauer milde beurtheilt, nachdem Reinhold den Fremden, dem er gewissermaßen die Befreiung vom geistigen Joche verdankt, mit eigener Aufopferung gerettet hat. Diese Scene ist ganz besonders geschickt componirt, und das Bild, das die Bühne in dem Augenblick bietet, wo Hennecker flüchtet, ist ein sehr effectvolles.

Matthias, der sinnliche, tückische Nebenbuhler Reinholds, ist wohl die am richtigsten durchgeführte Figur. Er ist das eigentliche Triebrad der Handlung. Der Auftritt, in dem er seiner Verlobten mittheilt, daß er wisse, sie hasse ihn, er aber halte sie in seiner Hand, gehört zu den besten des Stücks.

Die Tochter Waldemars ist sehr sympathisch gezeichnet: ein reines, gutes Kind, das nur durch die Allmacht der Liebe zum Ungehorsam gegen den Vater und zum Bruch ihres Wortes vermocht werden kann. Sie ist sanft und doch muthig, und voll Edelmuth gegen ihren Feind Matthias, den sie vor der Rache Reinholds bewahren will.

Am wenigsten befriedigt die Gestalt des Aeltesten, der durch sein starres Festhalten am gegebenen Wort das Verhängniß heraufführt. Er steht abseits der Handlung und versichert immer nur, daß er die Heiligkeit seines Wortes nicht vergessen werde. Er sollte sich gefälligst seiner nicht mennonitisch verlebten Jugendzeit erinnern, auf die er mehrfach in weinerlichem Tone anspielt.

Die Nebenfiguren, wie die des philiströsen Justus, des ritterlichen und des frechen französischen Offiziers, des Boten Schills, sind charakteristisch und kräftig genug skizzirt, um das ihnen gebührende Interesse zu erwecken.

Das Stück ist in Jamben geschrieben und der Dichter hat hier, wie in seinen epischen und lyrischen Productionen, bewiesen, daß er die metrische Form trefflich zu handhaben versteht. Aber der Charakter des Ausdruckes ist leider oft mißlungen. Er ist lyrisch weitschweifig, statt dramatisch knapp zu sein, in Gefühl und Farben schwelgend, überhäuft mit Bildern. Auch sonderbare Wendungen berühren oft befremdend. Als Maria nichts von Liebe hören will, sagt Reinhold zornig:

Digitized by Google

„— Nun denn, so bade
Im kalten Wasser deiner Tugend dich,
Bis daß du drin erstarrst."

Maria sagt zu Matthias, den sie einen „feigherz'gen Feigling" nennt:

„Ah! Wespe, die zu stechen,
Doch nicht mit Zähnen zu zerreißen wagt!"

Eine Wespe, die nicht mit Zähnen zu zerreißen wagt! — Welch feiges Thier! Aber auch welch tückischer Relativsatz!

Doch die Sprache ist, wenn auch nicht immer der Dichtungsart entsprechend, im Ganzen eine schöne und edle, und in einzelnen Scenen, besonders in dem Auftritt, der sich Nachts im Garten zwischen Maria und Reinhold, als sie die Flucht verabreden, abspielt, wirkt die maßvolle Innigkeit der Verse ergreifend. Einen ebenso glücklichen Ausdruck findet zuweilen der warme Patriotismus, der den Verfasser beseelt. Der Gesammteindruck, den man trotz der Schwäche der Charakterzeichnung und des Hauptmotivs von dem Werke empfing, war, daß der Geist in ihm ein frischer und dichterischer sei. Hoffen wir, daß die Erfahrungen dieses ersten Versuchs den Verfasser das in seiner Auffassung und Stimmung verbessern lehren, was dem Charakter des Dramas zuwider ist. Dann wird mit steigender Erfahrung und bei seiner offenbaren Begabung für die Technik der Erfolg nicht ausbleiben. — z —

Notizen.

Die Zustände in Frankreich boten in der letzten Zeit wieder einen verworrenen Anblick. Die unglückliche Affaire Blanqui brachte alle reactionären Kannegießereien in Erinnerung, welche die letzten französischen Wahlen diesseits der Vogesen veranlaßt hatten. Man sah Frankreich damals schon am Rande des Abgrundes und schätzte sich pharisäisch glücklich, daß man nicht sei wie dieser Pariser Zöllner. Die früher öffentlich, jetzt mehr verstohlen beliebte Koketterie mit dem Bonapartismus spielte dabei natürlich ihre Rolle. Es blieb aber doch bei unseren Nachbarn eine Zeit lang Alles ziemlich ruhig. Auch das Ministerium wurde nicht mehr als nöthig erschüttert. Die ungebetenen Kassandrastimmen verstummten bald und warteten geduldig einer neuen Parole zur weiteren Ausführung des Themas, daß es mit Frankreich vorbei sei. Als Herr Ernst Renan neulich gespreizt und altklug Deutschland die Leviten las und sich nach unseren Verdiensten um die Menschheit seit Gründung des Reiches mit spitzen Worten erkundigte, blieb man ihm bei uns mit Recht nicht die Antwort schuldig. Um jedoch ganz gerecht zu sein, läßt sich nicht verhehlen, daß man es hier zu Lande bei mehr als einer Gelegenheit an, sehr gelinde gesagt, wenig sympathischen oder höflichen Worten angesichts der französischen Vorgänge ebenfalls nicht fehlen ließ. Unsere berechtigte Empfindlichkeit sollte auch einige zarte Stellen in der Haut des Nächsten schonen lernen. Dazu kommt, daß in der ersten akademischen Rede Renans die wichtigsten Stellen von manchen deutschen Blättern nicht ganz genau übersetzt waren. Die mauvaise Politik wurde gegen alle Zeugnisse der Dictionäre ohne weiteres zu einer wegwerfenden und der Mangel an volltönenden Worten, welchen der Franzose unseren Generalen vorwarf, zu der Himmel weiß welcher Verbalinjurie. Jedenfalls wurde von der Sache zu viel Aufhebens gemacht. Man vergaß auch durchweg, daß es für Herrn Renan, der, wie die Sage geht, Senator werden will, vor Allem auf eine Wahlreclame ankam. Je mehr Lärm seine Glossen über unser bescheidenes Maß internationaler Liebenswürdigkeit machten, desto besser für seine Zwecke. So ergriff er denn auch die feierliche Abwehr, welche seine kritischen Gänge über Deutschland in der diesseitigen Presse gefunden hatten, beim Schopf und schrieb den bekannten Brief an seinen sogenannten deutschen Freund, mit welchem er wohl das letzte Wort behalten wird. Solcher unfruchtbaren Polemik werden die Kämpfer, wenn sie ohnehin Besseres zu thun haben, bald müde. Die Franzosen sind als Besiegte, wo es sich um Deutschland handelt, natürlich noch immer sehr erregt und man muß dieser Stimmung Mancherlei zu Gute halten. Offen gestanden ziehen wir vor, daß sie sich drüben, wenn von uns die Rede ist, etwas ärgerlich vernehmen lassen und mit affectirtem Behagen auf unser vermeintlich rüdes Wesen herabblicken, als wenn uns dieselbe Rolle in umgekehrter Richtung von dem Geschick zugetheilt wäre. Diese psychologisch begreiflichen Empfindungen unserer Feinde von vor neun Jahren sind auch in ihren zeitgenössischen Historien überall erkennbar. Der Herzog v. Gramont, ob unter seinem Namen oder als verkappter Memor, hat hierin Unglaubliches geleistet. Etwas objectiver schreibt Herr Rothan, früherer Gesandtschaftssecretair unter Herrn v. Moustier in Berlin, der in eine gewisse Depeschenaffaire, die zu der weiland manteuffel'schen Zeit viel von sich reden machte, verwickelt war, im Uebrigen zu den fähigsten diplomatischen Köpfen des Kaiserreiches gehörte. Seine zuerst in der Revue des deux Mondes, dann als separates Buch erschienene Schrift über die französische Politik von 1866 ist zuweilen von packendem Interesse. Sehr lehrreich ist namentlich, was er von den Verhandlungen des Grafen Goltz nach Königgrätz, zuerst mit Drouyn de Lhuys, dann mit dem Kaiser selbst, zu erzählen weiß. Der preußische Gesandte in Paris hatte ein Minimum von viertausendfünfhundert deutschen Seelen, dann ein Maximum von über vier Millionen in der Tasche, deren Forderung er Frankreich plausibel machen sollte. Als der erstere kleinere Wechsel von dem Minister des Auswärtigen nahezu protestirt wurde, präsentirte er den größeren höheren Ortes, wo man über Frankreichs damalige militärische Ressourcen besser orientirt war und mit dem Accept alle Welt überraschte. Aber Herr Rothan, der diese nur theilweise bekannten Dinge, wenn auch mit anderen Worten berichtet, hat doch nicht Alles erfahren. Der seitdem verstorbene Graf Goltz erzählte seinen Freunden, wie wenig der Kaiser Napoleon trotz seines früheren Aufenthaltes in Deutschland mit der Geographie unseres Landes vertraut war. Goltz erwähnte im Gespräch mit dem Kaiser Hessens unter den nothwendigen Annexionen, während Sachsen geschont werden sollte. Worauf der Kaiser sich in seinem Cabinet nach einer Karte mit den Worten umsah: Attendez, où donc est située la Hesse, où se trouve la Saxe?! Vielleicht hatte der alternde Monarch auch vergessen, wo Wörth und Weißenburg lagen. Er sollte es später erfahren und bis zu seines Lebens Ende der Kenntniß eingedenk bleiben.

Bibliographie.

Treitschke, Heinrich von, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII u. 790 S. Leipzig 1879, Hirzel. 10. —

Wiel, J., und Gnehm, R., Handbuch der Hygiene. 1—6. Lieferung. 8. S. 1—384. Mit eingedruckten Holzschnitten. Karlsbad 1879, H. Feller. à Lieferung 1. 60

Frdr. Pecht, deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1879, Beck.

Max Martersteig, Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. Mit dem Porträt Wolffs nach der Wichmann'schen Büste. 8. XII u. 327 S. Leipzig 1879, Fernau. 7. —

L. Noiré, Max Müller und die Sprach-Philosophie. 8. IV u. 107 S. Mit dem Porträt Müllers in Radirung. Mainz 1879, Zabern.

P. B. Wichmann, Ludwig der Große, der Baier. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Acten. 8. 1 Bl. u. 66 S. Wiesbaden 1878, Schellenberg.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers. 8. 50 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

B. Matthias-Tendering, Chlodosinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Voract. 8. 158 S. Leipzig und Köln 1879, Reißner und Ganz. Cartonnirt.

Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika, mit einer neu entworfenen Special-Karte. 8. XVI und 417 S. Hamburg 1879, Friederichsen.

Herm. Jahn, Schwarze Fäden. Roman. 8. 1 Bl. und 207 S. Breslau 1879, Schottländer. 3. 50., geb. 4. 50.

Chryph. Sandner, die Arbeiterfrage kritisch untersucht behufs Erzielung socialer Reform und Entwaffnung der Socialdemokratie. 8. 44 S. Nördlingen 1879, Beck.

Digitized by Google

Inserate.

Der Redacteur
einer liberalen Zeitung, promovirt, Kunstkritiker und **ständiger** Mitarbeiter an dem **Feuilleton** mehrer großer Zeitungen, sucht Stellung zum 1. Juli oder sofort, am liebsten an einer **Monats-** oder **Wochenschrift.** Offerten sub **H. 21437** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Soeben erschien:
Leichte Waare.
Skizzen von
Ernst Eckstein.
Dritte, umgearbeitete Aufl. 4 *M.* Geb. 5 *M.*
Leipzig. Verlag von **Richard Eckstein.**

Im Verlag von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:
Denkmäler der Kunst.
Zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.
Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.
Bearbeitet von
W. Lübke und **C. v. Lützow.**
Enthaltend 186 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln und 30 Bogen Text.
2 Bände. — Querfolio.
Preis: in Carton 160 *M.*, eleg. geb. 180 *M.*

Nach nunmehriger Vollendung der dritten Auflage erscheint dieses Werk aufs Neue als
Prachtwerk ersten Ranges,
bereichert mit 37 neuen Tafeln und fortgeführt bis auf die neueste Zeit.
Es gewährt auf den in Stahlstich, Radirung und Farbendruck ausgeführten Tafeln eine Uebersicht über die Werke der Kunst sämmtlicher Zeiten und Völker in einer Ausdehnung und Zuverlässigkeit wie keine zweite Publikation und zeichnet sich durch die klare Anordnung des enorm reichhaltigen Materials, sowie durch den zwar knappen, aber präcisen Text vor anderen derartigen Erscheinungen vortheilhaft aus.

Grundriss der Kunstgeschichte.
Von
Dr. Wilhelm Lübke,
Prof. am Polytechnikum u. a. d. Kunstschule in Stuttgart.
Achte, durchgesehene Auflage.
2 Bände. gr. 8.
Mit 594 Holzschnitt-Illustrationen und dem Porträt des Verfassers.
Preis: brochirt 14 *M.* 40 Pf, eleg. geb. 17 *M.*

Zum achten Male bietet sich dieser Grundriss iu neuer, gefälliger Form dar, durchgesehen u. mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen bereichert, abermals vermehrt um etwa 100 Holzschnitte, deren Gesammtzahl neben dem trefflich geschriebenen Text als reiches Anschauungsmaterial gelten kann.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.
Eine Uebersicht
der klassischen Litteratur der Griechen
für
die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.
Von
H. W. Stoll.
1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Einführung des Notenschreibunterrichts in die Schule.
Soeben erschienen, durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:
Breitkopf und Härtel's Notenschreibhefte.
Heft 1. Emil Breslaur's Notenschreibschule. I.
Heft 2. Emil Breslaur's Notenschreibschule. II.
Heft 3. Notenliniaturen mit schrägen engen Hilfslinien.
Heft 4. Notenliniaturen mit schrägen mittelweiten Hilfslinien.
Heft 5. Notenliniaturen mit schrägen weiten Hilfslinien.
Heft 6. Notenliniaturen ohne schräge Hilfslinien.
Heft 1 bis 6. Preis jedes Heftes 15 Sgr.
Zwecks Einführung stehen die beiden ersten Hefte auf directes Verlangen jedem Lehrer unentgeltlich zur Verfügung.
Leipzig, April 1879. **Breitkopf & Härtel.**

August Werner's Buch:
Die Helden der christlichen Kirche. Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule. Mit 180 Text-Abbildungen und neun Tondruckbildern. Preis geh. *M.* 7.50. Eleg. geb. *M.* 9.
(Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen beziehbar.)
dürfte **gerade im gegenwärtigen Augenblicke** und in erster Reihe für die Mitglieder der
Jacobi-Gemeinde in Berlin
von besonderem Interesse sein.

Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin,** Königgrätzer-Str. 49.
Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.
Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik
von **Dr. A. Hocker.** Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 u. 71 ꝛc.
2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.
1. 2. Lieferung à 60 Sgr, Pracht-Ausgabe à 80 Sgr.
Erscheint bis zum Spätsommer in 15 Lieferungen.
Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschicke der **Völker eingegriffen,** ragen vor Allem **Kaiser Wilhelm** und **Fürst Bismarck** hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine **gemeinsame** biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so **Folgenreiches** geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, **bis zur Gegenwart fortgeführt,** vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin W.,** Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 10. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Schienenwege nach dem Orient. Von Hanns von Spielberg. — Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Hans Makart und sein „Festzug". Von Wilhelm Lauser. — Russische Mädchenerziehung. Von Borealis. — Mephisto in Italien. Von W. Lübke. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Schienenwege nach dem Orient.

Im Ernst zweifelt wohl am Ballhausplatz in Wien Niemand an einer zeitlichen Unbegrenztheit wie an einer räumlich vergrößerten Ausdehnung der Occupation jener Gegenden südlich der Save, denen das Witzwort eines sich prophetisch begeistert fühlenden Ministers bereits den Namen „Plusleithanien" zugelegt hat! Es wäre sonst nicht möglich, daß eine zweifellos inspirirte Projectenmacherei sich Bosniens mit Beglückungsplänen so entschieden annähme, wie es thatsächlich geschieht, und daß einzelne, gewöhnlich sehr gut unterrichtete Kreise der haute finance, wenn auch vorläufig noch unter Beobachtung der üblichen „diplomatischen" Reserve, diesen Projecten Berücksichtigung und Unterstützung zu Theil werden ließen.

Natürlich steht der Ausbau des zukünftigen bosnischen Eisenbahnnetzes in erster Linie der Tagesfragen und erhitzt die Gemüther um so mehr, weil Serbien, welches nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages innerhalb dreier Jahre die bereits früher projectirten Linien zum Anschluß an die östreich-ungarischen Bahnen bei Belgrad einerseits, an die Linie Sofia-Constantinopel und an die projectirte Strecke Mitrovica-Salonik andrerseits fertigstellen sollte, bisher aus dem Stadium der Vorberathungen noch nicht herausgekommen ist. Auch der neueste Beschluß der serbischen Regierungscommission, die Bahn aus Staatsmitteln und in eigener Regie zu bauen, erhöht den Glauben an eine rechtzeitige Vollendung der Anschlüsse nicht, denn man ist sich in Wien klar darüber, daß sowohl der Baron Hirsch wie die Unternehmer Poljakoff und Strousberg, welche sich nebst einigen anderen Consortien um den Bau der serbischen Bahnen bewarben, vielleicht nicht billiger, jedenfalls aber schneller als die Regierung gebaut haben würden. Ueber die Billigkeit eines serbischen Regierungsbaues braucht man sich übrigens auch keine übermäßigen Vorstellungen zu machen — der wahre Grund, warum die leitenden Persönlichkeiten für eigene Bauausführung stimmten, ist wohl nur der, daß sie selbst verdienen wollen!

Unter diesen Umständen, und weil in der That die schnelle Herstellung einer directen Schienenverbindung nach Constantinopel wie auch der Bau einer Transitlinie nach Salonik dringend wünschenswerth ist, scheint in Wien (vorläufig zwar noch gewissermaßen als ballon d'essai) der Plan hervorzutreten, die serbische Regierung zu veranlassen, ihr eigenes Bahnnetz lokalen Zwecken entsprechend zu projectiren und erst mit der fortschreitenden Entwickelung des Verkehrs weiter auszubauen, während Oestreich-Ungarn die durchgehenden Linien für sich in Anspruch nehmen möchte.

Es ist, um die Bedeutung dieses Planes würdigen zu können, nothwendig, auf den augenblicklichen Standpunkt der speciellen bosnischen Eisenbahnfrage näher einzugehen.

Vor Beginn der Occupation schwebte in Bosnien nur eine kurze, türkischerseits erbaute, aber nicht betriebsfähige Strecke Banjaluka-Doberlin (103 Kilometer) gewissermaßen in der Luft, da ihr die Lebensader durch den mangelnden Anschluß an das östreichische Netz bei Sissek unterbunden war; es ist noch in frischer Erinnerung, welche unendlichen Schwierigkeiten der Occupationsarmee aus dem Fehlen jeder Bahnverbindung erwuchsen und es war daher zuerst beabsichtigt, die Linie Sissek-Doberlin möglichst schnell auszubauen, gleichzeitig Doberlin-Banjaluka betriebsfähig zu machen und so bis ins Herz des zu occupirenden Landes eine Schienenverbindung zu gewinnen. Die Sonderinteressen Ungarns setzten an Stelle dieses höchst rationellen Projects die Linie Dalya-Brood mit dem Anschluß an die Alföld-Fiumaner Bahn, deren schmalspurig ausgeführter Bau seit dem Herbst vollendet ist, während die Fortsetzung der Strecke nach Serajewo über Doboj-Maglaj-Zenica im Bau begriffen ist; die ganze Bahn würde einen Abschluß erst gewinnen, wenn sie bis Serajewo weitergeführt wäre — die diesbezüglichen Unterhandlungen schweben aber noch, hauptsächlich deshalb, weil man sich nicht klar ist, ob man die Bahn normalspurig oder mit schmaler Spur bauen soll. Der Generalunternehmer Baron Schwarz hat in richtiger Erkenntniß der Situation erklärt, den Bau nur unter der Bedingung, daß die normale Spurweite acceptirt werde, übernehmen zu wollen — es scheint aber fast, als ob die Regierung sich auch hier für die schmale Spur entscheiden würde, sei es aus falsch angebrachten Sparsamkeitsrücksichten, sei es um sich wegen des schmalspurigen Baues der Strecke Dalya-Brood-Zenica keinem Dementi auszusetzen. Sicher ist jedenfalls, daß früher oder später die ganze Linie doch zur breiteren Spur umgebaut werden wird und dann, um nur Eins zu erwähnen, das ganze rollende Material fast werthlos ist!

Ebenso sicher ist es, daß trotz aller Verzögerungen der Bau der erwähnten Linie Sissek-Doberlin (resp. Novi) von nur 48 Kilometer sehr bald wird in Angriff genommen werden müssen, während die Verlängerung dieser Strecke von Banjaluka über Travnik nach Serajewo zweifelhaft erscheint, da das letztere Project kaum die Concurrenz mit der fast fertigen Linie Brood-Maglaj-Zenica-(Serajewo) aushalten könnte.

Dagegen erscheint ein Anschluß dieser dem specifisch östreichischen Interesse dienenden Bahnen an die dalmatischen Staatsbahnen entweder von Doberlin aus über Bihac nach Siveric oder von Serajewo aus über Mostar nach Spalato nothwendig und ist für die letztere Linie einem Consortium

Digitized by Google

bereits die Erlaubniß zu den Vorarbeiten ertheilt worden. Der östreichische Handelsstand fürchtet zwar diese Verbindungen, weil er glaubt, daß ihm von Spalato aus durch englische oder französische Häuser das Absatzgebiet in Bosnien und der Herzegowina verkleinert werden könnte, das Wohl der neu zu erschließenden Landestheile oder wie man in Oestreich sagt „unsere Culturmission" weist jedoch gebieterisch auf sie hin und könnten gerade diese Linien, da technische Schwierigkeiten sich ihnen fast gar nicht entgegenstellen, schnell und billig gebaut werden.

Alle bisher erwähnten Bahnen dienen aber nur dem lokalen, um nicht zu sagen augenblicklichen Bedürfniß und es fragt sich nun, welche von ihnen werden sich in Zukunft dem Zeitverkehr dienstbar machen lassen?!

Die naturgemäße Fortsetzung der gleichviel von welchem Punkt des östreich-ungarischen Bahnnetzes ausgehenden Linie nach Serajewo muß über Mitrovica zum Anschluß an die Linie nach Salonik führen, während eine Transversalbahn von Mitrovica aus nach Nisch oder direct nach Sofia mindestens wünschenswerth ist.

Die angegebenen Bahnen entsprechen im Wesentlichen den von der hohen Pforte s. Z. projectirten Linien. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die schnelle Ausführung auf bedeutende technische Schwierigkeiten stoßen wird, welche die Höhe der Baukosten enorm steigern werden, da allein die Strecke Serajewo-Mitrovica zwei Wasserscheiden (870^{m} und 1040^{m} über dem Meeresspiegel) übersetzen muß. Wir kommen damit der in unserer Einleitung erwähnten Frage näher, ob Oestreich im Interesse seines Handels diese Linie selbst ausbauen oder sich mit der später in Muradsgrab an die türkische Bahn nach Salonik anschließenden serbischen Bahn begnügen wird?

Auf die eine oder die andere Weise wird aber das Kapital — auch speciell Deutschlands — sicher einmal für die Zwecke einer dieser Routen engagirt werden und wir möchten daher schon jetzt das Eine klarstellen, daß der große, sogenannte englisch-ostindische Verkehr, welcher heute über Brindisi geleitet wird, niemals, was auch manche Zukunftsträumer sagen mögen, seinen Weg über Salonik nehmen wird, trotzdem die Luftlinie zwischen Alexandrien und London viel näher an Salonik, als an Brindisi streift. Der kürzere Weg würde aber durch Vertheuerung und Verlangsamung zum mindesten paralysirt, da die neue Route viel mehr Länder durchziehen und Bahngesellschaften angehören müßte als die alte, und der Betrieb auf den Bahnen südlich der östreichischen Grenze erfahrungsmäßig jetzt und sicher noch auf lange Zeit ein langsamer ist und bleibt.

Immerhin wird das Zustandekommen einer directen Transitlinie nach Salonik aber auch für Deutschland von Interesse sein, da sie den directen Verkehr mit Athen, den Inseln des Archipels und mit Smyrna übernehmen würde — für Oestreich speciell würde sie den macedonischen Markt erschließen, dem bisher Salonik als einzige Bezugsquelle galt. Da nun nach den zuverlässigen Zusammenstellungen des östreichischen Ingenieurs Büchelen die östreichisch-bosnische Linie von Wien bis Salonik nur nm 95 Kilometer länger sein würde als die über Serbien geführte, eine normalspurige Schienenverbindung bis Serajewo doch unter allen Umständen hergestellt werden muß und daher nur die 350 Kilometer lange Strecke Serajewo-Mitrovica gebaut werden müßte, so erscheint es kaum zweifelhaft, daß die letztere Strecke wirklich ausgeführt und damit dem serbischen Bahnproject eine lokale Bedeutung zugewiesen wird.

Wichtiger fast noch als die directe Verbindung mit Salonik muß uns die baldige Eröffnung eines Schienenwegs nach Constantinopel erscheinen, der dem Verkehr mit dem Orient ein gänzlich verändertes Ansehn geben würde. Es ist aus den Verhandlungen bei Gelegenheit des Berliner Congresses her bekannt, daß Oestreich (von einer Station der Staatsbahn, etwa Nagy Kikinda aus) einen Anschluß nach Belgrad herstellen und Serbien diese Bahn über Nisch in der Richtung auf Sofia weiterführen sollte, während Bulgarien die Aufgabe zufiel, in die Verpflichtungen der hohen Pforte behufs Anschluß an die bestehende Linie Sarambey-Philippopel-Constantinopel einzutreten, so daß damit die directe Verbindung mit der Hauptstadt des türkischen Reiches hergestellt worden wäre.

Die gleichen oben erwähnten Gründe, welche aber neuerdings den Glauben an die Zuverlässigkeit der serbischen Versprechungen überhaupt geschwächt haben, so wie der entscheidende Wunsch, auf dieser großen Durchgangslinie möglichst selbstständig dominiren zu können, haben in letzter Zeit das Project hervorgerufen, den Schienenweg nach Sofia nicht über Belgrad, sondern über Orsowa-Widdin zu führen. Man rechnet bei diesem Project, dessen Trace übrigens der ersten Linie gegenüber nur einen Umweg von kaum 50 Kilometer beschreiben würde, darauf, Serbien durch die Drohung, die Linie eventuell auf dem linken Donauufer, also auf rumänischem Gebiet zu führen, zu allen und jeden Zugeständnissen für den Transitverkehr bewegen zu können.

So wenig wir uns verhehlen können, daß das große östreich-ungarische Reich durch die Ausführung der erwähnten neu projectirten Routen das kleine Serbien isoliren und gewaltsam eine Hebung seines Handels und seiner Einkünfte hemmen, ja ihm vielleicht die Schöpfung eines eigenen Bahnnetzes unmöglich machen würde — so sicher kann man bei einiger Kenntniß der verworrenen Zustände des eben selbstständig gewordenen Staates auch die Behauptung aussprechen, daß die Interessen des Welthandels, soweit er für diese Routen in Betracht kommt, besser in den Händen Oestreichs, als Serbiens gewahrt sein würden.

Hanns von Spielberg.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

Auf solche Prüfung aber kam es den geistlichen Herren offenbar gar nicht an, sondern nur darauf, über Wunder zu berichten, gleichviel ob und wie sie sein mochten. Das zeigte sich besonders deutlich bei ihrem Verhalten zu den verteufelten Teufelserscheinungen. Pastor Schneider provocirte dieselben gewissermaßen durch sein Fragen nach dem Teufel, Pastor Neureuter hegte ihnen gegenüber Bedenken, aber trat ihnen durchaus nicht entgegen. Der Dr. Thömes gleitet in seiner Broschüre an den Teufelserscheinungen mit folgendem Satze vorbei: „Es ist ein bekannter Satz, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baut, der Teufel daneben eine Kapelle errichtet, um ebenfalls sich verehren und anbeten zu lassen. Doch soll ihm hier nicht die Ehre erwiesen werden, über den Spuk, den er am 6. und 7. September theils in Höllengestalt, theils im Lichtglanz und selbst in der nachgeäfften Gestalt der Mutter Gottes unmittelbar und gleichzeitig neben anderen guten Erscheinungen getrieben hat, berichtet zu sehen. Nur so viel sei gesagt, daß es ihm nicht gelang, die Kinder zu täuschen. Mehr über das offenbar Satanische hier zu sagen, gehört nicht in dieses Buch, worin die Thaten und Gnaden der allerseligsten Jungfrau zu Marpingen erzählt werden sollen."

Der arme Teufel, so um die Ehre einer ausführlicheren Behandlung in der Broschüre des Dr. Thömes gebracht zu sein, welch neue Höllenqual mag ihm das bereiten! — Als bei der Verhandlung der Präsident dem Dr. Thömes darauf bezüglich bemerkte, er habe ein Mehres mitzutheilen wohl geflissentlich unterlassen, weil es ihm selbst abgeschmackt erschienen sei zu erzählen, wie der Teufel mit dem Stiefel hinausgetrieben und mit dem faulen Apfel geworfen sei, solcher Hocuspocus hätte einigermaßen besonnene Leute stutzig machen können, ein Mensch mit seinen fünf Sinnen könne so etwas doch nicht glauben;

Digitized by Google

— da entgegnete der Dr. Thömes, das könne er sich nicht sagen lassen, Luther habe auch seine fünf Sinne gehabt und habe doch mit einem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen. Der Präsident verwies darnach natürlich auf den veränderten Standpunkt der Zeiten und hob besonders als das Anstößige dieser Teufelei hervor, daß hier an einer Seite die Mutter Gottes mit dem Kinde sitzt und an der anderen Seite der Teufel erscheint, der dann auf ihr Geheiß hinausgeprügelt wird. — Dr. Thömes entblödete sich nicht, auch das gar nicht anstößig zu finden, der Satan wolle sich immer aufspielen, wo die Madonna vorkomme; es sei dies etwas Alltägliches in der christlichen Mystik.

Und Pastor Neureuter, der ja dieser Teufelei gegenüber immer etwas Bedenken gehabt haben will, antwortete auf die Frage des Präsidenten, ob denn ihm dieses Zusammenbringen der Mutter Gottes und des Teufels nicht gotteslästerlich erscheine: das sei nicht allein Gotteslästerung, sondern Lächerlichkeit. Als ob das Lächerliche noch etwas Schlimmeres sei als das Gotteslästerliche!

Von dem Caplan Cramer endlich ward bei der Verhandlung ein Brief vom 19. October 1876 verlesen, der einen ausführlichen Bericht über die Erzählungen von der Teufelserscheinung enthielt. Der Brief schließt mit dem Bemerken, diese Teufelsgeschichten hätten vielfach Bedenken erregt; aber „der Teufel mache oft dumme Geschichten". Und in seiner Wunderbroschüre heißt es darüber sehr vorsichtig: „Könnte der Menschenfeind nicht auch hier (wie im Elsaß) vielleicht seine Hand im Spiele haben? Und siehe da, plötzlich zeigte sich derselbe in eigener Person den Kindern, die Mutter Gottes nachäffend. Dies war im Ganzen etwa dreimal. Die diabolische Caricatur mußte dem Weihwasser weichen. Auch gegen die Mutter-Gottes-Erscheinung wurde mehrmals Weihwasser gesprengt, ohne daß dieselbe wich. — Es wird später vielleicht die Zeit kommen, wo man wird näher auch auf diese Vorgänge eingehen können. Für diesmal möge das Angeführte genügen." — Und dann folgt unter dem Texte gleich eine Verwahrung dagegen, als habe sich der Caplan über die noch fortdauernden Erscheinungen im Elsaß vor der noch ausstehenden kirchlichen Entscheidung ein endgültiges Urtheil erlauben wollen: „Man möge billig zweifeln, ob dem Bösen so viel Macht zur Täuschung des gläubigen Volkes zu Gebote stehe. Derselbe würde sich schließlich nur selber betrügen; denn es kämen, wie ihm von durchaus glaubhafter Seite versichert werde, in Folge jener Ereignisse auffallende Bekehrungen vor."

So zweideutiger Art sind die Auslassungen der geistlichen Herren über diese wahrhaft kindischen und gotteslästerlichen Teufelserscheinungen! — Welcher Sumpf religiösen Wahnwitzes kommt hier zu Tage! Vor der Mutter Gottes laufen die Kinder erschreckt aus dem Walde fort und dem Teufel gehen sie auf Geheiß der Mutter Gottes herzhaft mit dem Stiefel zu Leibe, rathen dem im Regen frierenden Teufel spöttisch in die warme Hölle zu gehen und geben ihm statt eines wurmstichigen Apfels einen besseren; — und die Herren Geistlichen schreiben das Wunder auf und überlegen ernstlich, was daran göttlich, was diabolisch sei und wollen in dubio den Spruch der zur Zeit leider urtheilsunfähig gemachten Kirche abwarten!

Kann man sich wundern, wenn der Art zur Zeit der Glaube oder das Gebahren der Geistlichen und wenn so wie geschildert zur Zeit ihr Verhalten zur Wahrheit ist, daß dann in den Seelen des Volkes, das sie leiten, der dümmste Aberglaube eine reiche Wucherstätte findet und daß dann durch solche Leitung im Wahnwitz erhaltene Weibsbilder, wie die in Folge eines Meineids bei der Verhandlung festgenommene Wittwe Blies that, glauben, die wegen einer solchen Lüge im Dienste der Kirche erduldete Strafe sei der Weg zum Himmel?

Und leider, muß man hinzufügen, scheinen die Schullehrer des Volkes bei der Unterhaltung dieses Schwindels auch nicht ganz unbetheiligt gewesen zu sein, oder wenigstens nicht entsprechend demselben entgegengewirkt zu haben. Es ist doch mindestens einigermaßen auffallend, daß der Caplan Dicke dem Pastor Schneider aus Alsweiler seine Briefe unter der Adresse des dortigen Lehrers Klaus schicken muß, um sie vor Beschlagnahme zu sichern. Und von der später versetzten Lehrerin André in Marpingen sagte Gretchen Kunz aus, sie habe ihnen erzählt, daß auch Kinder Erscheinungen hätten, hätte ihnen auch einmal in der Schule davon gesprochen und dann gesagt, sie sollten nach dem Walde gehen um Heidelbeeren zu pflücken. Und als die Lehrerin Schmitz aus Tholey sie im Jahre 1876 besuchte und fragte, was sie von den Erscheinungen halte, zuckte sie mit den Achseln und sagte, sie wisse nicht, was sie davon halten solle. Das Gericht nahm auch als durch die Angabe der Lehrerin Dubitscher als unzweifelhaft nachgewiesen an, daß die André am 5. Juli 1876 durch die betreffenden Kinder Fragen an die angebliche Erscheinung richten ließ, daß auch dieselbe am 10. Juli 1876 dem Lehrer Ley an der sogenannten Gnadenstelle erklärte: „Wenn Sie Vertrauen gehabt haben, dann wird es Ihnen helfen."

Daß man mit Lehrerinnen von solchem Schlage über Marpinger Wundergeschichten nicht herauskommen kann, hat die Kölnische Zeitung gewiß mit vollem Rechte behauptet. Und es verschlägt nicht, wenn ein Lehrer aus der Gegend in einer Zusendung an eben diese Zeitung die dortige Lehrerwelt gegen diese Bemerkung in Schutz nimmt. Mit Recht erwiderte die Zeitung (Nr. 105): „Es sei nur Schade, daß keiner der Herren Lehrer und keine der Fräulein Lehrerinnen irgend etwas bekannt Gewordenes gethan hat, was diese Behauptung stützen könnte und daß die Saarbrücker Verhandlungen speciell das Verhalten der Lehrerinnen in durchaus anderem Lichte zeigten." — Es mag ja auch wohl sein, daß das Auftreten einzelner Geistlichen, wie des Pastor Geisbauer in Bliesen und des Pfarrers Wolf zu Neuforweiler, gegen den Wunderschwindel nicht viel mehr fruchtete, als die Sache schon in Fluß gekommen war, es mag auch sein, daß noch mancher der dortigen Lehrer denkt wie der bezeichnete, und sich nur zurückhält, weil das Gegenstreben nutzlos schien und dem trotzdem dazu Getriebenen nur den Namen eines Ungläubigen, eines Liberalen, eines wie die Pest zu meidenden Staatsfreundlichen zuziehen müßte; — aber Thatsache bleibt doch, daß unter den Geistlichen und Lehrern die Zahl der offen und muthig gegen den Schwindel Aufgetretenen verschwindend gering ist gegenüber der Zahl derer, welche die Sache förderten oder klug zuwartend stille saßen.

Und dann ist die ganze Sache nicht erst von gestern, es handelt sich vielmehr darum, ob überhaupt schon längst für Volksbildung und Volksaufklärung seitens der dazu berufenen Volksleiter das Richtige und Nöthige geschehen ist. Und diese Frage muß leider in großem Umfange verneint werden.

In diesem Lichte gesehen hat die ganze Angelegenheit sicherlich einen sehr ernsten Hintergrund, worauf ich in meiner Schrift über den Wunderschwindel bereits hingewiesen habe. In dem zu Tage tretenden Aberglauben unseres Volkes geht nur die Saat auf, die falscher Glaube seit Jahrhunderten ausgestreut hat; und die Vertreter des Glaubens eben sind es, welche die Reinigung des echten Christenglaubens von diesem wuchernden Unkraut hindern. Leider hat auch der Staat noch nicht vermocht oder kaum schon versucht, den Religionsunterricht der Schule von diesem Unkraut frei zu halten. Was die Marpinger Kinder bei den Erscheinungen zu sehen glaubten, waren offenbar Nachklänge des in der Schule oder aus ihren Lesebüchern Gelernten, sie spielten das, was sie hier gesehen oder gelesen hatten. Mit vollem Rechte bemerkte der Präsident des Gerichts: „Die meisten Dinge, welche die Kinder aussagten, seien genau der Schuster'schen Bibel entnommen, welche in den Händen der Kinder gewesen. Darin seien auch der Teufel mit Hörnern und die Engel mit Flügeln dargestellt und die Kinder hätten aus dem Lesebuche das von ihnen Wiedergegebene zur Genüge kennen lernen müssen." Dem Friedensrichter Gartzen aus Tholey erzählte Pastor Schneider, wie die Kinder, gefragt nach den Augen der Madonna, übereinstimmend geantwortet hätten, die Madonna habe keine Augen

Digitized by Google

gehabt. Der Pastor fand diese Uebereinstimmung höchst wunderbar und wollte darin eine Bestätigung für die Zuverlässigkeit der kindlichen Aussagen finden. Der Friedensrichter Gartzen aber erklärte das wunderbare Factum höchst einfach daraus, daß das gesehene Bildchen der Madonna die Augen niedergeschlagen hätte. Und gewiß mit gleichem Rechte erklärte er ebenso, daß so oft der Engel Gabriel in Begleitung der Maria erscheint. Die Lehrerin André sagte aus, sie habe kurz vorher vierzig Exemplare der Schuster'schen Bibel für ihre Schule erhalten. In den Häusern der Wunderkinder wurden abgenommen das Lesebuch von Horn und die biblische Geschichte von Schuster. Der Präsident constatirte vor Gericht, daß solche Bilder in letzterem Buche vorhanden sind und die Wunderkinder selbst sagten wiederholt, daß sie vorgeschwindeltes Gesicht und Wort den ihnen bekannten Büchern entnommen hätten. So gestand Gretchen Kunz auch dem Untersuchungsrichter Remelé, daß sie die Worte „unbefleckt Empfangene" nicht gehört habe. Sie hätte diese Worte vor Jahren in einem Buche gelesen, das ein fremdes Mädchen, welches bei ihnen zur Kirmes war, besessen habe. Dasselbe sagte sie später dem Dr. Strauß und bekannte, daß sie gar nicht wisse, was das heiße. — Treffend gewiß war die Aussage des Friedensrichters Gartzen darüber. „Ich bin beinah sieben Jahre in Tholey — sagte derselbe — und da ist mir Mancherlei über die Leichtgläubigkeit der Leute zu Ohren gekommen, denn schon in der ersten Zeit, als ähnliche Erscheinungen in Elsaß-Lothringen vorkommen sollten, hatte ich Gelegenheit, diese Leichtgläubigkeit kennen zu lernen. Es wurde mir erzählt, die Leute hätten Abends an der altgothischen Kirche Engelerscheinungen gehabt; ich wurde darauf aufmerksam gemacht und fand, daß dies natürlich durch die Brechung der Lichtstrahlen an den Fenstern hervorgerufen wurde. Ich machte die Leute darauf aufmerksam, und nachher sah man denn auch ein, daß ich Recht gehabt hatte. Man sieht hieraus, wie leichtgläubig die Leute sind."

„Nun kam die Marpinger Geschichte und ich ward beauftragt, die Kinder zu vernehmen. Da wurde ich recht vorsichtig und ging behutsam und ganz genau zu Werke. Teufelserscheinung, Niederfallen, Anbeten, das entspricht Alles den Bildern und Erzählungen der Bibel, und Schulkinder haben davon Kenntniß. Ich bin die unbefleckte Empfängniß, so heißt es auch in Lourdes. In den Zeitungen war die Rede davon, am Tage vor der ersten Erscheinung, die in Marpingen stattgefunden hatte, würde in Lourdes eine große Erscheinung stattfinden. Was ist nun natürlicher, als daß diese Erscheinung auch in Marpingen stattgefunden haben soll?"

Kurzum — der Kirchendienst, der Religionsunterricht der Schule, die ultramontane Zeitungspresse und die Volkskalender dieser Richtung haben den Aberglauben des Volkes groß gezogen, der in dem Marpinger Wunderschwindel zu Tage getreten ist. Und wenn der Professor Scheeben vom Priesterseminar zu Köln meinte, wenn die Kinder sich die Geschichte erdichtet und in der Weise für wahr ausgegeben hätten, so sei das eins der größten psychologischen Räthsel, welche es geben könne; so muß man vielmehr sagen, es würde bei solcher Volkserziehung ein Räthsel sein, wenn es anders wäre. Die Erklärung für all den Unsinn liegt klar vor Jedermanns Augen, die Kinder spielten lügnerisch, was sie in Kirche und Schule gelernt und gelesen hatten. Was hier in Marpingen zu Tage getreten ist, kann unter den gleichen Erziehungsumständen jeden Augenblick an vielen Punkten unseres Vaterlandes wieder hervortreten und wird dies auch geschehen, wenn Kirche und Schule nicht bald gründlich von dem Unkraut solchen Aberglaubens gesäubert werden.

Daß dies in der Schule geschieht, ist Staatssache, und steht ja wohl zu hoffen, daß mit Hülfe der weltlichen Schulaufsicht wir auf diesem Boden allmählich zu reineren Zuständen kommen werden, um so schneller, je energischer unsere Regierung verkehrten Religionsforderungen die Thüre weist.

Aber freilich, die Schule allein wird das Uebel nicht ausrotten, so lange der Kirchenglaube es hegt und pflegt. Daher thut vor Allem eine innere Umkehr der Kirche Noth, eine Reform an Haupt und Gliedern. Vor Allem braucht die katholische Kirche um ihres eigenen Heiles willen einen Klerus, der wieder tiefere Bildung, der vor Allem weniger politische Herrschsucht und mehr wahre Religion besitzt, einen Klerus, wie ihn das vorige Jahrhundert und noch der Anfang dieses Jahrhunderts kannte.

Schon in meiner Schrift über den Wunderschwindel habe ich in Betreff der Ausbildung der Geistlichen auf einen lehrreichen Thatbestand hingewiesen. In der Diöcese Trier stammt der Klerus meist aus dem untersten armen Bauernstande und ist mit Hülfe von Stiftungen auf den vom Bischof ganz abhängigen Schulen und Seminarien gebildet, die große Mehrzahl der dortigen Geistlichen hat eine Universität nie besucht. In der Diöcese Köln dagegen stammen die Geistlichen vielfach aus wohlhabenden Familien und alle haben die Universität Bonn besucht und sind, wenn auch zum Theil im ehemaligen Convict dressirt und noch jetzt in der freieren Benutzung der Vorlesungen durchaus behindert, doch von anderen Bildungskreisen nicht ganz abgeschlossen geblieben. Selbst wider Willen müssen sie doch mitunter von den Gedanken der ihnen verschlossenen Kreise hören. Nun aber sind in der Diöcese Trier mindestens von zwölf Orten sogenannte Mutter-Gottes-Erscheinungen, die doch nur unter stillschweigender Duldung der Geistlichen aufkommen können und thatsächlich auch, wie Marpingen beweist, unter Begünstigung der Geistlichen aufgekommen sind, berichtet worden, während in der Diöcese Köln nur zweimal ein solcher Schwindel vorgekommen und beide Male haben die katholischen Pfarrer denselben zur Anzeige gebracht und sind ihm mit Erfolg entgegengetreten. — Nicht mit Unrecht kann in Berücksichtigung dieser Thatsache darauf hingewiesen werden, welche Erwartung sich wohl daran knüpfen lasse, wenn erst das Maigesetz über die Vorbildung der Geistlichen auch bei den Katholiken eine anerkannte Wirksamkeit üben werde.

Jedoch zu ausschließlich — meine ich doch — soll man seine Hoffnung nicht auf den Einfluß der Schul- und Universitätsbildung stellen. Auch durch die Universitäten laufen schon jetzt manche Geister, die von dem auf ihnen herrschenden wissenschaftlichen Geiste wenig oder gar nicht berührt werden. Der Dr. Thömes hat ja Geschichte unter den besten Lehrern des Faches, unter Sybel, Mommsen, Wattenbach und Droysen studirt, und will nach Marpingen gereist sein aus rein wissenschaftlichem Interesse, um zu sehen, wie Legenden entstehen. Und der ehemalige Geistliche, der jetzige Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, wollte ebenfalls auf Grund seiner früheren naturwissenschaftlichen Studien an den Marpinger Erscheinungen ein vorwiegend wissenschaftliches Interesse nehmen und auf Grund dieser Studien dem Gericht einen Vortrag über den unerkennbaren Urzusammenhang von Geist und Materie halten.

Schul- und Universitätsbildung werden auch in Zukunft solche Verdrehung der Geister auf dem Gebiete des Glaubens allein nicht hindern, ihre unbedingte Macht reicht nur so weit die Gebiete des Wissens gehen. Die Kirche selbst wird das Beste dazu mitthun müssen, indem sie ihre Diener wieder lehrt, sich auf den wahren Inhalt religiösen Glaubens und Lebens zu besinnen und dann mit allen Kräften an der Reinhaltung desselben von Aberglauben und Unglauben mitzuwirken. Sie wird vor Allem ihre Diener von dem staatsfeindlichen Hineingreifen in die Politik zurückhalten müssen.

Wie weit aber diese Kreise zur Zeit noch der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit fern stehen, haben die Marpinger Verhandlungen recht deutlich gezeigt. Man braucht nur das Urtheil des Gerichtes über das Auftreten des Pastor Schneider zu lesen. Es constatirt, „daß der praktische Zweck des Beschuldigten, die Marpinger Ereignisse für den Culturkampf zu verwerthen, überall hervortritt, indem er in dem Briefe an Dicke vom 6. September 1876, in welchem er zunächst von den „höchst interessanten Teufelserscheinungen" spricht, nach Er-

Digitized by Google

wähnung der Umlage für die militärische Besetzung und der Weigerung des Gemeinderathes bemerkt: „Nun geht die Geschichte erst los", indem er ferner in dem Briefe an Bollig vom 10. October 1876 sagt: „Die Welt kann gespannt sein auf den Ausgang der Dinge in Marpingen. Wunder sind viele geschehen. Ich bin aber der festen Hoffnung und Ansicht, daß hier noch Dinge geschehen werden, ob deren die Culturkämpfer staunen werden," indem er endlich dem Zeugen Scherer unter Lachen und Spott die frivole Bemerkung hinwirft: „Die Mutter Gottes wird einmal die Liberalen rangiren.""

Papst Leo ist offenbar klug und besonnen genug, um solche widerwärtige Verquickung von Politik und Religion nicht zu wünschen und, wie es scheint, auch gewillt, den von ihm abhängigen Klerus von diesen unter Pius eingeschlagenen Abwegen wieder abzuleiten. Aber das allein hilft nicht zum Ziele. Wichtiger noch ist und bleibt die Reinigung innerhalb des Glaubensgebietes selbst. Wenn der Papst und seine Nachfolger nicht auch diese hohe Aufgabe kräftig in die Hand nehmen, dann erstirbt der römische Katholicismus unrettbar im zunehmenden Sumpfe des Aberglaubens und geht an diesem Erbfeind des Glaubens mit der Zeit ebenso sicher zu Grunde wie der Götterdienst des alten Heidenthums.

Literatur und Kunst.

Hans Makart und sein „Festzug".

Hans Makarts neuestes Werk, von dessen Anschauen entzückt wir soeben heimkehren, wird nicht, wie seine Vorgänger, die große Wanderung durch Europa antreten, um schließlich ein festes Heim in einer ausländischen Gemäldesammlung zu finden. Das großartige lebende Bild, in künstlerischer Form die Huldigung der Stadt Wien bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares Franz Joseph und Elisabeth darstellend, hat sein Dasein beschlossen, nachdem es, bewundert und bejubelt von einer halben Million Menschen, den Triumphzug durch die Praterstraße und den Ring von Wien zurückgelegt. Es ist freilich im Grunde nur eine Eintagsschöpfung, wenn auch die Erinnerung daran in allen Zuschauern fortleben wird und Skizzen davon noch in später Zukunft Werth für den Sammler oder Geschichtsfreund haben werden. Aber wenn den alten Meistern der deutschen Renaissance, einem Dürer, Burgkmair, Güldenmundt, Cranach nachgerühmt wird, daß sie es verstanden, die Festveranstaltungen ihrer Zeit zur Kunst herauszubilden, so wird auch Makarts Festzug von heute der Rang eines Kunstwerkes gebühren. Ja, wir sind vor einem Werk gestanden, das gewiß, so rasch es auch an unserem Auge vorüber wandelte, eine tiefe Spur nicht blos in der Laufbahn des Künstlers und der Entwicklungsgeschichte der heimischen Kunst, sondern auch in Wiens hauptstädtischem und Oestreichs staatlichem Leben zurücklassen wird.

Bei dem Feste, welches die Stadt Wien als berufene Dolmetschin der Gefühle und Gesinnungen aller Völker des Kaiserstaates heute begangen hat, muthete es uns an, als sei endlich einmal der Bann grämlicher Sorge gebrochen, welcher seit dem wirthschaftlichen Zusammenbruche vor sechs Jahren die Gemüther niedergehalten und verbittert, die Unternehmungslust erstickt, das Vertrauen auf eine bessere Zukunft geraubt hatte; als sei der düstere Dämon des Zweifelns und Schwarzsehens aus dem Felde geschlagen von dem echtesten und treuesten Schutzengel des Oestreichers, jenem leichten, frohen Sinn, der diese Bevölkerungen schon so oft an schwindelnden Abgründen glücklich vorbeigeführt hat. Und in dem Einen Hochgefühl der Huldigung für das Kaiserhaus, in dem Einen Gedanken, daß es eine Feier des höchsten Symbols der Zusammengehörigkeit und Eintracht aller Völker des Reiches gelte, schien beschwichtigt und begraben der langjährige Hader um die Ansprüche und Rechte der Einzelnen, der Groll derjenigen, welche, sich verkürzt wähnend, seither die öffentliche Bühne mieden, und die Anmaßung derjenigen, welche die Geduld und Gutmüthigkeit der Deutschen mißbrauchend allein den ganzen Vordergrund einnehmen wollten. Ist es doch ein Wort von festlichstem Klange, wenn der bekannte Czechenführer Rieger im Vorzimmer des Kaisers einem deutschen Abgeordneten zuruft: „Auf Wiedersehen im Reichsrathe!" Und der ungarische Dichter Jokai nennt in einer öffentlichen Festgesellschaft den Tag einen Tag der Freude, da Deutsche und Ungarn wieder zusammengeführt werden, und sich von der „partiellen" Vaterlandsliebe zur Vaterlandsliebe für die ganze Monarchie aufschwingen.

In Wahrheit, solche Wunder, die noch vor kurzem Niemand für möglich gehalten hätte, konnten sich nur vollziehen auf dem Boden Wiens, der altehrwürdigen Hauptstadt des Reiches, der durch alle Reize der Cultur unserer Zeit verjüngten Weltstadt, der trotz aller Beimischung zweifelhafter Bestandtheile grunddeutschen Stadt, die wie kaum eine andere draußen im Reich und wie keine andere im Kaiserstaate sich seit grauer Vorzeit als Vorort und Hort deutscher, d. h. allgemein menschlicher Gesittung, Kunst, Wissenschaft und Gewerbstüchtigkeit berühmen kann. In einem herzerhebenden Schauspiel trat einmal den Völkern, die dieses weite Reich bewohnen, wieder vor Augen, was bereits zur Zeit des „letzten Ritters" die mächtige Donaustadt für sie bedeutet hatte und was sie noch heute für sie bedeutet. Das ist noch das unverfälschte Bürgerthum Wiens, das in dem heutigen Festzuge an uns vorüberschritt; nicht der trübe Mischmasch, der uns aus Polen und von der untern Donau zuwächst und der allerdings dem oberflächlichen Beobachter unser öffentliches Leben zu beherrschen scheint, sondern der alte, lebensfrohe, biderbe Stamm, dessen Altvordern einst aus Bayern und Schwaben die Donau herabgeschwommen, Männer, stolz auf die friedliche Arbeit ihrer Hände, tüchtig, Wehr und Waffen zu tragen, am Tage des Festes froh ihre Pracht entfaltend und sich mit Behagen am Schauen holder Frauengestalten vergnügend.

Besser konnte diese Herrlichkeit deutscher Bürgerkraft sich nicht darstellen als in dem für den Festzug gewählten Gewande des sechzehnten Jahrhunderts mit seiner unendlichen Mannichfaltigkeit und künstlerischen Harmonie in Waffen, Geräthen, Geschirren, Wagen, Verzierungen, Abzeichen der verschiedenen Gewerke und Innungen. Und die Bürger, welche den neuesten „Prangzug" der Stadt Wien in solcher Weise ausführten, konnten nicht besser vor den Augen der Fremden den wiederbelebten künstlerischen Sinn bezeugen, der sie, allen Andern voran, schon ihre Häuser, ihre Wohnungen, die Geräthe des täglichen Lebens wieder nach den Mustern und Gesetzen eines geläuterten Geschmackes zu bestellen trieb. Der Meister aber, der den Ruf an sie ergehen ließ und seine eigene schöpferische Thätigkeit aus dem Atelier in die Straßen der Stadt verlegte, mag sich noch mehr als durch das äußerliche Gelingen seines Unternehmens, durch die Gewißheit belohnt fühlen, daß er eine Saat, die nicht mehr untergehen wird, ausgestreut und in jedem Mitwirkenden einen Bundesgenossen für fernere Wettkämpfe um den Preis des Schönen geworben hat.

Wir hatten zur Zeit, da sein Bild „Karls V. Einzug in Antwerpen" noch auf der Staffelei stand, in Makarts Atelier ein Costumfest gefeiert, zu dessen Verherrlichung Mosenthal — es war des Dichters Schwanengesang. — u. A. folgende Verse dichtete:

Hier seht ihr sie im Bilde,
Die Stadt in ihrem Glanz,
Der Bürger stolze Gilde,
Der Frauen holden Kranz;
Gewebe Indiens prangen
Bei Flanderns Blumenflor,
Den Kaiser zu empfangen
Dort vor Antwerpens Thor. —

Digitized by Google

Der Blumen üpp'ge Garben,
Sie duften frisch gepflückt;
Die Symphonie der Farben
Berauschet und entzückt.

Und Rubens blickt, der Meister,
Herab aus seinem Glanz.
„Beschwörst du meine Geister,"
Spricht er, „du kleiner Hans?
Du bist auf rechter Fährte,
Erstrebt ist halb erreicht;
Doch warte nur, ich werde
Dir helfen, wie mir deucht." —

Was Pinsel und Palette
Im Bilde dir verklärt,
Das komm' heut' um die Wette
Als Gast an deinen Herd!

Die Fürstin mit dem Kranze,
Die Schöffen und der Rath,
Der Krieger mit der Lanze,
Die Bürgersfrau im Staat,
Der Künstler edle Gilde,
Der holden Mägdlein Reih'n,
Was du gemalt im Bilde,
Soll heut lebendig sein!

Die Erinnerung an jenes Costumfest im kleineren Kreise, an Rubens und die glänzenden Feste zu Ehren des Malerfürsten in der Scheldestadt, war uns denn auch lebendig gegenwärtig, als sich die Fülle der Gruppen des heutigen Festzuges vor uns entrollte. Wer nicht selber Augenzeuge war, dem wird auch keine Feder dies wunderbare Bild in allen Zügen schildern können. Die Augenzeugen aber wußten nicht, sollten sie mehr staunen über den großartigen Entwurf des Ganzen oder über die Sorgfalt, womit jedes Einzelnste ausgestattet und dem Ganzen passend eingefügt war; über den Geschmack der Anordnung oder die unendliche Fülle der Gebilde; über die sichere Auswahl des kunst- und culturgeschichtlich Passenden und Richtigen oder über die schöpferische Phantasie, der ungesucht tausend Mittel der Allegorie und Symbolik zu Gebote standen, um die gewöhnlichsten Verrichtungen des handwerklichen Lebens zu adeln und Erfindungen unserer Zeit, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, stilgerecht in den Rahmen des Renaissancebildes zu fassen; über die Denkkraft, die wie spielend die schwierigsten Aufgaben löste, oder über die frische Laune, welche einen heitern Schimmer auch über das Trockenste und Nüchternste ausgoß; über die sachverständige Beherrschung der verschiedenartigsten menschlichen Thätigkeiten oder über den künstlerischen Blick, dem alle Farben und all der bunte Glanz zur herrlichsten Gesammtwirkung zusammenstimmten.

Hat man von Raphael gesagt, er wäre das größte malerische Genie gewesen, auch wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden, so haben wir mehr als einmal aus dem Munde bei den Festzugsarbeiten beschäftigter Handwerker, Techniker, Architekten, Bildhauer die Aeußerung vernommen, es sei eigentlich schade, daß Makart ein Maler geworden, einen so richtigen Blick und eine so sichere Hand besitze er gerade für ihr eigenes Fach. Dieser Gabe der Geschicklichkeit im Großen und im Kleinsten steht zur Seite der Eifer, alles einmal Angefangene zum besten Ende zu führen. Der große Kleiderkünstler Worth könnte Makart um die Sicherheit und den Geschmack beneiden, womit er, wenn die Noth an den Mann geht, ein historisches Frauencostum zuschneidet oder auch gelegentlich eine moderne Toilette entwirft. Mit einem Druck der Hand versteht er das Haargebäude einer Frau in schöne Ordnung zu bringen. Er tritt in eine Wiese und stellt dir im Nu aus Feldblumen einen Strauß zusammen, wie ihn der geübteste Kunstgärtner nicht schöner winden könnte. Und wenn er im Croquetspiel seine Gegner besiegt oder auf der Kegelbahn eine schwere Figur glücklich herausgekegelt hat, so empfindet er darüber kaum eine geringere Genugthuung als über den Erfolg eines großen Gemäldes. Mit Verwunderung sahen die ihn nicht kannten, wie er in den letzten heißen Vorbereitungsstunden hier einen Bildhauer, der mit dem Modelliren nicht zurecht kam, in der Arbeit ablöste, dort einem Architekten seine steifen Linien verbesserte, dann einem Tapezier, der bei der Ausschmückung der Festwagen sich keinen Rath wußte, aus der Noth half.

Freilich schien diese allseitige Geschicklichkeit, diese fast übermenschliche Arbeitskraft, diese Fähigkeit und dieser Eifer sich einer Sache ganz hinzugeben, selbst seinen nächsten Freunden, denen er um die Mitte des Februar den Plan seines Unternehmens entwickelte, noch keineswegs den Erfolg zu verbürgen. Man stellte ihm vor, die Noth der Zeit lasse nicht die Stimmung zu einem solchen Feste aufkommen; der Neid der Kunstgenossen, die Theilnahmlosigkeit der Menge werde tausend Schwierigkeiten schaffen, deren er nicht Herr werden könne; es werde unmöglich sein, mit einem Schlage die vielerlei andern Festprogramme zu verdrängen, für die schon offen und unter der Hand aufs Rührigste gewirkt werde. Aber die wohlgemeinten Einwürfe mußten verstummen, als Makart mit sieghafter Beredtsamkeit nun seine Gegengründe darlegte. Es mag, beiläufig bemerkt, denjenigen, zu welchen die Fabel von Makart dem „Schweiger" gedrungen ist, sonderbar vorkommen, von seiner Beredtsamkeit sprechen zu hören. Allein wenn derselbe auch in den langweiligen Salons unseres Adels oder bei den Schmausereien unserer Finanzbarone, die er als Wunderthier zieren soll, den Mund kaum zu öffnen pflegt, und wenn er auch nur langsam und sich häufig wiederholend spricht, so findet er doch meist einen überraschend richtigen Ausdruck, um seine Gedanken klar zu machen; und ich möchte den sehen, der ihm das Wort wieder zu entreißen vermöchte, wenn er im vertrauten Kreise auf einen Gegenstand gekommen ist, der ihm wirklich Theilnahme einflößt.

In unserem Falle war denn seine Beweisführung eine überzeugend einfache und auf die Kenntniß der Menschen im Allgemeinen und der Wiener im Besondern gegründete. Er meinte nämlich, die Wiener Bürger werden schließlich doch einmal wieder gerne von etwas Anderem reden hören als immer nur von der schweren Noth der Zeit; ein edler Wetteifer werde unter ihnen entbrennen, wenn sie sehen, daß sie zur Mitwirkung an einem schönen, in seiner Art einzigen Unternehmen geladen werden; und auch der griesgrämigste Sparer werde begreifen, es könne nicht der Schaden Wiens sein, wenn durch das Fest hundert Gewerbe in Thätigkeit gesetzt und viele tausend Fremde in die Stadt gelockt werden. Schließlich gebe es aus dem Wirrsal sich durchkreuzender Programme, bei denen Eigenliebe, Besserwissen, Ehrsucht Einzelner oft eine größere Rolle spiele, als Geschmack, Wissen und Theilnahme für das Allgemeine, keinen besseren Ausweg, als den Leuten ein schon fertiges, in seinen Hauptzügen klares, einheitliches Programm in künstlerischer Form vorzulegen. Gesagt, gethan!

In weniger als Monatsfrist schuf er dieses Programm in Gestalt von mehr als dreißig großen Skizzen. Die von Figuren, Festzeichen, Ornamenten, Emblemen strotzenden, nach einem bestimmten Gesammtplan gedachten und dabei doch in reichster Mannichfaltigkeit gehaltenen Entwürfe quollen ihm förmlich aus der Hand. Er malte und zeichnete an zwei, drei Skizzen zugleich, warf hier mit ein paar Strichen ein Pferd, dort eine allegorische Figur, hier einen Festwagen hin. Ueber zwei Dutzend Festwagen hat der Mann allein componirt, jeden nach dem Bedürfniß der Gruppe, der er gewidmet war, und jeden bei aller sonst frei waltenden Phantasie genau im Stil der Renaissance. Dazwischen schenkte er Hunderten Gehör, die ihn mit ganz absonderlichen Plänen oder Wünschen behelligten, nahm er Theil an den Berathungen der Künstlergenossenschaft, des Festausschusses, der einzelnen Festgruppen, empfing er die Besuche niedriger und hoher Neugieriger, stand er dem Gemeinderath Rede, bekämpfte er gegnerische Meinungen, die ihn bis zuletzt heimsuchten, und legte er zu gutem Ende bei der Ausführung seiner Entwürfe selbst überall Hand an. Der Sieg war eigentlich schon gewonnen, als ein Theil seiner Entwürfe, noch farbenfeucht, im Rathhaus zur Ausstellung kam. Des Dichters Wort: „Erstrebt

Digitized by Google

ist halb erreicht" und des Künstlers Voraussicht war bestätigt. Vielen wurde jetzt erst recht klar, was eigentlich bezweckt sei; der Widerspruchsgeist fing an zu schweigen, sichtlich gewann das Interesse für das vom Künstler hingestellte Programm immer weitere Kreise und täglich meldeten sich neue Gruppen zur Theilnahme an dem Festzuge. Das echt künstlerische, oder wenn man will fast kindliche Selbstvertrauen, das die Dornen und Steine am Wege nicht sieht oder nicht sehen will, hatte auch diesmal Makart nicht betrogen: der künstlerische Festzug kam zu Stande, wie er ihn sich, zunächst ohne Rücksicht auf politische und sociale Beweggründe, als eine Art kolossalen lebenden Bildes der Huldigung der Wiener Bürgerschaft in allen ihren Ständen gedacht. Wie aber des echten Dichters Wort meist in weitere Ferne trägt, als er unmittelbar gemeint, so ist auch des Künstlers Werk zu einer allgemeinen Bedeutung herangewachsen, die wir heute vielleicht noch nicht in ihrem ganzen Umfang ermessen können.

Makarts Leben und Laufbahn ist eine fortlaufende Reihe solcher Erfolge seines Selbstvertrauens, solcher Erfolge, die ihn weit über das unmittelbar vorgesetzte Ziel hinaus förderten. Der Sohn eines armen Schloßdieners in Salzburg geht er, kaum erst zum Jüngling herangewachsen, nach München, um bei Piloty malen zu lernen. Denn daß er ein Maler werden würde, wußte er schon als vierjähriger Knabe, da er tagelang Landschaften und Gestalten zeichnete; einige dieser Zeichnungen hat seine Mutter vor dem Untergang bewahrt. Als Schüler, zu einer Zeit, da ein Anderer noch kaum den Pinsel in die Hand zu nehmen gewagt hätte, malt er ein Bild, das Kaulbach so verblüfft, daß er dasselbe mit den Worten kauft: „Wer dies gemacht, wird entweder ein Narr oder ein großer Maler." Es war eigentlich nur eine große Leinwand, mit allerlei Roth bemalt; aber so gewaltig war die Gluth, so gewinnend die Harmonie der Farbe, daß unser größter Gedankenmaler sich willig dem sinnlichen Zauber gefangen gab, der diesem Erstlingswerk entströmte. Seiner Zukunft nun völlig sicher, verwandte Makart den ganzen Erlös dieses Bildes dazu, die Mutter aus niedriger Lage zu befreien. Und heute ist die alte freundliche Frau, die einst, zum Aerger der Gevatterinnen, unter den grausamsten Schicksalsschlägen der Familie nicht aufhörte, ihr Stübchen mit munterem Gesang und ihre Fenster mit schönen Blumen zu füllen, Zeugin des Ruhms, den ihr Hans im Lauf von anderthalb Jahrzehnten mit mehr als achtzig großen Gemälden sich erworben. Wenn wir bei den Symposien im Atelier ihres Sohnes die behäbige Greisin schalten und walten sehen und uns von ihrem Leben erzählen lassen, drängt sich uns der Gedanke auf, daß sie es ist, die dem Künstler das kostbarste Erbtheil auf seinen Weg mitgegeben, die unerschütterliche Frohnatur und den Gleichmuth, der nur ein Lächeln hat für den Neid der Feinde wie für die Sorge der Freunde. Nur mit diesen seltenen Gütern ausgestattet, konnte er es wagen, statt auf der Schulbank auszuharren, ganz seinen eigenen Weg zu wandeln, in unablässigem Schaffen selbst zu lernen, gleichgültig gegen das verfrühte Lob einseitiger Bewunderer wie gegen die Kritiker, die über seine Verirrungen zeterten und ihm jede Zukunft absprachen. Den Mangel an Schulbildung ersetzte er mehr und mehr durch Reisen nach den alten Stätten der Kunst; und wir möchten bezweifeln, ob heute einer unserer Professoren der Aesthetik und Kunstgeschichte, der aus zwanzig älteren ein neues Buch zusammengeschrieben, sich mit Makart in Sicherheit des Kunsturtheils und Kenntniß der verschiedenen Künste und Kunstepochen zu messen vermöchte, ob irgend ein zeitgenössischer Künstler sich über seine eigenthümliche Begabung und seinen eigenthümlichen Beruf klarer sei als Makart. Seit Rubens ist wohl kein Künstler die Zielscheibe so hämischer Nachrede gewesen wie Makart. Aber er hat nur das Schweigen der Verachtung, wenn heute ein liebenswürdiger Genosse das Gerücht ausspreng, er habe die Kunstschätze seines Ateliers verpfänden müssen; wenn morgen ein Kritiker seine Schöpfungen vom Standpunkt einer spießbürgerlichen Moral verdammt; wenn man ihn mit dem albernen Märchen, Frauen aus dem Adel und der Bürgerschaft Wiens hätten ihm zu seinen nackten Figuren Modell gestanden, als den Hohenpriester der Liederlichkeit in dem Sodom und Gomorrha an der Donau verfehmt; wenn man seinen Erfolg als Sache des Glücks, ihn selber hinstellt, als mehr von seinem Pinsel geführt, denn seinen Pinsel mit klarem Wollen und bestimmtem Gedanken führend. Der kleine Mann mit dem prächtigen großen Kopfe, der mächtig herausgearbeiteten Stirn, der starken Nase, dem scharfen Blick, der in dein innerstes Wesen einzudringen und deine Gedanken und Empfindungen, jeder Hülle entkleidet, zu schauen scheint, müßte schon durch sein äußeres Erscheinen bei der ersten Begegnung Jedem, der es nicht etwa bereits schwarz auf weiß gesehen hat, daß er nichts sei als ein unbewußtes, eitles, verwöhntes Glückskind, den Eindruck eines bedeutenden Menschen und Menschenbeobachters, eines Mannes von entschiedener Denk- und Willenskraft machen. Statt freilich Einspruch dagegen zu erheben, daß gelegentlich ein zu Grund gerichteter Kunstliebhaber ein flüchtig und freskenhaft hingeworfenes Plafondgemälde von ihm herabnimmt, in einzelne Bilder zerlegt, diesen mehr oder weniger pomphafte Namen gibt, sie als sein neuestes Erzeugniß auf den Kunstmarkt wirft und der Kritik zum Zerreißen überliefert; statt sich etwa, wie bei seinem Karl V. so leicht gewesen wäre, nachträglich dazu zu bequemen, der selbsterkannten Mangelhaftigkeit der Perspective durch Eintragung einiger architektonischer Striche abzuhelfen, strebt er, ohne zurückzuschauen, nur rastlos vorwärts und verwirrt die Gegner, besiegt die Sorge der Wohlgesinnten durch immer neue, vollkommenere Werke.

So hat sich schon seit geraumer Zeit die Ausstellung jedes neuen Makart'schen Werkes zu einer neuen Offenbarung seines Talentes, zu einem wahren Fest nicht blos für wenige Kunstfreunde, sondern für Jedermann gestaltet. Beim Namen Makarts mehr als bei jedem andern ist sich der Oestreicher bewußt geworden, daß er wenigstens auf dem Gebiete der Kunst mit dem vielleicht an streng wissenschaftlichen Leistungen, an Kriegsmacht und Führung des Staatswesens überlegenen Ausland wetteifern; daß er den noch jüngst von einem französischen Akademiker gegen die deutsche Cultur erhobenen allgemeinen Vorwurf der Unliebenswürdigkeit und Schwerfälligkeit in seinem Theile wenigstens durch den Cultus einer zu den Sinnen sprechenden, die Phantasie belebenden, heitern, gefälligen Kunst widerlegen kann. „Wissenschaft ist Macht", hatte einst ein östreichischer Staatsmann verkündet; aber die vielen Lehrkräfte, die sich die Regierung bekanntlich mit genug schwerem Herzen immer noch dem Ausland zu entlehnen entschließen muß, könnten als Beweis angeführt werden, daß diese Macht hier zu Lande keine unbedingt autochthone sei. Kunst ist aber auch eine Macht. Und hier kann der Oestreicher ganz auf eigenen Füßen stehen. In Oestreich strahlt eine Plejade von Künstlernamen allerersten europäischen Ranges und der heutige Tag hat uns ein Volksthum schauen lassen, durchtränkt von künstlerischem Wesen, fähig auf Künstlergedanken einzugehen und sich der höchsten künstlerischen Begeisterung hinzugeben. Und wenn Kaiser Franz Joseph, wie er sich ausdrückt, den heutigen Festzug nur gestattete, um seine warme Theilnahme für die Entwicklung des Gewerbsfleißes und der schönen Künste zu bekunden, so hat ihm zum Danke die Kunst am heutigen Tage in einem unvergeßlichen Bilde dargethan, daß ihr eine unschätzbare Macht innewohnt, die Völker zu gemeinschaftlichem Fühlen und Thun zu verbinden, die Gemüther zu sänftigen und zu versöhnen, die Gegensätze der Gesellschaft und Race zu verwischen. Die Erkenntniß dieser Macht und der Nothwendigkeit, dieselbe noch in viel weiterem Geiste als seither zu hegen und zu fördern, mag wohl eine dauernde Frucht dieses Tages bleiben.

„Ich kenne Makart nicht," sagte eine in den amtlichen Kunstsachen hochmögende Persönlichkeit vor einigen Monaten noch zu einem Standesgenossen. Der Letztere hatte gemeint, es wäre vielleicht geziemend, „Karls V. Einzug in Antwerpen" für die Staatsgalerie zu kaufen, nachdem der Künstler den von einem Privatmann angebotenen Preis von 75,000 Gulden ausgeschlagen hatte, weil daran die Bedingung geknüpft war, das Bild nicht unter den übrigen östreichischen Bildern auf die Pariser Weltausstellung zu schicken; er hatte auch gemeint, es wäre vielleicht geziemend, Makart wenigstens durch eine entsprechende

Digitized by Google

Ordensauszeichnung zu ehren, nachdem derselbe von Frankreich die Ehrenlegion und die große Medaille und nachdem der Ungar Muncacsy zu diesen beiden letzteren den Orden der eisernen Krone erhalten hatte. Dem Künstler selbst ist es begreiflicherweise ebenso gleichgültig wie der übrigen Welt, daß an seinen Namen jener Rittertitel geknüpft werde, der außer einer Legion von reich gewordenen Börsenmännern Künstler wie einen Blaas, Engerth, Friedlaender schmückt. Aber um so bedauerlicher bleibt es für den Oestreicher, um so unbegreiflicher für den Ausländer, daß nun auch das den großen Habsburger Karl V. verherrlichende Gemälde, allerdings gleichzeitig mit Defreggers Andreas Hofer, den Weg in die Fremde antreten mußte. Die Katharina Cornaro ziert das Berliner, die Kleopatra Makarts das Stuttgarter Staatsmuseum, seine Ariadne befindet sich in England. In den hiesigen Staatssammlungen sucht man vergebens eines jener großen Bilder, welche als bleibende Marksteine in der Entwicklungsgeschichte der östreichischen Kunst während der zwei letzten Jahrzehnte gelten werden. Da man am Hof und bei der Regierung sich allzulang nicht von der Anschauung losmachen konnte, es komme bei der Kunstpflege nicht sowohl darauf an, ein wirkliches Staatsinteresse wahrzunehmen als Gnaden an bedürftige Künstler zu spenden, so wurden jährlich Summen zersplittert, die, verständiger angewandt, hingereicht hätten, die Staatssammlungen mit allen jenen Werken auszustatten, in welchen die wahren Kunstbestrebungen der Zeit ausgeprägt sind, während jetzt die um Gottes Barmherzigkeit Willen angekaufte Menge werthloser Bilder hier und dort in abgelegenen Galeriewinkeln versteckt werden muß und nur einer Schaar vielleicht gutgesinnter aber untüchtiger Kunstpfründner die Möglichkeit geboten wird, unter Berufung auf die ihnen zu Theil gewordene hohe Gunst die Aufnahme in die Jahresausstellungen zu erzwingen und die Betheiligung an den letzteren dem echten und sich selbst achtenden Künstler zu verleiden.

Nachdem man nun wohl auch in den höchsten Hof- und Beamtenkreisen Makart und seine Mitstrebenden heute „kennen" gelernt und es als ersprießlich eingesehen haben wird, von ihren Leistungen Kenntniß zu nehmen, ist zu hoffen, daß die Staatsverwaltung im Sinne der kürzlich von der Akademie und der Künstlergenossenschaft beim Reichsrath eingereichten Bittschrift eine verständige, planmäßige Pflege der Kunst nach dem Beispiele Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Hollands als wichtige Aufgabe betrachten und auf dem Weg fortfahren werde, der mit der Gründung der Akademie der bildenden Künste und des Kunstgewerbemuseums so erfolgreich betreten worden. Und an dem heutigen Festtage, da sich unter die Gruppen der Bürger die Hausherren der Grafen- und Fürstenpaläste Wiens mischten, ist wohl auch die Hoffnung erlaubt, daß der Adel Oestreichs, nachdem einmal die chinesische Mauer durchbrochen ist, hinter der er sich, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, seit lange von allen edleren Bestrebungen der Nation abgeschlossen hatte, nicht mehr in die stumpfsinnige Theilnahmlosigkeit, über welche jene Bittschrift der Künstlerschaft klagte, zurückversinken, sondern die großen Traditionen der Liechtensteine, Harrache, Czernine, Schönborne und Anderer wieder aufnehmen werde.

Wien. Wilhelm Lauser.

Russische Mädchenerziehung.

Von Borealis.

„Eine gute Erziehung erhalten junge Mädchen bekanntlich in Pensionaten. In russischen Mädchenpensionaten aber werden, wie gleichfalls bekannt, drei Dinge für die Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden angesehen: die französische Sprache, welche für das häusliche Glück unentbehrlich ist, das Klavierspiel, dazu bestimmt, dem künftigen Gatten eine angenehme Unterhaltung zu bieten und endlich die Kunst der Wirthschaftlichkeit, d. h. die Fähigkeit zum Sticken von Börsen und anderen Gegenständen der Ueberraschung. — In der Vervollkommnung der Erziehungsmethode hat unsere Neuzeit sich besonders erfinderisch bewiesen. Es wird in einer Pension zuerst das Klavierspiel, dann das Französische und zuletzt das wirthschaftliche Gebiet angebaut, — in einer anderen macht man mit dem Sticken von Börsen den Anfang, um sodann zum Französischen und zuletzt zum Klavierspiel überzugehen u. s. w. Es gibt der Methoden eben viele."

Als Gogol diese Bemerkungen in seinem berühmten, 1842 erschienenen Roman „Todte Seelen" niederlegte, waren dieselben noch wörtlich zu nehmen. Die Fürsorge des russischen Staats für den höheren weiblichen Unterricht beschränkte sich damals auf eine Anzahl von Anstalten, die ausschließlich Gliedern der höheren Stände und auch diesen nur unter der Bedingung zugänglich waren, daß die Eltern die Erziehung ihrer Töchter für eine Reihe von Jahren vollständig außer Händen gaben. In die Erziehungsanstalt des Smolnaklosters und in das Katharineninstitut zu St. Petersburg wurden ausschließlich junge Mädchen adliger Herkunft aufgenommen, deren Väter im Civil- oder Militärdienst höhere Stellungen oder „besondere Verdienste" erworben hatten; dasselbe galt von dem Katharinenstift zu Moskau und von dem adligen Fräuleinstift in Charkow. Bürgerlichen Mädchen wurde das Glück, „auf Kosten der Krone" und unter dem Protectorat J. M. der Kaiserin erzogen zu werden, nur zu Theil, wenn sie in dem Alexanderinstitut zu Moskau oder in dem St. Petersburger Erziehungshause (wosspitatelni dom), einer ungeheuren Anstalt für Findelkinder Aufnahme fanden. Der Rest war wesentlich sich selbst überlassen und mußte entweder auf alle höhere Bildung verzichten oder zu Pensionaten vom Zuschnitt derjenigen seine Zuflucht nehmen, welche der Gogol'sche Roman im Auge hat. — Von diesen Privaterziehungsanstalten waren die kaiserlichen Institute nur durch die Eigenthümlichkeit ihrer Disciplinarvorschriften und durch das Programm verschieden. Das Reglement machte zum Gesetz, daß die Schülerinnen die Räume des Instituts, in welches sie als kleine Kinder eintreten mußten, niemals, auch nicht während der Ferien verlassen durften, daß sie ohne Unterschied des Alters in eine affectirt kindische Tracht gesteckt wurden und in dieser Sonntag Vormittags an dem zum Besuch versammelten Publicum paarweise vorüberdefilirten. Das Programm schrieb die Unterweisung in allen möglichen und unmöglichen Künsten und Wissenschaften vor und sorgte im Uebrigen dafür, daß die jungen Damen bei der „Auslassung" dem bürgerlichen Leben vollständig entfremdet und ausschließlich als anspruchsvolle Salonfiguren zu verwenden waren. In dieser Rücksicht wurde eine so löbliche Gleichheit beobachtet, daß die zu künftigen Erzieherinnen bestimmten Mädchen von denjenigen, welche in der Verzierung der „Gesellschaft" ihren Lebensberuf suchen sollten, kaum zu unterscheiden waren: beide Kategorien hatten dieselbe „Tournure", sprachen dasselbe Französisch, begingen beim Schreiben dieser und der übrigen Sprachen dieselben orthographischen Fehler, stickten dieselben Börsen, spielten die nämlichen Field'schen Nocturnes und Chopin'schen Mazurken und bedienten sich (wenn sie Stimmmittel besaßen) bei dem Vortrag der Warlamow'schen Romanzen vom „Rothen Sarafan" und vom „Dreigespann" der nämlichen falschen Noten. Die erworbenen Diplome über eine wohlbestandene Prüfung stuften sich in verschiedene Grade der Vollkommenheit ab, bezeugten aber gleichmäßig, daß ihre Inhaberinnen drei Sprachen, ebenso viele Künste und außerdem sämmtliche Gebiete naturgeschichtlichen und historischen Wissens souverän beherrschten. Ueber das Maß dessen, was die auf der obersten Stufe der Vollkommenheit (Diplom Nr. I) gelangten Institutsfräulein an Kenntnissen erworben haben mußten, vermag der Verfasser nur Vermuthungen anzustellen: von einer Dame, welche in dem hochberühmten Smolnakloster den zweiten Grad erworben, ist ihm wiederholt darüber geklagt worden, daß ihr der Unterschied zwischen Viertheilen und Drittheilen nie recht klar geworden und daß sie außerordentliche Mühe gehabt habe, Moses und Napoleon auseinander zu halten. „Ils ont donc été tous les deux en Egypte!" fügte die liebe Unschuld erläuternd hinzu. — In Sachen des Geschmacks, d. h. des Toilettengeschmacks, entwickelten diese Schützlinge J. M. der Kaiserin dafür die erstaunlichsten Fähigkeiten und Kenntnisse: das in

Digitized by Google

geschmacklosem grauem Kinderkleide und hoher weißer Schürze verbrachte Jahrzehnt war offenbar nur der Vorbereitung auf diesen wichtigen Punkt gewidmet gewesen. — Künstlich von dem wirklichen Leben und namentlich von jeder Berührung mit Männern abgesperrt, pflegten die entlassenen Töchter der kaiserlichen Institute sich mit dem Heißhunger junger Fliegen auf die Freuden der Geselligkeit zu stürzen und das Versäumte so gründlich nachzuholen, daß sie gewöhnlich schon nach wenigen Wochen von den Veteraninnen des Salons nicht mehr zu unterscheiden waren und daß man zuweilen hätte glauben können, die auf zwei jährliche Besuche der kaiserlichen Beschützerin beschränkt gewesenen Berührungen zwischen dem Institute und dem Allerhöchsten Hofe seien alltägliche gewesen.

Der von diesen Staatsanstalten ausgeschlossene Theil des weiblichen Geschlechts, d. h. die ungeheure Mehrheit, war bis vor fünfzehn Jahren auf die Unterweisung von Hauslehrerinnen (Gouvernanten) und auf den Besuch der erwähnten Privatpensionate angewiesen. Die Leistungen der gewöhnlichen Elementarschulen, blieben auch hinter den bescheidensten Ansprüchen so weit zurück daß sie für den Adel und den mittleren Beamtenstand nicht in Betracht kamen und daß diesem nichts als die Privaterziehung übrig blieb. Durch die Gesetze vom 19. Januar 1812, vom 4. August 1828, vom 12. Juni 1831 und 1. Juli 1834 waren für Männer und Frauen, die sich der Privaterziehung widmen wollten, besondere Prüfungen, Bildungs- und Führungsnachweise vorgeschrieben worden; da die Nachfrage das Angebot gewöhnlich übertraf, wurde es mit der Innehaltung dieser Vorschriften aber nicht allzu genau genommen. Neben den examinirten Gouvernanten russischer und deutscher Herkunft (die ersteren hatten gewöhnlich die „Institutserziehung" erhalten, die letzteren entstammten den baltischen Provinzen, deutschen Familien der Newaresidenz oder dem Norden Deutschlands) spielten Schweizerinnen und Französinnen, bei denen die correcte Aussprache ihres heimischen Idioms die Stelle aller übrigen für Erzieherinnen wünschenswerthen Qualitäten vertrat, gewöhnlich die Hauptrolle. Besonders beliebt waren ausrangirte Tänzerinnen und Schauspielerinnen, weil Personen dieser Kategorien sich in Bezug auf Tournure, Unterhaltungsgabe und „esprit de conduite" gewöhnlich brauchbarer zeigten, als die pedantischen Deutschen und die schwerfälligen Schweizerinnen aus Waadtland oder Neufchâtel — zeitweise kamen auch Engländerinnen in die Mode. In vornehmen Häusern brachte man es häufig dazu, gleichzeitig Repräsentantinnen aller drei genannten Nationalitäten für den häuslichen Unterricht heranzuziehen — der Provinzialadel war froh, wenn er irgend eine französisch redende Gouvernante auftrieb und pflegte es in dieser Rücksicht ebenso wenig genau zu nehmen, wie auf anderen Gebieten. — Puschkins Behauptung:

„Wir lernten Alle ein Mal Etwas,
Doch frage Niemand wo und wie,"

hatte unter dem alten Regime für das weibliche Geschlecht eine noch weitergehende Bedeutung, als für das männliche. Das Gouvernantenelend spielt darum in den hervorragenderen Romanen und Lustspielen der russischen Literatur eine stereotyp wiederkehrende Rolle, — die Unüberwindlichkeit der Verkehrsschwierigkeiten und die Unbildung der Eltern machten die Auswahl tüchtiger und gewissenhafter Erzieherinnen wenigstens in der Regel so gut wie unmöglich. Die Karolina Iwanowna der Pothechin'schen Komödie „Otresanni lamot" und die zur Erzieherin erhobene Extänzerin der Turgenjew'schen Erzählung „Rudin" (welche bei dem Klang des Wortes amour emporfährt und die Ohren spitzt wie ein ausrangirtes Dragonerpferd beim Ton der Trompete thut), sind die Typen des russischen Gouvernantenthums vergangener Tage und haben erst im Verlauf der letzten Jahrzehnte einem anders gearteten Geschlechte Platz gemacht.*)

*) „In möglichst großer Zahl, für möglichst wenig Geld
Wird eine Schaar von Lehrern angestellt,
Man folgt hier, wie in andern Dingen,
Dem Wahn: Die Masse muß es bringen!
Man schreibt uns vor bei schweren Strafen,
Daß für Historiker und Geographen
Wir all' die guten Leute nehmen,
Die sich zum Lehramt just bequemen."
Gribojedow, „Leiden wegen Verstand", Act 1, Sc. 7.

Bevor von diesem die Rede sein kann, muß nochmals auf die Privatpensionate zurückgegangen werden, welche schon wegen ihrer großen Anzahl und wegen der Unzugänglichkeit ausländischer Institute in dem alten Rußland die Hauptrolle spielten. — Die altrussische, erst durch Peter den Großen gebrochene Nationaltradition sperrte die Frauen nach orientalischer Weise von aller Gesellschaft und darum auch von aller Bildung ab. Hie und da ließ ein besonders erleuchteter Bojar seine Töchter durch einen Popen oder Kirchendiener in den Elementen unterrichten — Regel war, daß die Mädchen gar nichts lernten. Als der Despotismus des eisernen Zaren dieses Herkommen brach und von beiden Geschlechtern eine gewisse Theilnahme an der westeuropäischen Bildung verlangte, verstand sich von selbst, daß Ausländer und Ausländerinnen das Geschäft dieser Vermittelung übernahmen. Die erwähnten Staatsinstitute traten erst unter Katharina II. ins Leben, — bis dahin gab es keine andern Erziehungsanstalten für adlige Mädchen, als private, welche mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Landadels zumeist Internate waren, Anfangs nur in Petersburg und Moskau bestanden und sich erst allmählich auf die Provinzialstädte ausbreiteten. Die berühmtesten dieser Anstalten waren in den Händen von Franzosen und Französinnen. Das „ausgezeichnetste von zwanzig ähnlichen Pensionaten, die in den 90er Jahren zu Moskau bestanden", dasjenige des Forçeville'schen Ehepaars, hat Philipp Wigel in seinem für die russische Sittengeschichte unschätzbaren Memoirenwerk beschrieben. Diese Anstalt zerfiel in zwei Hälften, eine männliche und eine weibliche, welche von dem Ehepaar gemeinsam verwaltet wurden. Madame sorgte für das körperliche Wohl der Zöglinge, d. h. sie ließ dieselben in Unreinlichkeit verkommen, Monsieur war ein verlaufener Drechsler, in dessen Arbeitscabinet sich weder Bücher, noch Feder und Dinte befanden, der das Französische nur sehr incorrect sprach und, weil er den größten Theil seines Lebens in England zugebracht hatte, den Anglomanen spielte, übrigens weder in der englischen noch in einer anderen Sprache Unterricht zu ertheilen vermochte. „Was (etwa vom Tanz abgesehen) in dieser Anstalt gelernt wurde, vermag ich nicht anzugeben. Die Lehrer kamen und gingen und waren einzig darauf bedacht, ihre Stunden möglichst abzukürzen; unsere sogen. ausländischen Pensionen waren damals schlechter als die Elementarschulen und von diesen nur durch die Unterrichtssprache verschieden." — Zwanzig Jahre später wurde Alexander Herzens Cousine Tatjana Passek durch die bedrängten Vermögensverhältnisse ihres Vaters genöthigt, gemeinsam mit ihrer Stiefmutter ein „Institut" für Töchter in einer Provinzialstadt anzulegen. Ohne jede Vorbereitung übernahm die geschiedte, aber in der vornehmen Welt aufgewachsene und darum durchaus regellos gebildete Dame den Unterricht in der Geschichte, Geographie, französischen Sprache und Musik. „Ich machte es wie meine Stiefmutter," erzählt sie selbst in ihren Memoiren, „ich erzählte den Mädchen Geschichten aus der alten Historie mit moralischen Nutzanwendungen auf das praktische Leben; ich schilderte die Personen, Verhältnisse und Oertlichkeiten Griechenlands und Italiens so gut es eben ging und suchte mit Hülfe warmer, lebhafter Phantasie auszugleichen, was mir an Kenntnissen abging. Ich übernahm es sogar, die verschiedenen philosophischen Systeme der Alten kritisch zu erläutern, obgleich ich dieselben weder kannte noch verstand .... Mein Handbuch für griechische Geschichte und Geographie waren „Die Reisen des jungen Anacharsis". Natürlich fehlte es bei meinem Unterricht an jeder Art von Ordnung, System und Zusammenhang, Alles wurde bunt durcheinander geworfen und die Lebhaftigkeit meines Vortrages mußte für das Fehlende Ersatz leisten. — Als wir an die Geschichte Spartas kamen, begeisterten wir uns so glühend für die jungen Lace-

Digitized by Google

dämonierinnen; daß wir ihre abgehärtete Lebensweise nachzuahmen versuchten, — uns mit kaltem Wasser wuschen, mit bloßen Füßen spazieren gingen, körperliche Uebungen trieben, keinen Thee tranken und uns das Weinen abgewöhnten. Wenn ich daran zurückdenke, wundre ich mich noch jetzt, daß meine Schülerinnen bei diesen Erziehungsversuchen gesund geblieben sind. — Außer in den Wissenschaften mußte ich auch in den verschiedensten Künsten, im Pianofortespiel, im Zeichnen und im Tanz unterrichten; ich erfand Ballette und Komödien, die wir zu meinem und der Kinder Ergötzen aufführten." — Nicht ohne Interesse ist, daß die Dame, der wir diese freimüthigen Bekenntnisse verdanken, von den Jugendfreundinnen, mit welchen sie während ihrer Lehrerinnenjahre verkehrte (1827—1829) berichtet, dieselben hätten aus Ueberdruß an dem öden, leeren Salontreiben vielfach emancipatorische Neigungen verspürt, Männerkleider angelegt, Pferde getummelt und heimlich Wirthshäuser besucht und Champagnerkelche in die aristokratischen Händchen genommen.

Erscheinungen solcher Art gehörten in früherer Zeit indessen ebenso zu den Ausnahmen, wie Lehrerinnen, die nach Art der Frau Passek den Mangel an pädagogischer Sachkenntniß und Methode durch phantastischen Eifer zu ersetzen suchten. Die Regel war, daß Unkenntniß und Apathie Hand in Hand gingen und daß der Unterricht in den Mädchenpensionen sich auf die Abrichtung zu französischem Salongeschwätz und die übrigen von Gogol aufgezählten freien Künsten beschränkte. Wesentlich auf *diese* Artikel war die Nachfrage des aus Provinzialedelleuten, Beamten- und Offiziersfamilien zusammengesetzten Publicums gerichtet und dieser Nachfrage entsprach das Angebot. Im günstigsten Falle brachten die examinirten Lehrer und Lehrerinnen es dazu, daß ihren Schülerinnen ein gewisses Quantum todter Kenntnisse eingeprägt und eine Bildung beigebracht wurde, welche derjenigen entsprach, welche die verrufenen Cadettenhäuser der beiden Residenzen der männlichen Jugend zu Theil werden ließen. Eine besonders betrübliche Rolle spielte dabei derjenige Unterrichtsgegenstand, der in andern Ländern die Grundlage der gesammten weiblichen Erziehung zu bilden pflegt, — der Religionsunterricht. Die höhere, zuweilen wirklich gebildete Klasse, der Clerus der griechisch-orthodoxen Kirche, gehört bekanntlich dem von jeder Berührung mit der Laienwelt systematisch abgesperrten Mönchsthum an — Seelsorge und Jugendunterricht lagen und liegen fast ausschließlich in den Händen der sogen. weißen Geistlichkeit, d. h. der Popen. Den geistlosen Formelkram des griechischen Kirchenwesens zu beleben und sittlich fruchtbar zu machen, ist an und für sich eine außerordentlich schwierige Aufgabe: unlösbar war und ist dieselbe, so lange der berufene Träger derselben, in Unwissenheit, Armuth und knechtischer Abhängigkeit von den „schwarzen" (mönchischen) Vorgesetzten verkommt und eine gesellschaftliche Stellung einnimmt, welche ihn von der herrschenden und gebildeten Klasse ausschließt. Außerdem besteht zwischen dem morgenländischen Kirchenthum und der die russische Gesellschaft der höheren Stände beherrschenden occidentalen Bildung eine tiefe, unüberbrückbare Kluft; Sprache, Wissenschaft und Denkungsart des „Westens" sind gerade dem eifrigen, religiös erwärmten Theile der russischen Geistlichkeit bis in die neueste Zeit ein Gräuel geblieben. Geistliche und Weltliche der *gebildeten* Klassen leben in durchaus verschiedenen Welten; einem Popen, der den Versuch machen will, auf das Gemüthsleben der Kinder seiner vornehmeren Diöcesanen einzuwirken, stehen Schwierigkeiten gegenüber, deren Ueberwindung schon durch den äußeren Umstand ausgeschlossen ist, daß die Schüler den Lehrer außerhalb der Unterrichtsstunden nie zu Gesicht bekommen, daß Geistliche die Schwelle eines gebildeten Hauses nur höchst selten überschreiten und daß sie, wenn sie es dahin gebracht, gewöhnlich in den Vorzimmern bleiben. — So fehlte dem weiblichen Unterrichtswesen jedes ideale Moment, — Alles lief auf die Abrichtung für jene Welt des hohlen Scheins und der äußeren Erfolge hinaus, welche jede Vertiefung und Verinnerlichung als Pedanterie verhöhnte und die *Verzierung* der Existenz für die Hauptsache ansah. „Wir erziehen unsere Töchter," heißt es in der klassischen Gribojedow'schen Komödie „Leiden wegen Verstand", „als seien dieselben bestimmt, Gemahlinnen der Tanzmeister und Possenreißer zu werden, denen wir ihren Unterricht anvertrauen." — Dem Beispiel der entnationalisirten höchsten Schichten aber eiferte die Mittelklasse nach, — die Privatpensionen waren schlechte Copien der kaiserlichen Institute in Petersburg und Moskau, gerade wie die Gesellschaftszimmer des provinziellen Adels und Beamtenthums verfehlte Abklatsche der modischen Salons am Newski-Prospect (Petersburg) und an der Schmiedebrücke (Moskau) bildeten. — Der Bürgerstand mußte sich mit Elementarschulen begnügen, die sich grundsätzlich auf mehr als Schreiben, Lesen und die vier Species nicht einließen, in der gehörigen Anzahl aber nur in den größeren Städten anzutreffen waren, häufig ganz fehlten und von der Regierung so gut wie vollständig ignorirt wurden.

(Schluß folgt.)

Mephisto in Italien.

Venedig, 17. April.

Wer auf die Kunstjagd geht, an dem vollzieht sich das allgemein menschliche Gesetz, daß er oft nicht findet was er sucht, dafür aber bisweilen findet was er nicht gesucht hat. Als ich in den Osterferien mich aufmachte, um einige kunstgeschichtliche Streifzüge nach Oberitalien anzustellen, ließ ich mir nicht träumen, daß ich Veranlassung haben würde, den deutschen Lesern von einem neuen bedeutenden Werke italienischer Musik zu berichten. Ich weiß nicht, ob die Kunde von Boitos Mephistopheles schon nach Deutschland gedrungen ist; aber auf die Gefahr hin, post festum zu kommen und Eulen nach Athen zu tragen, will ich von dem Eindruck erzählen, welchen dieses tiefsinnig angelegte und großartig durchgeführte Werk auf mich gemacht hat.

Tiefsinnig und großartig? und das von moderner italienischer Musik? wird man fragen. Und doch ist es so, und die treffliche Aufführung, welche das Werk hier und während der Stagione in der Fenice erlebt, hat dasselbe, nachdem Bologna, Mailand und andere italienische Städte damit vorangegangen waren, auch hier bei einem Publicum eingebürgert, welches bis dahin, wie fast überall in Italien, mit der immer gehaltloser, seelenloser und schönheitsärmer gewordenen heimischen Musik sich begnügt hatte. So sehr Verdi den Versuch gemacht, durch schärfere Accente, dramatischere Belebung und gewaltsam gesteigerte Mittel der Oper in Italien neuen Reiz zu verleihen, so sind doch auch ihm nur bedingte Erfolge nachzurühmen, und bei der Richtung auf Effect um jeden Preis sind ihm die ehemaligen Vorzüge der italienischen Musik, Schönheit der Cantilene, harmonischer Fluß, Klarheit des Aufbaues und der Gliederung, doch stark in die Brüche gegangen.

Aber auch Boito ist den ausgefahrenen Geleisen der herkömmlichen italienischen Oper aus dem Wege gegangen; auch ihm steht der süße Wohllaut hinschmelzender Melodien nicht obenan; auch er hat tiefe Züge aus dem Wermuthskelch der Dissonanzen gethan, um die verweichlichten Sinne der Zuhörer von dem Lotterbette einer einschläfernden Cantilene aufzujagen. Wie er sich durch den Stoff, den er gewählt, mit der deutschen Poesie vertraut zeigt, wie er in der selbstverfaßten Bearbeitung seines Textes mit einer, bei einem modernen Italiener überraschenden Tiefe auf Goethes Intentionen eingeht, so beweist seine Partitur eine innige Vertrautheit mit der jüngsten Entwicklung der deutschen Musik. Er hat sich von der sanften Oberfläche, auf der sich meistens seine Landsleute schaukeln, in die dunkelsten Abgründe der Dissonanzen gestürzt, und gibt in schroffen Disharmonien, chromatischen Accordsätzen, scharf markirten Sprüngen und leidenschaftlich jähem Accentuiren dem „Meister" der Zukunftsmusik kaum etwas nach: nur daß er damit eine größere Fülle melodischer Erfindung, namentlich aber eine Mannichfaltigkeit der Stimmungen verbindet, die in diesem einen Werke eine kaum zu übertreffende Tonleiter der Empfindungen darstellt. Dazu gesellt sich eine souveräne Macht in der

Digitized by Google

Beherrschung des Orchesters, eine Feinheit der Charakteristik, ein Reichthum in der abwechselnden Verbindung der verschiedenartigsten Klangeffecte, daß auch nach dieser Seite hin der italienische Maestro sich als hochbegabter und gelehriger Schüler der deutschen Musik erweist. Wenn einst durch Mozart die Musik in Deutschland durch frisches Schöpfen aus dem Born italienischer Melodik zu höchster Entwicklung geführt wurde, so soll jetzt, wie es scheint, die italienische Musik sich aus den Tiefen deutscher Harmonik zu neuer Blüthe aufschwingen.

Für das italienische Publicum aber bildet das sympathische und verständnißvolle Eingehen auf solche ernste künstlerische Bestrebungen ein unverkennbares Zeichen einer ästhetischen Umkehr, die vielleicht mit der politischen Erneuerung dieses hochbegabten Volkes zusammenhängt. Noch bedeutender wird dieser Umschwung dadurch, daß er an eines der erhabensten Werke deutscher Dichtung anknüpft. Und hier ist es nun von großem Interesse zu beobachten, wie grundverschieden von dem Franzosen die Auffassung des Italieners ist.

Während Gounod als echter moderner Franzose aus dem tiefsinnigen Goethe'schen Gedicht nur die Liebesgeschichte herausgeschält hat, um diese mit gefälligen Weisen, nicht ohne starkes Betonen des sinnlichen Reizes dem Zuhörer ohrengerecht zu machen, beweist der Italiener, daß er aus einer Nation stammt, die einen Dante hervorgebracht, und die der tiefen Mystik eines Faust mit Verständniß entgegenkommt. Boitos Musik begnügt sich nicht mit dem Liebeslechzen, dem Wonnewimmern, dem Wuthschnauben, aus welchem zumeist die moderne Oper sich zusammensetzt. Er faßt das tiefsinnige transscendente Problem, welches Goethe im Faust aufgestellt hat, in seinem innersten Kerne und theilt der Musik die unendlich dankbare Aufgabe zu, das Räthselhafte, Geheimnißvolle dieser mystischen Symbolik in die bezaubernde Sprache der Töne zu übersetzen. Goethe deutet einmal, ich glaube in den Gesprächen mit Eckermann, darauf hin, wie werthvoll für einen tüchtigen Musiker der zweite Theil des Faust als Opernstoff sein müsse. Schumann hat sich dies nicht umsonst gesagt sein lassen, und in seinem „Faust" bilden in der That die Scenen aus dem zweiten Theile jenen Glanzpunkt, wo die Musik das in Worte kaum zu Fassende mit wunderbarer Gewalt in Tönen ausströmt. Der italienische Operncomponist konnte diese zarten, ätherischen Töne einer wie aus überweltlichen Sphären herabklingenden Musik für seine Zwecke nicht brauchen. Er bedurfte des stärkeren Freskoauftrags, welchen die Bühne verlangt; er bedurfte namentlich auch, als Gegensatz zu den mystischen Scenen, den energischen Nerv, die fiebernden Accente irdischer Leidenschaft. Und so entstand ein Werk, das, im geschickten Anschluß an Goethes Dichtung, mit tiefsinnigem Eingehen auf das supernaturalistische Problem, und zugleich mit künstlerisch taktvollem Auswählen, Zusammenstellen und Gruppiren ein Ganzes von hoher Meisterschaft und von bezaubernder Wirkung gestaltet. Goethe selbst würde Freude daran haben.

Der Componist, der, wie gesagt, nach Wagners Vorbilde auch Verfasser des Textbuches ist, beginnt mit dem Prolog im Himmel, den er nach seiner tieferen Auffassung des Themas als Exposition nicht entbehren konnte. Eine kurze Einleitung von feierlich erhabenem, stimmungs- und ahnungsvollem Charakter geht vorauf. Der Vorhang schwebt empor, und die Bühne ist von einem wilden Gewoge kämpfender Wolkenmassen ganz erfüllt. Mitten in den Wolken erblickt man die dämonische Gestalt des Mephisto, der den hinter der Scene erschallenden Gesängen der himmlischen Heerschaaren lauscht. Hier hat der Componist einen Meistergriff gethan, denn er läßt in den Chören der Cherubim, welchen die Büßenden antworten, jene uralten feierlichen Responsorien anklingen, welche den Gottesdienst der katholischen Kirche verherrlichen. Dies ist indeß, zur Beruhigung der Herren Reichensperger und ähnlicher ängstlicher Gemüther sei es gesagt, keineswegs in directer Weise geschehen, so daß man etwa den Maestro wegen Blasphemie belangen könnte; er hat nur ähnliche Tonweisen in ähnlicher rhythmischer und harmonischer Behandlung verwendet und dadurch den Eindruck des Mystischen in bewundernswürdiger Weise erreicht. Die Cherubim beginnen:

„Ave Signor degli angeli e dei santi
E delle sfere erranti
E dei volanti, cherubini d'ôr.
Dall' eterna armonia dell' Universo
Nel glauco spazio immerso
Emana un verso di supremo amor:
E s'erge a Te per l'aure azzurre e cave
In suon soave."

Ein himmlisches Echo antwortet: „Ave!" In machtvoller Steigerung führt er sein Thema durch und läßt seine beiden Chöre gegen einander wogen, bis endlich Alle mit glücklicher Wiederkehr das Anfangsmotiv aufnehmen und großartig zum Abschluß bringen. In diese Tonmassen hinein wirft Mephisto von seinem Wolkensitz aus seine spöttischen, in grelle Dissonanzen gekleideten Worte:

„Ave Signor. Perdona se il mio gergo
Si lascia un po' da tergo
Le superne teodie del paradiso;
Perdona se il mio viso
Non porta il raggio che inghirlanda i crini
Degli alti cherubini;
Perdona se dicendo io corro rischio
Di buscar qualche fischio."

Dies höhnische „Pfeifen" illustrirt die Musik mit dem frechsten Schrilltone aller Holzbläser; dazu die immer drohender wogenden chromatischen Accordfolgen; der ganze entfesselte Sturm eines überaus reich besetzten Orchesters. Dann dazwischen wieder die feierlichen Responsorien der himmlischen Chöre. Es ist eine Introduction, die geeignet ist, die Erwartung aufs Höchste zu spannen und den Hörer in die mystische Stimmung, welche Dichter und Musiker gewollt haben, wie mit einem Zauberschlage zu versetzen. Mephisto hat sich inzwischen mit seinem bekannten „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern" (— „Di tratto in tratto m'è piacevol cosa vedere il Vecchio") zurückgezogen, und während die unsichtbaren Chöre der Himmlischen ihren Gesang zum Abschluß bringen, bleibt die Bühne leer bis der Vorhang fällt. Man muß gestehen, daß der Componist in ungemein geschickter Weise die Mystik des Prologs im Himmels wiedergegeben hat.

Nun beginnt der erste Act. Frankfurt am Main. Ostersonntag. Eine Volksgewühl belebt die reiche Scene. Alles strömt hinaus ins Freie. Studenten, Bürger, Jäger, Soldaten, Mädchen und Frauen: „Perchè di la? Volgiamo verso il casin di caccia. — E noi verso il mulino. — Messeri, andiamo a Burgdorf; costà son' le piu buffe mattie, la miglior birra, le donne e le baruffe più dilettose." Man sieht, wie treu sich hier der Text dem Goethe'schen anschließt. Es fehlt auch nicht an Reigentänzen und Chorgesängen. Immer lauter und verwirrender erhebt sich das Durcheinander der Stimmen, in das schließlich mit mächtigem Dröhnen der Klang der Osterglocken einfällt. Der Componist bewegt sich hier am meisten in den Fußstapfen Wagners und hat gleich Jenem alle musikalische Kunst dazu angewandt, um einen überaus natürlichen und täuschenden Höllenlärm zu entfesseln, obwohl er etwas so Wüstes wie die berüchtigte Prügelscene in den Meistersingern doch nicht verübt hat.

In all diesen Lärm hinein tritt Faust mit Wagner auf seinem Spaziergang. Faust (Tenor) ist als alter gebrechlicher Graubart geschildert, der von Wagner am Arm geführt wird. In schmelzenden Tönen spricht Faust die Sehnsucht nach Lenz und Leben aus:

„Al soave raggiar di primavera
Si scoscendono i ghiacci e già rinverda
Di speranza la valle."

Dazwischen ländlicher Reigen: äußerst charakteristische Tanzmusik, von reizenden Chorgesängen begleitet. Allmählich verzieht sich die Menge; Abenddunkel sinkt herab; Faust und Wagner sind

Digitized by Google

allein auf der Bühne und werden durch die Erscheinung eines Mönchs in grauer Kutte gestört, den Wagner für einen gewöhnlichen „frate grigio" hält, während Faust in ihm etwas Diabolisches wittert. Die Verwandlung des Pudels in einen Mönch erläutert der Componist in den seinem Textbuch beigegebenen Noten durch das Zurückgreifen auf die ältere legendarische Fassung der Sage.

Verwandlung. Studirzimmer Fausts. Wir treten mit ihm ein, zugleich folgt ihm auf dem Fuße der graue Mönch und verbirgt sich hinter einem Vorhang. Faust schlägt die Bibel auf und beginnt seine Studien:

„Mi ferve soltanto l'amore
Dell' nomo! l'amore di Dio!"

Der Mönch, dem dabei unbehaglich wird, verräth sich durch Heulen. Auf Fausts Beschwörung tritt er aus seinem Versteck als Mephistopheles hervor. Hier schließt sich der Text wieder genau dem Originale an. Auf Fausts Befragen antwortet er:

„Sono una parte vivente
Di quella forza chi perpetualmente
Pensa il Male e fa il Bene.
Son' lo spirito chi nega
Sempre, tutto; l'astro, il fior.
Struggo, tento, ruggo, sibilo:
No!
Mordo, invischio,
Fischio! fischio! fischio!"

Die ganze Scene ist von einem diabolischen Ungestüm, das in den chromatischen Gängen, den kühnen Accordfolgen, der effectvollen Verwendung aller orchestralen Mittel seinen meisterhaften Ausdruck findet. Mit schneidender Dissonanz setzt Mephisto sein öfter wiederholtes „No!" ein; mit grellem Pfeifen begleitet die Musik sein „Fischio!" Es ist der souveräne Hohn der absoluten Verneinung, die sich mit höllischem Gelächter über alles Erschaffene hinwegsetzt. Zuletzt gipfelt die Scene in dem Pakt zwischen Faust und Mephisto, und zum Abschluß sieht man Beide in Mephistos Zaubermantel durch die Lüfte davonfliegen. Musikalisch ist dieser Theil von höchster Wirkung, ebenso charakteristisch wie die vorangegangene Scene, aber von noch höherer geistiger Bedeutung und Wucht. Zur Vollendung gelangte dies Alles aber besonders in der hiesigen Aufführung durch die vorzügliche Besetzung der Rolle des Mephisto. Sgr. Novara brachte dazu nicht blos einen Baryton von sonorem Vollgehalt und eine treffliche musikalische Ausbildung, sondern vor Allem in seiner Persönlichkeit jene elegante, vornehme Diabolik, wie sie schwerlich anderswo als in Italien anzutreffen ist. Die lebendige Mimik, die rapide und dabei cavaliermäßige Bewegtheit seiner Geberden, die blitzartigen Accente, mit welchen er seine Partie ausstattete, bildeten ein künstlerisches Ganze von zündender Gewalt. Mit Fausts Schwur

„Se avvien ch'io dica all' attimo fuggente:
Arrestati, sei bello! allor ch'io muoia!
Allor son tuo!"

schließt die Scene.

Der zweite Act führt uns in Gretchens Garten. Faust, „sotto il nome di Enrico", tritt als blühender jugendlicher Cavalier mit dem ihm sehr herzlich zugethanen Gretchen auf; Mephisto und Martha als zweites Paar folgen. Es entwickeln sich in doppeltem Wettgesang, in zweifachem Duett, das zuletzt zum Quartett sich erweitert, eine Reihe von musikalischen Momenten, in welchen der Componist seinen Zuhörern üppige Melodik, schmelzende Harmonien, reich gegliederte und wirksam wechselnde lyrische Scenen bietet. Hier tritt er mehr als sonst in die Fußstapfen der italienischen Operncomposition, ohne indeß in ihre Trivialität zu verfallen. Fausts Liebeswerbung wird immer dringender, stürmischer; die Musik schlägt immer leidenschaftlichere, berauschendere Töne an. Der Componist hat mit Geschick alle Hauptmomente des Liebesverhältnisses in die eine Scene zusammengedrängt. Es fehlt nicht die Katechisation, die Faust von Gretchen erfahren muß und auf die er, wie bei Goethe antwortet:

„Chi oserebbe affermare tal detto: Credo in Dio!
Le parole dei santi son beffe al ver ch'io chiedo,
E qual uomo oserebbe tanto da dir: non credo!"

Mit der vollen Hingebung Gretchens an den geliebten Mann schließt die Scene; allerdings nicht in der bekannten Wagner'schen Weise, wo der Vorhang jedesmal genöthigt ist, „sehr schnell" zu fallen! Gretchen, von ihrem Gefühl überwältigt, entflieht dem Geliebten, der ihr auf dem Fuße folgt:

„È l'andito superno,
È il miracolo divin
Della vita; immenso, eterno!
Senza freno; senza fin!"

Verwandlung. Wildes Felsgeklüft „nella vallea di Schirk, costeggiata dagli spaventosi culmini del Brocken". Höllischer Hexensabbath. Mephisto und Faust steigen aus dem Abgrunde mühsam empor. Es ist eine Scene, die an Virgil und Dante im „Inferno" erinnert. Das Orchester entfesselt einen Sturm von chromatischen Accordfolgen. Der Chor der höllischen Geister tanzt einen infernalischen Fandango und wirft sich dann mit Zittern dem gebietend unter sie tretenden Mephisto zu Füßen. Diese Prosternation ist von einem in halb flüsternden Klagetönen unisono gewimmerten Chorgesang begleitet, in welchem mit meisterhafter Umkehrung die Responsorien kirchlicher Andacht travestirt werden. Es ist wieder eine von jenen genialen Erfindungen, an denen das Werk reich ist; von wahrhaft packendem Effecte. Dann bringen die höllischen Geister ihrem Herrn demüthig eine Glaskugel als Symbol der Welt:

„Ecco l'imagine del tuo pensiero;
Eccoti, o principe, il mondo intero!"

Die vier Strophen, mit welchen nun Mephisto, den Ball höhnisch in der Hand wiegend, der Erde seine Verwünschungen zuruft („Ecco il mondo, vuoto e tondo") und endlich mit Ungestüm den Ball zu Boden schleudert, daß er in Scherben bricht, gehören wieder zu den großartigsten Partien der Oper. Ein höllisches Hohngelächter „Riddiamo, che il mondo è caduto!" begleitet seine Worte.

Mitten in diesen infernalen Spuk fällt die im Felsgeklüft auftauchende geisterhafte Erscheinung des todesbleichen Gretchen, die Faust wieder an die Erde und an seine Schuld gemahnt. Nachdem sie verschwunden, setzt der Chor wieder ein und schließt mit einem zu erschütternder Wirkung gesteigerten: „Saboè, har Sabbah!", einem satanischen, den alten Teufelslegenden entlehnten Refrain.

Der dritte Act bringt die Kerkerscene. Gretchen im Gefängniß, vor Angst und Elend vergehend, vergeblich von Faust, der mit Mephisto in das Gefängniß eindringt, zum Fliehen gemahnt. Die Scene ist treu im Anschluß an das Original gezeichnet und bietet wiederum reichen Wechsel musikalischer Stimmungen. Schmerz und Klagen der Einsamen, Geängsteten. Jähes Aufleuchten von Hoffnung, Liebe und Freude beim Wiedersehen. Zum Schluß abermaliges Versinken in düstere Nacht der Verzweiflung. Signora Amalia Fossa, eine sympathische Erscheinung, gab das Gretchen in Spiel und Gesang vortrefflich. Die Scene war durchweg von ergreifender Wirkung, das Duett zwischen Faust und Gretchen voll feiner musikalischer Nuancirung, alle Abstufungen in der reichen Scala der Empfindungen durch den Wechsel der Rhythmen und Harmonien, durch lebendige Schattirung der Cantilene, durch stimmungsvolle Behandlung des Orchesters charakterisirt. Von Reue zerrissen wendet sich das sterbende Gretchen zum Himmel:

„A questa moribonda
Perdonerà il Signor."

Dem höhnischen „È giudicata" des Mephisto antworten die himmlischen Stimmen mit ihrem „È salva!" und in milden, versöhnenden Harmonien klingt diese bedeutende Scene aus.

Digitized by Google

Der vierte Act greift nun in den zweiten Theil des Faust hinüber und bringt eine musikalisch und scenisch gleich prachtvoll und reich ausgestattete Schilderung der klassischen Walpurgisnacht. In einer Landschaft von antiker Heiterkeit, stimmungsvoll wie die köstlichsten Claude Lorrains, treten Helene (Gretchen) und Pantalis mit reichem Gefolge auf. Sie wird von den Chören der Sirenen begrüßt, deren Gesänge süße Ueppigkeit ausströmen. Aber eine Rückerinnerung an den Schauer des Unterganges Trojas trübt Helenas Gemüth, das in Schuldbewußtsein mit leidenschaftlich dämonischer Gewalt sich in erschütternden Klagen ausspricht. Die Sirenen suchen ihren Gram zu beschwichtigen und ihre Chöre, in melodisch weichem Unisono, führen eine mildere Stimmung herauf. Sie zu unterstützen tritt ein Jungfrauenchor ein, der nach antiker Weise in feierlich gehobenem Taktschritt seinen Reigentanz ausführt. Köstliche Gestalten, deren griechische Tuniken, weiß und mit Silber durchwirkt, auf beiden Seiten bis zur Hüfte aufgeschlitzt, bei den Bewegungen dieses klassischen Ballets im reizenden Spiel die Formen bald entschleiert, bald verhüllt. Die Musik nimmt hier ein Gepräge an, welches nicht ohne Eingehen auf die edlen Gluck'schen Weisen den Ausdruck griechischer Heiterkeit und Anmuth wiedergibt. Die ganze Scene hat etwas märchenhaft Bestrickendes.

Nun tritt Faust ein, im eleganten Costüm des 15. Jahrhunderts, begleitet von Mephisto, der sich auf die Gestalten dieses klassischen Kreises nicht versteht und dem fast verlegen zu Muthe wird. Vom Anblick Helenas hingerissen, naht Faust und wirft sich ihr mit dem Ausdruck glühender Huldigung zu Füßen. Für den Zuschauer wirkt es hier ungemein ansprechend, daß Helena nichts Andres ist als Gretchen. Was im niederen Erdenleben untergehen mußte, gewinnt hier im reinen Aether neues Leben als Ideal höchster klassischer Schönheit. Eine glänzende, berauschende Musik, die hier am meisten die specifisch italienische Melodik zu Worte kommen läßt, begleitet diese Scene. Sie gipfelt in dem köstlichen Duett, welches den Goethe'schen Versen nachgebildet ist. Helena, deren Rede sich in Hexametern bewegt — was freilich das deutsche Ohr erst durch die Noten des Textbuches erfährt, so wenig entspricht die italienische Sprache dem antiken Versmaß — wird von den Reimen in Fausts Rede wundersam berührt und bittet ihn, sie auch so reden zu lehren. Im reizenden Reimspiel erklären sie einander ihre Liebe und unter den schmelzenden Tönen der Chorgesänge, die hier eine tiefglühende satte Farbenpracht athmen, schließt die Scene mit der Vereinigung von Faust und Helena:

„Giace in Arcadia una placida valle.
Ivi insieme vivrem'."

Faust hat nun alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen. Die letzte Scene, die als Epilog gedacht ist, findet ihn wieder als Greis in seiner Studirstube. Die Lampe brennt mit trübem Schein; gebeugt über die Bibel sitzt er da und kämpft mit den Erinnerungen an das genossene Glück:

„Ogni mortale
Mister' conobbi, il Real', l'Ideale,
L'amore della Vergine e l'amore
Della Dea. — Sì, ma il real fu dolore
E l'ideal fu sogno."

In dieser Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen wendet er sich dem Ewigen zu. Mephisto, dem diese Stimmung unheimlich wird, sucht ihn auf andre Gedanken zu bringen. Das Duett der beiden Streitenden ist musikalisch von hoher Dramatik. Vergebens läßt der Versucher noch einmal eine verführerische Gruppe von Nymphen erscheinen; Faust achtet nicht darauf; er ist andren Visionen zugewendet, denn unter Posaunenschall öffnet sich im Hintergrund die Scene und man sieht, reihenweise bis ins Unendliche sich verlierend, die Schaaren der Seligen, Heiligen und Cherubim, die mit immer zunehmender Macht den Anfangschor des Prologs im Himmel anstimmen. Dieses Zurückgreifen, dieses Anknüpfen, wodurch das Ende mit dem Anfang verbunden und der Ring geschlossen wird, ist wieder ein genialer Griff, der die glücklichste Wirkung hervorbringt. Die Reihen der himmlischen Chöre, durch einen Schleier gedeckt und weiter hinauf in geschickter Weise durch eine gemalte Decoration ins Unabsehbare erweitert, erinnern an die berühmten Darstellungen des Paradieses, wie sie Orcagna in S. Maria Novella oder wie sie Fiesole wiederholt gemalt hat. Das Mystische, Visionäre, verbunden mit den Klängen einer Musik, die, wie gesagt, den Responsorien des katholischen Cultus in freier Weise nachgebildet ist, erhebt sich hier zu einer poetischen Wirkung, in welcher Goethes Intentionen aufs Schönste zur Geltung kommen. Ein Regen von Rosen fällt aus himmlischen Höhen auf Faust herab und setzt Mephisto vollends in Verwirrung. Noch einmal besteht er auf seinem Pakt und dringt ungestüm auf Faust ein; aber dieser treibt ihn gebieterisch mit hoch erhobener Bibel in die Flucht. Mit dem Ausdruck souveränen Hohns, mit jenem Pfeifen, das die Musik mit ihren schrillendsten Tönen begleitet und welches ich als echt italienische Geberde der Verachtung auf einem alten Bilde der Verspottung Christi von Catena hier in der Galerie wiedergefunden habe, fährt er in die Unterwelt, noch im letzten Augenblicke in vornehmer cavaliermäßiger Diabolik sich treu bleibend. Faust ist erschöpft zu seinem Sessel zurückgekehrt; mit halb verlöschender Stimme singt er das Losungswort:

„Vieni Ideal! vien' Morte!
Santo attimo fuggente
Arrestati, sei bello!
A me l'eternità."

Mit diesen Worten stirbt er, von einem himmlischen Lichtstrahl verklärt, der seine am Schreibpult zusammengesunkene Gestalt überfluthet. Der Gesang der himmlischen Chöre, noch einmal zu höchster Gewalt sich erhebend, schließt schwungvoll das Drama.

Mir war der Eindruck des Werkes so bedeutend, daß ich nach wenig Tagen es noch einmal hörte. Es gewann dadurch wesentlich an Werth; Manches, das mir Anfangs befremdlich war, klärte sich; wäre es nicht die letzte Vorstellung der Stagione gewesen, ich wäre noch zum dritten Male hingegangen.

Man muß gestehen, daß der Componist alle wesentlichen Momente der gewaltigen Goethe'schen Dichtung für den Aufbau seines Werkes mit richtiger Einsicht verwerthet hat. Das Verhältniß zu Gretchen, das anderwärts als Hauptsache genommen wird, rückt in die richtige Stellung; es wird nur ein Moment im Entwicklungsgange Fausts. In die beiden großen Scenen, die Garten- und die Gefängnißscene, ist alles Wesentliche zusammengedrängt. Diesem Theil tritt die Vermählung Fausts mit der Helene in tiefsinniger Beziehung gegenüber und dazwischen schiebt sich das diabolisch Spukhafte der Blocksbergorgie. Und für alle diese so grundverschiedenen Stimmungen hat der Componist die entsprechenden musikalischen Ausdrucksmittel gefunden. Da wo er rein lyrisch werden will, wiegt die italienische Auffassung vor; im Uebrigen aber ist seine Rhythmik und Harmonik, sowie seine geistvolle Behandlung des Orchesters nicht ohne tieferes Studium der deutschen Musik zu erklären. Neben dem musikalischen Gehalt ist auch das Scenische in den wechselnden Decorationen, Costümen, in den Visionen, den Tänzen von reichster Abwechselung. Das moderne Auge findet hier reichlich jene Befriedigung, ohne welche das moderne Ohr nun einmal dem Operncomponisten nicht mehr folgen mag.

Bei der Dürftigkeit der modernen Production auf diesem Gebiete wird Boitos Mephistopheles jeder deutschen Theaterdirection willkommen sein. Eine große, durchschlagende Wirkung möchte ich dem Werke auch beim deutschen Publicum mit Bestimmtheit voraussagen. Dazu kommt, daß die Oper keineswegs jene maßlosen Ueberschreitungen der Zeit und des Raumes mit sich bringt, ohne welche der „Meister" der Zukunftsmusik nichts mehr zu schaffen vermag, und daß es weder einer halben Nacht, noch eines besonders erbauten und eingerichteten Bühnengebäudes bedarf, um sie zur vollen Geltung zu bringen.

Von Boito wurde mir erzählt, daß sein Werk zuerst in Mailand, wo der Componist lebt, auf Widerstand gestoßen sei;

Digitized by Google

nicht aus künstlerischen, sondern aus politischen Gründen, weil der Maestro zur conservativen Partei gehöre und deshalb in dem radicalen Mailand heftige Widersacher habe. Daher sei seine Oper zuerst in Bologna aufgeführt worden, und nachdem sie dort glänzenden Erfolg gehabt, habe Mailand sie dann ebenfalls bald zur Aufführung gebracht. Die Parteien seien aber so lebhaft aufeinander gestoßen, daß an dem Abende der ersten Aufführung nicht weniger als sieben Duelle contrahirt worden seien. Bei der leidenschaftlichen Erregtheit, welche das italienische Publicum im Theater zeigt, klingt dies nicht so unwahrscheinlich. Jedenfalls muß Mephistopheles selbst an einem solchen Erfolge eine diabolische Freude gehabt haben.

Noch einer echt italienischen Scene aus der letzten hiesigen Aufführung muß ich gedenken. Das Publicum wollte der Primadonna, die in der That wie gesagt ein sehr sympathisches Gretchen war, seine Dankbarkeit und Huldigung bezeugen. In der Gefängnißscene, als Gretchen eben in tiefster Verzweiflung hingesunken ist, erschienen zwei reichgalonirte Bediente an beiden Seiten. Jeder trägt ein wagenradgroßes Riesenbouquet mit lang herabflatternden breiten seidenen Bändern: jene Art von Bouquets, die eigentlich mehr für eine Kuh als für eine Dame berechnet zu sein scheinen. Allgemeiner stürmischer Applaus, das ganze Publicum bricht in einen wahren Sturm von Jubel aus. Gretchen, all ihr Leid vergessend, ergreift beide Bouquets an den langen Seidenbändern, schleppt mit Ungestüm die beiden Träger bis dicht an die Rampe und drückt dann abwechselnd inbrünstige Küsse auf diese Pfänder der bewundernden Anerkennung. Jetzt kennt der Enthusiasmus der Zuschauer keine Grenzen mehr. Das Haus schien von den Beifallssalven, den Rufen, dem Applaudiren zu zittern. Mit unzähligen, nach allen Seiten ausgestreuten Kußhänden dankte die Primadonna. Endlich, etwa nach fünf Minuten, legten sich die tobenden Fluthen; und nun streckte sich das arme Gretchen wieder auf das Schmerzenslager und war so unglücklich wie zuvor. W. Lübke.

Notizen.

Der Reichstag ist in voller Thätigkeit und man berechnet schon seine Dauer bis weit über das Pfingstfest hinaus, ja bis Ende Juni. Wohlverstanden, wenn kein Zwischenfall eintritt und etwa gar Neuwahlen die Sommerruhe stören sollten. Daran will man vorerst nicht glauben. Die politische Temperatur ist inzwischen nicht sehr behaglich. Man gedenkt nicht ohne Wehmuth der ersten Jahre nach Gründung des Reiches, wo Alles rosig schimmerte und selbst den alten Kampfgenossen eine zweite Jugend verlieh. Die Flitterwochen konnten indessen nicht ewig währen und man mußte sich von vornherein auf einen ernsten Nachmorgen gefaßt machen. Dieser ist bekanntlich oft im privaten Leben wie in der Politik die Enttäuschung des Vorabends: le lendemain la déception de la veille. Wir kennen das, ohne daß besonnene Leute die Hoffnungen auf Deutschlands gesunde Entwickelung preisgeben werden. Wer sich in unseren ersten Erfolgen nicht berauscht hat, war gegen den nachträglichen Katzenjammer geschützt. Bei einigen guten Freunden mag noch immer das Scheitern der liberalen Ministercombination vom Frühjahr 1878 zurückwirken. Wir haben jene famosen Varziner Besprechungen, die so viel Staub aufgewirbelt, zur Zeit als sie stattfanden, mit sehr kühlen Erwartungen begleitet und keinen Augenblick gezweifelt, daß sie, den Ernst derselben vorausgesetzt, entweder mißlingen oder die Parteiführer bald ohne Vortheil für die freisinnigen Interessen abnutzen würden. Als das ergebnißlose Ende der gegenseitigen Sondirungen und Fühlungen constatirt war, hat Mancher aufgeathmet und im Stillen die Nationalpartei beglückwünscht, daß dieser Kelch an ihr vorüber gegangen. Bedauerlich dabei war nur der Fall Camphausens, der allerdings weiterhin doch unvermeidlich war, bei welchem aber selbst ein Schatten von Mitschuld, wenn auch nur durch Fahrlässigkeit, besser vermieden wurde. Darüber haben wir uns ja auch damals schon geäußert, denn diese Blätter halten es mit dem Spruch des Aristoteles, welchem Plato lieb war, aber doch noch lieber die Wahrheit. Man hat neuerdings den Betheiligten in Coulissengesprächen noch einen anderen Vorwurf gemacht. Es hieß, wenn sie damals das nöthige Geld für die finanzielle Emancipation des Reiches von den Einzelstaaten bewilligt hätten, so wäre die ganze spätere Campagne gespart worden. Es mag das richtig sein. Aber ganz davon abgesehen, daß zu allen Zeiten, wenn die Sache vorbei ist, Jedermann die sieben griechischen Weisen an Klugheit übertrifft, konnte es auch anders kommen. Die bewußte Wendung wäre uns doch vielleicht nicht erspart worden, und dann würde es geheißen haben, die Nationalliberalen hätten dieselbe durch Nachgiebigkeit verschuldet. Schließlich wird man sich auch jetzt wohl noch in der einen oder anderen Weise vertragen. In der Vernunftehe zwischen Regierung und Parlament sind Scenen, wie man sie oft genug erlebt, unvermeidlich. Aber man versöhnt sich hinterher wieder so gut man kann und nimmt seufzend die Tagesarbeit wieder auf. An heiteren Episoden fehlt es ja trotzdem nicht, weder bei uns noch draußen. Der Orient namentlich bietet nach wie vor theils dramatische, theils komische Erscheinungen. Wie amüsant ist nicht beispielsweise der Khedive von Aegypten, der seinen Fez über die Pyramiden geworfen hat und zwei mächtige Reiche gerade durch seine Ohnmacht in Schach hält. Seit geraumer Zeit bankrott, geberdet er sich doch wie ein wohlhabender Pächter, der die Zumuthung, daß er mit seinen Gläubigern accordiren solle, entrüstet zurückweist. Dann haben wir die Fürstenwahl des Battenbergers erlebt, die an die Zeit erinnert, wo ein anderer preußischer Lieutenant mit einem Nachtsacke nach Bukarest abreiste und sich dort zum Fürsten von Rumänien wählen ließ. „Kein schlechtes Avancement", soll ihm der jetzige Reichskanzler damals beim Abschied gesagt haben. Fürst Karl hat sich gut bewährt, und gelegentlich selbst Rußland ganz tapfer die gesunden Zähne gezeigt. Es ist auch nicht durchaus seine Schuld, daß seine Minister nach Plewna, wo die Rumänen Rußland aus der Klemme geholfen, sich hinterher von diesem übertölpeln ließen und nicht in dem Vertrage sofort stipulirten, daß kein Frieden mit der Türkei ohne ihre Zustimmung abgeschlossen werden dürfe. Dann hätten sie vielleicht Bessarabien gerettet und der Welt wäre der Anblick einer russischen Treulosigkeit erspart worden. Der Prinz von Battenberg aber wird solchen Conflicten gar nicht ausgesetzt sein, denn er wird von Rußlands Gnaden herrschen und alles Kopfzerbrechens durch die Petersburger Weisungen überhoben sein. Vielleicht wird er aber doch mit der Zeit seinen rumänischen Nachbar um dessen Unabhängigkeit beneiden und sich am Ende gar nach den Potsdamer Garnisonsfreuden zurücksehnen. Jeder muß indessen sehen, wie er's treibe und namentlich wer am Balkan steht, daß er nicht über Nacht zu Falle komme.

* * *

Die „Gegenwart" berichtete s. Z. über den so großes Aufsehen erregenden Zola'schen Roman l'Assommoir sowohl wie über die heftige Fehde, zu welcher Zolas mehr als freimüthige Aeußerungen über den Werth resp. Unwerth seiner Pariser Collegen Anlaß gab. Daß die dadurch hervorgerufene Bewegung eine nachhaltige war, beweist nicht nur der große Erfolg des aus dem Assommoir zurechtgeschnitzten Dramas gleichen Namens, sondern auch die zahlreichen Schriften, welche sich mit dem Haupt der neueren realistischen Schule beschäftigen. Zu den besten unter diesen polemischen Schriften rechne ich die Arbeit des Herrn Eduard Rod (A propos de l'Assommoir. Paris, Marpon et Flammarion), einen auch in Berlin bekannten, mit Deutschland warm sympathisirenden Schriftsteller. Herr Rod, welcher zu den überzeugtesten Anhängern Zolas gehört, hat es in der erwähnten Schrift unternommen, zunächst das Publicum über Zola selbst, seine Jugend- und Kampfjahre, sowie über die Entstehung seiner Sittenschilderungen und dessen manière de travailler aufzuklären. Sodann erzählt er uns die Entstehungsgeschichte der Dramatisirung des Assommoir, welcher Zola durchaus fremd geblieben ist, und weist die bedeutendsten Unterschiede zwischen dem Roman und dem Drama nach. Rods Schlußurtheil geht dahin, daß der dramatisirte Assommoir als eine wesentliche Bereicherung der Bühnenliteratur zu betrachten ist. „Zu den alten dramatischen Triebfedern," schreibt Rod, „welche sich wie folgt zusammenfassen lassen: Wird dieser Mann verrathen oder nicht? — Wird dieses Weib sich preisgeben oder nicht? — Werden diese jungen Leute heirathen oder nicht? — ist eine neue Triebfeder gekommen, die ein kühner Mann aufstellt: Wird der Trunkenbold weiter saufen oder nicht? — Die Frage muß eine interessante sein, sonst würde das Publicum das Ambiguetheater (wo der Assommoir gegeben wird) nicht allabendlich belagern."

Digitized by Google

Vom Verfasser der eben erwähnten Schutzrede zu Gunsten Zolas und seines Assommoir wurde soeben im Verein mit mehreren derselben Richtung angehörenden Schriftstellern unter dem bezeichnenden Titel: „Revue réaliste" ein Wochenblatt gegründet, welches die Fahne des Realismus kühn erhebt und nicht verfehlt hat, in Paris ein gewisses Aufsehen zu erregen. Zur Kennzeichnung dieses Organs lassen wir hier einige Kraftstellen aus dessen Programm in deutscher Uebersetzung folgen:

„Die Revue réaliste ist ein Blatt des Kampfes. Es ist ein Streit entbrannt, der ebenso folgenreich werden dürfte als der von 1830; der Sieg schwankt zwar noch, bald muß sich aber die Wage neigen. In enggeschlossener Schaar treten wir auf den Kampfplatz mit dem Feldgeschrei: Krieg dem Idealismus! Krieg gegen diejenigen Alle, welche den lendenlahmen Pegasus und den rotzkranken Gaul des literarischen Stalles noch reiten!

„Für die genaue Beobachtung der physischen und seelischen Wirklichkeit, für das Studium der erlebten und nicht erfundenen Dinge Interesse erwecken, das ist unser Programm, welches wir für im höchsten Grade zeitgemäß halten.

„Der Realismus muß dem Idealismus den Garaus machen, ebenso wie die Romantiker den Klassikern das Lebenslicht ausbliesen, ebenso wie auf philosophischem Gebiete die Rationalisten und Positivisten die Metaphysiker und Psychologen besiegten.

„Wir wollen aber keine andere Methode anwenden als die wissenschaftliche, d. h. diejenige, welche sich auf die genaue Beobachtung der Thatsachen stützt.

„Krieg, besonders einen erbitterten Krieg den literarischen Tartufes! Diese Biedermänner gerathen außer sich, wie eine alte Engländerin, quand on leur dépeint une femme qui ôte sa chemise et qu'on leur exhibe une cuisse nue. Wenn aber eine Romanheldin auftritt, welche „ihre letzte Hülle abstreift, und deren erröthende Reize schaudern bei dem Rufe der Liebe", da lassen sie es gelten! Das ist literarisch-anständig. Heuchelei! Die reine Heuchelei.

„Unseren Lesern wollen wir eine gesundere, männlichere Kost auftischen.... Wir meinen, es sei dringend nöthig, mit den Modeeuphemismen, den zweideutigen Synonymen und den zotigen Umschreibungen aufzuräumen.

„Ohne irgend etwas besonders hervorzuheben, ohne an Zweideutigkeiten Gefallen zu finden, werden wir einfach den nackten Ausdruck an die Stelle des halbnackten setzen. Die Lateiner spotteten in ihrer Sprache des sogenannten Anstandes; wir, die Söhne der Lateiner und Gallier, wir fordern dasselbe Recht. Es gibt übrigens Arbeiten, die man nur mit aufgekrempelten Aermeln verrichten kann. Wozu Handschuhe, wenn es gilt im Schmutz herumzuwühlen?

„Wir werden unsern Weg wandeln, und, treffen wir ein Laster, so wollen wir ihm vor allen Augen die Hosen abstreifen."

Daß die „Revue réaliste" in der Musik für R. Wagner, in der Malerei für Courbet und seine Schule mit der größten Entschiedenheit Partei ergreift, versteht sich nach Obigem von selbst.

* * *

„Lebensräthsel." Roman von E. Juncker.*)

Die Verfasserin, von der wir seither nur einige Novellen kannten, tritt uns hier mit einem größeren Erstlingswerke entgegen. Erstlingswerke begabter Naturen haben meist den Reiz, daß wir gewissermaßen das Gesammtresultat alles vom Autor seither Erlebten, Empfundenen und Durchdachten in einer — mehr als je in späteren Werken — die volle, bis dahin gewordene Individualität abspiegelnden Weise wiedergegeben erhalten. E. Junckers „Lebensräthsel" haben diesen fesselnden Reiz in nicht geringem Maße. Es ist in ihnen fast eine Ueberfülle von tief Empfundenem und Durchdachtem. Wir stehen einer reichbegabten Dichternatur gegenüber, die nur das Beste gibt, zu dem sie sich in der Entwickelung des Lebens durchgerungen. Doch nicht das allein. Zu der Tiefe und Wahrheit in der Schilderung der uns vorgeführten Seelenempfindungen, der Klarheit und Gediegenheit in der Behandlung von Fragen der Wissenschaft und Geistesforschung tritt in den „Lebensräthseln" eine gute künstlerische Conception, eine Formgewandtheit und Schönheit, eine Abrundung, ein edles Maß, wie wir sie heutzutage nur bei hervorragenderen Schriftstellern zu finden pflegen. Der Stil ist gleichfalls zu loben. Die Individualisirung der einzelnen in dem Romane auftretenden Persönlichkeiten ist eine besondere Glanzseite der Verfasserin, und ausnahmslos gelungen sind insbesondere die weiblichen Figuren. Wenn uns in Margarethe der Typus duftigster, reinster Weiblichkeit, in der Figur der Elisabeth die verkörperte intellectuelle Weiblichkeit, ein Wesen auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung, und dabei doch voller Anmuth und Liebreiz entgegentritt, so sehen wir in der Baronin Massow, dem berückenden, heißblütigen Weibe, das lebensvollste Gegenstück, das uns trotz alledem durch die dämonisch offene Art seines Wesens fesselt und dessen berauschenden Zauber wir wohl verstehen.

Von den Männern des Romans steht Kapitän Dossow in erster Linie, eine abgeschlossene, kernige, prächtige Mannesnatur. Neben ihm sein Vater, der Prediger Dossow, eine allerdings etwas typische Geistlichennatur, aber so reich mit idealer Seelenhoheit ausgestattet, daß sein Bild uns menschlich warm erfaßt. Die Kämpfe, die er um seiner Ueberzeugung willen zu bestehen hat, bewegen sich auf dem Boden der neuesten kirchlichen Conflicte, fast mehr als uns für den Roman zweckdienlich erscheint. Am wenigsten gelungen erscheint uns der Hauptheld Günther, und hier liegt unseres Erachtens die Achillesferse des Romans. Die Verfasserin bemüht sich ihn als bedeutenden, die gewöhnliche Welt überragenden Menschen hinzustellen, wir sollen gewissermaßen dazu gezwungen werden, an ihn zu glauben, aber aus welchem Grunde Graf Günther ein Recht darauf hätte, erhellt nicht. Ein glänzender geistvoller Cavalier, der sich über Engherzigkeit hinwegsetzt, von großer Liebenswürdigkeit ist und viel erlebt hat, ist gewiß eine interessante, fesselnde Erscheinung, aber ein „bedeutender Mensch" ist er darum doch noch nicht. Erst in der gewaltigen Schlußscene, der Sturmfluth, wird er zum Helden und erobert unser Interesse. Die Behandlung dieses Motives ist eine so eigenartige, mit solcher Ursprünglichkeit concipirte, daß wir — auch wenn uns nicht das rechtfertigende Datum der ersten Veröffentlichung des Romans bekannt wäre — die Ueberzeugung gewinnen würden, es ist selbstständig ersonnen und durchgeführt worden, ehe noch Spielhagens berühmter Roman erschien.

Hoffentlich begegnen wir bald wieder einer Arbeit der vielversprechenden Verfasserin. M.

*) 2 Bände. Berlin 1878, Verlag von Otto Janke.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, April 1879.

Geehrte Redaction!

Zu dem sehr verdienstvollen, einem längst empfundenen Bedürfnisse abhelfenden Buche „Der richtige Berliner", 2. Auflage, erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

1. „Nicht die Bohne" wird für berlinisch ausgegeben. Die Redensart kommt jedoch bereits im Mittelalter vor, in Walther von der Vogelweide, in Tristan, in Biterolf. Siehe Grimms Wörterbuch II, 225 unter Bohne.

2. Auch „hier ist die Welt mit Brettern vernagelt" ist nicht als berlinisch anzusehen. Johannes Olorinus Variscus (Johann Sommer) erzählt in der 1609 zu Magdeburg erschienenen „Ethnographia Mundi", 1. Theil in der 17. Regel unter andern Lügengeschichten die, daß Jemand ans Ende der Welt gekommen sei und dort „die Welt mit Brettern verschlagen" gefunden habe.

3. „Was thut der Deutsche nicht ums Geld" läßt sich auch nicht als berlinisch betrachten. Es kommt schon bei Balthasar Schupp, Hanau 1663, S. 114 vor und wird dort einem schwedischen Bauer in den Mund gelegt.

Ihr sehr ergebener

Georg Büchmann.

Digitized by Google

Inserate.

Von
Julius Wolff's
lyrisch-epischen Dichtungen
erschienen soeben folgende neue Auflagen:
die siebente Auflage vom
Till Eulenspiegel
redivivus,
die achte Auflage vom
Rattenfänger von Hameln,
die sechste Auflage vom
wilden Jäger.
Preis jeden Bandes: cartonnirt 3 M., gebunden 4 M.
Wolff's Dichtungen erfrischen und erfreuen des Menschen Herz und sind deshalb besonders geeignet zur Mitnahme auf die Reise und in die Sommerfrische.
Berlin G. Grote'scher Verlag.

Bücher-Ankauf.
Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Ein neues Buch von der Verfasserin der
„Memoiren einer Idealistin!"
Stimmungsbilder
aus dem
Vermächtniß einer alten Frau.
Sehr eleg. Ausstattung. Preis 4 M.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Verlag von **C. Reißner & Ganz** in Leipzig.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.
Die Meister der griechischen Litteratur.
Eine Uebersicht
der klassischen Litteratur der Griechen
für
die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.
Von
H. W. Stoll.
1878. 8. geheftet M. 4.20, eleg. geb. M. 5.40.

Pensionnat
Pour succéder un Etablissement de jeunes Demoiselles, Pensionnat et Externat, seul pour une localité et une contrée entière (Frontières France, Allemagne et des Vosge) on cherche une association discrète avec frs. 30,000. — Vouloir adresser les offres chiffr. **E. F. # 4748 Mr. Rudolf Mosse à Leipzig.**

Carl Heymann's Verlag in Berlin W.
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

Die Justizgesetzgebung des Deutschen Reichs.
Herausgegeben von
Dr. von Sarwey, Kgl. Württembergischer Staatsrath. und G. Thilo, Kgl. Preuss. Kreisgerichts-Direktor.

I. Abtheilung.
Erster Band: **Die Konkurs-Ordnung,** bearbeitet von Dr. von Sarwey.
Zweiter Band: **Die Strafprozess-Ordnung,** bearbeitet von G. Thilo.
Dritter Band: **Die Civilprozess-Ordnung,** bearbeitet von Dr. von Sarwey.
Vierter Band: **Das Gerichtsverfassungsgesetz,** bearbeitet von G. Thilo.

II. Abtheilung.
Erster Band: **Die Rechtsanwalts-Ordnung** sowie **Die Gebühren-Ordnung für Rechtsanwälte,** bearbeitet von Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Meyer (Reichsjustizamt).
Zweiter Band: **Das Gerichtskostenwesen,** bearbeitet von Geh. Registrator C. Pfafferoth (Reichsjustizamt).

Das Werk erscheint in Lieferungen zum Preise von M. 1.20 und wird bestimmt im Sommer d. J. vollendet werden. Der Preis des Gesammtwerkes wird sich auf höchstens M. 60.— stellen, während die Einzel-Ausgaben nur zu erhöhtem Ladenpreise ausgegeben werden.

Als die Verlagshandlung den Plan zu diesem grossen Unternehmen fasste, suchte sie in erster Reihe hervorragende wissenschaftliche Bearbeiter zu gewinnen, was ihr auch in besonderem Maasse gelungen ist. Herr *Staatsrath Dr. von Sarwey in Stuttgart* ist eine Autorität im bürgerlichen Recht, *derselbe war s. Z. Vorsitzender der Konkurs-Ordnungs-Kommission.* Herr *Kreisgerichtsdirektor Thilo in Delitzsch* ist seit Jahren ein rühmlichst bekanntes *Mitglied des preussischen Landtages* und *des Reichstages* und nahm als *Mitglied* derselben thätigen Antheil an den Berathungen der *Justizkommission.* Herr *Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Meyer (Meyer-Thorn),* der Bearbeiter der *Rechtsanwalts-Ordnung und der Gebühren-Ordnung für Rechtsanwälte,* ist bekannt als *Verfasser der aus dem Reichsjustizamte stammenden Gesetz-Entwürfe* und somit wohl der geeignetste Commentator derselben. Herr *Geh. Registrator Pfafferoth,* Beamter des Reichsjustizamtes, steht in seiner praktischen Thätigkeit mitten in der von ihm bearbeiteten Materie.

Im Einzelnen erschienen bisher:
Die Strafprozessordnung für das Deutsche Reich vom 1. Februar 1878. Bearbeitet von **G. Thilo,** Königlich Preussischer Kreisgerichts-Direktor. Preis M. 12.—
Das Deutsche Gerichtskostenwesen. Für den praktischen Gebrauch bearbeitet von **Carl Pfafferoth,** Geh. Registrator im Reichsjustizamt. Preis M. 4.—
Die Konkurs-Ordnung für das Deutsche Reich vom 10. Februar 1877. Bearbeitet von Dr. **von Sarwey,** Königlich Württembergischer Staatsrath. Preis M. 18.—
Die Civilprozess-Ordnung für das Deutsche Reich vom 30. Januar 1877. Bearbeitet von Dr. **von Sarwey,** Königlich Württembergischer Staatsrath. 1. Hälfte. Preis M. 10.—
Das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich von **G. Thilo,** Königl. Preuss. Kreisgerichtsdirektor. Preis M. 5.—
Die Rechtsanwalts-Ordnung für das Deutsche Reich vom 1. Juli 1878. Kommentirt von Dr. **Meyer,** Kaiserl. Geh. Ober-Regierungsrath, vortragender Rath im Reichsjustizamte (früher Rechtsanwalt in Thorn und Mitglied des Reichstages). Preis M. 3.—

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 17. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat. Von Moritz Meyer. — Vom Begriff des Staates. Von Immanuel Rosenstein. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel. — Sekundenbilder von Ernst Dohm. Besprochen von Paul Lindau. — Russische Mädchenerziehung. Von Borealis. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen. Von Th. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat.

Der Principienkampf, welcher auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete entbrannt ist, zeigt sich deshalb von solch verwirrender Stärke und wird mit so wenig Aussicht auf einen baldigen gesunden Frieden geführt, weil dieser Kampf zu seinem völligen Austrag des zwingenden Beweises objectiver Thatsachen bedarf, den nur eine vollkommene Statistik zu erbringen vermag, eine Wissenschaft, die zwar schon sehr viel weiß, doch eigentlich Alles wissen müßte, die aber gerade in Bezug auf die Hauptseiten des wirthschaftlichen und socialen Lebens bisher nur die ersten Umrisse des von ihr zu erwartenden Gesammtbildes zu geben versucht hat. Das schöne Wort Schlözers von der Statistik als einer „stillstehenden Geschichte" weist dieser jungen Disciplin eine solch hohe, ideale Aufgabe zu, daß die Lösung derselben — da sie doch in analogem Umfang mit der Historie, „der fortlaufenden Statistik", erfolgen müßte — auf Generationen hinaus als ganz unausführbar erscheint. Eine solche Forderung könnte erst dann erfüllt werden, nachdem es gelungen ist, die statistische Buchführung gleichmäßig über alle Hauptseiten des Lebens einer Nation auszudehnen, so daß es möglich wäre, nach Analogie der Geschichte, die darauf ausgeht, den Strom des Culturlebens in seiner Bewegung zu erfassen, mittelst der Statistik auch die ruhenden Punkte in dieser Bewegung, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen oder gleichsam den Niederschlag des Geschehenen zu fixiren. Die Statistik, so gefaßt, bildete dann das eigentliche und nothwendige Complement der Geschichte und man darf ihr schon deshalb eine große Zukunft vindiciren, wäre sie auch nicht schon jetzt berufen, überall das entscheidende Wort auf dem Felde der volkswirthschaftlichen Theorie und staatswirthschaftlichen Praxis zu sprechen. Die Wichtigkeit der Statistik als Hülfswissenschaft für die Aufgaben der Verwaltung ist denn auch schon frühe von denkenden Staatsmännern erkannt worden. Obwohl die wissenschaftliche, vergleichende Statistik erst eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts, so ist doch fast kein moderner Staat ganz ohne sie gewesen. Insbesondere war es die Bevölkerungsstatistik, denen die Staaten ihre Aufmerksamkeit in erhöhterem Grade zuwandten, vor allen Preußen, das auf Namen wie J. S. Süßmilch, ein geborner Berliner, J. G. Hoffmann, der erste Director des bereits 1805 von Stein gegründeten preußischen statistischen Bureaus, Krug, Dieterici und — last not least — E. Engel, den Meister der modernen Statistik, mit Stolz blicken darf. Eine Hauptaufgabe des genannten Bureaus bildeten die Volkszählungen, welche bis zum Jahre 1822 jährlich stattfanden, späterhin jedoch nur alle drei Jahre sich wiederholten. Das auf diesem Wege gewonnene, überaus reiche Material ist dann systematisch verarbeitet worden; allmählich wurden die bei der Zählung in Betracht kommenden Gesichtspunkte erweitert, die Methode verbessert, bis das Ganze, im Wesentlichen unter der Leitung Engels, an Vollkommenheit fast nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Art von Abschluß des bisher (seit 1816) Geleisteten bildet das soeben erschienene Heft 48 A der „Preußischen Statistik", enthaltend: Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat von 1816—74, bearbeitet vom Frh. v. Fircks. Es sind 203 Quartseiten in engem Druck, nebst 112 Seiten langer Zahlenreihen und Tabellen, — ein ehrendes Zeugniß umfassenden Fleißes und peinvoller Sorgfalt, ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entwicklungsgeschichte des preußischen Nationalwohlstandes, speciell des äußern und innern Wachsthums seiner Bewohner, das die eingehendste Beachtung verdient.

Die Bevölkerungsstatistik ist das Hauptmittel, die Höhe des Wohlbefindens einer Nation, der Culturstufe im Allgemeinen, auf welcher sie sich befindet, zu bemessen. Der Mensch oder die zu einer staatlichen Einheit organisirte Menschengemeinschaft wird, insofern sie Träger eines wirthschaftlichen Zwecks ist, mit der Befähigung denselben zu erreichen, auch die Wirkungen und das Maß des Erreichten an sich selbst, an ihrem eignen Gedeihen zu bemessen haben, sie ist zugleich Subject und Object der nationalen Arbeitskraft. Bewegt sich diese in den richtigen Bahnen vorwärts und ist sie von Erfolg gekrönt, so zeigt sich der Effect vornehmlich in der stetig und ruhig fortschreitenden, relativen Zunahme des Subjects, der Bevölkerung, in der verhältnißmäßig geringen Mortalität und der Größe der mittleren Lebensdauer und nicht nur in den materiellen, sondern auch sittlich-moralischen Kräften. Selbst allgemeine Einrichtungen des Staats, nicht nur die wirthschaftliche Organisation, spiegeln sich in der Bevölkerungsstatistik wieder, ja sie finden oft ganz unerwartet in ihr eine bedeutsame Kritik ihrer Nutzwirkung, beispielsweise die Institution der Civilehe, der eine Herabminderung der außerehelichen Geburten gefolgt ist.

Als Hauptresultat der preußischen Bevölkerungsstatistik seit dem Anfang dieses Jahrhunderts tritt uns denn die evidente Thatsache entgegen, daß Preußen hinsichtlich seiner Populationsverhältnisse sich charakterisirt als ein reifes und blühendes Volk auf hoher Culturstufe, das aus geringem Machtbestand, mit ziemlich dünner Bevölkerung, von Jahr zu Jahr zu immer höherer Entfaltung gelangt ist. Im Frieden zu Tilsit (Juli 1807) rettete Preußen nur etwa die Hälfte seines früheren Gebietes; es verlor fünf Neuntel seiner Bewohner, von seinen 22 Kriegs-

Digitized by Google

und Domänenkammern (später „Regierungen" genannt) waren ihm nur noch 8 geblieben. Damals betrug die Bevölkerung circa 4½ Mill. Einwohner, die in den nächsten Jahren noch abnahm. Nach der Neugestaltung Preußens brachte es seine Einwohnerzahl wieder auf ca. 10 Millionen auf 5014,61 Quadratmeilen. Die Ergebnisse der Zählungen seit 1816 lassen ein ununterbrochenes Wachsthum erkennen. Freilich waren die ersten Zählungen in ihrer Ausführung unsicher und ungenau; die Ortsvorsteher, welche dieselben zu leiten hatten, glaubten, es handele sich um neue Leistungen und Auflagen und beeiferten sich nicht sehr, den wahren Stand der Dinge zu bekunden. Erst die Einführung der Klassensteuer im Jahre 1820 hatte eine genauere Zählung im Gefolge. Eine weitere Verbesserung trat 1834 ein, als durch die Bestimmung des Zollvereins die Einwohnerzahl zum Vertheilungsmaßstab für die gemeinsamen Zolleinnahmen dienen sollte. Nach beiden Zählungsjahren zeigte sich plötzlich eine solch erhebliche Zunahme der Bevölkerung gegen die Vorjahre, daß die früher gemachten Fehler evident wurden. 1840 brachte eine weitere Verbesserung in den Aufnahmen dadurch, daß bei dieser Zählung zum ersten Mal namentliche Einwohnerlisten aufgestellt wurden. Von Fircks berechnet für die ganze erste Periode von 1816 bis 1840 die Volkszunahme auf ca. 12 pro Mille. Die späteren Erhebungen sind natürlich noch genauer ausgeführt: vermehrte Mitwirkung der Gemeindebehörden, die Einführung von Individualzählkarten, endlich das 1861 eingeführte Princip der Selbstzählung — alles dies waren Momente der Vervollkommnung. In der folgenden Hauptperiode von 1840—1861 stellt sich die Volkszunahme auf 10,07, in der letzten von 1861—1874 auf 10,06 pro Mille. Das erhebliche Plus der ersten Periode ist durch eine erhöhtere Zuwanderung erklärt. Während der ganzen Beobachtungszeit war die Zahl der männlichen Personen geringer als die der weiblichen, eine ganz allgemeine Erscheinung, die für heirathslustige Mädchen nicht eben rosig sein mag. Natürlich spielen bei der Bevölkerungszunahme, neben dem Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, die Einwanderungen im Verhältniß zu den Auswanderungen eine große Rolle. Für Preußen stellt sich die Sache so, daß seit dem Jahre 1847 die Zahl der Auswanderer beträchtlich größer war als die der Eingewanderten, ein Mißverhältniß, das bis zum Jahre 1872 in beständigem Steigen begriffen ist. Für die Jahre 1868—1872 erreichte sie die Beträge von über 80, 70 und 85 Tausend Personen, sank dann aber sehr stark, so daß für das Jahr 1873 nur noch ca. 60,000, für 1874 nur ca. 28,000 und für 1875 nur noch ca. 10,000 auswandernde Personen gezählt wurden. Weitere Abnahmen brachten die folgenden Jahre. Sieht man auf das Ergebniß der natürlichen Volksvermehrung in Preußen, so betrug diese durchschnittlich ca. 1,1% aufs Jahr, ein Verhältniß, das namentlich im Hinblick auf Frankreich als sehr günstig bezeichnet werden muß.

Ein wesentliches Kennzeichen für den Gang, das Wohl und Wehe einer Bevölkerung ist die Geburtenziffer; sie steht im causalen Zusammenhang mit den Existenz- und Unterhaltsmitteln eines Volkes. Mit dem Steigen der Roggen- und Weizenpreise fällt die Geburtenziffer, mit dem Fallen der Preise steigt sie wieder empor, ein Gesetz, welches mehrere gewiegte Statistiker erwiesen haben, so Quételet für Belgien, Engel für Sachsen, Mayr für Bayern. Die Durchschnittsziffer der Geburten für die ganze Beobachtungsperiode stellt sich auf 40,56 pro Mille jährlich mit Ueberwiegen der Knabengeburten, die jedoch bekanntlich einer größeren Sterblichkeit unterliegen, — ein böses Geschenk, das die Natur dem „stärkeren" Geschlecht in die Wiege legte. Das Maximum der Geburtenziffer fällt auf das gute Erntejahr 1819, dem drei schwere Theuerungsjahre vorangegangen waren; das Minimum auf das Jahr 1833 — 37 pro Mille —, welchem das erstmalige Auftreten der asiatischen Cholera, wirthschaftliche Depression, Mißernte ꝛc. vorangingen. Ein weiteres Zurückweichen der Geburtenziffer zeigt das Jahr 1848, das sich abermals durch Cholera, durch innere Wirren, voraufgehenden Mißwachs unangenehm hervorthat. Nicht viel höher stellt sich der Geburtenzuwachs für das Jahr 1854 (36,0), das die Cholera zum dritten Male zurückbrachte, abermals in Begleitung von hohen Getreidepreisen und Handelsstockung. Im Jahre 1859 stieg die Geburtenziffer wieder auf 42,1 pro Mille, nahm dann aber bis 1862 wieder stetig ab, namentlich in den Cholerajahren 1866 und 67, den Kriegsjahren 1864 und 66. Nach den beiden letzten Jahren zeigte sich die auffällige Erscheinung, daß die Mädchengeburten stärker abnahmen, die männliche Bevölkerung in überwiegender Weise sich vermehrte, ein neuer Beweis für die ausgleichende Thätigkeit der Natur, „die zunächst dem durch Störungen am meisten geschädigten Theil des ganzen Organismus Kräfte wieder zuführt". Ein fatales Minus der Geburten zeigt endlich das Jahr nach dem großen Kriege von 1870/71, 5 pro Mille Abnahme bei den Knaben, 4,8 bei den Mädchen. In den drei auf den großen Nationalkampf folgenden Jahren hat sich indeß die Geburtenziffer wieder wesentlich gehoben, zugleich zu Gunsten abermals des männlichen Geschlechts.

Sieht man auf die Geburtenziffer in den einzelnen Monaten des Jahres, so zeigt sich das Maximum in der kältesten Jahreszeit, nämlich in den Monaten Januar, Februar, das Minimum kurz vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit, nämlich in den Monaten Juni und Juli. Im September tritt die noch unaufgeklärte Erscheinung ein, daß eine abermalige Hebung der Geburtenziffer sich zeigt.

Unter den Provinzen des peußischen Staats zeichnen sich die östlichen, Preußen, Posen und Schlesien, durch die häufigsten Geburten aus, am niedrigsten steht die Ziffer in Hessen-Nassau. Das Religionsbekenntniß ist kein entscheidendes Moment für die Höhe der Geburtenziffer, wohl aber die Racenmischung der Bevölkerung. Alle Provinzen mit rein deutscher Bevölkerung und höherem Culturzustand weisen niedrigere Ziffern auf, die höchsten finden sich in den mit polnischen ꝛc. Elementen stark durchsetzten vier östlichen Provinzen. Für die Landbevölkerung stellt sich die Geburtenziffer um fast genau 2 pro Mille höher als für die Stadtbevölkerung. Bei den Juden ist die Geburtenziffer — was wohl kaum erwartet werden dürfte — niedriger als bei den Christen, doch gleicht sich das wieder aus durch die außerordentlich niedrige Sterbeziffer der Juden. Die jährliche durchschnittliche Geburtenziffer beispielsweise betrug bei den Christen von 1816—1874 40,01 bei den Juden nur 35,46 pro Mille, die natürliche Vermehrung jedoch stellt sich bei den Juden um 2,45 pro Mille günstiger als bei den Christen, eine Erscheinung, welche man auch in Oestreich und Frankreich beobachtet hat.

Sieht man auf die Fruchtbarkeit der Ehen, so kommen auf jede verheirathete Frau durchschnittlich mindestens 4 Kinder, seit 1867 jedoch etwas über 5 Kinder. In den Großstädten bleibt — mit Ausnahme von Köln — die eheliche Fruchtbarkeit hinter der durchschnittlichen des ganzen Staates zurück, dagegen ist leider die uneheliche Fruchtbarkeitsziffer in den Großstädten — mit Ausnahme von Frankfurt a/M. — höher. Im Allgemeinen stellt sich indeß das Sittlichkeitsverhältniß keineswegs als ein besonders ungünstiges heraus.

Jedoch kann die Geburtenziffer allein den Grad des Wohlbefindens und des Wachsthums einer Bevölkerung nicht bestimmen, sie thut dies nur im Zusammenhang mit der Zahl der Todesfälle. Insbesondere gewinnt man nur dann ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Höhe der Sterblichkeit, wenn die Zahlen der Lebenden und Gestorbenen innerhalb einer bestimmten Altersgrenze verglichen werden; denn nur bei annähernd gleich alten Personen darf man eine ungefähr gleich große Sterblichkeit voraussetzen. Der erfreulichen Constanz der Geburtenziffer steht denn im preußischen Staat eine ebensolche der Sterbeziffer gegenüber; die letztere betrug während der ganzen Periode — natürlich die Jahre des Mißwachses, des wirthschaftlichen Nothstandes, der Seuchen und der Kriege ausgenommen — ca. 29 pro Mille. Ein noch zutreffenderes Bild der Sterblichkeit gewinnt man erst, wenn man das

Digitized by Google

Alter der Gestorbenen berücksichtigt, wenn man die Lebenden einzelner Altersstufen mit der Zahl der daraus während bestimmter Zeitgrenzen Gestorbenen vergleicht. Nun zeigt sich für Preußen, daß unter den letzteren sich viel mehr Kinder und Greise befinden, als unter den Lebenden. In den Monaten Januar bis April sowie im September kommen, entsprechend der Zunahme der Geburten, verhältnißmäßig die meisten, im Juni die wenigsten Sterbefälle vor, die Kindersterblichkeit ist am größten in der heißesten Jahreszeit.

Es gilt als ein Moment höherer Cultur, wenn eine starke Volksvermehrung nicht durch eine hohe Geburtsziffer, sondern durch eine niedrige Sterbeziffer erlangt wird. Für die bloße Volkszahl, bemerkt W. Roscher, ist es offenbar gleichgültig, ob jährlich 1000 Geburten und 800 Sterbefälle eintreten, oder 2000 Geburten mit 1880 Sterbefällen. Aber das erstere findet nur da statt, wo auch die zahlreichste niedre Klasse noch andere Bedürfnisse kennt, als den bloßen Erhaltungs- und Geschlechtstrieb: Bedürfnisse, Pflichten, die in einer leichtsinnig geschlossenen Ehe wahrscheinlich nicht erfüllt werden könnten; wo zugleich die Tugenden der Vorsicht und Selbstbeherrschung weit verbreitet sind. — Außerdem bedenke man die Folgen! Bis ein „überzähliges" Kind wieder gestorben ist: welche Kette von Trübsalen für gute, von Missethaten für schlechte Eltern! des armen Kindes gar nicht einmal zu erwähnen. Jeder Mensch ferner, so kurz oder lange er lebt, erfordert einen bedeutenden Vorschuß von Kapital und Mühe, die er nachmals durch die Thätigkeit seiner reifen Jahre der Gesellschaft zurückerstatten soll. Wenn er vor seiner Reife stirbt, so ist dieser Aufwand umsonst gewesen. Preußen zeichnet sich durchweg durch eine niedrige Sterbeziffer aus; sie beträgt für die Provinzen mit ausschließlich deutscher Bevölkerung nur 24,97 bis 27 pro Mille, während, wie bereits angeführt, die durchschnittliche Sterbeziffer für den ganzen Staat 28,95 betrug. Von großem Einfluß auf die Höhe der Sterblichkeitsziffer ist die Kindersterblichkeit. Sie hat erfreulicher Weise seit 1864 im Allgemeinen abgenommen, ist aber gleichwohl leider immer noch hoch genug und beweist, daß insbesondere die Lebenshaltung der Arbeiterklassen noch nicht die gewünschte Wohlhabenheit prästiren kann. Bedeutend größer ist die Sterblichkeit der unehelich gebornen Kinder.

Das wahrscheinliche Lebensalter stellt sich beiden Geschlechtern auf ungefähr 66 Jahre, während die mittlere Lebensdauer bei männlichen Personen nur 34,37, bei weiblichen 37,61 Jahre pro Mille beträgt. Bei beiden Geschlechtern hat in den letzten Jahren die Zahl der Selbstmorde zugenommen. Erhängen und Ertrinken bilden noch, neben Erschießen und Vergiftung durch Kohlenoxydgas, die beliebtesten Todesmittel, Halsabschneiden tritt selten auf.

Wir werfen zum Schluß noch einen Blick auf die Eheschließungen. In dem ganzen beobachteten Zeitabschnitt heiratheten im preußischen Staat von per 1000 Personen durchschnittlich 18,06 per Mille. Die Heirathsfrequenz hat jedoch im Allgemeinen, bis zum Jahre 1866 hin, abgenommen, sie stieg erst wieder nach dem großen Kriege und dem Gesetz über die Civilehe vom Jahre 1874, und zwar bei der ländlichen Bevölkerung stärker als bei der städtischen. Das Heirathsalter stellt sich bei den Männern auf durchschnittlich 29,715, bei den Frauen auf 27,110 Jahre aufs Tausend. Seltsamer Weise heiratheten Männer von unter 20 Jahren mit Vorliebe Frauen von ca. 24 Jahren, Männer im Alter von 20—30 Jahren Frauen im Alter von ca. 25 Jahren, von 30—40 Jahren Frauen im Alter von 28 Jahren u. s. f. In den Großstädten schreiten die Männer später zur Ehe, durchschnittlich erst mit dem 29—30. Jahre, die Frauen mit dem 27—28. Jahre, was kaum glaublich klingen mag.

Es ist, im Großen und Ganzen genommen, ein erfreuliches Bild gesunder Entwicklung — dem freilich die Schattenseiten nicht fehlen —, das aus der gegebenen Fülle statistischer Erhebungen uns entgegen tritt. Um so mehr ist es bei dem innigen Zusammenhang der wirthschaftlichen Dinge und den Bevölkerungsverhältnissen erforderlich, mit umsichtiger Prüfung voranzugehen, so oft es gilt, eine Aenderuug im Ganzen oder im Einzelnen in den Erwerbs- und Handelsformen einer Nation eintreten zu lassen. Moritz Meyer.

Vom Begriff des Staates.*)

Es ist ein hoch zu veranschlagender Fortschritt der historischen Wissenschaft in unseren Tagen, daß sie bei der Betrachtung, Begründung und Entwickelung der großen Institutionen, innerhalb deren sich das Leben der Menschheit vollzieht, mehr und mehr losgemacht hat von dem einseitigen metaphysisch-speculativen Construiren, daß sie neben der naturhistorischen inductiven Methode, die sie zur Anwendung bringt, auch bestrebt ist, die Resultate naturwissenschaftlicher Forschung — soweit das bei dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft geht — auf die Vorgänge des historischen Geschehens anzuwenden. Man ist in dieser Beziehung, in der Anwendung und Ausnutzung naturwissenschaftlicher Resultate auf die Historie, etwas überstürzt vorgegangen; von Karl Vogt, Moleschott, Büchner bis auf Hellwald liegen dafür redende Beispiele in großer Fülle vor. Gerade die Heroen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie, Dubois-Reymond, Helmholtz, Virchow, Friedrich Albert Lange sind eindämmend und ernüchternd dagegen aufgetreten. Aber der gegebene Anstoß für die Methode der Betrachtung an und für sich war doch gegenüber dem „Allzuviel", das von der entgegengesetzten Seite geleistet war, ein zu berechtigter und gesunder, um nicht zu einer beherrschenden Wirksamkeit zu gelangen. Wir haben diesen Gesichtspunkt an die Spitze der Betrachtung des obengenannten Buches gestellt, weil es, wie wir sehen werden, in überaus maßvoller und treffender Weise und in glücklicher Beschränkung jene moderne Methode zur Anwendung gebracht hat. Wir haben es mit einer überaus tüchtigen Arbeit zu thun, der Verfasser ist äußerst gründlich, vielleicht zu gründlich zu Werke gegangen, denn er holt eben überall etwas sehr weit aus und kommt dadurch zu einer Reihe von Digressionen, die es schwer machen, überall den durchlaufenden Faden zu verfolgen. Die ganze Fülle der sehr umfangreichen und gewissenhaften Vorstudien ist in das Werk hineingearbeitet, der Verfasser läßt uns gleichsam den Weg noch einmal gehen, den er gegangen ist; dadurch findet Manches Platz, was keinen unmittelbaren Bezug auf die Sache hat. Wir werden dies in der nachstehenden kurzen Wiedergabe des Inhalts bestätigt finden.

Als wichtigste Aufgabe der Staatswissenschaft wird die Auffindung der Gesetze bezeichnet, nach denen das staatliche Zusammenleben der Menschen entsteht und sich regelt. Der Verfasser geht dann auf den Gegensatz der metaphysischen und positiven Staatstheorie ein und sucht in der Darstellung der Kampfes zwischen beiden, als Grundlage für die Schätzung ihres beiderseitigen Werthes, eine Hauptaufgabe seiner Untersuchung. Wir lassen es dahingestellt, ob durch die Verweisung der aristotelischen Theorie vom ζῶον πολιτικόν unter die metaphysischen Theorien die ganze Bedeutung dieser tiefsinnigen und unzweifelhaft bahnbrechenden Theorie erschöpft ist. — An den geschichtlichen Theil soll sich ein kritischer knüpfen. In dem vorliegenden Bande handelt es sich um die Darlegung der Kampfesweise und der Waffen, deren sich die französischen Philosophen von Descartes bis zur Revolution bei Verfechtnng der betreffenden Staatstheorien bedient haben. Ehe der Verfasser indeß an diese Aufgabe herantritt, beschäftigt er sich in einer Einleitung, die weit über die Hälfte des vorliegenden Bandes füllt, mit einer Reihe von Vorfragen.

Die fundamentalste Aufgabe besteht in der Erkenntniß der Kraft, welche die Individuen zu einem geordneten Zusammen-

*) Franz J. Rottenburg, Vom Begriff des Staates. Erster Band. Einleitung und Geschichte der französischen Staatstheorien bis 1789. Leipzig 1878, Duncker & Humblot.

Digitized by Google

leben verbindet. Man kann sich nur damit einverstanden erklären, wenn hier, unter Verwerfung der speculativ-theologischen Ansicht, die Frage von der staatenbildenden Kraft aus der Psychologie, aus der Seele des Individuums zur Entscheidung gebracht wird, d. h. jedes Gemeinwesen läßt sich aus der geistigen Begabung der einzelnen Menschen herleiten, der Staat läßt sich aus der Natur seiner einzelnen Componenten begreifen. Die Theorien, welche den Staat nicht aus der Natur des Individuums herleiten, wie die von Haller, Vollgraff, Frantz, die als Grund für das staatliche Zusammenleben eine Naturkraft annehmen, werden nach eingehender Darstellung verworfen. Ebenso beseitigt der Verfasser die organische Staatstheorie, d. h. die Auffassung, nach welcher der Staat als eine seinem ganzen Wesen nach organische Verbindung erscheint, und zwar auf Grund einer eigenthümlichen staatenbildenden Kraft. Hier berührt der Verfasser gelegentlich die Frage von dem Gebundensein des Staates an das Volk; er geht jedoch nicht auf die Frage von der Entstehung des Volkes, von dessen Anfängen, von der Erweiterung der Familie zum Geschlecht, Stamm ꝛc. ein und berührt ebenso wenig die analogen Verhältnisse der aus der Familiengewalt sich allmählich entwickelnden staatlichen Gewalt. Wir wissen sehr wohl, daß man von der früheren Ueberschätzung der hierin liegenden Argumente mit Recht zurückgekommen ist; indeß eine Stellungnahme zu diesen Punkten war immerhin sehr wohl zuläßig. Im Uebrigen stimmen wir dem Verfasser durchaus bei, wenn er auf dem psychologischen Wege der Erklärung bleibt. Hierbei wird nun auch die Möglichkeit einer Erklärung des Staates aus dem Willen der Menschen versucht und der Verfasser kommt dabei auf eine sehr eingehende Prüfung von der Lehre der Willensfreiheit, die darin gipfelt, daß die Entscheidung der Frage, ob unser Wille etwas Freies oder Nothwendiges sei, in letzter Instanz durch eine erweiterte, jetzt aber noch nicht vorhandene Kenntniß der materiellen Vorgänge in unserem Gehirn ermöglicht werde; indessen habe die Frage der Willensfreiheit nicht die fundamentale Bedeutung; es handle sich nur darum, ob die Handlungen der Massen dem Causalitätsgesetz unterliegen und dies sei im Ganzen und Großen der Fall. An die Theorien, welche in dem Willen des Menschen die Grundlage des Staates erblicken, schließt sich der Begriff des Gerechten, auf welchen diese Theorien zurückgehen; sie trennen sich aber in zwei Richtungen, je nachdem ihre Anhänger als Utilitarier den Ursprung der Idee in die egoistische Natur des Menschen verlegen oder als unabhängige Theoretiker ihn aus der edleren Natur des Menschen hervorgehen lassen. Der Verfasser glaubt, um das gleich hier vorweg zu bemerken, daß eine unbefangene Würdigung der utilitarischen Erklärung des Staates als einer Schöpfung des Selbsterhaltungstriebes den Vorzug geben werde. Indem der Verfasser auf die rationalistischen Staatstheorien eingeht, führt er aus, daß denselben das Recht als eine Schöpfung des reinen Denkens erscheine. Dieselben erklären den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit mit einander vereinigt werden kann, für eine logische Nothwendigkeit. Aus dem Begriff des Rechts entfaltet sich als zweite logische Nothwendigkeit der Begriff der Anstalt, welche den Menschen dessen, was Rechtens ist, theilhaftig macht: der Begriff des Staates. Mit Recht knüpft der Verfasser hieran die Erläuterung, daß der Ausgangspunkt dieser Lehre ein Satz ist, der nicht a priori, sondern a posteriori gewonnen ist und daß es sich hier um empirische Wahrheiten handelt. Selbst wenn das Recht ein Postulat der Vernunft wäre, so würde der Staat doch immer nur als ein Werk begriffen werden können, an welchem die Erfahrung wesentlich mitgearbeitet hat.

Auf die Darlegung und Begründuug der utilitarischen und unabhängigen Staatstheorie ist der Verfasser mit ungemeiner Ausführlichkeit eingegangen. Er hat sich die Analogie und den Parallelismus zwischen diesen Theorien und der epikuräischen und stoischen Sittenlehre nicht entgehen lassen und zieht dies in einer kaum gerechtfertigten Breite in seine Darstellung ein. Ferner behandelt er im engen Zusammenhang damit den Gegensatz der teleologischen und mechanischen Weltanschauung. Hierbei wird auch das Verhältniß zwischen Psychologie und Physiologie, zwischen Naturwissenschaft und Staatswissenschaft behandelt und zwar, wie wir nicht anstehen erneut hervorzuheben, in einer überaus verständigen und maßvollen Art und Weise, unter strenger Betonung des Gegensatzes zwischen der zusagenden, gefälligen, naturhistorischen Hypothese und der erwiesenen Wahrheit. — Es würde uns zu weit führen, auf alle die Argumente einzugehen, die der Verfasser gegen die beiden Weltanschauungen vorführt. Ihm erscheint, und wie wir unsererseits glauben mit Recht, die teleologische als die schwächer fundirte; er schließt sich den Anschauungen an, nach denen die mechanische Erklärung der Organismen nur um der Schwäche unserer Erkenntniß willen nicht als erwiesen angesehen werden kann, während sie für die Naturforschung als Grundlage dienen muß, ohne freilich das zum Aufbau einer Weltanschauung nothwendige Material herbeifördern zu können. In hervorragender Weise beschäftigt den Verfasser der Einwurf, daß die mechanische Weltanschauung die Religion zerstöre, weil sich aus jener Naturerklärung der Utilitarismus entwickle, der die zur Erhaltung eines Gemeinwesens nothwendigen Grundsätze aufhebe. So wenig dies Argument allerdings für die Naturforschung in Betracht kommt, so interessirt es allerdings die Staatswissenschaft, da der Staat im hohen Grade durch jene Weltanschauung als gefährdet angesehen werden muß. Einen inductiven Beweis hierfür haben die Vertreter der unabhängigen Morallehre aus der Entstehung der französischen Revolution und deren Verhältniß zu den Encyklopädisten entnommen. Unser Verfasser geht in ausführlichster Weise auf den Zusammenhang der französischen Revolution mit der französischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts ein. Er bestreitet, daß ein causaler Zusammenhang zwischen dem Utilitarismus und den Gräuelthaten der französischen Revolution besteht; es wird ausgeführt, daß gerade die blutigsten Führer der Revolution mehr an Rousseau wie an den Encyklopädisten hängen, und daß die deistische Rechtsphilosophie Rousseaus einen viel revolutionäreren Charakter trage als die utilitarischen Lehren der Encyklopädisten. Man kann mit dem, was der Verfasser im Einzelnen mit großer Gelehrsamkeit ausführt, im Ganzen einverstanden sein, dennoch wird man zugestehen müssen, daß zu dem Satz von dem Verhältniß der mechanischen Weltanschauung zur Religion in ganz anderer Weise Stellung genommen werden muß, als auf dem Wege eines immerhin eng begrenzten inductiven Beweises; dann aber und vor Allem muß ein derartiger Satz doch wesentlich schärfer und klarer formulirt werden, als es hier geschehen ist.

Damit schließt die Einleitung, die etwa drei Fünftel des vorliegenden Buches einnimmt, und es beginnt das eigentliche Werk, dessen erstes Buch die französischen Staatstheorien, und zwar zunächst bis 1789 umfaßt. Der Verfasser geht nach einer kurzen, treffenden Charakteristik der französischen Aufklärungsperiode, an deren Spitze Voltaire steht, auf den Kampf zwischen den Deisten und Encyklopädisten, zwischen unabhängiger und utilitarischer Moralphilosophie ein. Um zu zeigen, wie sich dies verhielt und gestaltet hat, gibt er uns eine Entwickelung der französischen Naturwissenschaft von Descartes bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Diese Darstellung ist recht lehrreich und interessant, enthält aber eine ungemeine Fülle spezifischer Details, bei denen wir wenigstens mit dem besten Willen nicht begriffen haben, was sie mit den vorliegenden Fragen zu thun haben; wir begreifen sehr wohl, daß der Verfasser als gründlicher Arbeiter sich seiner Zeit auch in diese Dinge vertiefen mußte, um einen richtigen Einblick zu erhalten, für seine Leser aber hatte er nur das Wesentliche zu resumiren und die Conclusionen anzuknüpfen, wie das im vorliegenden Falle außerordentlich gut ging und der Uebersichtlichkeit des Buches sehr zu statten gekommen wäre. — Alles Lobes werth sind die beiden letzten Kapitel des Bandes: die Weltanschauungen in Frankreich während des XVIII. Jahrhunderts, und die Rechts- und Staatsphilosophie daselbst während desselben Zeitraumes. Hier ist von Digressionen und Excursen keine Rede, das Material hat den unmittelbarsten Bezug auf den Gegen-

Digitized by Google

stand; besonders gelungen ist die Darlegung des Gegensatzes der unabhängigen und utilitarischen Moralphilosophie, sowie die Abhängigkeit derselben von der durch die Naturwissenschaft umgebildeten Weltanschauung. Namentlich läßt es sich der Verfasser angelegen sein, den Utilitarismus gegen zahlreiche auf ihn gehäufte Anschuldigungen zu vertheidigen. Alles dieses geschieht zunächst vom Standpunkt des historischen Rückblickes, den eigentlich kritischen Theil haben wir, wie bemerkt, nach zu erwarten. Wir aber können von dem Buch nicht scheiden, ohne in vollster Anerkennung nicht nur der Gründlichkeit und des Fleißes zu gedenken, mit welchen ein höchst umfassendes Material zur Verarbeitung gelangt ist; nicht minder haben wir die ebenso einfache und klare wie edle Form zu rühmen, in welcher der Verfasser uns die Dinge vorführt; er hat die sonst in solchen Arbeiten bei uns übliche, theils langweilige, theils gespreizte Art und Weise glücklich vermieden.

Immanuel Rosenstein.

Literatur und Kunst.

Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems.

Von Carl du Prel.

Wenn für ein Gebiet von Erscheinungen zwei Erklärungshypothesen bestehen, deren keine den beobachteten Thatsachen widerspricht, die also in so ferne gleich gut erscheinen, so ist diejenige vorzuziehen, welche dem Zufalle den geringeren Spielraum überläßt; denn es könnte sein, daß Erscheinungen, ohne den Hypothesen gerade zu widersprechen, doch vom Standpunkte der einen als zufällig, vom Standpunkte der anderen aber als nothwendig sich ergeben. Da es nun Aufgabe der Wissenschaft ist, die Erscheinungen auf ihre causale Nothwendigkeit zurückzuführen, so kommt derjenigen Hypothese der größere wissenschaftliche Werth zu, welche dem Zufalle einen geringeren Bruchtheil der Erscheinungen überläßt.

Betrachten wir z. B. die zweckmäßige Gestaltung unseres Sonnensystems, so widerspricht dieselbe der Schöpfungshypothese nicht. Aber diese erklärt nur, daß der Mechanismus dieses Systems überhaupt ein zweckmäßiger ist, läßt dagegen die einzelnen Details der Anordnung unerklärt. Gerade diese vom Standpunkte der Schöpfungstheorie zufälligen Erscheinungen sucht nun die Nebularhypothese als nothwendig zu erklären. Wenn die Sonne ehemals ein gasförmiger Nebel war — wie wir deren an verschiedenen Orten des Himmels sehen — der sich zusammenzog und dabei in immer schnellere Achsendrehung gerieth, so mußten sich von Zeit zu Zeit Ringe vom Aequator ablösen, welche die ihnen mitgetheilte Bewegung selbstständig fortsetzten. Daraus ergab sich nothwendig, daß die Richtung der planetarischen Umlaufsbewegungen mit der Richtung der Achsendrehung der Sonne übereinstimmte. Das Gleiche gilt von der Gleichsinnigkeit der Bewegungsrichtung der Planeten und ihrer Monde. Vom Standpunkte der Schöpfungstheorie ist diese Uebereinstimmung zufällig, denn sie ist von keinem Einflusse auf den Mechanismus des Systems, welcher im gegentheiligen Falle eben so zweckmäßig wäre. Naturwissenschaftlich zulässig ist demnach nur eine solche Schöpfungstheorie, welche zugibt, daß das Sonnensystem nach natürlichen Gesetzen entstanden ist, wobei ja immerhin noch diese Gesetze als Mittel zur Realisirung eines Schöpfungsplanes angesehen werden können.*) In dieser Form hätte die Schöpfungstheorie mit der naturwissenschaftlichen Hypothese die Vorstellung einer allmählichen Entwicklung gemeinsam, aus welcher die unbestreitbar vorhandene Zweckmäßigkeit des Systems hervorging. Dadurch wäre die kosmische Entwicklung in Analogie gebracht mit der Entwicklung auf den verschiedenen irdischen Erscheinungsgebieten, in welchen ja auch das Zweckmäßige nicht fertig ins Dasein tritt, sondern als Resultat eines mehr oder minder langen Processes. Friedlich freilich ist keine irdische Entwicklung und den Streit hat schon Heraklit den Vater aller Dinge genannt. Wir müssen also, weil ja die irdischen Gesetze im ganzen Kosmos Geltung haben, der Analogie gemäß auch die zweckmäßige Gestaltung unseres Sonnensystems als aus dem Streite hervorgegangen ansehen. Wie etwa die bestehenden Arten des Thier- und Pflanzenreiches nicht etwa als fertige Gebilde entstanden, sondern aus anderen sich entwickelten und erst im Verlaufe des biologischen Processes sich ihren Wohnstätten, Lebensverhältnissen und natürlichen Feinden anpaßten, so kann auch die mechanische Zweckmäßigkeit unseres Systems nur das Resultat einer allmählichen gegenseitigen Anpassung der Himmelskörper sein, aus welchen es zusammengesetzt ist. Die Anpassung der Organismen wird nun aber in der Natur auf indirectem Wege erzielt, nämlich durch die Zerstörung des Nichtpassenden, wodurch das Passende ausgelesen wird und überlebt. Die Astronomie also, da sie die Entwicklungstheorie angenommen hat, ist logischer Weise genöthigt, auch das Erklärungsprincip der „indirecten Auslese" — wie es von Darwin genannt wird — zur Erklärung des Zweckmäßigen zu adoptiren.

Vergleichen wir nun die durch das Erklärungsprincip der indirecten Auslese bereicherte Nebularhypothese mit der Schöpfungstheorie, so stellen sich vom Standpunkte der ersteren verschiedene Erscheinungen als nothwendig heraus, die vom Standpunkte der letzteren nicht nur als zufällig, sondern als widersprechend erscheinen. Dahin gehören alle Erscheinungen wirklicher Unzweckmäßigkeit, z. B. jene Störungen, die sich nicht ausgleichen, und welche bei Kometen oft zu gänzlicher Umgestaltung ihrer Bahnen führen. Ist der Kosmos das Product einer planvollen Schöpfung, so kommen solche Bahnveränderungen der Umgestaltung des ursprünglichen Planes gleich; dagegen ergibt sich die Thatsache, daß zweckmäßige und unzweckmäßige Erscheinungen untermischt gegeben sind, als eine Nothwendigkeit vom Standpunkte der Entwicklungstheorie, da diese die unzweckmäßigen Erscheinungen nur allmählich beseitigt werden, die zweckmäßigen nur allmählich zunehmen läßt.

Damit hängt unmittelbar noch ein anderer Vortheil zusammen, den wir gewinnen, wenn wir das Erklärungsprincip der indirecten Auslese adoptiren: dasselbe gibt uns ein Mittel an die Hand, die Entstehungszeit der verschiedenen Gruppen des Sonnensystems genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen konnte.

In einem Systeme, das vom Anfangszustande nebelartiger chaotischer Zerstreuung zum Endzustande großer mechanischer Zweckmäßigkeit fortschreitet, läßt der Grad der innerhalb einer Gruppe herrschenden Zweckmäßigkeit einen Schluß auf das Alter dieser Gruppe zu, wenigstens im Vergleiche zu anderen Gruppen, wenn in diesen ein verschiedener Grad zweckmäßiger Zustände sich beobachten ließe. Diese Verschiedenheit ist nun zwischen der Planeten-, Asteroiden- und Kometengruppe in der That gegeben.

Da die Harmonie, welche in einer Gruppe von Weltkörpern herrscht, nur das Werk einer indirecten Auslese sein kann, so muß die Häufigkeit und der Grad der Störungen in derselben im Verhältnisse zur Zeitlänge stehen, während welcher das Princip der indirecten Auslese seine Thätigkeit entfaltet hat. Mit anderen Worten: die zweckmäßigsten Gruppen sind die ältesten.

Betrachten wir vorerst das Planetensystem.

Die Sonne beherrscht die Planeten nach dem Gesetze der Schwere, sie zieht dieselben an. Wäre dieses Gesetz allein wirksam, so müßte der senkrechte Sturz der Planeten gegen die Sonne erfolgen. Da jedoch dieselben krumme Bahnen um die Sonne beschreiben, so muß bei diesen Umlaufsbewegungen noch ein zweiter Factor wirksam sein. Der aus den Händen losgelassene Stein fällt vermöge seiner Schwerkraft senkrecht zur Erde; die krumme Bahn aber, welche der geworfene Stein beschreibt,

*) Die Kritik der Naturwissenschaft müßte alsdann verstummen, und die Entscheidung wäre der Philosophie anheimgegeben.

Digitized by Google

ist die Resultante aus zwei Factoren: aus eben dieser Schwerkraft und aus der ihm ertheilten tangentialen Wurfkraft, der gemäß er, wäre sie allein wirksam, horizontal in den Raum hinausfliegen würde. Ebenso ist nun auch die elliptische Bewegung der Planeten um die Sonne die Resultante aus ihrer Schwerkraft und ihrer Tangentialkraft, und je nach dem Verhältnisse dieser beiden Kräfte zu einander sind die Ellipsen der Planeten mehr oder minder langgestreckt.

Es kommt nun aber die gegenseitige Anziehungskraft aller kosmischen Materie zu. In Folge dessen werden die Planeten nicht nur von der Sonne angezogen, sondern ziehen sich auch gegenseitig an. Daraus entstehen Störungen, die sogenannten Perturbationen, d. h. Abweichungen von der regelmäßigen Ellipse, welche jeder Planet beschreiben würde, wenn er der einzige Begleiter der Sonne wäre. Die Störungen beruhen also auf der Mehrzahl der Begleiter; in einem Systeme von mehr als zwei Körpern sind also Störungen ganz unvermeidlich. Zudem erhält sich nicht nur die Wirkung einer jeden solchen Störung, sondern summirt sich sogar in Wiederholungsfällen, und weil jede Störung entweder die Tangentialkraft der Gestirne vermehrt, oder ihre Schwerkraft, so muß in der Wiederholung entweder die Tangentialkraft immer mehr zur Geltung kommen, oder die Schwerkraft. Im ersteren Falle würde die Ellipse immer länger gestreckt werden und nach vollständiger Besiegung der Schwerkraft würde sich das Gestirn ganz aus dem Systeme entfernen; im anderen Falle würde seine Tangentialkraft allmählich aufgezehrt werden, d. h. es würde in einer immer engeren Spirale sich der Sonne nähern, wie eine Motte um das Licht fliegt, und schließlich in dieselbe stürzen.

In unserem Planetensysteme nun sind diese wegen der Mehrzahl der Begleiter unvermeidlichen Störungen beständig gegeben und wiederholen sich fortwährend; aber sie wiederholen sich nicht im gleichen Sinne, ihre Wirkungen summiren sich also nicht, sondern gleichen sich innerhalb mehr oder minder langer Perioden immer wieder aus.

Weil nun diese hohe Zweckmäßigkeit nur das Resultat einer indirecten Auslese sein kann, müssen wir annehmen, daß im Anfange unseres Systems eine weit größere Anzahl von Begleitern vorhanden war, wovon die derzeitigen nur die überlebenden sind, während alle anderen, deren gegenseitige Störungen sich nicht ausglichen, sondern summirten, entweder sich mit der Sonne wieder vereinigten oder das System verließen.

Ob sich nun Störungen ausgleichen oder summiren, beruht auf dem mathematischen Verhältnisse der planetarischen Umlaufszeiten. Wenn die Umlaufszeiten zweier Planeten sich zu einander wie ganze Zahlen verhalten, d. h. wenn sie rational sind, so summiren sich die Störungen, weil dann die größte gegenseitige Annäherung der Planeten bei jedem Umlauf in demselben Bahnpunkte eintritt; verhalten sich aber die Umlaufszeiten nicht wie zwei ganze Zahlen zu einander, sind sie irrational, so erreichen die Störungen eine höchste Grenze, nehmen dann aber im entgegengesetzten Sinne wieder ab, gleichen sich also immer wieder aus.

In unserem ganzen Planetensysteme sind nun auch nicht zwei Weltkörper gegeben, deren Umlaufszeiten rational wären, wohl aber solche, deren Umlaufszeiten nahezu rational sind, d. h. nahezu wie zwei ganze Zahlen sich verhalten, und je näher dieses Verhältniß dem von zwei ganzen Zahlen kommt, desto länger ist die Periode, innerhalb welcher sich die Störungen auszugleichen vermögen, welche sie gegenseitig auf einander ausüben. Jupiter und Saturn stören sich gegenseitig, ihre Umlaufszeiten verhalten sich nahezu wie 29 : 72, und die Periode des Ausgleichs beträgt 930 Jahre. Ebenso verhalten sich die Umlaufszeiten von Erde und Venus nahezu wie 13 : 8, woraus Störungen entspringen, die sich innerhalb 239 Jahren ausgleichen; die Umlaufszeiten der Erde und Merkurs verhalten sich nahezu wie 1 : 4, woraus eine Störung von siebenjähriger Periode entspringt.

Diese bewundernswerthe Zweckmäßigkeit unseres Planetensystems müssen wir also durch das Princip der indirecten Auslese des Zweckmäßigen erklären, d. h. wir müssen annehmen, daß die Sonne zahlreiche Begleiter von rationalen und irrationalen Umlaufszeiten abtrennte, daß aber nur die letzteren überlebten. Einen sehr merkwürdigen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme liefert der Saturnring. Der Planet Saturn ist nämlich abgesehen von seinen Monden auch noch von einem Ringe umgeben, der aber nicht zusammenhängend ist, sondern aus einer Anzahl concentrischer, durch Lücken getrennter Ringe besteht. Ursprünglich muß ohne Zweifel diese nebelartige, gegenwärtig vielleicht tropfbar flüssige Ringmaterie zusammenhängend gewesen sein und sich gleichmäßig über den betreffenden Raum ausgebreitet haben, und da Kirkwood nachgewiesen hat, daß die bemerkbaren Lücken gerade dort sich finden, wo die Ringmaterie ein rationales Verhältniß der Umlaufszeit mit der von Saturnmonden haben würde, so läßt sich mit Recht annehmen, daß hierin die Ursache der Lücken liegt, und daß die mechanische Zweckmäßigkeit des Saturnsystems nicht ursprünglich vorhanden war, sondern erst im Verlaufe der Entwickelung durch indirecte Auslese entstand. In analoger Weise ist aber anzunehmen, daß auch die großen Lücken im Planetensysteme, dessen Glieder durch weite Abstände von einander getrennt sind, nicht von Anfang an leer standen, daß vielmehr durch einen Proceß energischer Auslese alle Planeten von rationalen Umlaufszeiten allmählich beseitigt wurden, und nur die von irrationalen Umlaufszeiten überlebten. Die unzulässige Annahme, daß die Sonne sich mehrmals unter Zurücklassung eines Ringes ruckweise zusammenzog, muß ersetzt werden durch die viel plausiblere Vorstellung, daß der in beständiger Verdichtung begriffene Sonnennebel eben darum auch beständig vom Aequator Ringmaterie abtrennte, die sich gleichmäßig über den Raum ausbreitete, in welcher aber, wie im Saturnringe, Lücken entstanden, so oft sich wieder in einer neuentstandenen Ringzone eine rationale Umlaufszeit mit einer früheren Ringzone ergab. Die Lücken im Saturnringe und die großen Zwischenräume zwischen unsern Planeten beruhen also auf der gleichen Ursache.

So ist also der Mechanismus unseres Planetensystems von höchster Zweckmäßigkeit; die gegenseitige Anpassung der Planeten ist eine vollkommene. Bei der Mehrzahl von Begleitern finden zwar unvermeidliche Störungen statt, aber es sind ausschließlich solche von nur periodischer Natur. Der Proceß der indirecten Auslese ist also im Planetensysteme abgeschlossen, und darum müssen wir diese Gruppe des Sonnensystems für die älteste erklären. Es wäre höchstens denkbar, daß durch den Widerstand des Aethers, in dem sich die Planeten bewegen, irrationale Umlaufszeiten in rationale verwandelt werden könnten, weil nicht alle Körper den gleichen Einfluß eines widerstehenden Mediums erfahren, z. B. eine Feder langsamer zur Erde fällt als ein Stein.

(Schluß folgt.)

Sekundenbilder von Ernst Dohm.

Seit dem Bestehen des von Arthur Levysohn herausgegebenen „Deutschen Montagsblattes" schreibt Ernst Dohm allwöchentlich im Feuilleton die Wochen-Chronik. Viele wissen, und wer es nicht weiß kann es sich denken, eine wie saure und undankbare Arbeit es ist, sich zu einer regelmäßig an einem bestimmten Tage wiederkehrenden geistigen Leistung zu verpflichten. Das Zeitungspublicum ist der unnachsichtigste und grausamste aller Gläubiger und die ihm vom Autor gegebenen und vom Autor acceptirten Wechsel treibt es mit rücksichtsloser Strenge ein. Was kümmert es sich darum, ob gerade ein geeigneter Stoff vorliegt, oder ob der Schriftsteller in guter oder schlechter Stimmung ist? Wenn es durch ein formelles Versprechen oder auch nur kraft des Gewohnheitsrechtes Anspruch auf eine bestimmte Leistung zu einer bestimmten Stunde in der That besitzt oder erlangt zu haben meint, so besteht es auf seinem Scheine und würde sich durch einen etwaigen Ausfall geradezu benachtheiligt fühlen. Da nun die Schriftsteller so gut wie alle andern Sterblichen, und sogar etwas

Digitized by Google

mehr als die gewöhnlichen, von psychischen und körperlichen Affectionen heimgesucht und da diesem genus irritabile vatum die Störungen des Alltagslebens so wenig erspart werden wie allen übrigen, so macht sich fast bei allen solchen regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, seien es nun satirische Feuilletons, gemüthliche Plaudereien oder kritische Aufsätze, immer der Uebelstand geltend, daß dieselben an einer starken Ungleichheit leiden; daß auf frische und tüchtige, in denen die frohe Laune sprudelt oder eine ernste Sachkenntniß waltet, und die in guter Stimmung und Liebe geschrieben sind, schwerfällige, mühsame, oberflächliche folgen, denen jeder feinfühlige Leser anmerkt, wie der Autor lediglich der Noth und nicht dem eignen Triebe gehorcht hat.

Als Ernst Dohm seine ersten zehn bis zwölf Feuilletons geschrieben hatte, die sammt und sonders gleich witzig und geistvoll, gleich frisch und lebendig waren, schüttelte daher mancher Leser bedenklich den Kopf und sagte: Wie lange wird er's machen? Wie lange wird's dauern? Diese Bedenken waren um so gerechtfertigter, als Dohm sich die ohnehin schon genügend schwierige Aufgabe noch besonders erschwert hatte: er hatte für seine Feuilletons nicht die übliche prosaische, sondern die gereimte Form gewählt. Nun, das „Deutsche Montagsblatt" tritt jetzt in sein drittes Lebensjahr. Dohm feiert in diesen Tagen das Jubiläum seiner hundertsten „ungereimten Chronik" in Reimen, und eine jede derselben weist dieselben Vorzüge auf, die seinen ersten Feuilletons so überraschend schnell die allgemeine Gunst erworben hatten. Nirgends ist Ermattung und Mühseligkeit der Arbeit zu verspüren, und wenn Dohm bisweilen invita Minerva schreiben mag, so weiß er es so meisterhaft zu verbergen, daß Niemand der lustigen Arbeit die Verstimmung des Schreibers anmerkt.

Diese ungereimte Chronik, von der unter dem Titel „Sekundenbilder"*) der erste Jahrgang mit 54 Feuilletons in Versen erschienen ist, ist eine der merkwürdigsten schriftstellerischen Bravourleistungen unserer Tage. Mit dem feinen Spürsinn für das Lächerliche und Verkehrte und dem vornehmen Takte, der der Redaction des „Kladderadatsch" stets eigen gewesen ist, weiß Dohm seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Ein gemüthlicher, liebenswürdiger Humor geht durch das ganze kleine Buch, nichts Bissiges und Verbissenes. Dohm geräth über die Verkehrtheiten, die ihm aufstoßen, nicht in blinde Wuth; er hat für diese nur das freundliche Lächeln der Ueberlegenheit. Er zerzaust seine Opfer nicht, er straft sie in väterlicher Weise ab, und man merkt ihm an, daß er ihnen gewissermaßen noch obendrein zu Dank verpflichtet ist, da sie ihm eine vergnügte Stunde bereitet haben.

Der Inhalt der „Sekundenbilder" ist durch den Zweck, dem sie ihr Entstehen verdanken, von selbst vorgeschrieben. Es ist eine richtige „Chronik", — ein lustiges Verzeichniß aller mehr oder minder wichtigen Begebenheiten des Jahres.

Das erste bis jetzt erschienene Bändchen umfaßt den Zeitraum vom 18. Juni 1877 bis zum 1. Juli 1878.

Man wird zweifelsohne über diesen Zeitraum später einmal von einem höheren und entrückteren Standpunkte aus und, nachdem man ein objectiveres Urtheil gewonnen haben wird, gewichtiger, umfassender und bedeutender schreiben; ob aber ergötzlicher und frischer ist sehr fraglich. Der Chronist hat die schnell dahineilenden Ereignisse des Tages im Fluge erfaßt und unter dem ersten, unmittelbarsten Eindruck seine Gedanken darüber niedergeschrieben. Es sind die flüchtigen Aufzeichnungen eines geistvollen Mitlebenden, der mit seiner Chronik keinen andern Zweck verfolgt als sich selbst und seinen Lesern durch eine muntere Darstellung der bekannten Dinge, mit denen sich die Woche hauptsächlich beschäftigt hat, eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten.

So anspruchslos aber auch diese Chronik sein mag, sie kann immerhin in späteren Zeiten eine Bedeutung gewinnen, von der wir uns einstweilen noch nichts träumen lassen. Neben der ernsten, wissenschaftlichen und schweren Geschichtschreibung hat es fast zu allen Zeiten eine „kleine Chronik" gegeben, die von den Zeitgenossen wenig oder gar nicht beachtet gewesen ist, die häufig nur in dem brieflichen Austausche zwischen zwei Personen versteckt war und die dann zu Zeiten, die die ahnungslosen Verfasser in den kühnsten Berechnungen ihrer Phantasie nicht mehr in Anschlag zu bringen wagten, ans Tageslicht gezogen und als eine wesentliche und bedeutungsvolle Ergänzung zu den aus der ernsthaften Geschichte gewonnenen Kenntnissen haben betrachtet werden können und mit Freuden begrüßt worden sind.

Ich will nur ein Beispiel anführen. Inmitten des 17. Jahrhunderts lebte in Frankreich ein rechtschaffener Reimschmied, Loret, der in schwerfälligen und gequälten Knittelversen unter dem Titel „Muse historique" alle Begebenheiten besungen hat, die für den Hof des jungen Königs, Ludwig XIV., ein Interesse hatten. Diese von den Zeitgenossen vollkommen unbeachtet gebliebene „historische Muse" ist jetzt zu einem Fundorte von unschätzbarem literarischen Werthe geworden. Loret ist nahezu der Einzige, der z. B. über Molières erste Zeit in Paris, über sein Debut vor dem Könige und seine ersten Erfolge Bericht erstattet, und ihm verdankt die Molière-Literatur die wichtigsten Aufschlüsse über diesen fast ganz in Dunkel gehüllten Abschnitt im Leben Molières. Der gute Loret hat, als er seine schlechten Verse schrieb, ganz gewiß keine Ahnung davon gehabt, daß ihm die Ehre zu Theil werden würde, durch Molière auf die Nachwelt zu kommen und daß seine Aufzeichnungen dereinst von einem jeden der Gelehrten, die Molières Leben und Wirken studiren, beachtet werden müßten. Ich habe hier absichtlich an einen wenig bedeutenden Schriftsteller erinnert; um wieviel mehr hat nun ein bedeutender Schriftsteller, der mit scharfem Auge und gutem Urtheil und mit einer ausgezeichneten Bildung begabt ist und überdies zu den formgewandtesten Dichtern gehört, die je in Deutschland gelebt haben, die Anwartschaft darauf, daß seine Chronik über die Begebenheiten des Tages nicht ganz in Vergessenheit gerathe. Der Dichter selbst verwahrt sich zwar nachdrücklich gegen diese Zumuthung:

Was sich in eines Jahres schnell entschwundener Epoche
Begeben, was der Tag dem Tag erzählt, und was die Woche,
Die scheidende, der kommenden kundthat — mit besten Grüßen
Legt's dies bescheid'ne kleine Buch halb schüchtern Dir zu Füßen.
Zwanglose Verse, schwungvoll nicht erhoben zum Gedichte,
Noch wen'ger gar bedeutende Capitel der Geschichte,
Zeigen wir als bescheidene chronistische Berichte
Die Dinge einfach und genau Dir in demselben Lichte,
In welchem sie dem Augenblick, der sie gebar, erschienen,
Und wollen so der Gegenwart als treuer Spiegel dienen.
Bald in der Sonne heitrem Glanz, bald in der trüben matten
Beleuchtung, wann des Tages Gestirn umhüllt von Wolkenschatten,
Ganz in derselben Stimmung, die dem Augenblick zu eigen,
War ich als „Chronik" stets bemüht, Dir jedes Bild zu zeigen.
Kurz, ein Versuch liegt hier Dir vor, der Zeiten Lauf zu schildern
In ernsten bald, bald heitern, stets schnell hingeworfnen Bildern,
Wie sie das „Deutsche Montagsblatt" gebracht in jeder Nummer —
Wohl Manchem zu behaglichem Montagnachmittagschlummer!

Die bemerkenswertheste Eigenschaft und der bedeutendste Vorzug der Dohm'schen „Chronik" ist die Form. Wer die Zeit- und Leitgedichte im „Kladderadatsch", die meisterhaften Uebersetzungen der burlesken Opern „Die schöne Helena", „Mamsell Angot" u. s. w. und namentlich das linguistische Kunstwerk: Lafontaines „Fabeln" in deutscher Uebertragung kennt, weiß, daß Ernst Dohm ein Sprachkünstler in des Wortes edelster Bedeutung ist. Dohm ist einer der größten Meister der Verskunst. Bei ihm erfüllt der Reim vollkommen die Bedingung, die Boileau an den oft widerborstigen Gesellen stellt: der Reim ist bei Dohm wirklich ein Sklave, der seinem Herrn und Meister blindlings zu gehorchen hat. Niemals nimmt er sich heraus, den freien Gedanken einengen oder meistern zu wollen. Dohm spielt mit dem Reim ganz muthwillig, und in dem kleinen Buche ist wohl nicht eine Seite, in der uns nicht irgend ein uner-

*) Breslau und Leipzig 1879, Druck und Verlag von S. Schottländer.

Digitized by Google

wartetes originelles Reimpaar überraschte; aber die Verse fließen dabei so natürlich und ungezwungen, daß man auf das Kunststück aufmerksam gemacht werden muß, um es zu bemerken.

Die Eigenthümlichkeit dieses Werkes wird man am besten aus einigen Auszügen erkennen, die ich dem Gesagten ohne Weiteres anschließe. Das kleine Buch ist, wie ich schon sagte, durchgängig so gleichmäßig unterhaltend und so gleichwerthig, daß es mir schwer fällt, eine Wahl zu treffen. Ich schlage die erste beste Seite auf und finde unterm 6. August 1877 einen kurzen Nekrolog auf den Spielpächter Blanc.

Ad vocem „Spiel" muß Einem, der geschieden aus den Reihen
Der Lebenden, zu Lieb' und Ehr' ein Wörtlein noch ich weihen.
Nicht schäm' der Thräne dich, die du weinst! Sie gilt dem großen Todten,
Der unumschränkt zu Homburg einst und Monaco geboten.
Mit dieses Mannes Scheiden sank einst Homburg von der Höhe,
Und Alles, Alles durch die Bank rief: „Wenn er doch nicht flöhe!"
Nun schloß sich über ihm das Grab: zu Leuk ist er gestorben;
Die Achtung nahm er mit hinab, die er sich hier erworben.
Sein ganzes Leben war ein Spiel, ein bunt zweifarbig Treiben;
Wie sehr auch Rouge ihm gefiel, jetzt muß auf Noir er bleiben.
Leicht sei die Erde François Blanc! So leicht wie seinen Erben,
Die achtzig Millionen Francs, die er besaß beim Sterben.
Blanc hieß er, wie der Unschuld Kleid; allein wir möchten schwören,
Rouge et Noir waren jederzeit doch seine Leib-Couleuren.
Sein Feldgeschrei in Homburg war während der Spiel-Campagne
Nur: „Mettez Rouge, mettez Noir, c'est toujours Blanc qui gagne."
Blanc, Rouge, Noir — 's ist doch Glück dabei, daß sie nicht mit ihm starben;
Blanc, Rouge et Noir, hoch diese Drei, des — deutschen Reiches Farben!

Ein andrer Nekrolog vom 5. November 1877:

Sanct Petrus öffnet die Himmelsthür, sie knarrt in der gold'nen Angel.
„Wer da?"
„„Gutfreund! Verstehn Sie mir? Ich bin's, der Vater Wrangel.""
„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt."
„„Je nun, entschuldigt mich alten Knaben;
Ich hatt' auf Erden viel zu thun — gut Ding will Weile haben.
Mit vierzehn Jahren schon Lieutenant, war ich ein schneidiger Reiter,
Mit Gott für König und Vaterland ein stets bewährter Streiter.
Ein tapfrer Soldat in Freud' und Leid und immer auf dem Posten,
Hatt' ich in früher Jugendzeit manch herben Kelch zu kosten.
Ich sah mein armes Vaterland von Feindes Gewalt zertreten
Und tief erniedrigt in Schmach und Schand' — da half nicht Fluchen noch Beten.
Ich hörte das preußische Königthum in all' seinen Fugen krachen;
Dann aber sah ich zum alten Ruhm mein Deutschland neu erwachen.
Bei Lützen und Bautzen, meiner Seel', hab' wacker ich mitgeschlagen;
Kulm, Liebertwolkwitz und Wachau zähl' ich zu meinen schönsten Tagen.
Nach Frankreich hinein half ich mit Lust die Wälschen zu Paaren treiben;
Doch Anno 15 leider mußt' ich still zu Hause bleiben.
Dann kam der lange Friede; doch war auch da noch viel zu schaffen:
Es galt, für künftige Gefahr zu schärfen unsre Waffen.
Dann 48 der lust'ge Krieg, wo ich den Dänen bezwungen
Bei Schleswig und nach blut'gem Sieg in Jütland eingedrungen.
Doch manchen Lorbeer, den ich hier mit Fug und Recht erworben,
Den haben mir dann — verstehn Sie mir? — die Federfuchser verdorben.
Da hatt' ich das Commando satt; man schickte mich, den Soldaten,
Nun nach Berlin, der schönen Stadt, und gegen die Demokraten.
Hier strahlte die freundlichste Anarchie in rosenrother Farbe,
Herr Lindenmüller führte sie und mit ihm Vater Karbe.
Ich that ihr meinen Willen kund; sie aber rief: „Nur sachte!
Mein Arm ist stark und groß mein M — uth!" Ich hört' es an und — lachte.
Ich löste — „die Kugeln waren im Lauf, die Schwerter scharf geschliffen" —
Die Nationalversammlung auf mit einigen sanften Griffen.
Ich überschaute die Lage schnell, sprach freundlich nur und gütlich;
Ich weiß, der Berliner, selbst als Rebell, ist friedlich und höchst gemüthlich.
Und friedlich und gemüthlich war der ganze Belagerungs-Zustand,
Weil ich, wenn wirkliche Gefahr nicht rief, stets „Hahn in Ruh" stand.
Und wenn sie mit Impertinenz 'mal dachten durchzudringen,
Wußt' immer meine Eloquenz sie zur Raison zu bringen.
„Hört und seht ihr nicht schon das Gras in euren Straßen wachsen?
Berliner, wie gefällt euch das? Macht mir nur keine Faxen!" —
So haranguirt ich in Gefahr das Volk, wie Vater Blücher,
Und jeder falsche Dativ war stets des Erfolges sicher.
Es ward in dieser ganzen Frist kein einzig Mal geschossen,
Und während meiner Herrschaft ist kein Tröpfchen Blut geflossen.
Ja, freier war man, im Vergleich zu heut, in jenen Tagen —
So hör' im freien deutschen Reich ich Manchen seufzend klagen.
Als Commandeur der Marken dann war bald nicht nur der Erste
Ich und der höchstgestellte Mann, nein, auch der populärste.
Sie sahen, es sei kein Haynau hier, kein Henker und kein Würger,
Und machten mich — verstehn Sie mir? — sogar zum Ehrenbürger.
So populär sein, ist gewiß nur Wenigen gelungen,
Ich war beliebt vom Kaiser bis zum letzten Straßenjungen.
Genug, ich litt auf keinen Fall an Ehr' und Würden Mangel:
Mein Kaiser nannt' mich Feldmarschall, das Volk nur Vater Wrangel.""
Drauf Petrus: „Gut und mit Verstand hast du, wie ich erfahre,
Und mit Humor auch angewandt die dreiundneunzig Jahre,
Drum heiß' ich dich am Himmelsthor auch freundlich jetzt willkommen,
Es mag wohl einiger Humor jetzt selbst dem Himmel frommen.
Du wirst hinfort ein Engel sein in lichtem Flügelkleide;
Nun, Vater Wrangel, nun geh' ein zu deines Herren Freude!"

Einige Verse aus der vorstehenden Chronik hatten das Mißvergnügen der „Post" erregt, und der Verfasser der „ungereimten Chronik" war von dem Chefredacteur der „Post", Dr. Kayßler, der „tendenziösen Schwarzmalerei" bezichtigt worden. Darauf antwortete Dohm am nächsten Montag den 12. November; und auch diese Antwort mag als Probe liebenswürdiger und schalkhafter Polemik hier wiedergegeben werden:

Die Kreter sind, wie Sanct Paulus spricht — auch sagt's ihr eigener Dichter —
Stets „faule Bäuche, ein schlimm Gezücht und arme Lügenwichter".
Ich armer ungereimter Chronist! Bisher meint' ich mit Klarheit,
Ich steh' als guter deutscher Christ im Geist und in der Wahrheit.
Da las ich — es ist am Nachmittag des 6. hujus gewesen —
„Die Post"*), fast ward ich gerührt vom Schlag, kaum konnt' ich vom Schreck genesen.
„Die tendenziöse Schwarzmalerei" heißt dort ein großer Artikel,
Der mir beweisen wollt', ich sei ein böses Fortschrittskarnickel.
Warum? — In meiner „Chronik" ließ ich heute vor acht Tagen
Bei seinem Eintritt ins Paradies den seligen Wrangel sagen:

„Es ward in dieser ganzen Frist
Kein einzig Mal geschossen,
Und während meiner Herrschaft ist
Kein Tröpfchen Blut geflossen.
Ja, freier war man, im Vergleich
Zu heut, in jenen Tagen —
So hör' im freien deutschen Reich
Ich Manchen seufzend klagen."

So sprach — nicht ich, so klang's vielmehr aus Vater Wrangels Munde:
Wie hold den Belagerungszustand er gehandhabt, gab er Kunde,
Worauf Sanct Petrus die Himmelsthür ihm öffnet mit heiterm Grüßen.
Nun läßt mich armen Chronisten dafür mein Freund, Herr Kayßler, büßen!
Als wär' ich Socialdemokrat oder gar ein giftiger Clericaler,
Stellt er mich, mir nichts, dir nichts, dar, als „tendenziösen Schwarzmaler".
Nicht just verbrannt hat mich die „Post" ob meiner Missethaten,
Doch auf freiconservativem Rost ein wenig angebraten.
So zart und lieblich war die Art, die doch mich geißeln sollte,
Daß dies Martyrium ich erspart mir nimmer sehen wollte;
Er streichelt mit der linken Hand mir fort der Rechten Hiebe;
Sein Feuer, seine Kohle brannt' so heiß — wie heimliche Liebe.
Der ungereimte Chronist, er spricht, da er vom Schreck sich erholet:
„Na, darum keine Feindschaft nicht! Kayßler-Paete, non dolet!"

*) Nr. 290.

Digitized by Google

Der Chronist weiß auch ernsthafte Töne anzuschlagen. Am 10. Juni nach dem Nobiling'schen Attentate schreibt er:

Verhülle dein Haupt, Germania! Wohl ziemt es dir zu trauern;
Verruchte Missethat geschah, Berlin, in deinen Mauern.
Mit Schmach befleckt ist die reine Zier des Schildes, den du getragen:
Der Meuchelmord hat sein Quartier in dir jüngst aufgeschlagen.
Ruchloser Plan, wahnwitzigem Hirn in böser Stund' entsprungen,
Mit kecker Hand und frecher Stirn vollführt und — halb gelungen!
Nur halb gelungen, Dank dem Schutz, des Schicksals gnäd'gem Walten,
Das, aller Niedertracht zum Trutz, den Kaiser uns erhalten.
Es hat, wie sicher und fest er hielt — der Freche gestand es offen —
Der Schuß, auf des Kaisers Brust gezielt, des Volkes Herz getroffen.
Aufbäumt's in Schmerz und Scham und Wuth, ob jenes Mordgenossen,
Dess' frevle Hand das theure Blut des greisen Helden vergossen.
Um Rache schreit's. Wie Haß und Fluch aus jedem Auge grollten!
Ein Jeder fühlt den Mordversuch, als hätt' er ihm selbst gegolten.
Und Jeder fühlt, Mann, Weib und Kind, des Kaisers Leid und Schmerzen;
Ja, eins in dem Gefühle sind heut alle deutschen Herzen.
So sehn durch grause Freveltat bekräftigt wir aufs Neue,
Wie blinden Hasses schlimme Saat aufgeht in Lieb' und Treue.

* * *

Wenn Lieb' und Treue um den Thron des Kaisers fest sich schaaren,
Mag er dem vielgeliebten Sohn, dess' Muth in Kriegsgefahren
Er immerdar bewährt erfand, zu unseres Landes Segen
Getrost jetzt in die feste Hand des Reiches Zügel legen.
Der wird des Sohnes gerechten Groll durch Herrschers Weisheit dämpfen,
Der Pflicht bewußt, der Liebe voll, der Rache Lust bekämpfen;
Er wird mit Klugheit, Kraft und Muth, dem Vater gleich, dem theuern,
Bei stiller See, bei hoher Fluth, das Staatsschiff sicher steuern.
Und wie dem Vater allerwärts, auf allen Wegen und Stegen,
Schlägt auch dem Sohn des Volkes Herz in treuer Lieb' entgegen.
Es hebt ihn auf den Schild empor, wird stützen ihn und tragen,
Es findet bei ihm ein offenes Ohr für seine Klagen und Plagen.
Den Staat nach innen und außen wird in Noth und Gefahr er schützen
Und, von Gewaltthat unbeirrt, nur auf das Recht sich stützen.
Und thut es noth und scheint's ihm gut, des Volkes Stimme zu fragen,
So wird mit offenem freiem Muth das Volk ihm Antwort sagen.
Auf Männer von Herz und klugem Rath wird seine Wahl es wenden,
Nur Solche, bewährt durch Wort und That wird's in den Reichstag senden.
Wenn rings umher das Vaterland Gefahr und Noth bedräuen,
Dann sei verstummt und weit verbannt der Hader der Parteien;
Und nur ein einzig Feldgeschrei, die einzige Parole,
Die alle Braven bindet, sei: Es gilt des Landes Wohle!
So sei mit Muth und Glück der Sohn des deutschen Reichs Verwalter,
Bis, bald genesen, vom Bett zum Thron rückkehrt sein lieber Alter.
Und was zunächst ihm glücken mag: wär' es ihm doch beschieden,
Daß er am nächsten Donnerstag uns schaff' Europas Frieden!

Der „nächste Donnerstag" war der 13. Juni, der Tag, an dem der Congreß seine Arbeiten begann. Diese Eröffnung wurde von Dohm mit folgenden Versen gefeiert:

Nun ist er da! Nun hast du ihn, du einzig auserwählte
Von allen Städten, mein Berlin! Vergiß nun, was dich quälte,
Schau wieder heiter drein und klar und glätte der Stirne Falten:
Nun hast du ihn! Er hat sogar schon eine Sitzung gehalten.
Am Donnerstag Sitzung und Diner — das will gewiß was sagen —
Und Sonnabend eine Soirée; daß ist viel in vier Tagen!
Das war am Donnerstag um Zwei ein Wogen und ein Gedränge,
Von allen Seiten strömt' herbei eine neugierige Menge.
So viele Menschen hat noch nie gesehn die Wilhelmsstraße;
Wär' sie nicht zu vornehm, fast hätte sie gelächelt zu dem Spaße.
Wo's sonst so feierlich und still, als wär's ein Kloster eben,
Vorm sel'gen Palais Radziwill wogt heut ein buntes Leben.
Herbei in blanker Herrlichkeit rollt manche Staatscarrosse;
Der arme Schutzmann thut mir leid, zu Fuß und hoch zu Rosse.
Der arme Schutzmann! Er soll für Ruh', für Zucht und Ordnung stehen;
Und doch drängt Alles sich herzu, die Friedenstauben zu sehen —
Die Tauben, die zu Europas Glück im Schnabel das Oelblatt tragen.
Umsonst! Sie legen sich tief zurück im fest verschlossenen Wagen;
Und als der letzte Täuberich zum Gitter hineingeflogen,
Hat langsam und unbefriedigt sich die Menge wieder verzogen.
Am unbefriedigtsten gingen nach Haus die Herren Correspondenten,
Es schwammen in alle Welt hinaus die allerfettesten Enten.
Im Innern des Palais indeß ist's feierlich hergegangen,
Es hat die Gesandten zum Congreß Fürst Bismarck würdig empfangen.
Das war ein unaufhörliches Verneigen, Beugen und Bücken,
Ein herzliches und ehrliches, ein biederes Händedrücken.
Fürst Gortschakoff, lahm und gebückt, tritt ein, nicht gar behende;
Fürst Otto Barbabianca drückt ihm zärtlich beide Hände.
Er selber, ein Arthritikus, führt — daß sich Gott erbarme —
Den alten Paralyticus zum Tisch an seinem Arme.
Wie weiland Cato zum Senat, ein Wörtlein nur zu sagen,
Ließ sich der russische Diplomat in die Versammlung tragen.
Er will, der halben Genesung froh, ein Wort nur dem Congresse
Zuflüstern: „Caeterum censeo, Portam delendam esse!"
Was sonst die hier versammelten Staatsmänner thun und sorgen,
Das blieb durch die festverrammelten Zugänge mir verborgen.
Mit Combinationen trieb ich nie wohlfeilen Schacher,
Den Indiscretionen blieb ich stets ein Widersacher.
Ich bin ein schlichter Mann, mein Blick ist nicht geschärft durch Brillen,
Ich treib' die leid'ge Politik nur um des Spaßes willen;
Doch wer da strebt nach ernsterm Ziel, dem komm' ich hier entgegen
Und weis' ihn gern an meine viel gescheidtern Herrn Collegen.

Bei diesen Auszügen mag es sein Bewenden haben. Die Dohm'sche „Chronik" gehört nicht zu den Büchern, die man in einem Zuge liest, — dazu ist sie schon wegen der Gleichmäßigkeit der Form nicht angethan, — sondern zu denen, die man in müßigen Stunden immer wieder in die Hand nimmt und immer wieder mit neuem Vergnügen durchblättert.

Paul Lindau.

Russische Mädchenerziehung.

Von Borealis.

(Schluß.)

Die Kläglichkeit des russischen weiblichen Unterrichtswesens war eine so offenkundige und unbestreitbare Thatsache, daß der Unterrichtsminister Norow dieselbe in seinem Anno 1856 dem Kaiser erstatteten Berichte ohne Weiteres anerkannte und eine vollständig neue Organisation forderte. Der Plan zu einer solchen lag im Mai 1858 fertig vor, konnte aber nicht in die gehörige Ausführung gebracht werden, weil das Finanzministerium sich außer Stande erklärte, die gehörigen Geldmittel anzuweisen. Der Staat wandte sich darum an die Gemeinden, Landschaften und Privaten, die in Gemäßheit des Allerhöchst bestätigten (übrigens schon am 10. Mai 1860 abgeänderten) Statuts, für den höheren Unterricht, den Real-Gymnasien nachgebildete „weibliche Gymnasien" und den „Kreisschulen" (unsern Bürgerschulen) analoge „Untergymnasien" begründen und sich dabei des „Protectorats" der Kaiserin erfreuen sollten. Da die Regierung sich an diesen Unternehmungen in nur sehr bescheidenem Maßstabe betheiligte, die Communen und Provinziallandtage aber mit zu zahlreichen andern Verpflichtungen belastet waren, um größere Summen aufbringen zu können, nahm die Sache einen nur sehr langsamen Fortgang. Zeitungen und Zeitschriften leisteten an Besprechungen „der Aufgaben unseres Mädchenschulwesens" und der „Frauenfrage" das Mögliche und Unmögliche, indem sie die neusten und waghalsigsten Hypothesen über diese Materie und deren „Zusammenhang mit unserer allgemeinen Entwickelung" zu Markt brachten, — die Zahl der neu begründeten Schulen war und blieb indessen eine geringe. Zu Ende des J. 1872 wurden in Rußland und Polen 55 „weibliche Gymnasien" und 131 „Untergymnasien" mit etwa 25,000 Schülerinnen gezählt, — neuere statistische Zusammenstellungen über diesen Gegenstand

Digitized by Google

sind bisher nicht veröffentlicht worden. — Desto weitschweifiger und detaillirter sind die über das weibliche Schulwesen erlassenen Reglements und Vorschriften. Bis ins Einzelne ist vorgeschrieben, wer als Curator und wer als Ehrencurator jeder Schule fungiren, wer die Vorsteherinnen und Lehrerinnen der verschiedenen Kategorien anstellen und bestätigen soll, welche Functionen die aus einer Repräsentation der Stifter bestehende Curatorenconferenz und welche die vom Gouvernementsschuldirector oder Kreisschulinspector geleitete „Pädagogische Conferenz" zu erfüllen hat. Der Lehrplan schreibt für die Gymnasien außer den sonst üblichen Schulwissenschaften „Arithmetik mit Berücksichtigung der Buchhaltung", Naturwissenschaften und Physik „mit besonderer Rücksicht auf die häusliche Wirthschaft" vor; facultativ soll der Unterricht „in den fremden Sprachen (deutsch und französisch) und in den Künsten" (Zeichnen, Tanz und Musik) sein — kurz an Vorschriften und Reglementirungen ist ebenso wenig Mangel zu verspüren, wie an löblichen Vorsätzen, großartigen Gesichtspunkten und aus aller Herren Länder zusammengetragenen pädagogischen Theorien — nur an Schulen fehlt es. Für Lehrerinnen ist durch die Einrichtung eines pädagogischen Instituts in St. Petersburg zur Noth gesorgt. In dieser Anstalt wird eine gewisse Anzahl mit Abgangszeugnissen aus den weiblichen Gymnasien ausgerüsteter Mädchen durch zweijährigen Unterricht für den Lehrerinnenberuf ausgebildet — zur Errichtung ähnlicher Anstalten in den Provinzialstädten hat man es noch nicht gebracht. Höchst bezeichnender Weise sind den „weiblichen russischen Gymnasien" staatsseitig gerade da die größten Opfer gebracht worden, wo man derselben bei dem Vorhandensein anderer Schulen (freilich nicht-russischer!) am wenigsten bedurfte: in Polen und in den Ostseeprovinzen! Während es in vielen großen Städten des weiten Reichs lediglich Elementar-Mädchenschulen gibt, läßt der Staat sich die „weiblichen Gymnasien" des Warschauer Lehrbezirks 14,000 Rbl. (der größte Zuschuß, der überhaupt geleistet wird) kosten.

Der geringe Antheil, welchen der Staat an der höheren Ausbildung des weiblichen Geschlechts nimmt, gehört zu den Dingen, über welche in Rußland am häufigsten und am lautesten geklagt wird. Nicht ohne Grund wird behauptet, daß die in dieser Rücksicht geübte Zurückhaltung der Regierung noch andere, als finanzielle Gründe habe: der Eifer, mit welchem die russische weibliche Jugend sich auf die ihr zugänglich gewordenen Bildungsquellen geworfen, und die eigenthümliche Richtung, welche sie dabei befolgt, haben auf die gouvernementalen Kreise mehr abschreckend als ermuthigend gewirkt. — Die Blüthezeit der Begründung „weiblicher Gymnasien" fiel in die Jahre der Verwaltung des hochliberalen Unterrichtsministers Golowwin (1861—66), der als Gegner des Klassicismus das Realschulwesen nach Kräften begünstigte und in den männlichen Realgymnasien die Naturwissenschaften zu Hauptunterrichtsgegenständen machte. Diesem Beispiel wurde in den Mädchenschulen mit leidenschaftlichem Eifer nachgeahmt. Unter dem lauten Beifall der für die neuen liberalen und emancipatorischen Ideen begeisterten Presse und öffentlichen Meinung, strömten die jungen Mädchen der mittleren Gesellschaftsklassen (d. h. des kleinen Adels und des Beamtenthums) schaarenweise den neu eröffneten „weiblichen Gymnasien" und den Cursen für naturwissenschaftlichen Unterricht zu, welche in den Residenz- und Universitätsstädten von Gelehrten und Dilettanten aller Art gehalten wurden. Gerade so einseitig, wie man früher den Schaustellungen des Salons und den Nichtigkeiten der Mode gehuldigt und jede ernstere Beschäftigung als mit den Ansprüchen des guten Tons unvereinbar belächelt hatte, warf man sich jetzt auf die Studien und Interessen der Männer. Zahllose Frauenzimmer, die gewohnt gewesen waren, ihre Tage mit dem geschäftigen Müßiggang des Gesellschaftstreibens auszufüllen und das althergebrachte Herumlungern in den Häusern wohlhabender Verwandter (namentlich kinderloser Wittwen) professionell zu betreiben, begeisterten sich plötzlich für den Gedanken, „nützliche Glieder" der Nation zu werden und es den Männern an Arbeit, Thätigkeit und Bildung gleich zu thun. Da von Allem, was bisher Regel und Herkommen gewesen, plötzlich das Gegentheil galt und da sich in der That nicht leugnen ließ, daß der Müßigang, die Putzsucht und geistige Leere des weiblichen Theils der gebildeten Klasse in den Tagen des ancien régime einen Krebsschaden des russischen Lebens gebildet hatten, glaubte das junge Geschlecht aller Rücksichten auf die Gewohnheiten und Sitten seiner Mütter entbunden zu sein und es in jeder Rücksicht anders als diese machen zu müssen. Das an und für sich löbliche Bestreben, das Leben inhaltreicher und würdiger als bisher zu gestalten, verzerrte sich unter dem Einfluß der die mittleren und höheren Lehranstalten für Männer beherrschenden, craß-realistischen und demokratischen Tendenzen zu einer Caricatur, die anfangs nur lächerlich und geschmacklos, in der Folge aber höchst gefährlich wurde. Unter den bildungsdurstigen jungen Russinnen kam ein Radicalismus in die Mode, der denjenigen der Männer alsbald an Entschiedenheit und Cynismus übertraf. Weil in den Pensionaten alten Zuschnitts die französische Sprache, Musik, Tanz und „Börsensticken" auf Kosten ernsterer Beschäftigungen betrieben worden war, sollte es eine Schande sein, sich mit Künsten und weiblichen Arbeiten überhaupt noch abzugeben; weil Kleiderluxus und Modecultus früher bis zum Unsinn getrieben worden, gefiel die auf der Höhe der Zeit stehende Jugend sich darin, alle Schönheitsrücksichten außer Augen zu setzen, nach Männerart zugeschnittene knappe Jacken anzulegen, das Haar kurz zu verschneiden und Brillen aufzusetzen; an die Stelle der aristokratisch-koketten „Tournure", mit deren Erlernung die Dorfschönen und Beamtentöchter früherer Zeit sich abgequält hatten, trat ein cynisches Gebahren, das Geschlechtsunterschiede und Geschlechtsrücksichten systematisch außer Augen setzte und eingehende Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Anatomie und Embryologie für ebenso selbstverständlich ansah, wie Cigarrenrauchen und Kneipenbesuchen. — Daß gerade die tüchtigsten, energischesten und geistig begabtesten Frauenzimmer sich der neuen Richtung am entschiedensten in die Arme warfen, lag in der Natur der Sache. Es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird, die große Mehrzahl der modernen russischen Studentinnen zeichne sich durch Fleiß, Talent und Opferwilligkeit aus und lasse sich die Vertiefung in das wissenschaftliche Studium vielfach ernster angelegen sein, als das bei der männlichen Jugend der Fall ist. — Die große Masse beharrt natürlich auf dem alten Standpunkt und wird von besorgten Vätern und Müttern auf demselben festgehalten; was bei dem Cultus der wohlfeilen Künste traditioneller russischer Weiblichkeit seine Rechnung finden zu können glaubt, verkommt nach wie vor in Oberflächlichkeit und Halbbildung — sich über das Herkommen hinwegzusetzen und den schwierigeren und (seit dem Umschwung von 1866) gefährlicheren Weg der Emancipirten einzuschlagen, ist das Privilegium stärker angelegter, fester gefügter und — exaltirerer Mädchennaturen geworden.

Das heute so üppig ins Kraut geschossene „Studentinnenthum" datirt aus den sechziger Jahren. 1864 wurden die beiden ersten Russinnen bei der medicinischen Facultät der Universität Zürich inscribirt, 1868 erhielt eine zur Hebamme ausgebildete Frau die Erlaubniß, an den Vorlesungen bei der medico-chirurgischen Facultät zu St. Petersburg Theil zu nehmen. Die Sache machte so viel Aufsehen und wurde von den Stimmführern der öffentlichen Meinung so günstig aufgenommen, daß sie Nachfolge fand und daß die Studentinnen der Medicin sieben Jahre später in Zürich nach Dutzenden, in Petersburg nach Hunderten zählten. 1872 wurden zu Folge einer Stiftung bei der Petersburger medico-chirurgischen Akademie besondere Curse für Mädchen und Frauen eröffnet, zu denen sich 500 Aspirantinnen gemeldet haben sollen, 1873 zählte man in Zürich 77 Medicin studirende Russinnen. Obgleich das Recht zur Ausübung der Praxis den weiblichen Aerzten bis jetzt noch nicht zugestanden worden ist, gibt es in Petersburg noch gegenwärtig mehrere Hundert Studentinnen und hat das von der Residenz gegebene Beispiel bei den Universitäten von Moskau, Kiew, Charkow und Odessa Nachahmung gefunden. Für diese weiblichen Studenten werden besondere Vorlesungen gehalten und gelten besondere Reglements; Bedingung zur Aufnahme ist an den meisten Orten das Abitu-

Digitized by Google

rientenzeugniß eines weiblichen Gymnasiums. — Daß die Regierung über kurz oder lang den Entschluß fassen wird, diese Medicinerinnen zu den gelehrten Graden und zu der Ausübung der Praxis zuzulassen, wird auch von den Gegnern der Emancipationsbestrebungen als unvermeidlich anerkannt, — man ist in der Sache zu weit gegangen, um dieselbe rückgängig machen zu können. — An Neigung dazu fehlt es freilich nicht. Zu den nihilistischen und revolutionären Verbindungen, welche die Regierung beunruhigen, hat das weibliche Geschlecht ein erschreckend großes Contingent geliefert und an Muth, Leidenschaftlichkeit und Opferbereitschaft haben die weiblichen Studenten ihre männlichen Kameraden vielfach übertroffen. Der tollen Schaar, welche den Putsch vor der Kasanischen Kirche zu St. Petersburg ins Werk richtete, marschirten zwei studirende Jüdinnen voraus, General Trephof fiel von der Hand einer Frau, — ein 19jähriges Mädchen erschoß den angeblichen „Verräther" Rosenzweig, ein anderes Mädchen stand in den vordersten Reihen der meuternden Kiewschen Studenten, — die im Lauf der letzten Jahre eingezogenen und nach Sibirien versendeten weiblichen Hochverräther und Mitglieder geheimer Gesellschaften zählen nach vielen Hunderten und gehören den verschiedensten Schichten der Gesellschaft an. Neben dem Dienstadel hat die weibliche Nachkommenschaft der griechischen Geistlichkeit das Hauptcontingent geliefert, ein Umstand, der eines Theils aus der Verzweigung revolutionärer Umtriebe in die (männlichen) geistlichen Seminare und Akademien, anderen Theils daraus zu erklären ist, daß altväterische Unbildung, Trägheit und Rohheit in dem Stande der niederen Geistlichen, der Kirchensänger und Kirchendiener besonders üppig wuchern. — Daß es so kommen werde und daß der aus der Dumpfheit und Enge der alten Verhältnisse herausstrebende, vielfach herausgestoßene Theil des weiblichen Geschlechts den Gefahren revolutionärer Verwilderung verfallen werde, wenn man ihm nicht Spielraum und angemessene Beschäftigung gewähre, das hat Schédo-Ferroti bereits vor zehn Jahren vorausgesagt. In seiner letzten Schrift schlug der zu früh verstorbene Verfasser der „Etudes sur l'avenir de la Russie" vor, den Unterricht der zumeist jeder Erziehung entbehrenden bäuerlichen Jugend wenigstens für die ersten Altersstufen in die Hände der Frauen zu legen und den vielbeklagten Mangel an Volkslehrern zunächst durch die Errichtung großer Seminare für Volkslehrerinnen abzuhelfen. Wäre der Urheber dieses Vorschlages nicht der bei der Moskauer Nationalpartei verfehmte Autor der Broschüre „Que ferat-on de la Pologne?" gewesen, so hätte man diesen Gedanken vielleicht der Beachtung gewürdigt — so ist er todtgeschwiegen worden und hat die Zahl der an und für sich tüchtigen, aber auf verkehrte Bahnen gerathenen und schließlich der bestehenden Gesellschaftsordnung feindlich gewordenen „Emancipirten" fortwährend zugenommen.

Die Treue der vorstehenden Schilderungen kann nicht besser bescheinigt werden, als durch Berufung auf die Urtheile, welche die hervorragendsten Russen unserer Zeit über die heutige Erziehung der Töchter ihres Landes gefällt haben. Die Wahrheit und Feinheit der Schilderungen, welche Iwan Turgénjew von den Zuständen seiner Heimat entworfen, ist innerhalb wie außerhalb Rußlands sprüchwörtlich geworden: „Neuland", „Väter und Söhne" oder „Rauch", die drei hervorragendsten Schöpfungen dieses unvergleichlich feinen und tiefsinnigen Sittenschilderers, bezeugen aber auf jeder Seite, daß die Masse russischer Mädchen und Frauen noch gegenwärtig auf dem Bildungsstandpunkte steht, den wir oben bezeichnet haben, und daß es vornehmlich der Ekel an den überkommenen Zuständen ist, der die tüchtigeren und energischeren Naturen der verbrecherischen Thorheit des revolutionären Sectenwesens in die Arme treibt. Jahre lang ist Turgénjew als angeblicher „Verleumder" des „jungen Geschlechts" von den russischen Radicalen systematisch verfolgt und verlästert worden, während die Vertheidiger der bestehenden Ordnung ihm wiederum zum Vorwurf machten, daß die Figuren der aufopfernden, energischen Maschurna und der ernsten, strebsamen Marianne („Neuland") sich immer noch würdiger und anziehender darstellten als diejenigen der eleganten Irina und der schönen Gemahlin des Geheimrath Sipjagin. — Daß es aber wesentlich diese beiden Gattungen von Frauenzimmern sind, welche das heutige russische Erziehungswesen hervorgebracht hat, ist von keiner Seite bestritten und gerade in diesen letzten Tagen durch ein merkwürdiges, in seiner Weise klassisches Zeugniß bestätigt worden. Unter dem Eindruck der letzten Ereignisse schreibt ein patriotischer Altrusse der hochnationalen und conservativen „Moskauschen Zeitung" (Turgénjew gilt bekanntlich für „westlich" und liberal gesinnt) wörtlich das Folgende*):

„Was soll man vollends von unserer Jugenderziehung sagen? Die Intelligenz erzieht ihre Söhne und Töchter im Geiste des Occidents: das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische, deutsche und englische Verse her, aber das Vaterunser kennt es nicht. Die unterste Volksklasse weiß nicht, wie ihre Kinder gelenkt werden und in den Dorfschulen treiben materialistisch gesinnte Lehrer ihr Wesen. Familienleben — wo bleibt das? Die Kinder brauchen blos in eine höhere Klasse ihrer Lehranstalt hinüberzukommen, um die Väter als abgelebt anzusehen und sich über sie lustig zu machen; 16—17jährige Jungfrauen aber suchen selbstständige Arbeit und vertiefen sich bis über die Ohren in die Naturwissenschaft. Alles das, was man früher in Gegenwart eines Mädchens nicht erwähnen durfte, setzt ein solches Mädchen selbst auseinander und analysirt es mit einem Geschick, wie es zuweilen dem Fachmanne nicht eigen ist. Die Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gestellt worden, ist ihr aber fremd. Sie will blos gleiche Rechte mit dem Manne besitzen, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, worin diese Rechte eigentlich bestehen."

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen.

Um die Osterfeiertage ist in dem monumentalen Fachwerksgebäude am Cantianplatze eine Ausstellung eröffnet worden, die wohl mit Recht einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Was der Architekt von der Reise heimbringt! — Ob das Publicum eine Vorstellung davon hat? — Im Allgemeinen mag es sich, wenn es

*) Ein anderer, nicht minder beachtenswerther Abschnitt dieses merkwürdigen Schreibens lautet wie folgt: „Auf welchen Zweig des socialen Lebens wir auch hinblicken mögen, überall treffen wir Falschheit, Käuflichkeit und Gewinnsucht. Nehmen wir die Presse. Wovon sind unsere Zeitungen und Journale voll? Entweder von Schmähungen, die bis zum pöbelhaften Schimpfen gehen; oder von Angriffen auf das Familienleben und den häuslichen Herd oder von Verhöhnungen der kirchlichen Gebräuche. Statt einer Satire, welche das Volk heranbilden und das Laster ausrotten sollte, sind bei uns obscöne Bilderchen und Schmähschriften im Gange, die bald gegen den Einen, bald gegen den Andern gerichtet sind. Nehmen Sie das Gericht: ein Verbrecher, der seine That eingestanden hat, wird von dem Geschworenen-Gerichte freigesprochen; eine Schaar von Rechtsanwälten übernimmt die Vertheidigung einer jeden Sache, wenn sie nur das Honorar dafür vorausbezahlt erhält, ohne irgend welche Rücksicht auf das Princip der Sache zu nehmen. Das Gericht läßt sich dermaßen von der Redefertigkeit der Schönsprecher hinreißen, daß es die falschen Zeugen von den rechten nicht mehr unterscheiden kann und den socialen Verleumder freispricht, weil die Anklage mit einer anders gefärbten Tinte unterschrieben ist, als es vom Gesetze verlangt wird. Nehmen Sie die Landschaft und die Städteverwaltung und was sehen Sie? Eine Sucht Anverwandte anzustellen, einen Staat im Staat vorzustellen, den Gehalt der höheren Beamten möglichst zu erhöhen und zu gleicher Zeit die Arbeitskraft zu prellen. Die Abgaben wachsen, die Zahler stöhnen, während die Beamten Gehalte beziehen, von dem sich manche Minister der westlichen Staaten nicht träumen lassen" u. s. w.

Digitized by Google

überhaupt darüber nachdenkt, bei der Annahme beruhigen, daß die Eisenbahn den Wanderstab und die Photographie die Zeichenmappe unentbehrlich macht, daß ausschließlich das Auge die Eindrücke dem Gedächtniß zuführt und dem Heimgekehrten Bibliotheken und Buchhändler die Erneuerung und Ergänzung dieser Eindrücke vermitteln. Es ist gewiß nicht der letzte und unwesentlichste Zweck unserer Ausstellung, solche Anschauungen zu berichtigen und ein imposantes, in seiner Totalität ganz überraschend großartiges Bild von dem künstlerischen Fleiß, dem kritischen Verständniß und der praktischen Methode zu geben, welche den Architekten Deutschlands im weitesten Sinne bei den vorbereitenden Studien zu eigenem Schaffen die Wege weist.

Doch die Männer von Fach, die den Muth fühlten, einem immerhin precären Unternehmen Zeit und Kraft zu opfern, wurden von höheren und rein sachfördernden Gesichtspunkten geleitet. Wir finden dieselben in dem Aufrufe ausgesprochen, den ein aus den Herren Geh. Reg.-Rath Lüders, Maler Meurer und den Architekten Luthmer, Schütz, Stöckhardt, Zaar und Ziller bestehendes Comité an die deutschen Berufsgenossen im Sommer vorigen Jahres ergehen ließ: zunächst eine Uebersicht dessen zu erzielen, was an architektonischen Aufnahmen auf Studienreisen gesammelt worden und, in Mappen vergraben, von der Verbreitung in weitere Kreise und der künstlerischen Anregung nach außen hin ausgeschlossen ist; dann aber die Orientirung angesichts des schon Geleisteten darüber zu ermöglichen, was sich der Beachtung bisher nicht in verdientem Maße erfreut hat. Daß sich ein solcher Aufruf nicht ausschließlich an die Architekten wenden konnte, sondern vielmehr darauf rechnen durfte, die Theilnahme der Künstler, deren Schaffen der malerischen Wirkung des Bauwerks zugewendet ist, oder durch Anregungen anderer Art das Studium architektonischen Details liebgewinnt, lebhaft zu erregen, leuchtet ohne Weiteres ein. Herrliche Beiträge sind von dieser Seite her der Ausstellung zugeflossen, wenn wir uns auch bei einem Gesammtüberblick über das Vorhandene nicht verhehlen können, daß eine noch ausgedehntere Betheiligung von daher zu erwarten stand. Viele Künstler lassen sich von der Meinung beeinflussen, daß eine Vorführung ihrer Studien dem Eindruck der später danach gemalten Bilder vorgreife und Eintrag thue. Sie haben die unerfreulichen Folgen dieses Irrthums allein zu tragen.

Die in dem Programm gezogenen Grenzen ließen nach verschiedenen Seiten eine Dehnung zu. Wir begegnen nicht nur einer Reihe von Originalen, welche größeren, durch den Buchhandel publicirten Werken zu Grunde liegen, sondern auch diesen Publicationen selbst, wo die Originale nicht geliefert werden konnten oder gar nicht vorhanden sind, weil die Herstellungsart direct das Object zur Vervielfältigung liefert, wie bei der Autographie, ohne die freie Künstlerschaft zu beschränken. Auch ist eine aus den verschiedensten Beiträgen gebildete Collection von Aufnahmen zugelassen, welche ihre Originale auf dem Gebiet des Kunstgewerbes gesucht hat.

Neunzehn Säle des provisorischen Kunstausstellungsgebäudes haben gerade hingereicht, eine übersichtliche und bequem anschauliche Gruppirung des aus ca. 5000 Blättern und Blättchen bestehenden Materials zu ermöglichen. Nur der Saal, in welchem sonst die bemalte Leinwand nach Quadratmetern gemessen wird, brauchte seine vor Eintritt der Hundstage gewiß höchst unbehagliche Weiträumigkeit nicht zu erschließen. Bei der Anordnung ist der Ort des Originals maßgebend gewesen. Ich kann mir keine bessere und das Interesse anregendere denken. Namentlich ist der Vergleich verschiedener künstlerischer Auffassungen ein und desselben Gegenstandes ebenso werthvoll als belehrend. Daß hierbei nicht die äußerste Consequenz festzuhalten war, wird dem einsichtigen Beschauer bald erklärlich, und sicherlich zieht er die geographische Zuverlässigkeit der mit seltener Aufopferung und Ausdauer ans Werk gegangenen Ordner nicht zur Verantwortung, wenn ihm Bologna in Schwaben begegnen sollte. Der Anfertigung des Katalogs hat sich kein Geringerer als Director Jordan unterzogen. Wer mit der Technik einer solchen Arbeit angesichts von 5000 Zetteln vertraut ist, wird schon dem Entschlusse seine Anerkennung nicht versagen. Daß sich die Fertigstellung verzögert, kann nicht verwundern, da die endgültige Fassung erst im Anschluß an die definitive Einreichung sämmtlicher Beiträge zu geben war.

Im Interesse des Unternehmens bedauere ich es lebhaft, daß man die Ausstellung vor völliger Beendigung des Arrangements dem Publicum geöffnet hat. Der Eindruck ist dadurch getrübt worden, und ich bin überzeugt, daß eine nennenswerthe Zahl Derer, welche bei ihrem ersten Besuche die vorderen Räume noch unnahbar oder nur theilweise und provisorisch zur Aufnahme von hervorragenden Arbeiten benutzt fanden, schon zu wiederholten Malen wiedergekehrt sein würden, wenn sie von dem Glanz, der sich jetzt dem Eintretenden entfaltet, angezogen worden wären. Freilich hat auch noch ein anderer Umstand zur Abschreckung der Besucher beigetragen, die Unwirthlichkeit des Lokals bei der Andauer des eisigen Hauches vom Nordpol her. Aber wer mag denn zu der erwärmenden Kraft seiner Phantasie so wenig Zutrauen haben? Wer kann fröstelnd mit den Zähnen klappern, wenn ihn die Sonne des Südens in Aquarell und Oel anlacht und Italiens Wunderwerke sich am Wege lockend erheben? Auch ist ja der Mai da!

Ich will nicht nur referiren; nicht nur eingeweihten Kreisen Bekanntes wiederholen und den Fernstehenden ein auf alle Fälle oberflächliches Bild von dieser Ausstellung entwerfen, welche an die allgemeine Theilnahme in ganz außerordentlicher Weise Anspruch erhebt. Ich sehe es gegenüber meinen Lesern, die in der glücklichen Lage sind, den Cantianplatz zu Fuß, mittelst Droschke oder Pferdebahn, oder gar beflügelt von der Eile des eigenen Gespanns zu erreichen, als oberste Pflicht an, Bedenken zu verscheuchen, träger Verzichtleistung zuvorzukommen und überall hin Genuß zu verbreiten, wo man in ahnungsloser Gleichgültigkeit der neuen Erscheinung gegenüber verharrt. Man mache sich nur vor allen Dingen von der Vorstellung frei, daß hier dem „Laien" nichts geboten wird. Die Anwendung dieses Ausdrucks sollte überhaupt den Männern von Fach überlassen bleiben, die ihn als leicht zu führende Waffe mit Vorliebe benutzen. Man findet es bequem, sich mit dieser Bezeichnung in falsche Bescheidenheit zu hüllen und der Arbeit des Genusses aus dem Wege zu gehen. Dringt der Laie auch nicht gleich oder niemals den Dingen auf den Grund, so hat er doch immer genug davon zu lernen und Nutzen zu ziehen. Wo kein Anfang ist, ist keine Entwicklung. Ich will ja gern zugestehen, daß Muth dazu gehört, sich in die Fluth von 5000 Blättern hineinzustürzen, und die Wellen schlagen wohl Vielen über dem Kopf zusammen. Aber bald kommt man wieder an die Oberfläche und bemerkt mit freudigem Erstaunen, daß es sich in dem unbekannten Elemente ganz behaglich und ohne Anstrengung schwimmen läßt, auch wenn man vorher die Probe des Freischwimmers nicht bestanden hat. Und ermüdet die Kraft, so ist immer ein freundlicher Helfer in der Nähe, der mit einer malerischen und allgemein interessirenden Aquarelle oder Oelstudie die Theilnahme belebt. Vielleicht empfiehlt es sich bei der erdrückenden Masse des gebotenen Materials für den ersten Besuch, überhaupt nur das Augenfällige in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Man kann sich diesen Luxus ohne Gefahr des zu schnellen Verbrauchs gestatten.

Die ersten beiden Säle, in denen vor dem Publicum zu erscheinen das nicht unberechtigte Trachten eines ausstellenden Malers oder Bildhauers ist, enthalten einige Gruppen, welche als Gesammtobjecte das Interesse in Anspruch nehmen und daher nicht nach den Orten der Darstellung getrennt worden sind; — vor allen den Nachlaß des Baurath G. Engelhard in Cassel. Kaum ein Würdigerer konnte zur Führung ausersehen werden. Mir fehlen zu meinem Bedauern biographische Details. Nur die beklagenswerthe Thatsache steht fest, daß dieser ausgezeichnete Künstler nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ein Künstler war es — jeder Zoll! In seinen Arbeiten empfangen wir ein erhebendes und erfreuendes Bild von der Vielseitigkeit und dem frischen Aneignungstrieb, der sich als die liebenswürdigste Eigenschaft der jüngeren Architekten darstellt, aber dazu eint sich eine Meisterschaft der Technik, die weit über die Grenzen des fachmännischen Bedürfnisses hinausgeht. Man lasse sich durch hier und da etwas grell hervortretende süßlila Töne nicht beirren. Bei weiterem Abstande erkennt man die volle Berechtigung derselben und staunt über die Steigerung leuchtender Tiefe. Sehr bald wird das geübtere Auge mit Interesse die Abwesenheit jeder Manier bemerken. Das Object bestimmt die Auffassung. Gegenüber der Farbigkeit in der Natur wird Farbigkeit das Hauptziel, Stimmung auf den Ton wird bis zum melancholischsten Grau wundervoll nachempfunden. Die Hülfsmittel, deren sich der Künstler bedient, sind mannichfaltigster Art. Unter ihnen fällt als besonders reizvoll und im Geiste alter Meister benutzt die Verbindung des markigen Federstrichs mit Tusche und weißer Höhung auf. Auch die leichte Aquarellirung auf grau oder gelb getöntem Papier bietet ihm ein außerordentlich pikantes Mittel zur Fixirung seiner Eindrücke. Seine Darstellungen umfassen ein Gebiet, welches sich von Tirol durch ganz Italien bis nach Athen und Constantinopel erstreckt.

Digitized by Google

Sein Sinn ist gleich geweckt für frappantes Detail wie für die malerische Wirkung der Bauwerke in ihrer Totalität. Er erfaßt sie mit künstlerischer Freiheit und stets glücklichem Gelingen als Interieur und in landschaftlicher Umgebung. Nur einige Blätter mit venetianischen Perspectiven sind für meine eigene Empfindung des coloristischen Eindrucks nicht ganz überzeugend. Auch in der Wahl der Objecte hält er sich nicht an der breiten Heerstraße. Piperno bei Frosinone gehört ihm ausschließlich und der köstliche Kreuzgang von Fossanuova (14. Jahrhundert) findet nur noch im 14. Saale einen Bewunderer und Schilderer. Seine römischen Aufnahmen verbreiten sich über Antike und Mittelalter wie Renaissance. Assisi scheint ihn ganz besonders gefesselt zu haben. Der Blick in die Unterkirche, der wir in Saal 10 noch wiederholt begegnen, erschließt sich uns hier mit berauschender Wirkung der Farbigkeit.

Was Engelhard in diesem Saale an Platz frei läßt, wird von einem Theil der Sammlung Tochtermann eingenommen. Es sind Reiseskizzen aus Italien in Blei; fleißige Arbeiten mit vorwiegender Berücksichtigung landschaftlicher Prospecte im Geiste der deutschen Idealisten. Ueber das Wirken des zu Aachen verstorbenen Künstlers ist mir Näheres nicht bekannt.

Im Ausgangssaal B vereinigen sich Gruppen mannichfaltigster Herkunft zu ganz hervorstechendem Glanz. Wer der Kunst nicht überhaupt gänzlich fernsteht, wird einen Gang in diese Ausstellung schon durch die Bekanntschaft mit Seels Aquarellen aus Jerusalem, Kairo und Granada belohnt finden. Wenn ich in dem Kataloge der Nationalgalerie lese, daß Adolf Seel 1829 zu Wiesbaden geboren ist, so frage ich mich vergeblich, wie es möglich war, daß dieser eminente Künstler erst vor drei Jahren in den Gesichtskreis der Berliner Kunstwelt treten konnte. Heute allerdings stehen bei Nennung dieses Namens der Arabische Hof in Kairo, im Besitze der Nationalgalerie, und das Interieur von der letzten Ausstellung, welches dem Meister die goldene Medaille eintrug, mit ihrer leuchtenden Pracht vor unserer Phantasie. Aber was er uns hier bietet, erweitert unsere Vorstellung von seiner Begabung in ungeahnter Weise. Er beherrscht die Wirkung der Aquarellfarben mit unbeschränkter Souveränetät und schenkt ihnen doch nicht die strenge Wiedergabe des geringfügigsten Details. Dabei ist seine Farbengebung voller Poesie und sowohl nach dem vornehmen Grau wie nach dem lustigen Roth hin von einem Reiz, den wir zum ersten Male zu empfinden glauben.

Im interessanten Gegensatz dazu stehen die in ihrer Art gleichfalls trefflichen Aquarelle des Grafen Seckendorf, des Einzigen außer Schinkel, dem die Ausstellung die Vertretung Englands verdankt. Durch Freiheit der Behandlung, die auf Stimmung gehende malerische Auffassung und Lichtfülle zeigen sich diese ausgezeichneten Arbeiten, unter denen mich besonders der Blick über die schnee- und eisbedeckte Newa nach der Petersburger Börse hin in seiner Naturwahrheit und großartigen Breite der Empfindung anzieht, von der Schule Hildebrandts beinflußt und machen ihr die größte Ehre. Hier finden sich auch malerische Ansichten aus Potsdam, für das in ähnlicher Auffassung nur noch Wilberg, unser ausgezeichneter Architekturmaler (Saal 2) eintritt.

E. Körner hat eine Reihe prächtiger, breit hingeschriebener Oelstudien vorzüglich nach ägyptischen Bauwerken beigetragen. Darunter bietet die Studie zu dem imposanten Bild der letzten Ausstellung (Tempel zu Karnak) ein besonderes Interesse. Ihm schließt sich O. Heyden an, dem wir auch noch weiterhin wiederholt begegnen. Ganz besonderer Beachtung empfehle ich die Copien von Julius Meyer, einem Schüler der hiesigen Bauakademie, wenn ich recht berichtet bin, nach Titelblättern aus Koranen des 14. Jahrhunderts und anderen decorativen Details, namentlich von den Chalifengräbern. Diese Arbeiten zeichnen sich durch bewundernswerthe Gewissenhaftigkeit ebenso sehr aus als durch den Glanz, die Reinheit der Farben und die Sicherheit und Gleichmäßigkeit ihres Auftrags. Die Wirkung ist blendend. — Die malerischen Ansichten aus Skandinavien von Binc. St. Lerche (Maler in Düsseldorf) üben durch Erschließung einer wenigstens mir bis dahin fremd gebliebenen Region große Anziehung. Das Grabmal Christians III., der Königin Margarethe zu Röskilde, — eine Stadt, die einst 27 prächtige Kirchen und über 100,000 Einwohner zählte, — das Innere der Marienkirche zu Bergen sind Architekturbilder von eigen nordischer Melancholie. Dänemark ist nur noch durch einzelne Blätter von den Berliner Architekten Stöckhardt, Fr. Koch und A. Stüler vertreten. Den beiden ersteren begegnen wir oft und immer mit Vergnügen. Durch Vielseitigkeit und charakteristische Schärfe stellt sich die Thätigkeit Stöckhardts in ein besonders günstiges Licht. Sein Gebiet erstreckt sich von Pompejis Klassicität bis zum Barocco Dresdens. Eine Reihe Schinkel'scher Originalzeichnungen reden für sich. Die perspectivischen Innenansichten der Vatikanischen Museen in Aquarell vom Ende des 18. Jahrhunderts gehören zu den liebevoll ausgeführten Arbeiten, für die sich der Geschmack der Sammler dauernd steigert.

In Saal 1 steht dem Besucher ein unerwarteter Genuß bevor. Hier finden sich Original-Handzeichnungen älterer Meister zu einer köstlichen Collection vereinigt. Sie sind zum größten Theil Eigenthum des Architekten L. H. Philippi in Hamburg, dem ich nur bei der doch sicher in Aussicht genommenen Erweiterung dieser ganz eigenartigen Sammlung fortdauerndes Glück im Finden wünschen kann, ohne das auch der Kenner nicht zu erfreulichen Resultaten gelangt. Neben Arbeiten von Andrea Palladio, Galeazzo Alessi (Facade der Maria da Carignano zu Genua), Antonio Labacco, L. Bernini, G. Gabrielli, Meissonier le vieux ragen durch Gewaltigkeit der Conception und fast zügellose Breite der Behandlung einige Blätter von der Hand G. B. Piranesis hervor, namentlich ein Entwurf zu einem Titel und einer zu den Carceri d'invenzione nuova. Nach ganz anderer Richtung hin, durch staunenerregende minutiöse Beendigung im Kleinen, interessiren die Blätter des Steinmetzen Hans Bien (oder Bin) vom Jahre 1625, welche dem deutschen Hause in Nürnberg gewidmet sind. Es erfüllt mit Behagen, daß in diesem auf alle Lebensbedürfnisse sorgsam Bedacht nehmenden Baucomplex auch das „Breyhauß" nicht fehlt, und mit lebhafter Neugier blickt man in das Innere der vielen kleinen Gemächer und Räume, deren vollständige Einrichtung uns der perspectivische Schnitt durch Abhebung der Dächer und Decken erkennen läßt. Diesen interessanten Beitrag verdankt die Ausstellung dem Germanischen Museum. Auch die Nationalgalerie hat in den Reiseskizzen Max Lohdes dargeboten, was sie an einschlägigen Arbeiten besitzt. Die vielen Freunde des in erster Blüthe hingeschiedenen Künstlers werden seine Arbeiten mit wehmüthiger Genugthuung an dieser Stelle begrüßen.

Von Saal 2 ab befinden wir uns im regelmäßigen Fahrwasser; die Anordnung nach den Oertlichkeiten beginnt. Bis zum 6. Saale wandern wir in deutschen Landen. Renaissance und Gothik haben hier gleich reiche Vertretung gefunden. Wenn die letztere vielleicht mehr an das engere Interesse der Architekten appellirt, so hat jene durch Erschließung eines ungeahnten und mit üppigster Phantasie sich über Bauwerke und Geräthe verbreitenden Reichthums auf Theilnahme in den weitesten Kreisen zu rechnen. Der weniger Orientirte möchte sich am besten dadurch einführen, daß er sich mit den im Saal 6 vereinigten architektonischen Studien und Reiseskizzen des Architektenvereins am Polytechnikum zu Stuttgart zunächst vertraut zu machen sucht. Was Baden, Schwaben und Franken an Schätzen in sich bürgt, ist hier ans Licht gebracht. Im Saal 5 findet sich von den verschiedensten Händen die Ergänzung dazu. Die Arbeiten Dollingers in Stuttgart verdienen schon als größere systematische Folge besonders genannt zu werden. Um noch Einzelnes der Beachtung zu empfehlen, kehre ich nach Saal 2 zurück. Die auf die Katharinenkirche zu Oppenheim und die Hauptkirche zu Gelnhausen bezüglichen Arbeiten von H. (und Fr.) Schmidt gehören mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von anderen ähnlicher Art, wie Stöckhardts Hofkirche in Dresden, die photogrammetrische Aufnahme der Kastorkirche zu Coblenz und darnach ausgeführte Projection von Meydenbauer, Kölner Dom von Schmitz u. s. w. zu den vom rein technischen Standpunkte aus erschöpfenden Zergliederungen von Bauwerken, deren Würdigung der fachwissenschaftlichen Beurtheilung ebenso vorbehalten bleiben muß, wie der Genuß daran dem eindringenderen Verständniß der Collegen. Aber was uns Anderen darin doch auch unbedingt aufgeht, das ist die ernste Gründlichkeit, der unermüdliche Fleiß, der über diesen Arbeiten gewaltet hat. — In Saal 2 tritt uns zum ersten Male Fr. Ewerbeck entgegen, so viel mir bekannt Lehrer und Professor am Polytechnikum zu Aachen, dessen vielseitigen, von einer außerordentlichen technischen Gewandtheit und Flüssigkeit begünstigten Leistungen der aufmerksame Besucher mit Lust durch alle Gebiete folgen wird. Die Aufnahmen des Wismarer Fürstenhofes von Thür (Berlin) sind in ihrer dem spitzesten Blei mit den schärfsten Augen abgerungenen Feinheit für eine bestimmte, wie es scheint der Berliner Schule vorbehaltenen Richtung charakteristisch. Es läßt sich darüber streiten, ob es Aufgabe und Ziel des Architekten sein soll, sich diese Feinheit anzueignen, ob sie zur Wiedergabe künstlerisch freier Technik am Objecte überhaupt berufen ist. Auf dem ihr vorgezeichneten Wege kommt diese Richtung indeß zu sehr einschmeichelnden Resultaten, die den Beifall

Digitized by Google

feinerer Augen leicht gewinnt. Die namhaftesten Vertreter scheinen mir der verstorbene Heinrich Schäffer und Hubert Stier zu sein. Ersterer büßt dabei an seiner künstlerischen Freiheit und an Schärfe der Charakteristik am wenigsten ein; dieser gelangt in der Manier zur größesten Vollkommenheit. Ihnen reihen sich an: Luthmer, Laspeyres, Thür und viele andere von gleichem und ähnlichem Verdienst. — Fr. Laske, Bauführer in Berlin, liefert in seiner alles Detail erschöpfenden Aufnahme des Schlosses Wilhelmsburg in Schmalkalden einen höchst schätzenswerthen Beitrag. Der Kamin im Riesensaal sei besonderer Beachtung empfohlen. Hier begegnen wir auch zum ersten Mal Ludwig Burger. Er begleitet uns mit einer Fülle, meistens interessantem Detail gewidmeter Arbeiten bis in den vorletzten Saal, wo er noch mit einer Collection Rococco- und Zopfstilmöbel ein nur durch ihn gepflegtes Gebiet betritt. — Interieurs aus Schloß Gottorp in Aufnahmen von K. Gehrts, dem Düsseldorfer Maler, werden den Meisten neu und willkommen sein. Derselbe Künstler bietet im nächsten Saale eine Reihe von Zimmern der Wartburg in Aquarellen von farbiger Sättigung. Hier treten auch Paul und Lorenz Ritter mit Ansichten aus Nürnberg in den Kampf, ebenso Wintergerst, dessen Aquarellirmethode in der Contourirung der Formen mit Braun oder Roth an Alt erinnert. Die Arbeiten dieser Künstler verbreiten sich weiterhin über andere Gebiete und wissen sich unsere Theilnahme zu erhalten. Im 6. Saal kommt Oestreich mit Böhmen und Ungarn hinzu. Die Gruppe der ungarischen Renaissance in Aquarellen von W. Myskowsky (Kaschau) gehört zu den originellsten Erscheinungen der Ausstellung. Wer sollte nicht seine Freude an der Façade des Hauses zu Eperies mit den Halbgiebeln und den dazwischen gestellten Kannen haben! Auch Geräthe und Stoffe von überraschendster Eigenartigkeit zieren diese merkwürdige Collection. Die Aufnahmen von A. Brausewetter (Reichenberg) aus Graz und Umgegend sind namentlich dadurch werthvoll, daß sie sich der Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts zuwenden. Auch die Aufnahmen nach schmiedeeisernen Arbeiten aus demselben Gebiet und von derselben Hand im letzten Saale seien schon hier erwähnt.

Einen sehr wohlthuenden Eindruck empfange ich von den Arbeiten der Wiener Bauhütte, welche unter der Leitung Ferstels und Fr. Schmidts zunächst dem vaterländischen Umkreis gewidmet wurden, sich dann aber über Pola, Venedig u. s. w. bis nach Athen erstrecken. Ein Zug ins Große scheint mir ihnen gemeinsam zu sein, ohne daß die Pietät für das Detail darunter litte. Die im Saale 7 versammelten Aufnahmen aus Frankreich lassen Berliner Architekten, wie Stier, Stöckhardt, Schmieden, Wolfenstein u. A. in den Vordergrund treten, Belgien und Holland ist von Aachen aus durch Ewerbeck, Henrici und Frentzen und endlich Spanien und Portugal durch den Wiener Luntz und den verstorbenen Schulcz-Ferencz aufgeschlossen. Ihren Bahnen nachzugehen wird jüngere Kräfte sicherlich reizen. Mit Saal 8 überschreiten wir die Alpen und treten von Mailand aus zunächst den Weg durch Ober-Italien an. Das Vortreffliche häuft sich in immer dichteren Massen, aber wir stehen doch auf einem Boden, den wir kennen, und orientiren uns deshalb leichter. Nur das Frappanteste kann erwähnt werden, so die große Studiencopie in Oel von Lesker (Stuttgart) nach einer von Tiepolo bemalten Wand im Palazzo Labbia. Die Bedeutung dieses Meisters wird nicht mehr unterschätzt. Unter den neueren Erwerbungen unserer Bildergalerie ist eine der wundervollsten das Martyrium der Heil. Agathe von seiner Hand. Aber Vieles befindet sich noch an unbekannter Stelle. Ich hoffe mir Dank zu gewinnen, wenn ich die Italienreisenden auf die herrlichen Malereien des Künstlers in der Villa Valmerana bei Vicenza aufmerksam mache. — Unter Venedig glänzen die Studien von Wilberg. Der Frankfurter Mylius, bekannt als Sieger bei Concurrenzen der letzten Jahre, tritt in den Vordergrund und verfolgt seinen Weg durch Italien mit einer reichen Ernte von Blättern, welche durch Freiheit und Leichtigkeit des Vortrags ausgezeichnet sind. Als eine der glänzendsten Erscheinungen lernen wir hier P. Lauser (Architekt von Stuttgart) kennen, der mit dem später (Saal 12) in Rom zu findenden Ad. Schill (ebenda) eine eminente Auffassung für coloristische Wirkungen und die brillanteste Aquarelltechnik gemein hat. Auch die großen Studien von Professor Damert in Aachen nach Intarsien sind verdienstvolle Arbeiten der Gattung, wie wir sie im Rothen Saal vereinigt finden. Diese Musterstücke von Renaissance-Decorationen in Aufnahmen M. Meurers und der Schüler des Berliner Gewerbe-Museums, von früheren Ausstellungen wohl der Mehrzahl nach schon bekannt, bezeichnen einen glücklichen Weg des Studiums, den Berlin zuerst eingeschlagen und auf dem es die Führung behalten wird. — Saal 9 versetzt uns nach Mantua, Genua, wo vieles weniger Bekannte die Ausdehnung des Studienbereichs anzeigt, Florenz (mit erfreulicher Beachtung der Robbia-Arbeiten) und den malerischen Orten Toscanas; Saal 10 umfaßt Urbino, Perugia mit coloristischen Aufnahmen des Cambios von verschiedenen tüchtigen Händen, Loreto mit der Casa santa, als seltene Erscheinung hoch willkommen, Assisi, Ober- und Unterkirche in mannichfaltigster Betrachtung. Nicht minder reich ist Siena in Saal 11 bedacht. Vor diesen lebensvollen und künstlerisch warm empfundenen Arbeiten erkennen wir so recht, was die Photographie trotz ihrer Treue und Unentbehrlichkeit uns nicht bieten kann, und wie sich die Reproduction auf beiden Wegen ergänzen muß. — In den Sälen 12, 13 und 14 entfalten Rom, Neapel und Sicilien mit starkem numerischen Uebergewicht der ewigen Stadt ihren Zauber. Das Zurücktreten der Antike gegen den üppig sprudelnden Quell der Renaissance kann nicht für zufällig gelten. Sie lohnt ja auch ihrem Verehrer so reichlich jede Müh. Als seltene und bisher wenig gekannte Erscheinungen möchte ich die Wandmalereien aus der Engelsburg namhaft machen. Capella Cibo von Schill und Capella Chigi von Lauser aus S. Maria del Popolo und des ersteren Gartenloggia im Palazzo di Firenze sind herrliche Blätter, welche der Aufmerksamkeit der Besucher nicht entgehen können. Die köstliche Decke bei den Penitenzieri mit ihrer vornehmen Farbenwirkung erscheint in verschiedenen Auffassungen, deren Vergleich von hohem Interesse ist. In Saal 12 und 13 begegnen wir auch den anziehendsten Beiträgen von Wilberg, unter denen ich den Aquarellen von Amalfi und Ravello den Preis ertheilen möchte. Pompejis Wanddecorationen fanden die vielseitigste Beachtung. Die Arbeiten von Schill heben sich auch hier heraus. Irre ich nicht, so hat der Künstler versucht den Farbenglanz zu reproduciren, der diesen Malereien seiner Empfindung nach in ihrer Frische eigen gewesen sein mag. Zwei farbenfrohe Aquarelle von Norbert Schrödl bringen sein Porträt der Frau Essipoff in freundliche Erinnerung.

Die Säle 15 und 16 sind ausschließlich dem Kunstgewerbe vorbehalten. Auch sie enthalten eine staunenerregende Fülle der werthvollsten Arbeiten, unter denen man sich leicht zurecht findet. Erwähnen will ich nur als größere Gruppen die Aufnahmen aus dem Bilder-Repertorium des Germanischen Museums und die Schmiedeeisen-Arbeiten zum Werke von Hefner-Alteneck.

Achtung, ehrerbietigste Achtung vor der Summe des Fleißes, die uns hier in anspruchlosester und treuester deutscher Arbeit entgegentritt. Keiner der trefflichen Männer, denen ich zu meinem Bedauern nicht allen durch Nennung ihrer Namen gerecht werden kann, hat, als ihm heiliger Eifer die Hand führte, an die Außenwelt, an das Publicum gedacht. Jede Speculation auf seine Gunst war ausgeschlossen. Lassen wir es nicht an verständnißinnigem Entgegenkommen und dankbarer Aufnahme der hier gebotenen Freigebigkeit fehlen. Th. L.

Notizen.

Die Dauer der Reichstagssession wird nach und nach eine der wichtigsten Fragen des Augenblicks. Man spricht wirklich schon von einer Verlängerung bis weit in den Juli hinein, und Herr Lasker hatte sogar in seiner jüngsten Rede eine Andeutung über das Opfer der Badesaison, welches die Reichsboten nöthigenfalls dem Lande bringen müßten! Ob der ehrenwerthe Abgeordnete die entgegengesetzte Ansicht unserer vorigen Wochennotiz als zu optimistisch richtigstellen wollte, war nicht klar ersichtlich. Aber es war offenbar eines der bedeutsamen Momente in dem Lasker'schen Vortrage, das auch lautlos von der erschrockenen Versammlung angehört wurde. Freund und Feind war gleichmäßig entsetzt über die Aussicht, daß Schutzzoll und Freihandel, Tarif und Exportrechnung, Korn und Schmalz die müden Kampfgenossen inmitten des Berliner Hochsommers ausschließlich beschäftigen und erfrischen sollten. Manchem stieg heimlich der compromißlustige Zweifel auf, ob nicht angesichts einer solchen Gefahr die Enblocannahme ihre Vorzüge haben dürfte. Andere thaten im Stillen einen Schwur, daß mit dem Ende der Juniwochen nichts sie vom Ausreißen zurückhalten solle. Die Freude

Digitized by Google

über das Aufhören der Pestgefahr, womit so manche schöne Reisepläne des Winters wieder aufgelebt waren, hätte sich ja auch als trügerisch erwiesen, würden die Politiker aller Kategorien, Journalisten einbegriffen, wegen der leidigen Zoll- und Steuerfragen ihrer Ferien verlustig gehen. Wir mögen noch immer nicht daran glauben und getrösten uns eines besseren Ausgangs. Der Aufenthalt in den Bergen der Schweiz und Tyrols ist diesmal um so verlockender, als die Russen aus mancherlei Gründen dort kaum vorhanden, unliebsame Begegnungen daher nicht zu erwarten wären. Darf man der Times glauben, so ist die ganze Nation buchstäblich verhaftet, kann also nicht reisen. Der officiöse russische Telegraph hat zwar den von dem glücklichsten Humor getragenen Leader des Cityblattes, der namentlich die Petersburger Zustände infolge der letzten Maßnahmen gegen den Nihilismus drastisch geißelte, in dem gewöhnlichen Preßbureauton berichtigt. Aber es bleibt trotzdem dabei, daß in dem großen Nachbarstaat nicht nur etwas faul ist. Der Rubel steht auf zwei Francs, und Personen, die ein Einkommen von dreitausend Thalern zu haben glaubten, sind zum mindesten um ein Drittel geschädigt. Zahlen sprechen und lassen sich nicht mit einigen fadenscheinigen Redensarten, mag sie auch der elektrische Draht durch die Welt tragen, widerlegen. Schon längere Zeit übrigens, bevor der Nihilistengraus vor den Augen Europas enthüllt wurde, waren die Hymnen von Rußlands Mission der Humanität und Civilisation, mit welchen die russenfreundliche Presse vor dem Kriege politische Kinder eingelullt hatte, kläglich verstummt. Auch die Beglückung der Bulgaren mit Autonomie und Freiheit lockt keinen Hund mehr vom Ofen, seit man weiß, daß daheim jeder Bürger pflichtgemäß der Mouchard des Nachbars ist, und die Menschen, wenn sie morgens aufwachen, erstaunt sind, daß sie sich noch nicht auf dem Wege nach Sibirien befinden. Die russische Presse weiß nicht mehr, um mit den Franzosen zu reden, zu welchem Heiligen sie beten soll und sie revanchirt sich dafür durch freundnachbarliche Angriffe gegen Deutschland, welche unsere Blätter mit sauersüßen Repliken erwidern. Wir möchten kein Oel ins Feuer gießen, aber leugnen läßt sich doch nicht, daß wenn sich Pariser Zeitungen ein Sechzehntel dessen erlaubten, was den guten Freunden an der Newa und in Moskau gegen uns zu sagen erlaubt wird, ein Sturm der Entrüstung durch die patriotischen Organe gehen, ja Gerüchte von diplomatischen Anfragen, wenn nicht von militärischen Vorbereitungen, nicht ausbleiben würden. Aber den Russen ist Alles gestattet, auch daß sie unsere Ostprovinzen möglichst aushungern und die deutsche Grenze mit allen erdenklichen Chicanen heimsuchen. Was Wunder daher, daß eine zahlreiche und achtungswerthe Partei in den deutschen Gauen trotz aller officiösen Vertuschung die Slaven als verkappte Feinde ansieht und vor ihnen auf der Hut bleibt. Als ein Berliner Publicist vor Jahr und Tag in einem gesellschaftlichen Kreise Edhem Pascha mit der Bemerkung vorgestellt wurde, er sei der Türkei wohlgesinnt, und ihn der Botschafter darauf etwas melancholisch fragte, warum er dieser Richtung folge, die ihn im eigenen Lande vereinzeln müsse, antwortete der Zeitungsschreiber, es handele sich um eine verwahrende Stellungnahme gegen den gemeinsamen Gegner. Damit war offen eingestanden, daß das Lob oder der Vorwurf der Turcophilie, mit welchem man in bestellten Angriffen gelegentlich bedacht wurde, nicht weit her war. So verhält es sich auch noch heute. Man nimmt Partei für die Pforte nicht ihrer schönen Augen wegen, sondern weil man des Sultans als Wächters der Dardanellen und des Bosporus nicht entbehren kann. Der Ausspruch Friedrichs des Großen, daß, wären die Russen einmal in Constantinopel, sie sich auch bald in Königsberg Quartier bestellen würden, mag dem mächtigen deutschen Reiche gegenüber nicht mehr zutreffen. Aber selbst der große schweigsame Feldmarschall hat einmal von der Tribüne des Reichstages herab angedeutet, wie die Nothwendigkeit, nach zwei Seiten hin zu schlagen, sich für die Zukunft nicht ganz abweisen lasse. Mögen daher die Russenfreunde zusehen, wie sie ihre Glorification des Slaventhums vor ihrem politischen Gewissen rechtfertigen können. Es wird noch immer zwischen Memel und Vogesen Leute geben, die mit solchen Opfern deutscher Interessen jetzt wie früher nichts zu schaffen haben wollen.

* * *

Unter dem Titel „Adreßbuch der deutschen Gelehrten" erscheint demnächst in R. v. Zahns Verlagsbuchhandlung zu Dresden ein möglichst vollständig genaues Verzeichniß aller in Deutschland, Deutsch-Oestreich und der deutschen Schweiz, sowie der im Auslande lebenden Gelehrten deutscher Nationalität. Dasselbe soll enthalten: die Angabe ihrer genauen Adresse, ihr kurzes curriculum vitae und ein Verzeichniß ihrer wichtigsten Schriften; besondere Berücksichtigung findet der Besitz wissenschaftlicher Sammlungen und das Betreiben von Specialstudien. Zunächst wird dieses gewichtige und einem längst gehegten Bedürfnisse der ganzen Gelehrtenwelt entsprechende Unternehmen die exacten Wissenschaften, d. h. die Gelehrten und Forscher auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, der Medicin, der reinen und angewandten Mathematik ꝛc. ins Auge fassen.

Die Herausgeber sind Dr. Hugo Schramm-Macdonald in Dresden und Ferd. v. Witzleben in Blasewitz bei Dresden. An Letzteren sind alle Beiträge für das Werk zu adressiren.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Wir armen praktischen Aerzte! Zu dem grimmen Ajax „Philologus" gesellt sich in Nr. 13 der „Gegenwart" ein erfindungsreicher Odysseus „Medicus", für dessen Begriff der zuverlässige Arzt sichtlich erst mit dem Medicinalbeamten beginnt. Klüglich verschweigt er, ob vielleicht die Militärärzte in Linie und Landwehr, so wie die nicht beamteten Hof-, Medicinal- und Sanitätsräthe von ihm mit einem anderen Maßstabe gemessen werden. Zu einer Entgegnung würde mich selbst sein Vorgeben, im Namen von „vielen Behörden, Aushebungscommissionen und größeren Schulinspectionen" zu sprechen, nicht veranlassen, wenn der anonyme Autor es nicht versuchte, sich durch die Verfügung einer bestimmten Regierung zu decken. Ich fordere ihn hiermit auf, die Regierung zu nennen, welche durch die Unzuverlässigkeit der ärztlichen Atteste sich hat veranlaßt sehen müssen, statt derselben die Atteste von Medicinalbeamten zu fordern. Von vornherein weise ich dabei eine etwaige Citirung von Verfügungen zurück, welche, wie z. B. die der Regierung zu D. vom 29. Nov. 1875, für bestimmte Fälle die Zeugnisse von Medicinalbeamten verlangen, ohne dabei die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der Aerzte ihres Bezirkes irgendwie in Frage zu stellen.

Daß Behörden, Versicherungsgesellschaften u. s. w. so gut wie Privatpersonen das Recht besitzen, bestimmte Aerzte als ihre Vertrauensärzte zu bezeichnen, deren Atteste für sie als allein maßgebend betrachtet werden, ist unbestreitbar. In den Artikeln in Nr. 10 und 13 Ihres geschätzten Blattes handelt es sich aber um ganz bestimmte unmotivirte, unprovocirte und unbewiesene Anschuldigungen gegen den ärztlichen Stand, und diese müssen gerügt werden, mögen sie ausgehen von wem sie wollen.

Daß der „Medicus" sich den harmlosen Scherz erlaubt, von „meiner nächsten Nachbarschaft" zu reden, ohne mich zu kennen, sei ihm gern gestattet. Sobald die Angreifer aus dem Schutze der Anonymität heraustreten, steht ihnen und Jedem, der sich für die Sache interessirt, mein Name mit Vergnügen zur Disposition.

Hochachtungsvoll

E., 5. April 1879. G.

Bibliographie.

Rich. Weitbrecht, Johann Fischart als Dichter und Deutscher. (A. u. d. T.: Neue Volks-Bibliothek, 3. Serie, 6. Heft.) 12. 48 S. Stuttgart 1879, Levy & Müller. — 40.; die ganze Serie von 10 Heften 2. —

Carl Heymanns kritisches Literaturblatt für Rechts- und Staatswissenschaft. Unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker herausgegeben von Rich. Ryck. (1. Jahrgang, Nr. 1. u. 2. S. 1—16.) Jährlich 24 Nummern. à Jahrgang 6. —

J. ten Doornkaat Koolman. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. Ga-Gramen. 8. S. 577—672. Norden 1879, H. Braams.

F. Koenig, über die Heranbildung der Einjährig-Freiwilligen zu Reserve-Officieren. (A. u. d. T.: Neue militärische Zeit- und Streitfragen.) 8. 34 S. Berlin 1879, Luckhardt. 1. —

Gerhard von Amyntor, auf der Bresche. Feuilletons, Skizzen, Erzählungen ꝛc. 8. XI u. 223 S. Ebd. 1879. 4. —

Digitized by Google

Inserate.

Das gut eingerichtete
Thalia-Theater in München
ist an einen kautionsfähigen Unternehmer gegen billige Pachtbedingungen oder käuflich gegen mäßige Anzahlung zu vergeben. Gefl. Offerten sub **Qu 4327** befördert **Rudolf Mosse, München.**

Soeben erschien:
Perinhart
Preis 60 Pf.
Die deutschen Juden und Herr W. Marr.
Verlag von **R. Skrzeczek, Loebau,** Westpr.

Im Verlage von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in **Hannover** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Einführung Shakespeare's
in die Familie.
Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben
von
M. Petri.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.
Eleg. geheftet 4 *M.* 80 *S.* Eleg. gebunden 6 *M.*

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Bücher-Ankauf.
Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint:
Gesammelte Romane, Novellen und Dramen
von
M. E. Brachvogel.
Volks- und Familienausgabe.
Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**
10 Bände in 60 Lieferungen. 8. Brosch. à 50 *S.* Alle 8—14 Tage eine Lieferung.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die eine seltene Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten. **Allen gebildeten Familien** seien **Brachvogel's** Schriften **bestens empfohlen.** — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung. Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.
Von **Otto v. Corvin.** Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**
Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 *S.*, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 *M.*
Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Porträtsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten ꝛc.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.
Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau, erscheint in Kurzem:
Dorfgeschichten.
14 Klavierstücke
von **Theodor Kirchner.**

Opus 39. **Heft I.** 1. Grossvater erzählt von der guten alten Zeit. 2. Unter der Eiche. 3. Der verdriessliche Fagottist. 4. Schlechtes Wetter. 5. Regenbogen. 6. Menuett. 7. Im Mondenschein.
„ **Heft II.** 8. Jagdlied. 9. Zwiegesang. 10. Ländler. 11. Gondellied. 12. Bauerntanz. 13. Bruder Eduard muss läuten gehen. 14. Zum Abschied.

Soeben erschien:
Theodor Kirchner, Opus 37. **Vier Elegien** für Pianoforte. No. 1. 2. 3. 4. à 0,75. Cplt. in 1 Bde. 3,00.
Theodor Kirchner, Opus 38. **Zwölf Etuden** für Pianoforte. Heft I. II. III. IV. à 2,50.

August Werner's Buch:
Die Helden der christlichen Kirche. Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule. Mit 180 Text-Abbildungen und neun Tondruckbildern. Preis geh. *M.* 7.50. Eleg. geb. *M.* 9.
(Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen beziehbar.)
dürfte **gerade im gegenwärtigen Augenblicke** und in erster Reihe für die Mitglieder der
Jacobi-Gemeinde in Berlin
von besonderem Interesse sein.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 24. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Clerikalismus in Belgien. Von einem Belgier. — Ein protestantischer Reformverein. Von Friedrich Kirchner. — Literatur und Kunst: Michael Etienne. Von Johannes Nordmann. — Charlotte von Kalb. Von Emil Palleske. Besprochen von Paul Nerrlich. — Aus Paris. Von Paul d'Abrest. — Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel. (Schluß.) — Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg. Von Hermann Kindt. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Clerikalismus in Belgien.

Von einem Belgier.

Die gegenwärtig von den belgischen Liberalen, gegen den Willen des Clerus, in Angriff genommene Reform des Volksschulwesens bedeutet mehr als eine muthvolle That: es ist eine kühne. Zwanzig Jahre hatten sie damit gezögert; die herausfordernde Haltung des Episcopats, welches sich durch das Gesetz von 1842 die Schule und damit die Jugend gesichert hatte, hatte diese That nothwendig gemacht. Mit dem Zorne des Himmels, mit der Revolution wurde den Liberalen gedroht. Aber die Staatsmänner der Linken hatten darauf keine andere Antwort, als: daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, daß das Land dem Bürgerkriege entgegengehe, daß es Zeit sei, den Stier bei den Hörnern zu packen und den priesterlichen Hochmuth zu beugen.

Das Losungswort der letzten Wahlen war die Revision des Unterrichtsgesetzes. Die Liberalen triumphirten, und im Bewußtsein ihrer Stärke und durch eine von demselben Geiste durchdrungene Majorität der Bevölkerung mächtig unterstützt, begannen sie den „Culturkampf". Bis zur Stunde hat sie das Glück begünstigt und das Land sich verhältnißmäßig ruhig verhalten; der Erfolg ist ihnen gewiß, wenn sie die bisher bewiesene Festigkeit nicht verlieren, sondern bis ans Ende ausharren, denn der Clerus wird nur den Schwachen gefährlich.

Die Zeit der Organisation Belgiens im Jahre 1830 ging auch an dem belgischen Clerus nicht eindruckslos vorüber: sein intelligenterer Theil hatte sich gewissen modernen Ideen nicht abgewandt, welche von Lamennais, Lacordaire und Montalembert in dem Nachbarlande Frankreich vertreten wurden und die Versöhnung zwischen Kirche und Freiheit bezweckten. Die begeisterten Worte dieser Männer fanden in Belgien lebhaften Widerhall. So kam es, daß in dem constituirenden Congresse republikanische Abbées saßen und so kam es auch, daß Liberale und Clerikale sich vereinigten, um ihrem, durch mehrere Jahrhunderte unterjocht gewesenen Vaterlande, die großartigste und liberalste aller europäischen Verfassungen zu geben.

Man proclamirte die vollständige Trennung zwischen Staat und Kirche, welcher letzteren unbedingte Freiheit der Bewegung zugestanden wurde. Der Clerus war eine freundliche Macht, von den besten Absichten beseelt und es war kein Grund vorhanden, ihm nicht die schönsten Privilegien zu bewilligen. Der Papst hatte das Recht, ganz nach Belieben die Bischöfe zu ernennen und ohne die Regierung zu befragen; die Bischöfe durften die Geistlichen ohne Intervention des Staates einsetzen, während derselbe den ganzen Clerus zu besolden hatte. Die Freiheit, Klöster zu errichten, neue Orden zu gründen, Schulen zu eröffnen wurde in keiner Weise beschränkt und, um die Versöhnung vollständig zu machen, gestattete man der Geistlichkeit den Eintritt in die Schule. Belgien vertraute eben seiner Zukunft, indem es das liberale System in dem weitesten Sinne des Wortes annahm.

Eine Zeit lang ließen sich die Dinge vortrefflich an, bis der belgische Clerus nach und nach, in Folge der feindlichen Stellung, welche Rom zu den Neuerungen Lamennais' nahm, und durch die später von Pius IX. begonnene Reaction, zu Dem wurde, was er heute ist, das heißt, ehrgeizig, herrschsüchtig, ultramontan. Die Geistlichkeit sollte in Belgien Herrscher werden, das war das Ziel, zu dessen Erreichung mit allen Kräften ans Werk gegangen wurde, Anfangs in der Stille und friedlich, später mit dem Aufgebote aller Leidenschaften und mit der Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe vor Augen.

Wie schon bemerkt, gab es früher in Belgien ausschließlich liberale Katholiken. Indessen spaltete sich die Partei bald in zwei Gruppen, deren eine aus den verfassungstreuen Elementen, den „Revolutionsmännern" sich zusammensetzte, während die andere, tagtäglich durch die in ultramontanen Ideen großgewordene Jugend sich verstärkende, den Syllabus zu ihrem Programm erkor. Die Bischöfe stellten sich an die Spitze der neuen Bewegung und riefen mit Geldern aus Kirchencollecten eine anticonstitutionelle Presse ins Leben. Jeder Bischof gründete zuerst ein Journal: „Le Bien public" in Gent, „Gazette" in Lüttich, „Patrie" in Brügge, „Journal d'Anvers" in Antwerpen und „Organe de Namur" in Namur. Diese Zeitungen, deren Zahl von Tag zu Tag sich mehrte, begannen einen energischen Feldzug gegen die liberalen oder gemäßigten Katholiken. Von Tag zu Tag wurden ihre Angriffe kühner, um endlich in der Forderung zu gipfeln: der Staat habe sich der Kirche in allen Dingen unterzuordnen, und in der Folgerung, daß Belgien der Kirche gehöre. „Es gibt ein unendlich höheres Gesetz als die Verfassung," schrieb der „Bien public", „und das ist der Syllabus; die Gesetze der Kirche müssen auf Alles angewandt werden und es ist endlich Zeit, die Fahne des Papstthums, als unser wirkliches und ausschließliches Feldzeichen, inmitten der Kammern aufzupflanzen." Brüssel besitzt heute 25 solcher Zeitungen, Antwerpen 8, Brügge 6, Gent 9, Tournai 9, Lüttich 5 und auf dem flachen Lande existirt ein weiteres Dutzend, welches dieselbe Sprache führt. Die Einführung des Syllabus in das belgische Gesetz ist das Losungswort und die Wiederherstellung des Besitzes Gottes, des

Digitized by Google

„règne de Dieu“. Diese letzte Phrase ist für Belgien nicht neu. Aus welchen Gründen hat Karl V. die Inquisition in den schönen und ruhmreichen Niederlanden eingeführt? Um das Gesetz Gottes und sein Reich zu wahren und zu befestigen. Philipp II. machte aus seinen Reichen eine Hölle, um den Himmel zu gewinnen. Seine ganze Regierungszeit war ein ununterbrochener Kreuzzug gegen seine Unterthanen: eine Bartholomäusnacht von zwanzig Jahren hatten sie zu erdulden. Warum ließ dieser König, welcher, wie ein Verbrecher, in die Zelle des Escurial sich geflüchtet hatte, zehntausend Belgier verbrennen, erdrosseln und lebendig begraben? Alles, um den Glauben zu retten, den Triumph der Kirche zu sichern, zur größeren Ehre und für das Reich Gottes. Und was sagte Alvarez von Toledo, der Herzog von Alba (dessen Namen der Belgier stets mit einem Fluche auf den Lippen ausspricht), als er das Bluttribunal einsetzte und damit die Städte und Dörfer in Beinhäuser verwandelte? Daß Gott siegen, daß das Banner der Kirche auf den Zinnen von dreihundert ketzerischen Städten wehen müsse — und so machte er das arme Belgien zu einer unfruchtbaren spanischen Sierra. Und als diese drei Männer die Herrschaft Gottes endlich befestigt hatten, glich Belgien einem großen Kirchhof; jenes Land, dessen Bevölkerung die fleißigste, die erfolgreichste und intelligenteste gewesen, die je ein Land besessen, und das eine glänzende Zukunft vor sich hatte. Ruhm, Größe, ein stolzes Städtewesen, Alles war vernichtet — man sprach nicht mehr von Belgien. Karl V., Philipp II. und Alba gelten der belgischen clerikalen Presse als großartige Genies!

Gleichzeitig mit der Begründung der Journale organisirten die Bischöfe auch Schulen. Die gemäßigten Professoren der katholischen Universität zu Löwen wurden gezwungen, ihre Schriften zu widerrufen. Solche, die es wagten, noch eine Lanze zu Gunsten der Verfassung zu brechen, wurden ohne Weiteres abgesetzt. Nur die Schönheiten des Syllabus durften sie predigen und die Göttlichkeit der Wunder der Louise Lateau. Die bischöflichen Erziehungsanstalten haben gegenwärtig dreimal soviel Schüler, als die Staatsgymnasien. Die Töchter der besitzenden Klassen werden nahezu ausschließlich in den Klöstern erzogen, während die der arbeitenden den Unterricht der Schulschwestern genießen. Auf diese Weise hat der Clerus die Erziehung der Aristokratie, aller Töchter der unteren Schichten und der eines großen Theiles der Bourgeoisie in Händen.

Der Primärunterricht der Knaben ruht in den Händen der Klöster und ist, obgleich der Staat und die Gemeinden seit 1843 etwa 250 Millionen für Unterrichtszwecke ausgegeben haben, durch und durch verrottet. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Gerichte Fälle von Verletzung der Sittlichkeit durch Schulbrüder abzuurtheilen haben. Einen Augenblick beabsichtigte man, alle derartigen Fälle zu sammeln und zu veröffentlichen; die Ausführung unterblieb jedoch, da die Liste für den Raum eines Blattes zu umfangreich gewesen wäre und — das war die Hauptsache — man die Gefühle der Oeffentlichkeit nicht verletzen wollte. Hier möge nur der eine Fall angeführt sein, daß am 7. dieses Monats ein geistlicher Lehrer zu 83 Jahren Gefängniß für 234 begangene Attentate verurtheilt worden ist; als man ihn überraschte fand man bei ihm zwei Rosenkränze, ein Scapulier und die Medaille zu Ehren Unserer Lieben Frau von Lourdes.

Während die Schulen blühten, ging es auch den Mönchen nicht schlecht. Im Jahre 1830 besaß Belgien 4000 Mönche und Nonnen; jetzt soll sich ihre Zahl auf 25—30,000 belaufen, von denen etwa 3500 Ausländer sind. Die Bischöfe verschrieben aus Oestreich, Italien, Frankreich und Deutschland Jesuiten und Redemptoristen, um die Liberalen zu bekämpfen. Das „Journal de Gand“ gibt die Zahl der Klöster der Stadt Gent auf 40 an, mit 1565 Insassen; die Stadt Courtrai, mit 25,000 Einwohnern, hat deren 20, Löwen 28. Ueberdies sind die belgischen Klöster die reichsten der Welt.

Es lag in der Absicht der Liberalen, eine Enquête bezüglich des Besitzstandes der religiösen Gesellschaften zu veranstalten. Die Untersuchung hätte vermuthlich ein den wirklichen Verhältnissen entsprechendes Resultat nicht geliefert. Man hätte wahrscheinlich nicht mehr als einige Millionen Francs gefunden, denn seitdem Italien und Preußen radicale Maßregeln gegen den Clerus ergriffen haben, hat die belgische Geistlichkeit ihren Besitz mit Hypotheken belastet und den Erlös in auswärtigen Werthen angelegt und im Auslande deponirt. Das geistliche unbewegliche Eigenthum wird in Brügge auf 6, in Löwen auf 5½, in Ixalle (einer Vorstadt Brüssels) auf 4½ und in Courtrai auf 2½ Millionen Francs geschätzt.

Die Geistlichen verbieten den Gläubigen bei Strafe der Excommunication das Abonnement auf liberale Blätter; sie verheißen die Hölle Jedem, der für einen Liberalen seine Stimme abgegeben hat; sie verweigern die Absolution den Richtern, welche einen Priester verurtheilt haben.

So ist Belgien, mit Ausnahme einiger wichtiger Städte, die Beute eines bewundernswerth organisirten Clerikalismus geworden. Und gegen diese furchtbare Macht richtet sich der Kampf, den die belgischen Liberalen gegenwärtig unter unseren Augen führen. Sollen wir an dem Siege verzweifeln? Nein! Es ist wahr, die belgische Geistlichkeit hat in einem Jahrhundert zwei Revolutionen angestiftet: gegen Kaiser Joseph II. die eine, gegen Wilhelm I. von Holland die andere, aber damals handelte es sich um auswärtige Mächte, diesmal befindet sie sich nationalen Widersachern gegenüber.

Lehr- und Lernfreiheit war das Wahlprogramm, auf Grund dessen die liberale Partei wieder an die Regierung gelangt ist. Ist diese Frage erst geregelt, so werden die übrigen schnell in Angriff genommen werden. Aber das Werk wird schwieriger und langsamer zu vollbringen sein, als in Preußen und Frankreich, denn die belgischen Liberalen wollen ohne „Maigesetze“ siegen.

Ein protestantischer Reformverein.

Unter den vielen, Kopf und Herz beschäftigenden Ereignissen des Tages nimmt „der Fall Kalthoff“ das Interesse aller Gebildeten lebhaft in Anspruch. Nicht deshalb allein, weil Kalthoff mit der evangelischen Kirchenbehörde in Conflict gerathen ist — dergleichen Fälle haben wir in jüngster Zeit mehrere erlebt, z. B. Sydow, Hoßbach, Schramm und Werner; auch nicht deshalb, weil jener an den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten appellirt und Unrecht bekommen hat, sondern weil Dr. Kalthoff noch immer von sich reden macht. Obgleich er alle Instanzen: Consistorium, Oberkirchenrath, Gerichtshof, durchlaufen, hat er seine Sache noch nicht verloren gegeben. Was treibt er aber?

In einer Kirchenzeitung fanden wir ihm „Agitation“ vorgeworfen. Wofür agitirt er denn? Für einen „Reformverein“. Und mit welchen Mitteln? Dies wollen wir näher betrachten.

Da ich weder der in der Kirche herrschenden Partei, noch dem Protestantenverein angehöre, konnte ich sine ira et studio mich vom Sachverhalt überzeugen. Dazu kommt, daß die Sympathien, welche Kalthoffs offenes, ja muthiges Benehmen erweckt, durch die ungeschickte Art seines Schrittes wieder unterdrückt werden. Sachlich mögen seine Ansichten noch so berechtigt sein, sein Vorgehen war ebenso unbesonnen als inopportun. Was wollte, was konnte er durch sein provocatorisches Schreiben an das Brandenburger Consistorium erreichen? — Er ward, wie voraus zu sehen, abgesetzt. Oder wollte er wirklich nur Märtyrer werden um jeden Preis? Schon zur Zeit der decischen Christenverfolgung ward solch krankhaftes Begehren des Martyriums gerade von den besten Christen als Zeichen von Eitelkeit getadelt. Wir sind weit entfernt, unsern Reformer dieses Fehlers anzuklagen, wenn auch seine „Bartgeschichte“ den Gedanken daran nahe legt.

Seit einigen Wochen hält Dr. Kalthoff „Religiöse Ansprachen“ im Obersaal der „Reichshallen“, eines der größten Berliner Restaurants. Gegen das Lokal wird der nichts einwenden, der sich erinnert, daß hier sich eine prächtige Orgel be-

Digitized by Google

findet, hier schon oft Passionsmusik aufgeführt wurde und vor zwei oder drei Jahren eine sehr positive Pastoralconferenz getagt hat. Am Eingange sind Zettel mit den Liedern zu haben, die jedoch dem in Berlin üblichen Gesangbuche entnommen sind. Als wir in den großen, ziemlich vollen Saal traten, klang uns eine bekannte Kirchenmelodie feierlich entgegen. Unmittelbar nach dem Liede trat Dr. Kalthoff an das Pult und begann seine Ansprache. An dem Gesellschaftsanzuge werden Manche Anstoß genommen haben, denn usus tyrannus; in England haben wir viele Dissenterprediger ohne Talar gesehen und waren also an den Anblick gewöhnt. Auffallender war uns, daß die Liturgie ganz fortgelassen wurde. Läßt sich auch gegen die Länge derselben und gegen das Stehen dabei etwas einwenden, so ist doch gerade die Liturgie derjenige Theil des Gottesdienstes, bei welchem die Gemeinde selbstthätig mitagirt. Er sollte also einem Reformer, der doch das Gemeindebewußtsein beleben will, besonders wichtig sein. Aber auf die Ansprache folgte wieder nur ein Liedervers und die Feier war zu Ende.

Die Predigt knüpfte, wie üblich, an einen Bibeltext an. In diesem wichtigen Punkte neuert also Kalthoff nicht, obgleich er sollte. Denn jene altüberlieferte Sitte kann weder der gemeine Mann, sofern er Geschmack und Urtheil hat, noch auch der denkende Theologe billigen. Nicht alle Bibelsprüche sind allgemein und umfangreich genug, um eine in sich abgerundete Betrachtung darüber anstellen zu lassen. Daher wir denn sehen, daß ihnen meist Gewalt angethan und alles Mögliche aus Dogmatik und Ethik herangezogen wird, das entweder in keinem oder sehr lockrem Zusammenhange damit steht. Die Prediger, welche vor Gebildeten reden, und namentlich einer, der, wie Kalthoff, vom Zwange der kirchlichen Observanz frei ist, sollte über irgend ein freigewähltes Thema sprechen. Ihm bleibt ja unbenommen, im Gegentheil ist er dann genöthigt, biblische Citate anzuführen.

Dem Inhalte nach unterschied sich die Ansprache des Redners wenig oder gar nicht von den herkömmlichen Predigten seiner frühern Amtsbrüder. Hätte man es nicht gewußt, man würde es kaum glauben, daß dies der vielgeschmähete Ketzer war, wenn er nicht selbst durch Anspielungen auf Luther daran erinnert hätte. Er sprach fließend, wenn auch nicht beredt; wortreich, aber nicht allzu gedankenreich; er predigte den gekreuzigten Weltheiland, die Auferstehung, den Glauben und die Liebe. Ganz richtig urtheilte daher ein Handwerksmann, als er zu seinem Nachbar bemerkte: „Du, freireligiös ist er nicht!" Was wir aber vermißten, war der göttliche Hauch echter Begeisterung, die tiefen Brusttöne hinreißender Religiosität und die Plerophonie selbsterlebter Ueberzeugung. Wir vermißten ferner die wissenschaftliche Durchbildung seiner Lehren. Seine Theologie zeigt keine Originalität, keine Speculation, kein tieferes Studium der Bibel, der Geschichte, Literatur und Philosophie. Daher die Armuth und Oberflächlichkeit seiner Gedankenwelt.

Wohin kann daher die ganze Bewegung (Agitation) führen? Herr Kalthoff beabsichtigt offenbar die Stiftung einer Reformgemeinde. Wenigstens ist der „Protestantische Reformverein" ins Leben getreten. § 1 der Statuten lautet: „Der protestantische Reformverein, welcher eine Fortbildung und Neubelebung der evangelischen Kirche im Geiste ihres Stifters anstrebt, protestirt gegen jede Beschränkung der religiösen Lehrfreiheit durch dogmatische Vorschriften als gegen einen Abfall vom ursprünglichen Geiste des Christenthums und verlangt, daß für die Auslegung und Anwendung der in dem Evangelium Jesu gegebenen christlichen Grundsätze nur die allgemeinen wissenschaftlichen und sittlichen Normen maßgebend werden. In der Ueberzeugung, daß die Grundsätze des protestantischen Christenthums nur verwirklicht werden können, wenn den einzelnen Gemeinden die volle Selbstständigkeit in der Gestaltung ihres religiösen Lebens gewährt wird, ist das letzte Ziel des Vereins der „Aufbau einer unabhängigen evangelischen Volkskirche."" — In einem Athem widerspricht sich dieser erste Paragraph. Denn während er eine Volkskirche, also ein großes organisches Ganzes anstrebt, protestirt er zugleich gegen dogmatische Vorschriften, ohne welche doch eine größere Religionsgemeinschaft ganz undenkbar ist. Diese erscheinen den Reformvereinlern als ein Abfall vom ursprünglichen Geiste des Christenthums. Aber leider finden sich schon bei Paulus Dogmen und der ursprüngliche Geist des Christenthums ist nicht festzustellen. Endlich wird die Neubelebung und Fortbildung der evangelischen Kirche im Geiste ihres Stifters erstrebt. Wer ist der Stifter? Die evangelische Kirche existirt erst seit 1817 durch die Evangelische Union, ihr Stifter ist König Friedrich Wilhelm III. Dieser aber ist hier wohl nicht gemeint, der Verfasser des Paragraphen hat wohl an Luther gedacht, obgleich der nur die lutherische, nicht die evangelische Kirche gestiftet hat. Und an welchen Luther hat Herr Kalthoff gedacht? An den vor 1517, vor 1521, oder vor 1525, oder gar an den alternden Reformator? Man sieht, hier herrscht große Unklarheit. Und in welchem Sinne soll die Kirche fortgebildet werden? Man wird dabei an Ammons „Perfectibilität des Christenthums" gemahnt. Und nun gar die gefährliche Forderung, „daß den einzelnen (!) Gemeinden volle Selbstständigkeit in der Gestaltung ihres religiösen Lebens gewährt werde!" Hat Herr Kalthoff und seine Freunde ganz das Schicksal der „Lichtfreunde" vergessen? Auch Wislicenus, der gleichfalls die normative Autorität (in dem 1844 gehaltenen Vortrag: „Ob Schrift? ob Geist?") verwarf, ward abgesetzt. Auch seine Anhänger bildeten eine freie Gemeinde „als freien sittlichen Verein mit Hinweglassung jedes religiösen Dogmas". Politische, humanitarische und socialistische Tendenzen mischten sich ein. Männer, wie Baltzer, Rupp und Uhlich, jeder in seiner Weise tüchtig, traten der Bewegung bei. Aber das Resultat? Die ganze Bewegung verlief im Sande, weniger in Folge der Verfolgungen, als aus Mangel an Begeisterung, trotzdem auch damals viel von Luther und Protestantismus geredet wurde.

Aber diese Parallele mit dem großen Reformationszeitalter paßt nicht.

Erstens ist unsere Zeit nicht fähig, religiöse Neuerungen hervorzubringen. Indifferentismus, Materialismus und Pessimismus — diese drei schweren Krebsschäden an unserm ganzen Volksleben — äußern ihre schlimmen Folgen besonders auf dem religiösen Gebiet. Damals, zur Zeit Luthers, schwebte die religiöse Frage auf Aller Lippen; seit zweihundert Jahren hatten ja fromme und gelehrte Männer darauf hingewiesen. Wieviele unserer Zeitgenossen haben aber überhaupt noch religiöses Interesse? Der „Culturkampf" hat Alle in Aufregung versetzt, aber aus politischen und kirchlichen, nicht aus idealen Gründen. Unsere Zeit hat zuviel Anderes zu bedenken: die Gesellschaft, der Staat, die ganze Cultur steht auf dem Spiele! Wer hat da Zeit und Lust, die evangelische Hierarchie zu bekämpfen? Dr. Kalthoffs Publicum bestätigt unsere Behauptung. Es waren freilich nicht nur Wühler und Schreier da, im Gegentheil, mancher Lehrer, Jurist und Studiosus — aber die meisten davon offenbar aus Neugier. Wird der Rest willig und fähig sein, eine religiöse Bewegung zu machen, resp., was mehr ist, zu erhalten?

Zweitens ist unsere evangelische Kirche nicht mit der katholischen von 1517 zu vergleichen. Diese befriedigte weder das religiöse Bedürfniß, noch war sie sittlich achtungswerth. Unsere Kirche ist dagegen moralisch im Ganzen untadelig; wenn sie auch durch Dogmatismus und hierarchische Tendenzen den Gebildeten abstößt. So traurig dieser Umstand auch ist, so wird er doch Wenige der Reformgemeinde zuführen. Die vorhandenen Schäden werden eben entweder nicht empfunden oder still getragen.

Endlich ist, wie wir schon angedeutet haben, Kalthoff kein Luther! Seine Ansichten sind nicht originell, seine Begeisterung nicht stark genug, um eine Lebensgemeinschaft darauf zu gründen. So wenig wir die Lauterkeit seiner Absichten irgend verdächtigen wollen, so aussichtslos scheint uns sein ganzes Unternehmen. Er hat gewiß aus Gewissensnoth gehandelt. Aber wir meinen, für ihn selbst, wie für die Neubelebung der Kirche würde es besser gewesen sein, hätte er sich nicht von ihr losgesagt, sondern als guter Sauerteig zwar unscheinbarer, als jetzt, aber wirksamer die Alleinherrschaft der Orthodoxie bekämpft.

Friedrich Kirchner.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Michael Etienne.

Von Johannes Nordmann.

Als man den Sarg mit der Leiche Etiennes aus dem Trauerhause tragen und ihn in den mit Lorbeer- und Blumenkränzen überdeckten Wagen schaffen wollte, konnten die Pompes-funèbres-Männer mit dieser Arbeit kaum fertig werden, und es ergab sich eine fast peinliche Verzögerung. Und als man den Sarg auf dem Ortsfriedhofe von Maria-Brunn in die offene Grube versenken wollte, brachten es die starken Männer wieder nicht fertig, diesen in horizontaler Richtung einzubetten, und er warf und überschlug sich in den Zugseilen.

Armer Etienne! Du sträubtest und wehrtest dich noch als todter Mann, deinen häuslichen Herd und das Leben zu verlassen. Wenige hingen wie du mit so heißem Begehr an dem Leben, und als ein hohes Glück ist es zu betrachten, daß dir der letzte Todeskampf erspart blieb und daß du sanft und ohne die leiseste Ahnung der Katastrophe hinüberschliefst. Du hattest wenige Minuten früher klar und verständig gesprochen; eine leichte Kopfneigung und Alles war aus und vorüber. Vielbeneidet war dein Leben, beneidenswerth dein Sterben, das nicht Jeder so glücklich trifft.

Wie anders und schlimmer erging es dem Poeten Karl Beck, der dir vorangegangen war, und den ich Monate lang mit dem Tode qualvoll ringen sah, bis er endlich von seinen Martern erlöst wurde.

Etienne kam von einer Reise, die er im März nach Paris, nach dem südlichen Frankreich und Italien unternommen, Anfangs April als ein zum Tode reifer Mann zurück; darüber konnten sich die Freunde, die schon den hyppokratischen Zug in seinem Gesichte erkannten, keiner Täuschung hingeben, und auch die Aerzte, die sich allerdings durch manche günstige Phase seines Zustandes beirren ließen, hatten längst ihr Latein verloren, trotzdem sie zum Troste seiner Umgebung eine Wendung zum Besseren in Aussicht gestellt hatten.

Als ein Sterbender war er nach Nizza gekommen, wo er wie alle Herzleidenden und Schwerathmigen sein Heil zu finden glaubte; er fand dort Regenwetter und schlechte Herberge, wodurch sein physisches Leiden noch durch moralisches Unbehagen verstärkt wurde. Dort las er noch aus seinem Journale die Nachricht, daß eines der jüngsten Mitglieder seiner Redaction durch den Tod weggerissen worden war. Das griff ihn in die tiefste Seele, und es war selbstverständlich, daß eine solche Hiobspost die eigenen Todesvorahnungen wachrufen mußte. Der Zustand Etiennes war in Nizza so bedenklich, daß man mich telegraphisch dahin berufen wollte, was deshalb ein Fehler gewesen wäre, weil der kranke Freund bei aller Freude über unser Wiedersehen in mir, dem so oft die traurige Aufgabe, Grabreden zu halten, zufällt, den Delegirten erkannt haben würde, der ihm das letzte Geleite zu geben hätte. Der Fehler meiner Berufung unterblieb und der Kranke wurde nach Mailand gebracht. Ein deutscher Arzt, den man dort mit italienischen Heilkünstlern consultirte, erklärte rückhaltslos, daß schon jede ärztliche Hülfe vergeblich wäre und daß man nur die Sehnsucht des Kranken nach seiner Heimat zu respectiren hätte, der aber sogar unterwegs sterben könnte. So traurig stand es um Etienne, und man reiste mit ihm, weil Gefahr im Verzuge war und weil man noch auf die Wiener Aerzte als Retter das Vertrauen setzte, Tag und Nacht, und ohne sich eine Etappe zu gestatten, nach Wien.

Drei seltsame Zufälle spielen in die letzte Lebenszeit Etiennes und seines Freundes und Waffengefährten für die „Neue Freie Presse" hinein. Wie Etienne hatte Friedländer sechs Jahre vorher den Hoffnungsrest einer Rettung auf Nizza gesetzt, und Beide wurden im Monat April und durch einen Herzschlag hinweggerafft. Friedländer kam damals aus Nizza, wo er es allerdings glücklicher und nicht wie Etienne Regenstürme, sondern das herrlichste sonnige Wetter getroffen hatte, als ein scheinbar Genesener zurück, und alle Welt freute sich dieser günstigen Wandlung. Er selber aber, der resoluter als Etienne dem Tode ins Auge zu blicken wagte, war sich vollkommen seines Zustandes klar, und sprach sich eines Morgens, an dem ich ihn frisch und schaffenslustig gefunden hatte, gegen mich aus, sein Leben zähle nur mehr nach Tagen und er sei jeden Augenblick der Katastrophe gewärtig.

Etienne ahnte wohl auch nach seiner Rückkehr und zumal nach schlaflosen Nächten, daß es mit ihm zum Sterben ginge; die leichteste Beruhigung aber, die ihm durch drastische ärztliche Mittel verschafft wurde, machte ihn wieder lebensfreudig. Noch zwei Tage vor seinem Ableben sprach er mit mir von seinen Plänen für die nächste Frühlingscampagne, und wie er sich durch mäßige Fahrten und Fußwanderungen in der hügeligen Umgegend seines Landaufenthaltes kräftigen wolle, um im nächsten Winter als ein gesunder Mann bei der Arbeit sein zu können, die man ihm schon bis dahin erlassen müsse. Wie ein Student auf seine Ferienfahrt freute er sich auf seine Siesta in Maria-Brunn, das er vom vorigen Jahre her liebgewonnen hatte, und wie er dort im Freien campiren und bei kalter Küche und einem Tropfen des köstlichsten Bordeaux die Sonne auf sich wirken lassen wolle. Er hält allerdings seine Siesta in Maria-Brunn, aber auf dem dortigen Ortsfriedhofe; um seinen frommen Wunsch wenigstens theilweise zu erfüllen, werde ich ab und zu das Grab des Freundes besuchen und über ihm die Libation eines Opfergusses mit Wein vollbringen, was nicht gegen den katholischen Brauch verstößt und dem Pflanzenwuchse zu Statten kommt.

Nun habe ich von dem kranken und sterbenden Etienne gesprochen; meine eigentliche Aufgabe jedoch wäre, ein charakteristisches Lebensbild dieses gesinnungs- und stilvornehmen Publicisten zu entwerfen. Ein solches stramm zu gliedern und sicher abzuschließen, kann mir jetzt nicht gelingen; noch zittert und wirkt die Trauer über den Verlust des Freundes in allen Nerven nach und lähmt so eine objectiv ruhige Schilderung. Ich will aber versuchen, wenigstens in einigen Zügen den Menschen und Publicisten Etienne zu schildern.

So lange Friedländer und Etienne mit ihrem Freunde und treuen Gefährten und Bündner Werthner für die von ihnen begründete und rasch zu hohem Ansehen und Einflusse gelangte „Neue Freie Presse" zusammenwirkten, unterließ man die müßige Mühe, Parallelen zwischen den Beiden anzustellen, in denen man sich erst nach dem Heimgange des Ersteren erging. Weil sie fest zusammengehörten und sich ergänzten, hätte man denken sollen, die „Neue Freie Presse" müßte durch den Verlust der Einen Kraft empfindlich leiden. Das traf aber zum Aerger und Verdrusse ihrer Gegner nicht ein; die Tradition Friedländers lebte für den von ihm beherrschten Theil des Blattes, in den mit seinem Geiste Gesättigten fort, und wenn der überlebende Etienne mit dem Klöppel seiner Leitartikel an die Glockenwände schlug, tönte es nach wie vor mit den kräftigsten Vollklängen weit hinaus. Für innere und deutsche Fragen war Friedländer der richtige Mann, der selten fehlgriff; den großen politischen Fragen gegenüber nahm Etienne sofort und schnellgefaßt entschlossene Stellung ein. Unter Friedländer und Etienne rangirte die „Neue Freie Presse" in erster Reihe der großen deutschen Blätter; ohne Friedländer wurde sie, ihren Charakter als östreichisches und deutsches Blatt wahrend, ein internationales Weltblatt, ohne dessen ausgibige Stimme man bei Entscheidung wichtiger Staats- und Volksfragen nicht mehr rechnen konnte. Ich verweise, um nicht erst nach früheren Gründen für diese Behauptung zurückzugreifen, auf die wirkungsvolle Thätigkeit Etiennes während des Congresses in Berlin, wo er ad oculos den Beweis seiner großen Auffassung der Weltlage geführt hatte.

Die Ueberanstrengung in Berlin im Zusammenhalte mit der Leichtlebigkeit, die ihn vergessen ließ, daß man selbst die rüstigste Physis zu schonen habe, war sein erster Todesstoß. Damit soll nicht etwa ausgesprochen werden, daß er an Berlin zu Grunde ging. Der zerstörende Keim lag längst in ihm, und

Digitized by Google

ungestüm und unbändig, wie er zeitlebens geartet war, ließ er diesen Keim wuchern und überwuchern, so lange er nicht empfindlich daran gemahnt wurde. In solchen Momenten dachte er allerdings an eine Ein- und Umkehr, und die Sorglosigkeit wurde von der Reflexion abgelöst; sein Trübsinn hielt nicht vor und wurde bald von dem eigenen und fremden Humor hinweggescherzt. Ein Wiener Arzt, der beste Diagnost für schadhafte Menschen, sprach sich schon nach dem Feste, das für Etienne begangen wurde, um seine fünfundzwanzigjährige Publicistenthätigkeit zu ehren, dahin aus, daß für ihn die strengste Diät und Ueberwachung geboten wäre, solle er nicht rasch und plötzlich abberufen werden, so sehr auch dagegen der rüstige Habitus seiner äußeren Erscheinung spräche.

Ich habe Etienne „ungestüm" und „unbändig" genannt und habe mich wohl nicht gegen den Verdacht des Gebrauches dieser Charaktermerkmale im abträglichen Sinne zu verwahren. Ein „Heißsporn" in der leidenschaftlichsten Bedeutung des Wortes, liebte Etienne, wie sehr er an Anderen die Ruhe und Besonnenheit, als Cariatyden der Ueberlegenheit, hochhielt, doch nicht Leute, welche, wie er sich auszudrücken pflegte, Wasser statt Blut in den Adern hätten. Dadurch unterschied er sich gleichfalls wesentlich von seinem Collegen Friedländer, der, wenn es auch in seinem Innern kochte und pochte, sich allezeit die äußere Ruhe zu wahren verstand. Etienne war, um zu einem Gleichnisse zu greifen, eine im Sturme getragene Fackel, während Friedländer dem unbewegten, aber intensiven Lichte einer Oellampe glich.

Es war nicht zu vermeiden, daß die ungeberdig leidenschaftliche Art Etiennes oft verletzen, und auf Menschen, die den tiefen Kern seines Wesens nicht erkannten, selbst verstimmend wirken mußte. Und doch war er, wie paradox dies auch klingen möge, trotz dieser zur Schau getragenen Heftigkeit, weich und mild wie ein Kind. Ungerecht mochte er erscheinen, wenn er die Schleußen seines Zornes aufgezogen hatte, ein Unrecht wollte er Niemandem absichtlich zufügen, und er ergriff immer die Initiative, wenn es galt, einem Freunde oder einem Fremden, der zufällig unter das Sturzbad seiner leidenschaftlichen Ausschreitungen gerathen war, eine Verletzung abzubitten, und zwar in einem so versöhnlich sanften Tone, daß man freudig die dargebotene Hand ergriff.

Er mahnte mich immer an die Vignette, die J. J. Weber auf das Titelblatt meiner „Gedichte" setzen ließ, und die einen Löwen darstellte, der von einem reitenden Amor mit einem Seidenfaden gelenkt wird. Ludwig Speidel hat in seinem Artikel über Etienne dessen Kopfähnlichkeit mit der des „Königs der Wüste" accentuirt und ganz richtig hervorgehoben, daß schon die Schädelbildung unseres Freundes eine interessante Persönlichkeit erkennen ließ.

Robust angethan, wie wir uns den Samson der Bibel vorstellen, und allezeit aufgelegt, ihm lästige Banden zu zerreißen und sich unter Tempelsäulen zu begraben, war er in unbewachten Augenblicken wie ein stilles Kind, und er hielt in den Weihemomenten vertraulicher Offenbarung, die aber spontan eintreten mußten, mit dieser Schwäche seines Charakters, wie er sie nannte, nicht hinter dem Berge. War es zu verwundern, daß ein so zart besaiteter Mensch auch überaus die Kinder lieben mußte? Es blieb ihm versagt, und das war das Unglück und der nagende Kummer seines Lebens, eigene Kinder zu haben; unter strömenden Thränen klagte er vor mir einst über dieses Verhängniß, das ihm all sein Streben und Schaffen als unnütz erscheinen ließ. Um es wenigstens zum Scheine vor der Welt so gut zu haben, wie andere mit dem Kindersegen begnadete Familien, adoptirte er vor vier Jahren in Steiermark, wo er wiederholt ein Refugium gesucht hatte, ein Bauernkind, an dem er mit der innigsten Zärtlichkeit hing, und an das er jede erdenkliche Sorgfalt der reichsten Erziehung verschwenden ließ.

Die Kinderlosigkeit war vielleicht die Ursache, daß er sich über das Maß seiner kräftig angelegten Natur hinaus austobte und sich oft eine Spiel- und Tischgesellschaft gefallen ließ, deren Wahl er gewiß nicht nach geistiger Ueberlegung vollzogen hatte. Seine Wahl war aber, wo es sich darum handelte, die Interessen des Blattes zu fördern, dem er als Meister und Führer vorstand, eine richtige und vornehme, und es kann ihm also gewiß nicht die Menschenkenntniß bestritten werden, obgleich er in Ausnahmefällen zu nachgibig war.

Etienne hatte aber wieder eine Gesellschaft der besten und geistreichsten Art, und deren Kreis suchte er unabläßig zu erweitern. Diese Gesellschaft bestand nicht aus Menschen, sondern aus Büchern, für die er alljährlich Tausende von Gulden und darüber gern verausgabte. Auserlesen wie wenige Büchersammlungen ist seine Bibliothek, ein eigentlicher Schatz, der in dem geschlossenen Organismus erhalten bleiben müßte. Es dürften Wenige aufzufinden sein, die so viel und so Vortreffliches wie Etienne gelesen haben. Das Buch, das er vornahm und das ihn fesselte, legte er nicht mehr aus der Hand; das Opfer einer durchwachten Nacht erschien ihm gering. Dazu kam noch ein immenses Gedächtniß, das förmlich magnetisch das Gelesene festhielt. Wiederholt erzählte er mir den vollen Inhalt eines Buches mit allen Detailzügen und Nuancen, welche die künstlerische Ciselirung des Werkes bildeten. Es war eine Art von Selbstverleugnung und Beherrschung, daß Etienne, der über den geistigen Apparat einer so reichen Lecture und eines so starken Gedächtnisses verfügte, nur in den seltensten Fällen nach einem Citate griff. Auf eigenen Füßen und nicht auf Krücken stehen! das war sein Grundsatz. Das immense Bildungsmaterial, das er in Jahren angesammelt, lag nicht wüst und wirr neben- und übereinander; es hatte sich in ihm schon in Fleisch und Blut verwandelt, und wo er es verwendete, war es die flüssige Glockenspeise, die gestaltet aus der bindenden Form genommen, ihren vollen und eigenartigen Ausklang hatte.

Im Verkehr mit den Redacteuren seines Blattes war Etienne der liebenswürdigste Freund und College, was nicht ausschloß, daß er zeitweilig die Widerhaarigkeit seines Charakters herauskehrte, und daß es dann zu lärmenden Auftritten kam, die jedoch meistens zu einem versöhnlichen Ende ausliefen. Nicht als Massa unter Niggern, sondern als Präsident einer Republik gab er sich in der Redaction; vielleicht etwas zu nachgibig, wenn das Wetterglas auf „heiter" stand, aber auch dann lenksam, wenn er seinen stürmischen Tag hatte. Er hielt hartnäckig an seinen politischen Meinungen, sobald er sie ausgereift und zu Recht erkannt hatte. In literarischen Dingen hinwieder ließ er sich von Sympathien und Antipathien leiden, und so geschah es, daß er Producenten, für die er ein „faible" hatte, den weitesten Spielraum für ihre Thätigkeit gestattete, während er andere auf das kürzeste Maß reducirte. Das hätte allerdings zum Nachtheile des Blattes ausschlagen können, würde er sich nicht rechtzeitig corrigirt und seine endgültige Entscheidung nicht von dem Urtheile der unparteiischen Collegen abhängig gemacht haben. Nicht Ein Mal, sondern häufig übergab er mir ein Manuscript zur kritischen Prüfung; als ich es ihm mit dem Bemerken zurückstellte: „Das Ding scheint mir nicht recht zu taugen", hatte er als Antwort nur ein langgezogenes „So!" und nicht selten noch einen für sein Urtheil, das günstiger ausgefallen war, degradirenden Zusatz. Nach kurzem aber hatte der Secretair die Weisung, das Schriftstück mit einer höflichen Antwort zu retourniren. Wer Etienne richtig anzufassen wußte, der hatte ihn; er wollte nur nicht gewaltsam oder knechtisch unterwürfig umworben werden.

Von einem französischen Vater stammend und außerdem als Flüchtling des Jahres 1848 in Paris lebend, bis er in die Redaction der „Presse" Zangs eintrat, hatte er eine ausgesprochene Neigung für Frankreich. Aus dieser Neigung erklärt sich seine literarische Sympathie für Michelet und Victor Hugo, deren pathetischer Vortrag in Vers und Prosa von ihm weit über das kritische Maß bewundert wurde. Diese Neigung und Sympathie hinderten aber nicht, daß er im deutsch-französischen Kriege als ganzer Mann zur deutschen Sache stand. Erst als das hochtrabende Wort „Revanche" in Frankreich wieder von der Tagesordnung abgesetzt war, freute er sich der Nation, die sich durch das Unglück nicht beugen ließ und gab, ohne deshalb den deutschen Standpunkt zu verlassen, dieser Freude den lebendigsten

Digitized by Google

Ausdruck. Mit Thiers und durch diesen mit Gambetta befreundet, erwies er dem Letzteren nicht unwesentliche publicistische Dienste. Gambetta hat sich, namentlich während der letzten Anwesenheit Etiennes in Paris, nicht dankbar gezeigt, und kehrte selbst die unschönen Seiten des zur Macht gekommenen Parvenu heraus. Den Todten trifft nicht der Tadel, daß er sich gegenüber einer solchen Metamorphose des früheren Freundes in der Noth nicht mannhaft und würdig betragen hätte; dem Ueberlebenden aber haftet fortan der Makel des schlimmsten Undankes an.

Die Freundschaft stand mit rothen Festlettern im Buche seines Lebens, und es erschien ihm kein Opfer zu schwer, das einem Freunde in der Bedrängniß zu bringen war. Ich könnte Hunderte von Fällen erzählen, in denen er als Retter in das Schicksal Bedrängter eingriff; für den alten Bauernschmied sorgte er wie ein Sohn für den Vater, und diese Sorge kam nach dessen Ableben noch reichlich der Familie zu Statten.

Er hatte alle Vorzüge eines hochgebildeten Mannes, und seine Fehler, deren er auch einen Sack voll hatte, waren aus seinem leidenschaftlichen Naturel abzuleiten; die Schäden, die er mit seinen Fehlern anrichtete, wurden aber weitaus von seinen Vorzügen überwogen.

Ich bin wahrlich kein Freund von pomphaften Leichenbestattungen, die in den meisten Fällen durch den Reichthum der lachenden Erben auszurichten sind. Durch das großartige Leichenbegängniß Etiennes wurde aber nicht allein der Mann, den man zu Grabe trug, sondern auch der Stand, dem er angehörte, geehrt: und das ist ein leuchtendes Zeichen der Zeit, das wir nicht unterschätzen dürfen, weil wir in diesem Zeichen siegen werden.

Die „Neue Freie Presse" wird im Geiste Etiennes und seines Vorgängers Friedländer fortgeführt; sie hat längst in ihr den sicheren Schwerpunkt und glücklicher Weise tüchtige Männer, die, getreu den Traditionen des Blattes, dieses sieghaft durch alle Klippen bringen werden. Von der herrlichen Trias, die das Blatt begründet hatte, ist nur mehr Ein Ueberlebender, um diesen aber und um den Nachfolger Etiennes in der geistigen Leitung hat sich eine Schaar gruppirt, die das Andenken des Heimgegangenen unter seinem Banner heilig halten wird. Der Todte kann ruhig schlafen, die Ueberlebenden werden seinem Gedächtnisse Ehre machen.

Charlotte von Kalb.*)

Adolf Stahr hat vor einigen Jahren ein sehr strenges Gericht über Charlotte von Kalb, die als Freundin Schillers einem Jeden, als Freundin Jean Pauls nur Wenigen bekannt ist, gehalten. Er sucht sie als „Anempfinderin" darzustellen, welche „sich durch Leidenschaft und Eitelkeit getrieben fühlte, sich egoistisch an geistige Berühmtheiten anzuschließen, um dieselben möglichst dauernd an sich zu fesseln". Er findet, daß „das Charakteristische in ihrem Wesen einen gänzlichen Mangel an Gefühl für schlichte Einfachheit und Wahrheit bildet", daß „fast Alles an ihr gemacht, nichts aber naturwüchsig" sei. Die von ihrer Tochter als Manuscript herausgegebenen Memoiren, oder vielmehr, wie Stahr schreibt, die zwei wunderlich memoiristischen Romane (Andere kennen nur den einen Roman Cornelia), seien in ihrer phantastisch aus Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und Dürftigkeit des Inhalts gemischten Weise ein treues Abbild dieser Frau, die . . . mit ihrem hysterischen Behaben . . . als Repräsentantin der am Ausgange des 18. Jahrhunderts in einem Theile der deutschen adligen Frauenwelt herrschenden erkünstelten Ueberspanntheit angesehen werden könne.

Es wäre für Stahr, den wir um anderer, ausgezeichneter Schöpfungen willen hoch zu ehren und zu lieben haben, besser gewesen, er hätte jenen Aufsatz nicht geschrieben, denn es kann nicht leicht eine liebloſere, ungerechtere und oberflächlichere Beurtheilung geben. Wir können uns dieselbe nicht anders erklären, als daß Stahr, wie ja auch schon die zwei Romane, von denen er redet, beweisen, ununterrichtet an seine Aufgabe herangetreten ist. Und doch hatte, um von Palleskes sich auf Urkunden stützender Charakteristik der Frau von Kalb nicht zu reden, bereits 1852 Ernst Köpke sein vortreffliches Buch über dieselbe herausgegeben; und doch hätte Stahr, der bei Besprechung ihres Verhältnisses zu Jean Paul nichts weiter citirt als Spaziers längst veraltetes Buch über den Dichter, in dem 1863 von Ernst Förster herausgegebenen Briefwechsel zwischen Charlotte von Kalb und Jean Paul die klarste Widerlegung seines Urtheils gefunden; und doch hätte Stahr, wenn ihm dies noch nicht genügte, sich ebenso gut wie Andere einen Einblick in die für das große Publicum damals unzugänglichen Memoiren verschaffen können.

Wir sind Palleske zu großem Danke verpflichtet, daß er jetzt diese Memoiren veröffentlicht hat; sie gestatten uns zwar, wie wir zuletzt noch genauer sehen werden, keineswegs unmittelbare Rückschlüsse auf die Jugendzeit der Frau von Kalb, denn sie sind in ihrem hohen Alter von der seit vielen Jahren Erblindeten dictirt worden und stehen in dieser Beziehung bei weitem den Briefen an Jean Paul nach, deren erster im Anfange des Jahres 1796 geschrieben; Jedem aber, der sehen kann und sehen will, geben sie von dieser seltenen und in keiner Weise, wie Stahr will, mit einem Theile der übrigen Frauen des 18. Jahrhunderts vergleichbaren Frau ein so klares und dem von Stahr gezeichneten so diametral entgegengesetztes Bild, daß wir diese Publication mit der aufrichtigsten Freude begrüßen müssen. Sie ist in der That eine Rettung, eine Vertheidigung gegen einen Ankläger, dessen Tadel, wie Palleske mit ausgezeichneter Ironie bemerkt, um so schwerer wiegen mußte, als er in seinem Gefühl für Wahrheit und Recht selbst in die Vorzeit zurückgegangen war, um den Ruf einer Kleopatra durch Ehrenrettung zu heben. Doch wir lernen aus dem Buche nicht nur den Charakter und die Entwickelung Charlottens kennen: es ist auch ein vortreffliches Zeitbild, denn die Verfasserin hat, als eine Ebenbürtige, mit den Ersten ihrer Zeit in vertrauter, inniger Freundschaft gelebt. Sie erzählt uns vor Allem von ihren Beziehungen zu Schiller und ihrer Verehrung Herders, sodann auch von Goethe und Wieland, Matthisson, Bonstetten und Gotter, von der Herzogin Louise, der Frau von Stein und Bettina von Arnim. Hierzu kommen nun noch bald breit ausgeführte, bald nur mit wenig Strichen entworfene, aber immer prägnante Charakterschilderungen ihrer Verwandten oder von Personen, denen sie sonst nahe gestanden; ich erinnere nur an das insbesondere durch den Gegensatz zu ihr selbst interessante Porträt ihrer Schwester, des wilden, lieblich scharfen, schnippischen, muthwilligen, zur Schlauheit geneigten und am Glanze haftenden Lorchens, des Feenkindes. Es kommen endlich hinzu tiefpoetische, ebenso plastisch als farbenreich hingestellte Schilderungen von einzelnen Erlebnissen, Situationen oder Naturscenerien. Wir müssen es uns versagen, aus dieser Fülle auch nur Einiges herauszugreifen; als das Wichtigste erscheint uns jetzt die Frage nach ihrem Charakterbilde, darnach, ob Ankläger wie Stahr im Rechte sind.

Charlotte selbst sagt am Schlusse der Memoiren, daß Trauer und Demuth (sollte nicht „Wehmuth" zu lesen sein?) ihr Lied sei, daß Alles, was sie erfahren, nur Traurigkeit sei, daß dies ihr die Feder in die Hand gegeben und eigentlich ihre Begeisterung sei. Tiefe Tragik ist es in der That, was uns bis ins Innerste ergreift; kaum lächelt die Sonne mit ihren goldenen, heiteren Strahlen, so thürmen sich auch schon wieder düstere, Verderben und Unheil drohende Wolken am Horizonte der Verkannten und Schwergeprüften auf. Wohl begleiten wir das fröhliche Geschwisterpaar Charlotte und Friedrich in seinen ersten Jahren aufs Feld und in den Wald; wir begleiten das liebliche Mädchen, wenn es im Frühlinge, der Veilchen und Maien gebracht, hinauseilt, um Blumen und Kräuter zu sammeln und

*) Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten.) Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. 8. XX und 259 S. Mit dem Porträt der Verfasserin in Photographie. Stuttgart 1879, Karl Krabbe.

Digitized by Google

zu trocknen. Wohl lassen wir uns berichten, daß die Kinder nur „gute Stunden" gekannt; wohl glauben wir es Charlotte, daß sie, die das Lesen eigentlich erst in ihrem zehnten Jahre erlernt und auch nur wenig Geschick für weibliche Arbeiten zeigte, ein wildes Mädchen genannt und ihr Betragen ungeregelt, ihre Haltung ungefällig gescholten worden ist; wir glauben es, daß die Erinnerung an die so heiter und fröhlich verlebte Kindheit ihr zum Troste in den Tagen des Leides gedient hat. Allein nur zu bald entschwindet die fröhliche Zeit. Die Mutter stirbt, die Pflegemutter stirbt; und dies übt auf das zarte, feinbesaitete Kind eine so mächtige Wirkung, daß sich ihrer eine tiefe Melancholie bemächtigt. Die Mutter erscheint ihr des Nachts oftmals im Traume; am Morgen empfindet sie dann den Verlust um so herber. „Ich kann sagen," schreibt sie, „als Kind habe ich ausgeweint;" und als sie später die Nächte hindurch am Lager ihrer Pflegemutter wachte, war ihr „ihre Natur und Jugend wie mit dem Leichentuche bedeckt, das bald die Dulderin verhüllen sollte", ja das Leben überhaupt erschien ihr als Leichenzug. Diese Trauer fand ihr ganzes Leben hindurch immer neue Nahrung. Die Kinder hatten einen Hauslehrer. Dieser erzählte ihnen mystische Bekehrungsgeschichten; „grausig und beugend" erschienen ihr diese, und der tiefe Keim der Wehmuth wird in ihr, wie sie selbst sagt, dadurch genährt. Am Grabe von Schülerinnen hielt der Lehrer in Gegenwart Charlottens ernste, ergreifende Reden. Sie wurde hierdurch dem Irdischen entrückt und in Regionen geführt, wo Zeit und Raum nicht mehr Macht haben; sie empfand die Nichtigkeit alles Irdischen. Mit heiligen Schauern betritt sie die Kirche, als die Stunde herannaht, in der sie eingesegnet werden soll. Sie ist wie nur Wenige von dem tiefen Ernst der feierlichen Handlung durchdrungen, denn sie ist ja jetzt mit der „Geisterwelt vereinigt, die da war, ist und sein wird;" sie fühlt sich als Erbin des Reiches, welches nicht von dieser Welt ist. Als sie, dem Drängen ihrer Familie nachgebend, einem ungeliebten Gatten, der ein braver Mann ist, aber ihren hohen Sinn nicht zu fassen vermag, die Hand reicht, da werden schon die ersten Monate „schlummernd, trübselig dahingebracht". Charlotte sieht hierauf Schiller und entflammt von Begeisterung für seinen Genius. Aber nur allzu schnell entflieht der Traum eines seligen Glückes; der Freund scheidet und sie steht wieder vereinsamt. Schmerzlich ist ihr die Erkenntniß, daß, wenn uns Wesen entgegenkommen, in denen wir das Herrlichste ahnen und erkennen, mit denen wir Stunden der Weihe verlebt, uns doch ein dämonischer Muthwille trennen kann. Der Mensch hat, so scheint es ihr, kein Recht auf Glück des Daseins; Schwermuth ist und bleibt ihr Genuß; „Nacht ist ihr Tag, Trauer umfaßt das pilgernde Leben."

Schon als Kind hat sie die Einsamkeit gesucht, das Verlangen nach Alleinsein gefühlt. Denn nur in der schweigsamen Stille begründet sich ja allein der Friede, von dem gesagt ist, daß er über alle Vernunft ist. „Da nur verstehen wir," schreibt sie nach Schillers Abreise, „den Geist der Vergangenheit, vernehmen die traulichen Reden der Abgeschiedenen." Bereits in ihrer Kindheit erregte die Schwäche ihrer Augen Besorgniß bei den Eltern; sie steigerte sich bald derartig, daß Charlotte auf ihren höchsten Genuß, auf das Lesen von Büchern, verzichten mußte. Aber dennoch sehnte sie sich nicht nach Umgang mit Andern, dieser schien ihr hemmend und verwirrend, die Einsamkeit der Dämmerung dagegen war ihr Ruhe und Licht. In Weimar fühlt sie sich fremd; fremd aber erscheint ihr nicht blos diese Stadt, sondern das ganze Leben; sie findet, daß sie einer andern Zeit angehört, daß ihr hier nicht „ernstes Wohl noch Frieden" beschieden. Schaal und leer und verächtlich erscheint ihr die Gesellschaft; sie dient nur dazu, den melancholischen Ernst in ihr tiefer und mächtiger auszubilden, denn was ihr selbst hoch und heilig ist, das wird dort verspottet, was die Andern preisen, das dünkt ihr wenig erstrebenswerth.

Sie ist eine tief innerliche Natur, die sich mit Wonne in die Mysterien des Christenthums versenkt, die nach Erlösung schmachtet und überall das Walten Gottes, ihres Vaters, erkennt, dem sie sich voll und ganz hingeben möchte.

Schon ihr Großvater hat, wie sie am Anfange der Memoiren berichtet, die Stunde seines Todes im Voraus geahnt, trotzdem er noch rüstig und kräftig dem Waidwerk nachging. Sie selbst wird durch beängstigende Träume auf den Tod des geliebten Vaters, der treuen Schwester Wilhelmine vorbereitet. Es ist ihr ganz undenkbar, daß der Geisterglaube nur ein leerer Wahn sei. „Wir leugnen," ruft sie aus, „Erscheinungen oder erheben vor solchen; können wir aber ihr Dasein leugnen?" „Wer möchte dem Gespensterglauben huldigen? Doch die Leugnung ist noch schwerer; manch mächtiger Sinn wußte von der Geisterwelt." Die moderne Weltanschauung von der Diesseitigkeit kann sie nicht „nachschnabeln", ihr ist der Glaube, daß alles Natürliche dennoch wundersam und unbegreiflich, eine Andacht. Einer ihrer Freunde meint, sie hätte im Mittelalter leben sollen, um da „Heimat für ihren geistigen Ernst zu finden". Das Verlangen nach geistigem Leben ist ihr ein hohes Mysterium. Mit Begeisterung vertieft sie sich in das Studium der Mystiker, deren Feuer ja doch nur die verachten, welche sie nicht verstehen; ihren geliebten Herder glaubt sie nicht mehr ehren zu können, als wenn sie ihn einen Mystiker, d. h. einen „innigen Menschen" nennt. Um die Anschauung, das Schauen ist es ihr zu thun, um die Versenkung ins All. Die Beschaulichkeit dünkt ihr das edelste Loos; als höchsten Grad derselben bezeichnet sie die Religiosität. Sich ergeben ist es, worauf es ankommt. „Ergebt Euch ganz," so ruft Charlotte aus, „laßt Euch todt sein im Willen ... folgt in Allem ohne Widerstand der Vorsehung im Schicksal. Ist ja doch der Wille Gottes, daß die Seele dem sie beschränkenden Sinn absterbe, damit Gott sie bewege, sie verwandle nach seinem Wohlgefallen. Nicht auf Menschen sollen wir unsere Hoffnung setzen, sondern auf das Licht von oben; wir Alle sollen nur einen Vereinigungspunkt haben, den in der Urkraft, wir sollen echte Christen sein." Charlotte ist Protestantin; sie fühlt sich aber von Kind an durch die Mysterien der katholischen Kirche auf das Lebhafteste bewegt. Als sie in ihrer Kindheit mit Verwandten das Kloster Banz bei Coburg besuchte und das Gespräch auf die Erscheinung der vierzehn Heiligen sich lenkte, war sie unter Allen die Gläubigste und erkundigte sich begierig nach den Schicksalen der Heiligen. Aufmerksam lauschte sie in Bamberg den Erzählungen der vertriebenen Jesuiten; sie rühmt ihr sanftes, edles Betragen, ihre „ideelle Unterhaltung". Als sie auf Schloß Dankenfeld weilte, besuchte sie oft und gern die nahe gelegene Abtei Ebrach im Steigerwalde; sie mischte sich in die Schaar der Betenden und der die Perlen des Rosenkranzes Zählenden, und diese erweckten Neigung in ihr für ihre Kirche. Sie weiß wohl, daß in den Kreuzgängen der Klöster Unmuth und Unnatur heimisch waren; sie fügt aber sofort hinzu, daß Jedes sich nach sicherer Einsamkeit sehnt, wenn das Auge sich nach reinerem Lichte richten möchte und demnach möchte sie selbst in solch geweihten Hallen wohnen. „Du weißt," schreibt sie 1831, „ich liebe die Klöster; unsere Generation ist bongré malgré zum Klosterstand berufen und das wird sich in Zukunft noch sehr vermehren."

Dies etwa wäre Charlottens Glaubensbekenntniß; für uns das Wichtigste des Buches. Ehe wir einen Rückblick auf dasselbe werfen, müssen wir noch auf den Stil, in welchem sie redet, hinweisen. Derselbe harmonirt vollkommen mit dem Inhalte; er ist, wie schon Köpke hervorgehoben, mystisch, dunkel, orakelhaft und sibyllenhaft. Des Abweichenden von dem uns Gewöhnten findet sich gar vieles. Charlotte redet von ausheimisch, Wesenheit, Schwebung, Willkommenheit, von hinwallendem Sinn; sie braucht Wendungen wie: „tiefer die Fügungen des Seins fühlen"; bildet Sätze wie: „die solcher Freundschaft Genossen waren, sie will ich nennen". Gar oft bemerken wir das veraltete „allda", noch häufiger den Gebrauch von „so" in Sätzen wie „Gesinnungen, so dem Tage Werth verleihen"; endlich ließen sich noch viele Beispiele von ungewöhnlichen Inversionen anführen.

Wie steht es nun alledem zufolge mit dem Stahr'schen Urtheile über Charlotte von Kalb? Daß in ihr Alles Natur, nichts gemacht war, daß sie eine treu und redlich nach Licht und Wahrheit ringende Natur war, die ob ihrer Schicksale unserer

Digitized by Google

innigsten Theilnahme sicher ist, das Alles wird wohl Niemand mehr leugnen wollen.

Und doch steht Charlotte von Kalb nicht nur in ihrer Zeit vereinsamt da; eine noch viel tiefere Kluft trennt sie von unserer Zeit. Ihre Erscheinung ist, wenigstens so wie sie sich in ihren Memoiren zeigt, ein Anachronismus; und wer ihr ein anderes denn rein historisches Interesse entgegenbringt und sie in anderer Weise denn einen Mystiker des Mittelalters, der nicht mehr in unsere Zeit paßt, verehrt, der macht sich gleicher Weise des Anachronismus schuldig. Ich fürchte, das Buch wird nur wenig Verehrer, nicht bei den Literarhistorikern, sondern bei den Gebildeten überhaupt finden, lediglich deshalb, weil wir dem Christenthum gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen. Die Mehrzahl versichert freilich mit Eifer und geflissentlich, sie seien noch Christen; sie sehen mit vornehmer Miene glaubenssicher auf so arge Antichriste wie Strauß und Feuerbach herab. Verlangt nun aber einer, daß sie auch Ernst machen und sich vom christlichen Geiste wirklich durchdrungen zeigen, welcher nichts Anderes ist als der Geist der Jenseitigkeit, des Dualismus, welcher lediglich im Himmel seine Heimat, in der Erde das Jammerthal sieht, und welcher zur Consequenz den Katholicismus mit seinen Mönchen und Klöstern hat, so sträuben sie sich energisch und versichern: das sind ja alles Entartungen, über die wir, die Freisinnigen, längst hinaus sind. Uns sind die klassischen Typen des Christenthums nicht sympathisch, oder vielmehr, sie sind gar nicht klassisch, sie sind eine Verirrung. Aber es scheint auch, als wenn ebenso den Andern, welche consequenter sind als diese jüngst erst von Vischer so tapfer gegeißelten Halben, die Erscheinung Charlottens zunächst unsympathisch sein müßte. Sehen sie doch in dem Christenthum eine veraltete Weltanschauung; haben sie doch gebrochen mit der Lehre vom Jenseits und vom außerweltlichen Gott; sehen sie doch in Kant und seinen großen Nachfolgern die Apostel der Neuzeit; verehren sie doch in Strauß, welcher noch zu Lebzeiten von Charlotte von Kalb seinen so glänzenden Sturm gegen die Burg begann, welche der einsamen blinden Dulderin im Schlosse zu Berlin so uneinnehmbar erschien, einen der ersten Genien. Und doch wird meiner Meinung nach Charlotte gerade bei diesen die gerechteste Würdigung finden. Sind ja doch gerade sie auf das Tiefste von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Christenthums durchdrungen, verstehen ja doch gerade sie weit besser als jene Flachen, daß das Christenthum eine besondere, von der unsrigen durchaus verschiedene, aber trotzdem großartige und bewunderungswürdige, das vielgepriesene Alterthum hoch überragende Weltanschauung ist, wissen ja doch gerade sie sich hineinzuversetzen in die Gemüther Derer, welche im Jenseits den Frieden finden. Oder ist etwa nicht grade von den am weitesten Fortgeschrittenen erwiesen, daß sie einst mit Inbrunst das Christenthum umfaßt haben, daß gerade ihre tiefe Religiosität sie dazu getrieben, sich einen anderen Punkt zu suchen, von dem aus die Welt zu bewegen? Alle diese werden auch Charlotte von Kalb sympathisch begrüßen, denn sie werden sie verstehen. Sie werden aber ihr Geschick bedauern, welches sie hinderte, bis zu der Weltanschauung unseres Jahrhunderts vorzudringen und in ihr einen ganz anderen Frieden zu finden als ihn die Lehre der Vergangenheit, das Christenthum, zu geben vermag.

Doch es bleibt uns jetzt noch die eine hochwichtige Frage zu erörtern, ob wir die vorliegenden Memoiren ohne Weiteres als Quelle für die Jugendzeit Charlottens, insbesondere auch für ihr Verhältniß zu Schiller ansehen dürfen. Diese Frage bejahe ich nur in sehr bedingter Weise. Nicht etwa als ob Charlotte absichtlich irgendwie von der Wahrheit abgewichen wäre; im Gegentheil, jede Zeile ihrer Memoiren widerlegt diesen Wahn. Wohl aber ist Charlotte in ihrem hohen Alter gar nicht mehr im Stande gewesen, ihre Jugendzeit objectiv aufzufassen; sie erblickt sie lediglich im Lichte dieser späteren Zeit. Die Keime ihres Spiritualismus sind zwar schon in ihrer Jugend zu erkennen, sie hat aber damals zu den Kindern der Welt gehört wie nur einer der Starkgeister. Erst im Laufe der Zeiten haben jene Keime Wurzel gefaßt und sich zu einer Pflanze, die Alles überwuchert, ausgebreitet. Jetzt ist ihr Alles in den christlich-mystischen Nebel und Duft gehüllt, auch Schiller redet nicht wie wir ihn aus seinen Briefen und Schriften kennen, sondern als Zwillingsbruder der mystischen Charlotte. Wäre Charlotte damals wirklich so gewesen, wie sie sich in den Memoiren zeigt, so wäre es unbegreiflich, wie der auf einem ganz anderen Standpunkte stehende Schiller ihr jemals auch nur die geringste Sympathie hätte entgegenbringen können. Der unwiderleglichste Beweis für Alles dies sind uns die Briefe Charlottens an Jean Paul und Jean Pauls Linda im Titan, zu welcher bekanntlich Charlotte von Kalb die wichtigsten Züge geliehen. In ihren Briefen ist nichts von jener gottergebenen Ruhe, die sich der Führung des Schicksals willig überläßt und keinen höheren Genuß kennt als die Versenkung in Gott. Alles vielmehr athmet dort die tiefste, glühendste Leidenschaft für das Leben im Diesseits, für die Gegenwart, für das rein Menschliche. Wir sehen ein liebendes und liebebedürftiges Weib vor uns, welches mit all ihrer Kraft nicht Gott oder Christus umfaßt, sondern den sterblichen Mann, in welchem sie all ihre Ideale verkörpert sieht; ein Weib, dessen Seligkeit, dessen Ruhe allein der Besitz dieses Mannes ist; ein Weib, welches ganz als die Titanide erscheint, wie sie Jean Paul später geschildert. Und wie verschieden ist hier nicht ihr Stil von dem der Memoiren! wie glatt und mühelos enteilen ihr hier die Worte; bald einem munteren Bächlein gleich, bald wie ein mächtig brausender Strom fließen sie dahin; nichts Gesuchtes, nichts Gequältes, Abstruses, Geschraubtes! Und nun gar die Linda des Titan! Niemand sollte doch über Charlotte von Kalb urtheilen oder schreiben, der nicht diesen Charakter auf das Genaueste studirt hätte. Wir ersehen aus ihm ebenso wie aus den Briefen Jean Pauls, was dieser an Charlotte bewundert und was er an ihr vermißt. Als eine Juno oder Minerva, nicht aber als Madonna erscheint sie ihm, als Heroine, Uranide von männlichem Muth und männlichem Willen. Sie liebt innig und feurig, und doch haßt sie die Ehe als eine Schranke der Freiheit. Sie ist Jean Paul zu titanisch, zu genial. Denn es wohnen zwei Seelen in seiner Brust; er ist nicht blos der Dichter des Hesperus und des Titan, sondern auch des Wuz und des Fixlein. Charlotte aber hat gar so viel des Erhabenen, gar so wenig des Lieblichen, Idyllischen. Jean Paul aber will ein sanftes, gutes Mädchen, das ihm etwas kochen kann und das mit ihm harmlos plaudert. Es ist nicht genug zu beklagen, daß Charlotte durch den Tod verhindert wurde, ihre Memoiren bis zu ihrer Bekanntschaft mit Jean Paul auszudehnen; wir würden dann den Widerstreit ihres späteren Standpunktes mit den Jugendbriefen erkennen und würden in ihr noch etwas Anderes sehen als eine katholisirende Pietistin. Oder, blicken wir auf das Porträt Charlottens, welches den Memoiren beigegeben ist, paßt dies wohl mehr zu den Memoiren oder zu den Briefen und zur Titanide? Und doch lassen sich, ich wiederhole es, die Keime ihres späteren Standpunktes ohne Mühe auch in ihrem Briefwechsel finden; ja wenn wir daran denken, daß gerade Jean Paul in einigen seiner großen Romane der Dichter der Jenseitigkeit, des Todes, der Sehnsucht, des Schmerzes ist, so werden wir begreifen, wie Charlotte ihr ganzes Leben hindurch gerade in Jean Paul den ihr congenialen Geist finden, noch weit mehr finden konnte und mußte als in Schiller.

Wir dürfen nicht schließen, ohne noch darauf hingewiesen zu haben, daß Palleske nicht nur durch die Publication überhaupt sich unsern Dank erworben, sondern auch durch die Feinfühligkeit und Wärme, mit der er die Einleitung geschrieben, durch das Geschick, womit er den Text, da wo es nöthig war, hergestellt und berichtigt, durch die Gelehrsamkeit und genaue Kenntniß, mit der er die Anmerkungen hinzugefügt hat. Auch der Abdruck von Charlottens Dichtungen „Maya — Fimanté" und „Das Mahl" ist uns nicht minder willkommen wie der zum Theil noch neues urkundliches Material bietende Anhang.

Paul Nerrlich.

Digitized by Google

Aus Paris.

Die Dramaturgen der Vergangenheit bearbeiteten mit besonderer Vorliebe das Ende des Menschen. Unsere Theaterdichter neuester Schule beschäftigen sich mit des Menschen Anfängen. Die Ersteren fühlten sich durch das gewaltig Geheimnißvolle des Grabes angeregt und schnitten aus den Leichentüchern ihrer Heroen langathmige Tragödien, Schauspiele und grobe Melodramen. Die Theatertriumphatoren unserer Tage suchen ihren Stoff in der Kinderstube und stellen inmitten der drei oder vier Acte eines wohlconditionirten Lustspieles eine Schaukelwiege auf, um die herum ein Dutzend Personen, in allerhand Intriguen verwickelt, sich winden und drehen. Ein solches Wiegenstück kann sogar Kassenstück werden und den Bann brechen, der seit Jahren über ein Theater verhängt war. Wir besitzen auf dem Pariser Pflaster zwei oder drei Exemplare solch eigenthümlicher Kunstinstitute, die das ganze Jahr mit Schließen und Wiedereröffnen zubringen. In der jemaligen Pause liegt meistens eine Concursansage und die interimistische Leitung besorgt jener Masseverwalter, der die Specialität hat, bei bankerott gewordenen Theatern zu operiren. Ein jovialer Kauz, dieser Syndic des faillites théâtrales, er kennt vermöge seiner langen und oft anstrengenden Praxis das Fach aus dem Fundamente und könnte unserem schreibseligen und lernbegierigen Intendanten, Herrn Turquet, nützliche Vorlesungen halten. Er, der Unglückliche, hat bei den aufgenommenen Inventaren so viele Geistesproducte in zwei, drei, vier, ja fünf Acten aufgefunden! Er hörte die Wehklagen so vieler um ihre Hoffnungen betrogenen Autoren und um ihre Gage gekommenen Schauspieler, es machten ihm so viele reclamationslustige Gestirne den Hof! Das nützt mehr als alles Nachgrübeln und Stubenstudium über den „Verfall der dramatischen Kunst", ein sehr brennendes Thema, dessen Gluth durch die Ströme von Tinte, die darüber geflossen, noch immer nicht abgekühlt wurde.

Ein solches „Auf- und Zu-Theater" war bis jetzt das sogenannte Théâtre des Arts, der Name brachte der Bühne kein Glück, bis unlängst „Der kleine Ludovic", das eine jener Anfangs erwähnten Wiegenstücke, das Licht der Welt erblickte. Diesmal wurde die Dosis sogar gleich verdoppelt, denn das übrigens ganz amüsante Stück fußt auf der Eifersucht zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, die zur nämlichen Zeit, der erstere unverhofft, Papa geworden. Der kleine Ludovic ist die Spätfrucht des schwiegerelterlichen Paares, welches sich nicht recht traut, den absonderlichen Familienzuwachs der verheiratheten Tochter und deren Mann anzuzeigen. Ungerechtfertigtes Mißtrauen, denn die Mittheilung wird mit einigem Befremden, aber ohne das gefürchtete Gespötte oder Aergerniß entgegengenommen. Ja, die beiden Sprößlinge, Ludovic und Isidor, werden unter dem nämlichen Dache geschaukelt, gestillt und von ihren respectiven Ammen eingesungen, bis der häusliche Krieg losbricht, weil jeder Papa den seinen als ein Meerwunder zum Nachtheil des andern preist; daher Streitigkeiten, die bis zu Prügelscenen gehen, an denen sich das Publicum allabendlich ergötzt. Der Masseverwalter hat, ich fürchte es, für denselben an dem Théâtre des Arts eine gute Kundschaft verloren, das Haus ist alle Abend voll und ganz wie im Théâtre français hat man den Orchesterraum für die Zuschauer eingerichtet. Als ich vorige Woche etwas spät hineinkam, mußte ich mich mit einem Strohsessel begnügen, und saß so hart an der Bühne, daß ich die Striche chinesischer Tinte hätte zählen können, mit welcher die grande-coquette ihren Augen einen andalusischen Ausdruck zu verleihen trachtete. Dieses Wiegenstück thut jedoch dem Erfolge der verwandtschaftlichen Posse „Nounou" im Théâtre Gymnase keinerlei Abbruch. „Nounou" ist die familiäre Bezeichnung für Amme, das Wort dürfte schwerlich selbst in der nächsten revidirten Ausgabe des akademischen Lexicons vorzufinden sein; aber das Argot kümmert sich jetzt nicht mehr viel um die Bestätigung der Staatsweisen im Palais Mazarin. Es hat seine Zuhälter, welche diese Ausdrücke in die Schrift- und Bühnensprache gewaltsam einbürgern und selbst der gebildeteren Menge aufdrängen, die sich vielleicht denkt, daß eine Silbe eine Silbe und ein Schall ein Schall ist. In „Nounou" wird uns zwar nur ein einziges Exemplar des die bekannte Milchkneipe besuchenden Weltbürgerchens geboten; dafür erfreut sich die Technik der Kindererziehung einer eingehenderen Würdigung. Nounou, eine recht appetitliche Bäuerin aus der Normandie, ist viel umworben; die beiden Großpapas des Kleinen machen sich viel in der Kinderstube zu schaffen und man weiß nicht recht, ob mehr aus Liebe für den Kleinen als aus Interesse für dessen Pflegerin. Nebenbei bemerkt wirft dieser Wettlauf zweier ältlichen Satyre um eine Ammenschürze ein ziemlich bezeichnendes Licht auf die Wahl der Mittel unserer Tagesdramaturgen. Außerdem muß sich Nounou den Nachstellungen ihres Ehegatten entziehen, dem der Verkehr mit seiner Ehehälfte während der Zeit streng untersagt wurde, medicus dixit. Dieser Arzt, ein Kabinetstück mit einer hübschen Glatze und noch viel hübscheren Frau, entgeht für diesmal mit genauer Noth der bewußten Gefahr ..... Der Vater des Säuglings hat auf Anrathen einer vorsorglichen Schwiegermutter einen aus den Händen des Doctors kommenden calmirenden Trank genommen, gerade kurz vor der beabsichtigten Schäferstunde mit der leichtlebigen Doctorsfrau. Die negativen Folgen siehe im Stücke, wer die richtige Temperatur des heutzutage auf französischen Genrebühnen Erlaubten und Möglichen ermessen will. Zuletzt wird durch einen Streit in der Küche Alles aufgedeckt, und während Herrschaft und Dienstboten untereinander streiten, geräth der Säugling an Stelle eines fürs Frühstück bestimmten Hummers in die bereit gehaltene Platte. Im Gymnase scheint sich das Publicum um das Stück selbst wenig zu kümmern. Die Zoten werden als etwas ganz Gewöhnliches kaum mehr beachtet; dafür lacht und jubelt Alles auf, wenn irgend ein kleines häusliches Detail der Kinderpflege vorkömmt. Wenn Frl. Dinelli, die Amme, die hölzerne Puppe, welche den Kleinen vorstellt, herzt oder ihn mit dem üblichen do do do l'enfant einlullt, so erreicht der Erfolg des Abends seinen Höhepunkt und ein bedeutsames Ah! freudiger neugieriger Ueberraschung begrüßt das Aufgehen des Vorhanges bei Beginn des dritten Actes, wo uns eine vollständige Küche mit wahrem Kochgeräthe, glänzenden Casserolen, schimmernden Pfannen gezeigt wird, und wo an einem wirklichen Herde von der Darstellerin, welche diese Rolle gibt, mit allem Eifer eines Cordon bleu, dessen Ruf an einer Sauce hängt, gekocht wird. Fast sollte man versucht sein, den Propheten des neuen Glaubens Recht zu geben, die versichern, daß auch das Theaterpublicum dem Naturalismus huldige und auf der Bühne wie im Romane die Photographie des Lebens in seinen kleinlichen, beinahe intimen Details zu finden wünsche. Man bleibe aber um Gotteswillen, wie verführerisch die Extreme auch für gewisse Geister sind, doch wenigstens auf den, wie das Gymnase für ein elegantes Publicum bestimmten Bühnen, innerhalb gewisser Schranken; denn wenn man über die Intimität des Küchenherdes hinwegginge, wohin könnte man den Zuschauer dann noch führen? Seien wir in dieser Beziehung nicht besorgt. Die Reaction gegen den Naturalismus oder richtiger den Zolatismus beginnt. Man hat dafür gewichtige Belege in Octaveformat; einer der beiden literarischen Zwillinge, welche dem Assommoir und diesem ähnlichen, seitdem auf dem Platze coursirenden Romanen die Straße geebnet hatten, Edmond de Goncourt, leistet in seinem neuesten Werke, Les frères Zemganno, feierlich Abbitte mit aller rückhaltslosen Aufrichtigkeit, die sich ein Mann erlauben kann, der auf der neu zu betretenden Bahn von seinem Talente neue Erfolge erwarten darf. Realismus ja, richtige Schilderung der Kämpfe, der Mühsalen des irdischen Lebens ja, Studien der Leidenschaften gewiß, aber mit Verfolgung eines höheren Zweckes und Beachtung jenes Ideals, jenes poetischen Funkens im menschlichen Herzen, den die sogenannte naturalistische Schule in dem schmutzigen Seifenwasser im Waschtroge des Assommoir erlöschen möchte. Das Buch Goncourts gehört zu jenen, die sich nicht gut analysiren noch recensiren lassen. Es ist, wie uns die Vorrede aufmerksam macht, inmitten beständiger krankhafter Aufregung, mit krampfhaft zitternder Feder geschrieben worden; es ist ein Buch, dessen Entstehen dem Verfasser unsägliche Schmerzen bereitete und den-

Digitized by Google

noch geschrieben werden mußte. Diese beiden gymnastischen Künstler, die Brüder Zemganno, Brüder durch die Verwandtschaft sowie durch die Gemeinsamkeit der Empfindungen, diese beiden Brüder, die zu einer einzigen Seele, die in zwei Körpern wohnte, verschmolzen waren, nannten sich im wirklichen Leben Edmond und Jules de Goncourt. Wie die Gymnasten Zemganno auf ein besonders schwieriges, halsbrecherisches Saltomortale sannen, wie sie sich in ihren Studien und Uebungen gegenseitig aneiferten und aufmunterten, so schufen und wirkten im Vereine die unzertrennlichen Dioskuren, welchen man nebst einigen Romanen bemerkenswerthe Forschungen über das verflossene Jahrhundert verdankt. Und wie im vorliegenden Roman einer der Brüder Zemganno bei der Ausführung seines gewagten Sprunges sich Hals und Bein bricht, so raffte inmitten der angestrengtesten Thätigkeit der Tod den jüngeren Goncourt weg. Das Schmerzliche in dem Roman ist hier wahrlich aus dem Leben gegriffen und im Herzen empfunden worden; daher die packende, wehmüthige Wirkung dieses Buches.

Einen andern Beweis, daß kräftige, ja sogar brutale Themas nicht nöthig haben, durch zotige Arabesken illustrirt zu werden und auch nicht in gemeiner Sprache behandelt zu werden brauchen, um ihren Weg durch die Leserkreise zu finden, liefert Le fils de Coralie, von einem jüngeren Autor Herrn Delpit. Wer Balzac gelesen, denkt bei dem Namen Coralie unmittelbar an das „Glück und Ende eines großen Mannes aus der Provinz in Paris". Die Theaterprinzessin Coralie, welche darin vorkommt, stirbt am Schlusse an einem Brustleiden und an Liebe, wie die spätere Camelien-dame. Die Coralie des Herrn Delpit ist auch eine Courtisane, wie jene Balzacs, aber sie stirbt nicht so rasch und hat einen Sohn, dessen Leidensgeschichte uns Herr Delpit ergreifend schildert, mit Betonung des Unglücks für einen ehrlichen jungen Mann, eine solche Mutter sein nennen zu müssen. Dieser realistische Roman fand zuerst in der „Revue des deux mondes" Aufnahme, welche ebenfalls von der herrschenden Tendenz zum Glück nur bis zu einem gewissen Punkt angesteckt wurde.

Nun — die nächste Broschüre? fragte ich unlängst Alexandre Weill, der von dem chronischen Uebel befallen ist, kleine Werkchen zu schreiben. „Warten Sie nur, bis die Woche um ist," lautete die Antwort. Und richtig hat sich seitdem die Literatur um eine „Conversation zwischen Balzac, Sue und Heinrich Heine" bereichert, die gegen 1838 am gastlichen Tische Weills stattfand. Alexandre hatte alle Drei gekannt und alle Drei überlebt, er kann heute, ohne des Betruges geziehen zu werden, das Protokoll über diese Frühstücksplauderei aufnehmen und veröffentlichen. Merkwürdig genug, daß von diesen drei Figuren, die Weill um den Tisch sitzend zeigt, Balzac heute als vergangen, Sue als vermodert — Heinrich Heine dagegen als noch immer actuell zu betrachten ist. Die Aphorismen des Ersteren haben einen ranzigen Beigeschmack, sie tragen Gamaschen und lange an der Taille geschnürte Röcke à la mode von 1840, Sue scheint, wenn er spricht, schon einer ganz anderen Welt anzugehören — Heines Witz dagegen lacht und lebt; — er dürfte gestern auf dem Boulevard vor Tortoni seine Raketen abgeschossen haben.

Paul d'Abreſt.

Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems.

Von Carl du Prel.

(Schluß.)

Gehen wir nun zu den Asteroiden über, jener Gruppe von kleinen Weltkörpern, welche zwischen Mars und Jupiter kreisen. Es sind deren nahezu 200 und zwar im Verlaufe dieses Jahrhunderts entdeckt worden. Auch in dem Schwarme dieser kleinen Sterne sind Anzeichen vorhanden, die für die Thätigkeit einer stattgehabten indirecten Auslese sprechen. Wie innerhalb des Saturnringes finden sich auch hier die Lücken an solchen Orten, wo eine rationale Umlaufszeit mit dem benachbarten Jupiter gegeben wäre, wo also die größte Jupiternähe immer in demselben Bahnpunkte eintreten würde und die Störungen sich summiren müßten. Davon abgesehen scheint sogar die indirecte Auslese innerhalb dieser Gruppe auch in Zukunft noch stattfinden zu müssen, weil hier Störungen noch anderer Art möglich sind. Denn während die Planetenbahnen durch weite Abstände getrennt sich gegenseitig einschließen, d. h. nahezu concentrische Kreise mit der Sonne als gemeinschaftlichem Mittelpunkte beschreiben, finden sich mehrere Asteroidenbahnen, die sich gegenseitig durchschneiden. Asteroiden, die auf solchen Bahnen wandeln, können sich also möglicher Weise einmal begegnen. In dieser Gruppe scheint also die indirecte Auslese zwar die Körper von rationalen Umlaufszeiten beseitigt zu haben, aber ihre Thätigkeit ist noch nicht zu Ende.

In der Planetengruppe ist also der Proceß der Auslese abgeschlossen, das Unzweckmäßige ist beseitigt; in der Asteroidengruppe dagegen, in welcher doch eine doppelte Gelegenheit zu Störungen gegeben ist, gelegentlich welcher Auslese eintreten kann, ist der Proceß gleichwohl noch nicht abgeschlossen. Daraus folgt, daß hier die indirecte Auslese noch nicht so lange thätig ist, d. h. daß die Asteroidengruppe noch nicht so lange besteht, als die der Planeten.

Hier stehen wir aber geradezu vor einer Antinomie; denn andrerseits ist klar, daß die Asteroiden älter sein müssen als die nach denselben abgetrennten, der Sonne näher gelegenen Planeten: Mars, Erde, Venus und Merkur. Zur Lösung dieser Antinomie sind wir zu der Annahme gedrängt, daß zwar die Asteroiden als solche, d. h. als Mehrzahl kleiner Körper, jünger sind, als diese Planeten, daß aber diese Mehrzahl nicht ursprünglich ist, und die Asteroiden Bruchstücke eines Planeten sind, der nach Jupiter und vor Mars sich von der Sonne ablöste. So ergibt sich vom Standpunkte der indirecten Auslese mit logischer Consequenz eine Hypothese, welche aus empirischen Gründen aufzustellen die Astronomie sich schon längst genöthigt gesehen hat.

Wenn ein Centralgestirn um seine Achse rotirt, so sind es die äquatorealen Theile, welchen durch die Drehung die größte Fliehkraft ertheilt wird. Die Abtrennung eines Begleiters kann demnach nur in der Form eines äquatorealen Ringes geschehen, und zwar müssen diese Ringe ursprünglich concentrisch sich eingeschlossen haben. Es muß daher sowohl bezüglich der elliptischen Bahnen der aus diesen Ringen entstandenen Planeten, wie insbesondere bezüglich der sich schneidenden Asteroidenbahnen auf eine spätere Veränderung geschlossen werden. Dieser Schluß ist auch vom Standpunkte der indirecten Auslese für die Asteroiden bestätigt worden.

Untersuchen wir mit Bezug hierauf noch die zahlreiche Gruppe der Kometen. Nicht blos hinsichtlich ihrer physikalischen Beschaffenheit, sondern auch hinsichtlich ihrer Bahnen sind dieselben von den Planeten und Asteroiden so total verschieden, daß man ihren Ursprung von dem der Planeten vollständig trennen zu müssen glaubte. Bald leitete man sie aus den kosmischen Nebeln ab, bald schob man in die Entwicklung des Sonnensystems eine Periode der Kometenbildung ein; aber in allen diesen Hypothesen, in welchen die Kometen ganz unvermittelt neben den Planeten herlaufen, konnte man sich auf empirische Vorgänge nicht berufen.

Auch die Geologie stand einst in diesem Stadium der Entwicklung zur Zeit Cuviers und seiner Katastrophentheorie; aber diese Vorstellung wurde verdrängt und Lyell erklärte die Bildung der Erdkruste aus Vorgängen, die noch immer geschehen.

Halten wir vorerst an der Ansicht fest, daß die Abtrennung eines Begleiters von seinem Mutterkörper nur in der Form eines äquatorealen Ringes möglich ist, der sich allmählich zur Kugel umwandelt. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß sich bei dieser Vorstellung durchaus kein Anknüpfungspunkt ergibt, um die Kometen in die Geschichte des Planetensystems organisch

Digitized by Google

einzufügen, sind wir berechtigt, einen ganz anderartigen Ursprung für dieselben in Anspruch zu nehmen. Es wird sich aber zeigen, daß alle Schwierigkeiten verschwinden, sobald wir in die Nebularhypothese die indirecte Auslese einfügen, d. h. den Mechanismus des Planetensystems als das Product einer indirecten Auslese betrachten. Es wird sich ferner zeigen, daß dann für den Ursprung der Kometen keine anderen Vorgänge vorausgesetzt zu werden brauchen als solche, die wir noch heute beobachten. Endlich werden sich aber auch in Bezug auf das relative Alter der Kometen einige Bestimmungen ergeben.

Der Versuch, die Asteroiden in die Geschichte des Planetensystems einzufügen, nöthigte zu der Annahme ihres späteren Ursprungs, weil eine andere Art der Abtrennung eines Begleiters vom rotirenden Mutterkörper nicht denkbar ist als jene, wofür der Saturnring einen empirischen Beleg gibt; sich schneidende Bahnen können aber dabei nicht entstehen.

Den Kometen gegenüber befinden wir uns nun in der gleichen Lage, wenn wir ihren Ursprung von der Sonne herleiten wollen; denn es läßt sich keine Vorstellung davon gewinnen, wie sich vom rotirenden Sonnenball viele Tausende von Körpern dieser Beschaffenheit losgetrennt haben sollten. Wohl aber läßt sich vorstellen, daß aus dem Zerfalle planetarischer Weltkörper Schwärme von Kometen und Meteoriten entstehen. Freilich müßte dann auch nachgewiesen werden, daß aus planetarischen Bahnen, aus nahezu kreisförmigen Ellipsen, Kometenbahnen, d. h. langgestreckte Ellipsen entstehen können. Dieses läßt sich aber sogar unter Berufung auf wirklich beobachtete Vorgänge nachweisen, wenn es uns auch nöthigt, etwas weit auszuholen:

Die drei wichtigsten Thatsachen, aus welchen sich eine Geschichte des Sonnensystems ableiten läßt, sind: die Existenz gasförmiger Nebel, die Achsendrehung der Sonne und die Ringe des Saturn. Aus diesen ergibt sich die Grundvorstellung der Nebularhypothese: Ein gasförmiger Nebel, wenn er um seine Achse rotirt, muß nach mechanischen Gesetzen vom Aequator Ringe abtrennen.

Wenn nun aber ausschließlich die Abtrennung äquatorealer Ringe möglich ist, weil der Aequator die größte Centrifugalkraft besitzt, so ergeben sich daraus zwei Folgerungen:

1. Da der Aequator einen Kreis bildet, müssen die Bahnen aller Begleiter des Sonnensystems ursprünglich Kreisbahnen gewesen sein.
2. Diese Kreisbahnen waren concentrisch und lagen alle in der gleichen Ebene, nämlich in jener Ebene, in welcher der Aequator der Sonne liegt.

Wollen wir nun das ganze System, Planeten, Asteroiden und Kometen, einheitlich erklären, so müssen für alle Abweichungen von diesen beiden Folgerungen Ursachen nachgewiesen werden.

Solche Abweichungen finden sich schon bei den Planeten. Ihre Bahnen sind nicht ganz, sondern nur nahezu kreisförmig, liegen auch nicht ganz, sondern nur nahezu in der gleichen Ebene; endlich sind diese Bahnelemente veränderlich, schwanken auf und nieder. Es erklärt sich dies aus der gegenseitigen Anziehung der Planeten. Die Asteroiden weichen von der Kreisbahn noch weiter ab, und ihre Bahnen sind nicht concentrisch, sondern schneiden sich theilweise sogar. Aus der Hypothese des Zerfalls ergibt sich dies als eine Nothwendigkeit; denn vom gleichen Orte ausgegangene Theilstücke müssen in ihrem Umlauf wieder nach diesem Orte zurückkommen.

Nach der alten Regel nun, daß die Erklärungsprincipien ohne Noth nicht vermehrt werden dürfen, muß versucht werden, auch bezüglich der Kometen die bedeutenden Abweichungen ihrer Bahnen von der ursprünglichen Kreisform und ihre ebenso bedeutenden Abweichungen von der Grundebene des Sonnenäquators aus der gegenseitigen Anziehung zu erklären. Diese Bahnelemente unterscheiden sich aber nur quantitativ von den bei Planetenbahnen vorliegenden Abweichungen vom ursprünglichen Zustande; es ist also wohl die Annahme größerer Störungsbeträge als Ursache zulässig. Das Verhalten verschiedener Kometen hat sogar gezeigt, daß wenig excentrische Kometenbahnen durch Störungen nicht nur in sehr langgestreckte verwandelt werden können, sondern sogar in offene Bahnen, Parabeln und Hyperbeln, wodurch solche Weltkörper aus dem Systeme sich entfernen. Ebenso hat das Verhalten anderer Kometen gezeigt, daß bei eintretenden Störungen auch die Neigungswinkel der Bahnen gegen die Grundebene bedeutend verändert werden können.

Schiaparelli hat nachgewiesen, daß mehrere Kometen auf Bahnen sich bewegen, auf welchen auch Meteoritenschwärme zu finden sind, und dieses weist uns auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung hin, der sich ungezwungen aus einer Fortsetzung jenes Theilungsprocesses erklärt, der die Asteroidenbildung vermittelt. Die verdampfungsfähigen Meteoriten werden durch ihre Schweifentwicklung als Kometen sichtbar sein; die Existenz der übrigen Meteoriten kann aber aus der Periodicität der Sternschnuppenfälle erschlossen werden, von welchen die Erde in ihrem Umlauf betroffen wird, und wobei die für gewöhnlich unsichtbaren Meteoriten beim Durchgang durch die Atmosphäre erglühen.

Daß aber gerade die auf Kometenbahnen wandelnden Begleiter der Sonne bereits in so kleine Fragmente zerfallen sind, erklärt sich daraus, daß sie auf dem längsten Theile ihrer Bahnen der außerordentlichen Kälte des Raums, in der Sonnennähe aber der extremsten Hitze ausgesetzt sind.

Es ist also möglich, ausgehend von den drei Grundthatsachen, auf welchen die Nebularhypothese beruht, das ganze Sonnensystem einheitlich zu erklären; die Abtrennung äquatorealer Ringe von der Sonne ist die Grundlage auch für die Erklärung der Asteroiden, Kometen und Meteoriten, und die besonderen Bahnverhältnisse derselben lassen sich als eine später eingetretene Veränderung erklären, ohne daß dabei ein anderer Vorgang vorauszusetzen wäre, als das Gravitiren der Planeten gegen einander.

Sehen wir nun zu, ob auch vom Standpunkte der indirecten Auslese der relativ neuere Ursprung der Kometen sich ergibt.

Nehmen wir an, die Gruppe der Kometen sei eben so alt, wie das Planetensystem, und die Kometen wären directe Abkömmlinge der Sonne ohne vermittelnde Glieder. In diesem Falle müßte die indirecte Auslese in dieser Gruppe viel energischer gewirkt haben als im Planetensysteme; denn in jener sind sehr verschiedene Bahnebenen und sehr starke Störungen bedingende Bahnen gegeben, in diesem nahezu concentrische Bahnen in nahezu identischer Ebene.

Es liegt also folgende Thatsache vor: in dem Planetensysteme, wo die Störungen geringer, die Auslese also weniger energisch sein mußte, ist der Proceß der Auslese schon vollendet; in der Kometengruppe dagegen, wo die Anlässe zur Auslese, die Störungen viel häufiger gegeben sind, die Auslese also viel energischer wirken mußte, ist dieser Proceß noch lange nicht vollendet. Diese Thatsache widerspricht vollständig der Annahme eines gleichen Alters der beiden Gruppen, und ist nur erklärlich unter der Voraussetzung, daß die Kometen späteren Ursprungs sind, daß also die indirecte Auslese in dieser Gruppe noch nicht so lange thätig ist, als in der Planetengruppe.

Es liegt nun freilich bei der überwiegenden Mehrzahl der Kometen nur ein sehr kurzer Theil ihrer Bahnen innerhalb des Planetensystems, und nur dort sind dieselben Störungen ausgesetzt; weil nun die directe Auslese des Zweckmäßigen nur gelegentlich von Störungen eintreten kann, könnte man einwerfen, daß die Kometen ihrer Bahnen wegen dem Processe der Auslese nicht beständig unterworfen seien, wie die Planeten, sondern nur während einer kurzen Periode ihres Umlaufs; zudem haben die Kometen ihre schnellste Bewegung in der Sonnennähe; sie betreten also das Gebiet der Störungen nur selten und verlassen es wieder eilig, um erst nach langer Zwischenzeit wieder dahin zurückzukehren.

Aber wenn auch die Excentricität der Kometenbahnen auf die Anpassung dieser Gruppe an das übrige System verzögernd wirkt, so muß dagegen ein anderer Factor beschleunigend wirken, nämlich die Lage der Kometenbahnen, welche das Planetensystem in allen möglichen Richtungen und Neigungen durchkreuzen. Mit anderen Worten: die Kometen sind zwar dem

Digitized by Google

Processe der Auslese nur periodisch unterworfen, dann aber um so energischer; die Verzögerung der Anpassung läßt sich daher nicht aus den Bahnverhältnissen ableiten, sondern nur aus dem späteren Ursprung.

Das Endresultat der Auslese kann nur die vollständige Anpassung der Kometen an das System sein. Die Störungen und daraus folgenden Bahnveränderungen werden so lange fortgesetzt, bis alle unzweckmäßigen Bahnen theils in offene verwandelt sein werden, auf welchen der Komet das System verläßt, theils eine solche Richtung und Lage angenommen haben, in welcher der Komet bei irrationaler Umlaufszeit nur mehr minimalen periodischen Störungen ausgesetzt ist.

Es ist nun noch zu zeigen, daß die wahrnehmbaren Veränderungen in dieser Gruppe in der That auf dieses Endresultat hinweisen. Zu diesem Behufe müssen wir noch den sogenannten rückläufigen Kometen einige Worte widmen.

Aus der gleichen Bewegungsrichtung der Planeten, welche wiederum übereinstimmt mit der Richtung der Achsendrehung der Sonne, schließt die Nebularhypothese auf den ursprünglichen Zusammenhang der rotirenden Materie des Systems und die successive Abtrennung von Begleitern. Wollen wir nun auch die Kometen in die Nebularhypothese einfügen, so können doch nur diejenigen der Sonne zugesprochen werden, bei welchen sich ebenfalls diese Uebereinstimmung der Bewegungsrichtung mit der Achsendrehung der Sonne vorfindet. Dies sind die rechtläufigen Kometen. Die rückläufigen Kometen dagegen, welche eine entgegengesetzte Bewegungsrichtung haben, können nicht Abkömmlinge unserer Sonne sein; vom Standpunkte der Nebularhypothese aus erscheinen sie als zufällig, ja sogar als Widersprüche.

Wir können gleichwohl die rückläufigen Kometen für die Nebularhypothese verwerthen, sobald wir nur dieselbe ergänzen durch die indirecte Auslese des Zweckmäßigen; die Existenz solcher Kometen erscheint alsdann sogar als eine Nothwendigkeit. Es ist nämlich schon mehrfach beobachtet worden, daß geschlossene Kometenbahnen in Folge von Störungen in offene, Parabole und Hyperbole, verwandelt werden können, auf welchem der Komet das System verläßt; ferner lassen sich gewisse Erscheinungen des Lichtwechsels an veränderlichen Sternen nur unter der Voraussetzung erklären, daß die Fixsterne, gleich unserer Sonne, Achsendrehung haben. Daraus folgt, daß auch die Fixsterne Begleiter abtrennen. Nehmen wir nun an, daß auch bei diesen Störungen eintreten und die indirecte Auslese des Zweckmäßigen erfolgt, wobei eine Anzahl der Begleiter offene Bahnen erwerben, so können solche ausgewiesene Körper, wenn sie in den Anziehungsbereich unserer Sonne gerathen und zum Umlauf um dieselbe genöthigt werden, sehr wohl rückläufig sein. Erfahren sie nun aber in unserem Planetensystem eine solche Störung, wodurch ihre offene Bahn in eine geschlossene Bahn verwandelt wird — auch dies ist mehrfach beobachtet worden — so werden sie dadurch zu ständigen und doch rückläufigen Begleitern der Sonne, wie z. B. der Komet von Halley*).

Es sind also rechtläufige und rückläufige Kometen in unserem Sonnensysteme vorhanden, und es frägt sich nun, welche Anordnung einzutreten hat, wenn die Anpassung derselben an das System geschehen soll.

Die häufigsten Störungen würden für Kometen eintreten, wenn rechtläufige und rückläufige auf der gleichen Ebene umliefen, und diese wiederum zusammen fiele mit der nahezu gemeinschaftlichen Ebene der Planetenbahnen. Die geringsten Störungen würden eintreten, wenn die Ebenen der rechtläufigen und rückläufigen Kometen möglichst stark gegen einander geneigt wären, und jede derselben wiederum die günstigste Neigung zur Ebene der Planetenbahnen hätte. Der Anpassungsproceß muß also drei Ebenen herstellen, und die günstigste Lage derselben zu einander wäre gegeben, wenn die Ebene der rechtläufigen Kometen senkrecht auf der Ebene der rückläufigen Kometen stünde und beide einen Neigungswinkel von 45° zur Ebene der Planetenbahnen hätten.

Nun findet sich bei Lamont*) folgende Tabelle:

Neigung	Zahl der Kometen rechtläufig	rückläufig
0°—30°	24	15
30—60	34	42
60—90	27	29

— aus welcher hervorgeht, daß die Lage der Kometenbahnen nicht zufällig ist. Lamont erläutert diese Tabelle mit folgenden Worten:

„Wie die Planeten alle Einer Ebene, der Ekliptik, angehören, so gibt es für die Kometen zwei solche Ebenen, die einen Winkel von 45° nach beiden Seiten mit der Ekliptik machen, also auf einander senkrecht stehen; in ersterer Ebene bewegen sich die rechtläufigen Kometen, in der zweiten befinden sich die rückläufigen Kometen."

Die Störungen, welche Kometen in der Planetenregion erleiden, müssen nun allerdings nicht nothwendig im Sinne dieser zweckmäßigen Anordnung geschehen; aber es ist klar, daß sie so lange fortgesetzt werden müssen, bis alle Kometen entweder aus dem Systeme ausgewiesen, oder ihm angepaßt sind; das Letztere geschieht durch eine Anordnung, welche, wie obige Tabelle zeigt, sich schon ziemlich deutlich vorbereitet findet. Die Kometen müssen sich allmählich auf jenen Bahnen anhäufen, auf welchen sie möglichst ungestört verweilen können.

Wir kommen also bezüglich dieser Weltkörper zu folgendem Resultate: Kein zu beobachtender Vorgang spricht für die directe Abstammung der Kometen und Meteoriten von der Sonne; ja es ist undenkbar, daß der rotirende Sonnenball solche Körper abgeworfen haben sollte, welche seine mächtige Anziehungskraft überwanden, und in offene Bahnen geriethen. Dagegen widerspricht es den uns bekannten Gesetzen durchaus nicht, daß Weltkörper, wenn sie vollkommen erstarrt sind und (bei langgestreckten Bahnen) so hohe Temperaturdifferenzen erfahren, in Fragmente und bei fortgesetzter Theilung in einen Schwarm von Meteoriten zerfallen. Meteoritenschwärme haben also das planetarische Stadium hinter sich, und bilden mit den ihnen zugehörigen Kometen die letzte Entwicklungsstufe der von der Sonne abgetrennten Begleiter.

Zu demselben Resultate aber kommen wir vom Standpunkte der indirecten Auslese. Jede zweckmäßige Anordnung kann nur das Endresultat einer Entwicklung sein. Nun ist aber in der Kometengruppe die zweckmäßige Anordnung erst andeutungsweise gegeben; die Kometen erfahren noch so häufige und beträchtliche Störungen, daß wir bezüglich derselben auf eine kürzere Zeit schließen müssen, während welcher die indirecte Auslese thätig war, als bei den anderen Gruppen.

Das Alter der drei Gruppen des Sonnensystems läßt sich also wenigstens vergleichend bestimmen. Die Planeten sind die ältesten, die Kometen die jüngsten Gebilde; zwischen beiden liegen die Asteroiden.

*) Vgl. „Der Kampf ums Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie." Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Denicke. Seite 281—310.

*) Lamont: „Astronomie und Erdmagnetismus." Stuttgart, Franckh. Seite 41.

Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg.

In diesem Jahre feiert das Mecklenburg-Strelitzer Land den hundertjährigen Geburtstag des edlen Großherzogs Georg, des Lieblingsbruders der Königin Luise von Preußen, eines der hochsinnigsten und edelsten deutschen Fürsten. Was ihn besonders als Menschen kennzeichnet — seine Vorzüge als Fürst kamen in einer schwer bedrängten Zeit auch dem deutschen Vaterlande, nicht nur seinem eigenen Lande zugute — war sein liebenswürdiges Verhältniß zu den Besten und Ersten unter Deutschlands Dichtern und Künstlern. Hier mögen nur die Namen Gottlieb Schick, des Erneuerers deutscher Malerei, Jean Paul,

Digitized by Google

Rauch, Wilhelm von Humboldt, Johannes von Müller, Henriette Sontag, Wilhelmine Schröder-Devrient, Gentz, La Motte-Fouqué stehen, mit den meisten von denen der Großherzog in lebhaftem Briefwechsel stand. Goethe beansprucht einen Platz für sich. In Teplitz, wo der Dichterfürst 1810 den Brunnen trank, trat der damalige Erbprinz zuerst in näheren persönlichen Verkehr mit ihm, eine Bekanntschaft, welche bis zu des Dichters letzten Tagen sich immer inniger gestalten sollte. Es war wirklich ein Verhältniß auf gegenseitige Achtung und Anerkennung gegründet. In einem kleinen anziehenden Werke von der Hand des nun auch verstorbenen Sohnes des Großherzogs, „Großherzog Georg von Mecklenburg" (Neustrelitz, Barnewitz'sche Hofbuchhandlung, 2 M.), das sehr wenig in die Oeffentlichkeit gelangt und von der Presse gewürdigt ist, dies aber in hohem Grade verdient, finden wir aus den letzten Lebensjahren Goethes eine Beziehung mit dem Großherzoge erwähnt, die für beide Theile unsere Sympathie in ungewöhnlichem Grade erweckt. Bei ihrer letzten Begegnung in Weimar (1825) hatte der Großherzog den Wunsch geäußert, eine Ansicht des Hofes und Brunnens des ehemaligen Goethe'schen Hauses in Frankfurt zu besitzen — theure Jugenderinnerungen an die Frau Rath und die geliebten Schwestern des Fürsten aus längstentschwundener Zeit, die wir Alle in ihrer unnachahmlichen Lieblichkeit kennen. Goethe sandte das Gewünschte im folgenden Jahre mit diesen Strophen, die, in etwas veränderter Form, in seine Werke (Ausg. in 40 Bdn., VI. Bd., S. 108) als Klinger gewidmet übergegangen sind, auch diesem mit denselben Andenken von des Dichters Hand zugekommen sein werden. Für den Großherzog schrieb er:

„An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab in's fernste Lebensland
Nahmst du getrost aus frommer Mutterhand.
Und magst nun gern erloschnes Bild erneuen,
Am hohen Ziel des ersten Schritt's dich freuen."

Und hinter der Zeichnung des Brunnens steht von des Dichters Hand:

„Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n,
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf heit'res Wiederseh'n!"

Während der beiden letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt (1790 und 1792) war der Prinz Georg, damals mit seinen Geschwistern bei der edlen alten Großmutter in Darmstadt wohnend, nach der Vaterstadt Goethes gekommen und hatte beide Male im Hause der „Frau Rath" gewohnt, die stets voll mütterlicher Sorgfalt für ihn gewesen ist. So war der Wunsch nach diesen Erinnerungszeichen ein ganz natürlicher, noch erhöht durch das Andenken an die über Alles verehrte und geliebte Schwester Luise, die sich einst von der Frau Rath das Vergnügen erbeten, an dem alten Brunnen Wasser zu ziehen. Um nun auch dem Dichter durch eine zarte Aufmerksamkeit ein ähnliches Gedenkzeichen zu verehren, hatte der Großherzog Georg, heimlich und durch Vermittlung des Geheimrathes von Meyern in Frankfurt, aus dem Goethe-Hause eine alte Standuhr ankaufen lassen, welche sich in des jugendlichen Goethe Studirzimmer befand. Ihre Weckerglocke hatte einst den Jüngling stets zu neuem Tagewerk gerufen, und dem Greise war ihr Glockenton in frischer Erinnerung geblieben an seine ferne herrliche Jugend. Diese Uhr ward nun, trotz aller Schwierigkeiten, heimlich nach Weimar geschafft und heimlich, mit Hülfe von Goethes altem Diener, so glücklich in des alten Herrn Zimmer aufgestellt, daß er an seinem achtzigsten Geburtstage von ihrem ersten Schlage zu staunender Freude geweckt wurde. Er empfand diese Aufmerksamkeit, wie der folgende Brief zeigt, um so mehr, als dieser Geburtstag der erste war, den er nach seines geliebten Fürsten und Freundes Karl Augusts Tode (Juni 1828) erleben sollte. Und so schrieb er denn von „Schloß Dorneburg, den 3. September 1828", wohin er sich zur stillen Feier des Geburtsfestes seines ihm vorangegangenen Freundes zurückgezogen hatte, an den Großherzog:

„Es war gewiß der liebenswürdigste Originalgedanke, mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußtwerdens zu erinnern, wo das in gar manche Schaalen eingewickelte Leben, unter wundersamen Ahnungen des Zukünftigen harrte. Zugleich aber verleihen jene Töne den höchst angenehmen Eindruck, daß Ew. Königliche Hoheit sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei erfreuten; und so werd' ich nicht nur dadurch in jene Räume als in einen Familienaufenthalt versetzt, sondern bei jedem Stundenschlage hab' ich mitempfunden: daß Höchstdieselben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt. Ew. Königliche Hoheit würden einen so schönen und schwer auszuführenden Gedanken nicht gefaßt haben, wenn Höchstdieselben nicht vorempfunden hätten, mit welchem Entzücken ich dadurch beseligt werden müßte. Ebenmäßig wird auch mein Dank, in den wenigsten Worten ausgesprochen, von Höchstdenenselben mit- und nachempfunden werden.

„Fügt sich nun zu allem diesen hinzu, daß eine so bedeutende Gabe mich in den traurigsten Tagen aufsucht und bei dem tiefempfundenen Verlust mir auf das Klarste bekundet, wie viel Wohlwollen für mich noch auf der Erde lebt und welch' ein herrlicher Antheil daran mir noch immer vorbehalten bleibt, so steigert sich der Werth in's Unendliche. Hier sei mir aber vergönnt zu schließen, in der Ueberzeugung, daß sich Höchstdieselben den besten und vollständigsten Commentar zu diesem wenigen Texte auszubilden im Falle sind. Möge sich alles Gute um den verehrten geliebten Fürsten versammeln, und der reine Antheil, den er in Freud und Leid den Seinigen zuwendet, Ihm selbst die vollkommenste Belohnung sein. Verzeihung der fremden Hand, die meine will nicht mehr fördern. Geschlossen an einem Tage, der uns bisher so festlich gewesen, und nunmehr trüb und freudlos erscheint. (Eigenhändig) Verehrend, vertrauend — Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster treu angehöriger Diener

J. W. v. Goethe."

In einem anderen Briefe des Dichters an den Großherzog heißt es: „Wenn man beim Vorrücken in höhere Jahre so manches hinterbleiben, so manches verschwinden sieht, so ist das Allertröstlichste, daß die wahren menschlichen Gefühle, einmal rein empfangen durch alle Zeit und Ereignisse durch, in lebendigem Wachsthum einer gesegneten Zukunft entgegenreifen."

Und die „wahren menschlichen Gefühle rein empfangen" belebten Beider Seelen!

Hermann Kindt.

Notizen.

Die Räthsel, welche das vielgestaltige Oestreich der Welt zu lösen gibt, sind in der letzten Zeit durch die Convention von Novibazar um ein neues vermehrt worden. Es fällt uns natürlich nicht ein, die zahllosen Betrachtungen, welche das Abkommen in Wien und anderswo veranlaßt hat, mit einer Nachschrift zu versehen, die in etwas anderen Worten sich doch nur wieder in demselben Ideenkreise bewegen würde. Die Geheimgeschichte der östreichischen Annexionen im Orient, worauf die Sache ja doch hinauslaufen muß, wird einmal den Memoirenschreibern einen überreichen Stoff gewähren. Wie viel interessanter könnte die Politik sein, dürfte sie, statt im Chorgesange nach dem Taktstock der verschiedenen Preßbüreaus die Ereignisse zu begleiten, sofort erzählen, was bei der gegenwärtigen Einrichtung oft erst nach einem halben Jahrhundert den schweigsamen Archiven entlockt wird. Jetzt werden sogar einige verrätherische Anekdoten nur dann enthüllt, wenn sie irgend einem der Betheiligten in den Kram passen. Nicht umsonst erhielt der Pariser Timescorrespondent vor einiger Zeit die Erlaubniß zum Abdruck der übrigens halbwegs Eingeweihten ohnehin bekannten Geschichte, daß Lord Beaconsfield die Balkanlinie nur durch Bestellung eines Extrazuges, der ihn wegen der russischen Weigerung die Linie zu bewilligen nach London zurückführen sollte, durchgesetzt hat. Der Congreß drohte daran in die Brüche zu gehen, und Gortschakow fügte sich. Mit Bosnien und Herzegowina ging es noch anders zu. Der Vertrag gewährte Oestreich die Besetzung und Verwaltung im Einverständniß mit der Pforte

Digitized by Google

und ohne daß diese ihre Hoheitsrechte preisgab. Aber die schlauen Ottomanen wollten doch noch andere Vorkehrungen treffen. Am Tage der Unterzeichnung warteten die Congreßmitglieder vergebens auf ihre türkischen Collegen. Schon begann ein Geflüster über ihr träges Säumen und eine Besprechung der Form, in welcher man ohne sie mit der Ausfertigung des Instruments vorgehen, ihnen nöthigenfalls das Protokoll offen halten sollte. Endlich kam einer der Herren, entschuldigte die Anderen wegen dringender Geschäfte und producirte behufs der Unterschrift ein Siegel, das sich aber bei näherer Besichtigung als ein unrichtiges, in der Eile falsch gegriffenes erwies. Dadurch neuer Aufschub, neues Geflüster und große Ungeduld, bis alle Bevollmächtige endlich erschienen und das Werk des Congresses seinen Abschluß erhielt. Später erfuhr man, daß es sich um ein geheimes Abkommen zwischen der Türkei und Oestreich gehandelt hatte, wodurch letzteres dem Sultan die Oberhoheit auch in den Gebieten sicherte, deren Occupation Oestreich von dem Congreß übertragen wurde. Auch die Vertreter Oestreichs waren etwas verspätet in der Sitzung erschienen, wenn auch früher als die Türken, die wahrscheinlich nach Hause telegraphirt und erst auf Grund des vertraulichen Arrangements die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Berliner Tractats erlangt hatten. Die Thatsache jener geheimen Uebereinkunft war schon vor einigen Wochen, wenn auch nur unter der Rose und ohne diese immerhin charakteristischen Details in einem über solche Dinge oft unterrichteten Blatte angedeutet. Die gegenwärtige Verwunderung der Wiener, daß die wohlgeschulte türkische Diplomatie sich jetzt auch in einem öffentlichen Document gelegentlich Novibazars vorgesehen, will denn auch Niemand begreifen. Im Ganzen aber erfährt das Publicum von den wirklichen Vorgängen herzlich wenig. Man vergleiche nur die Correspondenz Friedrichs des Großen, von welcher bald der zweite Theil erscheinen wird, mit den gleichzeitigen und auch den späteren öffentlichen Historien. Diese geben durchweg, gelinde gesagt, ein unvollständiges Bild der damaligen Geschehnisse, die für alle Folgezeit von so großer Bedeutung waren. Wer übrigens die Fortsetzung jener Correspondenz in den Aushängebogen bereits zu Gesicht bekommen, kann derselben eine noch größere Sensation im guten Sinne des Wortes versprechen, als der erschienene Anfang schon veranlaßt hat. Die Franzosen namentlich haben sich viel damit beschäftigt. Der sarkastische Cherbuliez hat unter durchsichtiger pseudonymer Verhüllung in einer vielgenannten Revue sehr pikante Vergleiche zwischen der Realpolitik Friedrichs des Großen und einer anderen berühmten unserer Tage gezogen. Die Franzosen hatten schon unter den wuchtigen Schlägen von 1870 zu ihrem Erstaunen die Erfahrung gemacht, daß die träumerischen Deutschen mit den blonden Haaren und den blauen Augen, wie sie Frau von Staël unter Mithülfe Schlegels geschildert, sehr praktisch geartet wären und ihren Vortheil wahrzunehmen wüßten. Die Friedericianische Correspondenz brachte ihnen die Enthüllung, daß es auch früher nicht anders gewesen, wo nur eine starke Hand die im Reiche zersplitterten Kräfte der Nation irgendwo zusammengefaßt hatte. Je weniger idealistisch dem Auslande gegenüber die Germanen erschienen, desto höher stieg der Respect, welchen ihnen die Nachbarn zollten. Die Erfahrung wird uns hoffentlich nicht verloren sein, sollte aber auch auf allen Gebieten zur Vorsicht mahnen, daß nicht die errungenen Vortheile durch Rechenfehler wieder gefährdet werden.

* * *

Darstellungen der griechischen Mythe von Cornelius in photographischer Nachbildung.

„Wann werden diese Papiere einmal hübschen Gemälden Platz machen?“ So hört' ich jüngst von Damenlippen fragen im obern stattlichen Mittelraum der Nationalgalerie zu Berlin; ich glaubte zu wissen, daß gerade für die Cartons von Cornelius diese Säle gebaut sind, ein Heiligthum deutscher Kunst. Sie hat hier die Ideen des Christenthums ebenso tief erfaßt und frei gestaltet, als sie das Wesen des Griechenthums in der Darstellung seiner Götter- und Heldensage veranschaulicht, beides in einer Formensprache, welche das originale Gepräge des deutschen Stils und des deutschen Meisters bewahrt, es aber durch das Studium der Antike und der Italiener geläutert hat. Allerdings, das Gedankenvolle und das Gewaltige überwiegt das anmuthend Gefällige; Cornelius will nicht den Sinnen schmeicheln, sondern den Geist anregen und befriedigen, nnd darum bedarf seine Weise der Ergänzung durch die realistische, coloristische Richtung der Malerei in unserer Zeit. Darum aber auch sind die Compositionen, die er ursprünglich nicht in Farben sondern in Linien dachte, durch die Photographie so genügend wiederzugeben und zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, wie es nun geschehen ist. Die photographische Gesellschaft zu Berlin, welche vor einigen Jahren die Cartons zum Campa santo veröffentlichte, hat nun auch die anderen in der Glyptothek zu München ausgeführten herausgegeben, welche der Darstellung der griechischen Götter- und Heldenwelt gewidmet sind; die Größe des Formats ist dem Stoffe gemäß und durch sie kommt die innere Großheit der Formen unmittelbar zur Empfindung.

Cornelius hat die antike Mythologie nicht nach Art der Renaissance wie ein heiteres Phantasiespiel behandelt, sondern im Anschluß an die deutsche Wissenschaft in ihr die religiöse Wahrheit erkannt, soweit sie den Griechen offenbar geworden und durch die Einbildungskraft des Volkes sowie der Dichter und Plastiker Gestalt gewonnen. Er versenkt sich mit ernsten Sinnen in ihren idealen Gehalt, er zeigt uns das Göttliche, wie es in der Naturordnung, in den Elementen, den Tages- und Jahreszeiten waltet, er zeigt es in drei großen Entwürfen als sittliche Weltordnung in ihrer Beziehung zum Menschen: die sittliche Kraft des Herakles erringt die Aufnahme in den Olymp, die göttliche Gnade rettet den Arion; die Liebe überwindet die Schrecken des Todes, wenn Orpheus in die Unterwelt hinabsteigt um seine Gattin wiederzufinden. Cornelius hat nicht blos die Götter des Olymps, des Meeres und der Unterwelt zusammengestellt, er hat echt malerisch eine Handlung gefunden, auf die ihr Verein sich bezieht, die einen momentanen Ausdruck und eine lebendige Wechselbeziehung der Gestalten bedingt. In ähnlicher Weise hat er die Situationen zu größeren und kleineren Bildern aus der Ilias gewählt, und neben das gewaltige Schlachtbild vom Kampf um Patroklos eine erschütternde Tragödie mit der Zerstörung Trojas gestellt, die an den Agamemnon von Aeschylos gemahnt. Neben den Büsten von Zeus und Athene nach Phidias, neben denen des Apolls von Belvedere und des Hermes von Praxiteles sollten in den Sälen unserer Gymnasien auch einige dieser Compositionen von Cornelius der heranwachsenden Jugend den Geist des Alterthums leibhaftig vor Augen stellen.

M. Carriere.

* * *

Provencalische Geschichten.

Von Alphonse Daudet.*)

„Ich habe mein Bestreben darauf gerichtet, daß die Uebersetzung nicht zu weit hinter dem Original zurückbleibt.“ Mit diesen Worten schließt der Uebersetzer Stephan Born seine Vorrede zu den „Lettres de mon moulin“ des französischen Schriftstellers A. Daudet. Er hat vielleicht Recht gehabt, den Originaltitel abzuändern in „Provencalische Geschichten“, entschieden Recht mit seinen Uebersetzungsprincipien, und ein beinah noch entschiedeneres Glück mit der Ausführung. Der Wurf ist in jeder Beziehung gelungen und Born darf, wenn irgend Einer, von den „grotesken Uebersetzungen aus Knabenhänden“ sprechen, „die deutsche Zeitungen uns gebracht haben“. Das Selbstgefühl, das sich hier aus der stillschweigenden Vergleichung von selber ergibt, ist, gegenüber der Stümperarbeit, an die gedacht wird, gar wohl erlaubt, wäre selbst einem weniger versirten Uebersetzer, der blos ein wenig Gewissenhaftigkeit mitbrächte, nicht zu verdenken. Borns Arbeit liest sich wie das Original; das ist in wenig Worten viel gesagt, aber es ist wahr. Viel gesagt: denn der Zauber, den die Daudet'schen Bilder und Bildchen auf jeden richtig organisirten, also auch deutschen Leser ausüben, liegt ja nicht zum wenigsten in der Farbenpoesie, d. h. kurz und trocken, im Stil. Auch die Zeichnung ist gewöhnlich von wunderbarer Richtigkeit, mag sie auch noch so sehr durchwoben und verschlungen sein mit Arabesken der Phantasien, die in der Wirklichkeit kein Urbild haben: das Entzückende daran, das geheimnißvoll Ergreifende bleibt doch das prächtige Farbenspiel. Der Stil hat Geheimnisse wie das Metrum, wie die Musik, die ihm Keiner ablauscht, die selbst der glückliche Besitzer nicht durchschaut, trotzdem, daß er durch sie wirkt. Man streife diesen „Provencalischen Geschichten“ den farbenprächtigen Blüthenstaub ab — und hin ist es mit ihrem Zauber. Sie werden zwar immer noch interessiren können durch allerlei feine psychologische Züge, durch reinliche saubere Zeichnung, durch originelle Staffage, durch Perspective und Hintergrund, gewiß, aber die prächtige Romantik,

*) Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. 8. 245 S. Basel 1879, Benno Schwabe. 3 M. 40 Pf.

Digitized by Google

die „unsern Sinn gefangen hält", ist weggeblasen; und eine Romantik duftet, weht und glitzert hier, so ursprünglich, so natürlich, so naiv unbefangen, so herrlich, leuchtend und stimmungsvoll, daß der Deutsche das Gefühl seiner Bewunderung nicht zurückdrängen kann. Ja, gerade der Deutsche am allerwenigsten, und zwar darum, weil er sich, dem Franzosen und der Tradition gegenüber, in seinem nationalen Urtheil oder Vorurtheil auf ganz andere Dinge, auf eine grundverschiedene Stimmung gefaßt machen mußte; denn „was kann aus Israel Gutes kommen?" das heißt, in's gute Deutsche verdolmetscht: „Wie kann von jenseits des Rheins eine gute Romantik ausgehen? Ist sie nicht durch und durch ungesund, schlägt links und rechts über ins Barocke und Groteske, oder gar in den höheren Wahn- und Blödsinn?" Ja, so war man's bisher gewohnt zu glauben, und der grandiose Chorführer der französischen Romantik, Victor Hugo, trägt am allermeisten Schuld an diesem — Vorurtheil. Denn ein Vorurtheil ist es, das kann Jedem, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der Romantiker A. Daudet schwarz auf weiß beweisen und mit schmetternden Lauten in die Seele hineintönen. Selbst gewiegten deutschen Literarhistorikern ist der Verfasser erst bekannt geworden und auch jetzt noch nur bekannt durch seine Sensationsromane „Fromont jeune et Risler aîné" ꝛc., darin glaubte man das Wesen des Autors erfaßt zu haben, daraus den „Homunculus" Daudet herausdestilliren zu können. Für den Waldesduft der Romantik war nun allerdings dort, in dem Moderduft einer entsetzlichen Wirklichkeit, wenig oder kein Raum geblieben; der Realismus, und zwar der echt französische, der keine Concessionen an die ethischen Mächte, an Anstandsregeln und Gesellschaftsparfum kennt, hatte dort einen großartig-furchtbaren Triumph gefeiert, — aber das war eben nicht der ganze Daudet. Die Franzosen sind gewiß über diese (doch nur scheinbare!) Metamorphose des „Romancier" Daudet, den sie aus jenen „Lettres de mon moulin", den „Contes de lundi" ꝛc. kannten, in den „Sittenschilderer" von „Fromont jeune et Risler aîné" ebenso erstaunt gewesen als wir Deutsche, die wir nun den Daudet Nr. 1 nach Daudet Nr. 2 kennen lernen, es sein werden. Wie ganz anders stellt sich nun aber jener Daudet Nr. 1 dar! Nicht blos, wie bisher im besten Falle, als der vom Pessimismus getränkte Künstler, mit der tiefen, ja unheimlichen Kenntniß des menschlichen Seelenlabyrinths, der Zauberer, dem jede Gestalt, die er mit dem Stabe berührt, stehen und ihr Innerstes bloßlegen muß, sondern als der große Künstler, dem jede aufdringliche Tendenz ferne steht, der wahre Dichter, dem neben jenem Blick in die Abgründe der Menschenherzen auch das naive Kinderauge zu Gebote steht, mit dem er die Natur und die Dinge der Welt betrachtet, in dem sich der Sonnenschein und das Rebenlaub seiner lieben Provence gerade so wahr und treu spiegeln, als die grellen Reflexe von Paris-Babylon im Auge des strengen Sittenrichters. Und jene Ironie, (die der Uebersetzer in seinem lesenswerthen Vorwort mit Recht hervorhebt), jene souveräne Ironie, „die von unsern klugen Romantikern als das Salz aller Poesie erkannt wurde, das aber kaum einer von ihnen besessen", — glänzt sie nicht in hellsten Farben auf dem Dichterwappen Alphonse Daudets? und springt sie nicht dem feinen Beobachter selbst aus diesen naiven Provencaler Bildchen entgegen? Ja, auch sie gehört eben mit zu jenen kostbaren Ingredienzien, durch welche das geheimnißvolle Gold des Stiles erzeugt wird. Was ist Romantik ohne Sonnenschein und Vogelsang und Blumenduft und Waldeskühle? aber was ist sie, wenn nur aus diesen Dingen zusammengewoben? Ein Nichts, höchstens ein Kindervergnügen; der Stil erst gibt ihr die Weihe, die künstlerische Berechtigung, die Stimmung und die Macht über unser Gemüth. An solchen Stil ist man aber bisher von Dichtern französischer Zunge — ich denke sogar, in Frankreich selber — nicht gewohnt gewesen, und sprechen wir es unumwunden aus, selbst in Deutschland, dem gelobten Lande der Romantik, der Heimat Eichendorfs, Tiecks und Brentanos, gibt es wenige Meister, die ihre Klinge besser zu führen verständen als der Franzose. Er hat nicht blos „einige Tropfen aus der Zauberphiole unseres Hoffmann" (obschon seine „Hoffmann'schen Tropfen" ohne den Beisatz des Gespensterhaft unheimlichen sind), sondern der große und ganze Eichendorf scheint seinen Extract zu jenem Tranke geliefert zu haben, den der Franzose braut — und doch kennt er diesen, den deutschen Dichter schwerlich anderswoher als etwa aus Heinrich Heines Buch über die deutsche Romantik. Wir Deutschen sind nicht arm an solchen einfachen oder einfach sein sollenden Land- und Dorfgeschichten, an Idyllen aus diesem oder jenem Ries, diesem oder jenem stillen Winkel, aus der Mark und den Marschen, und in einem Punkte leisten wir, gewiß alle, mehr, wenigstens ein Mehreres als der Franzose: in der Erfindung nämlich. Jene deutschen „Geschichten" (oder welchen Namen sie meist tragen) sind doch wenigstens, wenn sie nicht geradezu ins Gebiet der Erzählung gehören, von dem „nicht mehr ungewohnten" rothen Faden einer solchen durchzogen, man hört darin bald stärker bald schwächer das Weberschiffchen der Clio sausen, und der Einschlag der Ereignisse verschlingt sich irgendwo zu einem Knoten, und den Knoten hat irgendwo eine Lösung. Nicht so bei dem Franzosen. Kaum ein Kind würde zufrieden sein mit dem, was sich hier ereignet oder vielmehr nicht ereignet; ein gescheidtes Kind ferner würde mit leichter Mühe zu dem Faden, den ihm der Autor in die Hand gibt, eine wirkliche ordentliche „Geschichte" weiter und zu Ende spinnen können. Mangel an Erfindungsgabe ist es bei Daudet natürlich nicht, was ihn abhält, wirkliche „Geschichten" zu componiren; es ist Absicht und er macht sogar hier und da den Eindruck, als ob er das Kunststück zeigen wollte, wie man den Leser bei und trotz geflissentlichem Sichhinwegsetzen über das Allernothwendigste und Primitivste dennoch interessiren, ja bezaubern kann. Das wäre dann allerdings Tendenz und würde zu der sonstigen Naivetät des Künstlers nicht recht stimmen. Dem sei nun wie ihm wolle, so können diese Bilder nur cum magno grano salis „Geschichten" genannt werden; daher unser „vielleicht" am Anfang dieser Anzeige. Aber nun, trotz Abwesenheit von Handlung, welcher Reichthum an Tönen! Keine Gefühlssaite bleibt ohne Anschlag, vom innigen Behagen bis zum kalten Beben — blos das Jauchzen der Liebe fehlt. Das ist höchst merkwürdig, aber doch Alles eher als ein Armuthszeugniß für den Verfasser. Der Humor nun aber, der da überall, auf den bestaubten Straßen, in den Stuben und Klöstern, hinter dem Maulthier des Papstes und hinter dem Chorrock des simplen Priesters umherspringt, der uns mit dem Pfarrer von Cucugnan in Himmel, Fegefeuer und Hölle, mit dem Pater Gaucher in die Bräuküche der Prämonstratensermönche und mit dem Kaplan der edlen Herrn von Trinquelague in deren Kapelle versetzt, dieser Humor, der in die geistlichen und weltlichen Tiefen und Misèren hineinleuchtet, der, wie der „Leuchtthurm der Blutdürstigen" (S. 78) ins tosende Meer, so seine Strahlen auch in die Abgründe der Seelennacht und des Grauens hineinsendet — er ist von einer wunderbar bestrickenden Kraft und Energie. Wir Deutschen glaubten bisher im Alleinbesitz dieses Zauberelixirs zu sein, wenigstens die kräftigsten Kräuter zur Herstellung desselben zu kennen! Man lese nur die paar Seiten vom „Elixir des ehrwürdigen Pater Gaucher", oder dem „Geheimniß des Meister Cornille", oder den „drei stillen Messen" und jeder Unparteiische wird sich sagen müssen: Das ist Geist von Jean Pauls Geist, aber noch feiner, noch würziger, noch einfacher. Dieser Stil, dieses geheimnißvolle Etwas, es duftet so erquickend, wie für Nase und Gaumen des Pater Gaucher sein Gewürzwein und für die sothanen Sinnesapparate des Dom Balaguère die getrüffelten Truthühner aus der Schloßküche der Sires de Trinquelague. Und das will wiederum viel sagen! J. Mähly.

Bibliographie.

Rob. Avé-Lallemant, Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter, gest. 1579. Eine Festschrift zur Gedächtnißfeier der 300sten Wiederkehr seines Todtenjahres. 8. 55 S. Leipzig 1879, Foltz.

Deutsche Dichter des sechszehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 11. Bd. Die Narrenbeschwörung von Thomas Murner. 8. LVII u. 283 S. Leipzig 1879, Brockhaus. à Bd. 3. 50.

Alph. Daudet, provencalische Geschichten. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. 8. XV u. 245 S. Basel 1879, Schwabe. 3. 20.

Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Uckert u. W. von Giesebrecht. 6. Lfg. 2. Abth. A. u. d. T.: Geschichte der Niederlande von K. Th. Wenzelburger. 1. Bd. 8. VIII u. 817 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

H. Welcker, über Bau und Entwicklung der Wirbelsäule. Vortrag in der Sitzung der naturforschenden Gesellschaft (in Halle) am 26. Oct. 1878 gehalten. 8. S.

Digitized by Google

Inserate.

Ein jung. Mann v. 20 J., Schreiber, sucht bei einem Gelehrten, wo ihm Gelegenh. z. Erwerb. v. Kenntnissen gegeb. wird, eine Stelle als Famulus ꝛc. Off. w. sub **A. M. 9** a. Exp. d. Bl. erb.

Neue Pracht-Bilderbibel
in Lieferungen à M. 1. 50 pf.

Goldene Bibel

Die Heilige Schrift
illustrirt von den größten Meistern
der Kunstepochen.

Herausgegeben von
Alfred von Wurzbach.

Photographiedruck von Martin Rommel.

Ausgabe für Katholiken
Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe
Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Höhe der Bilder 46½, Breite 33½ Centim.

— Es existiren wohl schon treffliche illustrirte Bibeln, ältere und neuere, doch keine, welche die Idee, biblische Compositionen von Meistern aller Zeiten in größtem Format nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher zu einem Ganzen zusammenzustellen, wie das vorliegende Werk realisirt hat. Die „Goldene Bibel", welche jene ewig jungen Erzählungen der biblischen Geschichte so wiedergibt, wie sie sich in der künstlerischen Phantasie der großen italienischen, niederländischen, französischen und deutschen Meister alter und neuer Zeit wiedergespiegelt haben, ist durch diesen ihren Inhalt bestimmt, eben so ein religiöses wie ein künstlerisches Erbauungsbuch zu werden. Die Preis-Bestimmung, von Mark 1. 50. = 2 Francs = 90 Kr. ö. W. pro Lieferung ist derart, daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten ermöglicht, und daß die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt ist, die „Goldene Bibel" werde sich den Ehrenplatz eines Hausschatzes in jeder Familie erobern.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Folgende Werke meines Bruders Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M. sind in meinem Verlage erschienen:

Sebast. Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung v. J. 1532 mit Erläuterungen 1876. Preis *M.* 7. 20.

Publicistische Wahrheitsliebe. Nebst einem antisocialistischen und antipapistischen Anhang 1877. Preis *M.* 1. 50.

Niederdeutsch und Norddeutsch. Offener Brief an Edm. Hoefer 1879. Preis 80 ₰.

Poesneck, Mai 1879. **C. Latendorf.**

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a/S.** ist soeben erschienen:

Antik und Modern.

Ein Vortrag
von Dr. **Christian Muff.**
Broschirt 1 *M.*

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, K., Zeiten, Völker u. Menschen. Band I. **Frankreich und die Franzosen.** 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 8. *M.* 6.

Maipredigten d. Frater Hilarius (Ed. Fentsch). 5. Auflage. 12. Geh. *M.* 2., sehr elegant geb. *M.* 3.

Naumann, Prof. Dr. **E., Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** 4. Aufl. 8. Geh. *M.* 5, geb. *M.* 6.

—— —— Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 8. Geh. *M.* 12., geb. *M.* 15.

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, vorräthig bei **A. Hartleben** in **Wien I,** Wallfischgasse Nr. 1:

Illustrirte Geschichte der Schrift.

Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde.

Von
Karl Faulmann.

Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften.

In 20 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 60 ₰.

Jede Lieferung enthält zwei Bögen Text in schöner und gediegenster Ausstattung, hergestellt durch die k. k. Staatsdruckerei in Wien. Monatlich erscheinen zwei Lieferungen.

Wie **Lesen, Schreiben** und **Rechnen** die **Elemente alles Wissens** sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erlernt, so ist auch die **Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Culturgeschichte der Menschheit** und innig mit dem seelischen Theile des Völkerlebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal unsere altüberlieferten Schriftzeichen uns an eine gedankenlose Erlernung derselben gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn **in diesen Zeichen herrschte einst Leben und Sinn;** gerade so, wie die ägyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche lebten, liebten, lachten und weinten wie wir. **Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen und die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publikum aller Stände vorzuführen,** ist die Tendenz dieses Werkes.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in **Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände)** übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Odilo.

Von
Oscar von Redwitz.

1.—4. Auflage.

8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 ₰.

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von
Friedrich Vieweg & Sohn in **Braunschweig.**

Geschichte der deutschen Literatur

im achtzehnten Jahrhundert.

Von **Hermann Hettner.**

(Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648—1740.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.

Drittes Buch (in zwei Abtheilungen): Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Dritte umgearbeitete Auflage.

gr. 8. geh. Preis zus. 30 *M.* 50 ₰.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Leonhard Simion in Berlin und Theodor Thomas in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 31. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Eigenthumsrecht an Briefen. Von Wb. — Literatur und Kunst: Frühlingslieder. Von Martin Greif. — „Und sie kommt doch!" Erzählung aus einem Alpenkloster von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Wilhelm Jensen. — Eduard v. Hartmanns Ethik. Von Hieronymus Lorm. I. II. — Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München. Von Monacensis. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Das Eigenthumsrecht an Briefen.

Die Frage des Eigenthums an Briefen bietet selbstverständlich ein großes praktisches Interesse; sie ist aber nicht allein von den Specialgesetzgebungen nur leicht gestreift, sie ist nicht einmal erschöpfend discutirt worden: doch liegt es auf der Hand, daß das Eigenthum an Briefen Besonderheiten bietet, für welche die Rechtsgrundsätze über das Eigenthum an beweglichen Sachen überhaupt nicht als ausreichend erachtet werden können.

Es darf nun zunächst wohl als feststehend angenommen werden, daß, wo eine Specialgesetzgebung über den Gegenstand schweigt, die allgemeinen Rechtsgrundsätze als maßgebend zu gelten haben, und wir werden deshalb ohne Weiteres auf das römische Recht zurückgreifen dürfen.

Ganz allgemein sagt Labeo (de acquirendo rerum dominio), daß ein Brief nicht eher Eigenthum des Adressaten wird, als bis er ihm übergeben worden ist; Regian aber (de furtis), wenn er untersucht, wem bei Unterschlagung eines Briefes die Diebstahlsklage zustehe, unterscheidet dahin, daß ein Brief, der einem Sklaven des Adressaten, oder — wovon unter den jetzigen Verhältnissen allein die Rede sein kann — dem Geschäftsbevollmächtigten des Adressaten übergeben worden, sofort Eigenthum des Adressaten wird, es sei denn, daß dessen Zurücksendung ausdrücklich gefordert ist. Daß ein Brief, den der Schreiber desselben noch nicht aus den Händen gegeben, Eigenthum des Schreibers ist, darüber besteht kein Streit.

Wer einen Brief an eine bestimmte Person adressirt, erklärt damit unleugbar seinen Willen, das Eigenthum dieses Briefes an diese Person übertragen zu wollen, sowie umgekehrt die Person, die einen solchen an sie adressirten Brief in Empfang nimmt, ihre Absicht, das Eigenthum an ihm zu erwerben. Bestätigt wird diese Behauptung sowohl durch die östreichische Gesetzgebung, welche einestheils jeden Kaufmann verpflichtet, die empfangenen Handelsbriefe aufzubewahren und anderntheils jede Verpflichtung eines Advocaten leugnet, Briefe der Partei an ihn dieser Partei auszufolgen, als auch durch die französische Jurisprudenz, welche jederzeit den Grundsatz festgehalten hat, daß jeder Brief, sobald er dem Adressaten übergeben worden, aufgehört hat, Eigenthum des Schreibers zu sein.

Das ist also die Regel, aber die Regel hat ihre Ausnahmen und zwar ihre sehr berechtigten Ausnahmen. Einen dieser Ausnahmsfälle haben wir bereits genannt, den Fall, wo die Rücksendung des Briefes bedungen, wo also die Absicht, das Eigenthum davon zu übertragen, entschieden nicht vorhanden, sondern wo es nur die Meinung gewesen ist, dem Adressaten ein gewisses Gebrauchsrecht einzuräumen. Weitere Ausnahmen statuiren die neueren Einzelgesetzgebungen, sofern sie (z. B. Frankreich) aussprechen, daß die geschäftlichen Briefe eines Handlungshauses an seinen Bevollmächtigten Eigenthum des Handlungshauses bleiben und auf Verlangen zurückgestellt werden müssen, oder sofern sie (Frankreich und Oestreich) die Correspondenz eines Notars, der seiner Stelle verlustig erklärt worden, als ein integrirendes und von dem Notar nicht zu beanspruchendes Zubehör des Notariatsbureaus erklären — ein Grundsatz, der wohl, ohne der Sache Zwang anzuthun, auch insofern Anwendung zu finden hat, daß die amtliche Correspondenz der Staatsbehörden mit den einzelnen Beamten Eigenthum des Staates ist und bleibt.

Wenn es nun hiernach aber eigentlich keinem Zweifel unterliegt, wem das Eigenthum an einem Briefe zustehe, den der Schreiber noch nicht aus der Hand gegeben oder den der Adressat schon übernommen hat, so kann es sich nur noch fragen, was bei einem vom Schreiber abgesendeten, jedoch dem Adressaten noch nicht übergebenen Briefe, was bei einem Briefe Rechtens ist, der erst den Weg vom Adressanten an den Adressaten zurücklegt.

Der Fall, wo der Brief einem Beauftragten des Adressaten übergeben worden, ist schon in der oben angezogenen Entscheidung des römischen Rechts kurz berührt, und es versteht sich im Grunde von selbst, daß, wie an beweglichen Sachen überhaupt, auch an Briefen das Eigenthum durch Stellvertreter erworben werden kann, und zwar so, daß der Adressat, wenn anders der Stellvertreter überhaupt ermächtigt ist, Eigenthum für einen Dritten zu erwerben, das Eigenthum in demselben Augenblick erwirbt, wo sein Stellvertreter den Brief in Empfang nimmt, ohne daß derselbe dazu einer Specialvollmacht bedürfen würde. Eben so selbstverständlich ist es, daß unter Umständen, und falls der Adressat selbst den animus domini hat, das Eigenthum auch durch eine Person, die keine juristische Handlung unternimmt, sondern lediglich ein Instrument eines Dritten ist, beispielsweise also durch einen Boten erwirbt, der einen Brief zu überbringen und die Antwort darauf zurückzubringen den Auftrag hat. Von diesen Fällen freilich abgesehen, wird es als Regel gelten müssen, daß ein abgesendeter Brief in das Eigenthum des Adressaten erst dann übergeht, wenn er oder sein Stellvertreter ihn in Empfang genommen, und diese Regel findet ganz speciell da Anwendung, wo — die häufigste und wichtigste Art der Uebersendung — der Brief mittels der Post übersendet wird.

Nach dem deutsch-östreichischen sowohl, als dem Welt-Postvertrag, hat der Absender das Recht, über einen der Post

Digitized by Google

übergebenen Brief auf seine Kosten so lange zu verfügen, als derselbe nicht an den Adressaten ausgefolgt ist, und die Entschädigung für den Verlust eines recommandirten Briefes wird nicht dem Adressaten, sondern nur dem Absender geleistet — beides zum vollgültigen Beweise, daß das Eigenthum auch an einem durch die Post zu befördernden Briefe dem Absender bis zu dem Augenblicke zusteht, wo dieser Brief dem Adressaten eingehändigt worden.

Wo nun übrigens auch der Adressat Eigenthümer des Briefes geworden, unterliegt sein Eigenthumsrecht mehrfachen Beschränkungen, die das Eigenthum an anderen beweglichen Sachen nicht kennt. Abgesehen davon, daß z. B. der Kaufmann die erhaltenen Handelsbriefe und der Advocat die von der Partei an ihn gerichteten Briefe noch eine gewisse Zahl von Jahren aufzubewahren hat, liegt eine sehr wesentliche Beschränkung des unbedingten Verfügungsrechts des Eigenthümer gewordenen Adressaten in dem sogenannten Autorrechte, dessen Anwendung allerdings voraussetzt, daß der Brief als ein literarisches Erzeugniß zu betrachten, d. h. daß derselbe das Product einer eigenen geistigen Thätigkeit des Autors und daß er zum Gegenstand des literarischen Verkehrs, des Verlags, geeignet sei. Wo aber diese Voraussetzung zutrifft, da bleibt das Urheberrecht an einen Brief auch nach dessen Gelangung an den Adressaten gewahrt, und es hat diese Anschauung auch legislativen Ausdruck in dem deutschen Gesetz vom 11. Juni 1870 gefunden, welches ausdrücklich bestimmt, daß auch der rechtmäßige Besitzer eines Manuscripts oder einer Abschrift desselben zum Abdruck der Genehmigung des Urhebers bedarf.

Sollten aber nicht noch anderweitige Beschränkungen statuirt werden müssen und können? Aus dem Titel des geistigen Eigenthums kann nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil der Briefe der unbeschränkten Verfügung des Adressaten entzogen und speciell gegen Veröffentlichung geschützt werden: wie ist es aber mit den möglicherweise sehr wichtigen Geschäfts- und rein privaten Briefen, durch deren Veröffentlichung dem Absender vielleicht ein schwerwiegender moralischer und materieller Nachtheil entstehen würde?

Die englische sowohl als die französische Gesetzgebung — die letztere namentlich anläßlich des sehr bekannten Falls, wo „La Presse“ die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Benjamin Constants an Madame Recamier ankündigte — haben sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt und im Allgemeinen alles Gewicht darauf gelegt, ob einem Briefe ein vertraulicher Charakter zuzusprechen. Wenn das der Fall, so steht, so entscheiden sie, dem Adressaten das Recht der Veröffentlichung nicht zu, die Gerichte aber haben nach freiem Ermessen zu erkennen, ob jener vertrauliche Charakter vorhanden oder nicht. In Deutschland wie in Oestreich haben bisher weder die Gesetzgebung noch die Gerichte von dem Gegenstand Notiz genommen, wenn die letzteren auch möglicherweise sich veranlaßt sehen könnten, falls ihre Entscheidung angerufen werden möchte, derselben den weitgedehnten Begriff der römischrechtlichen injuria — wie er übrigens auch sowohl in das östreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch als in das preußische Landrecht übergegangen — zu Grunde zu legen und jener Injurienklage Raum zu geben, welche das römische Recht in zahllosen Fällen nur deshalb geschaffen, damit dem Verletzten überhaupt ein Rechtsmittel zustehe. Und wenn nun die genannten beiden Gesetzgebungen sich den gemeinrechtlichen Begriff der injuria angeeignet, so wird es gestattet sein anzunehmen, daß, wie im gemeinen Recht, auch nach östreichischem und preußischem Recht eine Veröffentlichung vertraulicher Briefe durch den Adressaten als eine Beleidigung des Briefstellers zu erachten ist.

Allerdings entscheidet das gemeine Recht nur den Fall, wo der Depositor eines Testaments dasselbe dritten Personen zur Kenntniß bringt, aber die bedeutendsten Rechtslehrer — und mehrere Responsa juristischer Facultäten haben deren Ansicht zu Grunde gelegt — sind nicht im Zweifel darüber, daß jede Veröffentlichung der Geheimnisse eines Dritten und daß speciell jede Veröffentlichung vertraulicher Briefe eine Injurienklage begründe oder wenigstens begründen könne. Dem Geiste der angezogenen neueren Gesetzgebung entspricht diese Ansicht sicher, sofern natürlich im Uebrigen die allgemeinen Voraussetzungen einer Injurienklage vorhanden sind, und es fällt dabei ins Gewicht, daß z. B. das östreichische Strafgesetz gewisse schwere Fälle der Aufdeckung fremder Geheimnisse als Uebertretung gegen die Sicherheit der Ehre behandelt. Selbstverständlich ist deshalb nicht jede Veröffentlichung vertraulicher Briefe schon an und für sich eine strafbare Injurie, sondern es hat eben im einzelnen Fall der Richter zu entscheiden, ob deren Voraussetzungen existiren.

Es bleibt jetzt noch zu erörtern, inwiefern die Benutzung eines Briefes vor Gericht das Eigenthumsrecht an diesem Brief beschränken darf. Von der strafgerichtlichen Seite der Frage ist dabei ganz abgesehen, denn alle Gesetzgebungen anerkennen und regeln das Recht zur Beschlagnahme von Briefen und ihrer Verwendung als Beweismittel gegen den Angeklagten. Aber wie ist es im Civilproceß?

Ganz unbestritten steht der Satz da, daß Jedermann das Recht hat, die an ihn gerichteten Briefe seines Gegners im Civilproceß diesem gegenüber als Beweismittel geltend zu machen. Von einer Verletzung des Briefgeheimnisses kann dabei nicht die Rede sein, denn den beiden Parteien ist der Inhalt der Briefe ohnehin bekannt, und wenn die Benutzung derselben vor Gericht im schriftlichen Verfahren überhaupt nicht als Veröffentlichung betrachtet werden kann, so liegt es im mündlichen Verfahren in der Hand des Richters und der Parteien, durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit das Bekanntwerden der betreffenden Beweisstücke zu verhindern: speciell die französischen Gerichte haben in diesem Punkte jederzeit eine außerordentliche Feinfühligkeit gezeigt. Weniger unbestritten oder, richtiger, noch sehr streitig ist die Frage, ob eine Partei vor Gericht von solchen Briefen Gebrauch machen dürfe, die ihr Gegner nicht an sie, sondern an einen Dritten geschrieben, doch scheint der Grundsatz festzustehen, einerseits daß von solchen Briefen, welche durch unerlaubte Mittel in die Hände des derzeitigen Inhabers gelangten, unter allen Umständen kein Gebrauch gestattet und daß andrerseits der Gebrauch unbedingt da gestattet sei, wo die an einen Dritten gerichteten Briefe entweder im Interesse des Producenten geschrieben worden oder wenn der Adressat selbst an dem Processe ein nachweisbares Interesse hat und also gleichzeitig sich selbst vertheidigt, das Alles indeß unbeschadet der Tendenz im Allgemeinen, daß Briefe, welche das freie Ermessen des Gerichts als vertrauliche bezeichnet und welche die Adresse eines Dritten tragen, vor Gericht gegen den Briefsteller selbst dann nicht producirt werden dürfen, wenn auch der Adressat sie dem Producenten zu diesem Zweck übergeben hat. So in Frankreich. Es fehlen nun allerdings anderswo die gesetzlichen Anhaltspunkte, diese Sätze ohne Weiteres auch anderswo zur Geltung zu bringen, zumal sie selbst in Frankreich nicht auf gesetzlichen Vorschriften beruhen; sie haben hier aber durch Richtersprüche, welche auf der Natur der Sache fußen, ihre Ausbildung erhalten, und wenn es im Allgemeinen feststeht, daß auch anderswo die Veröffentlichung vertraulicher Briefe nicht zu gestatten sei, so wird die französische Gerichtspraxis ohne Zweifel auch anderswo Beachtung finden.

Es wird jetzt nur noch über die Editionspflicht in Bezug auf Briefe zu sprechen sein. Die allgemeine preußische Gerichtsordnung (die bürgerliche Proceßordnung für Hannover geht sogar noch etwas weiter) legt der Normirung dieser Editionspflicht die Anerkennung ihrer eigenthümlichen Natur zu Grunde, denn wenn auch nicht blos die proceßführenden Theile, sondern auch alle in den Proceß gar nicht verwickelten Personen als schuldig erachtet werden, auf richterliche Aufforderung jede Urkunde dem Gericht vorzulegen, die zur Aufklärung streitiger Thatsachen geeignet erscheint, so ist doch für die Privatcorrespondenz insofern eine Ausnahme gemacht, als sie nur dann edirt werden muß, wenn sie zwischen den strei-

Digitized by Google

tenden Parteien selbst geführt worden. Die neueren Gesetzgebungen haben freilich eine so weitgehende Ausdehnung der Editionspflicht nicht statuirt und speciell die neue deutsche Civilproceßordnung verpflichtet den Gegner (und jeden Dritten) zur Vorlegung einer Urkunde nur dann, wenn der Beweisführer ihre Vorlegung auch außerhalb des Processes würde verlangen können oder wenn die Urkunde als eine gemeinsame zu gelten hätte. Dadurch erleidet selbstverständlich auch die Editionspflicht in Bezug auf Briefe starke Einschränkungen, denn als gemeinschaftliche Urkunden werden schwerlich andere Briefe angesehen werden können, als die zwischen den Betheiligten selbst oder die zwischen einem der Betheiligten und dem gemeinsamen Vermittler gewechselten Briefe. Das östreichische Recht kennt auch wohl seinerseits eine Pflicht zur Edition von Urkunden im Allgemeinen, nicht aber von Briefen insbesondere. Daß übrigens aus einer möglicherweise zu irgend einer Zeit einmal sich ergebenden Editionspflicht nicht etwa die Verpflichtung abzuleiten, für eine solche Eventualität alle eingehenden Briefe aufzubewahren, ergibt sich theils aus der Natur der Sache, theils, speciell für Deutschland, aus der nachdrücklichen Bestimmung seiner neuen Civilproceßordnung, welche den Editionseid dahin formulirt, daß der zur Edition Verpflichtete zu beeiden hat, die Urkunde befinde sich nicht in seinem Besitz, er habe sie nicht, um dem Beweisführer ihre Benutzung zu entziehen, abhanden gebracht und er wisse auch nicht, wo sie sich befinde.

Das ganze Thema, welches in Vorstehendem erörtert worden, ist, wie man sieht, durch die Gesetzgebung wie durch die Praxis nur sehr spärlich und lückenhaft behandelt; es scheint aber wichtig genug, die Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise und Gewalten in Anspruch zu nehmen, und es würde uns freuen, dazu die Anregung gegeben zu haben.

Wb.

Literatur und Kunst.

Frühlingslieder.

Vorzeichen.

Sprühregen, drein die Sonne scheint,
Jetzt da und jetzt auch schon vorüber,
So kurz, wie wach der Säugling weint,
Er wendet sich und schlummert lieber.

Sprühregen! Jetzt der Himmel blau
Und jetzt von Wolken überzogen,
Nun lachend über allem Grau
Im Wunderschein der Regenbogen.

Mailaunen.

Warum, verdross'ner Maitag,
Verschleierst du dein Angesicht
Mit trübenden Wolken
Und blickest so unfroh?
Laß trauernder Monde Tagen
Dies mürrische Ausseh'n,
Doch du, der Rose Bräutigam,
Du lache völlig
Und breite die lichten Schwingen,
Dem Schmetterlinge gleich,
In den blauen balsamischen Aether.

Dein Lager aber bereite
Halb wach und reg' in Blumen,
Denn alle Nächte ja
Kann sie, vom Thau erwecket,
Dir, wo du ruhst, erscheinen.

Frühlingsräthsel.

O Herz, was ist mit dir gescheh'n?
Im Maienmonde Grillen!
Jetzt, da die Rosen aufersteh'n
Und ihre Würzgerüche weh'n,
Um jeden Harm zu stillen,
Jetzt kann dich Leid erfüllen?

Ich weiß wohl, ist's auch lange her,
Von andern Maientagen,
Da warst du nicht so freudenleer,
Zu lachen kam dir da nicht schwer,
Ich mußte oft dich fragen:
Kannst du das Glück ertragen?

Und nun in all' der Lust so trüb,
In all' dem Drang so stille!
Sag' an, wo dir der Jubel blieb,
Hast du nicht mehr das Leben lieb?
O Herz, wo ist dein Wille,
Wo deiner Hoffnung Fülle?

Du scheinest wie der Eichenbaum
Vom Lenz dich auszuschließen,
Er hängt am längst entschwund'nen Traum,
Man sieht ihn leise knospen kaum, —
Doch bald von Haupt zu Füßen
Wird junges Laub ihm sprießen.

Kurzes Glück.

Schon wird im Feld es stiller
Mit jedem Tag,
Gedämpft sind Lerchentriller
Und Finkenschlag.

Des Laubes frische Helle
Weicht sattem Grün —
O Frühling, wie so schnelle
Bist du dahin!

Martin Greif

Ueber „Und sie kommt doch!"

Erzählung aus einem Alpenkloster von Wilhelmine von Hillern.*)

Es ist ein eignes Ding um die große Mehrzahl der literarischen Leistungen des weiblichen Geschlechtes. Zumeist sondern dieselben sich in drei Arten: die harmlos fabulirende, die moralisch hausbackene und die gewaltsam nervenerregende. Alle Stände, doch vorwiegend das deutsche Pfarrhaus erzeugen Vertreterinnen der beiden ersten Gattungen. Still vergnüglich oder von der Pflicht überzeugt, dem nachwachsenden Geschlechte, besonders der weiblichen Hälfte desselben ihre gereiften Lebenserfahrungen nicht vorenthalten zu dürfen, lassen sie ihre Feder im mehr oder minder beschränkten Kreise eigner Erlebnisse,

*) 2 Bände. Berlin 1879, Verlag von Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

einer zaghaften Einbildungskraft, aber robuster Sorglosigkeit, ihre Leser zu langweilen, umherschweifen. Jene Feder ist kein willenlos fügsames Geschöpf in ihren Händen, das unbedingt thun muß, was sie von ihm verlangen; sie gleicht nicht selten einer gewissen bockenden Reitthierart, die den Aufsitzenden, der nordwärts trachtet, gen Süden davonträgt. Die genannten literarischen Reiterinnen jedoch nehmen bei der Anstrengung, sich im Sattel zu erhalten, gemeiniglich von der veränderten Wegrichtung nicht viel wahr. Sie gelangen schließlich irgendwo an ein Ziel, steigen seelenvergnügt ab, als ob sie grade hierher gewollt, und da sie Niemanden zwingen, ihren komischen Ritt mitzumachen, gibt es auch nur Wenige, welche ihnen den harmlosen Spaß und die Tintenflecke an den Fingern verübeln.

Fast in allen diesen Beziehungen ihnen diametral gegenüber steht die dritte Kategorie, die der Sensationsschriftstellerin. Ihre Phantasie offenbart sich gewöhnlich als so titanenhaften Ursprungs, daß jegliche Vernunft vor ihrer Uebermacht erliegt. Selbst ein unbeirrbarer Freigeist, verlangt sie nur von Andern den Glauben, quia absurdum. Sie ist bösartig von Natur und mordet aus Lust. Im tiefsten Dunkel legt sie glimmende Kohlen unter Strohdächer und braut Gifte von seltsamer, der Toxikologie unbekannter Wirkung in Kaffeetassen. Ueberall schreitet das Geheimniß, in ein weißes Laken gewickelt, durch ihre vielbändigen Werke. Unschuld von unsagbarer Himmelsreinheit kämpft wider die schwarze Tücke höllischer Ausgeburt, manchmal wahrhaft beängstigende Zeitdauer hindurch, daß man an der Absicht der Verfasserin irre zu werden beginnt, die ewige Gerechtigkeit ohne einen Gott — „Schildkrötensuppe ohne Schildkröte," sagt Heine — zu verherrlichen. Allein der mit unbezwinglicher Körperkraft oder noch größerem Seelenadel ausgerüstete Held hat nur den richtigen Zeitpunkt erwartet, um in erschütternder Weise dem rächenden Geschick seinen Arm zu leihen. Im Grunde war die ganze Sache schließlich weniger gefährlich, als sie aussah, denn sie bezweckte eigentlich nur, die Zahl der Schrecknisse in ein erfreuliches Verhältniß mit der dafür zu zahlenden Honorarquote zu bringen. In diesem Bestreben begegnet die Gorgo sich zum ersten Mal mit ihren sanften Schwestern; das gleiche Lächeln umspielt ihre Lippen, wie sie die Früchte ihrer Thätigkeit ernten. Sie sind weitgespaltene Wege gegangen, doch nach gleichem Ziel; nicht das Verdienst einer Dichtung wollten sie sich um die Menschheit erwerben, sondern vor Allem den Verdienst für sich, und der Gehalt ihres Buches kümmert sie weniger, als das Gehalt, welches dasselbe ihnen einträgt. Würde es mehr abwerfen, wenn sie Kochbücher verfaßten, so wären diese sämmtlichen drei Arten von Schriftstellerinnen bald nur noch in wenigen, ausnahmsweise von unwiderstehlichem Ehrgeiz gepeinigten Exemplaren vorhanden.

Das ist der breite Untergrund der „weiblichen" Literatur oder Belletristik, um eine gute, fast verschollene Bezeichnung wieder in ihr Recht einzusetzen. Nur äußerst wenige Namen ragen mit begründetem Ansehen als Erhöhungen von dieser sterilen Fläche auf, und alle sogenannten Emancipationsbestrebungen unserer Tage werden in diesem Zahlenverhältniß schwerlich eine nennenswerthe Besserung herbeiführen. Vielleicht vermag die Frauenwelt den Einwurf zu erheben, daß die große Menge der schriftstellernden Männer ebenso wenig durch Naturanlage berufen sei und in gleicher Weise die Kunst der Dichtung als ein Brodhandwerk betreibe. Aber ein altes Wort besagt, es ergebe nicht das Nämliche, wenn Zweie das Nämliche thun. In weit überwiegender Mehrzahl wird der Mann, der zur Feder greift, auf einer Basis von Kenntnissen, Erfahrungen, befestigter und individueller Lebensanschauung ruhen, welche es ihm oft ermöglicht, auch ohne poetisches Talent Eigenartiges, Interessantes, Verständiges, kurz Lesenswerthes zu produciren. Er ist geschult und besitzt Hülfsmittel, die er in natürlicher Weise gleich seinen Gliedmaßen handhabt, einen Ersatz, von welchem dem weiblichen Geschlecht zumeist keine Ahnung innewohnt. Das Bewußtsein derselben läßt ihn mit einer gewissen Sicherheit vorschreiten, wo jenes sich nur tastend fortbewegt, bei jeder Biegung der Straße, aufs Neue von der unbekannt sich öffnenden Gegend erschreckt, anhält, rathlos nach einem Wegweiser umhersucht, oder kopflos gradaus in die erste beste Richtung weiterläuft. So berechtigt es ist, der Frau den Eigenthumsbesitz angeborenen Geschmackes zuzuschreiben, verliert sie denselben leicht, sobald sie sich auf ein ihr fremdes Gebiet begibt, denn auch jener ist nicht lediglich Instinct, sondern bedarf der Stütze, welche dem Manne für eine literarische Thätigkeit seine andersgeartete Erziehung, selbst wenn man sie nur als Dressur bezeichnen wollte, verleiht. Er braucht kein Herkules zu sein, um das Wagniß einer schriftstellerischen Leistung ohne Befürchtung schmählicher Niederlage zu unternehmen, denn er hat einen Antäusboden unter sich, der ihm ohne eignes Verdienst Kraft zuführt, gewissermaßen, wenn auch nicht „für ihn dichtet und denkt", doch für ihn gedichtet und gedacht hat.

In diesem Unterschiede der Geschlechter liegt der Grund, weshalb man von einer typischen Frauenschriftstellerei zu reden vermag. Nur ausnahmsweise werden die Kennzeichen derselben fehlen, wird sie im Stande sein, das ernsthafte Interesse von Männern zu erregen. Aus dem Gesagten aber ergibt sich, daß eine Frau, um die ihr anhaftende Ungunst zu überwinden und eine geachtete Stellung in der Literatur zu gewinnen, weit mehr als der Mann persönlicher Bevorzugung, angeborener Befähigung bedarf. Diese muß kraftvoll genug sein, ihr die erworbenen, gleichsam vererbten Hülfsmittel des anderen Geschlechtes zu ersetzen; wenn Talent das Vermögen darstellt, Kenntnisse weitesten Umfanges musivisch für einen Neubau zu nützen, so reicht dies für die Frau nicht aus, um wahrhaft Bedeutendes zu leisten, sondern sie ist des Genies benöthigt, das aus sich selbst schöpft, eignes Gesetz in sich trägt und seinen Deutungen folgt. Selbstverständlich bleiben dadurch auch für sie die Bedingungen nicht ausgeschlossen, welche überall erst solcher Naturanlage ermöglichen, ihren Beruf in vollendeten Werken kundzuthun. Fleiß, sagt Goethe, ist das halbe Genie. Unzweifelhaft bethätigte dieses sich aufs Glänzendste, als Cuvier aus einem Tarsalknochen den vollständigen Körperbau eines vorzeitlichen Riesenthieres reconstruirte, doch ohne den zuvor erworbenen anatomischen Wissensumfang wäre auch er dazu ebenso wenig befähigt gewesen, als Andere, welche sich der Lösung dieser Aufgabe allein auf Grund positiver Kenntnisse unterzogen hätten. Auch das Genie wird nicht gleich den Göttern des Olymps von Wolken getragen; es bedarf nur geringeren äußeren Anhaltes, als der ordnende Verstand, um den inneren Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Eindrücke, welche an Anderen unbemerkt, spurlos vorübergehen, setzen sich ihm zu einer Nervenerregung, einer Gedankenwelle um, die rastlos ihre Kreise weiter dehnt, bis sie an ihr haltgebietendes Ziel gelangt. Doch auch das Genie ist dem allgemeinen Naturgesetz unterworfen, das allem ihm Angehörigen die Zeitigung auferlegt. Oftmals blüht eine Pflanze mit reichem Farbenschmelz schon im ersten Frühling, aber erst die von der Sommersonne gereifte bildet keimfähigen Samen. Die frühreifen, vielbewunderten Kindergenies aller Kunstgattungen ähneln zumeist den gleißenden Waldpilzen, welche vor den erstaunten Augen über Nacht hochaufgeschossen dastehen und schon am nächsten Tage als marklos zusammenschrumpfende bunte Wasserblase wieder zerfallen.

Wilhelmine von Hillern ist kein Neuling in der deutschen belletristischen Literatur; sie gehört derselben seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten als Romandichterin an. Ihre ersten umfangreichen Bücher „Aus eigner Kraft" und „Der Arzt der Seele" kennzeichneten sich als ernste Arbeiten eines eigne Gedanken beherbergenden Kopfes und hoben die Verfasserin sogleich über das Niveau der typischen Frauenschriftstellerei empor. Einen ungewöhnlichen Erfolg in weitesten Kreisen erzielte darauf vor wenigen Jahren ihre „Geier-Wally". Zum Theil gewiß mit Recht, zum Theil indeß, unseres Erachtens, weil dieselbe dem Geschmack des großen Lesepublicums Rechnung trug und deshalb für uns mit Unrecht. Unfraglich hatte die Verfasserin ihre dichterische Befähigung glänzender als zuvor an den Tag gelegt und ihr Name war durch die „Geier-Wally" ein berühmter geworden; das Ausland wetteiferte, Uebersetzungen des Buches zu veröffentlichen. Doch das waren äußere Werthzeichen, das Gepräge der Münze, ohne Anhalt für die Goldlegirung der-

Digitized by Google

selben. Wir konnten uns ebenfalls der Bewunderung vieler Eigenschaften des genannten Romans nicht verschließen, aber er regte uns trotzdem kein freudiges Gefühl. Denn wir hielten die Urheberin desselben auf einer abschüssigen Bahn begriffen, von der wir befürchteten, sie möge im Lauf kommender Schöpfungen sich mehr und mehr jenem Niveau weiblicher Sensationsliteratur nähern; und diese Besorgniß flößte uns um so größeres Bedauern ein, als die „Geier-Wally" uns gleichzeitig vollgültiges Zeugniß abzulegen schien, zu welcher Staffel die Verfasserin, wenn sie dem Besten in sich selbst treu bleibe, nach der andern Seite emporzusteigen vermögen würde.

Wir schulden es Wilhelmine von Hillern deshalb, zunächst unumwunden auszusprechen, daß wir uns nicht nur in unserer damaligen Befürchtung geirrt, sondern daß sie nach unserem Urtheil in ihrem neuesten Buche „Und sie kommt doch!" eine Höhe erreicht hat, die unsere höchstgespannte Erwartung nicht für glaublich gehalten. Sie ist gewachsen, wie das Genie wächst, wenn die Sommersonne es reift. Es mag sein, daß ihre heut vorliegende Schöpfung, gleich Allem, was tieferes Verständniß erheischt, nicht den lauttönenden Beifall, den die „Geier-Wally" hervorgerufen, veranlassen wird. Aber dafür hat sie sich dauernd in die Annalen der deutschen Literatur eingeschrieben. Ihr Buch kann nicht als ein Tageserzeugniß betrachtet werden und als solches verwehen.

Wir beabsichtigen nicht, das Werk, weder im Ganzen noch in seinen Einzelheiten einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Noch weniger gedenken wir nach beliebtem Tagesbrauch in lapide eine Inhaltsschilderung zu entwerfen, von der wir uns vergeblich fragen, wem zu Nutz sie mitgetheilt wird: Demjenigen, der das Buch gelesen, oder für Solche, die dasselbe erst lesen wollen? Dem Ersteren gegenüber erscheint derartige Wiederholung zwecklos und albern, auf die Andern vermag eine Vorauserzählung der Fabel nur störend, den Genuß beraubend, einzuwirken. Es bleiben mithin nur Diejenigen, welche ihre Neugier einzig aus einer Besprechung zu befriedigen gedenken. Sie mögen ein Skelett betrachten und wo das Bedürfniß sie treibt, sich mit ihrer reichhaltigen Kenntniß zu brüsten, versichern daß sie im Stande seien, sich den lebenden Menschen in jedem Zug danach vorzustellen. Für solche literarische Piraten in den seichten Gewässern gesellschaftlicher Floskel, Lüge und Renommistik sollte eine, ihrer Zwecke bewußte Kritik keine Piroguen zimmern.

Am wenigsten liegt es in unserer Absicht, das neueste Buch Wilhelmines von Hillern enkomiastisch zu verherrlichen, dasselbe als ein unantastbares Kunstwerk hinzustellen. Es ist eines Menschen Werk, im edelsten Sinne „nichts Menschliches ihm fremd", doch auch im gewöhnlichen. Das heißt, es besitzt Eigenschaften, die von verschiedenen Standpunkten aus Mißbilligung und Anfechtung erfahren können. Der Inhalt ist herben Geschmacks; zwischen den Trauben, aus denen er gekeltert worden, sind Schlehen gereift, und Lippen, die nur an süßem Trunk Gefallen finden, werden sich oft erschreckt vor seiner Berührung schließen. Wer nach kleinen Mängeln, nach Ausfällen überall voll begründender Motivirung sucht, wird sie hier und da finden. Mehr will sagen, daß der Kritiker kein Rhadamanth zu sein braucht, um das Urtheil zu fällen, die ganze Entwicklung entspreche nicht der festgeschlossenen Kunstform des Romans, wie unsere Neuzeit sie als Regel herausgebildet. Doch es läßt sich darauf mit der nämlichen Souveränetät, vielleicht mit etwas noch größerer erwidern: Was Macht über den Dichter habe, ihn zu nöthigen, seine Gestaltung in das Prokrustesbett einer literarischen Klassification einzuzwängen, die nichts als eine Abstraction aus den Schöpfungen anderer Autoren ist? Wir vermuthen, daß Goethe, wenn er heut lebte, mit der ihm eignen Seelenruhe seine Lehrjahre Wilhelm Meisters in der nämlichen Weise, wie damals, schreiben würde. Den Inhalt derselben würde die Wandlung der Zeit mannichfach beeinflussen, aber wir bezweifeln, daß Goethe sich sonderlichen Kummer dadurch bereiten ließe, ob eine ästhetische Kritik der von ihm gewählten Form nachsagte, sie genüge der Vorschrift nicht, welche von jener Kritik als Norm für die künstlerische Gliederung eines Romans aufgestellt worden. Wir glauben, er würde lächelnd erwidern: So habe ich wohl keinen Roman zu schreiben beabsichtigt, sondern etwas Anderes. Müßt ihr denn, um euch an Farbe und Geruch einer Blume freuen zu können, wissen, welchen zufälligen Namen ihr ein beliebiger Nomenclator gegeben und wo er sie in sein botanisches System eingereiht hat? Sie bleibt in jeglicher Rubrik genau die nämliche, und Alles, um was es sich unter vernünftigen Menschen handelt, ist einzig, ob sie euch gefällt? Thut sie das, dann laßt die Systematiker über ihre Art, Gattung, Benennung auf Lateinisch und Griechisch streiten, so viel es ihnen Spaß macht. Sie ändern damit gottlob kein Staubfädchen an der Blume und bei den richtig empfindenden Sinnen kein Stäubchen an ihrem Ergötzen.

Im Uebrigen hat Frau von Hillern ihre Dichtung nicht als Roman, sondern als „Erzählung aus einem Alpenkloster" betitelt. Sie erzählt einen Vorgang aus dem 13. Jahrhundert, eine Geschichte, etwas, das geschehen. Vermag diese unser Interesse in gewaltigem Maße zu erregen und zu fesseln, entspricht sie genau den Verhältnissen und Anschauungen der Zeit, in welcher sie handelt, so verdient sie unsere Bewunderung und unsern Dank sans phrase. Wir begeben uns damit nicht des Rechts, an Einzelnheiten Ausstellungen zu erheben, aber wir beugen uns dem vom Ganzen Gewollten und Erreichten, das vom Beginn bis zum Schluß die Signatur trägt: Sit, ut est, aut non sit! Wir empfinden, daß wir dem mächtigen Wurf dieser Schöpfung gegenüber klein daständen, wenn wir an verschwindend Untergeordnetem zu mäkeln begännen. Denn es ist ein großes Buch, das Werk eines dichterischen Genius, der uns auch da Achtung gebietet, wo unsere persönliche Meinung oder Neigung von seiner Aufstellung abweicht. Er ist von solcher Bedeutung, daß wir uns vor jenen Einzelnheiten damit bescheiden: Er hat es so gewollt. Und wenn jemals, so gedenken wir in dem vorliegenden Falle der goldenen Worte, welche Addison vor fast zwei Jahrhunderten in seiner „Critique on Paradise lost" gesprochen, daß „ein echter Kritiker lieber auf den Vorzügen, als auf den Unvollkommenheiten eines Werkes verweilen, die verborgenen Schönheiten eines Schriftstellers zu entdecken und der Welt solche Dinge mitzutheilen streben soll, die ihrer Beachtung werth sind."

Beginnen wir mit einem Tadel, der etwas nicht Bedeutungsloses betrifft. Der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt, obwohl er dem Inhalt vollkommen entspricht. Aber er fällt mit diesem erst für Denjenigen zusammen, der bis ans Ende gelesen. Von vornherein erscheint er unverständlich, gibt keinen Anhalt, bewirkt das Gegentheil, indem er irre führt, und das bildet einen directen Fehler. Unsere Zeit trägt die Schuld daran, das lesende Publicum und die Verleger, welche wetteifern, die Leselust desselben durch möglichst verheißungsvollen Anreiz einer Ueberschrift zu erregen. Das Alterthum, wie unsere eigene klassische Periode beschränkten sich auf die größte Einfachheit der Titel, die zumeist nur mit einem Worte entweder den Helden, den Schauplatz der Handlung oder diese selbst kund gaben. Bei der Umfangsausbreitung unserer Literatur, den vielfach sonst veränderten Bedingungen derselben ist es nicht möglich geworden, diesem Vorbild immer nachzufolgen. Ein guter Titel bietet nicht selten eine der Hauptschwierigkeiten nach Vollendung des Werkes, das er zu krönen berufen ist. Er darf nicht zu viel von dem Inhalt verrathen, doch auch nicht zu wenig mittheilen. Wo er nicht in einem deutenden Namen besteht, der geschichtliche oder sonstige Erinnerung weckt, sollte er eine Stimmung erregen, welche mit dem Grundton der Dichtung zusammenfällt; er sollte ein Anschlag der Stimmgabel sein, durch den sich die Tonart des Kommenden verkündigt. Das ist häufig kaum erreichbar und wir begegnen deshalb in unserer Literatur auch bei trefflichen Schöpfungen oftmals dem einfachen Zurückgreifen auf einen Namen selbst da, wo dieser sich für den das Buch erst zur Hand nehmenden Leser mit keinem historischen oder sonstwie gearteten Anhalt verknüpft. Allerdings bildet das nur ein Palliativmittel für den herrschenden Nothfall, doch immerhin jedenfalls ein besseres und unschädlicheres, als der Wunderdecoct vieler Titel, welche auf die Empfänglichkeit der großen Menge für jede Art der

Digitized by Google

Reclame speculiren. Zu diesen zählt „Und sie kommt doch!" keineswegs. Der Titel ist im Gegentheil ein verfehlter, weil er zu wenig verheißt. Wer eine Vorstellung mit ihm verbinden will, wird kaum Anderes als ein Lustspiel in Erzählungsform erwarten können. Es vermag Niemandem in den Sinn zu gerathen, daß sich unter dem unbestimmt-bestimmten Pronomen birgt: „Und die Liebe kommt doch!"

Wenden wir uns von dem Titel dem Inhalt zu, so tritt uns nach drei Richtungen Ungewöhnliches, das wir als ein dreifaches Wagniß bezeichnen müssen, entgegen. Eines der sprachlichen Form, des Stils der Erzählung. Ein zweites der Zeit, in welche diese von einer Frau verlegt worden, die nach weiblichem Bildungsgange nicht über die geschichtlichen Hülfsmittel, noch die Methodik ihrer Benutzung gleich dem Manne zu verfügen pflegt. Ein drittes in der Handlung, sowohl nach ihrer künstlerischen Gestaltung im Ganzen, wie nach ihrer Verkörperung durch die handelnden Personen.

Es ist unfraglich ein bedeutendes Wagniß zu nennen, eine dreibändige Erzählung von der ersten bis zur letzten Zeile im Präsens zu schreiben, und uns sind nur wenige Beispiele bekannt, in welchen das gleiche Unterfangen nicht zum unverkennbarsten Nachtheil ausgeschlagen. Zunächst begibt der Autor sich freiwillig der außerordentlichen Unterstützung, die ihm ein Wechsel gewährt. Der im Imperfect Redende vermag jederzeit zur Belebung, Emporhebung seiner Darstellung sich des Präsens zu bedienen; im umgekehrten Falle entschwindet die Möglichkeit dieses Abwechslungsvortheils. Aber das gewichtigste und gefährlichste Moment liegt darin, daß die sprachliche Form der gegenwärtigen Zeit sich von vornherein auf eine Stufe stellt, welche keine Steigerung mehr zuläßt, und auf einer Höhe wandelt, die nirgendwo ein Herabsteigen erträgt. Sie enthält ein natürliches Pathos, das sich nicht auf die Hauptgegenstände beschränken läßt, sondern zu gleich bedeutsamer Behandlung aller Nebendinge zwingt. In gebundener Sprache, der vom Rhythmus getragenen und der gewöhnlichen Sphäre des Lebens mehr oder minder entrückten Dichtung fällt dieses Erforderniß mit der leichteren Möglichkeit seiner Durchführung zusammen. Doch die breit angelegte Prosaerzählung, die genöthigt ist, vielfach zur Erläuterung, zur Verbindung auch das an sich Unpoetische, technisch Nothwendige in ihren Kreis zu ziehen, fällt durch die Sprache des Präsens einer Gefahr anheim, der sich nur sicheres Kraftbewußtsein gegenüber zu stellen berechtigt ist. Das Handwerkmäßige der Uebergänge, des orientirenden Berichtes wird ausgeschlossen; die gehobene Form duldet keine Abschwächung, Dämpfung, und hat deshalb unausgesetzt der Gefährdung auszuweichen, daß die Schilderung des Nebensächlichen diesem congruent wirkt und nicht den Eindruck eines falschen Pathos hervorruft. Besitzt der Autor die sprachliche Fülle, Kraft und Biegsamkeit, dies Letztere zu vermeiden, den bedingten Stil dergestalt zu beherrschen, daß er trotz seiner Sprödigkeit sich den von ihm verlangten Unterschiedsmerkmalen in objectiv entsprechender Weise biegen muß, so wird die Prosaerzählung zur Dichtung ersten Ranges, und sie ist dies in „Und sie kommt doch!" geworden.

Buffon hat gesagt, der Stil sei der Mensch. Versteht man darunter nur die sprachliche Weise eines Menschen, seinen Gedanken, Anschauungen und Empfindungen Ausdruck zu verleihen, so erscheint jener Ausspruch uns nichtssagend und häufig ungerechtfertigt. Das Wesentliche bildet eben erst eine Eigenart und Bedeutung jener Gedanken, Anschauung und Empfindung, die durch den Stil zur Erscheinung gelangt, ihn als ihr natürliches Kleid trägt. Die hohlköpfige Inhaltslosigkeit, der lediglich borgende Compilator treten in unseren Tagen häufig im tadellosen Zuschnitt sprachlichen Gewandes auf, während der eigne Gedankenbesitz, die weltbereichernde Forschung des Gelehrten sich noch immer nicht selten unter stilistisch dürftiger Ausstattung verbirgt. Das Buffon'sche Wort trifft nur dann das Richtige, wenn es von dem Stil die Wirkung fordert, daß derselbe uns in die Auffassungsart des Autors mit hineinzwingt, daß wir Sprache und Gegenstand als unzertrennlich voneinander empfinden. Solcher Vereinigung hat in der That der Mensch seinen individuellen Geistesstempel aufgeprägt und kennzeichnet durch ihn den Reichthum seiner Ideen mit der Kraft der Beherrschung ihres Ausdrucks.

Der so aufgefaßte Stil zeigt sich in dem Buche Wilhelmines von Hillern in vollendeter Gestalt. Ueberall bietet er das bezeichnende Wort für den Gedanken, das allein als treffend und keinen Ersatz durch ein anderes zulassend erscheint. Eine außerordentliche Prägnanz verbindet sich mit erstaunlicher Reichhaltigkeit. Jede Stimmung nöthigt uns zur Mitleidenschaft. Gleichsam als werde das lesende Auge mit Gehörkraft begabt, glauben wir die Stimmen der handelnden Personen zu unterscheiden. Die Darstellung des Kleinsten wie des Großen erfüllt unsern Blick mit einem körperlichen Bilde. Wir werden getäuscht, daß unsere Sinne die Luft der Alpenhochwelt zu athmen, ihre Stille und ihren Sturm zu durchleben wähnen. Die Freudigkeit und Sehnsucht, die Noth und Angst in den Zeilen vor uns treiben wie pulsirendes Blut jede ihrer erregten Wellen bis in unser Herz hinein. Das sind die Merkmale wahrer Dichtung. Wir könnten hunderte von Belegen dafür aufzählen, wenn solche Art der Besprechung in unserer Absicht läge. Doch im Grunde müßten wir alsdann das ganze Buch citiren und selbst ein anderes darüber verfassen.

Wir sprachen von dem zweiten Wagniß, dem die Erzählung der Frau von Hillern sich entgegengestellt. Die Ausführung unserer Einleitung erklärt das gesperrte Druckwort des letzten Satzes. Wir besitzen in mancher literarischen Leistung von Männern, vor Allem in dem Scheffel'schen „Ekkehard" glänzende Beispiele der Möglichkeit, sich auf Grund tiefwurzelnder geschichtlicher und culturhistorischer Kenntnisse vermittelst dichterischer Intuitionskraft in das Leben, die Denk- und Handlungsart lang verschollener Zeiten hineinzuversetzen. Aber unseres Wissens stehen wir zum erstenmal vor der Thatsache, daß eine Frau das Nämliche mit der nämlichen Meisterschaft in der Beherrschung jenes culturgeschichtlichen Materials geleistet hat. Und es kommt hinzu, daß der Frau das Wesen eines mittelalterlichen Klosters vielleicht fremdartiger als irgend etwas Anderes der Zeit gegenüberstehen mußte. Zum Erfassen des Ganzen wurde eine ungemeine Fülle von Einzelkenntnissen und volle Verständnißdurchdringung derselben erforderlich. Sollte sich ein festgefügter Aufbau erheben, an dem nicht nur menschliche Empfindung und natürlicher Verstand, sondern auch die Kritik des Forschers nicht zu rütteln, aus dem sie keinen wesentlichen Stein als haltlos auszuscheiden vermöge, so mußte das Wissen der Verfasserin in seiner Schöpfungssicherheit dem zerstörenden der Negation gleichkommen. Es stand mit Recht zu befürchten, daß ihr dafür die breite Basis, die erlernte Methodik des Mannes fehlen, daß der vielleicht dichterisch kunstvolle Aufbau doch vielfach den geschichtlichen Dilettantismus der Frau nicht zu verbergen im Stande sein werde. Allein diese Frau hat auf dem Gebiete der überlieferten Thatsachen mit jedem Manne gewetteifert und zwar in so vollkommenem Grade, daß wenn ihr Name nicht dem Buche vorgesetzt stände, Niemand auf den Gedanken verfallen könnte, dasselbe habe eine Frau zur Urheberin. In gleicher Weise wie ihr Stil, würde ihre Beherrschung des historischen Materials und seiner Zeitfarbe das Aufkeimen solcher Vermuthung unterdrücken. Wilhelmine von Hillern hat ihren Bau mit der technischen Sicherheit eines Klosterarchitekten aufgeführt und denselben mit Zeitcharakteren eines dichterischen Genies bevölkert. Ihr zweites Wagniß, ist gleich dem ersten gelungen. Im Stil wie in der culturhistorischen Färbung und Unantastbarkeit steht „Und sie kommt doch!" gleichwerthig mit dem Scheffel'schen „Ekkehard" da.

Wir glauben, daß bis hieher unsere Meinung unbestritten bleiben, mit dem einmüthigen Urtheil zusammenfallen wird. Dann spricht dieses der Dichtung bereits seltene und hohe Vorzüge, doch zugleich sich selbst die ernste Pflicht zu, die Handlung, das Bild jenes Rahmens nicht nach Stimmung, nach Laune des Momentes, subjectiver Neigung oder Abneigung zu beurtheilen. Ein bedeutendes Werk der Kunst ähnelt selten dem überraschenden Glanze eines Kometen, der beim Auftauchen sofort alle Augen fesselt, gleichmäßig entzückt und blendet. Zumeist gleicht es einem

Digitized by Google

Fixstern mit ruhigerem Licht, das viele Blicke unbeachtet lassen. Aber er bleibt unverrückt an seiner Stelle, und die Nachwelt gewahrt ihn, wenn jener Komet lang aus der Erinnerung verschwunden.

Die Handlung von „Und sie kommt doch!" bildet das dritte, das größte Wagniß des Buches, sowohl nach Seite der Form als des Inhalts. Man kann sich ihr verschließen, sich weigern, sie anzunehmen, wie Leute bei einem Gewitter die Läden schließen, um den Blitz nicht zu sehen, die Ohren verstopfen, um den Donner nicht zu hören. Aber Blitz und Donner sind darum draußen im Aufruhr der Natur nicht weniger vorhanden, und mitleidigen Lächelns würde man das Verdict der Aengstlichen vernehmen, das ihnen die Berechtigung, zu sein, absprächе. So mag Jeder nach seiner Neigung von dem Buche Wilhelmines von Hillern erfreut werden oder nicht; doch Derjenige, der es von Schreck erfaßt, fallen läßt, hüte sich vor der Ueberschätzung seines subjectiven Gefühls, daß die Furchtanwandlung desselben den Stab über die Größe, die Wahrheit, den poetischen Werth der Dichtung zu brechen berufen sei.

Die Form ihrer Handlung gleicht einer Pyramide. Sie erhebt sich auf breiter Grundlage, die ein reiches, buntgewirktes Bild entrollt. Das mächtig gefesselte Interesse heftet sich fast gleichmäßig an eine Fülle und den Widerstreit mit gleicher Lebenswahrheit und Eigenart beseelter Gestalten. Dann, etwa gegen die Mitte des Buches lösen zwei derselben, als die Hauptträger der Idee, sich mehr und mehr von ihren Genossen ab; die Pyramide beginnt, sich zu verschmälern. Allmählich verschwindet um diese Beiden Alles, als ob es nur aus phantastischen, sturmverwehten Wolkengebilden bestanden, und sie allein bleiben. Eine seltsam leuchtende Gipfelspitze tauchen sie zuletzt einsam in das Blau des Aethers, und die Schleier des Himmels, des ewigen Weltgeheimnisses entrücken sie dem Blick.

Wir haben diese Form das bedeutendste Wagniß genannt, nicht weil sie das Buch dem Interessekreis der gewöhnlichen Romanleser entzieht, sondern weil sie der großen Gefahr trotzte, in der zweiten Hälfte der Dichtung die Wirkung derselben auch auf den berufenen Theil der Leser zu beeinträchtigen. In ihr schwindet der äußere Reichthum der Erzählung und der innere mußte die dichterische Kraft, die Nachhaltigkeit besitzen, jenen zu ersetzen, seinen Verlust vergessen zu machen. Der erzeugende, lebensvolle Grundgedanke des Werkes wirft seine hundertfältige Hülle ab und tritt mit stolzer Zuversicht, keines vielfach schimmernden Gewandes mehr zu bedürfen, allein hervor. Einzig die Natur wird sein Kleid, die Menschenseele sein Inhalt. Berechtigt erhebt sich die eine, das Urtheil über diese Form umschließende Frage: Ist die psychologische Entwicklung poesievoll, reich und gewaltig genug, daß sie als die einsam, zauberisch in die Luft ragende Blüthenkrone der am Boden weitausgebreiteten Pflanze erscheint, daß sie das Bleibende über dem Vergänglichen bildet, nicht den Weg vergessen läßt, den die Dichtung bis zu ihr durchschritten, doch jetzt dem Blick als ihr stets unbeirrt erstrebtes Ziel entgegentritt, das allein jene Umhüllungen ins Leben gerufen und ihnen ihren Werth verliehen? Dann ist auch das Wagniß dieser Form gelungen; nicht die breite Basis der Pyramide, sondern die im Licht gebadete, weithinleuchtende Spitze war ihr Zweck. Und wir zögern keinen Augenblick mit der Entscheidung, daß für uns jene Anforderungen vollerreicht dastehen.

Was dagegen nicht erreicht sein, was niemals einem Buche erreichbar wird, ist, daß der Inhalt, die Handlung nicht überall der gleichen Sympathie begegnen mag. Die Gesammtliteratur der Menschheit weist kaum ein Werk auf, das in dieser Richtung völlig unangefochten dastände. Nicht die Verständnißlosigkeit allein verhält sich ablehnend gegen das Große, sondern oftmals lediglich die zugangslos sich verschließende persönliche Neigung oder Abneigung. Unberechenbar ist die Wirkung, der Erfolg eines Buches; habent sua fata libelli, sagten schon die Alten. Um uns ganz zu erfassen, muß es in uns selbst ein zweites Leben gewinnen, muß dazu vielleicht mit specifischer Kraft, für welche diese Individualität empfänglicher ist als jene, auf die Seele einwirken. Die heitere Anschauung des Lebens weigert sich, das Erschreckende anzunehmen; sogar Derjenige, welcher die düsteren Conflicte des Menschendaseins kennen gelernt, verwirft sie nicht selten als Aufgabe der Dichtung. Tausendfältig, unaufzählbar mischen Principien, Vorurtheile, Verschiedenartigkeit der geistigen Entwicklung sich beirrend ein; die Zeit selbst erzeugt große Strömungen unbewußter Zu- und Abneigung. So legen getäuscht Viele die letztere als Maßstab an die Kunst und den Werth eines Buches. Wenige gibt es, welche in einem solchen die Tragik bis zu ihrer letzten Schlußfolgerung zu ertragen vermögen, von ihr erschüttert und erhoben, doch nicht entsetzt und verletzt werden. Die größten Dichter sind vor dieser Consequenz der Lebenswahrheit in ihren Schöpfungen nicht zurückgebangt; aber es würde ein verwunderlich überraschendes und befremdendes Resultat ergeben, wenn man aufzuzählen vermöchte, wie viele sonst verständnißvolle, für Poesie empfängliche Menschen in Deutschland Goethes Faust, den wir unbestritten als das größte Meisterwerk unserer Literatur zu betrachten gewohnt sind, im Stillen keineswegs als solches anerkennen und nur durch Scheu vor dem Namen des Urhebers, dem Verdict der Literaturgeschichte von der lauten Erklärung abgehalten werden, daß jener nicht die Wirkung einer unsterblichen Dichtung auf sie übe, den von ihnen für eine solche geforderten Bedingungen nicht nachkomme.

Die Erzählung Wilhelmines von Hillern behandelt einen Vorgang des 13. Jahrhunderts, in unwirthsam rauhem Hochgebirg, in einem Kloster, dessen Bewohner sich der Welt und der Menschheit, den Gedanken und dem Herzschlag derselben abgeschlossen. Doch die Natur, die ewige Herrin, „die sich nicht spotten läßt", durchbricht den Erzwall der ihr ohnmächtig trotzenden Gebote. Das ist der Gang der Handlung. Sie ist hart, grausam, unerbittlich, wie jene Zeit, wie das Leben zu jeder Zeit. Ungeheures geschieht; die Menschen gleichen den firnbedeckten Alpenzacken, die auf sie herabblicken, von denen der Wintersturm zu ihnen niedertobt. Aber sie sind aus ehernem Guß der Charakteristik; sie haben gelebt und leben vor uns aufs Neu; so war jeder, und anders konnte er nicht sein. Wenig Sonne fällt durch die schweren Wetterwolken des Buches, doch wo sie durchbricht, füllt sie nicht das Auge nur mit Glanz, sondern ihre Wärme dringt süß ins Herz. Vielfach häuft die Dichtung wahrhaft klassische Scenen, Meisterwerke der Schilderung, des Dialogs, selbst des Humors; ein funkelnder Thau tiefsinniger Gedanken und poetischen Bilderreichthums leuchtet über Allem. „Und sie kommt doch!" ist ein Buch, von einem Manne für Männer geschrieben, ein dauerndes, großes Denkmal eines dichterischen Genius.

Wilhelm Jensen.

Eduard v. Hartmanns Ethik.*)

Von Hieronymus Lorm.

I.

Ein philosophisches System gleicht einem in der Einöde errichteten Hause, dessen Architekt zugleich sein einziger Bewohner ist. Einsam und allein harrt er in seinem Bau, ob noch Andere kommen werden, um sich in der von ihm errichteten synthetischen Zuflucht vor den peinlichen und sinnlosen Stürmen des Lebens heimisch zu fühlen. Sein Wunsch, sein Ehrgeiz ist, daß ringsherum die Wissenschaften, die Künste, die Erziehung ihre Arbeitshütten errichten, die, wie verschieden auch ihre Bestimmung und Thätigkeit sei, an seinen Bau sich als an den leitenden Mittelpunkt lehnen. Sein höchstes Ziel ist, daß sich Städte, Länder um das von ihm geschaffene Centrum als Peri-

*) Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin 1879, C. Duncker's Verlag.

Digitized by Google

pherie reihen, auf daß es zur allgemeinen Weltanschauung werde, zum Quell, aus welchem der Geist des Zeitalters ströme.

Zuweilen und für kurze Dauer ist deutschen Philosophen dieser stolze Traum in Erfüllung gegangen. Die lebende Generation liest mit Erstaunen, wie gewaltig einst, ja noch in diesem Jahrhundert, dem man mit der Bezeichnung eines nüchternen und prosaischen den Stempel des Augenblicks aufdrückt, Schellings Identitätsphilosophie das gesammte deutsche Leben beherrscht hat, die Wissenschaften nicht nur, auch die Gesellschaft, die Inspirationen der größten Dichter und Künstler und selbst die Reactionspolitik der Staatsmänner. Es war die Zeit vor und nach den Befreiungskriegen; vor denselben war Deutschland unterworfen, zerstört und gedemüthigt; unmittelbar nach denselben hatte es das Gefühl, den Druck der Fremdherrschaft nur mit dem fast gleich entsetzlichen, der von den eigenen Beherrschern ausging, vertauscht zu haben. Und mitten in all diesem äußeren und inneren Jammer und Elend erhoben sich Geister und Gemüther an der intellectuellen Anschauung zu stolzem Bewußtsein und vollgesättigter Lebensfreude; zum Staunen und Gelächter anderer Nationen fand diese unglückliche, ihrer edelsten politischen Besitzthümer und ihrer heiligsten Rechte beraubte Nation aus dem metaphysischen Gesichtspunkt der Schelling'schen Philosophie, daß Alles in Ordnung und auf das Beste bestellt sei, wenn man nur die paar Verruchten nicht beachtete, die es — schreckliche Verblendung! — nicht glaubten.

Gewiß ein beispielloser Triumph eines deutschen Philosophen! Kaum daß Aehnliches und nur in sehr verkleinertem Maßstabe von den frühesten philosophischen Bewegungen des griechischen Alterthums widergespiegelt wird.

Auch die Hegel'sche Philosophie hat, wenn nicht mit gleicher Fülle der Macht, doch immerhin bedeutsam genug, um einen Einschnitt in der deutschen Geschichte zu bilden, ihre Herrscherepoche durchgemacht. Leider will diese arge Welt nicht durch Schwingen der speculativen Ideen, sondern nur auf den plumpen Füßen des Verstandes weiter kommen, der niemals einen Boden betritt, welcher nicht wie das Einmaleins für jede speculative Hypothese verzweifelt prosaisch verschlossen ist. Der wirkliche Fortschritt in den Wissenschaften und folglich in der Cultur ist ein wahrer Gewürzkrämer, sein Princip ist „Baar Geld lacht" und darum arbeitet er nicht mit den Anweisungen auf eine ferne Zukunft, welche doch der Hauptgewinn sind, den die Philosophie dem concreten Leben zu bieten hat, und verlangt über Alles, was er annehmen und opfern soll, klare Rechnung. In Folge dieses Philisterthums der Weltentwicklung war es stets das Schicksal der hochgemuthen metaphysischen Speculation, entweder in anachoretischen Thebaiden ungewürdigt zu verkommen, oder, wenn auf einen Thron gehoben, die ungewöhnliche Herrschaft mit einer Schnelligkeit zu verlieren, die ganz außer Verhältniß zu ihrem Ruhme steht.

Eine merkwürdige Ausnahme von diesen beiden entgegengesetzten Schicksalsphasen metaphysischer Systeme bildet Eduard v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten". Sie hat weder in unbeachteter Einsamkeit verkommen müssen, noch hat sie eine thatsächliche Herrschaft auch nur in dem Sinne angetreten, daß sie Schule gebildet, der Naturforschung oder dem Leben irgend ein maßgebendes Princip, wenn auch nur zu zeitweiligen Versuchen, geliefert hätte. Sie ist von einer bei philosophischen Werken fast beispiellos großen Menge besichtigt, angestaunt, bewundert und — verlassen worden. Es gibt keine Hartmannianer; das Haus in der Einöde wird von seinem Architekten einsam und allein bewohnt. Es ist deshalb nicht auch ein unbekannter Bau geblieben; im Gegentheil, eine ungeheure Anzahl von neugierigen Menschen umgibt es fortwährend. Niemand aber denkt darin Wohnung zu nehmen, Wissenschaften und Künste reihen ihre Arbeitsstätten nicht daran und die zahllosen Beschauer wenden ihm gleichgültig wieder den Rücken und zählen die Besichtigung zu den Curiositäten geistiger Beschäftigung.

Das Schicksal der Hartmann'schen Philosophie ist ein merkwürdiges Zwitterding aus Erfolg und Nichterfolg, merkwürdig hauptsächlich darum, weil die äußere Schicksalsgestaltung dieser Philosophie ein Spiegelbild ihres inneren Wesens, eines aus der Verbindung entgegengesetzter Extreme hervorgegangenen Zwitterdings ist. Die „Philosophie des Unbewußten" beruht auf einem unmöglichen Compromiß zwischen dem Glauben an die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes und der Ueberzeugung von der absoluten Nichtigkeit jedes dadurch zu erreichenden Lebenszieles, zwischen Hegel und Schopenhauer, oder tiefer und ursprünglicher gefaßt, zwischen Heraklit und Buddha.

Die Intention ist großartig genug und die riesige Geisteskraft, womit die Ausführung unternommen wird, entfaltet sich zu eigenthümlich und bewunderungswürdig, als daß man nicht Dasjenige, was Hartmann nicht erreicht hat, streng und genau von Demjenigen sondern müßte, was der Metaphysik an und für sich unerreichbar bleibt, will man die Verantwortlichkeit des Einzelnen mit Gerechtigkeit nur auf seine eigene That beschränken.

Aus der allgemeinen Anerkennung, daß das methaphysische Bedürfniß in der Menschheit vorhanden und unausrottbar sei, ergibt sich von selbst, daß, wenn man seine speculative Bethätigung trotz ihrer ewigen nicht aufzuhebenden Unfruchtbarkeit Wissenschaft nennen will, diese nicht zufällig und willkürlich, wie etwa Zoologie oder Mathematik, zur Lebensaufgabe gewählt werden kann, nicht wie die exacten Wissenschaften ursprünglich und ausschließlich ein Interesse des Geistes ist, sondern, aus einem Bedürfniß, also aus einem pathologischen Zustand hervorgehend, in ihrem Träger ein besonders dazu geartetes Gemüth voraussetzt! Pectus est, quod fecit philosophum!

Und in der That, wie eine heimliche Wunde, über deren Ursache man nicht recht klar ist, immer wieder dazu anregt, sie zu berühren, damit man sich durch den Schmerz, den sie dabei verursacht, ihres Vorhandenseins und ihrer Art und Natur bewußt werde: so fühlt sich das Gemüth der Menschheit gedrängt, das Welträthsel immer wieder zu berühren, weniger in der thörichten Hoffnung, den letzten und höchsten Aufschluß darüber zu erlangen, als in dem unbesiegbaren Drang, die Unmöglichkeit der Lösung, diese tiefste Wunde des Menschendaseins, immer wieder von Neuem zu erfahren. Der Erhaltungsproceß der Natur selbst verlangt, daß der Schmerz darüber nicht einschlafe, denn dieser Schmerz ist zugleich die Erneuerung des Interesses an den Objecten der Kunst und des sittlichen Lebens, welche die unbegriffene Unendlichkeit wenigstens dem Gefühle nahe legen, wenn sie auch der Einsicht immerdar entrückt bleibt. Träte die Unzulänglichkeit der philosophirenden Vernunft nicht immer wieder schmerzhaft ins Bewußtsein, so erstürbe auch die Sehnsucht nach der wenigstens ahnungsweisen Befriedigung durch die Schönheit und die Tugend, die Anziehungskraft des Lebens selbst hörte damit auf und der Naturproceß wäre geschädigt. So ist die Vergeblichkeit der metaphysischen Anstrengungen blos eine theoretische Unfruchtbarkeit, praktisch läßt sie eine Erhöhung und Stählung der Geisteskraft zurück und hiermit auch eine neu erfrischte Empfänglichkeit des Herzens für die schönen Formen und sittlichen Lebensäußerungen, in denen sich das Unendliche auf Erden symbolisch zu erkennen gibt. Einer neuen Weltanschauung gelingt es nur schwer und selten, auch eine neue Welt zu gestalten, aber auch ihre rascheste Vergänglichkeit läßt doch immer eine Freude am Unvergänglichen zurück.

Dieser äußerliche und blos secundäre Nutzen speculativer Forschung darf jedoch über das ihr immanente Gebrechen nicht täuschen. Ihrer Aufgabe nach verfolgt sie einen reinen Vernunftzweck und hat daher auf durchaus rationellem Boden zu schreiten. Ihrer Natur nach hingegen nimmt sie, wie schon bemerkt, ihren Ausgangspunkt im Gemüthe, das sich der logischen Disciplin widersetzt und die Causalverbindung der Dinge, die Naturgesetze des Denkens, hoch überfliegt. In Folge dessen kann die speculative Forschung nur durch unbewußte Irrthümer oder absichtliche Erschleichungen glauben machen, die unübersteigliche Kluft, welche den pathologischen Ausgangspunkt vom logischen Wege trennt, übersprungen zu haben.

Der Kriticismus allein hat sich begnügt, beim Ausgangspunkt, beim Leiden, beim Gemüthe stehen zu bleiben und seine noch keineswegs abgeschlossene Thätigkeit ist die allseitige Prü-

Digitized by Google

sung jener oben erwähnten tiefsten Wunde des menschlichen Daseins, die Sicherstellung des Schmerzes über die Unzulänglichkeit der Vernunft, aus dem Gebiete, das jenseits der Erfahrung liegt und auf welches der Menschen ewige Sehnsucht wie auf eine verlorene Heimat verweist, Resultate mit absoluter Evidenz oder die Befriedigung jener Sehnsucht zu gewinnen. Indem aber der Kriticismus der Erkenntniß ihre Schranken zieht und das Gemüth zur Hoffnungslosigkeit verurtheilt und dadurch beide zur Resignation zwingt, ist Kant und Kant allein, der niemals als solcher genannt wurde, der Schöpfer und Begründer des modernen Pessimismus.

Das Gold der Wahrheit läßt sich nur selten in coursirende Münze verwandeln, während der Irrthum stets die Macht hat, sich in zahlreichen, die Welt durchlaufenden Gemeinplätzen auszuprägen. Daß die Quelle des Pessimismus im Kriticismus entspringt, blieb verborgen; daß der Pessimismus von Schopenhauer die moderne Welt erobert und die traurige Annexion von Hartmann weiter verwaltet wurde, wird auf Straßen und Gassen gesagt. Die Unzulässigkeit dieser Annahme springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß Pessimismus auf der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft beruht, Uebersinnliches in Erfahrung oder Metaphysik in Wissenschaft zu verwandeln, daß der Pessimismus eo ipso überall dort schon aufgehoben sein muß, wo wie in den Systemen Schopenhauers und Hartmanns jene Unzulänglichkeit bestritten und vielmehr behauptet wird, die menschliche Vernunft reiche zum synthetischen Erforschen und Begreifen des Weltganzen und seiner innersten Wesenheit vollkommen aus.

Das im geselligen Verkehr so oft mißbrauchte Axiom „Comprendre c'est pardonner", findet hier eine neue und richtige Anwendung. Für die Menschenseele in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe gibt es kein glühenderes Streben, kein höheres Sehnsuchtsgefühl als den Weltproceß zu begreifen und versteht sie einmal seinen innersten Gedanken und seinen äußersten Zweck, so muß sie auch die aus jenem hervorgehenden und durch diesen bedingten Leiden der Welt als absolut nothwendige erkennen und folglich verzeihen. Gäbe es für eine reine und tiefe Seele noch Leiden, wenn sie einmal mit dem Verständniß des Urgedankens der Welt einer geistigen Erlösung theilhaftig geworden wäre?

Und in der That, die Leute, die sich von Schopenhauer und Hartmann schaudernd abwenden, haben immer nur die Schrecken des Bildes im Auge, das diese Philosophen vom Elend des Daseins entworfen, niemals aber das höhere Sein, durch welches dieselben das Elend des Daseins wieder aufheben, indem sie es durch ein absolutes Wissen und Erkennen seiner Fessel entkleidet zu haben glauben. Bei dem Einen verliert sich das Elend des Daseins in der Ueberwindung des Willens zum Leben, beim Andern im ungestörten Frieden der unbewußten Idee. Was könnten so herrlichen Besitzthümern gegenüber, zu welchen die menschliche Vernunft, dem Kriticismus zum Trotz, mit jenen Dogmen schon dadurch gelangt wäre, daß sie überhaupt vom Jenseits der Erfahrung etwas auszusagen wüßte, noch die Leiden der Welt bedeuten? Nichts als einen gemeinen, schlechten, verachtenswerthen Pessimismus, der aus Stimmung, Temperament, persönlichen Schicksalen hervorgegangen, nur ein subjectiver Geschmack, aber nimmermehr ein objectives Gesetz wäre, kurz, einen Pessimismus, dem die philosophische Wurzel und damit die Wahrheit abgeschnitten wäre.

Es fragt sich also nur, ob es den dogmatischen Systemen auch gelungen ist, der menschlichen Vernunft zum herrlichen Besitzthum einer übersinnlichen Gewißheit zu verhelfen.

Das Ueberirdische soll auf irdischem Wege erreicht, mittelst der Denkgesetze, welche Naturgesetze sind, das Uebernatürliche erkannt werden. Es wäre dies vollkommen gleichbedeutend mit dem Postulat, zu dem nämlichen Zweck sei eine mathematische Gleichung zu formuliren oder eine technische Erfindung zu machen. Denn für das Uebernatürliche, Unerforschliche, Unendliche ist es von ganz gleicher Bedeutungslosigkeit, ob sich die wesentliche Grundthätigkeit des menschlichen Verstandes, die eigentlich er selbst ist, ob die Causalität sich als Logik oder als Mechanik, als Grund und Folge oder als Ursache und Wirkung darstelle. Niemand verkennt, daß es Wahnwitz wäre, von der Technik zu verlangen, daß sie durch eine aus den gegebenen Stoffen combinirte neue Erfindung dem Unendlichen näher bringe; derselbe Wahnwitz ist es, nur als solcher nicht allgemein und deutlich genug erkannt, die gleiche Leistung von Verstandesschlüssen aus gegebenen Prämissen zu erwarten. Denn die gegebene Prämisse ist, insofern sie überhaupt eine logische Consequenz gestattet, schon ein Endliches und kann auch mit ihrer höchsten und letzten Schlußfolgerung wieder nur zur Endlichkeit gelangen.

Sehr lehrreich ist es in dieser Beziehung, einen Augenblick bei dem Verfahren zu verweilen, welches der Urheber der modernen Philosophie, Cartesius, einschlug. Ihm war die Unbrauchbarkeit des Verstandes oder der später vom Kriticismus als apriorisch erkannten Functionen zur Erreichung metaphysischer Ergebnisse instinctmäßig aufgegangen. Er begann daher damit, Alles, was bezweifelt werden kann, und da es nur der Verstand ist, der zweifelt, die gesammte Thätigkeit des Verstandes auszuschließen, d. h. als untauglich zu erklären, zum Anknüpfungspunkt für speculatives Denken zu dienen. Als solchen Punkt suchte er das nicht mehr Bezweifelbare, das durch sich selbst unmittelbar Gewisse, das keines Beweises mehr Bedürftige, oder mit andern Worten: er suchte dort anzufangen, wo der Verstand aufhört, um ihn erst nach dem Gewinn dieses Punktes wieder zur Thätigkeit einzuladen.

Wie groß er sich in seiner dogmatischen Unschuld geirrt hatte, als er das unumstößlich durch sich selbst gewisse Axiom gefunden zu haben glaubte, indem er das Identitätszeichen zwischen Denken und Sein setzte, beweist die Arbeit von Jahrhunderten in Tausenden von Büchern, die immer erst noch damit beschäftigt sind, was keines Beweises mehr bedürftig sein soll zu beweisen.

Das unumstößlich und durch sich selbst Gewisse ist überhaupt nur in zwei Modificationen vorhanden: entweder für den naiven Realismus, der die Dinge nimmt, wie sie ihm erscheinen, ohne weiter über ihr Wesen und wie er zum Bewußtsein von ihnen kommt, nachzudenken, der also in dieser Beziehung den Verstand gänzlich aufgibt; oder in der Fähigkeit die Causalverhältnisse und mit ihnen das logische Denken zu überfliegen und unmittelbar, aber auch unaussprechlich und unbeweisbar, zur Gewißheit des Unendlichen zu gelangen. Diese Fähigkeit ist entweder eine ästhetische oder eine ethische; nur die Schönheit oder die sittliche Gutthat, die Tugend, führen durch ein selbst wieder unerforschliches und rein individuelles Moment zur unmittelbaren Gewißheit des Unendlichen. Wie dieses selbst eines Beweises weder fähig noch bedürftig, haben auch Ethik und Aesthetik die Logik der speculativen Vernunft stets dazu verleitet, in dickleibigen Büchern ohne Zahl die endgültige Erörterung ihres Wesens ebenso mühsam als vergeblich zu versuchen. Namentlich jenen metaphysischen Systemen, welche den Kriticismus verleugnen und den Schlüssel zum Verständniß des Weltganzen vorzustellen glauben, können Ethik und Aesthetik als bloße Theile des so allumfassend verstandenen Alls weiter keine Schwierigkeiten bieten. So hat denn auch Eduard v. Hartmann auf seine „Philosophie des Unbewußten" eine Ethik, eine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" gepflanzt.

II.

Ich habe in vorstehenden Zeilen angedeutet, wie seltsam sich der große Erfolg der „Philosophie des Unbewußten" von dem Geschick anderer metaphysischen Systeme, berühmten wie unberühmten, unterscheidet; welches Unrecht E. v. Hartmann geschieht, wenn man ihn mit der Hartnäckigkeit des Gemeinplatzes am Aeußerlichen und Zufälligen klebend eines allzu entschieden und scharf ausgeprägten Pessimismus beschuldigt, der doch bei ihm keine eigentliche philosophische Begründung hat, sondern im Gegentheil durch einen letzten, höchsten Aufschluß, welcher immerdar eine Versöhnung involvirt, wieder aufgehoben wird; endlich wie problematisch der Werth solcher Aufschlüsse ist, bei denen Verstand und Vernunft in der Beschaffenheit und im concreten

Digitized by Google

Inhalt dieser Welt nicht mehr einzig und allein ihr selbsteigenes Spiegelbild erkennen wollen, sondern ein Object, von welchem der Reflex ausgehen soll, hinter dem Spiegel suchen.

Alle diese Andeutungen sind einer Verwerfung der philosophischen Richtung und Methode E. v. Hartmanns genugsam ähnlich, um daß ich unbefangen und ohne mich dem Verdacht einer principiellen Voreingenommenheit auszusetzen, den ungemein hohen, ungemein bedeutsamen literarischen Werth seiner Schriften hervorheben darf. Eduard v. Hartmann ist einer der größten Autoren. Dies ist nicht nur nicht allgemein, es ist auch überhaupt nicht anerkannt worden. Der falsche Ruhm seines Dogmas in der „Philosophie des Unbewußten" hat den echten Ruhm, den seine Kritik verdiente, nicht aufkommen lassen. Sie bewährt sich überall dort als ein genußreiches Schauspiel, welches Scharfsinn in Verbindung mit eminentester Klarheit der Ausdrucksweise vor uns aufführen, wo er entweder wie in seinen „Gesammelten Studien und Aufsätzen" Zeitfragen und ästhetische Probleme in ihre Bestandtheile zerlegt und leicht und sicher ihre Wesenheit heraushebt, oder wo er wie in der „Phänomenologie" die ethischen Systeme Anderer und die Voraussetzungen, auf welche sie gegründet sind, erst umfassend und objectiv charakterisirt und dann mit einer Kraft der Dialektik, gegen welche kein Widerstand denkbar ist, zersetzt und auflöst. Man darf dabei trotz der Verwandtschaft des Geistes nicht an die dialektische Methode Hegels denken, denn es handelt sich nicht darum, das Ueberwundene als aufgehobenes Moment auf einer höheren Stufe der Entwicklung in seiner früheren Nothwendigkeit zu erweisen, sondern es handelt sich darum, das Angegriffene ein für allemal abzuthun. Allein die Virtuosität, die zur speciellen Anwendung der dialektischen Methode auf fachwissenschaftlichem Gebiete gehörte, ist niemals übertroffen und nur noch ein einziges Mal, in Kuno Fischers „Geschichte der Philosophie", in ebenso glänzender Weise dargethan worden.

Schon im Anfang seiner „Phänomenologie" gibt E. v. Hartmann dafür ein überraschendes Muster mit seiner Behandlung Spinozas. Der Begründer des Pantheismus wird stets seine historische Hochstellung unter den Geistern der Menschheit behaupten, aber erfreut sich auch einer actuellen Fortwirkung seines Systems, welche die Seelen träg und ruhesüchtig macht. Die kritische Ueberwindung, welche in der Geschichte der Philosophie selbst längst gegeben ist, hat der Gegenwart noch nicht genugsam eingeleuchtet, obgleich es selbst dem kindlichsten Verstande mit den schlichtesten Worten klar zu machen wäre, daß die Einheit der Substanzen mit einer Zweideutigkeit der Begriffe erkauft ist, und daß, wenn Alles göttlich ist, der Maßstab nothwendig fehlen muß, um es als göttlich zu bezeichnen und der Liebe empfehlen zu können.

E. v. Hartmann berührt diesen Punkt nicht, seine Aufgabe ist nur, über den im engern Sinne sittlichen Gehalt der „Ethik" des Spinoza zu sprechen. Er bringt dabei zum Vorschein, was hinter der Kruste der Gemeinplätze, die sich um alles Berühmte bildet, verborgen lag. Der Gegenstand liegt dem Fachmann am Herzen, aber dem allgemeinen Interesse nicht nahe genug, um hier erörtert zu werden. Hingegen ist Kants „Kritik der praktischen Vernunft" zu tief in Schule und Leben eingedrungen, als daß nicht Hartmanns Urtheil über das hauptsächlichste Princip der Kant'schen Ethik erkennbar gemacht werden müßte.

Seiner großen Leistung, die Theorie des menschlichen Erkennens gefunden und gelehrt zu haben, stellte Kant eine gleich unsterbliche, ewig fortwirkende That zur Seite, indem er „das Ding an sich" als ein Negatives, als einen Grenzbegriff, folglich als eine Schranke feststellte, über welche das Erkennen nicht hinauszudringen vermag. Jedes Unglück, jede Sehnsucht, ob die nach einem persönlichen Glücke oder die nach allumfassender Einsicht ist in letzter Linie, im tiefsten Grunde nichts Anderes, als das Gefühl dieser Schranke. Und schon deshalb, weil alles Leben Sehnsucht ist, weil jedes Wirken und Streben, die Leidenschaft wie das Forschen früher oder später bei dieser Schranke anlangt und sich an ihr wund stößt, habe ich oben andeuten dürfen, daß die Begründung des modernen Pessimismus auf Kant zurückzuführen sei.

Wie schaudernd vor den Consequenzen seiner eigenen großen Entdeckung wollte der Seher von Königsberg seine Theorie nicht so trostlos zurücklassen, uneingedenk, daß in der die Schranke ahnungsweise und doch unbewußt übersliegenden ausübenden Kunst und handelnden Tugend der Trost schon von selbst gegeben ist, wenn man dabei nur — von jeder Theorie absieht. Er stellte seiner Kritik der reinen die der praktischen Vernunft zur Seite oder vielmehr entgegen. Wie jene eine Verurtheilung, so war diese eine Verherrlichung der Vernunft, oder mit anderen Worten, er wurde Apostat seiner eigenen Lehre, indem er das nach ihr unerfaßbare Ding an sich in den Postulaten des sittlichen Willens als ein an sich seiendes Vernunftwesen erkannt und erfaßt zu haben glaubte oder vorgab.

Hartmann muß dieses Verhältniß zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft in Kant mit Schweigen übergehen, denn auf dem Abfall vom Kriticismus, den der Schöpfer desselben selbst beging, beruhen ja alle spätern dogmatischen Systeme, und Hartmanns eigener objectiver Schein oder „transscendentaler Realismus" ist vielleicht schon die äußerste Verirrung, zu der sich der menschliche Geist in seiner Verzweiflung, über den Grenzbegriff hinauszukommen, jemals versteigen kann.

Um so freier und selbstständiger und ganz in der Gewalt jenes kritischen Vermögens fühlt sich Hartmann bei der Beurtheilung der Consequenzen, welche Kant aus dem Abfall von seinem Urprincip für die Ethik gezogen hat. Er mußte nothwendig das an sich seiende Vernunftwesen, um es als solches behaupten zu können, von den aprioriſchen Functionen und folglich von den Affecten trennen, und daraus entstand jener schauderhafte kategorische Imperativ, der ein blut- und fleischloser, zum Entsetzen abstracter Gesetzgeber der Tugend und Pflicht ist. Schon mit der Begründung des einzigen Satzes: „Das Pflichtgefühl ist selbst eine Neigung," den Hartmann entgegenstellt, leistet er hier Ueberzeugendes und Außergewöhnliches.

Leichter noch wird es natürlich dem Verfasser, minder bombenfeste Theorien und Systeme der Ethik zu demoliren. In der Niederwerfung der Sittlichkeitslehren der Theologie übt er sogar ungeachtet des hohen Ernstes, der ihn durchaus beseelt, unbewußt die Wirkung beabsichtigten Humors, weil die Wucht der Argumentation gegen so geistesschwache Gegner gerichtet ist, daß sie auch schon vor einer feindlichen Handbewegung die Flucht ergreifen mußten. Viel wäre über einzelne Abschnitte des polemischen Theiles, über das, was zur Psychologie der Geschlechter, zur Beurtheilung Schopenhauers ꝛc. gehört, zu sagen, allein da dies nicht immer mit dem kurzen Ja der Uebereinstimmung, sondern oft auch mit dem raumfressenden Nein der Widerlegung geschähe, so ist erst abzuwarten, ob das Werk durch einen großen Erfolg beweist, daß eine ausführliche Besprechung der Einzelheiten und Nebenbeziehung im Interesse der Gesammtheit liegt. Immer würde jedoch auch die breiteste Opposition gegen Details das Verdienst dieses polemischen Theils unangetastet lassen müssen, von den geistigen Motiven und concreten Bewegungskräften modernen Lebens, so weit seine Gestaltungen Träger der Sittlichkeit sind oder sein wollen, ein anschauliches Bild entworfen zu haben.

Könnte ich doch mit dieser Anerkennung schließen! Allein der Polemik folgt eine Dogmatik, und ohne Kennzeichnung derselben ist das Werk überhaupt nicht besprochen. Verführt die Polemik oft zu der Annahme, sie werde von dem Princip getragen, eine Theorie der Sittlichkeit gehöre zu dem unerreichlichen Gebiete jenseits der Schranken der Erkenntniß, so bewegt sich die Deduction, sobald sie das Kampfgetümmel der Polemik verlassen hat, plötzlich auf einem ganz andern Princip. Der Eindruck erinnert lebhaft an ein Husarenstücklein aus dem östreichisch-italienischen Kriege von 1859. Eine kleine Schaar ungarischer Reiter wird von einem Trupp piemontesischer Dragoner verfolgt. Den Husaren bleibt bei ihrer Minderzahl nichts übrig, als sich der Schnelligkeit ihrer Pferde anzuvertrauen, und nur der Letzte, der auf einem prächtigen Braunen sitzt, wird von den Dragonern

Digitized by Google

eingeholt. Seine Genossen sehen sich von einer erreichten Anhöhe aus nach dem Schicksal des Unglücklichen um. Lange ist vor Staub und Pulverrauch nichts zu unterscheiden; es muß ein furchtbares Gemetzel sein. Plötzlich springt der Husar aus dem Kampfgetümmel heraus, aber was muß da vorgegangen sein! Er sitzt nicht mehr auf seinem Braunen, sondern auf einem piemontesischen Schimmel.

Der dogmatische Schimmel, auf welchem Ed. v. Hartmann das polemische Kampfgetümmel verläßt, vollführt niegesehene Sprünge. Man wäre versucht, sie für wahnsinnige Purzelbäume zu halten, durch welche die speculative Vernunft die Schranke der Erkenntniß zu überspringen hofft.

Innerhalb der Schranke stellt sich die Angelegenheit einfach genug dar. Jede menschliche Handlung ohne Ausnahme, die opfermüthig edelste nicht minder als die gemeinste, erscheint als irdisches Phänomen vom Egoismus eingegeben. Da im ganzen Bereich der Causalität, also des gesammten menschlichen Bewußtseins keine Handlung ohne einen dazu bestimmenden Grund vollzogen werden kann, so ist mit dem Grund, der dem Ego als Motiv dient, auch schon der Egoismus gesetzt, wäre das Motiv auch Mitleid oder ein sonstiger sittlicher Beweggrund. Dahinter steht jedoch für das Gefühl immer noch versteckt und unaussprechlich etwas Anderes und Höheres als der Egoismus. Allein der Intellect ist nur für die Dinge dieser Welt, für das Spiel der Causalität geschaffen, er kann sich daher die menschliche Handlung nur durch Zurückführung auf einen wenn auch noch so feinen und verklärten Egoismus begreiflich machen, das incommensurable Moment aber, das dahinter steckt, gehört eben in das Gebiet des blos dem Gefühl offenbarten Transscendenten, Unbegreiflichen. Die Theorie oder das Grundprincip der Sittlichkeit ist Ding an sich und liegt jenseits der Schranke der Erkenntniß.

Ich bin hier nicht berufen, die heilsamen Consequenzen auseinander zu setzen, welche diese Auffassung der Ethik für das praktische Leben hat, sondern nur die Consequenzen zu beurtheilen, welche die ganz entgegengesetzte Auffassung Hartmanns mit sich führt. Er hat das dem menschlichen Intellect Unbegreifliche, den ganzen geheimen Sinn der Welt und somit auch den der Sittlichkeit, glücklich aufgefunden im Princip des All-Einen.

Aus diesem Wahn ergeben sich nun folgende Abnormitäten:

Vor dem All-Einen verschwinden die Individuen und ihre persönlichen Interessen und insoferne sie sich noch mit ihren eigenen Persönlichkeiten und Zwecken behaupten wollen, sind sie das Urböse, oder der in allen Formen und Gestalten der Verdammniß zu überantwortende Egoismus.

Das All-Eine ist aber ein höchst unglückliches, bejammernswerthes, um den Frieden seiner Unbewußtheit gebrachtes Wesen, es leidet an einem bösen Geschwür: an dem Vorhandensein der Welt. Das All-Eine, nicht das Individuum, hat auf Erlösung Anspruch und sie kann nur in der Austilgung jenes ekelhaften Parasitengewächses, in der Vernichtung der Welt bestehen.

Was ist nun die Sittlichkeit?

Sie ist das Mittel zur Vernichtung der Welt. Die Sittlichkeit ist also vor Allem nicht Selbstzweck, ein Axiom, das allein schon hinreicht, auf alle unbefangenen Menschen den Eindruck der Unsittlichkeit zu machen. Wozu aber dient sie als bloßes Mittel? Zu nichts Geringerem, wenn dieser Lehre zu glauben ist, als durch ihre fortschreitend sich entwickelnden Institutionen das Wollen und Wissen der vernünftigen Einzelwesen in dem Grade zu steigern und zu raffiniren, daß endlich das Elend der Welterxistenz allgemein erkannt sei und ein Majoritätsbeschluß der Menschheit das Aufhören alles Lebens decretire.

So stellt sich das Zwitterding dar, das aus dem unmöglichen Compromiß zwischen Heraklit und Buddha als die Metaphysik Eduard von Hartmanns hervorgegangen ist.

Man sieht leicht, daß die unnatürliche Verbindung durch Ausrenkung ihrer Glieder bis zum äußersten Extrem ermöglicht werden sollte. Das eine Glied, der Hegel'sche Begriff der Allgemeinheit, der Moloch, dem alle Individuen als Opfer in die glühenden Arme gelegt werden, ist von Hartmann so zu sagen noch übermolocht worden: das Allgemeine schlägt auf diesem äußersten, extremsten Punkte in sein Gegentheil um, es wird wieder Individuum. Intentionen werden ihm zugemuthet, deren nur das Individuum fähig wäre, die Menschheit wird aufgefordert, sich selber das Herz zu brechen.

Das andere Glied der Verbindung, die Buddhaistisch-Schopenhauer'sche Lehre von der Verneinung des Einzelwillens zum Zweck des Eingehens in das selige Nichtsein, Nirwana, wird ausgedehnt zur Erlösung des All-Einen durch Verneinung des All-Willens zum Leben.

Die Grundidee, auf welcher sich hier ein Kanon und Organon der Sittlichkeit aufbauen will, ist eigentlich ein Drama, und es kömmt ganz auf den Geschmack und die Denkungsweise des Lesers an, ob er es als eine Komödie oder Tragödie auffassen will. In beiden Fällen aber hat das Drama zunächst den Fehler, daß sich ein Vorgang hinter der Scene und noch vor dem Aufziehen des Vorhangs abspielt, ein Vorgang, welchem die ganze Handlung des Dramas entsprungen ist und der dennoch im Verlauf desselben gänzlich unerklärt bleibt. Das Drama handelt von der zu bewerkstelligenden Scheidung eines unglücklich verheiratheten Paares: Wille und Idee. Die Frau ist es besonders, um deren Erlösung es sich handelt. Warum aber hat sie denn geheirathet? Auf welche Weise ist es dem blinden und blöden Willen gelungen, sich der Idee zu bemächtigen? Und wenn es der Sittlichkeit, die hier berufen ist, den Ehescheider zu machen, mit den größten Anstrengungen endlich gelungen sein wird, das Paar auseinander zu bringen — wer oder was bürgt denn dafür, daß es dem Willen nicht augenblicklich wieder glücken werde, sich der Idee zu bemächtigen und abermals eine Welt zu schaffen? Und durch welchen Telegraphen soll es denn der Sittlichkeit gelingen, sich mit den Bewohnern anderer Himmelskörper in Verbindung zu setzen, die am angestrebten Untergang der Welt auch einigermaßen betheiligt sind?

Nimmt man die ganze Basis der Hartmann'schen Ethik nur im Geringsten ernsthaft, so geräth man in eine Reihenfolge komischer Fragen und die Heiterkeit kann nur dadurch erhöht werden, daß sich der Verfasser jede Kritik verbietet. Denn er sagt: „Vor der Erhabenheit dieser Entwicklungsstufe des sittlichen Bewußtseins schwindet jede Möglichkeit des Einspruches. Der Einzelne mag behaupten, daß er sich zum schwindelfreien Erklimmen einer solchen Höhe bislang untüchtig und vielleicht für immer unfähig fühle, aber er soll sich nicht erdreisten, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm zufällig die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wessen Magen nicht dazu gemacht ist, um von Nektar und Ambrosia zu leben, den wird Niemand schelten, wenn er sich von Schweinefleisch und Sauerkohl nährt, nur soll er nicht die Speise schlecht nennen, weil seine Constitution zu untergeordneter Art ist."

Das klingt wie unbegreifliche Selbstüberhebung oder wie heimliches Verzagen an der Wahrheit und Tüchtigkeit der eigenen Sache.

Jeder Mensch, der sich jemals mit Philosophie beschäftigte, steht schon dadurch zu hoch, als daß ihm zur Pflicht gemacht werden dürfte, die dogmatische Mystosophie Eduard von Hartmanns ernsthaft zu widerlegen. Ich bin nur deshalb auf die Kennzeichnung des ganzen Systems eingegangen, um zeigen zu können, wie man die Irrwege, die über die Grenzen des Erkennens hinausführen wollen, an ihren Früchten erkennen mag. Mittlerweile aber arbeiten die ehrwürdigsten Männer, ein Darwin, Häckel, Dubois-Reymond, Helmholtz, Wundt u. A. an der steten Bereicherung des Wissensmöglichen und sie bereiten vielleicht eine echte Philosophie vor: die Erhebung des Nicht-Wissens (ohne Beeinträchtigung seines Princips) zur Wissenschaft.

Digitized by Google

Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München.

Von allen deutschen Städten ist unzweifelhaft München der Hauptort rührigen Kunstlebens. Nicht allein die bei weitem größte Anzahl Künstler, die sich daselbst niedergelassen, berechtigt zu diesem Ausspruche, sondern auch die große Thätigkeit der Akademie, hauptsächlich das Verdienst des Directors C. v. Piloty. Man kann nicht behaupten, daß diese allein dem Kunstleben den Stempel aufdrückt, denn außer ihr wirken noch andere durchaus nicht zu unterschätzende Kräfte, denen zu danken, daß die Einseitigkeit, von welcher die heutige Akademie nicht freizusprechen ist, nicht allzu auffallend wird, da sie vorwiegend naturalistischen Principien huldigt, wie in früherer Zeit lediglich idealistischen. Damit steht nun München keineswegs isolirt, sondern das ist die Strömung der gesammten Geistesrichtung unserer Zeit. Desto mehr ist es aber vielleicht auch in weiteren Kreisen von Interesse, einen Vergleich zu ziehen mit ehedem und jetzt und daraus zu schließen, ob nicht doch wohl in diesem Streben bereits zu viel geschehen, ob es nicht an der Zeit sei, diese naturalistische Ueberfluthung möglichst einzudämmen, endlich, ob überhaupt es zum Segen der Kunst geworden, daß diese Bahnen von Staatswegen begünstigt worden — nicht vielmehr statt einer Erhöhung, ein allmähliches aber sicheres Sinken derselben zu constatiren?

Es bedarf nun wohl keiner besonderen Begründung, daß die Historienmalerei, oder besser die Malerei im großen Stil, die erste Stelle einnimmt im Bereich der Kunst. Sie ist unzweifelhaft der Kern, von dem alle anderen Gattungen sich abzweigen, eigentlich in höchster Potenz alle vereinigend. Ursprünglich gab es ja nur in diesem Sinne Historienmaler. Die specielle Absonderung der Malerei in besondere Fächer für Landschaft, Porträt, Thier- und Volksleben, gehört erst der späteren nachraphaelischen Periode an. Es weiß nun Jedermann, daß mit Raphael der Culminationspunkt der Kunst erreicht wurde und jede andere Epoche, so bedeutende auch nachfolgten, dieser untergeordnet blieben, um so auffallender aber, je mehr sie sich von den Grundprincipien derselben entfernt hatte. — Die Kunst, ursprünglich die Tochter der Religion, wurde durch diese ehrwürdige Mutter alles Idealen lange Zeit vor Ausartung behütet und erst mit dem Verfalle derselben gewissermaßen vogelfrei, bedurfte sie eines, wenn auch weniger mächtigen Schützers und fand ihn im modernen Staatshaushalt. Dieser Wechsel brachte es naturgemäß mit sich, daß der universelle Standpunkt aufgegeben und der individuellen Anschauung des jeweiligen Herrschers oder Ministers weichen mußte. War sie bis dahin der Ausdruck der Verherrlichung des himmlischen Gottes, so wurde sie alsbald zur Dienerin vieler Erden-, Halb- und Achtelsgötter, bis sie herabsank zur Handelswaare, womit sie im höheren Sinne eigentlich aufhörte Kunst zu sein, sondern mehr oder weniger das Product geschickter Technik wurde.

Bayern nun hatte das große Glück, in König Ludwig I. einen Fürsten zu besitzen, der weit über das gewöhnliche Maß von der Höhe der Kunst durchdrungen, dessen eigentliches Lebenselement sie war, die er mit genialem Blick in ihrer tiefsten Bedeutung erfaßte. Der Ruhmesglanz seines Namens wird noch erstrahlen, wenn so manches Fürsten Lorbeeren längst verwelkt. Glücklicher Sterblicher! der in der Kunst gewissermaßen seine Unsterblichkeit athmete. Was er aber vorfand, als er zur Regierung kam, war seinen hohen Zwecken nicht entsprechend. Seine großen Pläne bedurften große Männer des Geistes, nicht nur der landläufigen Technik, die unter der Akademiedirection des alten Langer damals nicht etwa vernachlässigt wurde, da der weltberühmte Riedel in Rom sein mit Recht noch heute bewunderter Schüler war. Aber im Allgemeinen bewegte sich damals die Kunst in den kalten, abgelebten Formen der Davidschen Schule, wie gleichzeitig unter Füger in Wien. An Selbstgefühl fehlte es Langer zwar nicht, dem man das geflügelte Wort nacherzählt: „Es hat nur drei große Maler gegeben, der eine war Raphael, der andere ist mein Sohn Robert und den dritten zu nennen verbietet mir die Bescheidenheit."

Die Epoche Ludwigs I. bedurfte einer neuen Sonne und diese ging mit Cornelius auf. Als Haupt der Akademie berufen, schaarte sich um ihn eine Tafelrunde, wie sie wohl keine Zeit glänzender gesehen, und die Akademie wurde der Mittelpunkt einer Thätigkeit, deren Ausstrahlung weit über die deutschen Grenzmarken reichte. Sein Wahlspruch: „Die Kunst hab' ich geliebt, die Kunst hab' ich geübt mein Leben lang, die Künste hab' ich verachtet, nach Wahrheit nur getrachtet, drum wird mir nicht bang," kennzeichnet ihn in seiner vollen Charaktergröße. Er ist der Mann, dem gegenüber sein weltberühmter Kunstgenosse Overbeck in einer Festrede offenherzig bekannte, daß, so viele hochbegabte Künstler jener Epoche kühn sich aufgeschwungen, keiner von Allen vermochte, dessen Adlerfluge zu folgen! Unter seinem Directorium konnte die Akademielehrweise nur im strengsten Ernste gehandhabt werden; nur wer das Höchste anstrebte, sollte Eingang in der Kunst geweihten Hallen finden. Er ward fortan die Seele der Kunstbewegung in Deutschland, und auch die Künstler anderer Richtung konnten sich seines indirecten, wohlthätigen Einflusses nicht entschlagen. Und was war es denn aber, was diesen gewaltigen Heros vor allen anderen seiner Zeit auszeichnete? Etwa eine blendende Technik, oder die Popularität der von ihm bearbeiteten Vorwürfe, oder der Reiz der Neuheit? Nichts von alledem, sondern die Verachtung dessen, womit der gewöhnliche Mensch zu gefallen sucht. Es war derselbe rücksichtslose Kunstdrang, unter dessen Walten ein Michel Angelo, ein Beethoven entstanden, eine elementare Kraft, gegen die nichts Anderes als maßgebend aufkommen konnte, ein heiliger Ernst, dem gegenüber das Alltägliche, Gewöhnliche zusammenschrumpfte in unbedeutendes Nichts. Er ist dem Löwen zu vergleichen, der allerlei Gethier großmüthig um sich duldete, da er doch, wenn er wollte, jedwedes vernichten konnte. Es war endlich der unbestechliche, markige Mannescharakter, der ihm solche Gewalt über die Geister gab, daß sie nach seinen Gesetzen unwiderstehlich die Kunst erfassen mußten, selbst auf die Gefahr hin, ihren hohen Anforderungen zu erliegen. Diese Gesetze aber waren die uralten, nach welchen Griechenland die Kunst auf nicht wieder erreichte Höhe gebracht, die zeitweise im Wirrwar der Völkerumwälzungen scheinbar verloren gegangen, von einzelnen gewaltigen Naturen wieder erfaßt werden. Das sind die Marksteine, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert von der Gottheit aufgestellt, weit hineinragen in das Völkerleben, von späten Geschlechtern erst in ihrer vollen Bedeutung erkannt. Kurz, die Historienmalerei im großen Stile war fortan an der Tagesordnung und zwar ausschließlich. Die Gründe dafür lagen zunächst in der Absicht: nur das Höchste von Staatswegen zu begünstigen, da ja das Mittelmäßige ohnehin keiner Aufmunterung bedarf, was in Folge sich in der That bestätigte. Wie thöricht, darauf den Vorwurf der Einseitigkeit zu begründen, da im Gegentheil zu keiner Zeit das Kunstleben so vielseitig gewesen, als damals. Alle Kunstrichtungen, vom höchsten Kothurn bis zum Stillleben herab waren mit Auszeichnung vertreten, trotzdem nur für den ersteren an der Akademie Platz war; wer Augen hat zu sehen, kann sich leicht davon überzeugen. Und Cornelius selber sollte einseitig gewesen sein, der in allen Hauptrichtungen der Kunst epochemachend gewesen? Der die Nibelungen aus den verfallenen Gräbern erstehen ließ in einer riesenhaften Lebensfülle, wie das Nationalepos sie kaum größer zu gestalten wußte, der die Typen geschaffen zu den Faustgestalten, die nie verdrängt werden können, der die Mythologie ebenso gewaltig beherrschte, als er die großartigsten und zugleich gemüthvollsten Gestalten des Christenthums geschaffen, der in dem Cyklus der Kunstgeschichte in den Loggien der alten Pinakothek eine Fülle der Phantasie und Anmuth ausgegossen sonder Gleichen, seiner anderen Werke nicht zu gedenken?

Dieser Auserwählte sollte „der Entwicklung der deutschen Kunst eher geschadet als genutzt haben," wie die entartete Kritik unserer Tage sich erkühnt zu behaupten? Beklagenswerth das Volk, daß seine größten Geister so schnell vergißt oder verkennt

Digitized by Google

— gemahnt es nicht an England, welches erst nach Jahrhunderten vom Auslande her die Größe seines unvergleichlichen Shakespeare mußte kennen lernen? — Aber malen konnte Cornelius nicht und deshalb sollte er vom Uebel gewesen sein. Es hat eine Zeit gegeben, da man dasselbe von Raphael behauptete und trotzdem wird man immer wieder auf die einfache Maltechnik des Wunderkindes von Urbino zurückkommen. So wird auch eine Zeit kommen, da man die Malerei der Glyptothekbilder in ihrem vollen Werthe schätzen lernt, womit nicht behauptet werden soll, daß Cornelius selber ein hervorragender Colorist gewesen, sondern daß seine Principien überhaupt eine malerische Behandlung zulassen, wie einzelne seiner Fresken zur Evidenz beweisen.

Was soll überhaupt das kleinliche Bemängeln eines so hervorragenden Geistes? als wenn es möglich wäre, daß ein einzelner Mensch die Summe des Gesammtkönnens in sich vereinigte! Wäre es nicht thöricht, von Michel Angelo die Vorzüge zu verlangen, die Raphael ausgezeichnet, oder etwa Beethoven zum Vorwurf zu machen, daß er nicht zugleich Mozart gewesen? Anderseits betrachtet, waren die genannten Kunstgrößen etwa eher zum Schaden als Nutzen für die Kunstentwicklung, weil z. B. unmittelbar nach Raphael die Kunst vom hohen Piedestal herabsank, trotzdem Michel Angelo noch lange lebte? Und war die Kunst Mozarts darum lebensunfähig, weil nach ihm nicht ein Schock Mozarte entstanden? Aber die Welt will getäuscht sein und liebt die Täuschung; jede neu auftauchende Eintagsfliege glänzt eine Weile im Sonnenschein und der Lebende wird zunächst immer Recht behalten. Bekanntlich hat das am feinsten entwickelte Geschöpf die kleinste unmittelbare Nachkommenschaft, je untergeordneter aber das Geschlecht, je massenhafter die Vermehrung, das mögen Jene beachten, welche den Werth einer Kunstrichtung nach der Leichtigkeit der Nachahmung derselben bemessen.

Leider war es der Kunst in München nicht vergönnt, auf die Dauer Cornelius als Haupt zu sehen. Intriguen aller Art wußten Zwiespalt zwischen ihm und seinem königlichen Mäcen zu säen, in Folge dessen er die süddeutsche Metropole mit der norddeutschen vertauschte und der daraus erwachsene Nachtheil wurde um so mehr bemerkbar, als auch Schnorr v. Carolsfeld sich veranlaßt gefunden, den Ort seiner ruhmreichsten Thätigkeit zu verlassen, Schwanthaler sowie Schorn frühzeitig der Tod ereilte.

Die Reihe der Kunstgrößen war gelichtet, — wer sollte nun das Scepter führen, wer durfte es wagen auf Cornelius? — Eine Weile schwankte das Zünglein der Wage, um nach kurzem Interregnum zu Gunsten einer Persönlichkeit zu neigen, allerdings von bedeutenden Gaben, dennoch aber vom Schicksal dazu bestimmt, den ersten Axthieb in den mächtigen Baum der Kunst zu thun, so wenig es auf den ersten Blick dazu den Anschein hatte. Wilhelm v. Kaulbach war es, der sie, wenn auch mit gleißendem Gepränge zu Grabe getragen; das klingt paradox, ist aber den Thatsachen entsprechend. Er war es, der das lautere Gold der Cornelianischen Kunst in gangbare, aber stark vermischte Münze umwechselte, der in das wallende Gewand der historischen Muse die lüsterne Sinnlichkeit einschmuggelte, an das geschäftig schnurrende Rad des Erwerbes bannte, dem das „Pereat den Schacherjuden der Kunst" gegolten, was kein Andrer als Cornelius selbst in öffentlicher Rede ausgesprochen. Man hat im Verlauf der Zeit Cornelius und Kaulbach als zusammengehörig, sich gegenseitig ergänzend gepriesen, gleichsam wie Mann und Weib, bei welchem Vergleich die Rolle des Letzteren allerdings auf Kaulbach fiele, geschmückt mit allen verführerischen Reizen bestrickender Leidenschaft, leider aber alles inneren Haltes entbehrend. Klug wie die Schlange, aber ohne die Taubeneinfalt, pikant geistreich, doch von tödtlich verwundendem Sarkasmus und erschreckend gemüthsleer. Ohne Treue und Glauben nicht einmal an sich, gab er noch am Lebensabend, sich selber dementirend, seinen leiblichen Sohn in die Schule seines Antipoden, seines Amtsnachfolgers, dessen Kunstprincipien er verachtete und als Rivalen durch Jahre, wenn auch vergeblich mit allen Mitteln des Spottes und der Chikane zu vernichten trachtete.

Kaulbachs Neigung war im Anfang seiner Laufbahn nicht auf die hohe Kunst gerichtet, wenn er auch gelegentlich in der Residenz und Odeon Verwendung fand. Es ist nicht die Noth allein, welche ihn bestimmte, sich mit Illustrationen untergeordneter Art zu befassen. Seine Zeichnungen zum „Verbrecher aus verlorener Ehre" sind bedeutsame Fingerzeige, noch mehr aber der „Liebesbrunnen", worin er bereits einen Ton angeschlagen, der manches Widerwärtige und Abstoßende in seiner späteren Entwicklung erklärlich macht; das „Narrenhaus" ist ein weiterer Beleg dafür. Alle diese Entwürfe aus dem Kleinleben tragen den Stempel einer formellen Begabung, einer Größe der Auffassung und Bedeutsamkeit des Inhalts, welche Alles übertraf, was bis dahin in dieser Richtung geschaffen wurde. Trotzdem galt Kaulbach damals noch wenig, da es ihm an Compositionsbegabung Viele zuvorthaten, überhaupt die strenge Historie mehr Ansehn genoß. Das mochte wohl der Anstoß zur „Sachsenschlacht" und zu der später so berühmt gewordenen „Hunnenschlacht" gewesen sein. Aber selbst Letztere blieb Anfangs wenig beachtet. Die reale Geschichte als Phantom aufgefaßt fand so wenig Sympathie, daß selbst König Ludwig sich nicht entschließen konnte, eine Freskowand dafür anzuweisen, obgleich Kaulbach sich angeboten, das Bild auf eigene Kosten auszuführen. Erst nach Jahren, nachdem jener Berliner Kunstfreund Graf Raczinsky diese Composition in lebensgroßer Ausführung bestellt hatte, war seine Zukunft als Historienmaler im großen Stil festbegründet. Mit dem reichen Erfolge aber dieses Cartons, denn zur Ausführung in Oelfarben kam es nicht, wurde zugleich das Vorwiegen der Allegorie in seinen zahlreichen Compositionen charakteristische Eigenart, womit er in modernem Gewande die Zopfkunst wieder neubelebte, so wenig er es beabsichtigt, und schließlich die Cornelianische Richtung, die man mit der seinen identificirte, als überspannte „Gedankenmalerei" vollends in Verruf brachte; dazu kam, durch malerische Concessionen das Publicum anzuziehen, was an der Sache nichts besserte, im Gegentheil den Zwiespalt verrieth, in den er durch das Verlassen der strengen Grundsätze seines Lehrers nothwendig kommen mußte. War schon seine Vielmacherei seinem Ansehen gefährlich, so schadete er diesem endlich noch mehr durch seine unwürdigen, hämischen Angriffe auf die Kirche, womit er seine sinkende Popularität wieder aufzurichten hoffte, was aber nicht gelingen konnte, da die Zuchtruthe in der Hand dessen, der selber aller Zucht ledig, nur als eitel Reclame erschien. Dessen ungeachtet war die Einwirkung Kaulbachs auf die Akademie immer noch für die höhere Kunst günstig, da trotz seiner Schwächen der Schüler des Cornelius immer wieder zum Durchbruch kam, wenn auch seine Hunnenschlacht, wie er selber zugab, in seinen späteren Arbeiten in keiner Weise wieder erreicht wurde. „Das Beste was Kaulbach geschaffen, ist die Hunnenschlacht, und das hat er mir zu verdanken," sagte gelegentlich Cornelius. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß andere Elemente sich neben ihm geltend machten, welche er indirect großgezogen und ihn selber noch bei Lebzeiten in Schatten stellten. „Laßt sie nur schimpfen; besser geschimpft, als todtgeschwiegen!" das war sein Wahlspruch.

Der nun die akademische Bühne als deren Oberhaupt betrat ist, weil er noch unter den Lebenden und dem Beobachter also zu nahestehend, nicht wohl vollgültig zu charakterisiren, aber einzelne scharf ausgesprochene Züge lassen sich jetzt schon als wesentliche Eigenart feststellen, wie der Erfolg, der sich im Verlauf der Jahre an seine Schule geknüpft, die ja schon lange vor Kaulbachs Tode die Akademie beherrschte. Piloty ist der Schüler seines Schwagers Schorn, der mit Kaulbach um die Palme rang, durch frühen Tod jedoch verhindert wurde, im Kampfe vielleicht zu obsiegen, denn seine Individualität und Befähigung stand Cornelius näher. Es ging Piloty in gewissem Sinne ähnlich wie Kaulbach, da ihn die Gunst der Umstände zu einer Stellung gehoben, die er streng genommen nicht ausfüllen kann.

Es ist der Ehrgeiz Großes zu vollbringen nicht zu verkennen, aber zu sehr am Kleinen, Nebensächlichen hängend, geht die Größe des Ganzen verloren, wozu kommt, daß er mehr fühlt als denkt. Seine Kunstwerke sind so wenig historische Bilder,

Digitized by Google

als ein lyrisches Gedicht eine Tragödie sein kann und wenn die Todten noch so rührend beweint werden. Er kommt über die ihm eigene kränkliche Sentimentalität nicht hinaus, die — von der sterbenden Wöchnerin, des sterbenden Ammenkindes, des gestorbenen und das Sterben ahnenden Wallenstein, Cäsar nicht zu vergessen, der auch sterben soll, angefangen, bis zur Thusnelda im Triumphzug des Germanicus hinaufragt und bei seiner Schnitterin, die darüber trauert, weil sie Schirling und Blumen mähen soll — ins Lächerliche ausartet. Wer denkt dabei nicht an Heines Spottgedicht: Ein Fräulein stand am Meere u. s. w. Diese Sentimentalität ist um so auffallender, als sie mit einem markigen Farbenvortrag verbunden, der an und für sich schon rühmenswerth wäre, wenn man nicht zugleich an die Vorbilder jenseits der Vogesen erinnert würde. Die Anekdote, nach welcher ein Engländer die Copie seines Nerobildes bestellt, aber ohne Figuren, ist zwar boshaft aber treffend. Sein Schüler und jetziger Akademieprofessor Gabr. Max hat ihn nicht nur in der Sentimentalität, sondern auch in der Liebhaberei für Todtenbilder noch übertroffen, nur daß er den Effect durch Beimischung des Gräßlichen und Wollüstigen noch zu erhöhen suchte. Grauen könnte Einen überkommen, wenn dieser die Zukunfts-Historienmalerei repräsentirt. Durch eine Schule fortgesetzt diese Gräuelscenen am Kreuze, am Sumpfe, im Löwenkäfig, in der Arena — ist eine bedenkliche Perspective, welche dem Ruhme der Akademie eröffnet wurde. Defregger ist zwar frei von dergleichen Extravaganzen, ein schlichter, tüchtiger, ja liebenswürdiger Genremaler, aber bei aller Begabung als solcher doch offenbar zu einseitig, um eine Professur an der weltberühmten Münchner Akademie auszufüllen, zumal als „Historienmaler"! Wie paßt der stolze, im Werden begriffene Millionen-Akademiebau mit seinen hundert Ateliers zu seiner beschränkten Bauernsphäre? Blendende Modegrößen sind überhaupt gefährliche Lehrer. Schadow in Düsseldorf war seiner Zeit kein bedeutender Künstler in der Praxis, aber seine feine theoretische Durchbildung befähigte ihn zu einem ausgezeichneten Lehrer. Seine zahlreichen Schüler, wie Rethel, Bendemann, Hübner, Lessing, Deger ꝛc., sind leuchtende Beweise dafür!

Am Schlusse unsrer Betrachtung angelangt ist der langen Rede kurzer Sinn der, daß seit Abgang des Cornelius die Historienmalerei, und damit die Kunst in ihrem tiefsten Grunde begriffen, von Generation zu Generation immer mehr erblaßte, bis zu guterletzt sich die Frage aufdrängt, ob es überhaupt noch eine solche gibt, nicht vielmehr das Prädicat „Historienmaler an der Akademie" ein leerer Schall geworden, ein bloßer Titel. Möglich, daß der Verfasser dieser Zeilen, der übrigens in seinen Ansichten keineswegs vereinzelt dasteht, nur daß nicht Jeder gegen den Stachel löken mag, in veralteten Vorurtheilen befangen, zu den Unverbesserlichen gehört. Nun, nicht nur in politischen Dingen, sondern auch in der Kunst wird die Nachwelt die Spreu vom Weizen klären, denn auch hierfür gilt das mächtige Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Monacensis.

Notizen.

Der Rücktritt Forckenbecks beherrscht noch immer die Situation und kann trotz der heiklen Elemente, welche das Ereigniß birgt, nirgendwo unbesprochen bleiben. Die Presse hat den Vorgang mehrfach fast wie einen Ministerwechsel behandelt und feierlich constatirt, daß die Nationalpartei nunmehr in die Minorität zurückkehre, welcher sie entsprossen sei. Der Gesichtspunkt ist auch gewiß berechtigt, trifft jedoch insofern nicht ganz zu, als die Nationalliberalen auch bis jetzt für sich nicht über die Majorität verfügten, vielmehr je nach dem Bedürfniß rechts oder links auf Succurs angewiesen waren und, was die Hauptsache, in der Regierung selbst keine sichere Vertretung hatten. Das Gefühl einer englischen Partei, die bald an der Spitze der Macht, bald in die Opposition zurückversetzt, heute in, morgen out ist und von der veränderten Stellung jedesmal auch die Welt mit anderen Augen ansieht, existirt für die Liberalen hier zu Lande vorerst nur theoretisch. Gescholten wurde man ja doch, und ob es etwas mehr oder weniger geschieht, kann gestählte Männer nicht überaus anfechten. Die Einwirkung der Partei auf den Gang der Dinge war seit geraumer Zeit ziemlich precär und die Verdienste um die Gesetzgebung wurden ihr eher zum Vorwurf gemacht. Die Beziehungen zu der Sphäre, wo die Entscheidung ruht, umschlossen denn auch großentheils Illusionen, deren Verschwinden auf die Dauer nur vortheilhaft sein kann. Aehnlich verhält es sich mit dem Einfluß der Presse, der oft überschätzt wird, und zwar nicht nur in Deutschland. Vor kurzem fand in London das jährliche Banket zum Vortheil des englischen Preßfonds statt, an welchem eine ganze Reihe vornehmer Personen, Diplomaten und Parlamentsmitglieder, theilnahmen. Die continentalen Zeitungen haben über das Fest sowie über die Rede Lord Roseberys sehr unvollständig berichtet und besonders über einen wichtigen von dem Redner berührten Punkt ein charakteristisches Stillschweigen beobachtet. Rosebery begnügte sich nämlich nicht mit einer Statistik der englischen Zeitungen, sondern er hob das Uebergewicht an Zahl der liberalen Oppositionsblätter in ganz England hervor und schloß daraus, daß die gerühmte Allmacht der Presse angesichts der Stärke der conservativen Regierung nicht der Wirklichkeit entspreche. Man hat Aehnliches bei uns wahrgenommen, wobei allerdings die Action der kleinen deutschen lokalen Zeitungen und Blättchen nicht genug beachtet wurde. Es wäre jedoch einer mehr eingehenden Untersuchung werth, wie viel die Presse an politischem Gewichte eingebüßt, seit die sogenannte oft nur scheinbare und auf Geltung der nächsten vierundzwanzig Stunden berechnete Information, seit der Effect, die Sensation, die Marktschreierei, mit einem Worte das Geschäft alle anderen Aufgaben überwuchert hat. Auch Lord Rosebery hat bei dem Diner vom 10. Mai diese Frage nur gestreift. Seine offenbar zum guten Theil ironische Glorification des Specialcorrespondenten aber, der heute als kritisirender Sklave dem römischen Triumphator folgt, morgen in der Person Plinius des Aelteren die Beobachtung der Vesuveruption mit dem Leben büßt, übermorgen sogar als Orpheus in die Hölle steigt, diese Schilderung enthält doch manchen verdeckten Fingerzeig für die Erklärung des moralischen Rückganges, welchen Rosebery vorher nicht verhehlt hatte. Gelegentlich erzählte er, Sir Robert Peel habe 1832 gesagt, die damaligen Leitartikel wären den berühmten Briefen des Junius überlegen gewesen, und es sei kein geringes Verdienst der Verfasser, daß sie die Anonymität zu wahren sich entschließen konnten. Lord Rosebery hätte hinzufügen können, wie auch Macaulay irgendwo anerkannte, daß in der Times das beste Englisch geschrieben wurde. So war es nämlich früher, als das Weltblatt noch keine spaltenlange Telegramme enthielt und nicht ein Treffen, das weit in anderen Erdtheilen geliefert ward, am anderen Morgen mit allen denkbaren Details melden konnte. Ob indessen Sir Robert Peel und Macaulay jetzt die zeitgenössischen Leaders noch gleichmäßig hoch stellen würden, ist sehr fraglich. Ueber den Verlust an literarischem Werthe könnte man sich trösten, würde in dem Strudel der modernen, athemlosen Neuigkeitenjagd nicht auch der Einfluß gefährdet. Doch dafür mögen die Engländer sorgen. Bei uns wird die Publicistik der neuen Lage, wie man sich ausdrückt, hoffentlich gerecht werden. Es ist ein Vortheil in ästhetischer Beziehung, daß wir den Culturkampf, der doch über alle Beschreibung langweilig geworden war, endlich, wie es den Anschein hat, loswerden sollen. Die liberale Partei wird sich die Position, die ihr gebührt, mit anderen dauerhafteren Mitteln erstreiten müssen. Das Gefecht brennt allerdings in Frankreich und anderen Ländern noch fort. Man wird aber den deutschen Zuschauer hoffentlich mit den Schlachtscenen nicht mehr als nöthig ermüden. Nous sortons d'en pendre, um die Sache beim Namen zu nennen, und wir empfinden nach der Fortsetzung kein sonderliches Verlangen.

* * *

Petrus Martyr.*)

Wer in Humboldts allgemeineren Werken, sei es in den deutschen, wie „Ansichten der Natur" oder „Kosmos", sei es in den französischen,

*) H. A. Schumacher, Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeeres. New-York 1879, E. Steiger.

Digitized by Google

wie „Relation historique du voyage“ oder „Examen critique de la géographie“, ein wenig zu Hause ist, erinnert sich des Namens: Petrus Martyr. Von diesem Italiener, der etwa 1486—1526 in Spanien lebte, stammen nämlich Schriften, denen Humboldt gern Stellen entlehnt hat, welche den Fortschritt naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu illustriren vermochten. In ihnen entdeckte der Forscher immer aufs Neue Nachrichten von großem, allgemeinen Interesse, wie die über den Ausbruch der Syphilis und den Aerolithenfall von Crema. Namentlich lenkt Humboldt während seiner Jahrzehnte langen Studien die Aufmerksamkeit stets wieder zurück auf die ersten in der neuen Welt gemachten physikalischen Erfahrungen, welche Martyr, obwohl er niemals den atlantischen Ocean gekreuzt hat, zur Sprache bringt, auf Nachrichten über Existenz und Richtung des Golfstromes, über die Veränderlichkeit des ewigen Schnees, über die sog. Magellan'schen Wolken u. s. w., ganz abgesehen von den historisch-geographischen Daten, welche die Hauptvorgänge im Zeitalter der großen Entdeckungen betreffen.

Diesem Petrus Martyr, der übrigens drei Zeit- und Namensgenossen hat, gilt das vorliegende Buch. In ihm heißt es einmal, daß ohne Martyrs Schriften dem berühmten Prescott'schen Werke: Ferdinand and Isabella Hauptreiz und Haupthalt fehlen würde. Wir können weiter gehen und kühn behaupten, daß das eben angedeutete Zeitalter der Weltgeschichte, wenn Martyr nicht so fleißig die Feder gerührt hätte, uns in zahlreichen Partien unverständlich bleiben müßte; es gehört nämlich Martyr, als Geschichtsschreiber des Weltmeeres, zu den wichtigsten Historiographen der gesammten neueren Zeit.

Jene Bezugnahme auf das Weltmeer erklärt sich daraus, daß 1511 zehn von Martyr verfaßte Schriften als „Bücher vom Weltmeer“ und fünf Jahre später zwanzig neue denselben Namen tragende Bücher in Sevilla und Alcalá veröffentlicht worden sind. Diese dreißig Bücher oder drei Dekaden bilden den Kern des Schumacher'schen Buches, einer in Essayform gekleideten kritischen Untersuchung, welche nicht blos dem Fachgelehrten und Specialisten, sondern jedem gebildeten Leser ihre Berechtigung und ihre Nützlichkeit klar beweist.

Weder Humboldt und Prescott, noch Ranke, Irving, Peschel, Harrisse, d'Avezac und alle die anderen Geschichtsschreiber, Literarhistoriker und Geographen, welche die dem Essay beigefügten Anmerkungen der Reihe nach mustern, haben daran gedacht, daß eine Persönlichkeit, die über weltgeschichtliche Ereignisse die beachtenswerthesten Aufschlüsse gibt, scharf ins Auge gefaßt werden müsse, bevor der Werth ihrer Berichte richtig sich ermessen läßt. Dr. Schumacher, früher Ministerresident des deutschen Reichs bei den Freistaaten von Columbia, jetzt deutscher Generalconsul in New-York, hat auf Rath von Peschel mit „Herrn Pietro Martire, Lateinsecretär des Hauses von Castilien, Domdechanten von Granada, Abt zu Jamaica, Mitglied des königlichen Staatsraths und des Indienamtes, Histbriographen der spanischen Krone“ (geboren 1455, gestorben 1526) Jahre lang intimen Umgang gepflogen. Seine Bekanntschaft hat zunächst die zugänglichere Seite gewählt, nämlich das letzte Decennium des bis über 70 Jahre hinaus rüstigen Greises, wie denn auch in dem vorliegenden Essay uns in erster Linie der alte Herr mit den vielen Titeln und seine in die Zeit von 1516—26 fallende Schriftstellerei vorgeführt wird. Welchen wissenschaftlichen Zweck dieser Anfang verfolgt, zeigt jedem Einsichtigen die Ueberschrift des Haupttheiles; denn diese lautet: „Martyrs Entwickelung zum Historiker.“

Schumachers Buch ist keine Biographie dieses Mannes; allein die geistigen Beziehungen, in denen er stand, treten in ihm überall als beste Hülfsmittel für das Verständniß seiner Schriften hervor. So lehrt das Buch uns eine ansehnliche Reihe für ihre Zeit bedeutender Persönlichkeiten kennen, Kardinäle, wie Ascanio Maria Sforza, Bernardino Caravajal und Francisco Jimenez de Cisneros; sonstige Kirchenfürsten, wie Hernando de Talavera und Giovanni Russo; weltliche Größen, wie Iñigo Lopez de Mendoza und Enrique de Guzman; Gelehrte, wie Julius Pomponius Laetus, Antonius Nebrissensis und andere Lateiner. Die geistige Athmosphäre, in der Martyr lebte, war die der feinsten Bildung seiner Zeit, und er selber erscheint als ein würdiger Repräsentant derselben. Unser Buch schließt mit folgenden Worten: „Martyr hoffte auf Nachruhm; wie denn auch bereits 1517 eine kurze Beschreibung seines Lebens veröffentlicht wurde. Auf Dankbarkeit hat er in bescheidenen Grenzen berechtigten Anspruch. Aus seinen Büchern vom Ocean und von der neuen Welt, wie auch aus seinen Briefen blickt ernsthaft ein offenes, ehrliches Gesicht auf die Nachwelt: ein Antlitz ohne großartige Züge, aber mit klugen Augen, mit feinen Lippen, mit hoher Stirn und mit des Gedankens Bläße.“ Wir freuen uns, daß der Verfasser diese interessante Gestalt in so ansprechender, auch schriftstellerisch so gelungener Weise uns vorgeführt hat. Die Ausstattung des Buches ist ein erneuter Beweis für die rühmenswerthe Sorgfalt, welche der auf seinem Gebiete überaus verdienstvolle New-Yorker Buchhändler E. Steiger der Herstellung deutscher Druckwerke jenseits des Oceans unausgesetzt zuwendet.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Da der im letzten Hefte von „Nord und Süd“ erschienene Aufsatz Paul Lindaus über Emilie Augier die Werke des großen französischen Dramatikers nahezu alle aufzählt, so ist vielleicht noch die folgende kleine Notiz zu abschließender Vervollständigung des Verzeichnisses willkommen. Unter den Erstlingswerken ist das graziöse Proverbe L'habit vert (aufgeführt an den Variétés 23. Febr. 1849), bei dem er keinen Geringeren als Alfred de Musset zum Mitarbeiter hatte, der Erwähnung werth. Dagegen erweist sich die dreiactige Comédie La chasse au roman, die am nämlichen Theater den 20. Febr. 1851 gegeben wurde, wohl als ein Mißgriff der beiden Autoren, die sich später zur Dichtung eines so allgemein ansprechenden Stückes, wie dies La pierre de touche ist, vereinigen sollten; für Augier und Sandrau ist bei ihrer im Grunde immer gehaltvollen und ernsten Tendenz das zierlich-läppische, rein possenhafte Genre, wie es die kleineren Theater in Paris so reichlich cultiviren, etwas Fremdartiges; Augier gesteht das gewissermaßen ein, da er das Stück nicht wieder drucken ließ, während er das im Marivaux'schen Stile geschriebene, aber unausgeführt gebliebene echte Lustspiel Les méprises de l'amour doch in einen Supplementband seiner Werke mit aufnahm. — Was die Aventurière betrifft, so ist die Analyse derselben entsprechend der von Augier zehn Jahre nach der ersten Aufführung veranstalteten Umarbeitung gegeben; eine Vergleichung dieser mit der ersten Gestalt des Dramas ist im höchsten Maße instructiv für Jeden, der ein Interesse daran hat, dramatische Technik zu studiren: die Feinheit und Sorgfalt, mit der hier der ältere Dichter den jüngeren meistert, ist bewundernswerth; die fünf Acte sind in vier zusammengezogen, die Handlung aus dem 17. Jahrhundert ins 16. zurückverlegt, die Motive, wo sie zu flüchtig oder nicht genügend wirksam dargestellt, tiefer angelegt und klarer ausgeführt; namentlich aber sind zwei Hauptfiguren umgeschaffen: der trotz aller gelegentlich hervortretenden veine gauloise im Grunde äußerst vulgär gehaltene Mucarade (der z. B. um sein Alter zu verbergen, seinen erwachsenen Sohn mit den Worten vorstellt: Madame, j'avais quinze ans quand je le fis!) ist zu einem vornehmen Herren Monde-Prade geworden, der nie und nirgend die echt edelmännische Haltung vermissen läßt; die aventurière Clorinde, die in ihrem unfeinen, oft geradezu brutalen Auftreten höchstens einer Provinzialkomödiantin glich, hat nunmehr in ihren Manieren den Pariser Schliff erhalten ꝛc. — Was die lyrischen Gedichte Augiers betrifft, so dürften diese in unserem Vaterlande am bekanntesten sein, da Gounod, der Componist der Sappho, gerade von ihnen eine größere Anzahl componirt hat, die in der hübschen billigen Ausgabe seiner Werke bereits weit in Deutschland verbreitet sind und gern gesungen werden.

Dresden. Dr. Wilhelm Arnold.

Bibliographie.

F. Heinr. Geffcken, die Reform der Reichssteuern. (A. u. d. T.: Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Professor Dr. Geffcken. [Heft 20 u. 21.] Bd. IV. Heft 2 u. 3.) 8. 122 S. Heilbronn 1879, Henninger. 2. —

Sophia Rheinau, Mürzel's Ritt auf dem Pegasus. Lustspiel in 4 Acten. 8. 54 S. Münster 1879, Nasse.

Alfr. Friedmann, die Feuerprobe der Liebe. — Angioletta. 3. Aufl. 8. 167 S. Wien 1879, Wallishauser.

Digitized by Google

Inserate.

Für eine liberale Zeitung Ostdeutschlands wird ein Mitredakteur gesucht, dem hauptsächlich die Bearbeitung des lokalen und des provinziellen Theiles obliegt. Offerten sub **J. C. 6915** an **Rudolf Mosse, Berlin** S.W.

Von
Julius Wolff's
lyrisch-epischen Dichtungen
erschienen soeben folgende neue Auflagen:
die siebente Auflage vom
Till Eulenspiegel
redivivus,
die achte Auflage vom
Rattenfänger von Hameln,
die sechste Auflage vom
wilden Jäger.
Preis jeden Bandes: cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*
Wolff's Dichtungen erfrischen und erfreuen des Menschen Herz und sind deshalb besonders geeignet zur Mitnahme auf die Reise und in die Sommerfrische.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau.**

Die Gewerbefreiheit
und der Arbeitsvertrag.
Von
H. B. Oppenheim.
135 Seiten. Preis nur 50 Sgr.

In der **Hahn**'schen Buchhandlung in **Hannover** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Aus unserer Zeit.
Poetisches Gemälde
von
Friedrich Busse.
Erstes Buch. Taschen-F. 3 *M.*

Detmold, J. H., Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder die Kunst in drei Stunden ein Kunstkenner zu werden. Dritter unveränderter Abdruck. 8. elegant geheftet. 1879. 1 *M.* 50 Sgr.

Soeben erschien:
Leichte Waare.
Skizzen von
Ernst Eckstein.
Dritte, umgearbeitete Aufl. 4 *M.* Geb. 5 *M.*
Leipzig. Verlag von Richard Eckstein.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Thomas H. Huxley's
in Amerika gehaltene wissenschaftliche Vorträge,
nebst einer Vorlesung über das Studium der Biologie.
Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. **J. W. Spengel.**
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. geh. Preis 3 *M.*

Die thierischen Gesellschaften.
Eine vergleichend-psychologische Untersuchung
von
Alfred Espinas, Docteur ès Lettres.
Nach der vielfach erweiterten zweiten Auflage unter Mitwirkung des Verfassers deutsch herausgegeben von **W. Schloesser.**
Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geh. Preis 10 *M.*

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint:
Gesammelte Romane, Novellen und Dramen
von
A. E. Brachvogel.
Volks- und Familienausgabe.
Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**
10 Bände in 60 Lieferungen. 8. Brosch. à 50 Sgr. Alle 8—14 Tage eine Lieferung.
Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die eine **seltene** Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten.
Allen gebildeten Familien seien **Brachvogel's** Schriften **bestens empfohlen.** — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung oder die Verlagshandlung. Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Erinnerungen
aus dem
Leben eines Natur- und Seelenforschers
des neunzehnten Jahrhunderts.
Von
Professor Dr. **Maximilian Perty.**
Mit dem Bildnisse des Verfassers.
Gr. 8. Geh. Preis 7 *M.*
Das vorstehende Werk giebt einen kulturhistorischen Ueberblick vom 19. Jahrhundert und von den Naturereignissen in demselben, — Notizen über bedeutendere Personen, mit welchen der Verfasser in Berührung gekommen ist, — zahlreiche Bemerkungen über seinen Bildungsgang und Ergebnisse seiner Studien.

Nordseebad St. Peter
in **Schleswig-Holstein.** Saison vom 1. Juli bis 15. October. Prospecte gratis durch Herrn Pastor **Henning** und den Badewirth **Fr. Jensen** in **St. Peter** pr. Tating.

Verlag von **A. Werther** in **Stuttgart.**
Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Die preußische Subhastationsordnung
vom 15. März 1869
unter dem Einfluß der deutschen Justizgesetze und der preußischen Ausführungsgesetze zu denselben
von **K. Kurlbaum,**
Geh. Oberjustizrath und vortrag. Rath im Königl. Preuß. Justizministerium.
Der Verfasser hat bei dem Zustandekommen der preußischen Ausführungsgesetze zu den deutschen Justizgesetzen, insbesondere dem Gesetze betr. die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, wesentlichen Antheil gehabt.
Gr. 8. geh. Preis 1 *M.* 80 Sgr.

Bücher-Ankauf.
Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die östreichisch-türkische Convention. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Die italienischen Heineübersetzer. Von H. Breitinger. I. II. — Adolf Widmann. Von Felix Possart. — Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller. — Aus dem zweiten Kaiserreiche. Von Johannes Nordmann. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die östreichisch-türkische Convention.

Der Meldung von dem Abschluß der Convention mit der Pforte zur Detail-Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrags über Bosnien, Herzegowina und Novibazar fiel, den Jubel des Kaiserfestes noch steigernd, mitten in diesen Jubel hinein; die Convention selbst — machen wir aus der Thatsache kein Hehl — hat vielfach ernüchternd oder, mit dem einem Mitglied des Herrenhauses in den Mund gelegten Wort, verblüffend gewirkt. Die dem Ende sich nahende Session hat dem Parlament keine Gelegenheit mehr geboten, über ihren Inhalt die volle Schale der Entrüstung zu ergießen, welche das Conventikel der (deductis deducendis) Hundertundzwölf neuerdings angesammelt, aber es gibt Gott sei Dank auch extra muros der immunen Volksvertretung Leute genug, die das Zeug in sich fühlen, das nicht bedrohte Capitol zu retten, und der rettende Lärm ist arg genug geworden, um wenigstens den Versuch zu rechtfertigen, ihn unter dem Gewicht zugleich der vollzogenen Ereignisse und des einfachen Menschenverstandes zu ersticken. Lassen wir die Phrase und geben wir zunächst den Thatsachen das Wort.

Die Convention bezüglich Bosniens und der Herzegowina nach der factischen Occupation Bosniens und der Herzegowina konnte begreiflich nicht mehr die Occupation regeln, die schon vollzogen war, sondern nur noch die Verwaltung, die begreiflich erst nach der Occupation in Angriff zu nehmen war; sie konnte aber auch in dieser Beschränkung der Pforte keine Rechte geben oder zurückgeben, welche das Factum — zugleich das Recht — der Verwaltung annullirt oder doch beeinträchtigt hätten, sie konnte nur die Bestimmung haben, die aus dem Recht der Verwaltung abzuleitenden Befugnisse mit schonender Berücksichtigung aller Verhältnisse in eine Form zu bringen, welche für die Fruchtbarmachung dieser Verwaltung eine weitere Bürgschaft bot; sie konnte nicht die Anerkennung einer Autorität sich zum Ziel setzen, welche mit ausdrücklicher Zustimmung dieser Autorität factisch und rechtlich zu existiren aufgehört hatte, sie konnte nur beabsichtigen, für die Ausübung der einen eigenen Autorität weitere Grundlagen und Stützpunkte dadurch zu schaffen, daß der Bevölkerung die Ueberzeugung in die Hand gegeben wurde, das neue Regiment werde dem Schutz, den ihr das frühere gegeben, dem unverminderten Schutz ihrer nationalen und religiösen Eigenartigkeit, den starken Schutz, den ihr das frühere zu gewähren nicht die Kraft hatte, der Personen und des Eigenthums hinzufügen. Und das ist geschehen, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die Pforte hat es an nichts fehlen lassen, der Convention einen andern Inhalt zu geben, sie hat viele Monate hindurch den Versuch gemacht, im Wege einer Einzelconvention wenigstens einen Theil dessen zurückzuerhalten, was ihr im Wege eines europäischen Beschlusses genommen worden, sie hat abwechselnd lavirt und tergiversirt, geschmollt und geschmeichelt, gedroht und gebeten — einen Erfolg hat sie nicht aufzuweisen. Was Oestreich durch den Berliner Vertrag erhalten, hat es voll und ganz an sich genommen und wird es nicht herausgeben, bis nicht die in demselben Vertrag formulirten Bedingungen der Herausgabe sich erfüllten, es hält Bosnien und die Herzegowina besetzt und verwaltet es, nach Maßgabe dieses Vertrags, ohne jede räumliche oder zeitliche Beschränkung, es mag nicht der Souverän dort sein, aber es besitzt und übt alle Attributionen der Souveränität, und der Sultan, wenn er sich noch als den Souverän proclamiren will, ist ein Souverän in partibus.

Doch prüfen wir etwas genauer die gegen die Convention geschleuderte Anklage, daß sie einen Theil der Rechte preisgebe, welche Oestreich in Berlin zugesprochen worden. Wo und wie sind denn diese Rechte preisgegeben?

Etwa weil die Einleitung der Convention nochmals constatirt, daß das Factum der Occupation der Souveränität des Sultans keinen Eintrag thue? Ist denn damit etwas Anderes constatirt, als daß die Convention auch in diesem Punkte genau innerhalb des Berliner Vertrags steht? Der Berliner Vertrag, obgleich er Oestreich mit der Occupation und Verwaltung betraut, spricht dem Sultan die Souveränität nicht ab; er erkennt sie ihm freilich auch nicht ausdrücklich zu, aber nachdem er bis dahin der unbezweifelte Souverän gewesen, muß er auch fernerhin noch als solcher gelten; Oestreich kann nicht umhin, dasselbe zu thun oder hat doch keinen Anlaß, nicht dasselbe zu thun, es läßt dem Sultan den akademischen Trost, der Souverän zu heißen, und bescheidet sich damit, der Souverän zu sein. Wodurch unterscheidet sich übrigens, nachdem Oestreich uneingeschränkt die sämmtlichen Souveränitätsrechte übt, die Occupation noch von der Annexion, gegen welche die Delegationen und die Landesparlamente declamirten, wenn in der Convention der Sultan auch noch seiner im Berliner Vertrag nicht ausdrücklich angetasteten Souveränität formell sich entkleidete oder entkleidet würde? Die nicht ausdrückliche Aberkennung der Souveränität des Sultans, das ist Alles, was von der Forderung der Pforte, von der förmlichen und feierlichen Anerkennung dieser Souveränität, als deren Zeichen auf allen öffentlichen Gebäuden die ottomanischen Fahnen neben den östreichischen aufzuhissen, übrig geblieben ist.

Digitized by Google

Etwa weil, nach dem Tenor der Convention, Oestreich „nichts dagegen hat", daß die türkischen Beamten in den occupirten Ländern im Amte bleiben, „soweit sie sich dazu tauglich erweisen"? Die Pforte hatte, unter dieser Voraussetzung, die formelle Bestätigung derselben verlangt. Sie hatte gleichfalls verlangt, daß jede Neuernennung „im Namen des Sultans" vollzogen werde: die Convention hat dies Verlangen durch ihr Schweigen abgelehnt. Sie hatte weiter gefordert, daß jedes richterliche Urtheil auch fortan „unter den Auspicien des Sultans" gesprochen und die ganze Rechtspflege „im Namen des Sultans" geübt werde: die Convention hat auch dieser Forderung nicht Statt gegeben. Etwa weil, nach der Convention, die Einnahmen aus den occupirten Ländern ausschließlich für die Bedürfnisse dieser Länder zu verwenden sind? Das ist, so lange die Länder eben nur occupirt sind, am Ende selbstverständlich, die Pforte aber hatte verlangt, daß etwaige Ueberschüsse nach Constantinopel abzuführen seien und daß sie das Recht behalte, wie sie es, England gegenüber, in Cypern durchgesetzt, nach Gutdünken über die Staatsdomänen und Vakufgüter zu verfügen, während nach der Convention die östreichische Verwaltung auch betreffs dieser Güter keinerlei Beschränkung unterliegt. Etwa weil die türkischen Münzen frei im Lande coursiren dürfen? Das türkische Papiergeld, für welches die Pforte ebenfalls freien Cours verlangt hatte, ist in der Convention nicht zugelassen und der Umlauf türkischen Metallgeldes wird weder den Einzelnen schädigen noch die Autorität der Regierung beeinträchtigen können. Etwa weil das vorhandene Kriegsmaterial der Pforte zurückzugeben ist? Oestreich liefert, nach Anleitung der Convention, nur das in den Festungen und Garnisonsorten vorhandene Material der Regierung aus, mit der sie keinen Krieg geführt, aber auch keine einzige Waffe, die außerhalb der Festungen und Garnisonsorte vorgefunden oder die gar seine Truppen kämpfend genommen. Etwa weil, „so lange es Gepflogenheit", die ottomanische Fahne auf den Minarets aufzuhissen, dieser Gebrauch respectirt werden soll und der Name des Sultans in öffentlichen Gebeten auch fernerhin genannt werden darf? Sollte vielleicht Oestreich, das nicht blos im eigenen Lande die vollste Gleichberechtigung aller Confessionen proclamirt hat, sondern auch auf dem Congreß für diese Gleichberechtigung im Orient so warm eingetreten ist, gerade in den von ihm occupirten Ländern dasjenige religiöse Gefühl mißachten und verletzen, welches in dem Khalifen, der in Constantinopel residirt, unter allen Umständen das kirchliche Oberhaupt erkennt und verehrt? Hat man Rußland je die Toleranz zum Vorwurf gemacht, mit welcher es seinen muhamedanisch bevölkerten Provinzen das Gebet für den Sultan gestattete? Fühlt irgend eine Macht sich herabgewürdigt oder gefährdet, wenn ihre katholischen Unterthanen den Papst in ihr Gebet einschließen, der bis vor kurzem auch weltlicher Herrscher war? Etwa weil die Forderung der Pforte, daß Oestreich sich verpflichte, in Bosnien und der Herzegowina keine Truppen auszuheben, in der Convention keine Berücksichtigung gefunden? Ist das eine Negirung, oder ist es nicht eine Anerkennung des Rechts zur Truppenaushebung?

Man kann bedauern, daß die Occupation vollzogen ist; dies Bedauern kommt nicht mehr in Betracht, seit sie vollzogen ist und die Zustimmung aller competenten Factoren erhalten hat. Man kann umgekehrt bedauern, daß die Occupation nicht die Annexion gewesen ist; dies Bedauern vergißt, daß die Annexion nur mit Verletzung des Berliner Vertrags, d. h. im Widerspruch gegen ganz Europa durchführbar wäre. Der Berliner Vertrag ist einmal geschlossen, er steht nicht nur in vollster Rechtskraft da, er ist sogar nahezu ausgeführt, und Oestreich am allerwenigsten hat die Gewohnheit, an einem Vertrage zu rütteln, an dessen Aufrichtung es selbst einen so hervorragenden Antheil genommen. Es kann ihm nicht verwehrt werden, die Annexion ins Auge zu fassen und im Auge zu behalten, aber zunächst steht es ausschließlich auf dem Rechtsboden der Occupation, diesen Rechtsboden darf es nicht verlassen, wohl aber ihn nach allen Richtungen hin ausbeuten, und das ist in der Convention geschehen und zwar, was wohl zu betonen sein mag, ohne irgendwelche Gegenleistung zu übernehmen und am wenigsten eine Gegenleistung von solchem Gewicht, wie England sie für Cypern in der Garantie des gesammten asiatischen Besitzes der Pforte auf sich geladen.

Wir haben bis jetzt nur von Bosnien und der Herzegowina gesprochen, nicht von Novibazar, und Novibazar bildet einen Theil der Convention, die gerade hier ihre Achillesferse haben soll. Es ist richtig, der Berliner Vertrag gibt Oestreich das Recht, auch den Sandschak Novibazar militärisch zu besetzen — die Verwaltung hat Oestreich nicht allein nicht beansprucht, sondern ausdrücklich abgelehnt — und er nimmt dabei nur eine Verständigung mit der Pforte in Aussicht. Aber was ist dann geschehen? Bosnien und die Herzegowina zu occupiren, war Oestreich nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet; die Occupation Novibazars dagegen ist wohl sein Recht, aber nicht seine Pflicht. Ein Recht kann man ausüben, aber man kann es auch nicht ausüben, man kann es ganz, man kann es aber auch nur theilweise ausüben. Oestreich hat kraft des Berliner Vertrags das Recht — nach der betreffenden Verständigung mit der Pforte — Novibazar im ganzen Umfang des Sandschaks und wie ausdrücklich bestimmt worden, jusqu'au delà de Mitrowitza zu occupiren. Oestreich hat vorläufig keinen Anlaß, von diesem Recht in seiner ganzen Ausdehnung Gebrauch zu machen, sondern es genügt ihm für seine Zwecke, durch den Abschluß der verständigenden Convention die Vorbedingung für jede Occupation geschaffen zu haben und die Thatsache des Vorhandenseies dieser Vorbedingung durch die factische Belegung einzelner Grenzpunkte mit Truppen zu markiren. Wer in aller Welt wird behaupten wollen, daß es damit auf sein Recht, das ihm der Berliner Vertrag voll gegeben, theilweise verzichtet habe? Besagt die Convention mit der Pforte nicht ausdrücklich, daß es seine Truppen zu jeder ihm geeignet erscheinenden Zeit weiter vorzuschieben berechtigt sei und daß es dazu nur einer einfachen Anzeige an die Pforte bedürfe? Und wenn ein Vorrücken bis an die äußerste Grenze Novibazars, wenn ein Vorrücken über Mitrowitza hinaus nicht ohne eine neue Verständigung mit der Pforte zu geschehen hat — eine Verständigung selbstverständlich, weil der Berliner Vertrag in Geltung, nicht darüber, ob die Pforte ein weiteres Vorrücken überhaupt gestatte, sondern nur über die Modalitäten desselben — so hat Oestreich damit nur aufs Neue bewiesen, daß es ihm Ernst ist mit dem Frieden im Orient und daß es Alles zu vermeiden wünscht, was die Pforte, die nur zu geneigt scheint, in Mitrowitza eine bloße östreichische Etappe ans Aegäische Meer zu argwöhnen, veranlassen könnte, in Oestreich statt eines wohlwollenden und ehrlichen Freundes einen heimlichen Feind zu erblicken, der darauf ausgehe und sich darauf vorbereite, sie meuchlings zu überfallen? Am allerwenigsten aber verstehen wir es, wenn Diejenigen, die in das Sparen um jeden Preis ihren höchsten Ruhm setzen, gegen die vorläufige Begrenzung des Occupationsobjects ihre Anklagen schleudern. Denn die Occupation von ganz Novibazar würde das Aufbieten weiterer militärischer Machtmittel unerläßlich machen und also das Budget mit ungezählten neuen Millionen belasten; für die militärische Festsetzung in den nächstgelegenen Grenzorten aber reichen die bereits in Bosnien und der Herzegowina in Verwendung stehenden Truppen vollständig aus.

Es bleibt uns nur noch Eins hinzuzufügen. Daß der Inhalt der Convention weitab liegt von dem der östreichischen Politik imputirten übergreifenden Vorgehen nach Macedonien und Albanien hinein, bedarf der Bemerkung nicht, aber er ist auch nicht darnach angethan für die Eventualität, daß sich trotz des Berliner Vertrags der Zerfall des ottomanischen Reichs unaufhaltsam vollziehen sollte und falls in einer solchen Constellation die Wahrung der Interessen Oestreichs es gebieterisch erheischen möchte, jede active Politik hintanzuhalten. Vermag es die Türkei, sich aus den furchtbaren Krisen der letztverflossenen Jahre zu einer staatlichen Machtexistenz wieder emporzuarbeiten — und die Probe wird sie in Rumelien zu bestehen

Digitized by Google

haben — dann hat die Convention für die Action Oestreichs eine unüberschreitbare Grenze gezogen; vermag sie es nicht, dann wird sie dieser Action kein Hinderniß sein können, dann muß und wird Oestreich die volle Freiheit in Anspruch nehmen, durch Thatsachen den Beweis zu führen, daß ihm das östreichische Hemd näher ist als der türkische oder irgend ein anderer Rock.

Wb.

Literatur und Kunst.

Die italienischen Heineübersetzer.

I.

Bekanntlich führt Heines Nachlaß das Motto: „Il morto Enrico poetava ancora." Dieser Vers Zendrinis hat den Namen des italienischen Uebersetzers sozusagen festgenietet an denjenigen Heinrich Heines. — An einem mir unvergeßlichen Abende, welchen ich an Zendrinis Seite verlebt habe, ward jener poetische Gedanke in neuem Sinne zur Wahrheit; denn mit den Perlen unseres Weines stiegen auch allerlei Heinecitate lustig und frech an die schäumende Oberfläche: „Il morto Enrico poetava ancora!" — Ich erstaunte im Stillen über die Meisterschaft, mit welcher Zendrini sein Deutsch zu behandeln weiß, nicht weniger als über das Gedächtniß, in dem er seinen Autor so sicher gebettet hat.

Bernardino Zendrini, dessen „Canzoniere d'Enrico Heine" vor wenigen Monaten zum dritten Male bei Brigola in Mailand erschienen ist, stammt aus der Stadt, aus welcher Torquato Tassos Vater Bernardo hervorging. Zendrini wurde 1840 als Sohn eines tüchtigen Arztes in Bergamo geboren. Mehrere Jahre verbrachte der Knabe in Zürich, bezog dann als Jurist die Universität Pavia, und doctorirte 1861 mit einer Dissertation über das geflügelte Wort Cavours betreffend das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Wüßten wir's nicht ohnehin, so könnte Goldonis Leben uns lehren, wie wenig es dem Dichter frommt, im Fache des Juristen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Der innere Beruf läßt sich ja nicht so leicht den Mund schließen und pflegt zu rumoren, bis er's gewonnen hat. Eine Grabrede auf Cavour und ein Grablied auf den Untergang jenes Ippolito Nievo, welchem Paul Heyse in „Nord und Süd" ein so sinniges Denkmal stiften sollte, brachten Zendrini zunächst eine Lehrstelle der italienischen Literatur am Gymnasium von Como ein. Bereits hier versuchte er seine geschickte Uebersetzerhand am „Buche der Lieder". — 1864 schrieb er eine kleinere Monographie über Heine in die von De Gubernatis redigirte „Civiltà italiana". Im Jahre darauf verfaßte der junge Professor der italienischen Literatur eine Festschrift für das Dantejubiläum, welche die Mailänder Deputation nach Florenz begleitete. Von Como nach Ferrara versetzt, ließ er in Mailand den „Canzoniere" erscheinen. Derselbe lenkte auf Zendrini die Aufmerksamkeit auch der Deutschen, gewann ihm die Freundschaft Paul Heyses und eine Professur für deutsche Literatur an der Universität Padua. Seine eigenen Gedichte sammelte Zendrini 1871 (Padua bei Giammartini). Seither hat er sich durch treffliche Essays auch als Kritiker von feinem Geschmacke und eleganter Haltung hervorgethan. Heute wirkt Zendrini an der Universität Palermo. Paul Heyses „Giusti-Poesien" sind den Uebersetzern Gildemeister und Zendrini gewidmet und in Heyses „italienischen Reisebriefen" stehen die Worte:

„Und während du den Hauch sicilischer Lüfte trinkst,
Im Buch der Lieder blätternd, das so meisterlich
Nachdichtend deinem Volke du zu eigen gabst . . ."

Mehr als genug, um jedem Leser gegenüber mein Thema zu rechtfertigen.

Die Aufgabe ganz zu lösen, müßte erst an Beispielen nachgewiesen werden, wie sehr die rastlose Feile des italienischen Uebersetzers das eigene Werk im Laufe dreier Auflagen gefördert hat. Allein ich schreibe keine Abhandlung und es dürfte genügen, die Urtheile Heyses und Longfellows hierher zu setzen, die ich durch die Resultate eigener Prüfung vollkommen bestätigt finde.

„Ich staune," schreibt ihm Paul Heyse nach Empfang der dritten Auflage, „über diese unerhörte Lieb' und Treue, mit der Du fast Alles wieder in den Schmelztiegel geworfen und von den letzten Schlacken des Conventionalismus gereinigt hast. So viel ich urtheilen kann, hat das Werk gewaltig an Naturlaut und populärer Frische gewonnen, und man wird schwerlich einen echteren Heine im Italienischen erlangen können. Ich gratulire von Herzen zu der glänzenden Bestätigung des Schiller'schen Wortes: „Das Genie ist der Fleiß.""

Und der Patriarch Longfellow läßt sich so vernehmen: „Your versions are extremely faithful and felicitous. It was a very difficult task you undertook. Heine is so light and elastic, that a heavy hand laid upon his verses would crush their life out of them. You have touched them with a hand light as his own." (Ihre Uebersetzungen sind äußerst getreu und glücklich. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, der Sie sich unterzogen. Heine ist so zart und elastisch, daß, wenn eine schwere Hand auf seine Verse sich niederließe, deren Leben unter ihrer Wucht verschwände. Sie aber haben sie so zart angefaßt, wie der Meister selbst.)

Mit diesem Urtheile ist die Brücke nach dem zweiten Standpunkte hin geschlagen, den ein Beurtheiler Zendrinis einzunehmen hat: ich meine die Vergleichung des Originales mit der Uebertragung. Hier nun kommen zwei sehr verschiedene Dinge in Betracht: die Fähigkeit des Uebersetzers und der Genius der Sprachen.

Einige Tage habe ich dem Genusse gewidmet, den ganzen Inhalt des „Canzoniere" so durchzukosten, daß ich, die italienische Uebertragung unter den Augen, mir jedes Gedicht im Originale vorlesen ließ. Was hier vor Allem gewonnen wurde, war der Eindruck der staunenswerthen Treue, mit welcher Heines Gedanke durchweg wiedergegeben ist. Wie oft geschieht es, daß ein Uebersetzer des Glaubens lebt, das vage, sogenannte poetische Verständniß des Ganzen könne das mangelnde Verständniß dunkel gebliebener Einzelnheiten ersetzen, wie etwa, um ein horazisches Bild zu gebrauchen, der angeschwollene Bergstrom das Geschiebsel fortreißt und mitschleppt, das ihm den Weg verlegen will. Aber das Resultat ist eben dasselbe wie in der Natur. Jener Wildbach „fluit lutulentus" und gerade so der Redefluß des der Sprache unkundigen Uebersetzers. Keine Spur von einer derartigen Naturerscheinung in Zendrinis „Canzoniere". Durch die durchsichtige Klarheit seiner Uebersetzung schimmert überall ein sicheres Verständniß der Sprache, des Gedankens, der Empfindung seines Dichters. Dazu kommt noch ein zweites, die poetische Begabung des Uebersetzers, der dem lyrischen Schwunge des Originales auf eigenen Schwingen nachzuschweben stark genug ist. Wer kennt nicht das reizende Lied Heines („Neuer Frühling" Nr. 6): „Leise zieht durch mein Gemüth . . ."? Schwerlich kann dieses in seiner Melodie und in seiner Stimmung unübersetzbare Liedchen in eine romanische Sprache besser übertragen werden als Zendrini es gethan hat, wenn er singt:

Flebil traversa l'anima mia
Un' armonia:
Canzonettina soave e piana,
Suona lontana!
Suona lontana fino al giardino
Di quel villino;
E se una rosa ti vien veduta,
Me la saluta!

Das den romanischen Sprachen einmal anhaftende rhetorische Element erscheint hier vollständig beseitigt, während die gelungenste französische Uebersetzung, diejenige des Elsässers Schuré mir weniger glücklich vorkommt. Sie lautet in der zweiten Strophe:

Digitized by Google

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontres une rose,
Dis-lui le salut de mon coeur."

„Porter ses voeux" ist jedenfalls nicht so volksthümlich einfach wie „salutare". Die Prosaübersetzung Taillandiers steckt vollends noch ganz in der schönen Phrase des salonmäßigen Ausdrucks:

„Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments."

Wahrhaftig, das Problem, ein Heine'sches Liedchen in einen französischen Briefschluß einzusargen, konnte nur in Paris gelöst werden!

Die gründliche Kenntniß der Sprache und das poetische Verständniß des Originales sind aber leider nur die Vorwerke, die der kühne Uebersetzer Heines zu stürmen hat. Nun kommt erst der Kern des Platzes, und das ist der Genius der Sprache selbst, wie er dem genialen Dichter als Spiritus familiaris sich offenbart und hingibt. Das ist nun eine Veste, die sich schlechterdings nicht nehmen läßt, außer wenn etwa der Angreifer (wie für den Deutschen der Engländer) ein entfernter Vetter des Commandanten ist. — Der Genius einer romanischen Literärsprache ist ein rhetorischer, derjenige der deutschen und der englischen ist es nicht. Man vergleiche die englischen, französischen und italienischen Faustübersetzungen und man begreift, was Goethe mit dem Worte meinte: „Wenn man meinen Faust ins Französische übertragen wollte, so müßte dies im Französischen des sechzehnten Jahrhunderts geschehen," d. h. in der alten, naiven, noch durch keine Rhetorik verdorbenen Sprache des Volkes. Und selbst dann noch klänge uns Faust gewiß nicht so heimisch wie in einer englischen Uebersetzung; denn ein Keim zum rhetorischen Ausdrucke liegt schon wieder in jeder romanischen Volkssprache, da dem romanischen Ohre die Musik des tönenden Wortes ein Bedürfniß ist und somit leicht zur Hauptsache wird. Was der Engländer so bezeichnend „the homely" nennt, ist so zu sagen im Principe von der romanischen Poesie ausgeschlossen, und es erfordert die Anstrengung der höchsten Kunst, es ihr zu geben. An diese weite Kluft reiht sich nun eine zweite, die vollends unübersteiglich ist. Wie das Griechische so besitzt auch das Deutsche und das Englische die Fähigkeit unerschöpflicher Neubildung, besonders im Punkte der Zusammensetzungen, während das Lateinische und die romanischen Sprachen in diesem Punkte ungelenk und arm dastehen. Eine auf entlegenem Gebiete liegende Thatsache liefert hierfür den besten Beweis. Weshalb nimmt die Naturwissenschaft, die Technik und die Industrie neue Kunstausdrücke mit Vorliebe aus dem Griechischen? Weil das Griechische, wie der todte Enrico Heine, immer noch fortzudichten fähig ist, während das Lateinische jeder neuen Bildung sich bocksbeinig widersetzt. Ein Deutscher bildet mit Leichtigkeit ein Wort wie „Dampfschiff", ein Engländer „steamship", ein Altgrieche ebensoleicht „Pyroskaphos", (neugr.: Athmoploion), aber ein Lateiner müßte sich wie der Franzose behelfen, der eine ganze Mechanik zusammenfügt, wenn er sagt: „un bateau à vapeur".

Auf dem Gebiete der poetischen Sprache wird die Sache vollends bedenklich; denn da waltet eine Freiheit, die uns zuweilen selbst erschreckt, die aber beim genialen Dichter zu den herrlichsten Schöpfungen führt. Hat sie doch Shakespeare wie Keiner ausgenützt! „Wie der Wächter auf dem Thurme von Jesrel," sagt Rümelin, „erkennen wir den Gewaltigen von weitem schon und rufen aus: „Es ist das Treiben Jehus, des Sohnes Nimsi, denn er treibt wie ein Unsinniger."" Nur der deutsche Vetter konnte diesen Gewaltigen in die elastischen Netze der eigenen Sprache locken, ihn da festhalten.

Nehmen wir als Beispiel für die dem romanischen Uebersetzer aus dieser Sachlage erwachsenden Schwierigkeiten Zendrinis Uebersetzung von Heines allererstem Gedicht: „Mir träumte einst von wildem Liebesglühn" ꝛc. — Das „wilde Liebesglühn" heißt im Canzoniere: „Tempestosi ardenti affetti", eine genaue Uebersetzung, und doch kein Aequivalent! — „Verblichen und verweht sind . . . . . die Träume": „I sogni andarono dispersi"; — „Gluthenwild": „Infiammato". Diese wenigen Beispiele genügen, um jene verhängnißvolle Grenze anzudeuten, welche der romanische Uebersetzer schlechterdings nie überspringen wird.

Zu den genannten kommen dann noch allgemeine Schwierigkeiten. Jede Sprache besitzt Worte und Wendungen, die in keiner andern ein Aequivalent finden; Worte, die gelegentlich einen Doppelsinn abwerfen, der unübersetzbar bleibt; Schattirungen, die der Uebersetzer fühlen mag, aber nimmer festzuhalten im Stande sein wird. Man vergleiche z. B. XV, 152:

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?"

Hätte Heine hier wie Zendrini „Ihr guten Leute" (buona gente) gesetzt, so wäre die urkomische Wirkung der wandelnden Majestäten im Verkehre mit der nachlaufenden Dorfjugend ganz ausgeblieben.

II.

Unter den Dichtern ist Heine ganz besonders schwer zu übersetzen. Einen Homer übertragen ist ein Kinderspiel verglichen mit einer Heineübersetzung. Und weshalb das? Ich denke, weil Homer naiv und ernsthaft, Heine sentimental und ironisch, weil dort im Inhalt, hier in der Form so Vieles liegt, weil dort die Natur, hier das ganze Raffinement modernster Cultur mitzudichten scheint; weshalb denn Homer auch in einer schlechten Prosaübersetzung noch packend wirkt, während selbst eine gelungene metrische Uebersetzung Heines Duftgebilde oft genug zerstören muß. Hat uns doch Heine selbst das Geheimniß ausgeplaudert, wenn er in der „Heimkehr" Nr. 36 dichtet:

„Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht."

Auch mit dem besten Willen und dem höchsten Talente vermag nun ein Uebersetzer ab und zu nicht mehr zu leisten, als jene Duftgebilde der Prosa zurückzugeben, und dann droht natürlich auch das Gähnen wieder loszugehen. Man mache nur die Probe selbst, man reiße einem jener reizenden Geschöpfchen den Rosenkranz aus den Locken und das Rosenkleid vom Leibe und tauche das arme Ding in kühle Prosa, und — erstaune über des Dichters Kunst, der wie der liebe Gott eine Welt aus Nichts zu schaffen weiß.

Wenn irgendwo, so gilt von Heine das Wort des Themistokles im Plutarch, daß eine Uebersetzung nur die Kehrseite des Teppichs vorstelle, und jenes ebenso bezeichnende Wort Shelleys: „Ihr werft ein Veilchen in eueren Schmelztiegel und vermeint, seine Farbe und seinen Duft aus dem Zersetzungsprocesse zu retten!"

Doch wir haben über diesen allgemeinen Dingen den „Canzoniere" aus den Augen verloren. Es bleibt ja noch ein dritter Punkt zu beleuchten: Zendrinis Verhältniß zu anderen Heineübersetzungen seines Landes. In vier großen Artikeln „über Heine und seine Uebersetzer" (Nuova Antologia 1874—75) hat Zendrini selbst mit ebensoviel Geist als Gründlichkeit jene Frage behandelt. Sowohl diese Artikel als die Vorrede des neuen Canzoniere, welche das Datum „Palermo 5. December 1878" trägt, sind beneidenswerthe Muster natürlich-eleganter Prosa und feiner Dialektik. Die höhere Einheit beider Arbeiten liegt in dem energischen Proteste gegen den eingefleischten Conventionalismus der italienischen Poesie. Hier scheint mir die Bedeutung Heines und Zendrinis für die italienische Poesie überhaupt zu liegen. Eine ehrliche Rückkehr von der romanischen Rhetorik zum Naturlaut und zur Sprache des Herzens, das ist die principielle Seite der Sache, und so lange Zendrini, wie er in jenen Arti-

Digitized by Google

keln behauptet, von neun Zehntheilen seiner Landsleute als ein Ketzer des ästhetischen Urtheils und des poetischen Dogmas betrachtet wird, so lange ist für eine Neugestaltung und Neubelebung der italienischen Poesie wenig zu hoffen. Geduld! Ein neuer Gedanke zündet selten wie ein Blitzstrahl. Zendrini denke an das langsame Wachsthum von Wordsworth, von Shelley, von Schopenhauer!

Zendrinis Heineartikel beginnen mit historischen Notizen. Tullo Massarani sprach den Italienern zuerst von Heinrich Heine im Mailänder Crepusculo, Jahrgang 1854. Seither haben sich neben vielen Geringeren Giuseppe Revere, Ippolito Nievo, Silvio Andreis, Emilio Teza, Giovanni Peruzzini, Enrico Salvagnini, zuletzt und besonders Giosuè Carducci in Bologna und Giuseppe Chiarini in Liverno an Heine gewagt. Mit eingehender Kritik wendet sich Zendrini in den drei ersten Artikeln gegen Carducci. Er folgt seinem Gegner vorerst in die Phantastik seiner Politik und weist vortrefflich nach, welchen ungeheuren Irrthum derselbe begangen, seinen italienischen Republikanern den Dichter Heine als einen Jakobiner und Tyrannenfresser vorzustellen. Thut übrigens nichts, meint Zendrini, Heines erste Einführung in Italien mußte, um Glück zu machen, im Räuberhute des gesinnungstüchtigen, biederen Carbonari vor sich gehen! Schadenfroh citirt er sodann dem phantastischen Victor Hugo von Bologna die Stelle, in welcher Heine mit Hülfe einer Goethestelle jene Fliegen verspottet, welche ihre winzigen Excrementlein auf Tyrannennasen niederschleudern. In den folgenden Artikeln schreitet Zendrini zur Kritik von Carduccis Heineübertragungen und zeigt, welche ungeheure Kluft den Doctrinär der alten Mamma Rhetorik von dem echten Künstler Heine scheidet. „Heine soll euch weder Politik noch Satire lehren," ruft er schließlich aus, „sondern die Kunst, die hohle Phrase zu lassen und den einfachen Ausdruck der Natur zu suchen!"

Gewiß, diese neunzig gegen Carduccis System gerichteten Seiten sind das Beste, was in Italien gegen jene „Reifrockmuse" geschrieben worden, welche Heines an August Wilhelm Schlegel gerichtetes Sonett (Sonette Nr. 2) so anschaulich gemalt hat. Möge auch in Italien die Zeit nicht ferne sein, wo der Ketzer Zendrini mit seinen eigenen Versen wird begrüßt werden:

„In gran faldiglia, il petto e il crin fiorita,
Le guance di belletto impiastricciate,
Con scarpe a becco tutte rabescate,
Con topè enorme e stretta striminzita:
Così la falsa musa infronzolita
Venne a te per sedurti, o giovin vate;
Ma tu le uscisti dalle vie segnate,
Per irne inconscio dove il cor t'invita."

(„Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffiret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, vom dunklem Trieb geführet.")

Im vierten Artikel wendet sich Zendrini gegen Chiarini, den Uebersetzer Atta Trolls und anderer Dichtungen Heines. Auch hier werden die rhetorischen Kniffe, die geschraubten Inversionen u. s. w. nach Gebühr behandelt und die Mißverständnisse des Dolmetschers schonungslos ans Licht gezogen. Letztere sind mitunter ziemlich elementarer, d. h. ziemlich grober Natur: „freilich" übersetzt Chiarini einmal mit „franco". Den Gedanken Heines (XVII, 236): „Als Philosophe vermittelte er die Extreme und „leider Gottes" erzog er mich nach seinem Systeme", wußte Chiarini, der offenbar mit dem Genitive „Gottes" nicht fertig ward, nur so zu geben:

„E a me pur troppo dimostrò l'imagine
Di Dio co' suoi sistemi,"

was ungefähr das gerade Gegentheil von Heines Versen besagt. Anderswo findet er: „Es wird mir zu Muthe als . . ." und übersetzt: „Ed io mi sento più gagliardo, ich fühle mich muthiger."

Im Weiteren kommt Zendrini auf jene Stellen zu reden, die, sei es der Sprache, sei es der individuellen Schattirung wegen, schlechterdings nicht wiederzugeben sind: „Besser als den Schmetterling einzufangen, den bunten Staub ihm vom Fittige zu streifen, ihn endlich todt an die Uebersetzernadel zu spießen, wird es sein, — ihn flattern zu lassen, d. h. mit dem entfernteren Aequivalente vorlieb zu nehmen." — Die unpersönliche Wendung ist dem deutschen Dichter sehr geläufig und Heine gebraucht sie mit Vorliebe. Dem Italiener ist sie fast ganz abhanden gekommen. Wie soll beispielsweise der Uebersetzer Heines „Es treibt mich hin, es treibt mich her" bemeistern? Petrarca, der sich darauf verstehen muß, da er sich selbst im Falle befunden hat, würde sagen:

„Lo star mi strugge e il fuggir non m'aita."

oder:

„Or qui son, lasso, e vorrei essere altrove!"

Leopardi mit seinem asiatischen Nomaden:

„Uno spron quasi mi punge
Sì che sedendo più che mai son lunge
Dal trovar pace o loco."

Bernardino Zendrini trabt seinem Dichter nach und übersetzt: Che devo far? Dove andarmene intanto? Aber sein Eselein bleibt hinter Mazeppas rasendem Rosse so weit, so weit zurück! Wäre Heine in Italien geboren, so hätte er mit unserem Volke und mit Giusti gesagt: „Non ho terren che mi regga", oder: „non trovo luogo".

In dieser Weise sondirt Zendrini mit feinem Sprachgefühl und großer Belesenheit eine ganze Reihe von Uebersetzerklippen und schließt mit einem Compendium seiner Poetik, das durch sprechende Belege und anschauliche Illustrationen aus der italienischen Literaturgeschichte, Würze und Beweiskraft findet. Kürzer, aber nicht weniger anziehend und überzeugend sind die Auseinandersetzungen der oben genannten „Prefazione", welche die neueste Auflage des „Conzoniere" einleitet.

Dieser selbst nun begreift wesentlich das „Buch der Lieder" und die „Neuen Gedichte", also den größten Theil von Band XV und XVI der Hamburger Ausgabe von 1868. Einige Gedichte, besonders solche, die sich im Cynismus ergehen, wie die kolossale „Diane", oder an die Lebensmisère streifen, wie die „Seekrankheit" der Nordseebilder, hat, wie es scheint, das Schönheitsgefühl des italienischen Uebersetzers ignoriren zu müssen geglaubt. Wohl um die katholischen Begriffe seiner Landsleute zu schonen, hat Zendrini auch hier und da eine herbe Zeile unterdrückt, wie denn z. B. die Verse im Almansor (XV, 190):

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort gesungen
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

bei Zendrini folgendermaßen lauten:

Le parole del profeta
Qui cantava il pio fedel;
Canta messa ora e compieta
Tonsurato fraticel.

Solche Aenderungen sind indessen selten und es fällt mir natürlich nicht ein, die Motive des Uebersetzers zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Meine genußreiche Wanderung durch den Canzoniere habe ich mit einer Befriedigung philologischer Natur geschlossen. Die Sprache des Landes, wo das süße „sì" erklingt, ist an sich so schön, so schmeichelnd, so geschmeidig, daß wenn ein Meister wie Zendrini es unternimmt, aus dem ihm durch

Digitized by Google

und durch vertrauten Deutsch einen Heine zu übertragen, ein sorgfältiger Vergleich seines Werkes mit dem Urtexte in die Sprachdifferenzen und ihre möglich beste Lösung dem philologischen Freunde beider Sprachen einen tiefen und äußerst lehrreichen Blick gewährt. In diesem Sinne hat Zendrini auch uns Deutschen ein Buch geschenkt, für das wir ihm von Herzen danken.

H. Breitinger.

Adolf Widmann.

Vor einem Jahre nahm der Tod einen Mann aus unserer Mitte, dessen vielseitige literarische Thätigkeit es erfordert, daß seiner auch in anderen als lediglich den schnell wechselnden Tagesfragen gehörenden Blättern gedacht werde.

Freunde haben an seinem Geburtstage den Grabhügel mit einem Denkstein geschmückt.

Die Literaturgeschichte soll zu gleicher Zeit seinen Namen verzeichnen. Sie erweist dadurch nicht eine vielleicht nur der Pietät abgerungene Ehre, sondern erfüllt eine Pflicht.

Eine berufene Feder wird kritisch sichtend an den geistigen Nachlaß gehen und der größeren Oeffentlichkeit das Vollkommene, die Zeit Ueberdauernde zu Eigenthum übergeben.

Die nachstehenden Zeilen sollen einleitend nur äußerliche Daten bringen.

Christian Adolf Friedrich Widmann wurde am 7. Mai 1818 zu Maichingen bei Stuttgart geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem der Tod, als Widmann kaum ein Jahr alt war, den Ernäherer genommen, zog die Mutter (Caroline geb. Knaus) zuerst nach Leonberg, dann nach Stuttgart. Ehrbare, hochgestellte Verwandte wollten Widmann zum Theologen machen; er hatte aber nur Neigung für das Studium der Staatswissenschaften; der Gedanke, einst akademischer Lehrer zu sein, beherrschte ihn. Als er mit dem siebzehnten Jahre die Reife für die Universität erworben hatte, bezog er, nach einem kurzen Aufenthalt in Heilbronn, während dessen er auf der Kämmerei praktischen Studien oblag, im April 1837 Tübingen und ließ sich dort für die Staatswissenschaften immatriculiren. Bald aber lockte ihn das bewegte politische Leben am Neckar. Nur zu leicht ließ er sich von der Politik fesseln, von der ihn damals schon der Wunsch, seine Studien abzuschließen und der Blick auf eine bestimmte Laufbahn hätten fernhalten müssen. Dazu kam, daß für seine poetisch veranlagte Natur viel mehr die Ruhe des Waldes, als die geräuschvolle Halle der Politiker getaugt hätte.

Der frühe Verlust des Vaters und der daraus entspringende Mangel einer consequenten, dem Charakter Widmanns nothwendigen Erziehung, ein Uebelstand, der ihn schließlich anwies, sich von Denen, die für ihn zu sorgen berufen waren, abzuwenden und sich selbst zu erziehen, und die sonderbare, für uns so schwer verständliche, gährende Zeit der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, in der er zum Jüngling und Mann heranreifte, machen es erklärlich, daß er sich von seinem Dichterberuf abtreiben ließ und sich gänzlich der Politik zuwandte. In Heidelberg wurde er mit den begeisterten Anhängern des Friedrich Rohmer bekannt, denen er auch sofort, nachdem er seine Studien beendet, in Zürich, wo er sich zu habilitiren gedachte, näher trat. Rohmer hatte zu Ende das Jahres 1841 seine politische Wirksamkeit in der Schweiz begonnen. Zu ihm, einem äußerst begabten Menschen, blickten die Gesinnungsgenossen wie zu einem politischen Messias auf. Auch Widmann schloß sich ihm mit aller der Jugend eigenen Hingebung an. Es galt den Kampf gegen den mit empörenden atheistischen Theorien sich spreizenden Radicalismus, und Widmann, in erster Linie thätig, kam bald zu einer Reife in seinen politischen Anschauungen. Trotzdem er sich im Frühjahr 1841 den Doctortitel in Heidelberg erworben hatte, fühlte er das Unzusammenhängende des wissenschaftlichen Materials, über das er zu verfügen hatte, und den Druck der Abhängigkeit von jenem Manne, der nicht der Führer seiner Freunde und Mitarbeiter, sondern ihr Dictator sein wollte. Er trennte sich im Sommer 1842 von seinen Züricher Freunden und ließ sich in Freiburg im Breisgau nieder, um hier, abseits vom Weltverkehr, gründlichen Studien obzuliegen. Nie ist Eigennutz das bestimmende Motiv für Widmann gewesen. Ebenso wie er die wichtigsten Privatverhältnisse aufopferte, als er beim Verlassen der Schule an Stelle der theologischen Laufbahn die Staatscarriere wählte, wie er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als er sich von der Universität der Politik zuwandte, so hatte er auch nicht den geringsten äußerlichen Vortheil aus der Züricher Thätigkeit oder aus seiner Trennung von Rohmer, und ebenso wenig beherrschten kleinliche Beweggründe, oder gar das Aufgeben der geistigen Selbstständigkeit den nächsten Schritt, der ihn wieder aus der einsamen Studirstube, aus dem Frieden des Schwarzwaldes in die Oeffentlichkeit führte.

Die glänzende Frucht seines Freiburger Aufenthalts war das ideenreiche Buch über das Volk und die Parteien (Heilbronn 1843 bei Drechsler). Kaum ein Jahr war nöthig gewesen, ihn zum politischen Selbstbewußtsein zu bringen.

„Was ich vom Freunde empfangen habe — schreibt er im Vorwort zu jenem Buche — ist durch Mühe und Arbeit des Innern mein eigen geworden; ich allein dünke mich Mann genug, um dafür einzutreten."

Das Buch machte Aufsehen. Der Blick des eben ans Ruder gekommenen Ministers Arnim, dem eine gleich edle und feine Natur in dem Geheimrath Matthis zur Seite stand, richtete sich auf ihn.

Geibel, der mit ihm auf das Engste befreundet war, vermittelte. Er schrieb am 4. April 1844: Widmann solle, wenn ihm eine Stellung lieb wäre, wobei der Freiheit seiner Ueberzeugung auf keinerlei Weise zu nahe getreten werden solle, sogleich nach Berlin kommen und rieth dringend auf den Antrag einzugehen.

Widmann nahm an. Seine Aufgabe war, theils die politischen und socialen Erscheinungen der Literatur in täglichem Ueberblick ins Auge zu fassen, theils die Maßregeln der Regierung zu erläutern und zu vertheidigen, soweit er es mit seinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen thun konnte, und er gesteht, daß das Gouvernement nie auf einer Ansicht bestanden habe, welche ihn in Conflict mit seiner Arbeit gebracht hätte. Es war für ihn eine Zeit des regsten politischen Schaffens. Trotz einer lebhaften Journalthätigkeit erschien eine politische Broschüre nach der andern. Aber gleich vom Beginn seiner Thätigkeit stellten sich ihm große Schwierigkeiten entgegen.

Vor Allem blieb die Regierung in der Presse in der Defensive. Er aber trat gleich mit seiner ersten Schrift: „Das Königliche Wort Friedrich Wilhelms III." (1844) in die Offensive; behandelte dann die sociale und die religiöse Frage in zwei Schriften, unter dem gemeinsamen Titel: „Politische Beobachtungen", stellte sich der Tendenzpolitik, welche an maßgebender Stelle getrieben wurde, in seiner Schrift: „Politische Bedenken wider die Evangelische Kirchenzeitung" und der katholischen Agitation, wie den schon damals auftauchenden socialistischen Fragen, durch die Schrift: „Belgien, Rheinland und Adolf Bartels" und durch den größeren Aufsatz: „Marr, Heinzen und Freiligrath" entgegen.

Seine damaligen politischen Grundsätze lassen sich vielleicht so zusammenfassen:

Nicht blind, aber von Herzen haßte er den Radicalismus. Wahren Trost wider diese Pest des Vaterlandes sah er nur in wahrer Liebe zum Vaterlande. Diese Liebe erschien ihm wie ein Stern, welcher erlösche, wenn man dem Zuge der Parteien folge. Es war für ihn nicht ein Höheres, zu verstehen, was Gott und Freiheit heiße, sondern diesen Gott und diese Freiheit zu lieben und diese Liebe zu hegen und zu pflegen. Er hielt es einer freien Seele und einer werkthätigen Liebe zum Vaterland für würdiger, wider die damals hereinbrechende Macht armseliger radicaler Mittelmäßigkeit zu kämpfen, als durch thörichte hohle Opposition die Fürsten in die Arme der Partei zu treiben, welche nicht weniger Uebles in Deutschland gethan, als der Radicalismus. Er forderte als Abhülfe eine ständische

Digitized by Google

Verfassung und eine geregelte Fürsorge und Organisation des vierten Standes, indem er der Ansicht war, daß die Zeit nie Beruhigung werde finden können, wenn die socialen Forderungen des vierten Standes der zufälligen Entwicklung überlassen blieben. Er wollte das Königthum nicht als absolutistische Gewalt, sondern als Hort der Volksfreiheit und Vermittler der socialen Gegensätze. Deshalb kämpfte er gegen das dogmatisch-constitutionelle Princip, welches den nach seiner Ansicht einzigen Halt des Königthums, die Stände, zerstöre und es selbst verdürbe. Eine monarchische Verfassung aber könne nicht auf dem constitutionellen Begriff des Staatsbürgerthums, sondern einzig auf den natürlichen Ständen beruhen, wie er dies in der Schrift: „Ueber die Organisation der ständischen Vertretung" zu vertheidigen suchte.

Als die Entscheidung des 18. März 1848 heranbrängte, löste sich seine Verbindung mit dem Ministerium des Innern. Er hielt den constitutionellen Begriff des Staatsbürgerthums tödtlich für die Monarchie, er hatte ihn bekämpft, konnte also unter einem Regimente der constitutionellen Opposition nicht nützlich sein.

Widmanns Stellung hatte den Verkehr mit den Ministern und ihren Räthen mit sich gebracht. Die hohe Beamtenwelt hatte den geist- und gemüthvollen Menschen gut aufgenommen, die geselligen Kreise der Kugler- und Neander'schen Familie, in welcher letzteren Schelling, Krummacher u. A. verkehrten, waren ihm geöffnet, Kopisch, Scherenberg, Drake und anderen hervorragenden Männern war er durch seinen Freund Geibel empfohlen. Zumal wurde er an das Haus des Professor August Neander gefesselt, um dessen Nichte Emma, seine nachherige Gattin, sich ein kleiner Zirkel von Schriftstellern und Künstlern gesammelt hatte, der sich mit den politischen Stürmen des Jahres 1848 nur zu schnell zerstreute.

Widmann zog nach Jena und hielt Vorlesungen über die Geschichte der socialen Bewegungen und über die Elemente der Staatskunst. Hier schrieb er „Die Gesetze der socialen Bewegung" (1851) und mehrere kleinere Schriften, von denen wir nur anführen: „Deutschlands alte und neue Bureaukratie" (September 1848), „Die Constitutionellen" (1848), „Organisation der öffentlichen Meinung" (1848), „Die Kaiserwahl und die drei deutschen Reiche" (1849), „Sendschreiben für Annahme der deutschen Reichsverfassung" (April 1849), „Politische Blätter" (1849), „Socialismus und Communismus" (1849), „Weg mit Manteuffel" (1851), „Frankreich, Rußland und die vereinte deutsche Großmacht" (1854), „Neujahrsgruß an Napoleon III." (1861). Wenn ihm aber nach und nach die politische Thätigkeit gänzlich verleidet wurde, so ersetzte ihm der gesellige Jenenser Professorenkreis und schätzenswerthe Bekanntschaften, wie die Schleidens, was ihm das politische Leben an wahren Freuden entzog. Vor Allem aber wurde er seinem dichterischen Berufe wieder zugeführt.

Eine echt schwäbisch poetische Natur, durchwanderte er, wie ehemals die Wälder des Schwarzwaldes, jetzt die Wiesen und Felder Thüringens und schrieb jene feinen, von zartem Naturhauch durchwehten Novellen, in den beiden mehrfach aufgelegten Bänden, „Am warmen Ofen", „Für stille Abende" (1853). Er veröffentlichte den Roman „Tannhäuser" (1850), „Der Bruder aus Ungarn" (1852), und das seinem ältesten und treuesten Freunde Dr. Heinrich v. Orelli (Berlin) gewidmete Schauspiel „Nausikaa" (1855). Aus jener Zeit datiren seine größeren Dramen: „Don Juan de Maranna", „Kaiser und Kanzler" und „Sarah Haßfurter" (2 Bände, 1858).

Die „Nausikaa" wurde in Coburg, der „Don Juan" in Stuttgart angenommen. Wenn jene, die zuerst 1858 in Breslau zur Aufführung kam, vielleicht als die Blüthe Widmann'scher Dichtung bezeichnet werden kann, so erreichte er den größten Erfolg mit „Sarah Haßfurter", einem bürgerlichen Drama in fünf Acten, welches 1858 und 1859 wiederholt in Wiesbaden und im Königlichen Residenztheater in München über die Bühne ging. Widmann durfte dem König Ludwig im August 1858 seine „Nausikaa" überreichen. Ihm huldigte er in freier Weise:

Wärst Du ein Sänger und ein Seher nur,
Als Jünger säß' ich längst zu Deinen Füßen,
Und folgte Deines Geistes tiefer Spur;
Mit lautem Jubel wollt' ich Dich begrüßen.

Doch vor des Königs Halle hält mein Schritt,
Vom König hab' ich nichts mehr zu begehren;
Nur eine kleine Gabe bring' ich mit,
Den edlen deutschen Dichtergreis zu ehren.

Laß mich von fern nur auf der Gasse stehen,
Wenn Du vorüber gehst, mich stumm verneigen;
Gib Andern, was sie bitten und erflehen;
Mir sollst Du nur ein heitres Antlitz zeigen.

Und rühr' ein wenig an den Lorbeerkranz,
Zum Zeichen, daß Du meinem Lied gewogen;
Mich hat nicht Deiner stolzen Krone Glanz,
Nur Deiner Seele Schönheit angezogen.

Seiner ernsten Richtung auf dem dramatischen Gebiete, für welches er technische Studien in wiederholt längerem Aufenthalt in Wiesbaden gemacht hatte, war die Zeit nicht hold. Der krasse Effect, das Amusement und das literarhistorische Interesse galten als die bestimmenden Mächte, denen Widmann um äußeren Glanzes willen nie opfern mochte. Dennoch hätte er seinen Weg gemacht, wenn ihn nicht ein harter Schicksalsschlag getroffen hätte. Seine Lebensgefährtin wurde ihm 1860 durch den Tod entrissen.

Jahre brachte er nun auf Reisen zu. Der Süden Europas, namentlich Genua, dessen Academia de' Quiriti ihn am 20. Januar 1865 zu ihrem Mitgliede ernannte, und Rom fesselten ihn. Aber auch Spanien, die Inseln des Mittelmeeres und die Küsten Afrikas sah er.

1865 kehrte er in den Norden zurück. Berlin, den Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens, wählte er sich zum Wohnsitz. Hier ward ihm noch einmal die Freude eines glücklichen Familienlebens zu Theil.

Wenn ihn von jetzt ab auch hin und wieder in großer politischer Zeit das ihm innewohnende, eigenthümliche Hellsehen zur schriftstellerischen Thätigkeit in Dingen über Staat und Kirche verführte — sein eigenstes Feld geistigen Schaffens wurde nun die Freimaurerei, der er schon 1844 beigetreten war, und ist es mit kurzer Unterbrechung, in welcher die geschäftlichen über Deutschland hereingebrochenen Leiden seine ganze Thätigkeit zur Rettung seines Vermögens in Anspruch nahmen und ihn fast zwei Jahre (1874 bis 1876) von Berlin fernhielten, bis an sein Lebensende geblieben. Er erlag am 26. Mai 1878 einem Gehirnschlage.

Widmann bedurfte der Welt und ihres erfrischenden Lebens. Er war nicht zum Ascetiker geboren. Seine Ideale abstrahirte er nicht aus den Theorien, sondern schöpfte sie aus dem lebendigen, frischen Quell des ihn umgebenden Lebens, das sich ihm zum Schönen gestaltete. Die Nachwelt wird ihm ihre Kränze nicht versagen. Aber auch seine Zeitgenossen werden ihm gern zugestehen, daß er durch die Tiefe seines Gemüthes Jeden, der mit ihm in Berührung kam, fesselte, und daß er weder Menschen noch Verhältnissen sich je gebeugt hätte und gegen seine Ueberzeugung andere Wege gegangen wäre, als die, welche sich seinem klaren Innern offenbart hatten. Dieser Eigenart fielen Familie, Lebensstellung, Vermögen und weltlicher Glanz zum Opfer. Aber die fast schrankenlose Unabhängigkeit, welche er dadurch bethätigte, muß ihm Jedes Achtung sichern. Wie bei Widmann mit wahrer Religiosität verbunden, ist sie die edelste Frucht eines nach Licht ringenden Menschengeistes.

Felix Poffart.

Digitized by Google

Ueber Gletscher und Eiszeiten.

Von Philipp Braumüller.

Alles, was geschaffen ist, was existirt, ist für die Ewigkeit geschaffen, kann nie und nimmer aus dem Reiche des Bestehenden in ein Nichts versinken.

Der Tod, welcher der Entwickelung des Organismus Halt gebietet, führt wohl die Zerstörung der bestehenden Form herbei, aber er vernichtet nichts vom Stoffe selbst, sondern gestattet ihm volle Freiheit zu anderen Verbindungen. Es wechselt nur die Form in der Zeit.

Keine Kraft, sie mag einen Namen haben, welchen sie wolle, kann verschwinden. Sie wechselt wie der Stoff die Form, aber sie bleibt in alle Ewigkeiten.

Der Stein, welcher, in die Höhe geworfen, zur Erde zurückfällt, verliert, auf den Boden aufschlagend, seine Geschwindigkeit, aber als Aequivalent der verschwundenen Bewegung sehen wir sofort Wärme entstehen.

In dem Wechsel der Form, in dem ewigen Vergehen und ewigen Neuentstehen erblicken wir mit Recht eine Garantie für die unendliche Zeitdauer der Schöpfung. Nichts kann denselben Platz und dieselbe Form ewig behalten. Geschähe es doch, so wäre damit die Entfernung des betreffenden Stoffes aus dem Kreislaufe der Natur ausgesprochen und es fehlte die Gewähr für den Bestand der lebensfähigen Schöpfung.

Von allen Stoffen, die uns umgeben, die unsern Körper aufbauen und ernähren helfen, deren Wirkung wir aller Orten stets erkennen, ist der wichtigste, wenigstens der sich am meisten bemerkbar machende, das Wasser. Die Oberfläche unserer Erdkugel ist zu zwei Dritttheilen mit Wasser bedeckt, alle Gebirge sind mit ihm getränkt, von ihm durchfeuchtet, nirgends in der Atmosphäre finden sich Partien, die ganz wasserfrei sind.

Die gewaltige Arbeitskraft, welche die Sonne in Gestalt von Wärme uns zusendet, hat zum großen Theile die Aufgabe, das Wasser der kolossalen Meeresoberfläche zu verdampfen und es als Dampf in die Atmosphäre zu erheben, von der es dann als Regen, als Hagel oder Schnee, im Nebel und im Thau zurückkommt, weit hinfortgeführt durch die Luftströmungen, der ganzen Erdoberfläche die Bedingungen zur Entwickelung von Organismen gewährend.

Würde hier ein Stillstand eintreten, würde das Wasser in irgend einer Form, als Eis zum Beispiel, irgendwo auf der Erde festgehalten werden können, so wäre damit das Ende der organischen Schöpfung und der Stillstand im Wechsel der anorganischen Natur in ganz sichere Aussicht gestellt. Denke man sich nun, wir säßen als Autochthonen auf irgend einer Insel der Stillen See unter den Tropen. Wir hätten mit Eifer und Erfolg eine gute Schule besucht, wir wären orientirt über die Natur des Wassers und über den Einfluß der Sonnenwärme; die Meteorologie wäre uns kein fremdes Gebiet und in der Geographie säßen wir fest im Sattel. Was uns dort die Natur versagt, hätten wir im physikalischen Kabinet beobachtet: wie durch Kälte das flüssige Wasser zu einem starren, festen Körper wird, zu einem Steine, der in keiner Weise Anspruch auf Plasticität machen zu können scheint — würden wir es dann nicht für vollständig erwiesen erachten, wenn irgend ein Geologe uns Folgendes erzählte:

„Jener mächtige Körper, die Sonne, der wir Alles verdanken, was wir sehen, ist zugleich der Feind der gesammten Schöpfung. Wohl sendet sie ihre Strahlen Jahr für Jahr mit gleicher Intensität herab und schafft uns unsere Flora, die unser Land schmückt und uns ernährt, aber sie nimmt uns zugleich den kostbarsten Stoff, den wir besitzen, und legt ihn fern von uns auf Nimmerwiedersehen in öde Gegenden als jenen starren, unheimlichen Körper nieder, den man Eis nennt."

Und wenn dann der braune Gelehrte durch irgend ein bekanntes Experiment Wasser vor unseren Augen in festes Eis verwandelt und er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt und uns ausmalt, wie Jahr für Jahr die Eis- und Schneemassen oberhalb der Schneegrenze auf den Hochgebirgen und an den Erdpolen anwachsen, wie riesige Eisgebirge sich bilden müssen, welche, immer höher in die Luft ragend, immer energischer den Wasserdampf aus der Atmosphäre verdichten und an sich reißen, so daß sicher einst ein Tag kommen wird, wo Pflanzen und Thiere von der Erde verschwunden sind, wo die Pracht der Farben ausgelöscht ist, wo an den Polen und auf den Gebirgen meilenmächtige Lager des entsetzlichen Weiß von Schnee und Eis starren, während die tiefer liegenden Thäler und Flächen, über denen heut die Woge des tiefen Oceans fluthet, ebenfalls weiß von starrer Salzkruste bedeckt sind: da preisen wir uns sicherlich glücklich, daß heut noch das unendliche Meer die Inseln und Continente umbrandet, daß die Sonne aus ihm der Atmosphäre Wasserdampf zuführen kann, so den entferntesten Continenten aller Orten die Bedingungen organischen Lebens, also auch unserer eigenen Existenz, gewährend.

Nun, da wir keine braunen Insulaner sind, sondern zu unserem Glücke im Herzen Europas sitzen und Gelegenheit haben, mit geringer Mühe und wenig Zeitaufwand das Hochgebirge zu besuchen und dort die niedergelegten Schnee- und Eismassen zu beobachten, so sind wir guten Muthes, denn wir wissen, was jener braune Stubengelehrte unter den Tropen nicht ahnen kann, daß Eis kein starrer Körper ist, daß es nicht fest auf den Bergen liegen bleibt, sondern, die Natur des Wassers in dieser Beziehung beibehaltend, einem Strome gleich zu Thale fließt, unten im Thale von der Wärme der Luft abschmelzend, oben neues Material aus der Atmosphäre entnehmend.

Die Nebel der Polarzone sowie die Wolken der hohen Luftschichten bestehen aus sehr feinen Eisnadeln. Die Schneeflocken, welche wir namentlich an milden Wintertagen durch die Luft wirbeln sehen, sind ein Aggregat vieler solcher Nadeln, welche, von einer dünnen Wasserschicht überzogen, vermöge der Regelation, des Zusammenfrierens, wahre Schneeballen bilden und auf der Erdoberfläche ein Lager von cohärentem, gewissermaßen verfilztem Schnee niederlegen.

Anders im Hochgebirge und in den kalten Polargegenden! Da fallen jene Nadeln trocken hernieder und bilden eine ganz lockere Masse, ähnlich einem fein zerriebenen Gesteinsstaube. Der Fuß des Wanderers sinkt in diesen Schnee tief ein, und die Winde haben ein leichtes Spiel mit diesen losen Massen. Sie erfüllen jene oft weiten Thalgründe im Hochgebirge zwischen den schroff herausragenden Zinken und Zacken verwitternder Felsen.

An sehr heitern Tagen schmilzt nun im Sonnenschein etwas von der oberen Schneelage weg, Nachts kommt der Thau aus der die Schneemassen durchdringenden Luft: der Wassertropfen rieselt hernieder und bildet in der Kälte zwischen den Schneenadeln ein Körnchen Eis. Dieses wächst, indem es neues Material zu weiterem Aufbau von den benachbarten winzigen Schneekrystallen entnimmt. Der Druck der sich immer von Neuem auflagernden Schneeschichten kommt dazu, jedes Zusammensacken ruft Wärme hervor: so verwandelt sich der lockere Schnee in ein Aggregat von Eiskörnern, Firn genannt.

Der Firn, wenn auch in seinen einzelnen Theilen fester liegend, consistenter geworden wie der Schnee, ist Dank seiner Structurverhältnisse im Ganzen beweglich. Die Eiskörner sind gewissermaßen Gelenke geworden, und durch diese Millionen von Gelenken bewegt sich, schiebt sich und quillt das ganze Lager dahin, wo es den geringsten Druck erleidet. Es ist durchaus nicht nöthig, daß für diese Bewegung stets eine geneigte Ebene vorhanden ist. Auf meilenweiter Fläche, welche sich oft horizontal ausdehnt, bisweilen sogar ansteigt, schiebt sich der Firn vorwärts in einem Bette, dessen Ufer eben jene emporstarrenden Felsgrate sind, um endlich in tiefere Thalgründe vorzudringen, hinabzusteigen in wärmere Regionen, bis milderes Klima dem Eis- und Schneeflusse Halt gebietet.

Es ist einleuchtend, daß das Korn des Firnes, von minimalen Dimensionen beginnend, größer und größer wird. Je tiefer sich die Massen herunterschieben, je energischer bei Tage im Sonnenschein die Oberfläche abschmilzt, um so größere Eis-

Digitized by Google

partien müssen sich bilden, bis endlich der Schnee, die Eisnadel, ganz verschwunden und dafür compactes, derbes Eis entstanden ist, Gletschereis.

Wie der Firn, so der eigentliche Gletscher.

Einem Strome gleich fließt er zu Thale. Langsamer natürlich, viel langsamer wie Wasser, so daß eine Geschwindigkeit von einem Zoll pro Stunde schon weit mehr wie den Durchschnitt repräsentirt, aber doch in jeder Beziehung einem Strome ähnlich. Denn auch der Gletscher zeigt wie der Fluß an seiner Oberfläche in der Mitte die größte Geschwindigkeit, während die Reibung an den Uferrändern und auf dem Boden Eis wie Wasser zurückhält und hier die Bewegung verlangsamt.

In Folge dieser Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Bewegung der einzelnen Gletscherpartien bilden sich im Eise mächtige Sprünge und Klüfte, so daß die Oberfläche einem erstarrten Meere wild durcheinander geworfener Eisschollen ähnlich sieht. Auch da wo das Terrain steiler abfällt, oder da wo das Gletscherbett sich verengt oder weiter wird, müssen sich die klaffenden Risse zeigen. Alle diese Klüfte frieren unter dem gewaltigen Drucke des sich bewegenden Gletschers beim Zusammenstoßen der Wände sofort zusammen, während in nächster Nachbarschaft an Stelle der alten sich jedesmal eine neue Kluft aufthuen muß.

Der mir gegönnte Raum gestattet es nicht, daß ich mich länger bei diesem physikalischen Theile der Gletschererscheinung aufhalte. Ich muß das sonst so interessante Gebiet verlassen, mich auf meine Aufgabe, das geologische Moment zu erörtern, beschränkend.

Mag man sich im Hochgebirge auf den lockern Schneemassen befinden, gewissermaßen also an der Geburtsstätte, der Quelle des Gletschers, oder mag man da weilen, wo aus dem Schnee schon Firn geworden, oder mag man noch tiefer hinuntersteigen, wo auch der Firn verschwunden und der Gletscher, der echte Eisstrom sich zeigt, überall beobachtet man an den Ufern dieser Massen, an den aus Schnee und Eis emporstarrenden Klippen und Riffen, die gewaltige, unaufhörlich wirkende Kraft der Verwitterung.

Die winzige Wassermenge des Thaus oder im Sonnenschein entstandenes Schmelzwasser: sie dringen ein in die feinen Klüfte des geschichteten Gebirges und verwandeln sich auch im Sommer des Nachts bei der niedrigen Temperatur des Hochgebirges in Eis. Die Molecüle des Wassers, welche sich sonst leicht gegeneinander verschieben, und so dem Wasser jenen Zustand verleihen, welchen wir den flüssigen nennen, ordnen sich beim Gefrieren nach bestimmten Gesetzen zu Nadeln und, wenn ihre Masse auch gering ist, so entwickelt sich bei diesem Vorgange doch eine so gewaltige, unmeßbare Kraft, daß die Cohärenz der Felsen nicht ausreicht, ihr zu widerstehen. Jene zarte Eisnadel, die vor dem warmen Hauche des Mundes nicht bestehen kann, sondern sich in ein winziges Tröpfchen Wasser verwandelt, sie ist der gewaltige Hebel, welcher auch die festesten Felsen sicher zerstört.

Darum rieselt und rollt an diesen Hängen fortwährend Felsschutt hernieder, während auch bisweilen sich ein größeres Stück ablöst, welches im Herunterstürzen andere Partien mit sich reißt, bis unten auf dem Schnee oder Eisbette Alles wenigstens scheinbare Ruhe gefunden hat.

Nunmehr erfolgt durch den Gletscher der Transport dieser Felsmassen. Indem sich Schnee und Eis thalwärts bewegen, nehmen sie jene wallartigen Steinbänder mit sich und führen sie langsam, aber sicher, an das Ende des Gletschers. In unsern Hochgebirgen also bis zu jenen Punkten, wo der Gletscher abschmilzt, in den arktischen Zonen bis zum Meeresspiegel. Diese auf dem Gletscher aufgeschütteten Steinwälle heißen Moränen, speciell: Seitenmoränen.

Vereinigen sich zwei Gletscherströme zu einem, so wird, wie das von vornherein einleuchtend ist, aus je zwei Seitenmoränen eine Mittelmoräne, jener Gesteinswall, welcher, auf der Schweißnaht der Gletscher liegend, zu Thale getragen wird.

Es ist ferner klar, daß, wenn sich neue Sprünge und Risse in den Gletschern bilden, von diesen Moränen Gesteinsstücke hineinfallen und auf die Sohle des Gletschers gelangen müssen. Unter dem gewaltigen Drucke der oft viele hundert Fuß mächtigen Eismassen, welche mit unmeßbarer Kraft unwiderstehlich vorwärts dringen, wird ein solcher Gesteinsblock, wenn er aus milderem, nicht sehr widerstandsfähigem Material besteht, bald zu lockern Sandmassen und Schlamm zerrieben und zerquetscht. Ist aber sein Korn ein festes, so wird er doch alle hervorstehenden Ecken und Kanten verlieren, und als rundliches Geschiebe von dem Eise immer weiter gedrängt, endlich mit dem Sande und Schlamm das Tageslicht am unteren Ende des Gletschers wieder erblicken.

Diese Massen, zu denen sich die Seitenmoränen beim Abschmelzen des Gletschers gesellen, und welche im Laufe der Zeiten kolossale Dimensionen annehmen, heißen Endmoränen. Wie überall in der Natur ist auch bei ihnen dafür gesorgt, daß „sie nicht in den Himmel wachsen", denn, indem sie das wilde Wasser des Gletscherbaches durchschneidet, werden große Partien mit hinfortgenommen, zu immer kleinerem Korn zerrieben, bis sie endlich als feiner Sand oder als der das Wasser des Stromes trübende Schlamm hinausgelangen in die unendlichen Fluthen des Oceans.

Der Gletscher transportirt also auf seinem Rücken sowohl wie auf seinem Grunde die oben im Hochgebirge verwitterten und auf ihn niedergestürzten Felsmassen und legt sie an seinem untern Ende nieder, wenn er dieses Ende durch Abschmelzen des Eises im warmen Thale findet. Führt er jedoch in den Polargegenden seine Eismassen und auf ihnen die Seiten- und Mittelmoränen, sowie die Endmoränen der See zu, so übernimmt diese den Weitertransport der Gletscher, welche hier Eisberge heißen, und führt solche mit all den auflagernden und anhaftenden Gesteinsstücken auf ihren Wogen hunderte von Meilen fort, bis die wärmere Luft und die höhere Temperatur des Seewassers milderer Zonen das Eis geschmolzen hat, und jene Gesteinsmassen sich gelöst und, auf dem Meeresgrunde als „erratische Blöcke" liegend, die Fahrstraße ihrer Eisflösse markiren.

Allein der Gletscher hat auch noch eine andere, nicht minder gewaltige Thätigkeit. Wenn schon der stetig fallende Tropfen, wie es im Sprichwort heißt, den festesten Stein im Laufe langer Zeiten aushöhlt, wie ganz anders muß die kolossale Last der gewaltigen Eismassen in ihrer stetigen Bewegung durch die lange Reihe der Jahrtausende auf die untenlagernden Felsen wirken!

Jene durch die Spalten des Gletschers auf seine Sohle gelangten Felsmassen erscheinen in den Erdmoränen als abgeschliffene Gerölle oder als pulverförmige Sandmassen. Diese Umänderung erlangen sie selbstverständlich nicht nur auf Kosten des Gletschereises. Indem sie unter Druck vorwärts geschoben werden, ritzen und zerschrammen sie das Gletscherbett. Und ist auch die vom einzelnen Steine oder Sandkorn eingeritzte Furche nur gering: die Wirkungen addiren sich in der unendlich langen Zeit. Es ist kein Zweifel, daß die Gletscher jene tief eingeschnittenen Thäler aus dem Massiv des Gebirges herausgemeißelt haben, die heut das Bett des Gletschers bilden, in denen heut der Gebirgsbach seinem Ziele in wildem Sturze zueilt.

Ja, wenn es meinen Lesern vergönnt ist, im Sommer das Hochgebirge der Alpen zu besuchen, wenn sie im bequemen Eisenbahncoupé durch irgend eins der herrlichen Thäler hinauffahren, bis sie, auf der Endstation angelangt, mit der Post weiterreisen, oder, noch besser, die Fußwanderung beginnen, um endlich im Hochgebirge ihren Fuß auf das Gletschereis setzen zu können: sie müßten der Technik ganz ferne stehen, wenn sie nicht ein Auge für die Werke der Ingenieure haben sollten, welche jene kühnen Straßen und Brücken erbauten, durch die es ihnen heut gestattet ist, bequem bis in das Herz des Hochgebirges zu gelangen! Und doch, wie wenig hat der Ingenieur gethan?! Das Eis der Gletscher ist es gewesen, welches den Weg geschaffen, den Weg ermöglichte, so daß der Mensch nur nachzuhelfen brauchte, um der Locomotive die Schienenstraße oder dem Postwagen die bequeme Chaussee zu schaffen.

Und wenn man nun oben am Gletscher selbst seine Natur

Digitized by Google

und seine Thätigkeit beobachtet, die Moränen studirt und am Gletscherbett auch im festesten Gesteine Furchen und Schrammen und wieder ebene platte Schliffe gesehen hat und nun wieder hinuntersteigt in die Regionen der Wälder, oder tiefer bis in die warmen Thäler, in welchen die Sonnengluth den feurigen Wein zeitigt: überall sieht man charakteristisch geglättete, polirte und dabei geritzte Felswände, beobachtet man häufige Reste von Moränen und findet große Mengen des glacialen Schlammes, und als unbestreitbare Wahrheit drängt sich uns die Ansicht auf, daß einst eine Zeit gewesen — und sie liegt, im geologischen Sinne gesprochen, noch nicht sehr lange hinter uns — da hatten die Gletscher eine viel, viel bedeutendere Ausdehnung als heut. Da reichten Gletscher vom Montblanc über den Genfer-See hinaus, quer über das Tiefland bis zum Abfall des Jura bei Neufchatel. Da deckten Gletscher das Rheinthal, die sich bei Sargans theilten. Ein Arm drang bis Schaffhausen vor, der andere überschritt den Boden-See und breitete sich dann fächerförmig aus. Die Linie Wallensee-Schaffhausen-Ulm ist etwa die Markscheide dieses Gletschervorkommens. Und wie im Norden, so im Süden der Alpen. Der Lago maggiore, der Como-See, der Iseo- und Garda-See, an deren Ufern heut Citrone und Orange im Freien überwintern, sie alle lagen in jener Zeit unter dem starren Eisflusse gewaltiger Gletscher.

Doch nicht die Schweiz und die Alpen allein tragen deutliche, charakteristische Zeichen, daß sie einst unter Eis und Schnee begraben waren, ähnlich dem heutigen Innern Islands. Auch die Pyrenäen, die Vogesen, die Auvergne, die Gebirge Irlands und Schottlands, Skandinavien und Rußland, überhaupt Nordeuropa, Nordasien und Nordamerikas nördlicher Theil: Alles trägt die deutlichen Zeichen einer ehemaligen sehr ausgedehnten Vereisung und Vergletscherung. Und bleiben wir in unserer nächsten Nachbarschaft. Uns fehlen die Berge, an deren Hängen wir die Spuren ehemaliger Vergletscherung wahrnehmen können. Allein unsere sandige Tiefebene spricht deswegen nicht undeutlicher. Sie war noch vor kurzem der Grund eines Meeres. Nun, auf den Wellen dieses Meeres schwammen Eisberge aus den Gletschern Skandinaviens. Moränen dieser Gletscher trieben auf den Eisbergen seitwärts und fielen beim Abschmelzen derselben auf den Grund der See. Und so findet man heut in Norddeutschland aller Orten jene Felsstücke und Gerölle, die unserem Boden sonst fremd sind. Findlinge, erratische Blöcke, willkommenes Material zur Pflasterung unserer Wege, zum Aufbau unserer Häuser und Kirchen. Mit Granit und Gneis, der in Skandinavien „anstand", sind die Chausseen gepflastert, und viele Kalköfen in Norddeutschland werden noch heut ausschließlich mit Kalkgeschieben gespeist, welche auf demselben Wege zu uns gelangt sind.

Bekannt sind die großen Blöcke auf den Nauen'schen Bergen bei Berlin. Einer der größten war der Markgrafenstein, aus welchem die große Granitschale vor unserem Museum geschnitten ist. Solche großen Felsmassen sind nicht übermäßig selten, allein ganz kolossal ist die Menge der Gerölle, welche sich auf unseren Feldern finden. Generationen haben die Steine aufgesucht und Feld und Garten mit Mauern aus diesem Material umfriedigt, und doch hebt die Pflugschar alle Jahre immer neue Gesteinsstücke aus der Ackerkrume.

(Schluß folgt.)

Aus dem zweiten Kaiserreiche.

Von Johannes Nordmann.

Aus den Geheimpapieren des zweiten Kaiserreiches in Frankreich, die rücksichtslos der Oeffentlichkeit preisgegeben wurden, geht klar hervor, daß die Herrschaft Napoleons III. sich in erster Linie durch die Polizei stützte, die denn auch von diesem Kaiser, der von einem Vabanquespiele zum andern die verwegensten und zumeist glücklichen Anläufe machte, mit besonderer Vorliebe gepflegt und warm gehalten wurde. Durch sie und durch die Mitwirkung einiger problematischer Persönlichkeiten, die ihr abenteuerliches Schicksal an das des Kaisers gekettet hatten, war es möglich, daß sich eine Nation durch nahezu zwanzig Jahre eine Willkürherrschaft gefallen ließ, die mit dem Verbrechen des 2. Decembers begann und alle Peripetien des Leichtsinnes und Uebermuthes durchmachte.

Mit dem ersten Tritte auf französisches Gebiet stand man auch unter polizeilicher Aufsicht; der Fremde wurde schon von der Durchbruchstation an der Grenze für die Präfectur in Paris signalisirt, und in der Capitale des guten Geschmacks angelangt, war er nunmehr eine erbärmliche Fliege, die in einem riesigen Spinnennetze zappelte.

Zu keiner Zeit aber stand diese Kaiserherrschaft mehr auf dem Qui vive der Polizei, als nach dem Attentate Orsinis. Napoleon war in seinem Leben bedroht, auf das er, weil er sich als eine providentielle Natur betrachtete, eigentlich aber aus den gewöhnlichsten materiellen Motiven, große Stücke hielt; nun mußte Himmel und Erde in Bewegung gesetzt werden, um dieses Leben, das ein anderer, heldenmüthiger angelegter Charakter nach jener Katastrophe des jüngsten Krieges wahrlich nicht ertragen hätte, vor einer möglichen neuen Gefahr zu behüten, und wer nur immer der schüchternsten Unzufriedenheit mit der napoleonischen Wirthschaft verdächtig war, hatte seinen Merkpunkt in den Polizeiregistern, die mit der ängstlichsten Genauigkeit geführt wurden.

Der Attentäter Orsini wurde bekanntlich am 13. März 1858 durch das Fallbeil der Guillotine vom Leben zum Tode gebracht.

Alle Anzeichen waren vorhanden, daß mit seinem Kopfe nur eines der vielen Häupter einer weitverzweigten Verschwörung im Lande gefallen war. Die Polizei war in Permanenz gesetzt und in athemloser Thätigkeit, um neue Opfer an das Messer zu liefern.

Ich hätte mir kein schlimmeres und confiscirteres als jenes Jahr für einen längeren Aufenthalt in Frankreich wählen können, dennoch war ich so leichtsinnig und ich kümmerte mich weder um Tod und Teufel und auch nicht um die Polizei, als ich mein Wanderzelt in Paris aufschlug.

Trotzdem mich meine Freunde in wohlmeinendster Weise auf diese Polizeiwirthschaft aufmerksam machten, die sie Jahre lang selbst mit Schädigung ihrer Freiheit erduldet hatten, wollte ich nicht recht daran glauben und hielt ihre Furcht für übertriebene Spionenriecherei. Es hätte mir in meiner Sorglosigkeit geschehen können, daß ich mit Flüchtlingen meiner früheren Bekanntschaft, die als notorische Mouchards verrufen waren, in der höflichsten Weise an öffentlichen Orten verkehrt hätte. In dieser Richtung hatte ich meinen Freunden anfänglich manche orientirende Winke zu danken, und später wußte ich mir schon selber derlei Schaudkerle fern vom Leibe zu halten.

Meine Sorglosigkeit in diesen Stücken mußte noch dadurch bestärkt werden, daß man mir, als ich mich im Herzen von Paris einmiethete, nicht meine Reisedocumente abforderte und auch sonst meine Freizügigkeit nicht störte. Es war auch an mir blutwenig auszukundschaften; außer einer objectiven Beobachtung des Pariser Lebens lag mir jede andere bedenkliche Absicht ferne; und die Studien, die ich sonst in Bibliotheken und in Kunstmuseen vorhatte, konnten sicherlich die Polizei nicht derart aufregen, um sich irgendwie mit meiner Persönlichkeit des Eingehenden beschäftigen zu wollen. In dieser meiner Ansicht konnte ich nur schwer erschüttert werden. Ich wurde es doch.

Als ich in einer Nacht spät gegen meine Behausung ging, fiel mir auf, daß eine lange Strecke in der Straße Stroh gestreut war. Das ließ auf einen vornehmen Kranken schließen.

Meine Straße, obgleich unweit der Boulevards, gehörte eben nicht zu den übermäßig befahrenen Verkehrswegen der Stadt; trotzdem fand ich eine solche Fürsorge, für wen immer sie angewendet wurde, gerechtfertigt. Die Neugier zählt nicht in der Liste meiner vielen Fehler. Diesmal aber war ich doch neugierig zu erfahren, wer der Kranke in meiner Straße sei; und zwar wurde ich dazu förmlich durch den höflichen Gruß des Sergeant de ville, der

Digitized by Google

in der Straße auf- und niederging, herausgefordert. Nun wußte ich, daß man diesen Leuten einen eigentlichen Gefallen erweise, wenn man sich mit irgend einer Frage an sie adressirt, und daß sie dann mit auffälligem Behagen mittheilsam werden. Freilich waren es die nämlichen Leute, die gelegentlich und par ordre du Mufti die Köpfe der Bürger mit „Todtschlägern" bearbeiteten. Ihrer Natur nach waren sie gewiß barmherziger geartet, ihr Geschäft aber und die „höhere Weisung" zwang sie, in unruhigen Zeitläufen brutal zu sein. Der Mann, der in meiner Straße die Nachtwache hielt, schien ein gutgearteter armer Teufel zu sein; warum sollte ich ihm, zumal er so höflich war, nicht die leichte Gelegenheit bieten, sich mit einigen Worten auszuplaudern?

Ich richtete daher die Frage an ihn, wer in der Straße krank liege. Meine Frage war Wasser auf seine Mühle, und sofort waren die Schleußen seiner Redseligkeit offen; als ob man ihm einen Knebel von der Zunge genommen, folgte raschest die Antwort auf meine Frage.

Ein Engel, mein Herr, viel zu gut und schön für diese Erde. Die Frau des Epiciers dort an der Ecke, die kein gutes Haar an den übrigen Frauen läßt, hat mir erst vor zwei Stunden, als der Kramladen geschlossen wurde, die rührendsten Dinge von der Armen erzählt, deren Tage leider gezählt sind. Schon seit mehreren Monaten an einem unheilbaren Leiden krank, dessen tödtliche Gefahr man aber nicht ahnen konnte, weil sie durch das scheinbar blühendste Aussehen jede Besorgniß Lügen strafte, geht es jetzt mit ihr rapid zu Ende, und die Aerzte erklärten, daß sie nur mehr Stunden zu leben habe. Man möchte heulen wie ein Kettenhund bei dem Gedanken, daß eine so prächtige Blume zerstört werden soll.

Der Stadtsergeant wurde in der Detailausführung des Zustandes der armen jungen Frau in seiner Weise poetisch und es sickerten sozusagen die Thränen aus seinen Worten. Es that mir wohl, so viel Mitgefühl bei einem Menschen vorzufinden, dessen Hauptaufgabe ja doch eigentlich nur darin besteht, ein wachsames Auge auf Diebe und Einbrecher und anderes verdächtiges Gesindel zu haben. Ich glaube ihm selbst, bevor ich ihm gute Nacht wünschte, mein sympathisches Urtheil über ihn deutlich verrathen zu haben. Dankbar für diese gute Meinung, begleitete er mich noch bis zu meinem Hôtelgarni, Aux trois frères. Der Concierge Guillaume, ein braver Auvergnate, zog, kaum daß ich geklingelt, auch schon die Schnur, und hierauf ging es vier Treppen hoch in meine einsame Stube. Die „Fanny" von Feydeau, die man mir wiederholt zur Lecture empfohlen, und an die ich endlich mußte, da sie mir der Verfasser selber ins Haus geschickt, kam auch diesmal noch nicht an die Reihe, trotzdem ich sie mir eigens beim Ausgang auf den Nachttisch gelegt hatte. Mich beschäftigte so sehr die kranke Unbekannte, für die mich der Sergeant de ville interessirt hatte.

Einen förmlichen Roman baute ich mir aus dem dürftigen Materiale auf, das er mir bei all seiner Redseligkeit zu liefern vermochte; ich spann mich in meine Gedanken über das fremde Menschenschicksal ein, und aus diesen, die nachgerade immer unbestimmter wurden, dämmerte ich in den Schlaf und in Träume hinein.

In meinen Träumen spielte die kranke Frau die Hauptrolle; meine Phantasie mußte überaus thätig gewesen sein, denn sie gaukelte mir ein Bild wunderbarer weiblicher Schönheit in den wechselndsten, zumeist düsteren Scenen vor. In einer dieser Scenen sah ich auf endlosem Wiesenplan die Arme gelösten Haares, das goldig im Winde flatterte, flüchtig von wilden Hunden verfolgt, die unter lautem Gebelle auf ihren Fersen waren. Wiederholt hielt sie athemstockend an, und jetzt hatte sie eine solche wilde Bestie am Kleidsaume gefaßt; mit lautem Herzpochen erwachte ich und war glücklich, daß ich nur geträumt; doch laut vernehmlich drang noch immer Hundebellen von der Straße zu mir herauf.

Es bedurfte keiner besonderen Combinationsgabe, um bald heraus zu haben, daß der Hund, der mich und gewiß auch andere Schläfer unten in der Straße aus der Nachtruhe lärmte, um Einlaß vor seinem Hause jammerte, denn sein Bellen klang keineswegs gereizt, sondern kläglich. Ich beklagte die Störung nicht wegen der eigenen Nachtruhe; ich beklagte sie aber wegen der kranken Frau, die darunter entsetzlich leiden mußte; und ich ärgerte mich nicht wenig, daß der Stadtsergeant, der doch so viel Mitgefühl für die Kranke geäußert hatte, nicht mit dem gewöhnlichsten Hausverstande das einfache Mittel fand, um den jammernden Hund zum Schweigen zu bringen. Schnell machte ich wieder Licht an, fuhr in die Kleider und stieg, so geräuschlos es eben anging, die vier Treppen ab. Der Auvergnate machte große Augen, als ich an seiner Loge vorüberkam und um die Schnur bat, mit der er das Thor öffnete. Ich mußte in seinen Augen entweder als ein geheimer Einbrecher, der sich zu so später Nachtzeit vielleicht noch eine halbe Million zusammenzustehlen hatte, oder als wüster Roué erscheinen, der sich erst nach Mitternacht schlechten Gedächtnisses besann, daß er noch ein von langer Hand abgekartetes Liebesabenteuer zu bestehen hatte.

Ich war nicht das Eine und das Andere, sondern wollte, was gewiß weder verbrecherisch noch unsittlich, einen bellenden Hund besänftigen und gleichzeitig einem Nachtwächter mit verblümten Worten sagen, daß er zwar recht sentimental, aber doch eigentlich ein Dummkopf sei.

Der kam auch, kaum daß ich aus dem Hause war, sofort mir entgegen und trat klaghaft gegen den bellenden Hund auf, den er mit dem mildesten und strengsten Zureden nicht zur Ruhe hatte bringen können. Ich brachte es nicht über das Herz, setzte er wie verschämt hinzu, ihn zu schlagen, denn ich bin ein Hundeliebhaber.

Sie würden aber, sagte ich, dem Hunde, dessen milde Schonung ich Ihnen gewiß nicht zum Vorwurfe mache, und noch mehr der Dame, die, wie Sie mir erzählten, im Sterben liegt, einen Liebesdienst erwiesen haben, wenn Sie an dem Hause, vor dem das arme Thier jammert, die Klingel gezogen und es hineingelassen hätten.

Ja, da hinein gehört der Hund, das weiß ich, erwiderte der Sergeant. O ich Esel, daß ich nicht daran dachte!

Ich hatte keinen Grund, die bescheidene Selbsterkenntniß des Mannes zu corrigiren; es konnte mir nicht darum zu thun sein, eine ausführlichere Philippika, wozu er alle Lust zu haben schien, gegen seine eigene Dummheit anzuhören, und ich drängte ihn vielmehr, endlich für den Hund zu thun, was er so lange unterlassen, nämlich das Hausthor, das er noch immer heftig anbellte, öffnen zu lassen.

Das geschah nun von seiner Seite mit dem dienstwilligsten Eifer und er konnte mir nicht genug danken, daß ich ihn auf sein blödes Versehen, das er sich nie und nimmer wegen der schönen kranken Frau verzeihen würde, aufmerksam gemacht hatte. Nicht zu seiner Entschuldigung, sondern in Folge seiner Redseligkeit fügte er hinzu, daß sein Auftrag nicht dahin gehe, auf Hunde, sondern auf Menschen zu vigiliren, und letzteren gegenüber glaube er sich richtiger benehmen zu können.

Man wacht in Paris tief in die Nacht hinein; bis Mitternacht und darüber pulsirt noch das hastige Leben in den Straßen, deren Boutiquen an den begangensten Strecken hell erleuchtet Käufer anlocken. Wenn man wie der König Mikarinos der Sage, welcher den Orakelspruch, der ihm nur mehr ein einjähriges Dasein in Aussicht stellte, Lügen strafen wollte, noch die Nacht zum Tage macht, um doppelt zu leben, so fordert der Schlaf nachgerade einen größeren Tribut, der durch den besten Theil der nächsten Tagesstunden aufgebracht werden muß. Das war bei mir nach den erzählten Nachtvorgängen der Fall.

Mein Concierge, der mir gewöhnlich schon um neun Uhr das Frühstück auf mein Zimmer brachte, hatte sich nicht zu verwundern, daß er mich, als er später zum Aufräumen kam, noch nach eilf Uhr im Bette traf; er nahm auch keine verwunderte und vielmehr eine besorgte Miene an, als er mir die Mittheilung machte, es sei schon vor einer Stunde Jemand von der Präfectur bei der Hauswirthin mit der Weisung erschienen, ich hätte mich im Laufe des Tages auf dem Polizeiamte des Viertels mit meinem Passe zu melden.

Ich werde nicht leicht durch unerwartete Dinge überrascht

Digitized by Google

und außer Fassung gebracht; diesmal aber, das gestehe ich zu, wurde ich nach dieser Mittheilung alarmirt und ich brachte sie sofort mit den schauerlichsten Sagen und Märchen meiner Freunde über die Pariser Polizei in Zusammenhang. Würde man, hatte Einer gesagt, dich verdächtigen, Einen der Thürme von Notre-Dame gestohlen zu haben: du müßtest trotz dieser albernen Insinuation flüchtig werden, denn die Polizei dreht daraus doch einen Strick und bringt dich, falls du dir auffällige Freunde hältst, nach Cayenne, wo der Pfeffer wächst. Es war nur ein kurzer Moment, daß ich mich aus dem Gleichgewichte werfen ließ, bald hatte ich wieder meine Ruhe gewonnen und sagte zu dem Ueberbringer dieser Hiobspost, indem ich aus einem Schrankfache meinen Paß holte: Hier das Gewünschte; den Gang auf das Polizeiamt aber unterlasse ich vorläufig und mache ihn vielleicht selbst dann nicht, wenn ich durch einen schriftlichen Auftrag dazu verhalten würde. Verlangt die Polizei sonstige Auskünfte über meine Person, so möge sie sich diese bei meiner Gesandtschaft verschaffen.

Der Auvergnate mußte gleichfalls einen bösen Zahn auf die Polizei haben, denn er war sichtlich befriedigt, daß ich auf seine Botschaft einen solchen Trumpf gesetzt hatte; er war auch der Mann dazu, als Ueberbringer meiner Antwort noch den gehörigen trotzigen Nachdruck zu geben.

Der Bote war aus der Thüre, nun hatte ich Muße nach den möglichen Ursachen der Botschaft zu forschen. Was war zwischen gestern und heute vorgefallen, um mich der Pariser Polizei, die mich bisher unbehelligt gelassen, plötzlich verdächtig zu machen? Inzwischen lag nur eine Nacht. Halt, da steckte vielleicht der Dorn. Meine Conversation mit dem Sergeant de ville war allerdings nicht verbrecherischen Inhalts und auch der Umstand, daß ich einen bellenden Hund unter Dach und Fach gebracht, konnte mir von der Polizei nicht übel vermerkt werden. Nun erinnerte ich mich aber, was ich in der Nacht keiner Beachtung werth hielt, daß an einer Kreuzung meiner Straße ein Mann stand, der Zeuge meiner zweimaligen Unterhaltung mit dem Stadtsergeanten war. Der mußte die Hand im Spiele meines Conflictes mit der Polizei gehabt haben; das stand für mich schon jetzt mauerfest. Wie aber sollte ich diesen für mich ungreifbaren Feind fassen? Das war für mich eine Cardinalfrage; sie zu lösen war ich jetzt fast entschlossen, mich doch persönlich auf das Polizeiamt zu verfügen. Ich überlegte mir aber die Sache doch noch anders, früher erst zu meiner Nymphe Egeria zu gehen und ihr meinen Fall, der mich aus dem Geleise zu bringen drohte, vorzutragen. Sie wird, dessen war ich gewiß, mir den Ariadnefaden aus diesem Labyrinth in die Hand spielen.

Meine Egeria war eine erste Schauspielerin vom Théâtre français. Sie wußte nicht etwa allein um die Vorgänge in komödiantischen Kreisen, sondern um Alles, was in Paris vorging und werth des Stadtklatsches war. Ihre Colleginnen behaupteten, sie hätte sogar den Kaiser Napoleon in Hemdärmeln gesehen, und wollten damit keine maliciös indiscrete Bemerkung machen, sondern nur andeuten, daß ihr eben jedes Geheimniß in den Tuilerien wie in der Mansarde der Grisette bekannt war. Wie sie hinter alle Geheimnisse kam, das wußte ich damals und weiß es noch heute nicht; ich hatte aber den Vortheil und Reiz, um den mich gewiß Viele beneideten, daß ich die Chronique-scandaleuse von Paris sozusagen brühheiß von der Pfanne wegbekam.

Meine Egeria, Madame J., mit der ich gewöhnlich nur bei einer ihrer Freundinnen, einer reichen Frau aus dem Elsaß, zusammenzukommen pflegte, war nicht wenig überrascht, als ich sie in ihrer eigenen Wohnung aufsuchte.

Ich komme in einer ersten Angelegenheit, sagte ich, nachdem wir die üblichen Begrüßungen ausgetauscht, und baue auf Ihre Unterstützung, liebe Freundin.

Sie wollen doch nicht etwa sich an ein Actienunternehmen wagen, wie seinerzeit Graf Walewski für ein Perpetuum mobile Kapital flüssig zu machen suchte; heute sitzt er auf hohem Rosse, damals wurde er fast als halber Schwindler behandelt. Das ist bei Ihnen nicht zu besorgen. Soll ich vielleicht einige Actien für Ihr Unternehmen zeichnen? Ich kann das; ein alter Verehrer von mir war so klug zu sterben und so dumm mich mit einer ziemlich bedeutenden Summe in das Testament zu setzen.

Sie scheinen nicht in der richtigen Stimmung für eine ernste Mittheilung zu sein.

Doch, mein Freund, und ich bin nicht so leichtsinnig, als ich verrufen bin; stellen Sie mich immerhin auf die Probe. Was also ist meinem Freunde, der kein Wasser trübt, widerfahren?

Ich habe seit heute Morgen alle Ursache zu glauben, daß ich von der Polizei verfolgt werde.

Also ein Verschwörer, der schon mit einem Fuße in Roquette steht! Wissen Sie, daß Sie das in meinen Augen interessant macht! Lassen Sie hören, wenn Sie anders das Vertrauen zu mir haben, mich in ihre Verbrecherpläne einzuweihen. Für ein Attentat bin ich nicht zu haben, das sage ich Ihnen gleich; bei einer lustigen kleinen Emeute aber bin ich dabei.

Die Sache ist noch nicht so weit und so gefährlich, erwiderte ich lächelnd. Halten Sie Ihre Zunge nur auf kurze Zeit im Zaume, bis ich Ihnen erzählt, was heute Nacht und diesen Morgen vorgegangen ist.

Ich lausche athemlos.

Nun erzählte ich ihr den ganzen Hergang meines nächtigen Abenteuers, dessen handelnde Personen außer mir ein Sergeant de ville und ein bellender Hund waren; selbstverständlich erwähnte ich auch die kranke Unbekannte, obgleich sie nicht in der Scene war.

Meine Egeria stützte, nachdem sie mich ruhig angehört, ihren Arm auf das Knie und den Kopf auf die Hand und nahm dann mit komischem Ernste das Wort: Armer Freund, die Sache steht schlimmer als Sie denken. Man wird Sie nach Mazas bringen! Erschrecken Sie deshalb nicht und lassen Sie nur mich für Sie sorgen; ich werde schon die nöthigen Schritte machen, daß man Sie dort nicht zu schlimm behandelt und daß Sie nach kurzer Zeit wieder frei werden.

Machen Sie keine schlechten Witze und helfen Sie mir lieber nach den Ursachen forschen, welche das Argusauge der Polizei auf meine harmlose Person gelenkt haben mögen.

Sie haben Recht, stöbern wir ein wenig auf der Fährte der Polizei. Ihr Verbrechen, das scheint mir ausgemacht, datirt nicht von gestern und heute; es muß in der vergangenen Nacht zu suchen sein. Was haben Sie da verbrochen? Sie haben sich mit einem sentimental dummen Stadtsergeanten in ein Gespräch eingelassen, daran ist nichts Staatsgefährliches; und auch deshalb kann Ihnen nicht der Proceß gemacht werden, daß Sie für einen heulenden Hund den Einlaß in ein Haus erwirkten. Der Antrieb aber, aus dem Sie das Letztere thaten, macht Sie verdächtig. Ich will auf das Wort glauben, daß Sie die kranke Dame nicht kennen, obgleich in Betreff uneigennütziger Ritterdienste kein rechter Verlaß auf die Männer ist. Die Polizei scheint aber nicht des nämlichen Glaubens wie ich zu sein und vielmehr nach dem Liebesdienste, den Sie ihr erwiesen, und den sie auch sofort in der Nacht ausspionirt hatte, die schnell gefaßte Ansicht zu haben, daß Sie die Dame kennen müssen.

Und was wäre dabei Sträfliches oder Polizeiwidriges? fragte ich.

Sie kennen sie also doch?

Nein, mein Wort darauf.

Desto besser.

Warum?

Es wird sich vielleicht doch machen lassen, daß Sie nicht nach Mazas müssen.

Ich bin heute nicht bei Witz und Laune des Oedipus, um Ihre Sphinxräthsel zu lösen. Sagen Sie rund heraus, warum eine Bekanntschaft mit der kranken Frau für mich bedenklich wäre.

Weil Sie dann verloren wären, denn diese Dame war die Geliebte Orsinis.

Ich gestehe, entgegnete ich, daß ich auf eine solche Offenbarung nicht vorbereitet war, und nun muß ich Sie erst recht und dringend bitten, mir Näheres über das Schicksal dieser armen Frau mitzutheilen.

Digitized by Google

Das wäre eine lange und traurige Geschichte und geeignet, das härteste Herz mit ihrem tragischen Inhalte mürbe zu machen. Ich bin dafür verschrien, daß ich um die Geheimnisse von Paris mehr weiß als viele Andere. Man fürchtet mich schon deshalb, in den meisten Fällen jedoch ohne Grund. Die Geschichte dieser Frau kenne ich aber wirklich in allen Details. Ich verrathe Ihnen nur das Wesentliche, das für Sie ein besonderes Interesse haben muß, da es momentan auf Ihr eigenes Schicksal einwirkt.

Nach einer Pause, in der sich meine Freundin gesammelt hatte, um ihre Geschichte an dem für mich wichtigen Wendepunkte aufzunehmen, fuhr sie fort: Sie begreifen, daß die Geliebte Orsinis unmittelbar nach dem Attentate auf den Kaiser und noch später, als der Unglückliche schon hingerichtet war, ein willkommenes Wild für die Pariser Polizei sein mußte, welches einer unausgesetzten Hetzjagd werth erschien. Selbstverständlich suchte man mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln von ihr Geständnisse über den Verschwörerbund, dessen Seele Orsini war, herauszulocken, die man von diesem nicht zu erzwingen vermochte. Man ließ es nicht an den reichsten und glänzendsten Versprechungen fehlen, man suchte sie durch die grausamsten Drohungen, die einem Weibe gegenüber eine feige Gemeinheit sind, kirre zu machen. Sie bestand mannhaft jede Probe, es war bei ihr nichts zu erreichen, sie blieb stumm wie das Grab. Die Hämmer erweichten, weil der Amboß zu widerstandsfähig war.

Von einem förmlichen Netze wurde sie umstellt und jede Person, die bei ihr ein- und ausging, der strengsten Beobachtung unterzogen. Man nahm es damals und nimmt es noch heute mit dem Briefgeheimnisse nicht gewissenhaft genau; auf ihre Briefe aber wurde noch ein ausnahmsweiser Eifer des „schwarzen Kabinets" gewendet, um möglicher Weise auf diese Weise der Verschwörung, an der man sie betheiligt hielt, auf die Spur zu kommen.

Der volle Aufwand auch dieses Apparates blieb erfolglos. Da ihr Geist alle diese Ueberlistungskünste vereitelte, wollte man sich in ihr Herz einschleichen. Man inscenirte einen Roman und engagirte dafür einen jungen hübschen Mann, dem man die reichsten Mittel zur Verfügung stellte; der hatte diese poetische Mission der Polizei zu unternehmen und bei der Unerschütterlichen sein Glück zu versuchen. Auch dieser Versuch scheiterte kläglich, und somit schien der letzte polizeiliche Witz nutzlos verschwendet.

Der stärkste Mann wäre diesen polizeilichen Verfolgungen erlegen, was Wunder also, daß sie, eine schwache Frau, die man moralisch nicht erschüttern konnte, mit ihrer physischen Gesundheit büßen mußte. Seelenkräftig, wie sie war, verfing an ihr keine der schlauesten Künste, mit denen man sie allseitig umgarnte; sie verschanzte sich in ein starres Schweigen, das jeden Angriff ermüdete. Bis zum heutigen Tage hat die Polizei, die doch alle ihre Spionirmittel aufgeboten, nicht herausgebracht, aus welcher Quelle die Fonds fließen, die ihr ein relativ reiches Leben gestatten. Die Anweisungen gehen von einem englischen Bankhause aus, und alle Anfragen, die man dahin direct oder durch andere geheime Canäle richtete, wurden auf eine brüske Weise abgetrumpft. Wie es zumeist zu geschehen pflegt, daß der überbotene Eifer meilenweit von dem beabsichtigten Ziele abbringt, so ist es auch hier der Fall; man weiß über diese arme Frau thatsächlich jetzt weniger Verläßliches, als in den ersten Zeiten, da man sie in den Kreis einer Nachforschung einbezog.

Was ich Ihnen jetzt mitgetheilt, schloß meine Egeria, ist eigentlich keine Erzählung, sondern vielmehr ein Raisonnement; ich wollte Ihnen aber damit beweisen, daß Sie durch Ihren Liebesdienst der letzten Nacht für die Polizei so zu sagen ein letzter Rettungsanker geworden, nachdem ihre Nachforschungen über die gehetzte Frau erfolglos geblieben sind. Obgleich man wissen muß, daß die Tage der Armen gezählt sind, will man, bevor sie zur ewigen Ruhe eingeht, dieser angeblichen Verschwörerin das letzte Wort vom Munde abringen. Man fand sich veranlaßt, die Hetze mit erneutem Eifer aufzunehmen, da man herausgebracht, die Weisung, für sie in der Straße Stroh zu streuen, sei nicht von den Leuten ihrer Umgebung, sondern von einem Fremden ausgegangen, auf dessen Fährte man nun wittert. Seit heute Nacht glaubt man wahrscheinlich, daß Sie dieser geheimnißvolle Fremde sind.

Ich kenne aber diese Dame nicht, und habe erst seit wenigen Stunden von ihrer Existenz eine dürftige Nachricht.

Das ist für unsere Polizei kein Abhaltungsgrund, Sie doch einige Tage in Mazas festzuhalten, wenn ich Sie nicht rette.

Bei aller Achtung für ihren beabsichtigten Dienst, muß ich Sie doch ersuchen, in dieser Angelegenheit für mich nicht zu interveniren.

Und warum nicht?

Weil ich offen und ehrlich ausgesagt, nach den Eröffnungen, die Sie mir eben machten, ein klein wenig Furcht vor Ihnen habe.

Das will heißen, Sie halten mich für eine Helfershelferin der Polizei?

Das habe ich nicht gesagt.

Ich setze voraus, daß Sie mich nicht absichtlich beleidigen wollten, und deshalb erkläre ich Ihre Furcht für kindisch. Sie verwehren mir, mich für Sie zu interessiren. Das mögen Sie immerhin, das hält mich aber nicht ab, trotzdem und ohne Sie durch meine Intervention für Sie thätig zu sein. Machen Sie sich über diesen Zwischenfall nicht die geringste Sorge; die Polizei wird Ihnen kein Haar krümmen, und zwischen heute und morgen sind Sie im Besitze Ihres Passes und jeder weiteren Behelligung los und ledig.

So war es auch, und bei Licht besehen kein allzu großes Kunststück meiner Freundin, deren sonstige Verdienste ich übrigens nicht herabwürdigen will. Die Polizei konnte mir nicht ein Verbrechen daraus machen, daß ich für eine kranke Frau einen bellenden Hund zum Schweigen brachte, und selbst daraus nicht, daß ich einer der Leidtragenden hinter der Bahre war, als man nach wenigen Tagen die endlich von ihren Leiden Erlöste zur Erde bestattete.

Notizen.

Die Pfingstferien des Reichstags sind nahezu verflossen und die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit steht bevor. Es warten der Abgeordneten noch einige sauere Wochen, bis auch sie einen mehrmonatlichen Urlaub antreten können. Die Zwischenzeit wird für die zur Debatte stehenden Probleme sehr wichtig, aber für das größere Publicum schwerlich von gleichmäßigem Interesse sein. Die schwüle Saison mit ihrem Mangel an packenden Ereignissen macht sich schon fühlbar und der bekannte Schrecken der Leere säuselt durch die Blätter. Man wird es weiterhin mit einigen unsicheren Gerüchten versuchen, aber angesichts des fleißig arbeitenden officiösen Dementiapparats nicht sehr lange damit auskommen. Zweijähriges Budget, Rückkehr zur Doppelwährung und Abschaffung der Civilehe spielen ihre hoffentlich kurze Rolle und werden wohl noch eine Reihe von Zeitungsnummern ausfüllen. Recht ergibig hat sich gewöhnlich die Lage des Culturkampfes erwiesen, der auf dem Courszettel der politischen Börse den seltsamsten Schwankungen ausgesetzt war. Seit geraumer Zeit hatte die Baisse angehalten und die für die Hausse engagirten Streiter machten lange Gesichter. Die Falkactien standen tief unter pari nnd nur Diejenigen schliefen ruhig, die ihr politisches Kapital anderswo untergebracht hatten. Die Fluctuationen hatten sich übrigens neuerdings nicht auf das Cultusdepartement beschränkt, sondern das stets sensible Finanzministerium, ja den sonst so ruhigen landwirthschaftlichen Kreis schon fast mit ergriffen. Nur die auswärtige Sphäre blieb wie immer gefeit und unberührt. Die diplomatische Expedition nach Aegypten hatte die Welt einigermaßen überrascht, aber man ahnte sofort, daß die Grenzen von vornherein fest gezeichnet waren und die historischen Knochen des pommerschen Grenadiers auch an den Ufern des Nil schwerlich exponirt werden dürften. Die deutsche Enthaltsamkeit im Orient hatte nur den dreisten Khediv glauben gemacht, es werde bei halbwegs theoretischen englisch-französischen Noten, sowie Pariser und Londoner langathmigen Leitartikeln sein Bewenden haben. Er wollte

Digitized by Google

mit den Gerichten, bei deren Einsetzung er mitgeholfen, kurzen Proceß machen und glaubte, sie hätten mit dem Credit, welchen sie den vicekönigl ichen Finanzoperationen verschafft, ihre Dienste gethan und könnten nunmehr gehen oder höchstens nur als internationale Decoration einmal später wieder sich zu ähnlichen Anleihezwecken nützlich verwenden lassen. Zu seinem Erstaunen fand er auf einmal auf seinem Wege das ferne Deutschland, das seinen Wechsel in aller Form präsentirte und die Competenz der Tribunale in der Nähe der Sphinx und Pyramiden ganz ernsthaft behandelte. Jetzt war guter Rath theuer und Ismail Pascha befand sich in der Klemme. Zu spät erkannte er, daß die Beschränkung seiner Souveränetät durch eine vertragsmäßig garantirte Jurisdicton ihre sehr empfindlichen Uebelstände habe, und daß mit den betheiligten fremden Regierungen nicht durchweg zu spaßen sei. Sein Beispiel wird den neuen oder jetzt erst unabhängig gewordenen Fürsten im Orient zur Lehre dienen, daß sie entweder keine Schulden machen, oder ihren gegen fremde Gläubiger übernommenen Verpflichtungen pünktlich nachkommen. Die erste Einrichtung dieser Fürsten wird an und für sich Geld genug kosten. Der Prinz von Battenberg, jetzt Alexander von Bulgarien, sieht so viele Schwierigkeiten voraus, daß er noch eine Rundreise an allen europäischen Höfen macht und sich überall Raths erholt. Man hat schon in einem Berliner politischen Kreise die Frage aufgeworfen, wie er angesichts des unzulänglichen bulgarischen Materials an geschulten Politikern und Staatsmännern die nöthige Zahl von Ministern und von Mitgliedern einer convenablen gehorsamen Opposition finden werde. Jemand schlug vor, er solle zwanzig strebsame Personen wählen, die Hälfte zu Ministern ernennen und die andere Hälfte ersuchen, daß sie in der künftigen Kammer vor der Hand auf den Bänken der Linken Platz nehmen möchten. Hoffentlich übrigens wird Fürst Alexander nicht in allen Hauptstädten, die seinem Besuche entgegensehen, interviewt werden. Sonst erhalten wir eine Musterkarte von intimen Auslassungen, deren unvermeidliche Widersprüche den günstigen Voraussetzungen, welche Europa dem jungen Fürstenthum entgegenbringt, schaden könnten. Ist es doch jetzt schon dahin gekommen, daß die Interviewers, diese moderne Journalistenpest, einen soeben in einem östlichen Staate eingetroffenen deutschen Beamten heimgesucht und zu Bekenntnissen verleitet haben, die, so unverfänglich sie waren, doch nächstens ein Rundschreiben mit dem kategorischen Verbot solcher Conversationen veranlassen dürften. Auch Aleko Pascha ist derartigen Anfechtungen nicht entgangen und seine berühmte Ankündigung, was er thun werde, wenn türkische Truppen in Ostrumelien einrücken müßten, hat von seiner voraussichtlichen Energie keine sehr günstige Vorstellung erweckt. Was er darüber sagte, erinnerte buchstäblich an das Wort des verlegenen Mannes im Lustspiel, der bei allen schwierigen Vorkommnissen es nur zu dem Ausruf bringt: Je voudrais m'en aller! Im Uebrigen hat Fürst Aleko Vogorides darin wie König Heinrich IV. gehandelt, daß, wie dieser meinte, Paris sei wohl eine Messe werth, so auch er in der bedenklichen Fezaffaire gezeigt hat, daß der einträgliche Gouverneurposten ihm durch das heroische Aufstülpen eines Bulgarenhuts nicht zu theuer erkauft schien.

* * *

Wie man neuerdings auf industriellem Gebiete, statt der großen allgemeinen Ausstellungen, mehr die Specialausstellungen zu pflegen sucht, ebenso hat sich das rege künstlerische Interesse unserer Zeit mit Vorliebe den Ausstellungen zugewendet, welche den Werken eines einzelnen Meisters gewidmet sind; es sei nur an die Erfolge erinnert, welche der verdienstvolle Director der National-Galerie, Dr. Max Jordan, mit den von ihm nach sorgfältigster Vorbereitung ins Leben gerufenen Sonderausstellungen erzielt hat. Auch die Königliche Hof-Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden hat bereits einige solcher sogenannter Meister-Ausstellungen veranstaltet, und die rege Theilnahme und anerkennende Aufnahme, welche dieselben fanden, haben bewiesen, in welchem hohen Grade derartige Expositionen dem Bedürfnisse des kunstgebildeten Publicums entgegenkommen. Je bedeutender der Meister, welchem die Ausstellung gewidmet, desto größer ist der Genuß, desto weittragender die Belehrung derselben. Kein Künstler dürfte das allgemeinste Interesse mehr und denkbarer in Anspruch nehmen, als Raphael Santi, der große Meister von Urbino. Seine noch vorhandenen Gemälde, die zahlreichen Vorarbeiten dazu, welche auf uns gekommen, seine Skizzen und Studien, lassen in ihrer Gesammtheit die Entstehungsgeschichte der einzelnen Hauptwerke, den Entwickelungsgang des Meisters, wie seine ganze hohe Bedeutung klar überblicken. Zwar sind diese Werke in verschiedenen Ländern und Sammlungen zerstreut, aber sie sind doch, soweit die Originale zum Zwecke der Ausstellung sich nicht beschaffen lassen, durch gute Copien, wie insbesondere durch die Arbeiten der nachbildenden und vervielfältigenden Technik erlangbar. Die graphischen Künste haben von je ihre besten Kräfte daran gesetzt, den Schatz der Raphael'schen Werke nachzubilden; neuerdings ist die Photographie hinzugetreten, um auch die kleinsten und verborgensten Studienblätter zu facsimiliren. Ein reiches Material ist somit für eine Raphael-Ausstellung, wie solche der genannte Kunsthändler seit längerer Zeit projectirt hat und im Laufe dieses Sommers abzuhalten gedenkt, vorhanden. Das Vorhaben verdient warme Förderung und erfreut sich auch bereits der Unterstützung einflußreicher Kreise. Von Seiten des Dresdener akademischen Rathes sind Herrn Arnold zu diesem Zwecke für die Monate August und September d. J. die sämmtlichen verfügbaren Räume des Kunstausstellungsgebäudes auf der Brühl'schen Terrasse zugesichert worden und ebenso hat ihm die Generaldirection der königlichen Kunstsammlungen durch Ueberlassung von Original-Handzeichnungen und Reproductionen aus dem königlichen Kupferstich-Kabinet zu Dresden ihre Theilnahme in Aussicht gestellt. Außerdem haben sich die Herren Prof. Brückner, Prof. Dr. Grosse, Director Prof. Gruner, Director Prof. Hettner, Galerie-Director Prof. Dr. Hübner, Geh. Hofrath Dr. Roßmann in Dresden, sowie die Herren Dr. Jordan, Director der königlichen National-Galerie in Berlin, Hofrath Dr. Ruland, Director des großherzoglichen Museums in Weimar und Prof. Dr. Springer in Leipzig bereit erklärt, an dem Unternehmen berathenden und fördernden Antheil nehmen zu wollen. Aber auch von Seiten anderer öffentlicher Kunstsammlungen, wie in den weiteren Kreisen der Sammler und Kunstfreunde, hofft Herrn Ernst Arnold auf freundliche Förderung seines Unternehmens, auf Vervollständigung des bereits vorhandenen Ausstellungsmaterials, und zwar durch die leihweise Ueberlassung von Original-Zeichnungen oder Copien Raphael'scher Werke in Oel, Aquarell, Zeichnung oder von seltenen Blättern der vervielfältigenden Künste. Er richtet daher an alle Diejenigen, welche für den ausgesprochenen Zweck geeignete Kunstgegenstände besitzen und geneigt sind ihm dieselben anzuvertrauen, die Bitte, ihm dies mittheilen zu wollen, resp. mit ihm in weitere Unterhandlung zu treten. Alle Auslagen für Fracht, Transport- und Feuerversicherung und dergleichen gehen auf Rechnung der Ausstellung, beziehentlich werden dieselben durch Herrn Arnold gedeckt. Bei Gemälden ist die Zusendung als Frachtgut besonders wünschenswerth. Der Reinertrag der Ausstellung ist der Kasse des Sächsischen Künstler-Unterstützungs-Vereins zugedacht. Die Aufstellung der Kunstgegenstände erfolgt nach dem von Herrn Hofrath Dr. E. Ruland in Weimar verfaßten Werk: „The works of Raphael Santi da Urbino as represented in the Raphael-Collection in the Royal Library at Windsor Castle formed by H. R. H. The Prince-Consort." Dasselbe Werk wird dem beabsichtigten Ausstellungs-Kataloge zur Grundlage dienen.

* * *

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig ist ein sehr hübsch und geschmackvoll ausgestattetes Werk erschienen, das den Titel führt: „Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte bei Begründung des Hausstandes. Glück und Hoffnungen des ersten Jahres." Nebst Anhang: „Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres" von Heinrich Berndt. Aus dem Inhaltsverzeichniß mögen folgende Titel hier angeführt werden: „Der neue Hausstand", „Braut und Bräutigam", „Die Neuvermählten", „Die Beziehungen zur Gesellschaft", „Die Hoffnungen des ersten Jahres", „Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres". Vierzig Abbildungen nach Zeichnungen von Julius Jürß u. A. bilden einen weiteren Schmuck des Buches.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In der Nr. 16 des laufenden Jahrganges Ihrer „Gegenwart", die mir erst jetzt vor die Augen kam, finde ich eine Betrachtung Karl Blinds über den Stabreim bei Shakespeare, welche mich veranlaßt, ein berichtigendes Wort an Sie zu richten. Es ist nämlich in den angeführten, allerdings an Stabreimen reichen Beispielen der Stabreim vielfach falsch bezeichnet worden, indem das Grundgesetz dieser germanischen Dichtart nicht beachtet ward, wonach nur die Hebungen (betonten Silben) durch gleichen Anlaut gebunden, d. h. eben hervorgehoben und gereimt werden. Wenn zufällig auch Senkungen (unbetonte Silben) mit demselben Laute anlauten, so ist dies kein Stabreim, ja der strengen Regel nach dürfen überhaupt die Senkungen gar nicht den gleichen Consonanten im Anlaut führen, der den Stabreim des Verses, bei den Hebungen, bildet. In dem ersten Beispiel, aus Macbeth, bezeichnet Blind als Stabreim:

Whén shall wé three méet agáin.

Das ist eine durchaus ungermanische, nämlich romanische Versskandirung nach einem trochäischen Metrum, ohne jede Rücksicht auf die Bedeutung, die sinnvoll betonten Worte, die Hebungen. Die germanische Skandirung lautet:

When sháll we thrée — méet agáin.

Im zweiten Verse führt Blind gar die gänzlich unbetonten Präpositionen in als Stabreim an:

In thunder, lightning or In rain.

Er hat also nur nachgesucht, wo immer im Verse ein und derselbe Buchstabe vorkomme, und hat den alsdann kurzweg als Stabreim bezeichnet. Das ist, als wollte man etwa in dem Verse:

„Will sich Hector ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen — "

die Worte: „will" und „Achill", „sich" und „ewig", „den" und „wenden", „Händen" als Endreime bezeichnen.

Der wirkliche Stabreim in jenen beiden Shakespeare'schen Versen ist das th, welches die Haupthebungen verbindet:

When shall we thrée — méet agáin —
In thúnder, lightning — ór in ráin?

Führen wir die Berichtigung weiter durch, so erhalten wir das folgende Bild:

Whén the húrly-búrly's done,
Whén the báttle's lóst or wón.
Thát will bé ere sét of sún.
Whére the pláce? — Upón the héath.
Thére to méat — with Mác-béth. —
I cóme, Gráy-málkin!
Páddock cálls, anón!
Fáir is fóul, — and fóul is fáir.
Hóver trough the fóg — and filthy áir.

Also vielfach ganz andere Stabreime, als wie die von Blind bezeichneten; wobei es auffallen muß, daß fast durchweg die Lippenlaute (W, B, T, M, F) als Stäbe gebraucht sind, welche dem Ganzen den merkwürdigen Charakter des Nebelhaft-Wallenden, des spukischen hurly-burly, verleihen, nur zweimal untermischt von den nicht minder bezeichnenden Zischlauten th und s, und dem abbrechenden harten K-laute beim Abrufe zum Schlusse, worauf die Lippenlaute im flüchtigen, viermaligen F der letzten 2 Verse verfliegen. Es stimmt dies wiederum vollständig mit den, in meiner „Poetischen Lautsymbolik" versuchsweise aufgestellten Bestimmungen über die psychischen Wirkungen der Sprachlaute im Stabreim, denen ich eine recht baldige und gründliche wissenschaftliche Verwerthung wünschen möchte.

Ich darf wohl hoffen, daß Sie diese wesentliche Berichtigung der schätzenswerthen Andeutungen des Herrn Dr. Blind unter Ihre Rubrik der „offenen Briefe" aufnehmen werden?

Mit Hochachtung ergebenst

Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Bayreuth, am 22. Mai 1879.

* * *

Geehrte Redaction!

Hermann Kindt hat (Gegenwart Nr. 21) in wohlthuender Weise mit Rücksicht auf den bevorstehenden Säculartag der Geburt des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz (12. August) der Beziehungen gedacht, die den kunstsinnigen Fürsten mit hervorragenden Zeitgenossen, insbesondere mit Goethe verbanden. Nur irrt Kindt in der Voraussetzung, daß diese Beziehungen in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Die drei Thatsachen wenigstens, an die er zur rechten Stunde mahnt, die an den Fürsten in Begleitung einer Rösel'schen Zeichnung gerichtete poetische Widmung, die dem greisen Dichter von seinem fürstlichen Freunde bereitete sinnige Geburtstagsüberraschung und Goethes gemüthvolle Danksagung sind nach derselben Quelle, der Kindt folgt, bereits vor Jahren von Th. Creizenach eingehend besprochen worden in seinem Aufsatz: Goethes und Klingers Geburtshäuser, Preuß. Jahrb. XXV (1870) S. 66 ff., insbesondere S. 70 und 71. In einem kurzen Nachtrag S. 350 nennt Creizenach ausdrücklich seine Quelle, die von dem gleichnamigen, jetzt auch schon verschiedenen Sohne des Großherzogs verfaßte Gedächnißschrift „Zum 17. October 1866" und berichtigt seine frühere Angabe, wonach der jetzige Großherzog Friedrich Wilhelm Verfasser der „allen lieben Landsleuten von einem Mecklenburger" gewidmeten Festschrift wäre. Erwähnt darf bei dieser Gelegenheit wohl noch werden, daß am 17. October 1866 das Standbild des Großherzogs Georg auf dem Markte zu Neustrelitz enthüllt wurde, und daß der Schöpfer dieses Kunstwerkes, Albert Wolf, dem beide Mecklenburg mehr als eine werthvolle bleibende Gabe danken, ein gebürtiger Neustrelitzer und ein persönlich dankbarer Verehrer des trefflichen Fürsten ist, wie in gleicher Weise, si parva licet componere magnis,

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Friedrich Latendorf.

Schwerin i. M., den 29. Mai 1879.

Bibliographie.

Oesterreichische Kunst-Chronik. Herausgeber und Redacteur: Heinrich Kabdebo. Erscheint monatlich zweimal. 4. Jährlich 16. —

Ferd. Maurer, Rheinelfe. Ein Rhein- und Frühlingsmärchen. 12. 103 S. Wiesbaden 1879.

Portraitkatalog. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters, welche von E. H. Schröders Kunsthandlung in Berlin zum Verkauf gebracht werden. (Portraitkatalog 5. Heft.) Ausgegeben am 1. Mai 1879. 8. 62 S. — 50.

Fr. Kreyssig, Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 8. XII u. 410 S. Berlin 1879, Nicolai. 6. —

Wilhelm Jordan, die Erfüllung des Christenthums. 8. VI u. 331 S. Frankfurt a. M. 1879, Jordans Selbstverlag. 5. —

Claude Tillier, Zwei Brüder. Novelle. Deutsch von E. Prätorius. 8. XVI u. 266 S. Leipzig 1879, Wartig.

Heinr. Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen erläutert. 12. VIII u. 320 S. Leipzig 1879, Wartig. 2. —

H. B. Oppenheim, die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. 12. 135 S. Breslau 1879, Köbner. — 50.

Johs. Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2. Band. (Drittes Buch: Straßburg. — Metz. — Paris. Viertes Buch: Orleans. — Belfort. — Versailles.) 8. 444 S. Leipzig 1879, O. Wigand.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in Stuttgart erschien soeben:

Allgemeines Künstler-Lexikon
oder
Leben und Werke
der
berühmtesten bildenden Künstler.

Zweite Auflage.

Umgearbeitet und ergänzt
von
A. Seubert.

3 Bände. Lex.-8.
Preis brochirt *M.* 41.40.

Fühlbarer Mangel eines derartigen Werkes haben den Herausgeber bestimmt, die seit Jahren vergriffene und kaum mehr antiquarisch zu beschaffende erste Ausgabe dieses Lexikons **gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt** neu aufzulegen.

Jedem Kunstfreunde wird dasselbe als praktisches Nachschlagebuch in seiner handlichen Form willkommen sein und das Interesse für Kunst wesentlich unterstützen.

Geschichte
der
deutschen Dichtung
von den
ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit
von
Otto Roquette.

Dritte durchgesehene Auflage.
2 Bände. Lex.-8.

Preis brochirt *M.* 7.20. Elegant gebunden *M.* 9.

Bei frischer und lebendiger Darstellung führt dieses Handbuch in sinniger u. geistvoller Weise in die Literatur ein. Es behandelt deren Denkmäler anregend und ohne gelehrte Voraussetzung für jeden Gebildeten leicht verständlich.

Der Herr Verfasser ist bemüht gewesen, dem Werke durch zweckmäßige Verbesserungen erhöhten Werth zu verleihen und dadurch die allgemeine Beliebtheit desselben aufs Neue zu befestigen.

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in Berlin.

Gesammelte Erzählungen
von
Magdalene Thoresen.
Frei nach dem Norwegischen
von
Walter Reinmar.

Erster Band:
Dorfgeschichten aus Norwegen.
8. 4 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 5 *M.*

Zweiter Band:
Inga, die Sonne des Siljethals.
8. 4 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 5 *M.*

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Die Heimath (1878, Nr. 45) urtheilt über den ersten Band: Seltene Tiefe der Empfindung und ein ganz außergewöhnliches Talent dramatischer Gestaltung verrathen Magdalene Thoresen's „Gesammelte Erzählungen". Der Uebersetzer nennt die Verfasserin „die erste lebende Schriftstellerin des scandinavischen Nordens". Ihre Gemüthswärme, sowie ihre packende Schreibweise erklären und rechtfertigen dieses Urtheil. „Der Lukne-Hof" und „In der Kirche" können als wahre Cabinetstücke gelten.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **S. Schottlaender** in Breslau.

Erscheint in monatlichen Heften
in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lex.-8.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrg. (12 Hefte) 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen **Juni-Heftes** 1879:

I. Theodor Fontane in Berlin. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. (Schluß.)
II. Johannes Huber in München. Moderne Magie.
III. Paul Heyse in München. Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen.
IV. C. Abel in Berlin. Sprache und Aegyptische Sprache.
V. M. Carriere in München. Johannes Huber.
VI. Ludwig Geiger in Berlin. Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
VII. Asiaticus. Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten 10 Jahren 1868—1878. (Schluß.)
VIII. Bibliographie.

Hierzu das Portrait Johannes Huber's, Radirung von D. Raab in München.

Bestellungen
nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

☛ Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten. ☚

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in **Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände)** übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Soeben erschienen:

Hochland-Lieder
von
Karl Stieler.

Geh. *M.* 3.60., eleg. geb. *M.* 5.

Karl Stieler, welcher sich durch seine „Oberbairischen Gedichte" so schnell zahlreiche Freunde und Verehrer in Süd- und Norddeutschland erworben hat, bringt hiermit zum ersten Mal einen Band hochdeutscher Gedichte. Dieselben sind nicht bloße lyrische Gedichte, sondern bilden insofern auch eine Spezialität, **als sie meistens altdeutsche Themata behandeln und der Boden, auf dem sie entstanden und auf dem sie sich bewegen, das bairische Hochland ist.**

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel), Stuttgart.

Soeben erschien:

Charlotte.
(Für die Freunde der Verewigten.)
Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.
Herausgegeben von
Emil Palleske.

Mit dem Portrait Charlottens.
gr. 8. 18 Bogen.
geh. 7 *M.*, eleg. in Leinen geb. 9 *M.*,
in Liebhaber-Einband 11 *M.*

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **Siegismund & Volkening** in **Leipzig.**

François Behr,
Auf der Puszta.
Zehn neue ungarische Zigeunerweisen
im leichten Stile für Pianoforte zu zwei Händen bearbeitet,
ebenso melodiös und angenehm klingend wie die von Brahms arrangirten Tänze, dabei aber ganz leicht zu spielen.
2 Hefte mit prächtigen Farbentiteln.
Preis à *M.* 2.

Preis-Klavierschule
von **Karl Urbach.**

Infolge Preisausschreibens gekrönt durch die Preisrichter: Herr Kapellmeister **Karl Reinecke** in Leipzig, Herr Musikdirektor **Isidor Seiss** in Köln, Herr Professor **Theodor Kullak** in Berlin.

Dritte Auflage.
IV und 136 S. 4.

Preis *M.* 3. Eleg. in Halbfrz. geb. *M.* 4.50. Eleg. in ganz Lwd. mit Goldtitel *M.* 5. Eleg. in ganz Lwd. m. Goldtitel u. Goldschn. *M.* 6.

Die **Einbände** sind äusserst solid und geschmackvoll u. können wohl nicht dauerhafter und billiger anderwärts angefertigt werden.

☛ Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auch auf Exemplare in unserm **Original-Einbande** an. Von jeder Buchhandlung können Exemplare zur Ansicht bezogen werden.

Echte Briefmarken
aller Länder zu den billigsten Preisen empfiehlt **A. Bestelmeyer, Hamburg.** Preisliste gratis u. franco. Auswahlsendungen werden bereitwilligst gemacht.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 14. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland. Ein geschichtlicher Rück- und Vorblick von E. Schlaeger. — Literatur und Kunst: Zwei Elegien der Liebe des Ovid. Deutsch von Hermann Oelschläger. I. An den Pförtner. — Die journalistische Standesehre. Von J. H. Wehle. — Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts. Von Borealis. — Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller. (Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland.

Ein geschichtlicher Rück- und Vorblick

von

E. Schlaeger.

Mit den obigen Worten könnte man den Kampf charakterisiren, der seit länger als 50 Jahren zwischen zwei sich entgegengesetzten Principien und Staatsauffassungen gekämpft wird, als deren hervorragende Vertreter eben die Vereinigten Staaten auf der einen, Preußen-Deutschland auf der andern Seite erscheinen. So wenig die hinter dem Kampfe stehenden und ihm zu Grunde liegenden Gegensätze der historischen und naturrechtlichen Schule bis jetzt zur Ausgleichung gelangt sind, so wenig hat auch der deutsch-amerikanische Conflict seinen Abschluß gefunden, und der im Februar 1868 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bunde zu Stande gekommene Vertrag trägt auch, abgesehen von seiner zehnjährigen, jetzt also abgelaufenen Dauer, mehr die Merkmale eines in Compromissen bestehenden Waffenstillstandes, als eines endgültigen Friedens. Kein Wunder, daß auf beiden Seiten Stimmen laut werden, von denen die einen mit dem 1868 Erreichten, die anderen mit dem damals Zugestandenen nicht mehr zufrieden sind. So stellten bereits im letzten Winter die Abgeordneten Cox von New-York und Springer von Illinois im amerikanischen Congreß den Antrag auf Kündigung des Vertrags (derselbe erlischt nach zwölf Monate vorher kundgegebener Absicht eines der beiden Theile). Die Sache wurde damals an einen Specialausschuß verwiesen, dessen einflußreiches Mitglied der Deutschamerikaner Schleicher aus Westtexas war. Der mittlerweile erfolgte Tod des Letztgenannten und noch mehr der zwischen der demokratischen Mehrheit des neuen Congresses und dem republikanischen Präsidenten ausgebrochene Rechts- und Machtstreit haben allerdings Kundgebungen jenes Ausschusses bis jetzt verhindert, der Gegenstand hat jedoch namentlich in der deutsch-amerikanischen Presse eine bald auf-, bald abwiegelnde Besprechung erfahren. Abgesehen davon, daß die Frage jedenfalls bestimmt ist, über kurz oder lang wieder in den Vordergrund zu kommen, verdient sie nicht allein ihrer praktischen Wichtigkeit halber, sondern auch wegen der internationalen und staatlichen Rechtsfragen, deren äußeres Gesicht sie bildet, eine weit höhere Aufmerksamkeit, als ihr bis dahin im Ganzen zu Theil geworden. Es ist eben ein neues Stück internationalen Rechts, um dessen Bildung es sich handelt, eine Bildung, die wie jeder Fortschritt als das Ergebniß des Vordringens neuer Anschauungen und Mächte in das Gebiet der alten, allmählich zu überwindenden sich darstellt. Es handelt sich in letzter Instanz um die Entscheidung der Frage: Ist das Individuum um des Staates willen, oder der Staat um des Individuums willen da? Deutschland steht auf Seiten der ersteren, die Vereinigten Staaten auf Seiten der letzteren Auffassung der Staatsidee und des Staatszweckes. Diejenige Seite dieses Gesammtgegensatzes, auf welche es uns ankommt, betrifft die Fragen über den Begriff und die Wirkungen, über den Erwerb einer neuen, den Verlust der bisherigen Staatsangehörigkeit.

Nach der alten, dem Feudalwesen entstammenden, von England erst 1870 auch durch Gesetz aufgegebenen Anschauung entschied der Zufall des Geburtslandes über die Staatsangehörigkeit für das ganze Leben, und sie fand in dem Ausspruch „once a subject, always a subject“ (wer einmal englischer Unterthan war, bleibt es ewig) ihre richterliche Zuspitzung. Bis zum Jahre 1870 war ein geborener Engländer ganz außer Stande, sein Engländerthum los zu werden. Er mochte Jahrzehnte lang sich im Auslande aufhalten, das Bürgerrecht in einem anderen Staate erworben haben: er galt nichtsdestoweniger in den Augen des Mutterlandes als englischer Unterthan, und falls er im Dienste seines neuen gegen das alte von letzterem im Kriege gefangen wurde, mußte er gewärtig sein, wegen Landesverraths, dem böswilligsten Deserteur gleich, erschossen zu werden. In dem Kriege von 1812 wurde der englischerseits bereits gegebene Befehl zum Erschießen solcher Gefangenen nur deshalb nicht wirklich vollstreckt, weil der amerikanische Präsident Madison für den Fall das Erschießen einer gleichen Zahl kriegsgefangener Engländer in sichere Aussicht gestellt hatte. Der Rechtsanspruch selbst wurde jedoch seitens Englands weder im damaligen Friedensschluß noch bei späteren Verhandlungen (1842) ausdrücklich aufgegeben, bis endlich 1870 vom Parlament der neue Grundsatz zum Gesetz erhoben wurde, nach welchem die Erwerbung des Bürgerrechts im Auslande der englischen Staatsangehörigkeit ein Ende macht.

Dieser, die Inschrift einer neuen Epoche bildende Satz wurde zuerst von der französischen Constituante von 1791 aufgestellt und ging in den Code Napoléon als Artikel 17 in folgender Form über: La qualité de Français se perdra par la naturalisation acquise en pays étranger (der Franzose hört auf Franzose zu sein, wenn er Angehöriger eines andern Landes geworden ist). Das Frankreich des 18. Jahrhunderts begnügte sich in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, den Anstoß zu einer Umwälzung der Ideen und Einrichtungen gegeben zu haben; die Wirklichkeit selbst danach umzuformen,

Digitized by Google

war in diesem Falle die Sache und das Interesse der überhaupt auf dem Boden des 18. Jahrhunderts in eminentem Sinne fußenden Vereinigten Staaten. Nach mehrfach unterbrochener, stets aber wieder aufgenommener Arbeit verschafften die Vereinigten Staaten jenem berühmten Artikel 17 europäische Anerkennung und Geltung durch und in Folge einer Reihe von Verträgen, darunter vor Allem die von 1868 mit dem Norddeutschen Bunde, mit Bayern, Hessen, Württemberg, Baden und im October mit England abgeschlossenen. Betrachten wir kurz die einzelnen Etappen der von den Vereinigten Staaten im Dienste der neuen Rechtsidee zurückgelegten Reise und damit zugleich die Gestaltungen der Einzelforderungen, welche jede Idee bei ihrem Eingehen auf und in die Wirklichkeit an diese zu stellen gezwungen ist.

Zu keiner Zeit hat es ganz an Conflicten gefehlt zwischen den Vereinigten Staaten und denjenigen Mächten, welche nicht auf dem Boden des Artikels 17 standen, sogar mit Frankreich selbst kamen deren vor, so lange dasselbe die Folgerungen jenes Artikels nicht vollständig gezogen und anerkannt hatte. Am häufigsten jedoch waren die diplomatischen Reibungen mit Preußen, und der brennende Punkt war immer wieder die Frage: Befreit der Erwerb amerikanischer Staatsangehörigkeit den ehemaligen Preußen vor nachträglicher Ableistung seiner Militärpflicht, falls er sich wieder, wenn auch als amerikanischer Bürger, in Preußen betreffen läßt?

In demselben Grade, in welchem die Einwanderung und die politische Bedeutung der Irisch- und Deutsch-Amerikaner in den Vereinigten Staaten wuchs, traten die amerikanischen Gesandten in Berlin und das Washingtoner Kabinet energischer gegen den preußischerseits erhobenen Anspruch in die Schranken. Während noch 1853 Eduard Everett, der damalige Minister des Auswärtigen, auf die Beschwerden der ohne Weiteres in preußische Uniform gesteckten deutsch-amerikanischen Bürger Meyer und Kracke im Wesentlichen nur mit bedauerndem Achselzucken antwortete, stellt bereits 1859 Staatssecretär Cass, veranlaßt durch den amerikanischen Gesandten Wright in Berlin, ein ganz neues, bestimmte Forderungen enthaltendes Programm auf über die Rechte und Beschützung von Adoptivbürgern im Auslande, welches denn auch im Wesentlichen, nach dem Ende des Bürgerkrieges (1865) wieder stärker betont und mit Benutzung der Vortheile, welche die Neugestaltung Deutschlands an die Hand gab, in den Verträgen von 1868 seinen siegreichen Ausdruck fand.

Der amerikanische Standpunkt ist im Grunde nur die weitere Ausführung des französischen von 1791. Er geht davon aus, daß, insofern die europäischen Regierungen das Auswandern ihrer Unterthanen stillschweigend zulassen, sie dadurch auch stillschweigend ihre Zustimmung geben zu der Veränderung der Staatsangehörigkeit dieser Unterthanen. Es wird sodann weiter ausgeführt, daß die Vereinigten Staaten in Bezug auf ihre Bürger und deren Beschützung im Auslande keinen Unterschied machen dürfen noch können zwischen im Lande geborenen und naturalisirten oder Adoptivbürgern, daß so gut die ersteren unter dem Vertrage von 1838 zum Aufenthalte und Betreiben ihrer Geschäfte in Preußen berechtigt seien, so auch den Deutsch-Amerikanern dasselbe frei stehen müsse, und daß deshalb z. B. Ausweisungen ohne genügenden Grund als eine Verletzung der vom Völkerrecht gebotenen Rücksicht zwischen Nationen zu betrachten seien. Was den Anspruch auf nachträgliche Ableistung des Militärdienstes betreffe, so müsse derselbe in allen Fällen abgewiesen werden, in welchen der betreffende Deutsch-Amerikaner mit oder ohne Erlaubniß zu einer Zeit ausgewandert sei, zu welcher er noch nicht die Gestellungsordre wirklich zugeschickt erhalten hatte. Von einer Verletzung einer Militärdienstpflicht zu sprechen, die noch nicht wirklich in Kraft getreten, sondern nur für den Fall erst eingetreten sein würde, daß der betreffende 18- oder 19jährige Auswanderer in Preußen geblieben wäre, sei durchaus unzulässig, und der darauf gegründete Straf- und Dienstanspruch als eine Beschränkung des nach amerikanischer Ansicht unbestreitbaren und thatsächlich unbestrittenen Rechts der freien Auswanderung zurückzuweisen. — Die Verhaftung und Processirung mehrerer in Irland im Herbst 1867 gelandeten Fenier (Irisch-Amerikaner) rief in den Vereinigten Staaten große Aufregung hervor, Unwillens- oder Entrüstungsversammlungen wurden in vielen großen Städten abgehalten und in Folge davon Gesetzentwürfe im Congreß eingebracht, um den amerikanischen Bürgern besseren Schutz im Auslande zu gewähren. Die Fragen über Grad und Maß der Schutzwirkungen der Naturalisation kamen dabei von Neuem zur Verhandlung und fanden im Auslande um so mehr Beachtung, als sie jetzt von den Vertretern eines Landes zu Gesetzen ausgeprägt wurden, dessen militärische Machtentfaltung während des Bürgerkrieges der ganzen Welt ehrfurchtsvolles Staunen abgenöthigt hatte. Diese günstige Lage benutzte der amerikanische Gesandte Bancroft in Berlin, um die amerikanische Auffassung der Rechte deutsch-amerikanischer Bürger bei dem eben entstandenen Norddeutschen Bunde zur Geltung zu bringen. Dem Kanzler Bismarck war die Freundschaft der Vereinigten Staaten für den Verfolg seiner weiteren Pläne damals von Wichtigkeit, und so kam der Vertrag vom 22. Februar 1868 zu Stande, der damals von Seiten Bancrofts als ein Sieg des amerikanischen Standpunktes, von deutscher Seite später als eine Reihe einseitiger Zugeständnisse bezeichnet wurde, denen keine gleichwerthigen amerikanischerseits entsprächen, und durch welche die bisherigen deutschen Rechtsanschauungen über Wirkung der Naturalisation im Auslande durchbrochen seien. Ohne Zweifel ist das Letztere geschehen, und nach unserer Ansicht wird nichts übrig bleiben, als den neuen Rechtsgrundsatz, nach welchem die deutsche Staatsangehörigkeit durch den Erwerb der amerikanischen Staatsangehörigkeit und einen ununterbrochenen Aufenthalt von fünf Jahren in den Vereinigten Staaten erlischt, aus dem Vertrage von 1868 in das deutsche Reichsrecht hinüberzunehmen, und ein für allemal festzusetzen, daß der im Auslande naturalisirte Deutsche aufhört Deutscher zu sein (am besten ohne irgend welche Beschränkungen in Bezug auf die außerdem nothwendige Aufenthaltsdauer in dem betreffenden Auslande hinzuzufügen). So wie die Sachen jetzt stehen, bietet der Vertrag allerdings eine Art Auswanderungsprämie für junge Männer, die ihrer Gestellungsordre in einigen Monaten entgegensehen, insofern als sie durch einen fünfjährigen Aufenthalt und Naturalisation in den Vereinigten Staaten ihrer Dienstpflicht gegen Deutschland für immer los und ledig werden können, während für deutsche Auswanderer nach andern Ländern die deutsche, bezw. preußische Staatsangehörigkeit erst nach zehnjähriger Abwesenheit erlischt, und Zurückkehrende selbst dann nicht gegen Bestrafung wegen Auswanderung ohne Erlaubniß und gegen Heranziehung zum Militärdienst gesichert sind.

Daß der Vertrag von 1868 in der That den bezeichneten Inhalt hat, ergibt sich sowohl aus dem Wortlaut und den authentischen Erklärungen der beiden contrahirenden Theile, als namentlich auch aus den im April 1868 im norddeutschen Reichstage der Annahme des Vertrages vorhergehenden Bemerkungen des Kanzlers Bismarck selbst. Derselbe scheint zunächst in dem Vertrage wenig mehr gesehen zu haben als eine Herabsetzung des zum Verlust preußischer Staatsangehörigkeit nöthigen Zeitraums von zehn auf fünf Jahre. Im März 1866 wollte er nur auf sieben Jahre heruntergehen und auf eine durch Vertrag thatsächlich zu gewährende Abänderung der Militärgesetze dahin, daß Diejenigen, welche vor dem 17. Jahre auswandern, nicht angesehen noch bestraft werden sollen als Personen, welche Preußen in der Absicht verlassen, sich dem Militärdienst zu entziehen (§. 110 des preußischen Strafgesetzbuchs setzte darauf eine Strafe von 50—100 Thaler, oder Gefängniß von einem Monat bis zu einem Jahre). Weitere Zugeständnisse zu machen, erklärte damals Fürst Bismarck, würde eine Art Prämie auf die Auswanderung bald militärpflichtiger junger Preußen aussetzen heißen. Diese Aeußerung hielt ihn jedoch nicht ab, besagte Prämie etwa zwei Jahre später zu

Digitized by Google

bewilligen, und am 6. April 1868 im Reichstage zu erklären: „Ich möchte beinahe behaupten, daß wir die fünfjährige Abwesenheit in Amerika, in Verbindung mit der Naturalisation, als Ableistung der Militärpflicht im Norddeutschen Bunde ansehen werden." Einige Jahre später (1874) hören wir im deutschen Reichstage den Vorwurf der Auswanderungsprämie gegen den Vertrag geschleudert, der im April 1868 nahezu einstimmig vom norddeutschen Reichstage angenommen und im Publicum wie in der Presse mit allgemeinem Beifall begrüßt war. Bismärcklicher als der Bismarck vom März 1866 und vom April 1868 verlangt 1875 der Freiburger Professor v. Martitz in seiner Abhandlung: „Das Recht der Staatsangehörigkeit im internationalen Verkehr" (in Hirths Annalen des Deutschen Reichs, Jahrgang 1875) nicht allein Kündigung des Vertrages von deutscher Seite, sondern auch Verschärfung des § 140 des deutschen Strafgesetzbuchs dahin, daß derselbe statt: „Wer dem Eintritt in den Dienst des stehenden Heeres sich durch Verlassen des Bundesgebiets zu entziehen sucht ꝛc." laute: „Wer sich der Militärpflicht zu entziehen sucht ꝛc." Dadurch würde die Dauer der Dienstpflicht, zu welcher ein mit oder ohne Erlaubniß ausgewanderter junger Deutscher, falls er zurückkäme, trotz seiner mittlerweile erworbenen amerikanischen Staatsangehörigkeit, herangezogen werden sollte (d. h. bis jetzt glücklicherweise nur nach v. Martitz' Wunsch) von 7 Jahre auf möglicherweise 22, d. h. bis zum 42. Jahre (nach welchem die Landwehrdienstverpflichtung aufhört) erhöht werden. Das wäre allerdings ein wahres Abschreckungsgegenstück im Superlativ zum Positiv der „Auswanderungsprämie" des Vertrags! Was nun die Einzelbestimmungen des Letzteren betrifft, so macht § 2 allerdings der vom Reichstagsabgeordneten Dr. Löwe so oft beklagten „leidigen Militärgeschichte" ein gründliches und erfreuliches Ende. Er lautet nämlich: „Ein in Amerika naturalisirter Norddeutscher soll bei etwaiger Rückkehr nach Norddeutschland wegen einer nach norddeutschen Gesetzen mit Strafe bedrohten Handlung, welche er vor seiner Auswanderung verübt hat, zur Untersuchung und Strafe gezogen werden können." Der Reichstagsabgeordnete Dr. Schleiden machte am 2. April 1868 auf die Bedeutung dieses „vor" aufmerksam, woraus folge, daß der in Amerika naturalisirte Auswanderer nicht wegen Verbrechen nachträglich bestraft werden könne, die er durch die Auswanderung begangen, und gerade die Verletzung der Militärpflicht erfolge durch die Auswanderung. Professor v. Martitz kann eben deshalb die durch § 2 (durch das Wort „vor") begangene „Ungeheuerlichkeit" nicht begreifen, nämlich die Gewährung einer Amnestie vor Begehung des Verbrechens. (Bei dieser ewigen Unterstellung der durch Auswanderung sich vollziehen sollenden Verletzung der dazu meist noch zukünftigen Militärpflicht unter die Kategorie der Verbrechen sei daran erinnert, daß selbst Desertion im internationalen Verkehr nicht so ohne Weiteres als Verbrechen behandelt wird, insofern als in Auslieferungsverträgen Deserteure sich im Allgemeinen nicht unter der Kategorie gemeiner Verbrecher und meistens überhaupt gar nicht aufgeführt finden. Desertion und Verletzung der Militärpflicht werden völkerrechtlich mit ganz anderen Augen angesehen, als mit denen des Criminalrichters.)

Die Reichsregierung hat allerdings bis jetzt der Vorschrift des § 2 getreu nachgelebt, und wenn im vorigen Jahre im Bäumer-Fall die königliche Regierung in Münster einen Rückfall in die vor 1868er Praxis hatte, als sie dem erwähnten Deutsch-Amerikaner die Wahl zwischen Verlassen des deutschen Bodens stellte, oder Ableistung einer nach § 2 und Bismarcks eigener Erklärung durch fünfjährigen Aufenthalt u. s. w. in den Vereinigten Staaten bereits geleisteten Militärdienstpflicht, so erfolgte doch schließlich von Berlin aus die Correctur und dem Bäumer wurde ein Aufenthalt bis zu zwei Jahren „gestattet". In dieser plötzlich auftauchenden Aufenthaltsdauerbeschränkung sieht man mit Recht in den Vereinigten Staaten eine Unterscheidung zum Nachtheil deutsch-amerikanischer Bürger, insofern geborene Amerikaner derartige Beschränkungen bis jetzt nie erfuhren und doch nach § 1 des Vertrags Deutsch-Amerikaner „als amerikanische Staatsangehörige erachtet und als solche behandelt werden sollen", d. h. doch offenbar genau so als wären sie geborene Amerikaner. Man sieht, daß die „leidige Militärgeschichte" selbst durch den Vertrag nicht so vollständig aus der Welt geschafft ist, wie man namentlich in Amerika es wünscht, und daß der Versuch der Ausweisung Bäumers durch die königliche Behörde in Münster mit einem Gesichtspunkt motivirt wurde, der bald darauf gegen einen andern zurückgekehrten Deutsch-Amerikaner seitens der badischen Regierung zu ähnlichem Zwecke ins Feld geführt wird, nämlich, daß „der dauernde Aufenthalt solcher junger Deutsch-Amerikaner in noch militärpflichtigem (?) Alter zum allgemeinen Aergerniß geworden und die öffentliche Ordnung gefährde". Man sollte nun allerdings denken, daß die Anwesenheit von etwa 11,000 Amerikanern (darunter jedenfalls nur ein kleiner Bruchtheil junger Deutsch-Amerikaner) durch ihre Freiheit vom Militärdienst keine solche Unruhe in den Gemüthern der militärpflichtigen deutschen Jugend hervorrufen könnte, daß die Regierung in dem vom Reichskanzleramt unterm 18. Juli 1878 an die amerikanische Gesandtschaft in Berlin gerichteten Schreiben das Recht der Ausweisung von Ausländern als Ausfluß staatshoheitlicher Befugnisse so scharf oder überhaupt zu betonen Ursache gehabt hätte. (Beiläufig sind Ausweisungen in England und den Vereinigten Staaten so gut wie niemals vorgekommen.) Es zeigt sich aber auch darin der bereits im Eingange kurz hervorgehobene Gegensatz in der Auffassung der Staatsidee und des Staatszweckes. Der deutsche Staat steht dem Einzelnen als ein fremdes, übermächtiges, besondere mystische Zwecke verfolgendes Wesen gegenüber, das, wenn es nach von Martitz' Wunsch ginge, die Dienste selbst des Ausgewanderten bis zum 42. Jahre auch dann noch beansprucht, wenn eine Veränderung der Staatsangehörigkeit stattgefunden, und selbst diese Veränderung oder die möglicherweise dazu führenden Schritte sollten, wenn Alles wäre wie es sein sollte, nur mit Erlaubniß der angestammten Regierung geschehen, wie z. B. denn bereits jetzt die polizeiliche Ueberwachung sich noch auf das Schiff des Auswanderers in Hamburg und Bremen erstreckt. Diesem, wenn man will kriegerischen Staatstypus steht der moderne, industrielle Staat, als dessen reinster Ausdruck die Vereinigten Staaten gelten können, mit seiner von den Einzelnen als Zweck des Staates ausgehenden Auffassung schnurstracks entgegen. Hier erscheint die Staatsangehörigkeit als ein Correlat von Rechten und Pflichten des Einzelnen, und mit der Verzichtleistung auf die Rechte erlöschen auch alle Pflichten des dem Staate den Rücken kehrenden, thatsächlich seine Verbindung mit ihm lösenden Einzelnen, so weit sie nicht, d. h. die Pflichten, bereits fällig geworden sind. Von „latenten" Pflichten, als welche die noch nicht wirklich fällig gewordene Militärpflicht des jungen Auswanderers z. B. von v. Martitz aufgefaßt und ihre spätere zwangsweise Erfüllung gefordert wird, kann der wirklich moderne, der auf der Zustimmung Aller beruhende „Vertragsstaat" nichts wissen. Wie es in einem Aufsatze in der „Revue des deux Mondes" vom 15. April d. J. über die Staatstheorie heißt: „Vereinigt zu bleiben, wenn man die vollste Freiheit sich zu trennen besitzt, darin zeigt sich die wahre Liebe zur Familie, die wahre Vaterlandsliebe." Nicht mit Unrecht wurde amerikanischerseits in den vielen über den Gegenstand gewechselten Noten der früheren deutschen Forderung der Erfüllung der Militärpflicht seitens der auswanderungslustigen jungen Deutschen die auch jedem Bürger nach seiner Volljährigkeit obliegende Geschworenendienstpflicht entgegengehalten und gefragt, ob das Vorhandensein einer solchen „latenten" Jurypflicht etwa auch ein Grund sein könne, die Auswanderung eines jungen Engländers, Amerikaners u. s. w. regierungsseitig zu beanstanden. In der That erinnert uns dieser „latente" Zustand einer Pflicht immer an eine orthodoxe Erklärung der Erbsünde, die selbst dem Kinde anhafte, wenn sie auch noch nicht in bösen Thaten sich sichtbar machen könne. „Ist der Löwe," so lautete der Erläuterungsversuch, „weniger Löwe, wenn er schläft?"

Digitized by Google

Es erhellt, daß gleichviel ob eine Kündigung des Vertrags erfolgt oder nicht, der darin liegende Kern in einer oder anderer Form dem deutschen Recht schließlich ebenso einverleibt werden wird, wie das mit dem englischen bereits 1870 geschehen. Es ist ferner kaum daran zu zweifeln, daß auch nach Kündigung des Vertrages die Vereinigten Staaten sich jeder Unterscheidung ihrer Bürger im Auslande nachdrücklich widersetzen und den Deutsch-Amerikaner in seinem Aufenthaltsrecht in Deutschland ebensogut gegen grundlose Ausweisung schützen werden, wie geborene Amerikaner. Sind doch durch Congreßact von 1868 beide einander ausdrücklich gleichgestellt und mithin in gleicher Weise auch gegen alle und jede Militärpflicht zu schützen, falls ja etwa der Anspruch darauf wieder erhoben werden sollte. Ein Land wie die Vereinigten Staaten, in welchem weit über die Hälfte, wenn nicht zwei Drittel der Einwohner von europäischen Einwanderern der letzten achtzig Jahre abstammen, kann der Natur der Sache nach keinerlei derartige Ansprüche auf Dienste seiner Bürger dulden. Wie es in dem Bericht des Ausschusses des Volkshauses des Congresses vom 27. Januar 1868 heißt: „Wenn dieser Theil unserer Bevölkerung, mehr als 20 Millionen, Unterthanen der verschiedenen Staaten Europas sind und ihnen zu Dienst verpflichtet; wenn sie nicht das Recht haben, sich oder ihr Adoptivvaterland im Falle eines Krieges mit Europa zu vertheidigen; wenn sie, die frei von jedem Verbrechen, in Folge jener Dienstansprüche am Reisen und dem Verkehr mit civilisirten Völkern gehindert, oder wenn sie der Einstellung und dem Zwangsdienst in Armeen ausgesetzt sein sollen, die gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen im Felde stehen, dann haben die Vereinigten Staaten kein unabhängiges Dasein. Sie mögen Volksmenge, Industrie, Handel, Wissenschaft, Erfindungsgabe, Muth, Unternehmungsgeist, Reichthum, Gedeihen und Macht besitzen, aber sie sind keine unabhängige Nation. Ihre Träume von Gleichheit wären alsdann Täuschung, ihre Opfer vergebens gebracht. Jeder europäische Staat würde alsdann seine Besatzungen in jedem Theile der Union haben, falls solche Ansprüche zugestanden würden." In der auf Grund dieses Berichtes angenommenen Bill wird der Präsident der Vereinigten Staaten angewiesen, den naturalisirten Bürgern im Auslande denselben Schutz angedeihen zu lassen wie den geborenen Amerikanern und zu dem Zwecke alle nöthigen Mittel in Anwendung zu bringen, den Krieg allein ausgeschlossen. Wie diese Agitation und Gesetzgebung den Sieg der amerikanischen Idee in fast allen Ländern Europas und eine gründliche Revision des ganzen Gegenstandes in verschiedenen Parlamenten, namentlich im englischen, zur Folge hatte, so wird auch die Durchsetzung der letzten Folgerungen jener Idee durch den steigenden materiellen und moralischen Einfluß der Vereinigten Staaten nicht ausbleiben, die zu Europa im Ganzen dereinst dieselbe stolze und reiche Stellung einzunehmen bestimmt sind, welche England dem europäischen Continent gegenüber seit Jahrhunderten anerkanntermaßen behauptet.

Literatur und Kunst.

Zwei Elegien der Liebe des Ovid.

Deutsch von Hermann Oelschläger.

I.

An den Pförtner.

Pförtner, zur Schmach deines Herrn an die Thüre mit Ketten geschlossen,
Schiebe den Riegel und ach, öffne die grausame Thür.
Weniges bitt' ich von dir: nur so weit öffne die Flügel,
Daß ich, den Leib seitwärts drehend, noch schlüpfe hinein.
Hat doch die Liebe schon längst zu solchen Diensten geschmeidig
Mir den Körper gemacht, leicht und die Glieder gewandt.
Ihr nur verdank' ich die Kunst, durch die Reihen der lauschenden Wächter
Näher zu schleichen, und sie leitet den tastenden Fuß.
Früher wohl scheut' ich der Nacht Trugbilder und nächtige Schrecken,
Staunend sah ich's, wenn sich Einer ins Dunkle gewagt.
Siehe, da lachte mir zu mit der reizenden Mutter Cupido,
Leise sprach er: „Auch du wirst mit der Zeit noch ein Held."
Bald auch liebt' ich, ja bald; doch der Nacht hinflatternde Schatten
Fürcht' ich nicht mehr und den Stahl, gegen die Brust mir gezückt.
Dich nur fürcht' ich, du zögerst zu lang, nur dir zu Gefallen
Red' ich — du hast ja den Blitz, der mich zu tödten vermag.
Blicke doch her und, damit du es kannst, so öffne die Thüre:
Sieh, wie die Schwelle bereits heiß ich mit Thränen bethaut.
Hab' ich — du standest schon nackt und harrtest mit Zittern der Schläge —
Einst bei der Herrin für dich warm nicht und dringend gefleht?
Damals war dir mein Dienst viel werth und heute, da ich dir
Bittend komme — o Schmach! — soll er mir gelten für Nichts?
Also vergilt mir den Dienst! Jetzt kannst du's! Vergilt und sei dankbar!
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Oeffne! Dann möge auch dir einst die Kette vom Fuße sich lösen
Und aus der sklavischen Zucht fröhlich ein Tag dich befrei'n.
Aber du hörst nicht! Ich flehe vergeblich! Du bist wie von Eisen —
Trotzig aus Eichen gefügt starrt mir entgegen das Thor.
Freilich, belagerten Städten geziemt's, sich die Thore mit Bollwerk
Fest zu umschützen; doch du, scheust du im Frieden den Krieg?
Was erst thust du dem Feind, da du so schon der Liebe begegnest?
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Nicht ja erschein' ich in Kriegesgeleit und in klirrenden Waffen —
Ich nur bin es, allein, ich und die Liebe allein.
Sie, ja, quält und verfolgt mich und ich, ich kann sie nicht lassen —
Eher könnt' ich mich selbst trennen vom eigenen Leib.
Amor hab' ich bei mir und des Weins ein wenig im Kopfe
Und vom durchfeuchteten Haar niedergesunken den Kranz.
Wer scheut Waffen der Art? Wer geht nicht ihnen entgegen?
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Wie? Oder bist nur träg? Oder schläfst du, Abscheulicher, schläfst du?
Und deinem Ohre vorbei klag' ich dem Wind nur mein Leid?
Nein! Denn als neulich bereits deinen Schlaf ich zu nützen gedachte,
Bliebst du zum Aerger mir wach, bis sich die Nacht schon geneigt.
Oder vielleicht ruht gar dir im Arm eine zärtliche Freundin —
Um wie viel glücklicher dann bist du, o Wächter, als ich!
Würde das mir zum Loos, gern wollt' ich, ihr Ketten, euch tragen —
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Täusch' ich mich? Hat nicht die Angel geknarrt? Es klirrte der Riegel
Und dumpf dröhnend dem Ohr schien auch das Thor sich zu dreh'n.
Eitle Täuschung! Der Sturm nur stieß an die wankenden Flügel —
Weh mir Armen! Der Sturm nahm auch mein Hoffen mit fort.
Denkst Orithyias du noch, der Entführten, dann, eisiger Nordwind,
Komm, anstürmend im Flug schmettert mir nieder das Thor!
Schweigend ruhet die Stadt und beperlt vom krystallenen Reife —
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Rasch! Sonst schwing' ich die Fackel im Kreis, hoch lodert die Flamme
Und so mit Feuer und Schwert stürm' ich das trotzige Haus.
Sicherlich rathen die Nacht und der Wein und die Liebe zum Maß nicht:
Jene entbehret der Scham, diese entbehren der Furcht.
Alles jetzt hab' ich versucht. Ich bat, ich drohte — vergeblich.
Sind deine Thüren mir taub, bist du es, Wächter, noch mehr.

Digitized by Google

Nicht an die Schwelle gehörst du zur Wacht liebreizender Mädchen,
Schicklicher wärst du zur Hut Räubern und Mördern bestellt.
Siehe, schon leuchtet der Stern des Morgens im purpurnen Osten
Und zu den Mühen des Tag's ruft schon des Hahnes Geschrei.
Doch dich, Kranz, dich nehm' ich vom Haupte, dem kummerbelad'nen,
Hier auf der Schwelle von Stein ruhe den Rest du der Nacht.
Sieht dich die theuere Herrin am Morgen dann liegen, so sei denn
Du ihr ein Zeuge der Zeit, die ich so elend verbracht.
Hüter, es sei! Leb' wohl! Ich gehe. Du kennst meine Liebe.
Schimpflich verstießest du mich dennoch — und dennoch,
leb' wohl!
Ihr auch, grausame Pfosten, lebt wohl, sammt der steinernen
Schwelle,
Thüre, so sklavisch, so feig, wie dort der Sklave — leb' wohl!

Die journalistische Standesehre.

In einer Redaction kam die Sprache auf die Krankenpflege im Kriege. Bei dieser Gelegenheit war es, wo einem Anwesenden der Ausdruck entschlüpfte:

„Ja, die Militärspitäler sind Mörderhöhlen."

„Warum, wie so," rief die Gesellschaft ganz entsetzt, „Mensch rede, wie geht es dort zu, welche Mißbräuche herrschen vor?"

Aber er schwieg. Vergeblich bewies man ihm, daß es Pflicht jedes Staatsbürgers sei, flagrante Uebelstände zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, vergeblich auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, auf die Wohlthat, die er durch eine kritische Besprechung der Armee, dem Staate, der Gesellschaft leiste.

„Ich werde mich hüten in ein Wespennest zu stechen," das war seine Antwort, das war der Abschluß der Discussion.

Hätte man ihm gesagt: „Dort auf dem Berge steht eine feindliche Batterie. Hundert Feuerschlünde starren dir entgegen, dein Tod ist gewiß wenn du es wagst, dich ihnen entgegen zu werfen. Stürme!" Derselbe Mensch hätte sich keinen Augenblick besonnen. Er hätte seinen Säbel geschwungen und wäre freudig dem sichern Verderben entgegengegangen; denn der Mann, der eine solche Scheu hat „in ein Wespennest zu stechen", der aber immer bereit ist, freudig sein Leben zu opfern, ist — Offizier, und Tapferkeit ist die erste Soldatentugend.

Ein anderes Gespräch: Nach langen Jahren treffen sich zwei Bekannte im Eisenbahnwagen. Sie waren verschiedene Wege gegangen. Der eine hatte sich einem nährsamen Gewerbe zugewendet, während der andere das ergriffen hatte, was Smollet „the worst ressource against starvation", das schlechteste Mittel gegen das Verhungern nennt, die Schriftstellerei. Der Praktische erkundigte sich theilnehmend beim Mann der Feder, „wie sein Geschäft sich anlasse", in demselben Tone und mit derselben Beeiferung, als ob er um Garne oder Droguen gefragt hätte. Der Andere war über diese prosaische Auffassung verletzt und meinte den Unterschied der beiden Beschäftigungen dem Verständnisse seines Freundes näher zu bringen, indem er ihm erklärte, der ehrliche Schriftsteller und auch der Journalist dürfe ungleich dem gewöhnlichen Fabrikanten nicht auf einen Massenabsatz rechnen, denn er soll nicht produciren, um Andern zu gefallen, sondern nur um sich selbst zu genügen. Wer anders handle, wer seine Ueberzeugung verleugne, wer die gerade herrschende Meinung ausbeutet, um Leser oder Käufer in seine Bude zu locken, begehe eine Unsittlichkeit.

Das wollte dem Geschäftsmann durchaus nicht in den Sinn. Wie, ein Fabrikant, der durchaus nicht mit dem Geschmacke des Publicums rechnet, der ausschließlich Waaren auf den Markt schickt, die *ihm* gefallen: das sei der helle Wahnsinn, nichts Anderes als eine Caprice und es sei unverständig von den Herren Schriftstellern, solche Geschäftsprincipien aufzustellen. Derselbe Mann ist aber ein sehr ehrenwerther Industrieller, der nicht fähig wäre einen Kunden um ein Endchen Band zu verkürzen, oder elf Knöpfe statt eines Dutzends zu verkaufen. Aber die schriftstellerische Ueberzeugungstreue, was hat die mit der kaufmännischen Ehre zu schaffen?

Die zwei Beispiele dürften genügen, um das anzudeuten, was kaum angezweifelt werden kann, daß es verschiedene Nuancen von Moral und Ehre gibt, nicht allein in verschiedenen Ländern, sondern bei verschiedenen Ständen eines und desselben Volkes. Wir sehen es ja im täglichen Leben hundert- und tausendmal, wie der Künstler, Bildhauer, Maler, Virtuose, Schriftsteller mit heiterer Gemüthsruhe eine Schuldenlast trägt, die den Andern, den Geschäftsmann oder Beamten moralisch erdrückt. Hingegen würden sich die Letztern nicht besonders gekränkt fühlen, wenn man ihnen Mangel an Originalität vorwerfen würde. Dem Musenjünger ist der „*Manichäer*" ein Wesen ganz eigener Art, ein vogelfreies Geschöpf, dem man ohne besondere Gewissensbisse jeden möglichen Schabernak anthun darf. Der *redliche* Kaufmann wird sich selbst *freiwillig* die härtesten Entbehrungen auferlegen, um Jenen nicht zu verkürzen, den er mit einem für die gegenseitige Stellung bezeichnenden Namen seinen „*Geschäftsfreund*" nennt. Ja, ein Schimmer dieser Standesehre leuchtet hinab in die Höhlen des Verbrechens und „die Ehrlichkeit unter Dieben" ist mehr als eine Redensart, sie existirt wirklich, wie Diejenigen bezeugen, welche als Richter, Seelsorger und dergl. Gelegenheit haben, mit dieser Klasse zu verkehren.

Schopenhauer zählt in einem seiner spätern Werke eine ganze Reihe verschiedener „Ehre" auf, die Offiziersehre, die Gattenehre ꝛc. Schon in seiner Grundlage der Ethik berührt er die „kaufmännische Ehre" als eine ganz spezielle und definirt sie wie folgt:

„Es gibt in der That eine solche objective Anhänglichkeit an Treue und Glauben mit dem Entschluß, sie heilig zu halten, die blos darauf beruht, daß Treue und Glauben die Grundlage alles freien Verkehrs unter Menschen der guten Ordnung und des sicheren Besitzes sind, daher sie uns selbst oft zu Gute kommen und in dieser Hinsicht sogar mit Opfern aufrecht erhalten werden müssen; wie man ja an einen guten Acker etwas *wendet*."

Dieses Citat steht dort, wo der geistreiche Pessimist gegen Kant polemisirt, da, wo er den kategorischen Imperativ als verkappten Egoismus denuncirt und das Mitleid als Grundlage der Moral aufstellt. Der Unterschied der speculativen Ableitung der Moral braucht uns aber hier nicht aufzuhalten, da wir uns mit der praktischen Moral beschäftigen, nämlich *mit der Untersuchung jener Eigenschaften, welche der Journalist als solcher besitzt, oder besitzen muß*, damit der Journalistenstand gedeihen kann.

Im praktischen Leben ist es aber unendlich schwer, die That nach den Motiven zu klassificiren. Der Gebildete, der Kaufmann im großen Stile, ist zumeist ein Mann, der die Humanität unseres Jahrhunderts voll und ganz in sich aufgenommen. Wer will da entscheiden, ob er die Heiligkeit des gegebenen Wortes deshalb so hoch stellt, weil Handel und Verkehr ohne denselben nicht bestehen kann, oder weil bei ihm das Mitleid, die Basis der Schopenhauer'schen Ethik, sich zur edelsten Blüthe, zur Gerechtigkeit sich entwickelt hat? Und beim Bettler? Schätzt er deshalb die Mildthätigkeit so hoch, weil er davon Vortheil zieht, oder weil er die Hartherzigkeit so oft und so schmerzlich empfunden? Und der Künstler? Wünscht er deshalb die Verbreitung des Kunstsinnes, um mehr Anwerth zu finden, oder aus reiner Menschenliebe, um jenen lautern Genuß, dessen er selbst im Verkehr mit den Musen sich erfreut, auch Andern zugänglich zu machen?

Speciell bei der Erforschung der journalistischen Standestugenden läßt sich die Trennung nach den Motiven noch schwerer durchführen, weil in den meisten Fällen in der Wahl des Berufs der Charakter des Individuums ausgeprägt ist.

Der wirkliche Journalist wird wie der Poet geboren. Er bringt vom Hause aus ein stark entwickeltes Selbstgefühl mit, eine Geringschätzung jedweder Autorität und eine angeborne Neigung, alle Verhältnisse, alle Dogmen der Probe des Verstandes zu unterwerfen. Die Mutter des Journalismus ist der

Digitized by Google

Skepticismus, und in diesem Sinne war der ehrwürdige Kirchenvater Hooker der erste englische Journalist, als er gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in seinem Werke „Ecclesiastical Polity" die Worte schrieb:

„Für Menschen wäre es thierisch, sich durch Autoritäten leiten zu lassen, es wäre gleich einer Gefangenschaft des Urtheils .... Dagegen, daß die Autorität von Menschen bei Menschen gelten sollte, gegen oder über die Vernunft, ist kein Theil unseres Glaubens."

Der Skepticismus aber ist die Vorstufe des mächtigen civilisatorischen Triebes, welcher der ganzen Menschheit innewohnt, wenn er auch in gewissen Zeiten nur in stark ausgeprägten Individualitäten zum Durchbruch gelangt, ein Ausfluß des Forschungsdranges, des Strebens nach Wahrheit. Und bei jedem Journalisten aus Neigung finden wir diese Eigenschaften in hervorragender Weise vertreten. Sein Grübelsinn, sein Streben nach Wahrheit unterscheidet sich von jenem des Gelehrten nur in dem Object und in der Methode der Anwendung. Die Flamme ist dieselbe in der Brust des Forschers wie in der des Journalisten. In erster Linie will er die Wahrheit, um sich selbst zu genügen. Erst wenn er selbst zur Erkenntniß vorgedrungen, wird er erwägen, ob auch Andere daran Theil haben sollen und in welchem Maße. Wo kein stärkeres Motiv ihn zurückhält, wird er so wenig als möglich von seinem Funde dem Publicum vorenthalten.

Und von allen Rücksichten, welche ihn zum Verhehlen seines Schatzes bestimmen können, ist jene am achtungswertheften, welche von der Ansicht ausgeht, daß die Wahrheit nicht für Alle gleich nützlich sei, daß ein Theil der Menschheit das volle Licht nicht vertrage, daß es daher diesen Schwachen im Geiste gegenüber nothwendig und ersprießlich sei, ihnen die berauschende Essenz nur langsam und in schwachen Dosen einzuträufeln. Unter den Journalisten gibt es allerdings sehr wenige, welche dieser Auffassung huldigen und die Wahrheit als eine Art eleusinischer Geheimnisse behandeln möchten. Die meisten, welche sich entschließen, der Wahrheit nicht die volle Ehre zu geben, werden dies aus eigennützigen Gründen thun. Das persönliche Interesse ist in diesem Falle das stärkere und sie lassen die Standesmoral fallen, weil sie in einer privilegirten Stellung — etwa als officielle oder officiöse Schreiber, als Bedienstete einer Partei u. dgl. — dem Kampfe ums Dasein entrückt, sich außerhalb der Gemeinschaft befinden und, vom sichern Hafen einer guten Versorgung aus, sogar die Standesprincipien bekämpfen.

Alle diese Fälle, so zahlreich sie auch sein mögen, sind Ausnahmen. Der wirkliche Journalist, der freiwillige Diener der Oeffentlichkeit, ist immer ein begeisterter Verehrer der Wahrheit und die Uebertreibungen, welcher er sich manchmal schuldig macht, entspringen nicht der Absicht, die Wahrheit zu fälschen oder zu verhüllen, sondern dem überflüssigen Streben sie aufzuputzen, damit sie von recht Vielen gesehen werde. Es ist dies auch eine Verletzung der Wahrheit, aber eine solche, an welcher das Publicum mitschuldig ist. Je gebildeter ein Volk, desto leichter verzichtet es auf die abenteuerliche Ausstaffirung der Thatsachen, desto schmackhafter mundet ihm die unverfälschte natürliche Kost und der Journalist selbst macht, vom Publicum geleitet, dieselbe Entwickelung durch, wie der Mythenerzähler zum Geschichtsschreiber.

Für das journalistische Handwerk bezeichnet dieses Stadium die höchste Stufe der Vollendung. Wo die Gesellschaft so gesittet ist, daß die Uebertreibung, die persönlichen Angriffe aus Gehässigkeit verpönt sind, da erst kann die journalistische Begabung zur vollen Entfaltung gelangen. Denn die Wahrheit schließt so wenig die Frische und Originalität der Darstellung aus, daß sie sogar das nothwendigste Attribut des Journalisten ist, der auf gebildete Leser wirken will. Sie ist sein eigentliches Lebenselement. In dem Augenblick, wo er aufhört wahr zu sein, wo er sich einer Unwahrheit bewußt wird, hört die Schaffensfreude auf, die Spannkraft des Geistes verläßt ihn, er hört auf frisch und anregend zu schreiben, weil er aufgehört hat wahr zu sein. Ohne diesen ethischen Gehalt kann auf die Dauer kein Journalist bestehen und auch die Zeitung kann es nicht. Im Anfange, bei der Gründung des Unternehmens, da mögen welch Mittel immer angewendet worden sein, Sensationsnachrichten, Skandale, Gehässigkeiten, kurz Alles was die Aufmerksamkeit erregt, „was zieht". Aber alle diese Lockmittel stumpfen sich mit der Zeit ab und wenn sie leben und bestehen will, muß jede Zeitung trachten, sich den Ruf der Verläßlichkeit zu verdienen, das heißt, sie muß Kritik üben und diese wird um so gewissenhafter sein müssen, je kritischer das Publicum ist, so zwar daß der Redacteur eines für gebildete Leser bestimmten Blattes nichts passiren lassen wird, woran er selbst nicht glaubt.

Aber ist diese Auffassung auch richtig? Haben wir nicht zu schön gemalt und das Ideal des Journalismus dargestellt, anstatt, wie wir versprochen, die factischen Tugenden des journalistischen Standes, jene, welche die Tagesschriftsteller zu ihrem eigenen Vortheile bethätigen sollen und müssen?

Wir sind zur Probe bereit und zwar suchen wir die Bestätigung unserer Auffassung nicht im Geburtslande des Journalismus, nicht in England, wo sich die Zeitungsschreiber seit Jahren einer geachteten Stellung in der Gesellschaft erfreuen und wo die Journalistik am ehesten die Untugenden abgelegt, welche mit dem Kindesalter immer verbunden sind; wir gehen in das Land der Freiheitsflegel, nach Amerika, wo die Ausschreitungen der Tagespresse zum abschreckenden Beispiele für alle ehrsamen Bürger des Continents geworden und holen uns eine Bekräftigung unserer Behauptung von jener Presse, von der Dickens in seinen Amerikanischen Skizzen immer nur in den stärksten Ausdrücken des Abscheues und der Entrüstung zu sprechen vermag. Ja noch mehr, wir wollen recht eigentlich in corpore vili experimentiren und als Demonstrationsobject das gelesenste, verbreitetste, aber nicht gleichzeitig geachtetste Blatt Amerikas benützen, den „New York Herald".

Von eben diesem Blatte weist der amerikanische Publicist Parton in einem Aufsatz über Gordon Bennett*) dem Gründer desselben nach, daß es emporgekommen und zur Macht gelangt ist nicht durch seine Skandale, nicht durch seine häßlichen Eigenschaften, sondern trotz derselben durch seine Leistungen im Dienste der Wahrheit. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch die amerikanische Auffassung über die Aufgabe der Tagespresse und zwar ist es die denkbarst nüchterne, die echte Yankee-Ansicht. „Wenn in einer Stadt" — sagt Parton — „zehn Bäcker sind, wird derjenige mit der Zeit den größten Zuspruch haben, der um dasselbe Geld das beste Brod gibt. Das beste Zeitungsbrod sind aber Neuigkeiten. Zu erfahren wie etwas vor sich gegangen, ist der Anfang aller Weisheit. Alles Andere ist Theorie, Combination, welche richtig sein kann, oder auch nicht."

Dieser Satz kehrt in den verschiedensten Formen wieder und es wird in den folgenden Aussprüchen der Begriff Neuigkeiten auf dic journalistische Bedeutung eingeschränkt, nämlich auf Nachrichten über das Thema des Tages. Die betreffende Definition lautet:

„Die speciellen Artikel, welche die Zeitungsunternehmer verschleißen, sind Neuigkeiten, das heißt Nachrichten über geschehene Ereignisse, welche das Publicum interessiren oder für welche sein Interesse erregt werden kann."

Man kann nicht prosaischer über den journalistischen Beruf denken und doch schließt diese Auffassung die schwerste Aufgabe der Journalistik in sich und Parton hat Recht, wenn er sagt, daß man die Journalistik gar nicht höher schätzen kann, als wenn man ihr diese Mission zuspricht, denn die Nachrichten, welche den Verschleißartikel der Zeitungen bilden, sind um so besser, je vollständiger, je genauer sie sind. Dies bedingt aber eine volle Hingabe an das Ereigniß, eine Objectivität des Berichterstatters, welche jede Parteilichkeit, jede Tendenz, jeden Hintergedanken ausschließt. „Der beste Reporter" — heißt es bei Porton — „ist immer derjenige, dessen einziges Ziel darin besteht, das Ereigniß genau so zu erzählen, wie es wirklich vor sich ging und die Scene gerade so zu beschreiben, wie sie ihm erschienen."

*) Famous Americans of recent times by James Parton. Boston 1873, J. R. Osgood et Co.

Digitized by Google

Von dem Eifer und der Wahrheitsliebe des Reporters — welcher nach amerikanischem Begriffe die eigentliche Verkörperung des journalistischen Berufs ist — hängt also der Ruf, das Gedeihen des Unternehmens ab und diese Werthschätzung der Wahrheit, als der eigentlichen Essenz des journalistischen Berufs, wird von unserem Gewährsmanne in die Worte zusammengedrägt:

„Das siegreichste Blatt wird in Amerika immer dasjenige sein, welches die Wahrheit in allen ihren Beziehungen und Gestaltungen unbekümmert um die Wirkung derselben auf Theorien, Parteien, Fractionen und Präsidentschaftscampagnen zum Ausdruck bringen wird."

Da haben wir also von einem „matter of fact"-Manne, den man schwerlich einen idealen „Wolkentreter" nennen kann, aus dem Munde eines praktischen Yankee das Glaubensbekenntniß jedes Philosophen, jedes Gelehrten, das Streben nach Wahrheit unbekümmert um alle äußeren Rücksichten, und der einzige Unterschied liegt im Object der Forschung. Hierin ist der Journalist auf die Gegenstände begrenzt, welche Interesse erregen oder für für welche Interesse erregt werden kann. Innerhalb dieser Schranken soll er gerade so wie jeder Forscher nichts suchen als die Wahrheit und nur die Wahrheit.

Damit wäre das Standesgesetz für den einen Zweig der Journalistik, für den referirenden Theil gefunden. Unser Amerikaner meint zwar, daß dieser der einzig wesentliche sei. Dem Reporter gehöre die Zukunft und er sieht eine Zeit voraus, wo die Journale nichts als Thatsachen und keine einzige Reflexion bringen werden. Aber darin irrt der amerikanische Publicist. Was er als natürliche Entwicklung der Zeitung hinstellt ist nicht ihre Zukunft, sondern ihre Vergangenheit, wie sie in der im Jahre 1695 in Hamburg erschienenen „Zeitungslust" sehr drastisch geschildert wird.*) Neben den Nachrichten werden immer Reflexionen als die tägliche Zeitungskost geboten werden müssen. Denn die Thatsachen sind für sich allein nicht immer verständlich. „Wenige Thatsachen," sagt J. St. Mill (On liberty), „können ihre eigene Geschichte erzählen, ohne daß man ihnen ihre Bedeutung künstlich zu entlocken brauchte." Es wird also immer neben dem referirenden auch ein commentirender Theil der Journalistik bestehen, neben dem Reporter der „Leitartikler". Wie lautet aber für diesen das Sittengebot oder vielmehr, welches ist das Princip, an dem der raisonnirende Journalist festhalten muß, wenn der Stand prosperiren und erstarken soll, worin besteht hier die Standesehre?

Das Gebiet der Argumente und Reflexionen ist ja von vorneherein ein streitiges. Da sollte man meinen wäre es ganz gleichgültig, ob der Leitartikler heute für diese Ansicht die Beweise, seiner Tendenz entsprechend, gruppirt, morgen wieder mit demselben Feuereifer die entgegengesetzte vertrete. Und in der That ist sogar unter Journalisten — allerdings solchen leichtesten Kalibers — die Meinung verbreitet, die Ueberzeugung sei ein unnützer, ja schädlicher Ballast, der den Tagesschreiber im Fortkommen hindere. Er thue gut, Principien — wenn er unvorsichtiger Weise sich diesen Luxus angeschafft — so schnell als möglich über Bord zu werfen. Allein das mag vielleicht vom Standpunkt des augenblicklichen Bedürfnisses, für das einzelne Individuum richtig sein, das sonst nichts will als fett werden. Der Einzelne mag seine Ueberzeugung aus persönlichen Motiven verleugnen. Er kann dadurch sogar sehr hoch steigen auf der Glücksleiter des Lebens. Aber seine journalistische Carriere ist dann abgeschlossen und wenn er auch ein Nabob an Fähigkeiten und Talenten wäre; die Standesgenossen selbst vollziehen bewußt oder unbewußt die moralische Degradirung — und die Standesgenossen taxiren immer richtig.

Der Stand aber kann sich nicht entwickeln, kann nicht zur Geltung und Macht gelangen, wenn alle Journalisten die Principienlosigkeit auf ihre Fahne schreiben würden. Das Zeitungsunternehmen selbst kann bestehen und gedeihen und an Lesern zunehmen ohne jedes Programm, aber politischen Einfluß kann es nicht gewinnen. „Denn" — wir citiren hier wieder den Amerikaner — „Einfluß auf die Meinung Anderer kann kein Blatt haben, welches selbst keine Meinung besitzt." Es ist daher immer eine verfehlte Speculation, wenn eine Regierung sich durch die Unterstützung eines gesinnungslosen Journals zu stärken vermeint, ein Fehler den — um ein recht fern liegendes Beispiel anzuführen — die amerikanischen Staatsmänner eben diesem starkbretteten New York Herald gegenüber oft begangen haben.

Kein Blatt und kein Journalist kann auf Andere bestimmend einwirken, sobald das Publicum an dem Ernst der Aussprüche zweifelt. Die eigene Ueberzeugung ist die erste Bedingung, um Andere für seine Meinung zu gewinnen, und je mächtiger die eigene Ueberzeugung, desto größer die Wirkung auf Andere. Weit entfernt also, daß der Journalist keine eigene Ansicht haben soll, ist sie ihm nothwendig, um sich die geistige Regsamkeit, die stete Schreiblust zu erhalten und ihn vor dem Schicksal zu bewahren — welches alle gesinnungslosen Tagesschriftsteller früher oder später ereilt — zum gedankenlosen Phrasendrescher herabzusinken.

Der Journalist soll eine Meinung haben und in den meisten Fällen hat er sie auch. Es ist so wenig begründet, daß er die Gesinnung schneller wechselt als Andere, daß im Gegentheil der Journalist eher in Gefahr ist einseitig zu werden. Er unterscheidet sich hierin vom Advocaten, der immer bereit ist denselben Gegenstand von zwei verschiedenen Seiten aufzufassen und daher eher verleitet wird, das Recht als etwas Subjectives zu behandeln. Der Journalist aber hat nur eine Ueberzeugung, die hätschelt er, die verhätschelt er sogar. Und wenn er gezwungen wird, sie zu verleugnen, so geschieht dies immer mit dem Bewußtsein eines großen Opfers, mit der niederdrückenden Scham, sein ureigenes Wesen, sein besseres Selbst preisgegeben zu haben.

Niemand empfindet den geistigen Zwang schärfer als er und wenn er gegen jede Intoleranz sich aufbäumt, wenn er gegen jede gewaltsame Beschränkung der freien Meinungsäußerung ankämpft, so streitet er in erster Linie für sich, weil er seiner Beschäftigung nach am tiefsten das Bedürfniß empfindet:

„Zu reden, wie ihm das Herz im Busen gebietet."

Die Ueberzeugungstreue soll damit keineswegs dem Journalisten ausschließlich zugesprochen werden. Von den römischen Christen bis zu den französischen Protestanten weist die Geschichte eine lange Kette von Märtyrern ihres Glaubens auf und in allen Ständen werden sich Beispiele finden von Männern, welche das Princip höher achten als Leben, Stellung und Versorgung. Was aber aufrecht stehen bleiben soll ist die Behauptung:

> daß Diejenigen, welche sich mit der Erforschung des Wahren, mit dem Studium von Ansichten, mit Meinungen überhaupt beschäftigen, dadurch keineswegs abgestumpft werden gegen die Gegenstände ihres Berufs, daß sie Ansichten und Grundsätze nicht als Kleid betrachten, welches man ablegen kann, sobald es der Menge oder den Machthabern nicht gefällt, sondern im Gegentheil als ein Kleinod, als ein hohes Gut, als ein Theil ihres bessern Selbsts, mit dessen Verleugnung sie ihr Edelstes und Bestes preisgeben.

*) „Ob auch schon sowohl in der Historie als in denen Zeitungen getadelt wird, ein Urtheil über die vorgehende Sache zu fällen: So ist es doch solches mehr in diesen als jenen verwerflich. Denn man liest die Zeitung darumb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Sachen geschickt werden, sondern daß man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern blos das Blatt zu erfüllen, einen Senf darüber hermachen, welcher zu nichts anderes dienet, als daß man die Nasenweisheit derselben verlachet und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirret, wo sie nichts anderes als straucheln und versinken können." (Aus: „Zeitungs-Lust und Nutz oder derer sogenannten Novellen oder Zeitungen wirkende Ergetzlichkeit, Anmuth, Nothwendigkeit und Frommen, auch was bei deren Lesung zu lernen, zu beobachten und zu bedenken sei", Jahrgang 1695).

Digitized by Google

Das gilt für Alle, die sich mit Speculationen irgend welcher Art befassen, also für Gelehrte, Philosophen und Journalisten. Es kommen wohl auch Mitglieder anderer Stände in Collision mit ihrer Ueberzeugung, z. B. ein nihilistischer Arzt, der im Verlaufe seiner Studien dahin gelangt ist, an die Heilkraft jedweden Medicaments zu zweifeln, oder ein Beamter, der, gegen seine bessere Einsicht, Aufträge seines Vorgesetzten auszuführen hat. In beiden Fällen werden diese Conflicte höchstens zu einer innern Krise führen. Der Arzt wird fortfahren Recepte zu verschreiben, der Beamte ruhig weiter amtiren. Nicht weil ihnen die Ueberzeugungstreue mangelt, sondern weil dieses Gefühl nicht jene Entwicklung erreicht, wie beim Journalisten, der durch den fortwährenden Kampf um Principien zu einer höhern Werthschätzung seiner eigenen Ueberzeugung gelangt ist.

Aus der Quelle der oben angeführten journalistischen Anlagen fließen aber andere gute Eigenschaften. Denn wie die Götter, so erscheinen die Tugenden niemals allein. Die Wahrheitsliebe führt zur Toleranz, diese zur Gerechtigkeit, diese wieder zur Gesetzlichkeit und so fort. Freilich darf man nicht erwarten, diese charakteristischen Züge in allen Exemplaren der Species in gleicher Schärfe ausgeprägt zu finden. Die Ansätze hierzu sind wohl überall vorhanden, nur kommen die edlen Keime nicht immer zur Entwicklung; ja sie treiben bei mangelnder Pflege wilde Schößlinge, die uns dann als Indiscretion, Skandalsucht, Klatschtrieb, Rechthaberei u. s. w. entgegentreten. In den edelsten Vertretern des Standes sind aber all die guten journalistischen Triebe zur vollsten Reife gelangt und solche Beispiele werden Muster und Gesetz für den ganzen Stand, die sogenannte Standesmoral, deren Vorschriften alle Mitglieder nachleben sollen. Die auf diesem Wege gewonnenen Sittengebote lauten für den Journalistenstand:

Sei wahr, sei gerecht, sei duldsam gegen die Ueberzeugung Anderer und halte deine eigene hoch, achte Gesetz und Recht.

Fürwahr eine Standesehre, die im sittlichen Werth hinter keiner andern zurücksteht. Sie allein würde dafür zeugen, daß in der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft der Journalismus ein sittlicher Factor höchster Potenz ist.

J. H. Wehle.

Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts.

Von Borealis.

Die blutigen Traditionen des russischen achtzehnten Jahrhunderts haben in die Familiengeschichte des Kaiserhauses ebenso tief, wenn nicht tiefer hineingeragt, wie in die Familienverhältnisse vieler der Unterthanen Alexanders II. Kaiser Nikolaus und dessen Bruder haben die Mörder ihres Vaters ebenso gut von Angesicht gekannt, wie einzelne der Mitverschwornen und der Günstlinge ihrer Großmutter. Als diese merkwürdige Frau in das Grab sank (November 1796), war der Großfürst (späterer Kaiser) Alexander neunzehn, sein Bruder Constantin siebzehn Jahre alt. In der Umgebung ihrer Großmutter erzogen und dem Hofe ihres in der Einsamkeit Gatschinas lebenden Vaters absichtlich entfremdet, lernten beide Jünglinge diesen Vater eigentlich erst kennen, als derselbe in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre als verbitterter, durch unaufhörliche Zurücksetzungen krankhaft gereizter Mann den Thron bestieg. Seinen ältesten Sohn behandelte der Kaiser von Hause aus mit einem Mißtrauen, das von Feindseligkeit kaum zu unterscheiden war — aus einer, zu Zeiten bis zur Todesfurcht gesteigerten Angst vor dem Vater ist aber auch der angebliche Liebling desselben, der Großfürst Constantin, während des fünfjährigen pauliniſchen Regimentes niemals herausgekommen. Wenn wir von der Jugendgeschichte dieses Prinzen nichts weiter wüßten, als was neuerdings von E. P. Karnowitsch den Aufzeichnungen zweier demselben nahestehend gewesener Offiziere, des Grafen Komarowsky und des Obristen Sublukow entnommen worden, so wären wir bereits genugsam orientirt, um verstehen zu können, warum Constantin Pawlowitsch werden mußte, was er geworden ist — ein Despot, der den ehemaligen Sklaven niemals verleugnen konnte. — Das erste Zeichen väterlichen Vertrauens, das dem siebzehnjährigen Jüngling gegeben wurde, ließ denselben einen tiefen Blick in die moralische Verwilderung des Geschlechts thun, dem er angehörte: er, nicht sein älterer Bruder der Thronfolger, war Zeuge bei der Versiegelung der geheimnißvollen, von Subow, Markow und dem Vicekanzler Besborodko mitunterzeichneten Papiere, welche der Letztere wenige Wochen vor dem Tode der Kaiserin Katharina von dieser empfangen, aber sofort nach ihrem Ableben dem neuen Herrscher ausgeliefert hatte: den Inhalt dieser Actenstücke bildete ein zur Veröffentlichung am 24. Nov. 1796 bestimmtes kaiserliches Manifest (die Kaiserin war am 7. Nov. gestorben), durch welches Paul zu Gunsten seines Sohnes Alexander von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte. Die Wissenschaft um dieses Geheimniß war aber nur einer der Gründe, aus denen der Großfürst „aus dem Zittern nicht herauskam und die Farbe wechselte, sobald das Wort Kriegsgericht ausgesprochen wurde". Das kleinste Versehen im Dienste, die geringste Abweichung von den Instructionen, die dem Prinzen als Ober-Inspector der Kadettenhäuser, Chef des Chevaliergarde-Regiments, zeitweiligem Gouverneur von Peterhof u. s. w. ertheilt worden, versetzten den Kaiser in Wuthanfälle, deren Folgen seinen Kindern ebenso kritisch werden konnten, wie anderen Sterblichen. Die militärischen Neigungen des Vaters trafen mit denen des Sohnes durchaus zusammen, — an Strenge und Pedanterie im Gamaschendienst wurde der Erstere sogar durch den Letzteren übertroffen und für politische Angelegenheiten und Umtriebe fehlte dem Großfürsten jedes Organ und jede Neigung. Nichtsdestoweniger vermochte Constantin es dem Kaiser fast niemals recht zu machen und trug dieser sich wiederum mit beständigen Besorgnissen vor verbrecherischen Umtrieben seines Sohnes. Als geheimer Aufpasser war dem Prinzen der Adjutant eines der ihm unterstellten Regimenter, Sasonow, beigegeben, und mit der Anweisung versehen worden, Seine Kaiserliche Hoheit niemals außer Augen zu lassen. Der junge Offizier glaubte den Zorn seines nächsten Chefs indessen ebenso in Rechnung ziehen zu müssen, wie die Ungnade des Kaisers und ließ sich auf Rapporte über das Privatleben des Großfürsten unter dem Vorgeben nicht ein, daß es nichts zu berichten gebe und daß die persönlichen Adjutanten S. K. H. bessern Bescheid wissen müßten, als er, der blos zucommandirte Regiments-Adjutant. Zur gelegentlichen Controle Sasonows und der übrigen, dem Großfürsten beigegebenen Offiziere wurden darum Lakaien verwendet, die der unglückliche Monarch mitunter in eigener Person vernahm. — Von seiner Umgebung, namentlich von den ihm unterstellten Offizieren und Soldaten, wurde der wilde, jähzornige und unbesonnene Sohn gerade so gefürchtet, wie der Vater, — denn er suchte sich für die erlittenen Mißhandlungen und die beständige Furcht, unter welcher er lebte, wiederum dadurch schadlos zu halten, daß er die eigene Person mit doppelten Schrecken umgab. Hand in Hand mit dieser Härte gegen die Untergebenen ging bei Constantin Pawlowitsch eine wenig ehrenvolle Abhängigkeit von den Günstlingen des Kaisers. Obgleich es öffentliches Geheimniß war, daß der oberste Vertraute Pauls, der vom Stiefelputzer zum Oberstallmeister und Generallieutenant beförderte „Graf" Iwan Kutaissow den Kaiser systematisch gegen die eigenen Familienglieder aufhetzte, rief Constantin regelmäßig die Intervention dieses Gewaltigen an, wenn es das Schwert Allerhöchster Ungnade abzuwenden galt. Kutaissow mußte aushelfen, als der Großfürst die abendliche Meldung unterlassen hatte, zu welcher er als Militärgouverneur von Peterhof verpflichtet war (er hatte den Kaiser mißverstanden und sich bereits Nachmittags von demselben entlassen geglaubt), und wegen welcher er vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden fürchtete; Kutaissow wurde angerufen, um der Verbannung des Prinzen und seiner Gemahlin in das eisige, Jahre lang ungeheizt gebliebene Zarskoje-Selo ein Ende zu machen, welche über den unglücklichen

Digitized by Google

Chef des Chevaliergarde-Regiments sammt der Mannschaft desselben, wegen eines Manöverfehlers, verhängt worden war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Kutaissow gewesen, der auch den „großen" Conflict von 1799 ausgeglichen hat. Aus Italien zurückgekehrt, wo er an der Seite Suworows gegen die Franzosen mitgefochten und zur Belohnung dafür den (sonst nur dem Thronfolger zukommenden) Titel „Cäsarewitsch" erhalten hatte, war der Großfürst nicht nur von dem großen Publicum, sondern eine Zeit lang auch von seinem Vater als Kriegsheld und militärischer Sachverständiger angesehen worden. In dieser Eigenschaft hatte er gewisse Veränderungen in der Uniformirung der Armee vorgeschlagen und an der Hand eines Modells zu erläutern versucht. Der Kaiser hatte anfangs ruhig zugehört, plötzlich aber mit vor Zorn bebender Stimme ausgerufen: „Das ist ja der Schnitt der Potemkin'schen Uniformen! Du schlägst Dich auf die Seite meiner Feinde — fort aus meinen Augen, Verräther." — Die bloße Erinnerung an den Liebhaber seiner Mutter und Feind seiner Jugend war ausreichend gewesen, den unglücklichen Monarchen um alle Besinnung zu bringen und den ahnungslosen Großfürsten in eine Ungnade zu stürzen, deren Folgen nur mühsam und nach langen Verhandlungen abgewendet werden konnten.

Das feindselige Mißtrauen Pauls I. gegen seine Söhne hat bekanntlich bis zum Tode dieses Fürsten gedauert, die Besorgniß der Hofkreise vor einem plötzlichen und gewaltsamen Ausbruch dieser Feindseligkeit auf die Katastrophe vom 11/23. März des Jahres 1801 entscheidend eingewirkt. Des Kaisers gegen die Fürstin Anna Gagarin gethaner Ausspruch: „Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères," wurde auf seine Absicht gedeutet, die beiden Großfürsten zu beseitigen und den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg als Thronfolger zu proclamiren und gab das Signal zur Ausführung der Pläne, mit denen die Pahlen, Bennigsen und Subow sich schon früher getragen hatten. An dem, dem tragischen Ereignisse vorausgehenden Tage (so berichtet eine Aufzeichnung Sablukows) hatten beide Großfürsten von dem Kaiser Stubenarrest und ihre Lakaien die Ordre erhalten, über jeden den Gefangenen gemachten Besuch sofort zu berichten. Als Sablukow am Abend des 11/23. März im Michailow'schen Palais erschien, um in seiner Eigenschaft als Adjutant des Chevaliergarde-Regiments dem Großfürsten Constantin den Tagesrapport zu erstatten, warnte ein ihm bekannter Kammerlakai den Obristen vor dem Betreten der Gemächer des Cäsarewitsch, indem er angab, dem Kaiser sofort darüber berichten zu müssen. Sablukow bestand auf seinem Willen und wurde endlich vorgelassen: er fand den Großfürsten blaß und an allen Gliedern schlotternd in seinem Zimmer dastehen; wenig später trat Alexander ein, die Spuren mächtiger innerer Erregung nur mühsam verbergend, — endlich erschien durch eine andere Thür der Kaiser in feierlichem Paradeschritt eintretend, in Galauniform und den Commandostab in erhobener Hand tragend. Bei seinem Eintritt flüchtete Alexander in das Nebenzimmer, Constantin aber blieb wie angewurzelt stehen; Paul hörte dem Bericht des Adjutanten zu und entfernte sich dann wieder; Constantin blieb einen Augenblick zurück und verabschiedete Sablukow, nachdem er ihm unter der Ermahnung zu höchster Vorsicht mitgetheilt, er und sein Bruder hätten Arrest und würden vor dem Oberprocureur Oboljäninow einen Eid abzuleisten haben. Nachts wurde der Obrist durch einen Befehl Constantins geweckt, der das Regiment sofort und in voller Munition antreten ließ — eine Stunde später war Alles vorüber und hatte Alexander I. den Thron bestiegen, Constantin aber bei der Nachricht vom Tode seines Vaters das Gelöbniß abgelegt, nie und unter keinen Umständen die russische Krone anzunehmen.

Auf keinen der Söhne Kaiser Pauls haben die Eindrücke dieser Jugend- und Entwickelungsjahre so nachhaltig und entscheidend eingewirkt, wie auf den „Cäsarewitsch". Alexander, dem er durch die gemeinsam verlebte Prüfungszeit eng verbunden war, ließ den Bruder, so weit das möglich, gewähren, konnte eine gewisse Scheu vor dessen wildem, unberechenbarem Wesen aber nie überwinden und sah sich wiederholt genöthigt, gegen die Brutalitäten und Tollheiten einzuschreiten, die der nächst berechtigte Erbe seiner Krone beging. Nikolaus ist dem älteren Bruder, der zu seinen Gunsten abdicirt hatte und der dem gemeinen Manne aus diesem Grunde für einen „großen Mann" galt, sein Leben lang mit achtungsvoller Ergebenheit begegnet, hat ihn aber stets von sich entfernt gehalten. Beide Fürsten mochten die Empfindung haben, daß die Zügellosigkeit und das asiatische Wesen des von seiner Großmutter zum Kaiser von Byzanz bestimmten Prinzen in eine Zeit nicht mehr hineinpaßten, welche sich von der Aera der Palastrevolutionen, der Bojarenverschwörungen und der Kaisermorde durch einen tiefen Abgrund geschieden wußte und bei aller absolutistischer Strenge die Formen europäischen Regiments ernstlich anstrebte. In den Traditionen des kaiserlichen Hauses und der jüngeren Generation desselben hat der heute halbmythisch gewordene Cäsarewitsch dagegen noch lange nach seinem Tode (27. Juni 1831) eine erhebliche Rolle gespielt und für den Typus eines Zarensohnes von altem Schrot und Korn gegolten. Seine bei Austerlitz bewiesene Tapferkeit, der Trotz, mit welchem er Napoleon in Erfurt entgegengetreten war, die geheimnißvolle Thronentsagung vom 26. Januar 1822, das romantische Verhältniß zu jener Gräfin Grudzinska (Fürstin Lowicz), die die Bändigerin und schließlich die zweite Gemahlin dieses Unbändigen wurde, seine wunderliche Stellung zu der mißhandelten und doch leidenschaftlich geliebten polnischen Armee und die zahllosen von ihm erzählten Soldatenanecdoten hatten aus dem zweiten Sohne Kaiser Pauls eine Art von russischem Condé, den Paladin eines Sagenkreises gemacht, der in den Kinder- und Gesindestuben des Winterpalais Jahrzehnte lang sein Wesen getrieben hat. — Der eigentliche Mittelpunkt, der Artus dieses Kreises, war natürlich nicht Constantin selbst, sondern sein älterer Bruder, der Kaiser Alexander I., der „Gesegnete", der „ange blanc", der den corsischen Imperator besiegt und (wie die officielle Kalenderphrase lautet) „die Gallier sammt den zweiundzwanzig ihnen verbündeten Nationen" von der Erde des heiligen Rußland vertrieben hatte. Merkwürdig, daß in dieser Ueberlieferung die sanften und liebenswürdigen Eigenschaften, mit welchen der Kaiser ganz Europa bezauberte, eine sehr viel geringere Rolle spielen, als gewisse Eigenthümlichkeiten seines Charakters und seiner Lebensführung, die zu dem herkömmlichen Idealbilde nicht recht stimmen wollen und dennoch historisch verbürgt sind! Alexanders maßloser Hang zu Ausschweifungen, der Jähzorn, zu welchem er sich gelegentlich hinreißen ließ, und die bodenlose, seitdem nie wieder dagewesene Willkürwirthschaft, die sich unter der Aegide des einzigen Mannes, dem er bis an das Ende seines Lebens traute, des Grafen Araktschejew, etablirte, — haben die nachfolgenden Geschlechter sehr viel mehr beschäftigt, als die Verdienste, die der liebenswürdige Nachfolger Kaiser Pauls um die Humanisirung des russischen Staatswesens sich erworben hat. An dem Maßstabe desjenigen gemessen, was zwischen 1801 und 1820 an Libertinage geleistet und aus der dem General Solomka für unqualificirbare Zwecke anvertrauten Kasse bestritten wurde, nimmt sich freilich Alles, was über Liederlichkeiten unter ähnlichen Verhältnissen geflüstert wird, ziemlich kindlich aus, — Ausbrüche der Sultanslaune, wie sie der unglückliche Censor des „Constitutionel" und der kaiserliche Flügeladjutant Obrist Bartholomäi*) erfahren haben, galten bereits unter dem Scepter des

*) Auf einen directen, bei der Tafel und im ersten Affect gegebenen Befehl des Kaisers wurde der erwähnte Censor nach Sibirien geschickt, weil er die auf der vierten Seite des „Constitutionel" abgedruckte Anzeige einer Schrift über die Ermordung Kaiser Pauls übersehen hatte. — Der Obrist v. Bartholomäi, den Alexander mit Zeichen seiner Freundschaft überhäuft und während seines ersten Pariser Aufenthalts zu seinem beständigen Begleiter gemacht hatte, fiel in Ungnade und wurde nie wieder eines kaiserlichen Worts gewürdigt, weil er auf einem Spaziergang über den Montmartre die Aehnlichkeit der von dieser Anhöhe sich darbietenden Aussicht auf Paris mit dem Panorama Moskaus von den Sperlingsbergen verglichen und den Monarchen dadurch an die Anwesenheit Napoleons in der ersten russischen Hauptstadt erinnert hatte.

Digitized by Google

Kaisers Nikolaus für ebenso unmöglich, wie die Barbareien der Araktschejew'schen Militärcolonie und die Dinge, welche der Schüler des „Philosophen" Laharpe, der Freund Baaders und der Frau v. Krüdener sich von dem rohen und gemeinen Fanatiker Photi im Jahre 1824 hatte bieten lassen.

Der Hauptsache nach ist die Pfaffenintrigue, durch welche der Jugendfreund und vieljährige Vertraute Alexanders, Fürst Galyzin gestürzt und von der Verwaltung des Cultus- und Unterrichtsministeriums entfernt wurde, längst bekannt: das für den Charakter und den Bildungszustand des damals siebenundvierzigjährigen Monarchen bezeichnende Detail dieser Geschichte ist aber erst durch die im vorigen Jahre veröffentlichte Monographie Miropolskis über Photi den Archimandrit des Jurjewklosters und durch die Publication von Photis eignen Tagebüchern (Russki Archiv 1873) an das Licht gezogen worden. Durch eine vornehme und reiche Gönnerin, die altjüngferlich bigotte Gräfin Anna Orlow-Tschesmenskaja dem Grafen Araktschejew empfohlen, sah dieser Photi es für seine Lebensaufgabe an, den als Begründer der Bibelgesellschaft der pfäffischen Reactionspartei verhaßt gewordenen Cultusminister Galyzin und dessen angeblich protestantisirende Freunde (unter welchen sich neben Alex. Turgenjew, Popow und Labin, übrigens verschiedene hohe Würdenträger der griechischen Kirche befanden) zu beseitigen. Das Hauptverbrechen, welches dem Minister zur Last gelegt wurde, bestand in der Förderung, die er den russischen Uebersetzungen verschiedener Andachtsbücher und Tractate Goßners, Jung-Stillings, Feßlers, Eckartshausens und anderer zum Mysticismus neigender „Ketzer" hatte angedeihen lassen. In einer Reihe von unsinnigen Schmähungen strotzender „Sendschreiben", welche dem Kaiser im April 1824 heimlich überreicht wurden, denuncirte der eigens zu diesem Zweck aus Nowgorod nach Petersburg berufene Mönch den Minister des geheimen Einverständnisses mit revolutionären und kirchenfeindlichen Umtrieben, welche auf den Umsturz von Thron und Altar abzielen sollten, gab ihm Schuld, ein Vorläufer des Antichrist zu sein, eine neue Religion einführen zu wollen u. s. w. Unter Berufung auf himmlische Erscheinungen, die ihn mit der Bekämpfung Satans und seiner Gesellen beauftragt haben sollten und in einer von excentrischer und dabei von tiefster Unbildung zeugenden Tollhäuslersprache empfahl Photi dem Kaiser, sein ganzes Vertrauen auf den „echt befundenen" Araktschejew zu setzen und zur „Ausrottung der Gottlosigkeit" die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Durch „göttliche Offenbarung" sei ihm, Photi, als er um Erleuchtung im Kampfe gegen die Revolution inbrünstig gebetet, das Folgende als der directe Wille des Herrn bezeichnet werden:

1) Das Ministerium der geistlichen Angelegenheit und zwei andere Ministerien sind von ihren gegenwärtigen Inhabern zu reinigen.

2) Die Bibelgesellschaft ist sofort aufzuheben, da es bereits genug Bibeln gibt und da diese nicht mehr nöthig sind.

3) Der Synod (die Oberkirchenbehörde) ist auf seinen früheren Fuß bringen und die Geistlichkeit mit der Aufsicht über das Unterrichtswesen zu betrauen, damit nichts gegen die Regierung und gegen den Glauben geschehe.

4) Geheimrath Koschelew ist zu entfernen, Goßner und Feßler auszutreiben und die Methodisten über die Grenze zu schaffen. (Sendschreiben III, übergeben am 27. April 1824.)

Nachdem die Zahl dieser Botschaften (in welchen u. A. Galyzin als „geistlicher Napoleon" bezeichnet und der Kaiser daran erinnert worden war, daß seit der Bekämpfung des weltlichen Napoleon gerade 12 Jahre vergangen seien) auf fünf gestiegen war, zeigte Alexander sich durch den Inhalt so tief erschüttert, daß Galyzin durch gute Freunde gewarnt und bedeutet wurde, sich mit dem Archimandrit (den er selbst empfohlen und stets mit Auszeichnung behandelt hatte) zu verständigen. Es kam zu einer Besprechung, der arglistige Mönch wußte sich aber so geschickt durchzulügen, daß der harmlose Fürst sich wieder beruhigte. Dann führten die Verschworenen ihre Hauptschläge: Photi bestimmte den Metropoliten Seraphim, einen schwachen, unbedeutenden Mann, bei dem Kaiser eine Audienz nachzusuchen und denselben zu präpariren. Nachdem das gelungen war (die Audienz hatte so tief in die Nacht hinein gedauert, daß Photi bereits fürchtete, der Metropolit sei in Ungnade gefallen, am Ende gar „verschickt" worden), erhielt Photi den Befehl, zum Kaiser zu kommen, „im tiefsten Geheimniß, auf einer geheimen, direct in das kaiserliche Kabinet führenden Treppe, damit nichts offenbar werde" — dem Kaiser war offenbar daran gelegen, den Fürsten Galyzin in dem Wahn zu lassen, es sei Alles beim Alten geblieben. — In einer dreistündigen Audienz entwickelte Photi sein „ihm von Gott eingegebenes", oben mitgetheiltes Programm im Einzelnen. „Der Kaiser," so berichtete Photi selbst, „war tief erschüttert, er erkannte, daß der Herr selbst ihm Errettung aus schwerer Gefahr gesendet habe. Ein Mal über das andere rief er aus: Herr, wie gnädig und barmherzig bist Du gegen mich! Gleichsam direct vom Himmel hast Du mir einen Engel gesendet, um mir Recht und Wahrheit verkündigen zu lassen." Nachdem er den sich in den furchtbarsten Prophezeiungen ergehenden Mönch gebeten, ihm einen „schriftlichen Plan über Alles" auszuarbeiten, sank der Kaiser „wie gebrochen" in die Knie und bat um die Fürbitte und den Segen seines Interlocutors, dem er feierlich die Abstellung alles angerichteten Uebels gelobte.

Freudestrahlend kehrte Photi in das Palais der Gräfin Orlow zurück, bei welcher er Wohnung genommen: er war so furchtbar erregt, daß seine Kleider von Schweiß troffen und daß er die Wäsche wechseln mußte. Andern Tags fand eine Conferenz zwischen dem Metropoliten, Photi und dem vom Kaiser entsendeten Grafen Araktschejew statt. So vollständig war der bestimmbare Monarch unter den Einfluß des wilden Fanatikers gerathen, daß er diesen förmlich um Gnade für seinen Jugendfreund Galyzin bitten und einen Ausgleich vorschlagen ließ. Der Metropolit wankte, Photi aber bestand auf der Forderung, daß der Minister entlassen und daß sein „Programm" dem vollen Umfange nach zur Geltung gebracht werde; auf sein Andringen mußte der schwache Metropolit erklären, daß er für den Fall der Erhaltung des Ministers seine geistliche Würde niederlegen werde. Mit diesem, seinen eigenen Wünschen entsprechenden Bescheide kehrte Araktschejew zum Kaiser zurück. Dieser zögerte indessen noch einige Tage; Goßner wurde zwar auf Beschluß des Minister-Comités ausgewiesen, Galyzin aber noch immer nicht entlassen. Jetzt entschloß sich der seiner Sache sicher gewordene Mönch, die Initiative zur Beseitigung des verhaßten Feindes selbst zu ergreifen: bei einer Begegnung im Hause der Gräfin Orlow überhäufte Photi den Fürsten mit den wüthendsten Schmähungen, nannte ihn ein Satanskind, das schweigen müsse, wenn der Herr durch den Mund seines Gesalbten mit ihm rede, und sprach schließlich das Anathema über den Mann aus, der formell noch immer sein höchster Vorgesetzter war. Galyzin blieb nichts übrig, als sich zu entfernen und bei dem Kaiser Satisfaction zu verlangen. Das war es, was Photi bezweckt und warum er nach der Entfernung Galyzins aus dem Orlow'schen Palais die erschreckte Herrin desselben mit dem Triumphliede: „Der Herr ist mit uns" empfangen hatte. Er wußte, daß Alexander nicht wagen werde sein dem „Engel des Himmels" gegebenes Versprechen zu brechen, brachte den skandalösen Vorfall, so weit an ihm war, in die Oeffentlichkeit und zwang Galyzin dadurch, sich sofort und in übereilter Weise an den Kaiser zu wenden. Dieser stutzte anfangs, ließ sich indessen durch Araktschejew, den Oberpolizeimeister Gladkow und den Commandeur der Garde, General Uwarow (einen Theilnehmer der Verschwörung vom März 1801), bestimmen, den einmal „unrettbar compromittirten" Minister fallen zu lassen. Zwei weitere Sendschreiben Photis, welche dem Monarchen „in der Stille" durch Uwarow überreicht wurden, krönten das Gebäude und am 15. Mai 1824 (dem Himmelfahrtstage) lag ein Allerhöchster Befehl vor, durch welchen der dem Kaiser dreißig Jahre lang eng verbunden gewesene Fürst Alexander Galyzin (übrigens unter Belassung in der Stellung eines General-Postmeisters) seiner Aemter als Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichts und als Oberprocureur des Synods enthoben und das Ministerium des Cultus (der geist-

Digitized by Google

lichen Angelegenheiten) aufgelöst wurde. Photis „Programm" war bis in seinen letzten Consequenzen durchgeführt worden. Daran aber ließ der rachsüchtige Fanatiker sich nicht genügen. Obgleich er in sein Kloster hätte zurückkehren müssen, blieb er in Petersburg, um den Kaiser mit einer ganzen Fluth neuer Sendschreiben zu überschwemmen, in seinen Denunciationen gegen ihm mißliebige Personen (u. A. gegen den würdigen Metropoliten von Moskau Philaret) fortzufahren, die große Zahl am Hofe und in wichtigen Aemtern stehenden „ketzerischen Ausländer" als Gefahr für Rußland zu bezeichnen, und schließlich dem Kaiser vorzurechnen, daß das Jahr 1836 (18 = 6 + 6 + 6 und 36 = 6 × 6, — die 6 aber die Ziffer des apokalyptischen Jahres) ein in der Offenbarung vorausgesetztes Entscheidungsjahr sein werde. Dem Kaiser schien endlich die Geduld zu reißen: am 6. August (1824) erhielt Photi den Befehl, „ins Geheim" im Kabinete Sr. Majestät zu erscheinen. Ueber diese zweite Audienz wird nach Photis Aufzeichnungen das Folgende berichtet. — Der Monarch empfing den Archimandrit kühl und strenge und warf ihm vor, er habe kein Recht gehabt, gegen den Fürsten Galyzin so vorzugehen, wie er gethan. Als Photi den Mund öffnen wollte, um sich zu vertheidigen, gebot der Kaiser ihm in barschem Tone, zu schweigen und fuhr in längerer Rede fort, ihm sein unchristliches Verhalten vorzuwerfen: „Versteht Photi, was der Zar ihm gesagt hat?" hieß es zum Schluß. Photi hörte schweigend zu, bis der Kaiser seinem Unmuth gehörig Luft gemacht zu haben schien. Dann begann er in längerer Rede die Reinheit seines Eifers und den Umfang der Gefahren zu schildern, welche das Reich und dessen Kirche bedroht hätten. „Der heilige Nikolaus," so hieß es zum Schluß dieser wohl erwogenen Replik, „hat keinen Anstand genommen, den Arius wegen einer Lüge öffentlich ins Gesicht zu schlagen und sich gefallen lassen, daß die Väter ihn dafür der Bischofswürde entkleideten." „Du siehst also," warf der Kaiser ein, „wie es dem Heiligen wegen seines Uebereifers ergangen ist." Auf diesen Einwurf hatte Photi nur gewartet. „Die Väter haben ihn verurtheilt," gab er emphatisch zur Antwort, „aber der Herr hat ihn gesegnet" und dabei zog er eine wohlpräparirte Erörterung über den Fall des heil. Nikolaus aus der Tasche, die er dem erstaunten Kaiser zu lesen gab. Alexander las und gab das Blatt mit einer Miene zurück, in welcher sich „Beschämung" ausdrückte, — Photi aber nahm jetzt sein Tempo wahr, holte aus den Taschen und Aermeln seines Gewandes und schließlich aus seinen Stiefeln alle möglichen Papiere und Documente hervor, aus welchen er die „teuflischen" Pläne seiner Gegner und den Umfang seiner durch die „Entlarvung" derselben erworbenen Verdienste um Thron und Alter nachzuweisen suchte und wußte bei dem Hervorsuchen dieser Documente so geschickt zu manipuliren, daß der Kaiser seines am bloßen Körper getragenen, mit scharfen eisernen Ringen versehenen härenen Büßerhemdes gewahr wurde. Jetzt hatte der schlaue Mönch gewonnenes Spiel: „der Zar war tief ergriffen und erglühte wie von einem heiligen Feuer der Scham", er — sank schließlich auf die Knie, erbat Segen und Fürbitte des modernen Propheten Nathan und ließ diesen mit der Empfindung abziehen, abermals einen großen Triumph erfochten zu haben.

Die Charakteristik des Herrschers, mit welchem der rohe und niedrig denkende Archimandrit des Nowgoroder Jurjewklosters ein so unerhörtes Spiel treiben konnte, leitet der russische Historiker A. N. Pypin*) mit der Bemerkung ein, „daß auch die Persönlichkeit eines unbeschränkten Herrschers nichts Zufälliges, sondern ein Product der sie umgebenden Verhältnisse ..... wesentlich das ist, wozu sie von ihrer Umgebung gemacht wird .... In der Person des Kaisers Alexander I. spiegelten sich die verschiedensten und widerspruchsvollsten Tendenzen der Zeit: in ihm sind zugleich auf Aufklärung und Freiheit gerichtete Bestrebungen und durchaus reactionäre, auf Willkür und Unterdrückung zielende Tendenzen verkörpert worden, ... ja, in Folge der Weichheit seines Charakters, hat er mitunter gleichzeitig die einen und die andern Ziele verfolgt". — Zur Erklärung der oben mitgetheilten Vorgänge ist auch diese Charakteristik nur unter einer Voraussetzung ausreichend: derjenigen, daß der Untergrund des gesammten russischen Lebens jener Zeit ein barbarischer und von den die Oberfläche beherrschenden europäischen Culturzuflüssen völlig unberührter gewesen ist. Und der typische Repräsentant dieser Zeit, der zwischen Extremen so wunderlicher Art umhertaumelnde, im Kern seines Wesens barbarisch gebliebene Herrscher ist Jahrzehnte lang von der officiellen Geschichtsschreibung wie ein höheres Wesen behandelt, als Superlativ liberaler Fürstengesinnung angestaunt, von seiner hintangesetzten und vernachlässigten Gemahlin „notre ange", — von den Wortführern einer großen Nation der „Gesegnete" genannt worden! In dem Cultus seines Gedächtnisses sind der gegenwärtig regierende Kaiser und dessen Brüder erzogen und ihr Leben lang gewöhnt worden, den ältesten Bruder ihres Vaters als einen der größten Männer aller Zeiten zu verehren — an den ersten Alexander hinanzureichen, hat der zweite Jahre lang als Ziel seines Lebens angesehen. Nebenher hat die Hoftradition aber auch dafür zu sorgen, daß die heutigen Vertreter des Kaiserhauses ganz genau darüber unterrichtet sind, was Alles mit der Heiligkeit, dem idealen Fluge und dem Liberalismus ihres Idols vereinbar gewesen ist!

*) „Die Bewegung der russischen Gesellschaft unter Alexander I." (russisch, St. Petersburg 1871). Pypin wurde auf Grund dieses Buches zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaft erwählt, von dem Minister Grafen Tolstoy indessen bewogen, die Wahl nicht anzunehmen.

Ueber Gletscher und Eiszeiten.

Von Philipp Braumüller.

(Schluß.)

Es sind noch nicht viele Decennien verflossen, seitdem eine wissenschaftliche Beobachtung der Gletscher existirt. Seit 50 Jahren etwa haben wir eine genauere Kenntniß der merkwürdigen Naturerscheinung, und seitdem hat man die zutreffende Erklärung des Vorkommens der erratischen Blöcke, der Moränen, welche heut im warmen Thale liegen, der Felsenschliffe u. s. w., indem man constatirte, daß einst eine Periode gewesen, in der es viel kälter war wie heut, eine Periode, welcher man den Namen Eiszeit gegeben.

Vor 40 und 50 Jahren, zu einer Zeit, wo man in der Geologie die Fahne des Plutonismus hoch hielt, kam diese Erkenntniß sehr ungelegen. Sie paßte ganz und gar nicht in das System. Bis dahin stimmte Alles.

Man nahm an, wie uns das ja hinreichend bekannt ist, daß die Erde aus einem feurig gasigem Zustande in den feurig flüssigen übergegangen sei, daß bei weiterer Abkühlung sich eine Erstarrungskruste gebildet habe, die mit der Zeit immer stärker geworden, so daß endlich organische Wesen eine passende Heimat finden konnten. Früher sei diese Kruste natürlich schwächer gewesen wie heut, so daß die Wärme des Erdinnern sich auch auf der Erdoberfläche habe bemerkbar machen können. Man habe in Folge dessen auch in Nordeuropa ein mindestens tropisches Klima gehabt. Beweise dafür fand man in den wunderbar mächtigen „Steinkohlen- und Braunkohlenwäldern", in einer Flora und Fauna, an welche die heutige nicht im Entferntesten hinanreichen könne.

In diese üppige Frühlingsnacht ultraplutonischer Theorien fiel der Reif des Erkenntnisses der Eiszeit.

Da sollte mit einem Male vor langen, langen Jahrtausenden eine Zeit gewesen sein, wo trotz der naturgemäß dünnen Erstarrungskruste es kälter, viel kälter bei uns war wie heut! Und, was noch schlimmer war, es lagen bestimmte und sichere Anzeichen vor, daß vor dieser Eiszeit, getrennt durch eine lange Reihe von Jahrtausenden, ebenfalls eine ganz ähnliche Periode einer bedeutenden Vereisung unseres Continentes gewesen ist.

Digitized by Google

Die feurigsten Anhänger der plutonistischen Lehren nahmen allerdings keinen Anstand, das Vorkommen der erratischen Blöcke der Schweiz, welche man zuerst am eingehendsten studirt hatte, dadurch zu erklären, daß dieselben bei Erhebung der Berge durch „Wurfkraft" meilenweit fortgeschleudert seien. Andere, welche dem Moment der Vergletscherung Rechnung trugen, führten aus, daß die Gebirge in jener Zeit einfach so viel tausend Fuß, als für die Erscheinung nöthig war, durch vulkanische Kraft höher gehoben wären. Und wenn eine Periodicität der Vergletscherung stattfand, nun so fehlte auch die Periodicität der vulkanischen Erhebung nicht. Diese Theorien hat man heut einfach zu den Acten gelegt. Man hat die Unzulänglichkeit derselben erkannt und sich nach anderen Momenten umgesehen und dieselben in Rechnung gebracht.

Aus der großen Menge der aufgestellten Hypothesen möchte ich nur die eine und die andere in kurzen Worten entwickeln.

Ich beginne mit der Poisson'schen Theorie.

Bei der Unendlichkeit des Universums unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn wir von irgend einem Punkte aus, also beispielsweise von dem, auf welchem wir uns jetzt befinden, nach irgend einer Richtung in den Weltenraum gerade aus und nur genügend weit gehen, wir jedesmal auf einen Stern stoßen müssen. Es befindet sich also die Erde in einem Raume, der von einer gewissermaßen geschlossenen Hülle umgeben und welcher nicht absolut leer, sondern von einem äußerst lockeren Aether angefüllt ist. Alle Sterne besitzen aber eine gewisse Wärme, welche sie in den Weltenraum ausstrahlen. Wenn nun der Aether irgend welche Absorptionskraft besitzt (und dieser Fall ist nicht undenkbar), so liegt es auf der Hand, daß die Temperatur des Weltenraumes nicht überall dieselbe ist, daß sie höher in den Regionen ist, wo die Sterne dichter stehen, niedriger dort, wo sich verhältnißmäßig weniger Wärmequellen befinden.

Nun steht unsere Sonne nicht still im Weltenraume. Sie nähert sich also bei ihrer Wanderung gewissen Sternen und entfernt sich von andern, tritt also immer mit neuen Gestirnen in Wärmeaustausch. Hat sich nun die Sonne und mit ihr unsere Erde und die übrigen Planeten lange Zeit in warmen Räumen des Weltalls aufgehalten, so haben diese Körper, also auch der von uns bewohnte Stern, die Temperatur dieses Raumes annehmen müssen. Und nicht nur auf der Oberfläche, sondern bei genügend langer Zeit ist auch diese Temperatur tief in das Innere eingedrungen. Kommen wir nun in kältere Regionen, so wird die Erde, nur auf die Insolation angewiesen, die früher empfangene Wärme ausstrahlen und zunächst an der Oberfläche erkalten, während ihr Inneres noch lange Zeit warm bleiben muß.

Hiermit lieferte Poisson eine sehr natürliche und einfache Erklärung der auf der Erde beobachteten Temperaturzunahme nach Innen und fand ebenso ungezwungen den Grund für eine Eiszeit, wenn er behauptete, daß in jener Zeit die Erde in Gegenden von niederer Temperatur gewesen sei.

Allein zunächst entbehrt die Poisson'sche Hypothese jeder exacten Beobachtung, sogar der Möglichkeit irgend einer wissenschaftlichen Begründung. Dann aber verlangt sie für die Erklärung der Eiszeit, welche, wenn auch nicht der historischen Zeit ganz angehörig, doch in die allerjüngste geologische Epoche fällt, so über alle Maßen gewaltige Zeiträume, daß man sie eben auch aus diesem Grunde nicht acceptiren darf.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Sonne durch den Raum dahingeht, ist eine große. Sie beträgt nach den gewissenhaften Untersuchungen Mädlers pro Jahr ungefähr 250 Millionen Meilen, für die winzige Zeitdauer einer Secunde also nahezu 8 Meilen. — Nun sind aber die Fixsterne, die Wärmequellen des Raumes, durchschnittlich nicht weniger als 5 Billionen Meilen von einander entfernt. Zur Zurücklegung eines solchen Weges bedarf das Sonnensystem 20,000 Jahre. Es erscheinen ferner die Fixsterne zwischen dem wahrscheinlichen Schwerpunkte der Sonnenbewegung und unsrer Sonne, und in der Verlängerung dieser Linie ziemlich regelmäßig vertheilt, so daß sich gar nicht absehen läßt, wieviel mal 20,000 Jahre verflossen sein müssen, seitdem unsere Sonne eine Region des Universums passirt hat, in welcher die Fixsterne so weit auseinander stehen, daß dort der Weltenraum wesentlich kühler ist als da, wo wir uns jetzt befinden.

Eine andere Hypothese, welche zur Erklärung der Eiszeit ebenfalls astronomische Berechnungen anstellt, sich dabei auf unser Sonnensystem beschränkend, ist die Adhémar'sche.

Wie bekannt bewegt sich unsre Erde um die Sonne in einer Ellipse. Sie kommt hierbei Anfangs Januar der Sonne am nächsten und ist in den ersten Tagen des Juli etwa 650,000 Meilen weiter entfernt. Wir befinden uns also im Winter in der Sonnennähe, im Perihelium, im Sommer dagegen in der Sonnenferne, im Aphelium. Allein diese Verhältnisse sind keine festen, sie kehren sich im Laufe der Jahrtausende um. Es kommt eine Zeit, wo wir im Sommer der Sonne am nächsten sind und im Winter im Maximum der Entfernung von unserm Centralkörper uns befinden. Dieser Wechsel umfaßt eine Periode von 21,000 Jahren.

Die Frage liegt nahe: wird sich unser Klima im Laufe der Zeiten ändern, und was hat die nördliche Hälfte der Erdkugel in 10,500 Jahren, wenn die Verhältnisse sich also geradezu umgekehrt haben, zu erwarten?

Wenn wir die Wärmemenge, welche der Erde von der Sonne im Aphelium zugeht, durch die Zahl 100 ausdrücken, so beträgt dieselbe im Perihelium 107. Es geht also daraus hervor, daß wir in 10,500 Jahren, wenn wir im Sommer der Sonne am nächsten sind, 107 % der heutigen Sonnenwärme empfangen werden, dafür im Winter entsprechend weniger wie heut. Der Sommer wird also heißer, der Winter kälter sein als jetzt. Die Summe der im ganzen Jahre empfangenen Wärme bleibt aber dieselbe, denn da sich nach dem bekannten Kepler'schen Gesetze die Planeten in der Sonnennähe schneller bewegen wie in der Sonnenferne, so wird der heiße Sommer um 7—8 Tage kürzer sein wie heute, und der Winter um diesen Zeitbetrag länger. Allein das Klima irgend eines Punktes unsrer Erde ist nicht nur von der empfangenen Wärme abhängig, sondern ebenso von der ausgestrahlten. Und diese Ausstrahlung der Erdwärme in den kalten Weltenraum wird während des längern Winters auch eine größere sein und somit eine strengere Kälte veranlassen.

Adhémar nimmt nun an, daß in Folge dessen die Eismassen am Nordpole so anwachsen müssen, daß der Schwerpunkt der Erde verrückt werde und mehr in die nördliche Halbkugel hineinfalle. Dann muß das oceanische Wasser in größerer Menge nach Norden strömen und hier die Tiefländer überfluthen. So wäre dann eine neue Eiszeit eingetreten, ganz ähnlich jener, deren Spuren wir klar und deutlich in unsrer Heimat und in andern Ländern unsrer Breitengrade noch heut beobachten.

Diese Adhémar'sche Hypothese erscheint sehr annehmbar. Sie erklärt die Eiszeit und eine Periodicität derselben und benutzt dazu astronomisch bestimmt nachgewiesene Verhältnisse. Allein, wenn auch das Fundament derselben unverrückbar feststeht, die Annahme, daß durch Vereisung des Nordpols der Schwerpunkt der Erde verrückt werden könne, ist unrichtig, wie Mädler auf mathematischem Wege mit geringer Mühe nachgewiesen hat.

Ich wende mich nunmehr zu einer ganzen Gruppe von Hypothesen, welche alle zur Erklärung der Eiszeit aus verschiedener Ursache eine geringere Intensität der Sonnenwärme in betreffender Periode voraussetzen.

Eis und Kälte hängen ja so innig zusammen, daß man durch Verminderung der Sonnentemperatur eine Vergletscherung der Erde am bequemsten und einfachsten glaubte erklären zu können. Und doch ist diese Annahme eine durch und durch irrige! Man muß sich nur klar machen, welchen Umständen wir die Möglichkeit der Gletscherbildung verdanken! Es sei uns gestattet, hier Altbekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen.

Nimmt man Eis und setzt dasselbe in einem Gefäße einer constanten, sich stets gleich bleibenden Wärmequelle aus, so wird die Temperatur des Eises, wie man an einem hineingestellten

Digitized by Google

Thermometer leicht beobachten kann, stetig steigen, bis das Quecksilber den Nullpunkt, Gefrier- oder richtiger Thaupunkt, erreicht hat. Hier steht es so lange still, bis das letzte Stückchen Eis verschwunden und zu Wasser geworden. Die gesammte Wärme, welche während des Stillstandes der Quecksilbersäule dem Eise von 0 Grad zugeführt wurde, hat dasselbe nur in Wasser von 0 Grad verwandelt. Das Wasser erwärmt sich nun stetig weiter, das Quecksilber steigt regelmäßig, bis es 100 Grad, die Temperatur des siedenden Wassers, erreicht hat. Heißer wird das Wasser nicht. Alle Wärme, die man dem Wasser noch zuführt, wird nur zur Verwandlung des Wassers von 100 Grad in ebenso heißen Dampf verwandt. Zur Umwandlung des einen Aggregatzustandes in den anderen, des Eises in Wasser, beides von gleicher Temperatur, gehört also eine nicht geringe Wärme; und eine noch größere zur Umwandlung des Wassers in Dampf.

Die Gletscher können nur entstehen, wenn in der Atmosphäre Wasserdampf vorhanden ist, so daß sich Schnee bilden kann. Und zur Erzeugung eines Pfundes Wasserdampf aus dem tropischen Ocean muß die Sonne genau so viel Wärme ausströmen, daß sie mit der gleichen Wärmemenge 550 Pfund Wasser um einen Grad wärmer machen konnte.

Wasser ist nun in sehr vielen Beziehungen, namentlich auch in seinem Verhalten zur Wärme, ein sehr eigenthümlicher Stoff. Mit demselben Wärmequantum, mit welchem wir die Temperatur von 1 Pfund Wasser um 1 Grad erhöhen, können wir 1 Pfund Eisen um 10 Grad, oder 10 Pfund Eisen um 1 Grad erhöhen.

Wenn also die Sonne, um 1 Pfund Gletschereis zu bilden, 1 Pfund Wasser in Dampf verwandelt, so kann sie mit derselben Arbeit 550 Pfund Wasser, oder 5500 Pfund Eisen um 1 Grad erwärmen, oder, was genau dasselbe ist, 5 Pfund Eisen auf eine Temperatur von 1100 Grad bringen, mit andern Worten 5 Pfund Gußeisen schmelzen.

Wenn wir nun einen einzigen Gletscher der Eiszeit, jenen z. B., der sich durch das Rheinthal über den Bodensee bis Ulm erstreckte, näher betrachten und annehmen, daß derselbe bei 28 Meilen Länge und durchschnittlich 1 Meile Breite 1000 Fuß mächtig gewesen sei, so erhalten wir seinen kubischen Inhalt mit 16,128 Milliarden Kubikfuß und sein Gewicht mit 8064 Milliarden Centnern.

Eine solche Menge Eises wirkt sicherlich erkältend, und es ist einigermaßen verzeihlich, wenn man bei der Vorstellung einer solchen Masse Frost empfindet. Allein die Wärme, welche zur Herstellung dieses Eises unbedingt erforderlich gewesen, genügte, um 40,320 Milliarden Centner Eisen zu schmelzen. Das ist mehr wie das Millionenfache der Jahresproductian des gesammten deutschen Reiches.

Wenn man sich das im Geiste vorstellt, wenn man die Genesis der Gletscher nicht vergißt, so kann man der Sonne während der Periode der Eiszeit alles Andere zuschreiben, nur keine geringere Intensität als sie heut entwickelt.

Und nun, nachdem wir die Ursachen der Eiszeit in den gewaltigen Entfernuugen der Fixsternwelt nicht gefunden, nachdem wir dieselben vergebens im Bereiche unsres Sonnensystems und auf der Sonne selbst gesucht, wollen wir auf der Erde verweilen und überlegen, ob nicht tellurische Verhältnisse allein eine gewaltige Aenderung des Klimas der Continente bedingen können, ob nicht auch noch heut durch eine andere Vertheilung des Starren und des Flüssigen, des Landes und des Wassers, auf unserer Erdoberfläche eine neue Eiszeit herbeigeführt werden kann.

Lyell war es wohl, der zuerst die Ursachen der Gletscherperiode in rein tellurischen Zuständen, in der Vertheilung von Land und Meer auf der Erdoberfläche suchte. Nach ihm sprach Escher von der Linth im Jahre 1852 die Ansicht aus, daß die früher so übergroßen Gletscher der Alpen entstanden wären, weil die Sahara ein kolossales Meeresbecken gewesen. Denn die Südwinde, welche heut trocken und heiß als „Schnee fressender" Föhn herüberkommen, hätten damals feucht sein müssen und hätten in Folge dessen ungeheure Schneemassen auf dem Hochgebirge niedergelegt.

Diese Annahme erscheint sehr plausibel. Denn, wenn der Föhn seinen Ursprung in der Sahara hat, — und er kommt ja aus Süden und ist so trocken, daß frisch geschnittenes Gras in wenigen Stunden ganz ausgetrocknetes Heu wird, — so muß er, wenn die Sahara einstmals mit Wasser bedeckt gewesen (und das war zweifellos der Fall), feucht und kühl das Gebirge getroffen und dort ein Klima bewirkt haben, ähnlich jenem Südamerikas, wo heut in der geographischen Breite von Norditalien Gletscher bis zum Meeresspiegel hinabreichen.

Gegen Escher von der Linth trat unser Dove auf, indem er auf das Entschiedenste nachwies, daß die Wirkungen der heißen Saharawinde in Vorderasien zu suchen und zu finden sind, daß der Föhn aber aus Westindien stamme.

Südwestwind, unser Spandauer Wind, der uns stets Regen oder Schnee in Menge bringt, soll am nördlichen Abhange der Schweiz trocken sein, so trocken, daß bei seinem Auftreten das Feuer auf dem Heerde gelöscht wird; selbst das Rauchen verboten ist, weil ein Funke genügen würde, das ausgetrocknete Holzwerk der Häuser in Brand zu setzen!

Gestatte man mir in wenigen Worten diesen Widerspruch aufzuklären.

Feucht und warm, ein Kind des tropischen Oceans, trifft der Südwestwind die südliche Gebirgswand der Alpen. In die enger werdenden Thäler hinein- und hinaufgedrängt, muß seine Geschwindigkeit eine immer größere werden, während zugleich eine energische Abkühlung erfolgt. Denn ein Mal ist die Temperatur höher liegender Punkte stets niedrig, dann aber dehnt sich die Luft in der Höhe aus, und durch diese Arbeit wird Wärme verbraucht. Eine Folge dieser Abkühlung ist eine heftige Condensation: gewaltiger Regen auf den Abhängen der Berge, mächtiger Schneefall auf den Gipfeln. Der Sturm, welcher mit übergroßer Geschwindigkeit durch die Pässe dahinfährt, und so den Kamm überschreitet, behält jenseits derselben eine Zeit lang seine Richtung bei. Aufrecht, wagerecht oder wenig geneigt, fährt er pfeilschnell über die nördlichen Thäler der Alpen dahin, aus diesen Thälern die Luft ansaugend und mit sich fortreißend. Die hierdurch entstehende Luftverdünnung bewirkt ein rapides Sinken des Barometers und dann ein gewaltiges Herabstürzen der oberen specifisch schwereren dahinrasenden Luft, welche unter donnerartigem Brüllen in furchtbaren Böen umwirft, was ihr im Wege steht, und die Alpenseen aufwühlt. Die in die Tiefe dahinschießende Luft wird natürlich sofort verdichtet und erwärmt sich dabei so rapid, daß das Thermometer in wenigen Stunden um 10 Grad steigt. War nun diese Luft in Folge der Condensation schon in den oberen Regionen ziemlich trocken geworden, so muß sie es nach allgemein bekannten Gesetzen nach ihrer Erwärmung noch viel mehr sein. Und so erscheint denn der ursprünglich feuchte Südwestwind in den Nordalpen als dörrender Föhn, der „Schneefresser" des Winters, bei dessem Wehen im Sommer Laub und Gras verwelken.

Wenn nun aber auch der Föhn factisch aus der Sahara stammte, und wenn also eine Bedeckung der Sahara mit Wasser einen in klimatischer Beziehung sehr üblen Einfluß auf Südeuropa, speciell aber auf die Alpen ausüben könnte: für die Erklärung der Vergletscherung der Pyrenäen, Englands und Skandinaviens wäre dadurch nichts gewonnen.

Offenbar ist es geboten, wenn wir unser heutiges Klima mit dem einer vergangenen Zeitepoche vergleichen, zunächst zu fragen: sind denn die jetzigen Verhältnisse normale oder leben wir heut in einer Ausnahmezeit; welches Klima bedingt denn eigentlich die geographische Lage unseres Continents?

Das Klima der Erde ist, wenn keine andern günstigen oder ungünstigen Einflüsse vorliegen, ein Factor der Insolation, der Sonnenbestrahlung. Da, wo die Sonne senkrecht gegen die Erdoberfläche scheint, fallen die Strahlen am dichtesten. Je geringer der Winkel wird, unter dem das Land zur Sonne steht, um so weniger Strahlen gehen dort unserm Planeten zu. Darum haben wir das Maximum der Wärme am Aequator und das Minimum an den Polen zu suchen.

Digitized by Google

Allein das Klima der Länder nimmt von der Linie zu den Angelpunkten der Erde nicht gleichmäßig ab. Wir haben in derselben geographischen Breite nicht überall die gleiche Temperatur. New-York und Philadelphia, mit Rom und Neapel unter einer Breite liegend, haben im Jahresdurchschnitt nicht die Temperatur dieser glücklichen Städte, sondern die des nordischen Kopenhagen und Stockholms. In einer Breite befinden sich Norddeutschland und die Länder der Hudsonsbai. Aber wie gewaltig verschieden sind ihre Durchschnittstemperaturen! Nicht unser waldgeschmücktes Rügen, sondern das eis- und schneebedeckte Spitzbergen empfängt die gleiche Wärme wie die Ufergestade der amerikanischen Bai. Die Faeröer im nördlichen Atlantischen Ocean haben eine 18 Grad wärmere Temperatur wie Jakutsk an der Lena in Nordsibirien, und empfangen doch, weil sie unter einem geographischen Breitegrade liegen, das gleiche Quantum Sonnenstrahlen.

Man weiß, daß Europa diese Bevorzugung vor seinen Nachbarländern einzig und allein dem Golfstrome verdankt. — Eine Warmwasserheitzung im Großen! Der Kessel, in welchem das Wasser erwärmt wird, ist das große Becken des Karaibischen Meeres und der Busen von Mexico. Und von dort strömt es in ungeheurer Masse, nach Findleys Berechnungen täglich 250 Kubikmeilen, nach den europäischen Küsten und gibt die unter den Tropen empfangene, auf der langen Reise treu aufbewahrte Wärme den Winden mit, welche sie über Europa verbreiten.

Die Quelle des Golfstromes ist in der von Ost nach West fließenden Aequatorialströmung zu suchen. Wäre nun anstatt der Landenge von Panama dort eine Meeresstraße, so hätten wir keinen Golfstrom, denn das Wasser würde in der ursprünglichen Richtung weiter nach Westen fließen.

Noch schlimmer aber wäre es, wenn Europa mit Grönland durch einen breiten Landgürtel zusammenhinge. Dann müßte der Golfstrom seinen Weg durch die Baffinsbai nehmen, und aus dem nördlichen Eismeere würden kalte Wasser unsere Küsten bespülen. Norwegen müßte den Charakter Grönlands annehmen, die Nordsee würde mit Eisbergen bedeckt sein. Und wenn man sich, was einstmals wohl der Fall gewesen, die Ostsee mit dem Weißen Meere in Verbindung denkt, nun so müssen die Eisblöcke von den Mündungen des Obi und Jenisei an unseren Küsten stranden. Die sich anhäufenden Massen kann die Sonnenwärme allein nicht schmelzen. Die Eismengen wachsen in Folge dessen von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr an, das Klima wird so immer ungünstiger und ungünstiger: die Eiszeit ist da.

Berücksichtigt man nun, daß Norddeutschland während der Gletscherperiode unter Wasser lag, die Eismassen also bis nach Mitteldeutschland getragen wurden, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unter diesen Verhältnissen die Vereisung Europas Dimensionen gewann, wie wir sie eben heut aus dem sicheren und unverkennbaren Zeichen ehemaliger Gletscherthätigkeit mit Erstaunen beobachten.

Europa verdankt dem Golfstrome sein Klima und damit seine Culturfähigkeit. Wie Aegypten ein Geschenk des Nils ist, so ist unsere Cultur, wenn man will, ein Geschenk des Golfstromes. Und wie das Fehlen dieser Strömung, wie eine andere Richtung dieses Meerflusses, uns die Eiszeit bringen würde, so wird, wenn der Golfstrom durch irgend eine Ursache sich wärmer unserer Küste naht, auch unser Klima ein wärmeres werden müssen. Lassen wir unsere Küsten mit heißem Wasser umspülen, so erhalten wir heut bei uns das berühmte hypothetische tropische Klima der Urwelt, so werden wir auch heut hier eine Vegetation entstehen sehen, wie wir sie in unseren Braunkohlenlagern als sichere Zeichen früherer wärmerer Epochen beobachten.

Land und Wasser wechseln im Laufe der Zeiten ihren Platz, und diese Vertheilung bestimmt das Klima eines Landes: sie bewirkt Perioden großer Wärme, sie schafft Eiszeiten.

Ich habe nun noch zum Schlusse auf eine Hypothese zur Erklärung der Gletscherepoche aufmerksam zu machen, welche gerade mit den besprochenen Factoren, mit der Vertheilung von Land und Meer auf unserer Erdoberfläche rechnet.

Wie Adhémar, so erklärt auch Schmick die Eiszeiten und ihre Periodicität aus der Wanderung des Perihel, des Raum- und Zeitpunktes, in welcher Erde und Sonne am nächsten stehn. Dieser Punkt, welchen die Erde jetzt am 2. Januar erreicht, rückt pro Jahr um 62 Winkelsecunden voran, also in 21,000 Jahren, wie ich das schon vorher erwähnte, um den ganzen Himmelsraum. Zur Zeit ist also die südliche Erdhälfte im Sommer der Sonne am nächsten. Die Sonne wirkt also dort in größter Nähe und am meisten senkrecht durch ihre Anziehungskraft auch auf die Fluthen der See. Wir haben also dort jetzt größere Sonnenfluthen als bei uns, so daß Jahr für Jahr Wasser von der Nordhalbkugel nach der Südhalbkugel gezogen werden muß. Aendern sich aber die Verhältnisse, steht Sommers die nördliche Halbkugel im Perihel, nun so wird mit jeder Fluthwelle Wasser von der südlichen zur nördlichen Hemisphäre gezogen werden. Im Laufe der Jahre muß dann dort der Seespiegel fallen, hier steigen.

Das Leben des Menschen ist aber so verschwindend kurz gegen die Zeiträume, in welchen sich die Wechsel zwischen Land und Meer vollziehen, daß, falls nicht bei hoher Cultur eine streng wissenschaftliche, exacte Beobachtung die Grenze zwischen See und Land fixirt, auch das Steigen des Seespiegels, das nur ganz allmählich erfolgen wird, einfach gar nicht bemerkt werden kann. Die Geschichte, als Wissenschaft, oder die Sagen im Munde der Völker werden von jenen Stätten reden, wo ehemals die Wohnplätze dahingegangener Nationen lagen. Und wenn in jenen, heut noch so ewig fernen Zeiten, die Kunde vom deutschen Volke nicht verloren ist, so werden unsere Epigonen das ehemalige Deutschland zum größten Theile von einem unwirthlichen Meere bedeckt finden. Unsere Gebirge werden dann als Inseln aus der kalten mit Eisbergen bedeckten See herausragen und bis zum Meeresspiegel mit Gletschern belastet sein.

Und wie Nordeuropa, so Nordasien und Nordamerikas nördlicher Theil!

Indem wir dann hier eine ausgesprochene Meeresnatur haben, wie sie sich heut auf der südlichen Hemisphäre zeigt, werden wir dann auch das Klima unserer Antipoden besitzen.

Dort versperren schon bei einigen 60 Graden, in der Breite der Faeröer, starre Eismauern den südlichen Continent; in der Breite Berlins ist die See mit Schnee und Eisfeldern bedeckt, während Gletscher bis zum Meeresspiegel hinabreichen, wo bei uns, in Norditalien, Lorbeer und Orange im Freien überwintern.

Unsere nächste Eiszeit wird nach Schmick in etwa 9000 Jahren ihren Höhepunkt erreichen, so wie wir schon ca. 1000 Jahre über die günstigste Zeit des Nordens hinaus sind. Und es läßt sich nicht verkennen, daß in dieser Zeit das Klima der nördlichen Hemisphäre in der That eine Verschlechterung erfahren hat.

Islands Bevölkerung ist im Abnehmen begriffen, das Land kann die Leute nicht mehr ernähren. Grönland starrt von Eis und Schnee und war doch im Mittelalter noch so grün bewachsen, daß man es eben Grünland nannte und nennen konnte. — Die Chronisten des Mittelalters berichten gern und eifrig von abnormen Witterungsverhältnissen. Sie erzählen oft von den Maifrösten, den uns bekannten „Gestrengen Herren", welche ihnen und uns bei Nordostwind den Rückschlag in der Temperatur, Frost aus Rußland, bringen. Die Alten kannten aber keine Junifröste, welche großen Eismassen in der Atlantis, grönländischen Ursprungs, ihr Dasein verdanken und in diesem Jahrhundert schon zu wiederholten Malen unserer Vegetation verderblich geworden sind.

Man kann die Verschlechterung des Klimas unserer Hemisphäre mit der Schmick'schen Theorie nicht in Einklang bringen. Denn wenn auch unsere Erde jetzt am 2. Januar im Perihel anlangt, wenn also somit der Anfang zum Wechsel auch gemacht ist, so werden sich dennoch auch heut noch auf der südlichen Erdhalbkugel allein die Sonnenfluthen bemerkbar machen. Ein Beginnen der Umänderung des Klimas der nördlichen Hemisphäre durch Zuströmen großer Wassermengen kann also noch nicht erfolgt sein.

Wir wissen nur das Eine, daß die Vertheilung von Land und Wasser, und in letzterem das Zuströmen oder Fernbleiben warmer Meeresströmungen, das Klima eines Landes verändert.

Digitized by Google

Alle Theorien, die namentlich eine Periodicität der Eiszeit erklären wollen, lassen Lücken.

Gewißheit, absolute Wahrheit, ist, wenn wir ehrlich sein wollen, in der Geologie bis jetzt ein seltener Gast.

Auch heut noch tönt die alte Klage des Dichters des Hiob, daß die Stätte des Verstandes, das Verständniß, „nicht gefunden wird im Lande der Lebendigen".

Auch heut noch uns so wie ihm vor Jahrtausenden „spricht der Abgrund: Sie ist in mir nicht; und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir."

Notizen.

Die diplomatischen Enthüllungen aus der jüngsten Zeitgeschichte sind seit kurzem wieder im Zuge. Es ist das in der Regel ein Zeichen journalistischer Geschäftsstille. Wenn die Gegenwart nicht viel bietet, sieht man sich nach der Vergangenheit um, trägt indessen Sorge, daß der Rückblick nicht zu weit hinaufreiche und dem Leser außer etwa dem Studium eines Conversationslexicons keine zu umfangreichen Vorkenntnisse zumuthe. Zu solchen Beiträgen intimer Chronik der Begebenheiten, welche wir noch miterlebt haben, ohne den rechten Sinn derselben zu erfassen, gehörten die Mittheilungen einer englischen Revue über das Thun und Treiben Lord Derbys in der ersten Periode des jüngsten Orientkrieges. Die Skizze stammte wohlverstanden aus einer Feder, welche der Exminister unsichtbar selbst geführt hatte. Man sah dem Opus die Bestellung auf drei Schritt Entfernung an. Das passive Verhalten Derbys, der sich mehrfach schieben ließ und stets im entscheidenden Moment Reißaus nahm, wird als eine Staatsweisheit gepriesen, welche der weitere Gang der Ereignisse vollauf gerechtfertigt habe. Der Lobgesang wurde von verwandten Seelen in anderen Ländern gläubig wiederholt. Für Jeden aber, der von den wirklichen Vorgängen etwas mehr erfahren hatte, als appretirte Zeitungen mit einem zweifelhaften Veredlungsverfahren dem Publicum mundgerecht machen, konnte kein Zweifel bestehen, daß die historische Offenbarung von Humbug strotzte. Die Entwickelung der Dinge seit dem dreisten Ignatiew'schen Coup des San Stefanofriedens hat gezeigt, daß, wäre England vor dem Kriege auf dem Platze gewesen, die russisch-türkische Metzelei und namenloses Elend vermieden werden konnten. Aber Derby, welchen seine englischen Gegner eine alte Frau nennen, stand jedem energischen Entschluß des Ministeriums, das ihn zu spät los wurde, im Wege. In nicht ausgesprochener Verbindung mit den englischen Liberalen der Gladstone'schen Schule gehörte er zu Rußlands besten Bundesgenossen. Seit Derby fort war, spürte man in Europa wieder Englands Einfluß und Rußland mußte den Vertrag, mit welchem es seine Versprechungen vor dem Kriege verhöhnt und den Mächten mit gewohnter Nonchalance eine Nase gedreht hatte, wieder in die Tasche stecken. Seine Agenten zerren jetzt an dem Berliner Frieden umher, welchen sie gern zerreißen möchten und alle diejenigen leisten ihm dabei Hülfe, die vor drei Jahren gemeinsam mit den Panslavisten und gegen die weiseren Rathschläge selbst russischer Staatsmänner durch Schrift und Wort in den Krieg gehetzt hatten. Wie sich vermeintlicher Liberalismus mit Russenfreundlichkeit verträgt, wird dem künftigen Geschichtsschreiber genau so räthselhaft wie der Mitwelt erscheinen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Bonapartismus, welchen nur Pseudoliberale erträglich finden und in irgend einer Form fetiren können. Eine kurze Spanne Zeit, wenige Monate vor dem deutsch-französischen Kriege, auf welchen es in Paris abgesehen war, hatten sich auch ehrliche Leute von der Verkündung täuschen lassen, daß ein Napoleon seine Natur verleugnen und liberal werden könnte. Man wollte wenigstens Herrn Ollivier beim Worte nehmen und ihm nicht den Versuch einer constitutionellen Umkehr durch systematisches Mißtrauen erschweren. Wie aber der Mann mit dem jetzt gewiß nicht mehr leichten Herzen diese übrigens sehr bedingte Erwartung gelohnt hat, ist in den zeitgenössischen Annalen blutig verzeichnet. Mit der seiner Partei angeborenen dreisten Stirn hat Ollivier in diesen Tagen seinen Abfall von den liberalen Grundsätzen nochmals hinterher systematisiren wollen. Vor der versammelten Akademie wollte er dem gelehrten und charakterfesten Henri Martin gegenüber eine Gedächtnißrede zu Ehren des um Frankreichs Wiederaufrichtung immerhin verdienten Thiers mit einer Lobhudelei Changarniers und nebenher natürlich des geschichtlich verkommenen Mannes von Sedan beantworten und abtrumpfen. Der widerwärtige Skandal wurde zum Glück vermieden und ein ähnlicher wird uns hoffentlich auch weiterhin erspart werden. Die Olliviers und Genossen müssen sich aber darein finden, daß, wer dem absolutistischen Regiment in Petersburg oder an anderen Orten, in inneren oder äußeren Fragen die Schleppe trägt, den begründeten Verdacht erregt, daß es auch mit seinem sonstigen Liberalismus nicht weit her sein könne.

Bibliographie.

Gust. Frdr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands. 3. u. 4. Bd. 8. XIII u. 473 S. u. XVIII u. 726 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Uckert und W. von Giesebrecht. 39. Lieferung, 2. Abtheilung und 40. Lieferung, 2. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 9. 60. u. 14. —

H. Allmers, Römische Schlendertage. 4. durchgesehene und vermehrte Auflage, mit einem Titelbild von Otto Knille. 8. 2 Bl. u. 468 S. Oldenburg 1879, Schulze.

Sigm. Riezler, Geschichte Baierns. 8. XXXII u. 880 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Uckert und W. von Giesebrecht. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 15. —

Ernst Gnad, populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethes Briefe an Lotte, und Werthers Leiden. — Ueber Franz Grillparzer. — Ueber Giacommo Leopardi.) 8. IV u. 146 S. Triest 1879, Schimpff.

Sarah Grant Franz, Wild Flowers. Poems. With a preface by Th. B. Macaulay 8. XII u. 108 S. Berlin 1870, Stuhr. Gebunden.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XV. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Volontair.

Ein junger Mann, Chemiker, der sein Fach aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte, sucht bei der Redaction einer größeren liberalen Zeitung Stellung als **Volontair**; derselbe besitzt eine gute Gymnasial- und Universitätsbildung und ist in der Literatur gründlich bewandert. Des Französischen, Englischen und Holländischen ist derselbe in Schrift und Sprache mächtig. Franko-Offerten unter „**A. F. Volontair**“ sind an **Habicht**'s Buchhandlung in **Bonn** zu richten.

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, K., Zeiten, Völker u. Menschen. Band I. **Frankreich und die Franzosen.** 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 8. *M.* 6.

Maipredigten v. Frater Hilarius (Ed. Fentsch). 5. Auflage. 12. Geh. *M.* 2, sehr elegant geb. *M.* 3.

Naumann, Prof. Dr. **E., Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** 4. Aufl. 8. Geh. *M.* 5, geb. *M.* 6.

—— —— Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 8. Geh. *M.* 12, geb. *M.* 15.

Neue Pracht-Bilderbibel
in Lieferungen à M. 1. 50 Pf.

Goldene Bibel

Die Heilige Schrift
illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen.

Herausgegeben von
Alfred von Wurzbach.

Photographiedruck von Martin Rommel.

Ausgabe für Katholiken
Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe
Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Höhe der Bilder 46½, Breite 34½ Centim.

— Es existiren wohl schon treffliche illustrirte Bibeln, ältere und neuere, doch keine, welche die Idee, biblische Compositionen von Meistern aller Zeiten in größtem Format nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher zu einem Ganzen zusammenzustellen, wie das vorliegende Werk realisirt hat. Die „Goldene Bibel“, welche jene ewig jungen Erzählungen der biblischen Geschichte so wiedergibt, wie sie sich in der künstlerischen Phantasie der großen italienischen, niederländischen, französischen und deutschen Meister alter und neuer Zeit wiedergespiegelt haben, ist durch diesen ihren Inhalt bestimmt, eben so ein religiöses wie ein künstlerisches Erbauungsbuch zu werden. Die Preis-Bestimmung, von Mark 1. 50. = 2 Francs = 90 Kr. Ö. W. pro Lieferung ist derart, daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten ermöglicht, und daß die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt ist, die „Goldene Bibel“ werde sich den Ehrenplatz eines Hausschatzes in jeder Familie erobern.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Nordseebad St. Peter

in **Schleswig-Holstein.** Saison vom 1. Juli bis 15. October. Prospecte gratis durch Herrn Pastor **Henning** und den Badewirth **Fr. Jensen** in **St. Peter** pr. Tating.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

In unserem Verlage erschien vor Kurzem:

Die
Rose der Sewi.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.

kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: *M.* 2.40.

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Wiesbaden

Amtliche Versendung
von
Kochbrunnen
in Flaschen, 1/1 und 1/2 Krügen,
Wiesbadener Pastillen,
Tabletten u. Kochbrunnensalz,
flüssiger und fester
Kochbrunnensalz-Seife und Sinterseife.

Prospecte und Preiscourante gratis.
Bezüge direct, sowie durch alle Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Agenturen.

Gut empfohlene Wieder-Verkäufer werden angenommen.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Werk von Alphonse Daudet,
Verfasser von
„Fromont jeune et Risler aîné, le Nabab“, etc.

Provençalische Geschichten
von
Alphonse Daudet.

Autorisirte Uebersetzung mit einer kurzen Charakteristik Daudet's von
Prof. **St. Born.**

8. Geh. *M.* 3.20.

Diese farbenprächtigen, künstlerischen Geschichten werden den Leser von Entzücken zu Entzücken führen.

Basel. **Benno Schwabe,** Verlagsbuchhdlg.

1800 Jahre nach der Verschüttung Pompeji's.

Overbeck, J., Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern u. Kunstwerken, für Alterthumsfreunde dargestellt. 2. Aufl. 2 Bde. Lex.-8. Mit zahlreichen Holzschn., Plan 2c. Lpz. 1866. Gebd. Ladenpr. *M.* 20.

Der gefeierte Archäologe gibt hierin nach Autopsie die Resultate der mehr als hundertjährigen Ausgrabungen in vorzüglicher populär-wissenschaftlicher Darstellung. Das Werk ist mit prächtigen Illustrationen und einem colorirten Tableau der Alexander-Schlacht geschmückt.

Im Besitz einer kleinen Anzahl völlig neuer Exemplare liefert Unterzeichnete dieselben in eleg. Leinenband für à *M.* 11., bei vorheriger Postanweisung à *M.* 11.25., im deutsch.-österr. Postgebiet franko.

Oskar Gerschel's Antiqu.-Buchhdlg.
Stuttgart, Schloßstr. 37.

Bedeutendes Bücherlager aus allen Zweigen der Wissenschaft und Literatur zu billigst festgestellten Antiquariatspreisen. Kataloge gratis.

Verlag v. J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Komödien
von
Rudolph Genée.

Erstes Bändchen:

Durch! — Stephy Girard. — Ehestands-Exerzitien. — Truffaldino (nach Goldoni). — Das heiße Eisen (nach Hans Sachs).

8. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Nachdem die beiden bekannten und beliebten Lustspiele „Durch!“ und „Ehestands-Exerzitien“ längst auf den Bühnen und Liebhabertheatern eingebürgert sind und in der Einzelausgabe wiederholte Auflagen erlebt haben, treten dieselben in dem vorliegenden Bande — „Ehestands-Exerzitien“ in etwas veränderter Form — von Neuem an die Oeffentlichkeit. Von den drei anderen Stücken, welche dieser Band außerdem enthält, haben zwei, „Das heiße Eisen“ und „Stephy Girard“, den Weg über zahlreiche Bühnen genommen und das letztgenannte hat sich auf dem Repertoire des Berliner Königlichen Schauspielhauses dauernd zu behaupten gewußt. „Truffaldino“ nach Goldoni erscheint hier zum ersten Male in einer für die deutsche Bühne passenden Bearbeitung.

Den Freunden der dramatischen Muse, den Bühnen und Liebhabertheatern seien die Komödien Genées warm empfohlen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.

Eine Uebersicht
der klassischen Litteratur der Griechen
für
die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.
Von
H. W. Stoll.

1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 21. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Karl Giskra. Von Jacob Herzog. — **Literatur und Kunst:** Starke Seiten des Islam. Von Ad. Wahrmund. — Graf Moltkes Wanderbuch. Von Wilhelm Lauser. — Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie. Von Julius Stinde. — Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament". Von R. B. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von T. L. I. — Königliches Opernhaus. Spontinis Olympia. Von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Karl Giskra.

Von Jacob Herzog.

Der ewige Mäher setzt sein Werk mit unverdrossenem Fleiße und einer Eilfertigkeit fort, als ob ihm ganz besonders daran gelegen wäre, die Männer aus dem Wege zu räumen, deren Vergangenheit eine Bürgschaft dafür böte, daß sie, was sie als Kinder der Freiheit bei uns begonnen, im Falle der Noth als Männer, als Greise fortführen würden, den Krieg gegen die alte Zeit der geistigen Knechtschaft. Und wahrlich, der emsige Schnitter erweist sich da als ein bereitwilliger und verständnißvoller Helfershelfer. Da starb am 25. Mai 1868 Eugen Alexander von Mühlfeld in seinem achtundfünfzigsten, am 4. December 1870 Johann Nepomuk Berger in seinem vierundfünfzigsten und nun ist auch Karl Giskra in seinem sechzigsten Lebensjahre aus der Welt geschieden. Die Reactionäre werden viel älter! Es wäre eine interessante Aufgabe für einen Pathologen, aus Gehirn und Herz das Warum dieses Unterschiedes nachzuweisen.

Bei Giskra freilich würde er so ziemlich den ganzen Leib unter sein Messer nehmen müssen, denn diese große und kraftvolle Gestalt trug längst mehrere, in ihrem Verlaufe schwere und bedrohliche Uebel in sich. Er selbst datirte sie von den Entbehrungen der Jugend; nicht der Kindheit, denn in seinem ersten Lebensjahren ging es ihm relativ gut. War er doch der Sohn eines zünftigen Rothgerbermeisters in Trübau und konnte sogar die ersten Gymnasialklassen in seiner Heimatsstadt absolviren, wo er am elterlichen Tisch reichlich Kartoffeln und Butter am Werkeltage und ein Stück Fleisch an Sonn- und Festtagen fand. Auch später noch, als er in Brünn das Gymnasium absolvirte, hielt die, wenn auch karge Unterstützung des Vaters her, der ihn am Beginne seiner Studien vorgenommen und ihm gesagt hatte: „Karl, so lange Du ein Zeugniß mit durchaus Vorzugsklasse nach Hause bringst, so lange lasse ich dich studiren. Läßt Du einmal nach, auch nur ein einziges Mal, dann wirst Du ein Rothgerber wie ich." Der junge Giskra, der die Strenge seines Vaters kannte, war vorsichtig genug, dessen Worte auf das Genaueste zu nehmen und brachte während seiner ganzen Gymnasialstudienzeit nur Zeugnisse mit lauter „sehr gut". Die liebe Noth stellte sich bei ihm ein, als er die Universität bezog und in Wien die bitterlichsten Entbehrungen litt. Warmes Essen, Fleisch waren Monate lang ein ungekannter Artikel und erst als Doctor zweier Facultäten und Supplent an der Wiener alma mater fand er ein besseres, keineswegs noch ein behagliches Auskommen. Aber das Elend kehrte wieder und traf ihn viel tiefer als zuvor. Vom supplirenden Professor zweier Lehrkanzeln war er in ein bewegtes Leben ins Parlament nach Frankfurt gekommen. Von dort über Stuttgart nach Wien zurückgekehrt, gab es für ihn keine Lehrkanzel und keinen Erwerb; wie Brestel, der sogar wirklicher Professor der Mathematik gewesen war, und nur durch die eifrigsten Bemühungen seiner Freunde Beamter einer Spinnfabrik wurde, litt Giskra, der Triumphator der akademischen Legion, der Deputirte von Frankfurt, von Neuem Hunger, ging in zerrissenen Stiefeln und wußte kaum, wo am Abende das Haupt hinzulegen. Mühlfeld, sein Gegner in der Paulskirche, nahm sich des von der Polizei arg gehetzten, unter der Gefahr der Ausweisung „wegen Erwerbslosigkeit" und natürlich auch wegen Staatsgefährlichkeit stehenden Juristen an und setzte ihn als Concipienten in seine Kanzlei. Der arme Mühlfeld, der, weil er in Frankfurt zur Partei des „Café Millani" gehört hatte, als ein Conservativer betrachtet wurde, hatte keine Ahnung, welchen Chicanen er sich selbst damit aussetzte. Bekam er doch einmal einen Wink mit dem Zaunpfahl, Giskra fortzuschicken, wobei ihm der amtirende Polizist, die Rolle des Herrgottes übernehmend, gleich Lohn und Strafe für sein Verhalten namhaft machte. Aber Mühlfeld wußte, daß Giskra entlassen soviel heiße, als ihn preisgeben und blieb fest. Die Gage des Concipienten gestattete in der ersten Zeit nicht den allergeringsten Comfort, sie genügte gerade, um das nackte Leben zu fristen und darum bezeichnete Giskra auch diesen Abschnitt seines Lebens noch als der Noth und dem Jammer gehörig. Später freilich änderten sich die Verhältnisse. Der Concipient erwarb, wie alle Concipienten in jener Zeit, in welcher die Ernennung zur Advocation die Anweisung auf ein großes Vermögen war, neben seinem Gehalt noch Geld, die Entbehrung war vorüber und der Concipient konnte noch vor seinem Austritte seinem in das Gedränge gekommenen Wohlthäter und Freunde mit einem respectablen Darlehen aushelfen. Was nach Giskras Begriffen „Entbehrung" gewesen ist, wissen diejenigen zu ermessen, die seine Lebensweise als wohlhabender Mann, als Minister im Amte beobachten konnten. Eine Suppe, eine Fleischspeise mit Gemüse, Brod und im Sommer etwas Obst bildeten das tägliche Menu, wofern nicht Gäste zu Tische kamen. Kein Stück Gewand wurde abgelegt, bevor es nicht nach allen möglichen Seiten „gewendet" und abgetragen worden war und dann erst wurde Alles noch für die Kinder zurecht gemacht. Ein Regenschirm, ein Pelz, oder gar ein Wagen waren selbst für dem reichen Giskra Luxusdinge. Er paßte dem Wetter seinen Hut an, hüllte sich im Winter in einen weiten Lodenmantel und zog Filzschuhe an. Was also muß dieser Mann nicht gehabt haben, wenn er von Entbehrung sprach!

Digitized by Google

Daß die Noth der Studienzeit dem jungen Manne nicht viel angehabt, konnte er sehr bald beweisen. In einem Alter, da Andere noch über ihren Lehrbüchern sitzen und sich für die strengen Prüfungen vorbereiten, hatte Giskra schon den Lernenden mit dem Lehrenden vertauscht und docirte, wenn ich nicht irre, gegen vierhundert Gulden Jahresgehalt, zuerst als Doctorand noch Geschichte und dann zwei Jahre später Staatswissenschaften und politische Verwaltung. Ein Theil der jetzigen Beamten- und Advocatenwelt zählte zu seinen Schülern; man rühmte schon damals seine Beredtsamkeit, aber ich habe nicht gehört, daß er große Ideen von dem Katheder herab ausgesprochen. Freilich bestand das Um und Auf der Staatswissenschaften in Oestreich damals im leiblichen und schriftlichen Kudler und ist seitdem — leider nicht viel besser geworden. Zwei Jahre lang war er supplirender Professor, als die Sonne des März 1848 aufging. Eine ihrer heißesten Strahlen fiel in das Herz Giskras, das in mächtigem, verzehrendem Brande aufloderte. Er trug die Flamme zunächst unter die Studenten und organisirte die akademische Legion. Da ging der lange verhaltene Verfassungsregen nieder. In Oestreich hatte man eine Constitution octroyirt, nach Frankfurt wurde ein Parlament berufen, das eine solche für das ganze deutsche Vaterland ausarbeiten sollte. Giskra zog es mit in die Paulskirche, seine Geburtsstadt entsendete ihn dahin. Seine Wirksamkeit daselbst ist bekannt und hat ihm, mehr als Vielen seinesgleichen, Verfolgungen zugezogen. Er bekannte sich zu einem Großdeutschland, in welches die deutschen Erblande Oestreichs einbezogen werden sollten, und das die historische östreichische Spitze erhalten sollte. „Es gibt," sagte er gelegentlich der Discussion über die Paragraphen 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung, „nur zwei Wege, um die verschiedenen wunderbar zusammengewürfelten Stücke Oestreichs der Einen Krone des herrschenden Hauses zu erhalten: die absolute Herrschaft Oestreichs oder eine durchgängig nationale Absonderung von einander und eigne Gestaltung im Innern mit einer Föderirung unter einander. Jetzt bleibt nur das Letztere möglich, ein System, in welches auch die Personalunion des Paragraphen 3 hineinpasse." Mühlfeld erhob sich zur Widerlegung seines Kollegen von der Wiener Universität. Giskra hat speciell mit dieser Rede sich die meisten Feinde zugezogen. Man wurde nicht müde, ihn als einen Feind Oestreichs auszurufen und Karl Biedermann bemerkt mit fast denunciatorischer Schärfe: „Keiner sprach so warm wie Giskra für die Paragraphen 2 und 3 und für die unbedingte geschichtliche und politische Nothwendigkeit einer Zerreißung Oestreichs in seine einzelnen Theile," obwohl er, freilich im Tone des Vorwurfs der Feigheit und Gesinnungslosigkeit, eine Zeile später constatirt, daß Giskra sich der Abstimmung enthalten habe. Die früher gebrachte Stelle ist die schärfste in jener Rede und man kann daran ermessen, wie begründet Biedermanns Urtheil ist, der Mitglied des „Augsburger Hofes" war, einem Ableger des „Württemberger Hofes", zu welchem Giskra mit Becker aus Wien, Makowiczka aus Krakau, Mittermaier aus Heidelberg und Stremayr aus Graz (mit Andern) zählte und aus welchem erst im September sich der Augsburger Zweigclub gebildet hatte.

Ohne Zweifel repräsentirte Giskra den äußersten linken Flügel der Oestreicher und heute noch weniger als damals wird man seinen Standpunkt rechtfertigen können. Einem gewissen idealen Zuge folgend, sich der Nationalitätenidee in ihrer äußersten Consequenz ergebend, hatte er die realen Verhältnisse übersehen. Aber weder die antiöstreichische Gesinnung läßt sich behaupten, noch auch, was von anderer Seite später so gerne geschah, darf man ihm föderalistische Allüren vorhalten. Biedermann selbst, der sich nicht ganz sicher bei der ersten Beschuldigung fühlt, glaubt eine zweite, wenn sie wahr wäre allerdings sehr furchtbare, hinzufügen zu müssen. „In der letzten Zeit soll Giskra als Privatagent des Reichsverwesers thätig gewesen sein," schreibt kalten Blutes Biedermann. Die Verleumdung in diesen Worten liegt auf der Hand. Aber auch so viel geht aus ihnen hervor, daß Giskra denn doch einiges östreichische Gefühl bewahrt haben muß. Und wer daran zweifeln wollte, dem seien die Worte desselben in das Gedächtniß gerufen, die er „mit stürmender Beredtsamkeit" in die Versammlung warf, als Heinrich von Gagern am 11. Januar 1849 sein „Programm" entwickelte, auseinandersetzte, warum er den Eintritt Deutsch-Oestreichs in den Bundesstaat für unmöglich halte, und dann die preußische Spitze proclamirte. Gagern hatte einen ungeheuern Erfolg gehabt. Der Berichterstatter der Minorität, seiner Partei, verzichtete auf das Wort. Aber noch der heldenhaften, wenn auch bedächtigeren, immer von Versöhnung und die Möglichkeit einer Union Oestreichs mit Deutschland im Munde führenden Gestalt Gagerns, erschien auch der durch seine äußere Erscheinung bestrickende, durch seine oratorische Kunst und den zauberischen Klang seiner Stimme hinreißende Giskra als Berichterstatter der Majorität auf der Tribüne und schloß seine Rede also: „Die Wurzeln des Baumes deutscher Einheit und Freiheit liegen blos; die Axt ist aufgehoben, schlagen Sie, wenn Sie es wagen!" Konnte ein Oestreicher in einem kritischen Momente östreichischer sprechen? Und was endlich den angeblichen föderalistischen Faden betrifft, so braucht man nur die Situation in das Auge zu fassen, in welcher die Rede gehalten wurde. Es handelte sich darum, Oestreich die Herrschaft in Deutschland in neuer Form zu sichern, für die Erhaltung der nichtdeutschen Länder eine andere Basis zu finden. Wer kann sagen, daß unter jenen Bedingungen die Ideen Giskras nützlich oder schädlich gewesen wären!

Eines hatte aber Giskra in Frankfurt ganz sicher erreicht, sein Talent war in das Licht der Sonne gerückt. „Zu den begabtesten Rednern in der Versammlung," schreibt Biedermann, „gehörte Giskra. Ein hochgewachsener, kräftig gebauter, feuriger junger Mann mit blitzenden Augen und blendenden, wenn auch nicht gerade angenehmen Zügen, mit einer sonoren und unermüdlichen Stimme und einem Zug und Schwung der Rede, der bald wie ein rascher Bergstrom dahin brauste, bald in einzelnen Schlägen donnerte und wetterleuchtete — so besaß Giskra Alles, was ihn, wenn die innere Begabung der äußeren entsprach, zu einem wirklich großen Redner machen konnte. Auch fehlte es ihm nicht an Scharfsinn, blendender Phantasie und jenem Feuer der Beredtsamkeit, welches, indem es aus dem tiefinnersten Herzen hervorzubrechen scheint, auch die Herzen der Hörer leicht entzündet. Und doch war dies ein bloßer Schein, und doch lauerte hinter der täuschenden Hülle flammender Begeisterung und überwältigender Ueberzeugung die kalte Berechnung und der Wankelmuth einer von äußerlichen Motiven nicht unabhängigen Gesinnung. Mochte daher Giskras blitzende und flammende Rede ihm bei seinen Parteigenossen und in der Versammlung den Namen des „Schwertes" eintragen, so mußte der ruhige Beobachter doch bald wahrnehmen, daß diesem Schwerte die Schneide von echtem Stahl fehle." Heinrich Laube kritisirt ihn ungefähr ebenso: „Das Talent, das südliche Feuer, die Blutwärme seiner Beredtsamkeit haben etwas Hinreißendes selbst für den besonnenen Hörer, der sich über die gefährlichen Purzelbäume und das verwegene Hingleiten über einen von der Intrigue unterhöhlten Boden durchaus nicht täuscht. Jung, schlank und blond, feurigen Auges und vollen Tones schlägt Giskra auf der Tribüne immer die Saiten an, die am liebsten und lautesten im deutschen Gemüthe wiederklingen. Er beruft sich auf unsere Liebe zum Vaterlande, auf die deutsche Ehre und Gerechtigkeit, auf unsere theuersten Hoffnungen und süßesten Zukunftswünsche, und dies in einer beschwingten Sprache, die dem Herzen schmeichelt und dem Verstande kaum einen Augenblick Zeit läßt, Ideal und Wirklichkeit, den Zweck und die Mittel dazu zu vergleichen. Die Wirkung ist berauschend und sie würde dauernd sein, wenn der Redner wahr und ehrlich wäre. Aber er legt sich nicht nur den Stoff gefällig zurecht, sondern auch die Verhältnisse, er drückt das Auge vor unüberwindlichen Schwierigkeiten absichtlich zu und schilt Die der Feigheit, die den Abgrund erkennen und die Geschicke des Volkes dahinein zu werfen zögern. Er gibt sich den Anschein, als glaube er, der bloße Wille schließe auch das Vollbringen in sich und weiß so genau als irgend ein anderer Oestreicher in der Paulskirche, wie weit entfernt nicht Deutschland von Oestreich ist, sondern Oestreich von Deutschland, so daß es vieler und gar bedachtsamer Schritte bedürfen wird, um

Digitized by Google

jetzt eine weitere Vereinigung zu Stande zu bringen, von der wir hoffen, daß sie später eine innigste werden soll."

Laube wird, indem er die Art und das Wesen Giskras weiter schildert, noch viel schärfer. Unbedenklich mag zugegeben werden, daß in dem Abgeordneten für Mährisch-Trübau, der sich in diesem Punkte Zeit seines Lebens nicht verändert hat, wo der äußere Mensch weit pathetischer war als der innere, daß das Wort aus seinem Munde nicht immer im Herzen seinen Quell hatte, daß er nicht selten theatralisch erschien. Eine kleine Geschichte, die mir in späteren Jahren passirte, mag als bezeichnende Illustration dienen. Ich befand mich im Sommer 1868, zur Zeit, da Giskra Minister des Innern war, zu kurzem Besuche in Prag und begegnete dort auch einigen Notabilitäten der deutschen Partei. Alle beklagten sich, daß die Weisungen der Regierung an den Statthalter und dieses an die Bezirkshauptleute kein Geheimniß blieben, sondern in die czechischen Blätter wanderten. Einmüthig bezeichneten sie einen Statthaltereibeamten als denjenigen, welcher ihrer Vermuthung nach die Indiscretion beginge und baten mich, in ihren Namen den Minister des Innern um die Entfernung dieses Mannes aus Prag anzugehen. Nach meiner Rückkehr nach Wien erbat ich mir sofort eine Audienz und trug dem Dr. Giskra das Verlangen der Prager Abgeordneten vor. Er fuhr heftig auf: „Das deutsche Casino will mir sagen, wie ich regieren, welche Beamten ich entfernen soll?" Und er erging sich in einer langen, für meine Auftraggeber keineswegs schmeichelhaften, heftigen Rede. Ich ließ mich nun freilich nicht aus der Contenance bringen und erwiderte, als er geendet, in aller Ruhe: „Excellenz — Strohfeuer. Und wozu? Ich war nur ein Zwischenträger und werde die mir gewordene Antwort getreulich rapportiren." Wenige Tage darauf, als ich einen abfahrenden Zug der Südbahn besteigen wollte, hörte ich Giskras Stimme meinen Namen rufen. Ich begab mich zurück zu ihm in das Buffet. Er lud mich ein, mit ihm ein Glas Eis zu nehmen, sprach von allem Möglichen und als das Signal uns jetzt zur Abfahrt mahnte, fügte er schnell hinzu: „Und den ... in Prag habe ich bereits Eines versetzt." Nach dieser Historie möchte Giskra zu beurtheilen sein. Der äußere Mensch in ihm war nicht die genau anpassende Hälfte zum innern; aber Gesinnungsuntreue, Falschheit, Unehrlichkeit barg sein Wesen nicht. Der äußere Mensch konnte ihm mit den Worten, sogar mit den Thaten — wie schwer hat er das büßen müssen — manchmal durchgehen; doch ein schroffer Gegensatz zwischen beiden bestand nicht. Wenn er als Referent auf der Tribüne saß und zuhören mußte, da konnte man in seinem Antlitz öfter das Rumoren in seinem Innern merken. Das Runzeln der Stirne, das Rollen der glänzenden Augen, das rasche Auf- und Niedergehen seines breiten Brustkastens, das Ballen der Hände konnten unmöglich ganz komödienhafter Kniff sein. Oder wenn er in überstürzender Redefluth sprach — die Stenographen des Reichsrathes sagten, daß er durchschnittlich 137 Worte in der Minute, also doppelt so viel als ein guter Redner in der nämlichen Zeit hervorbrachte — daß ihm der Affect das Wort erstickte, da mußte in diesem Augenblicke wenigstens etwas von dem Pathos auch dem Inneren entströmen.

Der Frankfurter Deputirte, als er nach Wien zurückkehrte, ging in das gewöhnliche Advocatenhandwerk. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß er, der von seiner rednerischen Begabung so gut wie die übrige Welt wußte, keine Wirksamkeit im Barreau suchte. Er erschien nur äußerst selten als Vertheidiger im Strafgerichte. Wahrscheinlich wollte er seinen Namen, der bei einer hohen Obrigkeit keinen guten Klang hatte, nicht allzu häufig in die Oeffentlichkeit bringen. Die polizeiliche Beaufsichtigung dauerte, wahrscheinlich in Folge des Amtsschlendrians, sogar noch fort, als Giskra längst wieder obenauf und neben Schmerling der populärste Mann in Oestreich war. Der Reichsrath der Februarverfassung hatte längst seine Arbeiten begonnen, die von Giskra verfaßte erste Adresse desselben war schon lange an den Stufen des Thrones niedergelegt, als Schmerling einmal in den Couloirs lächelnd auf Dr. Giskra zuschritt und ihm mittheilte: „Bis heute waren Sie unter polizeilicher Bewachung. Ich habe es soeben erfahren und natürlich sofort eingestellt." Giskra vergrub sich also als Concipient unter Satzschriften, bis der 6. Februar 1861 kam. Schmerling ließ ihn endlich zum Advocaten ernennen; aber so groß war die Beklemmung, daß man ihn wenigstens nicht in Wien dazu ernannte, er mußte sich eine neue Heimat in Brünn suchen. Welche Bedeutung er für diese Stadt gehabt und welchen Nutzen er dem Reiche in Brünn hat bringen wollen, davon wird noch die Rede sein. Im Reichsrathe fand er eine Reihe ausgezeichneter Männer, zum Theile noch Kampfgenossen von 1848, und es war eine helle Freude, die prächtigen Redeturniere zwischen Männern wie Giskra, Brinz, Hasner, Herbst, Pillersdorf, Rechbauer, Waser, Kaiserfeld, Berger, Brestel (diese Beiden traten in Folge seltsamer Zufälle erst später ein), Mühlfeld, Kuranda, Rieger, Clam-Martinitz, Klaudy, Prachensky, Zeithammer, Smolka, Adam Potocki, Grocholski und wie sie alle hießen, anzuhören. Obenan stand Giskra und die Erwartung einer Rede von ihm war die Bürgschaft für eine überfüllte Galerie. Es war überhaupt eine kampf- und drangvollere, aber eine herrlichere Zeit. Anfangs ging es im Vereine mit der Regierung gegen die Ungarn und Czechen, später gegen die Regierung und die glänzendste Rede, welche Giskra vielleicht jemals in seinem Leben gehalten, waren seine Schlußworte als Berichterstatter für die Adresse im Frühlinge 1864. Wie Blitzesschläge fuhren die Einleitungsworte zu jedem der Schlußabsätze: „Selbsterkenntniß und Umkehr" auf die Ministerbank. Schmerling, der ehemals vergötterte Schmerling, hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und wagte es nicht ein Auge aufzuschlagen, obwohl man von ihm nicht so sehr den Rücktritt, als den endlichen Beginn der besseren Arbeit verlangte, und Lasser sprach von der Schandbank, die man „Ministerbank" heiße.

Giskra war bekanntlich eine seltene Arbeitskraft und man übertrug ihm daher die ebenso große Ehre als Mühe, über den Militäretat berichten zu dürfen. Da saß er nun mit den Repräsentanten der Kriegsverwaltung auch in der Gluth des Sommers Wochen lang jeden Abend bis spät in die Nacht hinein und rechnete die Kosten für jeden Mann, jede Uniform, jedes Gewehr, jede Kanone, jede Festung, jeden Bau aus. Und wenn er die officiellen Angaben gesammelt hatte, trug er sein Material heim und befragte seine militärischen Rathgeber, unter denen der verstorbene Feldmarschallieutenant Möring die hervorragendste Rolle spielte. Auf diese Art gelangte er zu einer ungeheuren Fülle von Fachkenntniß und zu einem kritischen Urtheile, das auch den Militärs imponirte. Je größer die Erfolge Giskras auf diesem Gebiete waren, desto mehr sehnten sich die Uniformleute nach Gelegenheiten, ihm einen Schabernack zu spielen oder doch etwas zu verbergen. Das Erstere gelang ihnen nicht. Daß es aber bei dem enormen Umfange der östreichischen Militärausgaben immerhin möglich war, namentlich in den Kinderjahren des Constitutionalismus, Manches zu verheimlichen, wird man leicht begreiflich finden. Dennoch ärgerte es Giskra recht sehr, als der verstorbene Kriegsminister Franck einmal auf einem Spaziergange mit ihm über den Getreidemarkt auf die dortige Artillerieschule hinwies und lächelnd sagte: „Sehen Sie, lieber Dr. Giskra, diese habe ich doch gebaut, ohne daß Sie etwas davon wußten."

Den letzten Ruhm in der Aera Schmerling erwarb sich Giskra als Berichterstatter über jene zehn Millionen, welche zu der gemeinschaftlichen Besetzung der Elbherzogthümer mit Preußen verwendet wurden. Umsonst rührte sich die Minderheit, Graf Rechberg mußte von ihr die schlimmsten Dinge anhören, aber eine Majorität, an deren Spitze Freiherr von Tinti stand, und mit welcher Viele gingen, die jetzt zum äußersten linken Flügel unserer Volksvertreter gehören, war ihm sicher. Eine östreichische Armee zog nach Holstein, Herr von Bismarck ging in Karlsbad mit dem Grafen Rechberg unter einem Paraplui, umarmte ihn in Penzing, schloß in Gastein mit ihm einen Vertrag und die selbstverständliche Consequenz von alledem war der deutsch-östreichische Krieg, der in Königgrätz sein eigentliches Ende fand. Der Referent über den Zehnmillionencredit in dem

Digitized by Google

vom Grafen Belcredi längst heimgeschickten Reichsrathe war jetzt Bürgermeister von Brünn, wo bald nach der Niederlage Benedeks die preußischen Schaaren erschienen. Die kaiserlichen Behörden hatten die Stadt verlassen, der Statthalter vor seinem Abschiede das Wohl derselben der „bewährten Energie" des Bürgermeisters überlassen, der nun mit dem Bischofe dem Könige Wilhelm entgegenging und um Schonung Brünns bat gegen die Versicherung, daß die preußischen Soldaten dort thunlichst gut verpflegt sein würden. Der „Herr Oberbürgermeister" fand eine freundliche Aufnahme, man glaubte seinem Worte. Bald nach dem Einzuge ließ der König das Oberhaupt der Gemeinde nochmals zu sich bescheiden, um zu hören, welche Disposition in Bezug auf die Verpflegung der preußischen Armee und namentlich der zahlreichen Kranken — die Cholera wüthete bekanntlich in den Reihen der Preußen — getroffen wären. Der Bericht Giskras wurde mit Befriedigung angehört und die Militäranstalten erhielten den Befehl, bis auf Weiteres den Weisungen des Oberbürgermeisters Folge zu leisten. Trotzdem wäre es diesem beinahe passirt, von einer Schildwache erschossen zu werden. Giskra hatte sein Hauptquartier in dem Redoutensaale im alten Theatergebäude auf dem „Krautmarkte" aufgeschlagen und als er eines Tages sich hastigen Schrittes dahin begab, hatte der Wachposten nichts Dringenderes zu thun, als auf den Vorübereilenden anzulegen. Ein zufällig daher kommender Offizier, welcher Giskra kannte, verhütete die Vollendung des Mißverständnisses, welches leicht von den übelsten Folgen hätte sein können. Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl besuchten den Bürgermeister wiederholt in seiner Amtsstube, sie waren voll des Lobes über seine Energie und Geschicklichkeit und insbesondere mußte er ihnen versprechen, sie in Friedenszeiten in Berlin zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Starke Seiten des Islam.

Die muslimische Gesellschaft hat sich — ganz abgesehen von den ersten Absichten ihres Stifters — auf dem einfachen Raubprincip aufgebaut. „Es war ein Geschäft zum Betriebe des Raubes und der Plünderung en gros wider alle Andersgläubigen gegen Vertheilung des Gesellschaftsgewinnes, wozu man noch nebenbei die sichere Aussicht auf das Paradies in Kauf erhielt."*) Dies Raubprincip entsprach ebensowohl den durch so viele Jahrtausende verfesteten Gewohnheiten des arabischen Beduinen, wie denen des turanischen Nomaden, und andere Völker als Araber und Türken haben ja im Islam keine führende Rolle gespielt, denn die iranischen Perser haben sich sofort seitwärts gestellt. Gleichberechtigt innerhalb des muslimischen Gemeinwesens ist Jeder, der die Einheit Gottes und die Sendung Muhammeds, als des Abschlusses aller Propheten, bekennt und die von Muhammed vorgeschriebenen Ceremonien und guten Werke verrichtet, zu denen aber in erster Linie auch der Kampf gegen die Ungläubigen gehört. Ungläubig aber ist jeder Nichtmuslim. In der aus verschiedenen Koranstellen zusammengesetzten Exhorte, welche zum heiligen Kriege (Dschihad) auffordert, heißt es unter Anderm: „Gepriesen sei Allah, der den Ruhm des Islam durch das Schwert der Glaubenskämpfer erhöht und in dem heiligen Buche seinen Bekennern Hülfe und Sieg verheißen hat! Hätte er nicht Menschen gegen Menschen in Waffen gebracht, die Erde würde verderben. Befohlen hat er, die Völker zu bekriegen, bis sie bekennen, es sei kein Gott als nur Einer. Des Krieges Flamme wird nicht erlöschen bis an der Welt Ende. Segen schwebt über dem Stirnhaar der Kampfrosse bis zum jüngsten Gericht. Leicht bewaffnet oder schwer, — macht euch auf! Ziehet aus ihr Gläubigen .... in den heiligen Krieg! Und du, o Gott, Herr dieser Welt und der zukünftigen, stehe bei den Heeren Jener, die deine Einheit bekennen! Schmettere nieder die Ungläubigen und Götzendiener, die Feinde deines heiligen Glaubens! O Gott, wirf nieder ihre Fahnen und gib sie und ihren Besitz zur Beute den Muslims." In diesem Geiste denkt der Muhammedaner noch heute. Man kann nun freilich darüber streiten, ob nicht endlich die ganze Welt den Islam annehmen könne, und so die Kampfverpflichtung erlöschen müsse, aber in Wirklichkeit ist dafür gesorgt, daß die Ungläubigen an Zahl sogar überwiegend bleiben müssen, denn jene Völker, welche einmal in den Strom der alten Cultur eingetreten sind, können, und wären sie noch so tief gesunken, in Masse unmöglich den Islam annehmen, der eine Religion der Uncultur ist und bleibt. Aber gerade auf diese Weise erhält sich das richtige Zahlenverhältniß, welches ein echt muslimisches Staatswesen erst ermöglicht: der Gläubige braucht den Ungläubigen, der für ihn arbeitet und Steuern zahlt: — die Rajah, d. i. die mehr geschorene als gehütete Heerde —, während er selbst nur die Waffen führt. Selbst die Administration überläßt er lieber dem Ungläubigen (Juden, Armenier, Griechen des Phanar), die er ja nöthigenfalls sofort auf die einfachste Weise unschädlich machen kann. Ein kräftiger muslimischer Staat im eigentlichsten Sinne kann daher nur ein solcher sein, in welchem eine kriegstüchtige Minderzahl von Gläubigen über eine kampfuntüchtige Mehrzahl von ungläubigen Halbsklaven herrscht. Von dieser Art war das muslimische Gemeinwesen unter den ersten Chalifen, später das von den osmanischen Türken errichtete Staatswesen, das bis zum Jahre 1839, dem Regierungsantritt Abdul-Medschids, im Ganzen noch an den alten einfachen Principien festhielt, auf denen es aufgebaut war. Daß solche Staatswesen für Kunst, Wissenschaft und Humanität nichts Sonderliches leisten konnten, versteht sich von selbst. Dergleichen Leistungen kommen nur als rasch verwelkende Treibhausfrüchte vor, welche eine besondere persönliche Tüchtigkeit einzelner Herrscher zu zeitigen verstand, oder in solchen von Muslimen beherrschten Gemeinwesen kleineren Umfangs, in welchen eine durch die Thatsachen erzwungene Parität verschiedener Religionen das eigentliche treibende Princip des Islam zur Ohnmacht verurtheilte oder in Halbschlaf lullte, wie in Spanien. Aber solche Staatswesen konnten doch wenigstens leben, ein rein muslimischer Staat aber kann weder leben noch sterben, weil ihm die nothwendige Ergänzung des eigenen Princips fehlt, nämlich zum Raubprincip das Raubobject. So erklärt sich der languide Zustand dieser Staaten, denen auch der kräftigste und genialste Herrscher nur vorübergehend den Schein der Lebenstüchtigkeit einhauchen kann durch rücksichtslose Anwendung des Raubprincips gegen seine Nachbarn oder seine eigenen Unterthanen oder beide zugleich, zwischen welchen Systemen man beispielsweise in Persien und Aegypten seit länger Zeit hin- und herschwankt. Nimmt man nun auch der Türkei, die bis jetzt eine christliche Rajah hatte, diese hinweg, so verfällt sie in den gleichen Zustand, d. h. dem Islam ist seine letzte politische Stütze entzogen, und die Gläubigen können fürderhin nur träumen, daß die Herrschaft über die Welt eigentlich ihnen gehöre, wie man es ja in Stambul auch verstanden hat, den Traum von der unbestrittenen Macht des Padischah über alle Welt in der türkischen Bevölkerung bis in die letzten Jahre zu nähren, indem man ihnen z. B. noch im Krimkriege das Erscheinen der französischen, englischen und sardinischen Schiffe so erklärte, als habe hier der Wink des weltgebietenden Chalifen die Geschwader seiner gehorsamen Vasallen von den Enden der Erde herbeigerufen. Das bisherige Auftreten Oestreichs in Bosnien läßt zur Noth immer noch die gleiche Deutung zu, das Auftreten Rußlands freilich nicht.

Dieser Traum kann aber noch Jahrhunderte lang dauern und, trotz Eisenbahnen und Telegraphen, in den gleichzeitigen Zuständen der christlichen Staaten, geistigen wie materiellen, eine Nahrung finden, welche im Muslim den Zweifel an der höheren

*) Alfred v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. S. 328.

Digitized by Google

Berechtigung des eigenen Princips gar nicht oder nur sehr schwer aufkommen läßt. Die Hauptrolle hierbei spielt die felsenfeste Ueberzeugung des Muslim, daß er, und nur er allein, den Glauben an die Einheit Gottes in seiner vollen Reinheit besitzt, neben welcher ihm das Christenthum, und namentlich in den Formen, wie er sie im Orient mit eigenen Augen üben sieht, als offenbarer Polytheismus erscheint. Wir selbst sind nun der Ansicht, daß sich mit dieser abstracten Einheit praktisch nicht viel anfangen läßt, da sie zwar für zahlreiche einzelne Individuen, vermöge der vorgestellten Beziehungen zu diesem Einen, den Werth eines lebendigen Princips hat, für die ungeheure Mehrzahl aber, gegenüber den polytheistischen Vorstellungen derselben, wie sie nun einmal sind, mehr nur den Werth eines negativen Kanons besitzt, der auf das Eine im Vielen hinweist, und Niemand wird behaupten, daß in den blutigen Kämpfen der beiden großen religiösen Gemeinwesen der Sieg sich für die abstracte Einheitsidee entschieden habe. Christlicher Seits war ja der Kampfruf „Christus", nicht „Gott", auf der andern Seite aber nicht „Muhammed", sondern „Allah". Aber gerade hierdurch wird dieser Einheitsidee, wie sie nun einmal in den letzten Jahrtausenden vorzugsweise durch die beiden großen semitischen Religionen vertreten ist, ihre Berechtigung in der Menschheit gewahrt: sie ist zwar in sich leer und unproductiv und hat diesen Charakter durch die Erprobung einer langen Geschichte erhärtet, aber sie darf als negativer Kanon Protest gegen die Vielheit erheben. Daß sie darauf auch fernerhin ein Recht zum Raube begründe, ist ihr freilich nicht zu rathen, aber ein Recht zur Existenz hat sie noch, das Recht eines berechtigten Protestes. Wann der Proceß, in welchem die beiden hier wirksamen Gegensätze ihre Rolle spielen, verlaufen sein wird, um eine höhere Entwickelungsphase ins Licht der Geschichte treten zu lassen, in welcher jener Satz und Gegensatz ihr Recht verloren haben, ist noch gar nicht abzusehen, und demnach kann der Islam, als dogmatische Religion, noch recht lange bestehen.

Aber auch als praktischer religiöser Verband hat er selbst vor den heutigen Phasen des Christenthums einen gewissen Vorsprung, der gerade aus seiner praktischen Einseitigkeit und Ausschließlichkeit entspringt: je unmenschlicher er nach Außen, gegen Andersgläubige, um so menschlicher ist er in einem gewissen Sinne nach Innen. Dies scheint zwar paradox und sieht gar nicht logisch aus, ist aber doch wahr: — die Gleichheit oder Brüderlichkeit aller Muslims unter sich ist in der muslimischen Denkart und auch auf manchen praktischen Gebieten größer, durchgebildeter, als unter den Christen. Dies hat einen doppelten Grund. Der Eine ist, daß bei den Semiten, den eigentlichen Vätern des Islam, das Stammbewußtsein und das Gefühl für die Blutsverwandtschaft in allen Verhältnissen maßgebend ist. Das aus dem gemeinsamen Mutterleib (arab. rahim) empfangene Blut regt sich in jedem Einzelnen, wenn er die Noth des Stammesgenossen sieht; gegen jeden Andern ist seine Hand feindselig, wie er auch dessen Hand feindselig gegen sich gerichtet glaubt. Das Wort für Mutterleib bezeichnet deshalb auch geradezu die Verwandtschaft und den Kreis der Blutsverwandten selbst, die unter sich zu gemeinsamem Beistand, namentlich zur Blutrache verpflichtet sind. Die That Muhammeds, als des arabischen Propheten und Religionsstifters, erscheint daher dem Semiten nur in dem Lichte, daß er den engen Kreis der Blutsverwandtschaft erweitert und Alle aufgenommen hat, die sich zu Allah bekennen wollten. So sagt der Dichter der Burda, der Aegypter Al-Busiri († ca. 1300), ein wahrhafter Poet, der in diesem Lobgedichte auf Muhammed das Wesen des Islam in hochsinnigster und großartigster Weise auffaßt, weshalb es denn auch im Orient eine Verehrung genießt, die ans Phantastische streift: „Durch sie (die ersten muslimischen Helden) wurde der Islam nach seiner Verwaistheit theilhaftig eines rahim." Ralfs umschreibt dies in seiner Uebersetzung ganz richtig so: „Bis die Lehre des Islam unter ihrem Beistande nach hülfloser Verlassenheit und Verwaisung Verwandte und Angehörige (gleichsam Clienten) gewonnen hatte, welche die Pflichten der Blutsverwandtschaft erfüllten," — und in diesem Sinne könnte der Araber sowohl den Propheten als den Islam selbst einen ábū rahim*) nennen, d. i. Vater oder Besitzer eines Kreises von Blutsverwandten, innerhalb dessen das Leiden eines Jeden das Mitleid und die helfende That jedes Andern herausfordert, während Jeder, der nicht innerhalb dieses Verwandtenkreises steht, als Feind und willkommenes Raubobject zu betrachten ist. Ganz anders im Christenthum, dessen universelle Idee von vorn herein alle Menschen als Brüder denkt, aber eben deshalb innerhalb seiner politischen Gesellschaftsformen seinem eigenen Principe, das freilich, weil ideal, bis ans Ende der Dinge wirksam zu bleiben geeignet ist, nicht gerecht werden kann, und hierauf beruht denn innerhalb der christlichen Welt die Scheidung, der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche, welche letztere die absolute Gleichheit Aller in der Idee festhalten muß, während ersterer nie Formen für diese Gleichheit finden kann. Der Gegensatz von Kreuz und Schwert, Kaiser und Papst symbolisirt dies Verhältniß. Vergegenwärtigt man sich z. B. die weltliche Macht der Merovinger und der Karolinger Majordome als auf altheidnischer Grundlage beruhend, während die römische Kirche alles Heidnische und aus dem Heidenthum Erwachsene bekämpft, so stellt die Kaiserkrönung Karls d. Gr. durch den Papst den großen Friedensschluß zwischen beiden Principien dar, wobei aber die Kirche immer noch in einem Schutzverhältnisse bleibt. Im Islam aber sind beide Principien von vorn herein Eins. Nicht nur die Chalifen selbst, sondern auch ihre Statthalter predigten am Freitag in den Moscheen und führten den Vorsitz bei den Gebeten, und insofern zwischen jenen beiden Principien unterschieden wird, erscheint die weltliche Macht nur als Ausfluß der geistlichen, nicht diese von jener unter den Schild genommen. Hat nun auch dies Verhältniß durch das Aufkommen des türkischen Sultanats an Stelle des arabischen Chalifats bedeutende Veränderungen erlitten, so hat doch das Grundprincip seine Macht nicht eingebüßt, und die altsemitische Idee von der vollkommenen Vereinigung der geistigen und weltlichen Macht in Einer Person, die in älterer Zeit durch den Stammhäuptling (Patriarch) repräsentirt wird, erweist ihre Lebenszähigkeit bis auf den heutigen Tag. Davon ist aber die Vorstellung der vollkommenen Gleichheit aller Religionsgenossen untrennbar: der muslimische Imam hatte nie muslimische Leibeigene oder Halbfreie vor sich, denen er hätte predigen müssen, Allah habe es so gewollt und wolle es noch, daß ein Muslim sein ganzes Leben hindurch, und nach ihm seine Leibessprossen, andern Muslims diene, wie ein Sklave seinem Herrn; — die christlichen Priester mußten dies aber, nachdem erst die Kirche ihre ideale Jugendkraft erschöpft und ebendeshalb mit den feudalen Gewalten als Gleichberechtigter ihren vollen Frieden geschlossen hatte, viele Jahrhunderte lang lehren.

Das eben Gesagte hat den Einen Grund der größeren Gleichheit unter den Muslims berührt, den nämlich, der aus dem altsemitischen Stammleben von selbst erwächst, also einen inneren Grund. Dazu kommt nun noch ein äußerer, der freilich nur eine nothwendig geforderte Ergänzung des ersten ist.

Unser alter Feudaladel, der aus einem heidnischen erst allmählich ein christlicher geworden war, behandelte seine Unter-

*) Die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem hebräischen Abraham, das freilich anders erklärt wird (Vater einer großen tosenden Volksmasse), fällt sofort auf. Deshalb nennt Muhammed seinen Gott vorzugsweise den barmherzigen Erbarmer (er-rahmân er-rahîm). [Auch das deutsche Er-barmen kommt von Barm = Schoos, Bärmutter; althochdeutsch përan, gothisch bairan = tragen, daher gebären.] Von der Person Muhammeds berichtet die Tradition, daß sie durch die höchste Menschenfreundlichkeit ausgezeichnet, oder, wie es in der Burda heißt, daß sie mit dieser Menschlichkeit, als ihrem eigentlichsten Merkmale, bezeichnet war. Diese Freundlichkeit zeigt deshalb auch der Herr gegen seinen Untergebenen, oder trägt sie wenigstens zur Schau. Unserem „Fragmentisten" Fallmerayer ist das seiner Zeit bei den türkischen Würdenträgern sehr aufgefallen. In diesem Sinne meint die Burda, daß erst durch Muhammed die wahre Gerechtigkeit unter die Menschen gekommen sei.

Digitized by Google

thanen, d. h. den bei weitem größten Theil seiner Mitchristen, die er ja noch als Andersgläubige seinem Schwerte unterworfen hatte, als Sklaven oder Halbsklaven, und ließ später durch die Kirche, die anfänglich das gerade Gegentheil gelehrt hatte, dies Verhältniß als die von Gott gewollte ewige Ordnung darstellen. Der Islam hatte dies gar nicht nöthig. Er fand in den besiegten Andersgläubigen, deren Bekehrung in Masse er den Cultur- und Nationalitätsverhältnissen nach nicht erwarten, und um des eigenen Vortheils willen gar nicht wünschen konnte, schon das willkommene Ausbeutungsmaterial vor, welches sich der christliche Feudaladel innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft erst durch einen Bruch mit dem eigenen religiösen Princip schaffen konnte, und er hatte dies Menschenmaterial, die Rajah, nur in einem Zustande zu erhalten, der sie eben noch arbeits- und steuerfähig ließ, während der Muslim nur für die eigene Waffentüchtigkeit sorgen durfte. Diese Arbeit war gar leicht und entsprach ganz den alten Gewohnheiten der semitischen und turanischen Racen und denen des Orientalen überhaupt, der immer Objecte besitzen muß, um die Aufwallungen seiner Raub- und Blutgier an ihnen auszulassen. Für die innere, häusliche Arbeit im Dienste des Muslim taugte nun freilich die durchaus feindselig gesinnte Rajah im Ganzen nicht, aber dafür waren die Neger- und anderen Sklaven da, die in den Islam aufgenommen wurden und nach höchstens sieben Dienstjahren die Freiheit erhalten mußten. Man sieht, daß in jenen Ländern, wo, wie z. B. in der europäischen Türkei, die Rajah die große Mehrzahl bildete, schon der bloße Gegensatz gegen dieselbe und das Bedürfniß der eigenen Sicherheit den inneren Zusammenhalt unter den Gläubigen und damit auch das Gefühl der Gleichheit stärken und stets lebendig halten mußte. Was in solchen Ländern hierbei die täglich empfundene Nothwendigkeit, das wirkte in andern muslimischen Gebieten die auch dort, und zwar bis auf den heutigen Tag lebendige Vorstellung, daß der Islam von Rechtswegen die ganze Welt erobern müsse, und daß zu diesem Werke alle Muslims brüderlich vereint sein sollten. Daher also im ganzen Gebiet des Islam eine höhere Ausbildung des Gleichheitsgefühles Aller, als das Christenthum, besser: die Christenheit sie bis jetzt erreichen konnte. Wer einen Begriff von dem Einfluß dieses Gefühles der Brüderlichkeit auf die Verhältnisse des alltäglichen Lebens und des persönlichen Verkehrs gewinnen will, der lese den Bustan*), das vollendetste Werk des Saadi aus Schiras, der zwar ein Perser, aber gerade in diesem Stück ein echter Muslim ist, und frage sich, ob je irgend ein christlicher Dichter der allverbreiteten Mitempfindung einen so tiefen und vielseitigen Ausdruck verliehen habe. Wir behaupten gar nicht, daß hierin eine politische Stärke liege, denn in Empfindungen schwärmen oder träumen und organisiren sind zwei sehr verschiedene Dinge, — die Stärke Spartas und Roms z. B. beruhte gewiß nicht auf solcher Empfindungsweise —, aber unter Umständen könnte sie auch wieder zur Quelle politischer Kraft werden, — und jedenfalls in neuester Zeit, die ja ein socialistisches Gepräge an sich trägt, leichter als je früher.

Diese Denkweise des Islam hat sich aber auch einen sehr realen Ausdruck in dem nach unseren Begriffen freilich übermäßig großen Gemeinvermögen gegeben, welches allmählich durch die frommen Stiftungen, Wakf**), angehäuft wurde.***) Bei diesen Stiftungen sind natürlich auch sehr weltliche Beweggründe mit untergelaufen, vor Allem hervorgerufen durch die Unsicherheit jedes Privatbesitzes gegenüber dem Despotismus der Fürsten und Großen, welcher gar keine andere Sicherstellung möglich erscheinen ließ als die Legirung als Wakuf an irgend eine Moschee gegen eine Rente, aber im Großen und Ganzen dienten diese Stiftungen, wenn auch schlecht genug verwaltet, gewissen Gemeinzwecken (Moscheen, Universitäten, Schulen, Bibliotheken, Spitälern, Karavanserais, öffentlichen Brunnen u. s. w.) und waren in ihrer Massenhaftigkeit durchaus geeignet, das Gemeingefühl zu erhöhen. Unsere Zeit, die fast alles Gemeinvermögen beseitigt und eben dadurch dem modernen Socialismus in die Hände gearbeitet hat, fängt bereits wieder an, von der Nothwendigkeit desselben zu reden; im Orient kann die theilweise oder gänzliche Auffaugung des Stiftungsvermögens durch den Racker von Staat, da wo sie schon eingetreten ist, wie in der Türkei und Aegypten, wohl auch keine andere Folgen haben als die einer wirthschaftlichen Gegenströmung, die ein neues Gemeinvermögen begründet, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Charakter einer solchen Bewegung, anders als bei uns, mehr religiös als politisch ist, was wiederum dem Islam zu Gute kommen muß.

Wir fassen zusammen: das Princip des Islam, als ein ausschließliches, ja als ein Raubsystem, ist dem des Christenthums, als einem allumfassenden, durchaus nicht gewachsen und muß schließlich untergehen, und Niemand ist mehr zu bedauern, als ein gebildeter Muslim, der dies Verhältniß, resp. die gegenseitigen Machtverhältnisse durchschaut; aber der Islam hat Seiten, welche ihm, als einem dogmatischen Religionssystem sowohl, wie als einer praktischen Religionsverbindung, selbst in den Augen eines Muslim, der unsere europäische Bildung in sich aufgenommen hat, große, ja entscheidende Vorzüge vor dem heutigen Christenthum verleihen, und zwar noch auf lange Zeiträume hinaus, und eben von diesen Seiten war hier die Rede. Hinzuzufügen bliebe noch, daß es eben deshalb dem Christenthum noch lange nicht gelingen wird, auch nur eine nennenswerthe Anzahl von Muslims auf dem Wege der Bekehrung zu gewinnen; von Massen kann schon gar nicht die Rede sein. Aus dem gleichen Grunde kann aber auch eine muhammedanische Partei in einem von Christen beherrschten oder verwalteten Lande christlicherseits niemals wirklich gewonnen werden.

Ad. Wahrmund.

*) Deutsch schon von Olearius, „Persianisches Rosenthal und Baumgarten" in dessen: Reise nach Muskau und Persien, Hamburg 1696, fol. — Moslicheddin Sadis Lustgarten. Von K. H. Graf. Jena 1850. 12. 2 Bdchen. — Eine ganz vortreffliche metrische Uebersetzung von Frh. v. Schlechta Wssehrd: der Fruchtgarten von Sadi (im Auszug). Wien 1852 (mit Kupfern).

**) Wakf, in türkischer Aussprache Wakuf, bedeutet eigentlich Sistirung, d. i. das Herausziehen eines beweglichen oder unbeweglichen Besitzstückes aus Handel und Wandel (Güter der todten Hand).

***) In Bosnien z. B. betragen die unbeweglichen Wakuf-Güter ca. ein Drittheil des Bodens.

Graf Moltkes Wanderbuch.

Von den handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch des berühmten deutschen Feldherren sind einem großen Leserkreise diejenigen bereits bekannt geworden, welche seine Wanderungen um Rom in den Jahren 1845 und 1846 und seinen Aufenthalt am Tuilerienhofe im Herbst 1856 zum Gegenstand haben. In dem soeben bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Wanderbuche haben nun neben jenen Skizzen auch die unseres Wissens bis jetzt unbekannten Tagebuchblätter aus Spanien Aufnahme gefunden, die Frucht einer raschen Fahrt durch jenes Land im October 1846. Hier tritt uns Graf Moltke nur als der harmlose Reisende entgegen, während in jenen anderen Skizzen, wie in seinen klassischen Aufzeichnungen aus dem Orient, in erster Reihe der Soldat, Techniker, Staatsmann und Geschichtsphilosoph das Wort führt.

Wenn einmal Jemand sich der gewiß dankenswerthen Aufgabe unterziehen wird, die spanischen Reiseschilderungen von Nordländern aus den verschiedenen Zeiten zusammenzustellen und zu charakterisiren, so wird er es vielleicht besonders lohnend finden, den Gegensatz zwischen den beiläufig vierzig Seiten aus Moltkes Tagebuch und den Werken der liebenswürdigen französischen Schwadroneure, Th. Gautier und A. Dumas Vater, hervorzuheben. Dafür können wir uns heute schon verbürgen, daß die Spanier, die über die romantischen Uebertreibungen und sachlichen Irrthümer jener Franzosen in gelinde Verzweiflung gerathen, den Siegespreis richtiger Beobachtung und wahrheitsgetreuer Schilderung dem Deutschen zuerkennen werden. Sie werden dem

Digitized by Google

flüchtigen Reisenden, dem noch die verwandten italienischen Klänge im Ohre liegen, gern zu Gute halten, daß er gelegentlich schreibt: Che non ha vista Sevilla, non ha vista nada statt des gebräuchlicheren und sprachlich richtigen: Quien no ha visto Sevilla no ha visto maravilla, daß er von einem Val di Penas statt Valdepeñas, einer casa di pupillos statt casa de pupilos spricht, den alten Ruf beim Stierkampfe: Otro toro in: un altro toro, und den Namen des größten Stierkämpfers unseres Jahrhunderts Cúchares in Cuchiera verwandelt. Sie werden ihm auch die Ketzerei verzeihen, daß er die Kathedrale von Cordova einer Börse oder Markthalle ähnlicher findet als einer Kirche, und meint, von Aranjuez, das in Spanien als ein Wunder der Welt gilt, würde man in jedem andern Lande wenig Aufhebens machen.

Moltke stellt am Schlusse seiner Reisebeschreibung den Spaniern folgendes Ehrenzeugniß aus, das man nach drei Jahrzehnten, in welchen sich Dies und Jenes geändert hat, noch unterschreiben kann: „Was ich auf dieser flüchtigen Reise von der spanischen Nation gesehen, hat mir den günstigsten Eindruck hinterlassen. Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden, dazu ist selbst der Aermste zu stolz. Schweigend und ernst steht er, den Mantel malerisch über die Schulter geworfen, er verschmäht das französische Kleid, und bewahrt seine alte nationale Tracht, die übrigens in allen Provinzen verschieden ist. Auch der geringste Spanier erwartet mit einer gewissen Rücksicht behandelt zu werden, aber eine freundlich dargebotene Cigarre nimmt er gern. Als Alemanne ist man überhaupt besser aufgenommen als jede andere Nation. Frankreich hat dem Lande zu wehe gethan und mit Stolz erinnert der Spanier sich der deutschen Herrscher, welche glorreich Spaniens Scepter führten."

Das unverfälschte deutsche Gefühl Moltkes wird hier dem Andenken der Habsburger in Spanien gerechter, als wir von den zünftigen Geschichtschreibern Deutschlands gewohnt sind. Mit patriotischer Wehmuth erfüllt ihn der Anblick einer der verlorenen deutschen Ansiedelungen in Spanien. „Am folgenden Nachmittag erreichten wir La Carolina. Zum allgemeinen Erstaunen sahen wir die wohlerhaltene Landstraße von Bäumen eingefaßt. Weinberge und Obstbäume umgeben die in geraden Straßen erbauten Häuser und ein Blumengärtchen umgibt jede Wohnung. Es war, als wenn man plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt wäre, denn die Menschen hatten blondes Haar und das treue, viereckige, deutsche Gesicht. Es ist dies eine Colonie von Schwaben, welche unter Karl III. von dem besten spanischen Minister Olivarez im vorigen Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt wurde; aber kein Einziger verstand ein Wort Deutsch mehr; denn unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Mississippi und Spanier in der Sierra Morena. Ja, sie schämen sich ihres zerrissenen, ohnmächtigen Vaterlandes." Einen ähnlichen Stoßseufzer finden wir am Schlusse des Wanderbuches, beim Abschied von Frankreich: „Ich erwachte erst in Saverne, von wo die Fahrt durch die Vogesen sehr schön ist. Es war traurig, die Leute dort deutsch sprechen zu hören und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen!" Nun, die Trauer um die Deutschen im Elsaß ist uns, nicht zum wenigsten durch Moltkes Verdienst, abgenommen worden. Und wenn auch unter der Regierung Alfonsos XII., welche sich diejenige Karls III. in so vielen Stücken zum Vorbilde genommen hat, die Frage neuer Ansiedlungen von Deutschen mehrmals aufgetaucht ist, so sind doch wohl neue Verluste deutscher Volkskraft an jenes Land kaum zu befürchten. Wir durften es z. B. während des deutsch-französischen Krieges in Madrid erleben, daß, als wir eine Sammlung für die deutschen Verwundeten einleiteten, ungeahnt viele Landsleute aus dem Handwerkerstande ihr Scherflein beisteuerten und dabei insgemein versicherten, sie würden in dem fremden Lande nur so lange weilen, bis sie die Mittel zu sorgenfreiem Leben im Vaterlande gewonnen hätten.

Was aber die von Moltke erwähnte Vorliebe der Spanier für den Aleman und ihre Abneigung gegen den französischen Nachbar betrifft, so hat sich dieselbe gerade während des deutsch-französischen Krieges zu Madrid in theils rührenden, theils heiteren Zügen unzweideutig geoffenbart. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie zu Beginn des Krieges die Spanier hartnäckig den Havas'schen Botschaften von französischen Siegen allen Glauben versagten. Sie wollten einmal, daß die Franzosen Schläge bekommen. Und um diesen Volkswünschen zuvorzukommen, wurde eine Menge neuer Blätter gegründet mit zum Theil sehr sprechenden Namen, wie „Das Kriegsbulletin", „Der Rhein", „Der Kriegsbote", „Das Extrablatt zur preußischen Kanone" u. s. w. Die übrigen Blätter richteten sich, wie die „Correspondencia" — die „Nachtmütze", mit der sich jeder Madrider zu Bette legt — darauf ein, grün gefärbt zu erscheinen, wenn sie einen deutschen, gelb, wenn sie einen französischen Sieg zu melden hätten. Das Grün wurde stereotyp wie der Tag und Nacht erschallende Ruf der Zeitungsverkäufer: El extraordinario con la derrota de los Franceses! Die Marktweiber fingen des Morgens um vier Uhr an, einander in den Straßen die Kriegsnachrichten vorzulesen, nachdem kaum die Nachtwächter aufgehört, den zuletzt Heimkehrenden die neuesten Heldenthaten der Ulanen zu erzählen. Der deutsche Ulane war alsbald zum Sprüchworte geworden. Entstand irgendwo ein plötzliches Lärmen und Rennen, so sagte der Madrider: „Kommen die Ulanen?" In den Bufos fügte einmal ein Schauspieler im „Blaubart" zum Vergnügungsprogramm des Königs als letztes Stück: „Ein Ulane." Bei der Nennung dieses Stückes entstand ein Sauve qui peut des ganzen Hofstaates. Die Spanier nahmen mit Hohngelächter die Kunde auf, daß bald da, bald dort eine große französische Stadt von ein paar Ulanen erobert worden sei. Und als von Paris angefragt wurde, wie man denn seiner Zeit die Guerillas gebildet habe, gab man die Antwort, die Regierung habe sich kaum in die Bildung solcher Freischaaren gemischt, sondern ein Mina, Manso, Empacinado habe nur eine Schaar entschlossener Männer um sich versammelt, die gelobten, täglich einen Franzosen zu tödten und die mit der Zeit eine immer größere Fertigkeit in ihrem Handwerk erlangten: eine Auskunft, die schwerlich nach dem Geschmack der Franzosen war. Obgleich diese Sympathien für Deutschland offenbar mehr auf bloßem Volksinstincte als auf klarem Bewußtsein beruhten, so strengten sich die spanischen Politiker aufs Löblichste an, auch hiefür wie für alle übrigen Dinge der Welt politisch-philosophische Systeme auszuspinnen. Ich habe mir aus einem damals vielgelesenen republikanischen Blatte folgende Stilprobe gemerkt: „Frankreich stellt dar die geistige Einheit, die materielle Verschiedenheit, Preußen die geistige Freiheit, die körperliche Einheit; jenes hat in seiner Gewalt den katholischen Olymp, dessen Jupiter sich soeben in die Unfehlbarkeit gehüllt hat; bei diesem ist in Betreff der Religion Alles individuell; Frankreich sucht in seiner Politik nichts Anderes als die Versteinerung, den status quo, das sogenannte europäische Gleichgewicht; Preußen stellt in der Politik die Thätigkeit, die Arbeit dar."

Wie er am Schlusse seiner Reisebeschreibung der Abneigung der Spanier gegen die Franzosen gedenkt, so erwähnt Moltke bei dem ersten Punkte, wo er den Fuß auf die Pyrenäenhalbinsel setzt, wenigstens einen der Gründe, warum die Engländer bei den Spaniern womöglich noch schlechter angeschrieben sein müssen als die Franzosen. Wenn im spanischen Volksmunde Inglés so viel bedeutet als Krämer, Wucherer, so rührt dies sicher zum Theile daher, daß der Spanier beim Namen Gibraltars nicht blos wie der Deutsche bei demjenigen Helgolands sich gedemüthigt fühlt, sondern daß er auch seinen nationalen Wohlstand fast wehrlos der Ueberfluthung durch die Schmuggelwaaren aus Gibraltar preisgegeben sieht. In kräftigen und treffenden Zügen schildert Moltke das wunderbare Gemisch von Spanisch und Englisch, das ihn auf Gibraltar empfängt. „Die Pracht und Ueppigkeit eines südlichen Himmels und die Energie und Betriebsamkeit des Nordens sind hier vereint. Wie Riesen standen die rothröckigen unbehosten Hochländer zwischen den kleinen braunen Spaniern mit ihren übergeworfenen Mänteln und den schmächtigen Arabern, welche vielfach herüber kommen in das schöne

Digitized by Google

Land, welches ihnen 700 Jahre gehörte. Da lagen in ungeheurer Fülle die Trauben, die Orangen, Datteln nnd Oliven aus Malaga, Valencia und Granada neben Kartoffeln und Käsen aus England, die Hummer, fliegenden Fische und Delphine aus dem atlantischen neben dem gedörrten Stockfisch aus dem Eismeer. Ueber die flachen Dächer, die Balkone und die Gärtchen mit Granaten und Palmen ragen in drei Etagen die Galerien, welche eine englische Meile weit in die Kalkmasse des Felsens eingesprengt sind, mit ihren Feuerschlünden aus den schottischen Gießereien. Ueber das Gewimmel kleiner Fahrzeuge und zahlreicher Dampfböte erheben sich drei stolze Linienschiffe mit der Flagge Britanniens. Gibraltar ist in beständiger Zunahme, aber seine eiserne Rüstung erlaubt ihm nur, in die Höhe zu wachsen. Die Grundstücke und Miethen sind unglaublich theuer. Ein Kalkfels und eine Sandscholle bringen natürlich nichts hervor und ursprünglich hausten dort nur Rebhühner und Affen. Alles, was Menschen bedürfen, muß zur See herangebracht werden, selbst das Trinkwasser, und das ist der größte Mangel dieser sonst uneinnehmbaren Festung. Auf der Landzunge stehen nur 2000 Schritt entfernt die spanischen Posten mit geladenen Gewehren, nicht gegen einen Angriff, sondern gegen den Schmuggelhandel gerüstet, welcher hier im großen Stile betrieben wird."

Besonders lange verweilt Moltke sodann bei der Schilderung von Sevilla; „aber Sevilla ist so schön und so ganz anders, als Alles, was ich bisher gesehen, daß ich's nicht kürzer abmachen konnte." Das Herz geht ihm sichtlich auf beim Anblick dieser Perle Andalusiens. Er gesellt sich zu den vielen begeisterten Lobrednern der Kathedrale, der Giralda, des Alcazars von Sevilla; und Bilder, die er einst im Oriente geschaut, quellen unter seiner Feder hervor, wenn dieselbe das poetische Heim der Anwohner des Guadalquivir beschreibt. „Unter despotischer Regierung und vielfachen Bedrückungen im äußeren Leben preisgegeben, suchte Jeder sich eine Häuslichkeit zu bilden, in der er Ersatz fand. Dort herrschte er, dort fand er Sicherheit, Freude und Ueberfluß, aber nur im Verborgenen durfte er glücklich sein. Wie noch heute der reiche Armenier, wenn er zu einem Machthaber geht, unter einem schlechten Kaftan die reichen Seidenstoffe und Pelze verbirgt, so umschließen äußerlich kahle Mauern in ihrem Innern ein kleines Eden. Durch starke, mit Eisen beschlagene Thorflügel tritt man zu Sevilla in einen ziemlich einfachen Vorhof. Dies ist das Bab der Perser, das Kapu der Türken, die Pforte, welche im Orient und schon bei unsern biblischen Erzvätern eine so große Rolle spielt, wo die Geschäfte verhandelt, Streitigkeiten geschlichtet und Recht gesprochen wurde. Die christlichen Bewohner haben in jedem dieser Vorhöfe ein Marienbild aufgestellt, vor welchem Abends zahlreiche Kerzen angezündet werden, die einen freundlichen Anblick gewähren. Aus dem Vorhof und durch ein stets geschlossenes sehr reiches Gitterthor, meist einige Stufen hinabsteigend, tritt man in den inneren Hof. Rings um denselben läuft eine offene Halle, deren Bögen durch schlanke, oft gekuppelte Säulen getragen werden. In der Mitte des Hofes plätschert ein Springbrunnen, oft in schönen Marmorbecken, mit Goldfischen und Forellen, überschüttet von einem kleinen Hain von Orangen, Rosen, Granaten und Myrthen. Der übrige Raum ist mit Marmorplatten musivisch ausgelegt und ein ausgespanntes Segeltuch oder wenigstens eine über ein Gatter gezogene Weinrebe verwandelt diesen Hof, selbst im hohen Sommer, in einen kühlen und reizenden Salon, in welchem Sopha, Stühle, Gemälde und Spiegel nicht fehlen. Der Fremde wird im Vorhofe abgefertigt und nur der Gastfreund ins Innere gelassen. Um so zu wohnen, bedarf es freilich des stets heitern Himmels dieses Landes."

Moltke trifft in Madrid am Tage der Doppelheirath Isabellas II. und ihrer Schwester Maria Luisa ein. Wie billig, war zur Feier des Ehrentages der Töchter jenes Ferdinand VII., der bei der Wiederherstellung des bourbonischen Thrones die Universitäten geschlossen und Hochschulen für Stierkämpfer eröffnet hatte, ein Stiergefecht veranstaltet worden. Dasselbe war, wenn wir in den Annalen der spanischen Stiergefechte richtig bewandert sind, das großartigste, das vor demjenigen von 1869 abgehalten wurde, bei welchem wir, zur Feier der demokratischen Verfassung, den Nachfolger des berühmten Cúchares von einem Stier in die Luft schleudern sahen. Moltke ergeht sich nicht in den sonst üblichen langen moralischen Betrachtungen der Reisenden über das spanische Nationalvergnügen. Er bemerkt nur ziemlich trocken: „Dies ist nun das Schauspiel, welches die Spanier über Alles lieben, an dem die zartesten Frauen Theil nehmen und dem die jungvermählte Infantin zulächelte. Was mich betrifft, habe ich an einem Stiergefecht vollkommen genug gehabt, und Du vielleicht an der Beschreibung." Wir müssen uns selbst dagegen das Armuthszeugniß ausstellen, daß wir zwar herzlichen Antheil an der Propaganda nahmen, welche es in der Zwischenzeit zwischen der Septemberrevolution und der zweiten bourbonischen Restauration durchsetzte, daß wenigstens in Sevilla keine wirkliche Dame mehr dem grausamen Schauspiel anwohnte; daß wir aber durch Jahre hindurch kein Stiergefecht versäumten, um ja alle Geheimnisse des Reizes desselben zu erforschen. Eine gerechte Strafe dieser Inconsequenz haben wir darin zu erkennen, daß wir es vor lauter Bedenken, das Schauspiel kunstgerecht zu schildern, nie zu einer vollständigen Beschreibung desselben brachten, während dem sichern Blick Moltkes eine solche auf den ersten Wurf dermaßen gelungen ist, daß sie nicht blos das eigentliche Kabinetsstück unter seinen Aufzeichnungen aus Spanien bildet, sondern als mustergültig überhaupt gelten kann.

Wilhelm Lauser.

Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 14. Juni 1839 stellte Arago, der als Forscher und Mensch gleich ausgezeichnete Physiker, den Antrag, die von Niepçe und Daguerre gemachte Erfindung der Lichtbildnerei auf Staatskosten anzukaufen und zum Gemeingut der Völker zu machen. Indem Arago bereits mit prophetischem Blicke die außerordentlichen Dienste voraussah, welche die damals noch unvollkommene Photographie der Kunst und Wissenschaft leisten würde, begründete er seinen Antrag mit den Worten: „Il semble indispensable que le gouvernement dédommage directement M. Daguerre, et que la France ensuit dote noblement le monde entier d'une découverte qui peut tant contribuer aux progrès des arts et des sciences," worauf ein Gesetzentwurf ausgearbeitet wurde, nach welchem Daguerre eine lebenslängliche Jahresrente von 6000 Frcs., dem Sohne Niepçes, mit welchem Daguerre associirt gewesen war, eine gleichartige Rente von 4000 Frcs. zuerkannt wurde. Diese pecuniäre Sicherstellung der Erfinder räumte das letzte Hinderniß aus dem Wege, welches der Veröffentlichung der Resultate jahrelangen Mühens entgegenstand und deshalb erscheint es angemessen, den 14. Juni 1839 als den eigentlichen Geburtstag der Photographie zu betrachten, zumal der Contract zwischen der Regierung und den Erfindern dieses Datum trägt, während die Publication und die experimentelle Demonstration des neuen Verfahrens in Gegenwart vieler von Auswärts herbeigeeilter Gelehrten in der Sitzung der Akademie vom 19. August 1839 stattfand. Es hat mithin die Photographie im Jahre 1879 genau das Alter von vier Decennien erreicht.

Ohne hier näher auf den unerquicklichen Streit einzugehen, wem die Priorität der Erfindung gebührt, ob Daguerre oder Niepçe dem Aelteren, sei nur bemerkt, daß die Entwicklung des unsichtbaren Bildes der Jodsilberplatten mittelst Quecksilberdämpfen, welche den Kernpunkt der Daguerreotypie bildet, Daguerre zuzuschreiben ist, wenn auch die Vorarbeiten Niepçes einen nothwendigen integrirenden Theil der Gesammterfindung ausmachen; beiden Männern kommt gleichmäßig das Verdienst zu, ein Ziel erreicht zu haben, dem berühmte Gelehrte, wie Charles, Scheele, Wedgewood und Humphry Davy vergeblich zustrebten.

Die Freigebigkeit der französischen Nation hatte nun zur Folge, daß das Verfahren Daguerres zum Gemeingut wurde und zahlreiche Bearbeiter fand, welche rastlos an der Verbesserung

Digitized by Google

und Ausbildung der noch mit vielen Mängeln behafteten neuen Erfindung thätig waren, sowohl was den optischen, als den chemischen Theil der Lichtbildnerei anbelangt. Namentlich waren es die Verbesserungen des optischen Theiles durch den Mathematiker Petzval, nach dessen Berechnungen der später in den Adelstand erhobene Optiker Voigtländer die ersten lichtstarken und verhältnißmäßig correct zeichnenden Objective construirte, welche bei gleichzeitiger Anwendung von Brom bei der Herstellung der empfindlichen Schicht die Sitzungszeit verkürzten und die Aufnahme von Personen ermöglichten und dadurch einen neuen Industriezweig ins Leben riefen, der Tausenden zur Erwerbsquelle wurde: — die Porträtphotographie.

Indem an der Vervollkommnung der Daguerre'schen Erfindung eifrig gearbeitet wurde, deren inneres Wesen den Physikern und Chemikern völlig verschlossen war, konnte es nicht fehlen, daß alle möglichen Substanzen auf ihr Verhalten zum Lichte und ihre Anwendbarkeit im photographischen Processe einer Prüfung unterlagen, denn überall, wo die Theorie es an Fingerzeigen fehlen läßt, behauptet das planlose Experiment sein Recht, auf das der Praktiker mit dem bekannten Sprüchworte „Probiren geht über Studiren" zu pochen pflegt.

Bereits zwei Jahre später gelang es dem Engländer Fox Talbot mit Hülfe von Jod- und Bromsilber und Anwendung von Gallussäure die optischen Bilder der Camera obscura in der Weise auf Papier zu fixiren, daß die hellen Partien dunkel, die dunklen dagegen hell erschienen; er erhielt mithin die ersten Negative, von denen Abdrücke mit umgekehrter Licht- und Schattenvertheilung erhalten werden konnten, die wiederum der Natur entsprachen. Das Korn des Papiers beeinträchtigte allerdings die Schärfe und detaillirte Zeichnung, durch welche sich die Daguerreotypen auszeichneten, allein der Umstand, daß die Papiernegative die Vervielfältigung der einmal gemachten Aufnahme zuließen, gewann der sogenannten Talbottypie viele Freunde, so daß die Daguerreotypie bald in ihr einen Rivalen erblicken mußte.

Erst im Jahre 1847 kam jedoch Niepçe de Saint Victor, der Neffe Niepçe des Aelteren, auf den glücklichen Gedanken, das bisher als Träger des photographischen Bildes benutzte Papier durch das structurfreie Glas zu ersetzen, auf welchem Stärkekleister, Eiweiß und auch Gelatine in Verbindung mit Jod- und Bromsilber, die eigentliche lichtempfindliche Schicht bildeten, und die Niepçeotypie machte der Talbottypie die empfindlichste Concurrenz.

Indessen war im Jahre 1846 durch die deutschen Chemiker Schönbein, Böttger und Otto fast gleichzeitig die Schießbaumwolle und die Löslichkeit derselben in Aether und Alkohol von Menard in Boston 1848 entdeckt. Diese, als Collodium bekannte Lösung diente vorerst chirurgischen Zwecken, bis 1850 Legray das Collodium als Ersatzmittel für das Eiweiß in der Niepçeotypie vorschlug und Archer und Fry 1851 ein vollständiges Verfahren veröffentlichten, Aufnahmen auf Glasplatten zu machen, welche mit Collodium überzogen sind und diese Platten als Matrizen zu benutzen, um auf lichtempfindlichem Chlorsilberpapier Abdrücke in beliebiger Zahl herzustellen. Dies Verfahren ist bis heute das herrschende geblieben und wenn es auch anfangs wie üblich nach dem Erfinder Archerotypie benannt wurde, so mußte diese Bezeichnung dem nunmehr allgemeingültigen Collectivtitel „Photographie" weichen.

Der Photographie unterlag die Daguerreotypie von diesem Moment an in kurzer Zeit, während die erstere sich gar bedeutsam entfaltete und nach und nach das Agens wurde, welches eine Reihe von Industrien ins Leben rief, die speciell nur photographischen Zwecken dienen. Könnte es möglich sein, die Photographie plötzlich aus unserem modernen Leben zu streichen, würden nicht nur direct, sondern auch indirect zahllose Menschen existenzlos werden und sowohl Handel als Gewerbe empfindlichen Schaden leiden, denn die Fabrikation von photographischen Bedarfsmitteln hat in demselben Umfange zugenommen, wie die Photographie selbst, nachdem sie durch Archer in die Reihe der vervielfältigenden Künste eingeführt wurde und in allen denjenigen Zweigen der Kunst, Wissenschaft und Industrie Anwendung fand, die bildlicher Darstellungen nicht entrathen können. Als an die Stelle des Einzelbildes der Daguerreotypie die Massenproduction trat, gewann auch das Angebot ein verändertes Aussehen. Es entstanden die photographische Visitenkarte und das Kabinetporträt, und mit ihnen das photographische Album, das einen wichtigen Industrieartikel bildet. Ebenfalls bemächtigte sich der Kunsthandel der Photographie, zuerst in Copien nach Stichen und Lithographien, dann in Porträts von Tagesberühmtheiten, in Stereoskop- und Landschaftsbildern, und endlich in großem Maßstabe in Copien nach Handzeichnungen und Oelgemälden, deren Reproduction trotz aller Schwierigkeiten dennoch zuletzt ermöglicht wurde.

Gleichzeitig fand die Photographie in der Industrie Anwendung als Hülfsmittel zum Copiren von technischen Zeichnungen, zur Aufnahme von Maschinen, Gebäuden, Terrains, Objecten der Naturbeschreibung, der Himmelskörper sowohl, als mikroskopischer Präparate und in Verbindung mit der Lithographie zur Herstellung geographischer Karten u. A. m.

So überraschend mannichfaltig und technisch vollkommen auch die Leistungen der Photographie waren, besaßen die Photogramme jedoch nicht jene Beständigkeit, welche den Erzeugnissen der Druckerpresse eigen ist, und nachdem dieser Uebelstand aus dem allmählichen Verblassen der Photographien erkannt worden war, wurden Bemühungen rege, die gebräuchlichen Silberverbindungen durch Farbstoffe zu ersetzen, welche dem Processe des Ausbleichens nicht unterliegen. Schon 1852 hatte Talbot die Beobachtung gemacht, daß eine Mischung von Leim (Gelatine) und chromsaurem Kali ihre Löslichkeit in Wasser durch Lichteinwirkung verliert und wenn dies Verhalten der beiden Substanzen auch nur langsam in der photographischen Praxis ausgenutzt wurde, so ist dasselbe jedoch der Ausgangspunkt, auf den die neueren Errungenschaften der Photographie zurückzuführen sind. Als solcher dürfen der Kohledruck, Woodburys Reliefdruck, die Heliogravüre und der Lichtdruck anzusehen sein.

Der Kohledruck — auch Pigmentdruck genannt — wurde zuerst von Poitevin 1855 ausgeübt, indem er der mit chromsauren Salzen vermischten Leimmasse feingeriebene Kohle (Tusche) und andere Farbstoffe zusetzte, welche von der im Lichte unlöslich gewordenen Leimschicht zurückgehalten werden, während die wenig oder gar nicht belichteten Stellen sich nach Maßgabe der mehr oder minder schwachen Lichtwirkung ganz oder theilweise in heißem Wasser auflösen. Das nach vielen mühseligen Procedüren erhaltene Bild besteht daher aus einer fest an dem Papier haftenden Leimschicht, welche in den tiefen Schatten dicker ist als in den Halbtönen und demgemäß an den dunklen Stellen eine dickere Farbenlage bildet als an den hellen, während der weiße Fond des Papieres den höchsten Lichtern entspricht. Der Ersatz der Tusche durch Röthel, Graphit oder braune Farbstoffe gestattet die genaue Wiedergabe von Röthel- und Bleistiftzeichnungen und von Sepiaskizzen, wie solche nach den Handzeichnungen von alten Meistern von Braun & Co. in Dornach in vollendeter Ausführung in den Handel gebracht werden. Der 1865 erfundene Woodbury-Reliefdruck beruht auf ähnlichen Principien, nur wird hier auf photographischem Wege ein Relief aus Leim erzeugt, das, nachdem es erhärtete, in Bleiplatten gepreßt wird und eine Hohlform zu Stande bringt, in welche man gefärbte Gelatine gießt, die an einem darauf gelegten Stück Papier haften bleibt. Der Reliefdruck eignet sich nur für Bilder kleinen Formates und findet in Deutschland kaum Anwendung, obgleich die Drucke von außerordentlichem Reiz sind. Goupil in Paris bedient sich des Woodburyverfahrens zur Herstellung seiner entzückenden kleinen Reproductionen, während er die Heliogravüre bei großen Blättern benutzt. Mischt man der Chromgelatineschicht feinen Sand bei, so bleibt nach dem Auswaschen der belichteten Schicht ein körniges Relief zurück, das, galvanisch in Kupfer abgeformt, eine Platte liefert, deren körnige Partien Druckerschwärze annehmen, so daß ein Abdruck in der Kupferdruckpresse erhalten werden kann, dem photographische Detaillirung und die Weichheit der geschabten Manier gleichzeitig eigen sind. Ebenfalls gehören die Photolithographie, die Photozinkographie, welche sich jedoch nur

Digitized by Google

zur Wiedergabe von Zeichnungen in Strichmanier gut eignen, hierher.

Die Vervielfältigung der Photographie mittelst des Pressendrucks gelangte jedoch zur wirklichen praktischen Verwendung erst im Jahre 1868 durch Albert in München, der nicht, wie Tessié de Mothay ein Jahr vorher, mit unvollkommenen Proben, sondern mit der fertigen Erfindung des Lichtdrucks hervortrat. Das Aufsehen, welches die ersten Albert'schen Drucke auf der photographischen Ausstellung 1868 zu Hamburg erregten, war in den Fachkreisen ein um so größeres, als gewiegte Praktiker nicht im Stande waren, die mit Druckerfarbe erhaltenen Bilder von gewöhnlichen Photographien zu unterscheiden und erst eine Prüfung der Drucke mit Terpentinöl, welches die Fettschwärze angreift, zeigte, daß thatsächlich in der Presse erlangte Abdrücke vorlagen. In den letzten zehn Jahren ist der photographische Pressendruck zu hoher Vollkommenheit gebracht worden und der Consum dieser Drucke, welche alle trefflichen Eigenschaften der Photogramme besitzen, sie jedoch an Haltbarkeit und Billigkeit übertreffen, hat derartig zugenommen, daß eine Anzahl von Lichtdruckinstituten entstanden ist, von denen die größeren sogar mit Schnellpressen arbeiten. Durch den Lichtdruck wurden die Hindernisse endlich entfernt, welche der Anwendung der Photographie als Illustrationsmittel von Büchern und Werken entgegenstanden, er beseitigte den hohen Preis der gewöhnlichen Copien auf Silberpapier, die nur ausnahmsweise als Illustrationen benutzt wurden und kam insofern den Bedürfnissen des Buchhandels entgegen, als er gestattete, große Auflagen in kurzer Zeit zu drucken.

Der Lichtdruck beruht im Wesentlichen ebenfalls auf der oben erwähnten Gerinnung einer mit Chromsalzen versetzten Gelatineschicht im Lichte. Die vom Licht veränderte Gelatine hat nämlich die Eigenschaft verloren, im Wasser aufzuquellen und nimmt Fettschwärze an, während die minder afficirten Stellen Wasser aufnehmen und die Schwärze abstoßen oder in geringerem Grade zurückbehalten.

Das Collodium und die Jod-, Brom- und Chlorverbindungen des Silbers einerseits und die Gelatine in Verbindung mit chromsauren Salzen andererseits, sind die eigentlichen Stützen der photochemischen Processe, welchen die Photographie ihren außerordentlichen Aufschwung verdankt und deshalb waren alle Versuche zur Fixirung des optischen Bildes der Camera obscura und zur Vervielfältigung desselben so lange vergeblich, bis die ebenfalls in der Entwicklung begriffene Chemie die Herstellung der erforderlichen Chemikalien lehrte. Aus den angeführten Jahresdaten ergibt sich außerdem zur Genüge, daß die Fortschritte in der Photographie der Entdeckung geeigneter Chemikalien in Kürze zu folgen pflegten.

Trotz der erreichten hohen Stufe bietet die Photographie jedoch immer noch genug zu lösende Aufgaben, von denen die Abkürzung der Aufnahmezeit und die Photographie in natürlichen Farben in erster Reihe stehen.

Die Verkürzung der Aufnahmezeit ist gleichbedeutend mit der Steigerung der Lichtempfindlichkeit der photographischen Schicht und daher Sache des Chemikers. Je größer die Lichtempfindlichkeit ist, um so geringere Lichtintensitäten können verzeichnet werden, ein Umstand, der nicht nur für die Photographie der Himmelskörper, des Spectrums u. s. w. die höchste Bedeutung hat, sondern auch den Optikern gestattet, den Linsensystemen auf Kosten der Lichtstärke größere Vollkommenheit zu geben. Es scheint nun, als wenn die jüngste Zeit der Erfüllung dieses Wunsches nahe gerückt ist, denn das reine Bromsilber in Verbindung mit Gelatine, als Ersatz des Collodiums, ermöglicht die Herstellung von Trockenplatten, welche die Aufnahme von beweglichen Objecten, laufenden Pferden, fahrenden Wagen u. dgl. m. in dem Bruchtheil einer Secunde ermöglichen. Stellt sich die Zuverlässigkeit dieser Platten heraus, so vereinfachen die Manipulationen sich wesentlich, es würden dieselben Handelsartikel und dem Forscher und Gelehrten dürfte in nicht allzu ferner Zeit die Photographie ein leichtes und unentbehrliches Hülfsmittel zur Aufnahme von einschlägigen Objecten und bemerkenswerthen Vorgängen sein.

Auch die Photographie in natürlichen Farben hat Aussicht auf Realisirung. Schon Niepçe und später Poitevin erhielten auf rein photochemischem Wege Photographien, welche die Farben eines bunten Originals wenn auch matt, so doch deutlich erkennbar wiedergaben, allein man besitzt kein Mittel zur Fixirung der Farbentöne und verließ daher diese Methode, um eine andere einzuschlagen. Es gelang zuerst Vogel, das Bromsilber dadurch für Gelb und Roth empfindlich zu machen, daß er demselben Farbstoffe zusetzte, welche die entsprechenden Strahlen absorbiren und somit das Photographiren von den Farben zu ermöglichen, welche sich bis dahin als unwirksam erwiesen. Indem nun vor das Linsensystem der Camera farbige Gläser gestellt werden, welche nur bestimmte Lichtstrahlen durchlassen, ist man im Stande, von ein und demselben Gegenstande Aufnahmen zu erhalten, von denen eine nur der Einwirkung des blauen, eine zweite der des gelben, eine dritte der des rothen Lichtes entspricht.

Werden nun von diesen Einzelaufnahmen farbige Gelatineabdrücke in Blau, Gelb und Roth auf dem Wege des Pigmentverfahrens gemacht und genau übereinandergelegt, so erhält man ein Bild, welches die Farben des Originales in den zartesten Abstufungen und Tönen wiedergibt. Albert in München, der mit Eifer an der Vervollkommnung dieses Verfahrens arbeitet, hat in der letzten Zeit bereits Landschaften aufgenommen, deren Farbenzauber zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt.

Wie der nur in skizzenhaften Umrissen gehaltene Rückblick auf die vierzig Jahre Entwicklungsgeschichte der Photographie zeigt, war es die ununterbrochene Arbeit Vieler, welcher der stetige Fortschritt zu verdanken ist, und da das gemeinsame Streben an Intensität nicht nachgelassen hat, so dürfen für das kommende fünfte Decennium weitere Errungenschaften zu erwarten sein, die sich den bisherigen Leistungen ebenbürtig anreihen.

Julius Stinde.

Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament".

„Markgraf Ludwig in der Schlacht von Szlankament im Jahre 1691" betitelt sich das Gemälde, welches Ferdinand Keller in Karlsruhe für die dortige Galerie gemalt und vor einigen Wochen vollendet hat. Es ist ein Werk von hervorragendster Bedeutung geworden, kühn und groß im Entwurfe, künstlerisch und meisterhaft in der Ausführung, des genialen Malers reifste Arbeit. Die Wahl des Gegenstandes, welcher scheinbar etwas außerhalb der Sphäre der bisherigen Arbeiten Kellers liegt, war wohl bedingt durch die Bestimmung des Bildes.

Den Ruhm des „Türkenlouis", welcher einstmals die gesammte Christenheit erfüllte, hat die Zeit zwar nicht geschmälert, aber das Andenken an den kühnen und siegreichen Vorgänger Prinz Eugens ist wohl zumeist in seinem Stammlande lebendig geblieben. Nun hat er einen Verherrlicher gefunden, der ihn, in anderer Art freilich als es dem „Prinzen Eugenius" zu Theil geworden, zur Popularität zurückführt.

Lorbeergeschmückt, auf dem Triumphwagen stehend, den Halbmond und die Insignien Frankreichs in den Staub tretend, so zeigt die Medaille, welche zum Andenken an die Schlacht von Szlankament geschlagen wurde, den Kaiser Leopold. Auf dem Revers strahlt das badische Hauswappen über türkischen Siegestrophäen, und wir erfahren aus der Inschrift, daß der tapfere Markgraf bei dieser Gelegenheit 25,000 Türkenhunde erschlagen und 158 Kanonen erbeutet hat. Gefangene scheinen bei dieser Gelegenheit nicht gemacht worden zu sein.

So hat das Haus Baden gewiß einen berechtigten Anspruch an den Lorbeeren, welche der Christenheit von den Bekennern Mohameds bis auf den heutigen Tag geliefert werden; die Wahl des Gegenstandes ist somit, bei der Bestimmung des Bildes für die badische Galerie, natürlich und angemessen. Und dann war es doch eine deutsche Schlacht. Brandenburgische und bayerische Regimenter fochten unter dem kaiserlichen Banner und das türkische Heer wurde von französischen Offizieren geleitet. Des Mark-

Digitized by Google

grafen Tagesbefehl hebt die Tapferkeit der Brandenburger unter General Barfuß ganz besonders hervor und in der langen Verlustliste begegnen wir vielen Namen, welche uns wehmüthig an die Opfer des letzten Krieges erinnern.

Doch genug; wenden wir uns zum Bilde. Es ist der Moment der Entscheidung.

Die anstürmenden Reiterregimenter haben die Mitte des türkischen Lagers erkämpft, der Markgraf hält vor dem Zelte des zum Tode getroffenen Großwesirs Köprili, die feindlichen Trophäen sinken vor ihm in den Staub. Noch wüthet der Kampf Mann gegen Mann. Ueber das Getümmel erhebt sich auf schäumendem schwarzem Hengste der Anführer der heranbrausenden Kürassiere, welcher in wild bewegter Stellung den Commandoruf ertönen läßt, davor stark contrastirend der Markgraf, bleich und barhäuptig, das lange Haar der Allongeperrücke flattert im Winde. Die Hufe des mächtigen Falben, der den Generalissimus trägt, zertreten die seidenen Fahnen der Osmanen, über welche hingesunken, von verzweifelnden Kämpfern umgeben, der auf den Tod getroffene Pascha in den letzten Zügen liegt. Dahinter eröffnet das üppige Zelt eine verheißungsreiche Aussicht auf die Siegesbeute und den ambulanten Harem.

Der Vordergrund schließt nach beiden Seiten mit Gruppen von Kämpfenden und Gestürzten, mit Pferde- und Menschenleichen.

Man sieht, es ist ein gewaltiges Material, welches der Künstler zu bewältigen hatte, aber auch, daß es diejenigen Elemente barg, in welchen Ferdinand Kellers Talent sich besonders heimisch fühlt. Und doch ist das Werk mit keinem der vorhergegangenen Arbeiten, weder mit dem Nero noch dem Dresdner Vorhang, sei es hinsichtlich der Conception, oder namentlich der künstlerischen Gestaltung, irgendwie vergleichbar. Es documentirt ein gewaltiges Vorwärts und ein bewußtes Betreten einer Bahn, welche nach unserem Ermessen den Meister zu hohen Zielen führen wird. In keinem seiner Werke ist wie in diesem der ihm eigene reiche und ideale Schwung in Form und Farbe gleichermaßen getragen und gekräftigt von dem Studium der Natur. In keinem seiner früheren Werke hat sich seine reiche Begabung für die Wiedergabe des Lebensvollen so zu zeigen vermocht, und in geradezu staunenswerther Weise hat sich in diesem Werke das Gebiet seiner Darstellung erweitert. Dies gilt zunächst von der größeren individuellen Vertiefung des zur Anschauung Gebrachten, es gilt von der stofflicheren Farbe, es gilt von der meisterhaften Darstellung der wildbewegten Pferde. So bildet die heranbrausende Fronte der Kürassiere, die ganze linke Seite des Bildes überhaupt, in Beziehung auf eigenartige Composition, in Prägnanz der Charakterisirung, in Schönheit der Farbe und des Tons vielleicht den Glanzpunkt des Bildes. Nicht ganz indiscutabel ist die Hauptfigur, der Markgraf selbst. Die etwas apathische Haltung desselben ist, namentlich im Gegensatze zu dem vehementen Laufe des begleitenden Fahnenträgers und dem rapiden Tempo der nachfolgenden Kavallerie, nicht recht verständlich.

Um so gelungener erscheint der sterbende Vezier, namentlich der Kopf ist vortrefflich; die ganze ihn umgebende Gruppe und vor Allem der über die Leiche seines Pferdes gestürzte Janitschar im Vordergrunde. Daß in dem aus Teppichen und Sammet errichteten Zelte, in den Waffen, Stoffen und charakteristischen Beiwerke, welches zum großen Theile nach der noch vorhandenen Originalsiegesbeute des Türkenlouis gemalt ist, daß in dem Gewühle von Weibern, Mohren und Eunuchen, welches sich hinter dem Pascha drängt, sich Kellers Talent in glänzendster Weise bethätigt hat, bedarf kaum der Erwähnung, wenn schon hier nicht Alles der linken Seite des Bildes gleichwerthig ist. Indeß, wo so viel Licht kann etwas Schatten hingenommen werden, das ganze enorme Bild erscheint als aus einheitlichem Gusse und ist ein imponirender Reichthum der Farbe in ihm zu harmonischem Gesammtton vereinigt.

Man ist gewohnt, die Vorstellung der Leser durch Vergleiche zu stärken, obgleich dieselben fast immer hinfällig sind; da man zudem wiederholt unsern Meister mit Makart verglichen hat, so soll noch zum Schlusse hervorgehoben werden, daß bei diesem Bilde nichts eine solche Verwandtschaft constatirt, da es als charakteristische und hochbedeutsame Leistung eines seltenen Talentes erscheint. In seinen malerischen Qualitäten an die höchsten Vorbilder anklingend trägt es die Bürgschaften in sich, welche den Meister desselben zu berufen scheinen, ihnen nahe zu kommen — wenn er auf dem Wege vorwärts strebt, der ihn zu diesem Erfolge geführt hat.

Auf dem Wege immer größerer Vertiefung und Hingabe an die Natur werden sich die glänzenden Eigenschaften, mit welchen er in so seltenem Maße ausgestattet ist, dann in immer überraschenderer Weise entfalten. So nehme er diese Besprechung nicht als Kritik, sondern als „hommage au talent", als aufrichtige Anerkennung einer Leistung, welche der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereicht. R. B.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Gewerbe-Ausstellung.

I.

Von der sorglos heiteren Betrachtung des Weltkindes bis zu der ernsten Arbeit der fünfzehn und mehr Sachverständigen, welchen der officielle Bericht über die in jeder Gruppe zu Tage getretenen positiven Resultate obliegt, ist ein weiter Weg, den ich nur zum kleinsten Theile zurückzulegen beabsichtige. Auch da, wo der Schritt den heimischen Boden unter sich fühlt, wird nur kurzes Verweilen gegönnt sein. Und doch ist es nicht leicht, über eine so fesselnde Erscheinung wie die Berliner Gewerbe-Ausstellung hinzustreifen und fast unmöglich, den vielveränderten Inhalt in wenigen großen Strichen kenntlich zu machen und zu würdigen. Finde ich bei der Schilderung ästhetischer Eindrücke hier und da das rechte Wort zur Charakteristik der Bedeutung, die die Gattungserscheinung in dem Strome gleichartiger Bewegung beanspruchen darf, so werde ich meiner Aufgabe einigermaßen gerecht geworden sein.

Es ist bekannt, daß die Berliner Gewerbe-Ausstellung ihre eigene Entstehungsgeschichte hat, die sie von ihresgleichen wesentlich unterscheidet. Mit dem Stolze des self-made man darf sie sich an die Brust schlagen und rufen: Was ich bin, bin ich durch mich allein. Und wie der self-made man mit einer gewissen Genugthuung die einfache Kleidung seiner Jugend conservirt, so glaubt sich auch die Ausstellung ihres schlichten, ja halb geborgten Rocks nicht schämen zu dürfen. „Der verständige Beschauer wird Abstand nehmen von einem Vergleiche dieser zu Lokalzwecken mit beschränkten Mitteln und auf die eigene Gefahr des Comités hin errichteten Gebäude mit den monumentalen Palästen zu Zwecken internationaler Weltausstellungen." Gewiß wird er das. Er wird noch mehr. Er wird anerkennen, daß unter den gegebenen Verhältnissen mancher originelle Zug in der Erscheinung der äußeren Hülle überraschen muß, und daß der luftige Holzbau durch den Bogentract der Stadtbahn einen monumentalen Halt empfängt, der in seiner zufälligen Mitsprache einen malerisch romantischen Hauch über seine nächste Umgebung verbreitet. Mir sind dabei die Kaufläden und Werkstätten in den Erdgeschoßhallen des Amphitheaters zu Verona eingefallen.

Dem von der Stadt her anfahrenden Besucher bietet sich ein räthselhaftes Bild von lang hingestreckten, aus dem Thale aufragenden schwarzen Dächern, Bretterverkleidungen und hohen thurmartigen Gerüsten, die sich dem geübteren Auge als Theile von Ausstellungsgegenständen ankündigen. Durch ein von zwei schlanken Thürmen stattlich flankirtes Holzportal betritt man von der Spitze eines mächtigen Dreiecks aus die Gartenanlagen. Sie nehmen einen Raum von etwa 20,000 □Meter ein, d. h. den dritten Theil des ganzen eingehegten, vom Fiscus unentgeltlich hergegebenen Terrains. Wir befinden uns auf der Höhe, auf dem entpflasterten Damm der Uhlanenstraße, welche sich in gerader Linie nach dem zweiten, gleichfalls durch ein hochaufragendes Portal ausgezeichneten Eingang in der Invalidenstraße hinüberzieht. Zu beiden Seiten blicken wir ins Thal. Die Gefilde zur Linken sind Bacchus, Ceres und Gambrinus geweiht, rechts steigt man hinunter auf den Kampfplatz menschlicher Intelligenz und Arbeitskraft. Auch das Klima, den starken Feind, hat sie nach hartem Streite besiegt. Junges Baumwerk, frischer Rasen,

Digitized by Google

farbenprangende Blumen- und Teppichbeete lachen uns da entgegen, wo noch vor wenigen Wochen der Versuch einer künstlichen Vegetation keine Aussicht auf Erfolg zu bieten schien. Dazwischen erheben sich allerlei phantasievolle und phantastische Bauwerke, welche den Besitzern großer Parks und Luxusgärten manchen ungestillten Wunsch erfüllen können. Pracht, Eleganz und Solidität des verwendeten Materials zeichnen diese Arbeiten vor gleichartigen einer hinter uns liegenden Periode fast durchgehend aus. Bei den meisten zeigt sich die Mitwirkung tüchtiger Architekten in vortheilhaftem Lichte. An den „Gestaden des Sees" in des Belvederes Mauern von dem bewältigenden Genusse der Ausstellung träumend auszuruhen, möge sich Niemand versagen. Weniger Erbauliches bietet die Plastik zum Schmuck, das Geräth zur bequemeren Benutzung unserer Gärten. Berlin vermag sicher auf diesen Gebieten sehr viel Mannichfaltigeres und zum Theil weit Besseres zu leisten, als hier durch die Ausstellung zu Tage kommt. Man nehme die kauernde Venus mit ihren zahllosen Selbstumdrehungen in der Minute nicht gar zu ernst. Kann sie ihr Ungestüm mäßigen und in kaum wahrnehmbarem Tempo uns ihre übrigens sehr brav modellirten Reize cykloramisch enthüllen, so habe ich gegen dieses kindliche Spiel nichts einzuwenden. Nur die Dauer und die Geschwindigkeit machen den Anblick unerträglich. Auch der jähe Farbenwechsel in den bequemsten aller Gartenbänke beabsichtigt nicht ein polychromes Ensemble, sondern ist nur aufzufassen als von einander unabhängige Vorschläge zu beliebiger Auswahl, die mir freilich schwer fallen würde.

Bevor wir von dem Wahlspruch: „Kunst und Gewerbe des Volkes Stärke" gemahnt, das Haus betreten, mögen wir uns kurz vergegenwärtigen, was die Ausstellung veranlaßt hat und was sie uns bieten will. Nach einem Hinweis auf analoge Verhältnisse im Jahre 1849 sagt das Vorwort: Gegenwärtig gilt es nicht blos, das Interesse des Publicums wach zu rufen und speciell die Kauflust für die kleinen Gewerbe anzuregen, sondern vor Allem der Entmuthigung, die in weiteren Kreisen Platz zu greifen beginnt, das Vertrauen erweckende Gesammtbild der Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie und Gewerbe entgegenzustellen. Als leitender Gesichtspunkt wurde der Privatcharakter des Unternehmens aufgestellt und festgehalten. Gleichwohl haben die Behörden, sowohl die staatlichen wie die städtischen, ihre Unterstützung nicht versagt. Der Fiscus betheiligte sich durch unentgeltliche Hergabe des Terrains; die Veranstaltung einer Lotterie, welche ganz unerwartet günstige Resultate verspricht, wurde gestattet und eine Anzahl Staatsprämien, in Medaillen bestehend, für hervorragende Leistungen zugesagt. Die städtischen Behörden haben auf eigene Kosten die Gas- und Wasser-Rohrleitungen hergestellt, den Wasserverbrauch in der Ausstellung — man unterschätze das nicht — freigegeben, einen Beitrag zu den Kosten der Gartenanlagen ausgeworfen, und vor allen Dingen als Aussteller in würdiger Weise theilgenommen. Vielleicht noch wichtigere Dienste sind dem Unternehmen dadurch geleistet worden, daß die im Interesse der Polizei erhobenen Ansprüche das Zustandekommen nicht erschweren wollten.

Trotz vorangegangener Concurrenz hat das vorsichtig operirende Comité die in Hannover zu der dortigen Provinzial-Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1878 hergestellten Gebäude erworben und entsprechend erweitert. Das Zweifache des in dem Hannöver'schen Bau enthaltenen Flächenraums ist schließlich bei andauernder Steigerung der Ansprüche neu hinzugefügt worden. 24000 □Meter sind zu Ausstellungszwecken überbaut, ein Zehntheil der Fläche, welche der Marsfeldpalast der letzten Pariser Weltausstellung einnahm. Der Kreis der Aussteller ist auf die wirklichen Fabrikanten und Gewerbetreibenden beschränkt, wobei jedoch die Vertretung außerhalb belegener aber in Berlin domicilirter Fabriken zulässig erachtet wurde. Die Zahl der Aussteller beträgt 2000; mindestens die doppelte Zahl hat sich verspätet zur Theilnahme gemeldet. Nach Lage der Verhältnisse sehr erklärlich. Die Majorität wollte von dem Unternehmen nichts halten. Als man mit Schrecken erkannte, daß sich die Elite betheiligte und der Concurrenz ein gewaltiger Vorsprung eingeräumt sei, war der Termin verstrichen. Aber zu einem noch weit überraschenderen Resultat führt ein Vergleich der in Berlin in jeder Gruppe und Klasse vorhandenen Hauptbetriebe mit der Zahl der Firmen, welche ausgestellt haben. Ich komme im Einzelnen darauf zurück. Hier genüge die kaum glaubliche Versicherung, daß den 2000 Ausstellern rund 47000 arbeitende Berliner Firmen gegenüberstehen. Doch werden wir andererseits in der Annahme nicht irren, daß trotz dieses Mißverhältnisses auf den meisten Gebieten die Ausstellung einen Maßstab für die höchste Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie bietet. Die Absicht, Berliner kunstgewerbliche Arbeiten aus früheren Zeiten, die in Händen von Privaten und Kunstsammlungen sich befinden, zur Ausstellung heranzuziehen, ist nicht zur Verwirklichung gelangt. Auch hier war wohl die Furcht, bei zu großer Ausdehnung das Steuer zu verlieren, mit Recht maßgebend.

Der günstige und in seiner Großartigkeit wahrhaft überraschende Gesammteindruck, welchen wir auf einem Orientirungsgange durch die Ausstellung empfangen, steigert sich mit jedem Schritt. Sie lockt uns nicht durch Concentrirung ihrer Kraft im Vordergrunde zum öderen Hinterland. Umgekehrt. Sie gewährt weit mehr als sie beim ersten Eindruck verspricht. Die Eingangshalle bietet dem Auge ein nicht gerade erfreuliches Bild unbewältigter Raumdimensionen, während der rechts und links die Galerien hinunterschweifende Blick an dem Gewirr der halbhohen Einbauten haften bleibt, ohne das gewünschte Ziel der Abschlüsse erreichen zu können. Dafür regelt sich die Harmonie zwischen der Bedeutung der Ausstellungsobjecte und ihrer Vorführung bei weiterem Vordringen immer mehr und gelangt auf einzelnen Gebieten zu wohlthuendstem Einklang. Nicht genug ist die Verbannung aller Marktschreierei rühmend anzuerkennen.

Bevor wir als ordentliche Leute bei Gruppe I die Besichtigung im Einzelnen beginnen, machen wir uns noch mit einigen Erscheinungen bekannt, welche zwar nur accessorischer Natur, aber darum doch im höchsten Grade beachtenswerth sind; — ich meine die unter Leitung des Architekten Otzen hergestellten Restaurations- und Nutzungsräume. Für die heterogenen Begriffe Kaffee, Wein und Weißbier hat er in phantasievoller Erfindung und meisterhafter Dienstbarmachung des unter den Bogen des Stadtbahnviaducts gegebenen Raums den adäquaten architektonischen Ausdruck gefunden. Während der Dampf des Mokkas und in dem anstoßenden Lesezimmer der Flug des Gedankens freie Bahn zu luftiger Höhe findet, schützt das gothische Gewölbe über traulichem Kellerraum die Blume des Rheinweins vor zu schneller Verflüchtigung, fühlt sich der Weißbierphilister unter der lastenden Nähe der schweren Korbbogengurten in behaglicher Sicherheit vor dem Sturm der Welt. Dabei ist die Decoration durch die gemüthlich heiteren Wandmalereien in derben Umrissen mit schattenlosen Lokalfarben von R. Koch, durch Verwendung farbig gewirkter und bemalter Stoffe, durch die gothisirende Behandlung des schönen Yellow-Pine-Holzes, durch die wirksame Mitsprache des Ziegelwerks eine so durchweg schöpferischen Farbensinn und an freien Gang gewöhntes Kunstgefühl offenbarende, daß sie bei Abmessung der auf diesem Gebiete vorhandenen Leistungen mit in erster Reihe berücksichtigt werden muß. Die Technik streift das Detail gerade an der Grenze, über die hinaus es für die Gesammtwirkung gleichgültig wird. Es ist echte Kunst, ohne Anhäufung der Zuthaten den Eindruck vollendeter Durchführung zu geben.

Auch die Stadt Berlin präsentirt sich mit ihrer, wenn nicht erschöpfenden, so immerhin doch von der „gewerblichen" Thätigkeit des mächtigen Gemeinwesens ein imposantes Bild gewährenden Ausstellung in einem eigenen Pavillon, dessen Inneres, nach dem Entwurf Meurers, einen anspruchslosen, mit knappen Mitteln trefflich wirkenden und belebenden Farbenschmuck erhalten hat. In seiner äußeren Erscheinung erhebt das von der Umgebung beengte und in bescheidener Zurückgezogenheit aufgeführte Bauwerk keine höheren Ansprüche. Dafür fesselt der Theil der städtischen Ausstellung, welcher auf dem Hofe rings umher Platz gefunden, unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Hier bietet der Boden unter unseren Füßen eine Musterkarte der in neuerer Zeit für Berliner Straßen angewendeten oder noch in Frage stehenden Pflastermethoden. Eine Maschine zur Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Pflastersteine verrichtet ihre Arbeit. Die Kanalisationsdurchschnitte reihen sich in natürlicher Größe und echtem Material nach steigendem Maße an einer Hofwand auf, und ein „Nothauslaß" in vollständiger Aufmauerung verstattet den reinlichsten Eintritt in die unterirdische Kloakenwelt und gibt uns zugleich die beruhigende Gewißheit, daß von den märkischen Wolkenbrüchen den thalwärts gelegenen Straßen der Nordoststadt in Zukunft nicht mehr Gefahr droht.

Wir können uns nun der Führung des Katalogs von Gruppe zu Gruppe überlassen. Nur wer die Energie besitzt, einen solchen Gang mit systematischer Berücksichtigung jedes einzelnen Ausstellers zurückzulegen, wird in der Lage sein, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Auch das geübteste Auge vermag nicht in springender Auswahl das Bedeutende von dem Nebensächlichen zu scheiden.

Digitized by Google

Den Reigen führt die Textil- und Bekleidungsindustrie. Der ersten Klasse der Gespinnste, Gewebe, Strumpf- und Phantasiewaaren, steht die zweite der dem Kleidungsbedürfniß gewidmeten Branchen gegenüber. Namentlich jene finden ihren Absatz auf dem Weltmarkt. Es gibt in dem modernen Berlin noch Straßen, welche ihren Charakter von dem Haus bei Haus betriebenen Gewerbe empfangen. Wer von dem Ostbahnhof in die Stadt einfährt, passirt ein langgestrecktes Weberquartier. Nach den Gewerbeaufnahmen vom 1. December 1875 bestehen hierorts in der ersten Klasse 2682 Hauptbetriebe ohne und 84 mit Motoren, welche zusammen 13430 Arbeiter beschäftigen, in der zweiten Klasse 24368 ohne und 27 mit Motoren bei einer Zahl von 39581 Arbeitern. In jener haben sich 115, in dieser 335 Aussteller betheiligt, d. h. mehr als der fünfte Theil der Gesammtheit. Dem entspricht der überwiesene Raum, der bei der Kleinheit und Anhäufung der Ausstellungsobjecte und der Verbreitung derselben über die Wandflächen bis unter die Dächer mehrfach veranschlagt werden muß. Die Mannichfaltigkeit und anscheinend erschöpfende Verzweigung machen das Studium dieser Abtheilung zu einer besonders anregenden und belehrenden. Da sehen wir vor unseren Augen aus dem sanftglänzenden Cocon der Seidenraupe, dessen vornehm gezeichneter, breitflügliger Schmetterling gewiß Vielen eine neue Erscheinung ist, die goldenen Fäden unter geschickter Frauenhand sich fortspinnen. An anderer Stelle beweisen uns die Seidengewebe aus märkischen Fabriken von altem Ruf, daß die Lieblingsidee des großen Königs, diese Industrie ab ovo, d. h. von den Eiern des Seidenwurms in seinem Lande heimisch zu machen, praktisch fortgewirkt hat. Und was wir hier vor uns sehen, macht nicht den Eindruck des Vergehenden. In der Imitation alter Muster mit dem schönen Kupferglanz zeigt sich ein erfreulicher Keim zu neuer Entwickelung. Unsere Frauen loben namentlich die schwarzen Stoffe wegen ihrer Festigkeit und Farbendauer.

Nicht minder fesselnd ist die Arbeit des Teppichwebstuhls, welcher zugleich durch ein Wunderwerk modernen Erfindens bewegt wird. Die in der Werkstatt von Siemens und Halske construirte Maschine überträgt aus der Ferne her die Dampfkraft mittelst Elektricität auf die Betriebswelle, — die Lösung eines Problems, der wir auch das angestaunteste Object der Ausstellung, die elektrische Eisenbahn, verdanken. Bei dem Schaffen des Webstuhls kann der Neuling nicht genug bewundern, wie das todte Werkzeug gezwungen wird, nach einem farbig und complicirt gezeichneten Muster unfehlbar sein Gewebe zu schaffen. Die Fäden laufen durch die nach der Vorlage angeordneten Löcher von Pappkarten, welche wiederum auf einer in ihrem Wirken höchst überraschenden Maschine hergestellt werden.

Und nun wandeln wir fort, überall angezogen durch Specialitäten der fragwürdigsten und den Augen oft in hohem Maße schmeichelnden Art. Da macht sich die Farbenpracht der in splendidem Aufbau gruppirten Garne bemerkbar. Die Nüancirung gelangt hier mit Hülfe der rastlosen Chemie täglich zu feineren Stufen. Eine Collection kündigt sich als „Schattirung nach der Natur gefärbt" an und wirkt durch milde Feinheit außerordentlich wohlthuend. Zahllos sind die Arten der Stoffe, die aus den Berliner Fabriken und den Händen der Berliner Arbeiter hervorgehen, kaum gehört und fremdklingend die Benennungen. Da finden wir den Baumwolljammet (Velvet) in reicher Farbenabstufung, Ledertuche, Moleskine, Satinets, Turntuche, Nessel und Futternessel, Doppeltuche, Drell, blaue und wasserdichte Leinen, Schirmzeuge, Patentleder, die Rohstoffe, welche aus den Fasern verbrauchter Gewebe gewonnen werden und eine der interessantesten Formen des Stoffwechsels darstellen (Kosmos-Faserfabrik). Manches führt sich schon hier mit der Empfehlung ein, daß es bei der Bekleidung oder Ausrüstung des Militärs Verwendung findet. Diese oft wiederkehrende Marke beseitigt jeden Zweifel an der Höhe der Leistung. Dann folgen die Teppiche in räumlich so weiter Ausdehnung, bald über uns, bald unter uns, daß es schwer ist, ein Gesammtbild zu gewinnen. Die Grenzen desselben von der Waare des bürgerlichen Hausbedarfs und eines Exports nach unverwöhnten Landen bis zu den Leckerbissen modernster Kunstindusterie sind offenbar sehr weit gezogen. Bei den Möbelstoffen gilt das Gleiche. Von den Herrenkleiderstoffen entgeht manches Gute dem einheimischen Markt, um an fremden Plätzen zu paradiren, eine Erscheinung, die wiederholt zu beachten ist. Eine glückliche Initiative in Behandlung von Farbe und Muster konnte ich nicht entdecken. Das kalte, todte Grau durch wuchtige und intensive Grundtöne zu verdrängen, gelingt nur in vereinzelten und nicht charakteristischen Fällen. Die einfarbigen Stoffe zeigen noch immer wenig Sinn für den Unterschied von Vornehm und Gewöhnlich. Die „distinguirten" Muster, welche wir weiterhin unter den fertigen Herrenkleidern finden, entstammen wohl mit wenigen Ausnahmen auswärtigen Fabrikationsplätzen. Kühner und glücklicher wagt sich die Phantasie an Plüsch- und Zottelstoffe, für welche Berlin einen speciellen Ruf zu gewinnen scheint. Auch der Damenmantel findet unter den Geweben eine reiche und zum Theil begehrenswerthe Auswahl; Flanelle, dieser schmiegsame und in lichten Farben so dankbare Stoff, der sich aus dunkler Verborgenheit neuerdings mit bestem Erfolg an die Oberfläche der Frauentoilette wagt, begegnen uns in zartesten Nüancirungen. In einem wasserdichten Fabrikat, welches dem nassen Element sichtbar und mit nicht anzuzweifelndem Erfolg seit Eröffnung der Ausstellung Widerstand leistet, ist das Problem gelöst, bei aller Dichtigkeit die Ventilation nicht zu beeinträchtigen. Man halte bei dieser Revue im Auge, daß ich weit mehr noch übergehen muß, als ich erwähne.

Kaum irgend eine Abtheilung der Ausstellung gewährt so sehr den Eindruck der aufs Höchste ausgebildeten Specialität als die der Phantasieartikel. Was ist das? wird zunächst manch gelehrter Leser fragen. Glücklich, wem eine freundliche Leserin zur Seite steht, um ihm statt meiner zu antworten. Für die weniger Begünstigten möchte ich sagen: Es ist Alles unter dem Motto: „Was die Seele wärmt" — von Wolle. Aber es ist noch mehr. Die weibliche Schönheit findet keinen besseren Rahmen als den der Phantasieartikel, und wie bewußt sich diese koketteste aller Branchen ihrer Bedeutung ist, das sehen wir an dem „gesetzlich deponirten" sortie de bal (Irrthum vorbehalten) The Etelka und an deren Nebenbuhlerin Nilsson mit dem phantasieanregenden Sinnspruch: Quand l'aurore éveille, La rose vermeille." **C. L.**

Königliches Opernhaus.

Spontinis Olympia.

Unter den Berliner Opernfreunden werden diejenigen, deren Altersstufe bereits das Stadium einer ehrfurchtgebietenden Weisheit kennzeichnet, sich jenes vielgenannten und dem Gedächtnisse unentrückbaren, glänzenden Dreigestirns unserer Königl. Oper erinnern. Es bestand aus Anna Milder, Josephine Schulze und Bader. Sie alle ernteten die ephemeren Lorbeeren unter dem sanguinischen Maëstro, der in den zwanziger und dreißiger Jahren die gesammte Berliner Musik mit seinem elektrisirenden Zauberstabe beherrschte, aber auch recht fühlbar tyrannisirte. Obwohl sie in dieser äußerlich höchst glanzvollen Zeit der Berliner Oper nicht selten sich in ablehnender Kritik gefielen, ist die Recapitulation jener Theatergreise heute sehr gern bereit, das genannte Opernensemble den Darstellern gegenwärtiger Zeitepoche als mustergültiges Vorbild vorzuhalten. Wenn sie, die damals jung und mit frischen Sinnen voll empfingen, mit dem Maßstabe des reiferen Alters gemessen hätten, wer weiß, ob die Beurtheilung nicht eben so viel Fragezeichen zu Gunsten einer noch früheren Opernperiode aufgewiesen hätte? Es ist eine bekannte Erfahrung, daß das Gute der Gegenwart im Hinblick auf die Vergangenheit nicht selten in geringerer Schätzung steht.

Zu den bewundertsten Acquisitionen jener Zeit gehörte die Olympia Spontinis. Obwohl der Vorruhm, der diesem Werke von Paris her vorauslief, nicht die Höhe des der „Vestalin" und des „Cortez" erreichte, obwohl geflissentlich während der angestrengtesten, nicht enden wollenden Proben, mit denen Spontini sein Personal oft bis zur Verzweiflung marterte, ausgesprengt wurde, daß die neue Musik des Meisters auf ganz unfruchtbarem Boden gewachsen sei und sich nur, durch äußere Hülfsmittel unterstützt, erhalten könne, so war doch die Aufnahme des Werkes eine überaus günstige und erlebte bis zum Abgange der Frau Anna Milder viele, mit theilweise hohem Enthusiasmus aufgenommene Aufführungen. Spätere Inscenirungen der Oper unter Hinzuziehung der Schröder-Devrient, und die letzten, durch Engagement der Frau Jachmann-Wagner ermöglicht, erregten dieselbe Theilnahme für und gegen in unserer Stadt, die einestheils eine ziemlich bedeutende Anhängerschaft, aber auch eine große Zahl einflußreicher Widersacher aufwies. Die Oper verschwand vom Repertoire, zurückgedrängt durch das immer höher anwachsende Verlangen des Publicums, den neueren und neuesten dramatischen Werken, die der Empfänglichkeit der jüngeren Generation mehr entsprachen, gerecht zu werden, bis sie, wie verlautet, auf Wunsch des hohen Kaiserpaares in vergangener Woche zur Feier der goldenen Hochzeit als Festoper rehabilitirt wurde. Da das Werk vielen

Digitized by Google

vielleicht den meisten Theaterbesuchern als ein unbekanntes, gewissermaßen neues gegenübertritt und die Wiederaufnahme desselben als ein Ereigniß in dem Berliner Musikleben angesehen werden muß, so erscheint eine Besprechung, vom modern-musikalischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht nur am Platze zu sein, sondern geboten.

Der Titel der Oper lautet in der französischen Partitur: „Olimpie. Tragédie Lyrique en trois Actes, imitée de Voltaire. Paroles de MMrs. Dieulafoi et Brifaut." Mir ist das Original Voltaires unbekannt, nicht aber die Bearbeitung der beiden Textdichter, zu denen sich, mit einer vollständigen Umarbeitung des dritten Actes, der sogenannte Callot-Hoffmann gesellte. Geaichte Historiker werden „durch diesen geschichtlichen Galimatias", den die drei Poeten sich haben zu Schulden kommen lassen, veranlaßt, ihren großen Wissensspeicher in allen Winkeln durchstöbern, ob sich vielleicht auf diesem Wege erfahren lasse, daß Alexander der Große statt des bisher geglaubten und geschichtlich nachgewiesenen natürlichen Todes zu Babylon ermordet sei; sie werden die alten Schriften Revue passiren lassen, um zu untersuchen, wie Kassander oder in aufsteigender Linie sein Vater Antipater, in den Verdacht des Mordes gekommen, und wie Antigonus, der antike Mephisto der Oper, in der Schlacht tödtlich verwundet, durch die von der Diana gesendeten Blitze gereizt, sich endlich zum Schrecken der ihn umgebenden Priester als Mörder bekennt. Sie werden auch erspähen, wie weit es verbrieft ist, daß Kassander, unmittelbar nach dem Geständnisse und Tode des Antigonus, sich auf einen bereit gehaltenen, luxuriös ausgeschmückten Elephanten setzt, um den gewagten Triumphritt über eine schräg abfallende pittoreske Brücke zu machen. Statira, die ihm drei Acte hindurch bitter mitspielte, schließt sich mit ihrer Tochter Olympia an. Unten angelangt, folgt natürlich der trivialste Opernschluß, die von Kassander mit Ungestüm verlangte Copulation, zu der Statira, nun die Luft wieder rein, ihren Segen ertheilt. Friede und Freude herrscht über Ephesus.

Die Willkür, mit der hier ein Stück Geschichte maltraitirt wird, könnte der Hoffnung Raum geben, daß die historische Untreue eine wirksame Unterlage für ein großes dramatisches Scenarium liefern sollte. Aber abgesehen von den beiden dramatisch geformten, durch glühendste Leidenschaft belebten Finales des ersten und zweiten Actes, und der von Hoffmann hinzugedichteten Sterbescene des Antigonus, durchziehen die Oper kaum durch Musik zu befruchtende Versificationen; statt eines vorwärts drängenden Dialogs finden wir eine Massenansammlung hoher, pathetischer Phrasen, zu denen sich ein immer wiederkehrender Schwulst festlichen Ceremoniells gesellt. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Oper in ihrer ersten Bearbeitung ein reicheres Leben entfaltet haben mag, wenigstens deutet der tragische Ausgang, in dem Statira und Olympia durch Selbstmord auf der Bühne endigen, darauf hin. Da dieser Schluß, der ziemlich den ganzen dritten Act umfaßte, den Franzosen gar nicht zusagte, und die Theilnahme für die Oper in Paris eine immer abgeschwächtere wurde, so sah sich Spontini, um sein Werk, das er für sein bedeutendstes hielt, zu retten, zur Umarbeitung durch eine friedliche Lösung genöthigt.

Was ich bis jetzt über die Olympia berichtete, galt nur der Dichtung als musikalischer Unterlage, nicht der Musik, die doch denjenigen Respect erheischt, der selbst da, wo man nur den Willen statt der Kraft origineller Erfindung wahrnimmt, nicht vorenthalten werden kann. Ich gestehe offen ein, daß ich in früheren Jahren zu den fast rückhaltslosen Bewunderern Spontinis gehörte, daß ich seine Schwächen nicht nur bemänteln wollte, sondern daß ich sie nicht einmal wahrnahm. Seine Musik erschien mir in einem Glanze, wie kaum eine andre. Nun sind Jahre darüber verstrichen, und von den Parteien, die sich schroff gegenüberstanden, ist der Stachel der Animosität gewichen. Weder überschwängliche Lobpreisungen, die auf Kosten Andrer sich breit machen, noch einem erkünstelten Hasse entsprungene Verdammungsurtheile dringen heut an unsre Ohren. Ein ruhigeres Abwägen ohne Leidenschaft, ein Genießen ohne Vorurtheil ist an Stelle des erbitterten Kampfes getreten. Die Zeit hat auf Alle heilend gewirkt.

Wie schon in den früheren Compositionen Spontinis, in seiner Vestalin und in dem Cortez, eine fast eigensinnige Willensstärke und das deutlich wahrnehmbare Bestreben, durch helle Glanzlichter zu blenden, in den Vordergrund tritt, so captivirt zwar nicht durch munteren Springquell der Erfindung, wohl aber mit noch ausgeprägterem Erfassen des Objects, das sich in einer größeren musikalischen Reife bekundet, der Zug antiker Größe in der Olympia. Und wie treffend hat er jenes Zeitbild abgespiegelt! Es ist leicht zu sagen, sein Meister Gluck, der musikalische Pfadfinder griechischer Plastik, habe ihm das sichere Geleit in jenes bewunderte Land gegeben, seine Iphigenien hätten ihm Modell gestanden; sogar von wörtlicher Copie hat der größte deutsche Meister musikalischer Kritik, R. Schumann, gesprochen. Ich kann diesem nicht aus voller Ueberzeugung beistimmen, am wenigsten eine so hohe Staffel von Unselbstständigkeit, die doch in der Copie liegen würde, verantworten, und bin gern bereit, ihm diejenige Originalität zu vindiciren, die er beanspruchen darf. Schilderungen innerer Seelenzustände sind ihm fremd, die stillen Leiden und schüchternen Hoffnungen eines bedrückten Herzens finden keinen Widerhall in seiner Musik. Lodern mächtige Leidenschaften auf, und scheint der Zorn und die Gewalt eines gebieterischen Willens, das Fürchterliche des Entsetzens aus allen Fugen zu gehen, so ist er der Held, der sein Kampfschwert tief in die verzehrende Gluth seines südlichen Naturells taucht. Er durchschneidet dann alle bisher beobachtete musikalische Courtoisie, ist herbe, herzlos bis zur Eiseskälte, im Feuer seiner Losgelassenheit unschön, aber was mehr besagen will: er ist wahr und überzeugend. Die Wuthausbrüche Statiras, das überströmend schmerzliche Empfinden Kassanders, die an Flüchen reiche Sterbescene des Antigonus, sind hierfür die unabweisbaren Belege.

Solche Scenen verlangen eine musikalische Sprache, die freilich nicht in jeder Oper gesprochen werden darf. Daher jener breite Erguß seiner Melodien, denen nirgends durch harmonische und modulatorische Spitzfindigkeiten Halt geboten wird. Es sei damit nicht ausgesprochen, als verstünde er es nicht, durch frappante Harmoniewendungen und modulatorische Eigenart zu wirken. Es hat für mich den Anschein, als habe er das dramatische Leben und den Effect stets im Auge und als fürchte er durch feineres Ausmalen den Eindruck des Ganzen zu beeinträchtigen. Und es mag auch in Wahrheit der Fall sein, daß die subtileren harmonischen Veräftelungen leicht hätten für ihn zu Irrgängen werden können, da das Gebiet außerdramatischer Musik ihm doch sehr fern lag, und er sich, wenn er es betrat, sehr unbeholfen auf demselben erging. Am wenigsten scheint er für die Person der Olympia selbst übrig gehabt zu haben. Sie, von den Dichtern des Textes als unschuldsvolle, von den Wirren der Zeit nicht berührte Jungfrau geschildert, ist verfehlt. Der Ton kindlich mädchenhafter Klage ist wohl hier und da, wie beispielsweise bei ihrem ersten Auftreten, angestrebt und auch getroffen, verliert sich aber in den Recitativen und ausgesponnenen Cantilenen in das Phrasenhafte formaler Opernmusik, die in der Koketterie nichtssagender Arabescirungen sich kaum genugthun kann. Es ist in der That merkwürdig, wie dem Meister der Leidenschaften jene zarteren Empfindungen fast gänzlich verschlossen bleiben konnten. In den durch klare Gliederung charakteristischen Ensembles und vor Allem in den stürmisch belebten Finales der ersten beiden Acte leistet Spontini das Höchste, was seiner Muse entsprossen. Weder in den Werken vor der Olympia, noch in denen nach derselben hatte er eine solche Kraft dramatischer Gestaltung beabsichtigt und offenbart, und steht diese griechische Oper den beiden ersten an Unmittelbarkeit des Empfindens und an Frische der Erfindung auch nach, so bekundet sie doch fast durchweg diejenige künstlerische Sicherheit und Meisterschaft, die wir bis zum Auftreten dieses Werkes an ihm noch vermißten.

Jedenfalls haben wir der Regie der Königl. Oper hohe Anerkennung zu zollen für ein großes Meisterwerk der Kunst dieses Jahrhunderts. Wenn auch unbarmherzig bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit und Sinnlosigkeit der Handlung zusammengestrichen, um nur den nöthigen Apparat für ein glänzendes Festspiel ohne inneren Zusammenhang zu gewinnen, so werden doch diejenigen, die mit der Composition vertraut sind, neben dem gerechten Aerger die Freude empfunden haben, die selbst ein Torso zu bereiten im Stande ist. Wie wir vernehmen, soll die Oper in der kommenden Wintersaison dem Repertoire wieder einverleibt werden, ob vollständig, möchte ich bezweifeln, fast nicht einmal wünschen, da sie mit Einschluß des Ballets eine fast ungebührliche Länge beansprucht. Vor Allem möchte ich im Interesse der Spontini'schen Musik rathen, die feierliche Scene während der Vermählungsceremonie des ersten Actes, und die stolze Introduction des zweiten, den Opferchor vor dem Tempel der Diana, nicht zu streichen, auch nicht einmal mit der gewohnten Vorliebe und Bereitwilligkeit der Theaterverwaltung zu kürzen. Zwei der schönsten Perlen würden der Vergessenheit entrissen werden.

Die Oper war durch die Damen Fr. v. Boggenhuber und Frl. Brandt, wie durch die Herren Niemann, Betz und Fricke auf das Trefflichste besetzt. Schade, daß solcher Rumpf den Künstlern alle Stimmung

Digitized by Google

raubt und die Leistungen derselben nicht zu voller Anerkennung gelangen lassen kann.

Voraus ging ein scenischer Prolog „Zur Weihe des Tages" von Adami mit Musik von C. Eckert. Da sich eine solche Gelegenheitscomposition, die ein hohes seltenes Fest zu feiern beabsichtigte, selbstverständlich jeder Kritik entzieht, so bleibt nur der einfache Bericht statthaft, daß die Composition Eckerts in glücklicher Weise den Ton getroffen, der einzig zur gehobenen Stimmung des Tages als passend erscheint.

H. Krigar.

Notizen.

Der allgemeine Frieden befestigt sich zusehends und selbst der unruhige Ignatiew hat neulich in einer Interview gestehen müssen, daß während der nächsten fünfzehn Jahre für seine Hoffnungen, das heißt für weitere Vertragsbrüche und sonstige panslavistische Missethaten, nichts zu erwarten wäre. Rußland ist erschöpft und muß sich einmal wieder sammeln. Praktische Köpfe wollen vermuthen, diese Erkenntniß habe auch zu der Haltung der deutschen Politik beigetragen, die sich Rußland gegenüber, wenigstens so lange Gortschakow dort das große Wort führt, in kühler Reserve hält. Das konnte ja auch Jedermann in dem vielbesprochenen officiellen Dementi, welches der Reichsanzeiger vor kurzem dem geheimen Dreikaiserpact über den Orient ertheilt hat, deutlich genug zwischen den Zeilen lesen. Als die vorige Wochennotiz, wie immer ziemlich früh nach Leipzig gesandt, die mißglückte Rechtfertigung Lord Derbys in einem schottischen Magazin besprach und sich den darin angeführten Thatsachen dreifache Fragezeichen entgegenzustellen erlaubte, war dem Chronisten jene kleine bedeutsame Erklärung unseres Berliner Moniteur noch nicht zu Gesicht gekommen. Unsere Skepsis erwies sich durch das amtliche Entrefilet über und über gerechtfertigt. Auf der ganzen russenfreundlichen Linie jedoch herrschte großes Erstaunen. Man hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt und war von der Intimität der beiden Reichskanzler an den Ufern der Spree und Newa fest überzeugt gewesen. In Petersburg selbst wußte man natürlich besser Bescheid und hatte seit geraumer Zeit erkannt, daß die Freundschaft der beiden Kaiser sich mit der Solidarität der Kabinete, namentlich im Orient, keineswegs überall deckte. Weiß doch auch Niemand, wer in Rußland Koch oder Kellner ist. Wie könnten solide Rechnungen auf eine Staatsleitung gegründet werden, die heute von allerhöchsten friedlichen Intentionen beseelt, morgen wieder von ultraslavischen Intriganten durchkreuzt und auf Abwege geführt wird. Dazu kommt die liebenswürdige Manier der russischen Presse gegen Deutschland, der die nordische Antipathie gegen den mächtigen Nachbar durch alle Poren übertünchter Höflichkeit dringt und oft genug in unverhohlenen Ausbrüchen des Hasses sich Luft macht. Die freundschaftlichen Bezüge zu dem Czarenreich bleiben natürlich davon unberührt, aber die Voraussetzung eines politischen Geheimbundes zwischen den drei Mächten vor dem letzten Kriege und vor dem Congreß war doch eine starke Leistung selbst in dieser an den gröbsten Erfindungen fruchtbaren Zeit. Die Sage jener für den Weltfrieden bedrohlichen Conspiration der nordischen Machthaber hatte außer bei den Slavophilen, welchen sie in den Kram paßte, auch bei den östreichischen Pessimisten eine bereitwillige Aufnahme gefunden. Diesen Schwarzsehern wird unter der Herrschaft ihrer Parteizwecke, Wahlmanöver und sonstiger innerer sehr verzwickter Rücksichten bald jeder unbefangene Blick für die sachliche Auffassung der Weltereignisse abhanden kommen. Was dem Grafen Andrassy schaden kann, ist wahr; was ihm möglicherweise einmal Beifall oder auch nur Zustimmung eintragen mag, ist erfunden. Wir sind hier zu Lande etwas objectiver geartet und haben für eine solche Parteipolitik, die übrigens Rußland systematisch in die Hände arbeitet, kein Verständniß. Aehnlich, wenn auch von anderen psychologischen Motiven bestimmt, geberden sich die blasirten Leute in London und an sonstigen Orten, deren Zahl überall Legion ist. Haben sie eine Zeit lang irgend ein Thema öffentlich behandelt, so sind sie eines schönen Tages des Gegenstandes müde und finden das stete Innehalten derselben Linie langweilig. Dann schlagen sie plötzlich um, nicht aus Mangel an Charakter und Ueberzeugung, sondern weil sie, leichtlebig angelegt, die Politik wie ein Schachspiel tractiren, das so viel Aufhebens gar nicht werth sei. Diese verderbliche Neigung des achselzuckenden Indifferentismus hat zu der unbewußten Corruption des öffentlichen Geistes mehr beigetragen, als die schwachen Musikanten sich träumen lassen. Wer sich für die Dinge nicht innerlich interessirt, soll davon bleiben. Mit den schlimmen Pessimisten und den noch schlimmeren Blasirten sind indessen die Kategorien der bedenklichen Tagespolitiker noch nicht erschöpft. Am schlimmsten sind die weltberühmten Kannegießer. Für diese gelten die Thatsachen wenig, die ruhigen Erwägungen gar nichts. Ihr Reich ist der bekannte weite Raum, wo die Dinge jederzeit Platz haben und niemals aufeinanderstoßen. Glückliche Menschen, die Jahr aus Jahr ein darauf los raisonniren, ohne Sorge um die Wirklichkeit, ohne eine Spur von Skrupel, ohne eine Ahnung von dem, was in der sittlichen Weltordnung Verantwortlichkeit heißt. Mit behaglichem Selbstgefühl arbeiten sie am Webstuhl ihrer Gedanken, wo ein Schlag tausend Conjecturen schlägt und das, was draußen passirt, den Werkmeister vollkommen kalt läßt. Die unnahbare Gemüthslage dieser bevorzugten Menschenklasse ist so beneidenswerth, daß die Zunft an Umfang riesig wächst und unzählige Organe in ihren Dienst nimmt. Wer möchte dafür bürgen, daß der Kritiker, der das Thun und Treiben dieser Abart des lebenden Geschlechts zu schildern unternimmt, der Versuchung noch lange widerstehen und nicht selber einmal über Nacht zu dem kannegießernden Volke gehören werde.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Es liegt wohl im allgemeinen Interesse, den Absatz 8 des Artikels „Das Eigenthumsrecht an Briefen" von Wb. in Nr. 22 der „Gegenwart", nach welchem auch durch den Welt-Postvertrag dem Absender das Eigenthumsrecht an einem der Post zur Beförderung übergebenen Briefe bis zu der Auslieferung an den Adressaten zustehen soll, näher zu beleuchten.

Nach § 15 des Welt-Postvertrages vom 1. Juni 1878 wird die innere Postgesetzgebung jedes, dem Vertrage beigetretenen Landes in Allem, was durch die in diesem Vertrage enthaltenen Bestimmungen nicht vorgesehen ist, in keiner Weise berührt, während der deutsch-österreichische Postvertrag das Eigenthumsrecht nach den obigen Grundsätzen einräumt. Bei dem Fehlen einer anderen bezüglichen Bestimmung im Welt-Postvertrage treten mithin die innere Gesetzgebung oder ein sonst diesen Fall behandelndes Abkommen zwischen den einzelnen Ländern in Wirksamkeit. Von Deutschland aus ist eine Zurückforderung von Briefen nach Rußland, Dänemark, Schweden, der Schweiz und den Niederlanden zulässig. Belgien liefert nur Geldbriefe und Packete wieder aus. Dagegen ist das Eigenthumsrecht an Briefen nach Frankreich und England, sobald der Brief die deutsche Grenze überschritten hat, aufgehoben, da die dortigen Gesetzgebungen durch den Act der Einlieferung des Briefes zur Post seitens des Absenders eine Uebertragung des Eigenthumsrechts auf den Adressaten als ausgeführt betrachten. Die Wiedererlangung eines Briefes, nachdem derselbe bereits nach diesen Ländern unterwegs ist, die deutsche Grenze aber noch nicht überschritten hat, ist insofern beschränkt, als sie im Dienstbetriebe eine Störung nicht herbeiführen darf. (Vergl. §. 29 des Abschnitt V, Abtheilung I der Allgemeinen Postdienst-Anweisung.) Bei den Briefen nach anderen als oben bezeichneten Ländern dürfte die innere Postgesetzgebung des Bestimmungslandes immerhin maßgebend sein.

Hamburg, im Juni 1879.

Kuhlmann,
Ober-Postsecretär.

Abonnement der „Gegenwart"
pro III. Quartal 1879.

Mit der nächsten Nummer (26) schliesst das II. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das III. Quartal 1879 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 M. 50 Pf. entgegengenommen.**

Berlin W., Kurfürstenstrasse 73.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Verl. von E. Pierson's Buchh. in Dresden.

Neue Gedichte

von

Hieronymus Lorm.

Eleg. broch. *M.* 2.
Eleg. geb. *M.* 3.

Hervorragende Novität.

Soeben erschien in **W. Werther's** Verlag in **Rostock:**

Richard Hamel,

Ein Bonnejahr.

Motto: Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist.

Preis brochirt 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Eine junge Ehe veranlaßt den Autor die mannigfaltigsten Stimmungen und Gedanken, die höchsten Fragen des Lebens berührend, in prosaischer und poetischer Form auszusprechen — **„ein Werk voll Geist und hoher Poesie". Alexander Jung** nennt den Autor **„einen Dichter und Denker ersten Ranges", Geibel** nannte sein Talent ein **originales, Bodenstedt** ein **entschiedenes.** Das elegant ausgestattete Buch sei namentlich als **Hochzeits-** und **Brautgabe** empfohlen.

Nach

berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner.

Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*

Eine Reihe von Parodieen auf unsere berühmtesten und gelesensten Schriftsteller ist hier zu einem heitern Bändchen vereinigt. Die kleinen Schwächen und Eigenheiten der Großen, die Kunstgriffe und Manieren der Kleinen sind mit so lustiger Sicherheit getroffen, daß diese übermüthigen Parodieen bald Popularität erlangen werden. Allen Freunden eines literarischen Scherzes sei die Gabe empfohlen.

Verlag von **W. Spemann** in Stuttgart.

Soolbad Nauheim

b Frankfurt a/M Stat d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

Erwerbs-Katalog für Jedermann **gratis.**

Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht u. damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besond. **Vorzüge** dies. Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben:
der belletristischen Wochenschrift „Berliner Sonntagsblatt" und **dem illustrirten Witzblatt „ULK".**

Unabhängige freisinnige politische Haltung. Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend-** und **Morgenblatt.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land-** und **Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des III. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Romulusenkel"

neueste Novelle von

Paul Heyse.

Der Meister der deutschen Novelle bietet in dieser, **ausschließlich** im **„Berliner Tageblatt"** erscheinenden Erzählung eine seiner liebenswürdigsten und humorvollsten Schöpfungen.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt"**, nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** zum Preise von nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann.

Die vierte Abtheilung

der

Allgemeinen Geschichte

in Einzeldarstellungen

herausgegeben von Wilhelm Oncken

ist soeben erschienen. Inhalt: **Geschichte von Hellas und Rom,** von G. F. Hertzberg. Erster Band. Bogen 11—20. Preis 3 Mark.

Berlin. **G. Grote'sche** Verlagsbuchhandlung.

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in **Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände)** übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Bei **L. Rosner** in **Wien** ist erschienen:

Ein elementarer Lyriker (Martin Greif)

von **Adolf Bayersdorfer.**

60 *Pf.*

In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Gedichte von Martin Greif.

Broch. *M.* 3, geb. *M.* 4.20.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 28. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Von ***. — Karl Giskra. Von Jacob Herzog. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** „Nach Sonnenuntergang." Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von R. L. — „So ist der Held, der mir gefällt." Von A. T. Brück. — Nestroy. Ein Culturbild. Von Hieronymus Lorm. — Die Volksernährung und das Commisbrod. Von A. Hosaeus. — **Aus der Hauptstadt:** Die Schlacht bei „Grünwald" und Tannenberg von J. Matejko. Besprochen von Th. L. — Notizen. — Inserate.

Der Tod des Prinzen Louis Napoleon.

Früher hieß es, man solle von den Todten nur Gutes sagen. Das gilt heute bei Vielen, welche berufen sind oder sich anmaßen, der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, für ein überwundener Standpunkt. Man hat neue Sprüchwörter erfunden, die gerade ebenso richtig und tief wie die alten klingen; und mancher junge Publicist maßt sich das Recht an, seine Jugend und seine Ueberlegenheit über das Alter und die Alten dadurch zu bekunden, daß er das, was Anderen durch die Zeit geheiligt erscheint, als verjährt und aus der Mode gekommen, belächelt und bespottet. Die Unreifsten leisten in dieser Beziehung wie gewöhnlich das Ueberraschendste; und Einige von diesen besprechen das Schicksal des jungen Prinzen, der am Cap ein so unerwartetes Ende gefunden hat, in einer Weise, die das Anstandsgefühl peinlich verletzt. Diese Bemerkung bezieht sich, in dem Augenblicke wo wir schreiben, hauptsächlich auf die nichtfranzösische Presse. Die Pariser Blätter, die bis jetzt hierher gelangt sind, bewahren in der That, mit nur wenigen Ausnahmen, bei der Besprechung des Todes des kaiserlichen Prinzen einen, der Tragik des Ereignisses angemessenen Ton. Die bonapartistischen Zeitungen geben ihrem Schmerze über den Verlust, den sie erlitten und der ihnen zunächst unersetzlich erscheint, in leidenschaftlichen Worten Ausdruck. Die Royalisten sprechen von dem Tode des Prinzen mit Achtung für den Gefallenen, und mit Sympathie für die ihrer letzten Stütze beraubten Mutter, der Kaiserin Eugenie. Aber auch die republikanische Presse, wenn schon sie mit großer Kühle speculirt, welche Vortheile ihrer Partei daraus erwachsen können und werden, daß der gefährlichste Thronprätendent Frankreichs nun aus dem Wege geräumt ist, läßt sich diesmal nicht zu dem schamlosen Jubel hinreißen, mit dem sie vor einigen Jahren den Tod des Kaisers Napoleon III. begrüßte, sondern widmet dem Erben seines Namens und seines Unglücks ernste Worte des Bedauerns über das furchtbare Schicksal, das ihn ereilt und ihn so frühzeitig von der Bühne dieses Lebens, auf der er unter allen Umständen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war, hinweggerissen hat.

Das Hauptorgan der jetzigen Regierung in Frankreich, die „République française", die noch vor wenigen Tagen spöttisch bemerkte, Niemand brauche sich über das Schicksal des jungen Napoleon zu beunruhigen, denn es sei das Loos der Mitglieder seiner Familie, viele Leute in den Tod zu schicken, sich selbst aber klüglich vor Lebensgefahr zu bewahren — auch dieses Blatt spricht nun von dem unglücklichen Prinzen in einer Weise, welche zwar von den Bonapartisten nicht gebilligt werden kann, aber, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß diese Beurtheilung von dem ärgsten Feinde der Napoleons, von Gambetta inspirirt worden ist, als eine achtungsvolle und sympathische bezeichnet werden darf. Die „République française" ist der Meinung, der kaiserliche Prinz habe die Last, die ihm seine Geburt auferlegte, zu schwer gefunden; er habe nicht die Kraft in sich gefühlt, die Sünden seiner Vorfahren wieder gut zu machen, und habe deshalb in dem Alles sühnenden Tode Erlösung von einer verhängnißvollen Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte, gesucht. — Es darf wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß diese Ansicht der republikanischen Zeitung eine irrige ist. Der kaiserliche Prinz bereitete sich im guten Glauben und mit jugendlichem Enthusiasmus darauf vor, die Erbschaft seines Vaters anzutreten. Seine Unterhaltungen mit den Leitern der bonapartistischen Partei, wie sie von Zeit zu Zeit in den Pariser Blättern veröffentlicht worden sind, machen es klar, daß er sich berufen glaubte, auf den Thron Frankreichs zu steigen, und daß er sich darauf vorbereitete, alle Hindernisse, die sich der Erfüllung seiner vermeintlichen Mission entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Es fehlt an zuverlässigen französischen Berichten über den Charakter Dessen, der von seinen Anhängern „Kaiserliche Hoheit" und „Napoleon IV." genannt wurde, da alle Franzosen, die sich ihm nähern konnten, ihn mit ausgesprochener und leicht erklärlicher Parteilichkeit beurtheilten. Nach dem, was wir aus englischen Mittheilungen entnehmen können und was ganz glaubwürdig erscheint, war der kaiserliche Prinz ein gutgearteter, wohlerzogener junger Mann, der es verstand, sich Gönner und Freunde zu erwerben, aber dem es trotz eifriger Bemühungen nicht gelingen wollte, seiner Umgebung das Vertrauen einzuflößen, als besäße er, neben der Waghalsigkeit ein verzweifeltes Unternehmen zu beginnen, auch die Zähigkeit und Kraft, ein solches zu Ende zu führen. Man glaubte ziemlich allgemein, der Prinz Louis Napoleon werde im Laufe des langen Lebens, das noch vor ihm lag, Mancherlei wagen, um die Dynastie der Napoleons von Neuem auf den Thron von Frankreich zu erheben; man hielt ihn, wie seinen Vater, für fähig, seine Freiheit und sein Leben auf das Spiel zu setzen, um das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen; man wußte, daß sich unter seinen Rathgebern und Vertrauten rücksichtslose Männer, Nachkommen der Morny, Mocquard und Saint-Arnaud befanden, welche seinen Eifer schüren, seinen Ehrgeiz stets von Neuem anstacheln, und in der Stunde der

Digitized by Google

Gefahr an seiner Seite stehen und kämpfen würden; aber man zweifelte dessenungeachtet daran, daß der junge Prinz im Stande sein werde, ein großes Vorhaben erfolgreich bis zum Ende durchzuführen. Er galt für fähig, Versuche, wie die von Straßburg und Boulogne zu machen; daß es ihm gelingen solle, der siegreiche Held eines neuen 2. December zu werden, daran glaubten nur Wenige. Vielleicht war er selbst der Einzige, der sich einer solchen Hoffnung ganz hinzugeben und derselben Alles aufzuopfern bereit war. Seine Expedition nach dem Cap, der sich seine Mutter sowohl wie sein politischer Rath, Rouher, widersetzt haben soll, steht damit nicht im Widerspruch. Durchdrungen von der Legende seines Großonkels, der in der Einbildungskraft des Jünglings wie ein Kriegsgott leben mochte; eingedenk des jeden andern verdunkelnden Triumphes, den die Franzosen einem siegreichen Feldherrn zu bereiten lieben, mochte es ihn danach verlangen, Lorbeeren zu erwerben, wenn auch auf einem Schlachtfelde, auf dem nicht französisches Blut floß, in der Hoffnung vielleicht, seinen Landsleuten, von denen viele, wie er ja wußte, mit Hohn von ihm sprachen, den Beweis zu liefern, daß das Blut des großen Napoleon unverfälscht in seinen Adern rinne. Der Thatendurst war bei dem Jüngling erklärlich. Dazu kam, daß er sich nach Freiheit sehnen mochte, daß er der ängstlichen Aufsicht sich zu entziehen wünschte, mit der die Sorge einer zärtlichen Mutter und die Interessen seiner Parteigenossen ihn in England auf Schritt und Tritt überwachten. Er war ein junger Mann und es ist wahrscheinlich, daß er, wie seine Altersgenossen, die, Abenteuer suchend und Ruhm und Ehre träumend, in die Weite ziehen, goldene Zukunftspläne auf seine Erfolge im Kriegslager baute. Es war unvernünftig, aber es entsprach seiner Unerfahrenheit, seiner jugendlichen Unerschrockenheit; und es erscheint heute rührend.

Der Tod hat nun alle Pläne des Jünglings zu Schanden gemacht; man kann aber auch sagen: er hat seine Hoffnungen erfüllt. Der Prinz Louis Napoleon hat keine Enttäuschungen mehr zu befürchten, und sein Grab ist kein ruhmloses. Tausende beweinen seinen Untergang, und Viele, die annehmen, daß er Großes vollbracht haben würde, sind bereit, um ihn zu trauern, als ob er wirklich Großes vollbracht hätte.

Die politische Tragweite des tragischen Ereignisses am Cap ist sehr bedeutend. Der kaiserliche Prinz war der anerkannte Vertreter einer Partei, welche vor allen andern der jetzigen Regierung in Frankreich gefährlich war. Um seinen Namen schaarten sich vorsichtige, weitsehende Staatsmänner wie Rouher, und unerschrockene Raufbolde wie Cassagnac. Sie waren es vor Allen, die Frankreich seit acht Jahren in so großer Aufregung hielten, daß die antirepublikanische Agitation der Legitimisten und Orleanisten neben der ihrigen als gefahrlos erschien. — Die Frage ist nun, Wem der unerwartete Tod des Prinzen Louis Napoleon Vortheil oder Schaden bringen wird. — Ein sicheres Urtheil läßt sich darüber augenblicklich noch nicht fällen. Daß die dünn gesäeten Reihen der Royalisten durch den Uebertritt von Bonapartisten verstärkt werden, erscheint zum wenigsten zweifelhaft. Auch bemerkt man bis jetzt nicht, daß seitens der Legitimisten und Orleanisten Anstrengungen gemacht werden, um etwa freigewordene Imperialisten für ihr Lager zu gewinnen. Das aus einem Plebiscit hervorgegangene Kaiserthum wird von den Anhängern des Grafen Chambord und des Grafen von Paris eben so perhorrescirt wie die Republik selbst. — Die republikanische Partei gibt durch ihr Organ zu verstehen, daß sie mit der Beseitigung des kaiserlichen Thronprätendenten alle Gefahren aus dem Wege geräumt glaubt, welche sich der Consolidirung der Republik in Frankreich noch entgegenstellten. Dies dürfte nicht ganz aufrichtig sein, keinesfalls ist es richtig. — Die Bonapartisten sind die wüthendsten Gegner der Republik und werden von den Parteiführern der republikanischen Partei mit einer Leidenschaftlichkeit gehaßt, die sich keinesfalls sofort besänftigen lassen wird. Die beiden Gegner, Republikaner und Bonapartisten, bewahren nach wie vor die Haltung, die sie einander gegenüber eingenommen haben, und die Anhänger Napoleons, obgleich sie durch den Tod Dessen, den sie als ihren Führer bezeichneten, einen namhaften Verlust erlitten haben, sind keineswegs bereit, deswegen zu capituliren. Sie suchen nach einem neuen Oberhaupt, oder sie haben dasselbe vielmehr bereits in der Person des jungen Prinzen Victor, Sohn des Prinzen Jérôme Napoleon gefunden. Dieser, ein Vollblut-Napoleon, der Enkel Victor Emanuels, der Neffe des regierenden Königs von Italien, nimmt unter den herrschen-Familien von Europa eine Stellung ein, welche der des verstorbenen kaiserlichen Prinzen in keiner Weise nachsteht. Positive Anrechte auf den Thron von Frankreich hat er in der That nicht; und die angeblich letztwilligen Bestimmungen des verstorbenen Prinzen, wonach der Sohn Jérôme Napoleons sein Nachfolger werden solle, haben weder nach allgemeinen noch nach Napoleonischem Staatsrecht irgend welche bindende Kraft. Die Erbfolge könnte, selbst wenn das Kaiserreich noch bestünde, nur nach dem durch das Plebiscit von 1870 bestätigten Senatsconsult geregelt werden, und nach diesem würde der Thron dem Prinzen Jerome Napoleon zufallen; aber es handelt sich für die bonapartistische Partei viel weniger darum, einen Prinzen zu finden, der mehr oder weniger gerechtfertigte Ansprüche auf die Nachfolge Napoleon III. machen kann, als darum, irgend eine beliebige Persönlichkeit — aus Napoleonischem Geblüte wohlverstanden — in den Vordergrund zu drängen, damit alle Imperialisten sich um dieselbe, als die Verkörperung der „Napoleonischen Idee" schaaren können.

Die bonapartistische Partei ist seit dem Sturze des Kaiserreichs nicht so numerisch stark, wie man dies im Auslande vielleicht angenommen hat. Unter den Bonapartisten, die als Volksvertreter in die Nationalversammlung gesandt worden sind, finden sich viele, die ihre Wahl nicht so sehr ihren politischen Meinungen als dem Umstande verdankten, daß sie in ihren Kreisen einflußreiche Stellungen einnahmen. Wirklich bonapartistische Departements gibt es heut in Frankreich nur noch wenige. Wenn die imperialistische Partei dessenungeachtet so gefährlich erschienen ist und so laut hat von sich sprechen machen, so muß der Grund dafür in dem Umstande gesucht werden, daß die Vertheidiger der vermeintlichen Napoleonischen Anrechte auf den Thron Frankreichs, Männer von großer Furchtlosigkeit sind. Sie haben es gewagt, ungeachtet der verhängnißvollen Fehler, welche von dem Kaiserthum begangen worden sind, als enthusiastische Vertheidiger der gefallenen Dynastie aufzutreten, und sie haben sich dadurch in solcher Weise compromittirt, daß, seit Jahren bereits, außerhalb des Kaiserthums kein Heil mehr für sie ist. Diese Männer werden nach wie vor ihre Stimme für das von ihnen vertretene Princip erheben, und sie können nicht aufhören, dies zu thun, da sie andernfalls einen politischen Selbstmord begehen würden, welcher bei der großen Lebensfähigkeit, von der sie bis vor kurzem Zeugniß abgelegt haben, und bei der Luft zum Leben überhaupt, welche die Bonapartisten als solche beseelt, ganz unwahrscheinlich ist. Die zwei- bis dreihundert bonapartistischen Agitatoren, welche seit acht Jahren auf Kosten ihrer politischen Meinung gelebt und durch das Aufgeben dieser Meinung politisch brodlos werden würden, — diese Männer werden nicht abdanken, sondern sie werden, sobald sie sich darüber geeinigt haben, wer als Nachfolger des Prinzen Louis Napoleon zu betrachten ist, den Ruf: „Es lebe der Prinz Victor!" oder: „Es lebe der Prinz Jérôme Napoleon!" mit derselben Ueberzeugungstreue ausstoßen, die sie bis zum Eintreffen der Trauerbotschaft vom Tode des kaiserlichen Prinzen für diesen an den Tag gelegt haben.

Rouher, Cassagnac, Cuneo d'Ornano, Robert Mitchell, Janvier de la Motte und wie alle die bonapartistischen Staatsmänner und Heißsporne heißen mögen, sind ohne Ausnahme Leute, denen jedes Mittel recht zu sein scheint, um zu dem Ziele, das sie sich vorgesteckt haben, zu gelangen. Es sind auch sehr kluge Männer, und daß es ihnen nicht an Energie fehlt, daran darf Niemand zweifeln. Sie werden das Ereigniß am

Digitized by Google

Cap, nachdem sie es gebührend beweint, sicherlich in jeder möglichen Weise zum Nutzen ihrer Partei ausbeuten. Der Tod des unglücklichen Jünglings wird von ihnen wie der eines Helden betrauert werden; man wird den auf dem Felde der Ehre Gefallenen als ein Vorbild chevalereskken Muthes hinstellen; es wird auch nicht an einem Aufruf an die Sentimentalität und das Gefühl für das Poetische fehlen; die Frauen und Kinder werden für das Schicksal der Familie, deren Oberhaupt von einem so beklagenswerthen Ende ereilt worden ist, interessirt werden, und man wird alle Sympathie, die man auf diese Weise für die Napoleonische Familie im Allgemeinen erwecken kann, auf Denjenigen überzuleiten sich bemühen, den man dem französischen Volke als den wahren Erben und Vertheidiger der „Napoleonischen Idee" vorstellen will. Der Prinz Victor wird im nächsten Jahre bereits volljährig. Es wäre erstaunlich, ja es ist kaum glaublich, daß der junge Mann sich nicht gern gefallen lassen wird, die Rolle eines wohlsituirten Thronprätendenten anzunehmen. Eine solche Rolle verschafft Demjenigen, der sie mit Anstand zu spielen weiß, selbst wenn die Aussicht auf Erfolg eine nur geringe ist, eine höchst angenehme sociale Stellung, eine Position, die der eines Offiziers in der Armee oder in der Marine, wie orleanistische Prinzen sie einzunehmen für gut befunden haben, aus vielen Gründen vorzuziehen ist. — Es ist deshalb vorauszusehen, daß es den Führern der bonapartistischen Partei nicht an einem Manne fehlen wird, dem sie ihre Huldigungen darbringen und für den sie sich politisch bemüht zeigen können; und unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß der Tod des Prinzen Louis Napoleon die politische Lage in Frankreich nicht so wesentlich ändern wird, wie die republikanische Presse dies anzunehmen vorgibt. Frankreich wird, nach wie vor dem Tode des letztverschwundenen bonapartistischen Prätendenten, aus Republikanern, Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten bestehen. Die Republik wird, einfach weil sie besteht, in der günstigen Lage sein, sich zu befestigen; aber das bonapartistische und royalistische Rütteln und Schütteln an der heutigen Regierungsform wird nicht aufhören; denn die bonapartistische Partei ist fest entschlossen, ja, sie kann nicht umhin, den Tod des kaiserlichen Prinzen mit einem Rufe zu begleiten, ähnlich dem, mit dem die alte französische Monarchie das Ableben eines Königs und das Ergreifen der Herrschaft durch seinen legitimen Nachfolger zu begrüßen pflegte: L'Empereur est mort; vive l'Empereur!

***

Karl Giskra.

Von Jacob Herzog.

(Schluß.)

Dringendere Angelegenheiten hatte Herr von Bismarck mit Giskra zu besprechen. Der dritte Napoleon stak ihm gar gewaltig in den Gliedern. Als er sich in Paris die Erlaubniß zu dem Feldzuge gegen Oestreich geholt, hatte er das Kohlenbecken von Saarbrücken im Falle des Sieges an Frankreich abgetreten, und Bismarck wußte, er werde gemahnt werden. So unwahrscheinlich die Verkleinerer Giskras demnach seine Theilnahme an den Vorgängen von dem Einmarsche der Preußen in Brünn bis zu den Präliminarien von Nikolsburg darstellen, so erklärt dieser einfache Sachverhalt zur Genüge, warum sich Bismarck selbst aus eigener Initiative an Giskra mit der Frage wandte, ob es ihm daran gelegen sei, seinem Vaterlande durch die Beendigung des Krieges einen Dienst zu erweisen. Natürlich bejahte Giskra die Frage mit Nachdruck. „Nun, dann reisen Sie so schnell Sie können nach Wien zu Ihrer Regierung, und wirken Sie für den Friedensschluß." „Und die Bedingungen?" frug Giskra. „Wenn wir fertig werden, bevor die Franzosen dazwischen kommen," sagte Bismarck, „sollen Sie mit mir zufrieden sein. Kein österreichisches Gebiet, kein Geld, die Mainlinie — aber vor den Franzosen, hören Sie!" Giskra erwiderte, daß er die Stadt in dieser Situation in keinem Falle verlassen könne, daher einen entsprechenden Vertrauensmann suchen werde, der auch bald in der Person des damaligen Handelskammerpräsidenten Ritter von Herring gefunden war. Bismarck fürchtete in dem Momente, als er, der Sieger, es so dringend hatte, vielleicht, daß Napoleon ihm sogar den Krieg erklären werde und hielt es gerathener, mit einem deutschen Staate auf billiger Basis zu pactiren, als um specifisch preußischer Vortheile willen deutsches Gebiet an Frankreich abzutreten.

Baron Herring fuhr, von den Preußen bestens unterstützt, mit unterlegten Pferden nach Wien und stand nach zehn Stunden vor dem Minister des Aeußern, Grafen Mensdorff-Pouilly. Dieser, sonst ein ganz vortrefflicher Mann, war bekanntlich von der Vorsehung in Bezug auf die Begabung selbst dann übersehen worden, als sie ihm das Amt verlieh, und jetzt hatte er ganz und gar den Kopf verloren. Baron Herring traf ihn dumpf vor sich hinbrütend, oder wie er sogar vermuthete, weinend. Er machte seine Mittheilung. Man sollte glauben, daß ein Minister des Aeußern in einer solchen Situation eine derartige Mittheilung wie einen elektrischen Schlag empfangen werde. Nicht so Graf Mensdorff. Er hörte den Abgesandten an und — dankte. Als dieser die Naivetät hatte, eine Antwort zu begehren, meinte Mensdorff, er müsse erst mit dem Grafen Moriz Esterhazy, dem Unglücksvogel von Oestreich, sprechen und dann die Sache in die Ministerconferenz bringen. Morgen könne der Mittler Antwort haben. Der Mann, dem das „bevor die Franzosen kommen" noch ganz so scharf in den Ohren klang, wie es Giskra ihm mit Bismarck'schem Accent wiederholt hatte, hörte hier ein — „Morgen". Herr von Herring zählte die Stunden, die Minuten bis zu diesem „Morgen". Nicht so Graf Moriz Esterhazy. Der wußte offenbar schon etwas davon, daß die Franzosen kommen und kannte seinen Bismarck so schlecht, daß er glaubte, wenn Moriz Esterhazy Zeit gewänne, sei auch das Andere gewonnen. Im Kopfe dieses Mannes und seiner politischen und militärischen Gesinnungsgenossen rumorten Dinge, die ihre Schatten noch in das Jahr 1870 hineinwarfen. Mit der Antwort, daß man es sich überlegen wolle, kehrte Herring zur Verzweiflung Giskras heim. Er hätte ebensogut jede andere bringen können, es war zu spät; die Franzosen waren inzwischen gekommen, Napoleon III. hatte seinen Benedetti bereits angemeldet. Noch bevor Herring heimgekommen war, erschien Bismarck abermals bei Giskra, um ihm das „zu spät" anzukündigen und actenmäßig zu belegen. Giskra verlegte sich jetzt auf das Bitten — es war vergeblich. Oestreich ward aus ganz Deutschland hinausgeworfen und mußte zahlen. Napoleon III. aber konnte sich den Mund abwischen.

Diese Thätigkeit Giskras während des Krieges steigerte seinen Ruhm auf das Höchste und wenn es einen Moment in seinem Leben gab, wo er sich die Sympathien aller Bevölkerungskreise erwarb, so war es dieser. Es war daher leicht begreiflich, daß er mit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Thätigkeit mit allen Ehren überhäuft und zum ersten frei gewählten Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt wurde. Schon früher war vom Grafen Beust, dem neuen Herrn der Situation, der sich besonders mit Giskra, Kuranda und Berger auf vertrauten Fuß gesetzt hatte, das Netz nach ihm ausgeworfen worden. Wie Hasner, dessen Ernennung zum Unterrichtsminister — vor Neujahr 1868 — bereits vollzogen war und zurückgelegt wurde, so sollte Giskra zum Handelsminister ernannt werden. Nach einer Sitzung des Abgeordnetenhauses ließ er mich zu sich in das Präsidentenzimmer bitten und drehte, nachdem ich eingetreten war, den Schlüssel hinter mir um. „Ich soll Handelsminister werden, ich will aber nicht. Was verstehe ich vom Handel? Weil ich Verwaltungsrath zweier Eisenbahnen bin? Fällt mir nicht ein! Wenn ich ein Portefeuille annehme, so werde ich nur Minister des Innern. Administriren habe ich als Bürgermeister einer großen Stadt in einer so bewegten Zeit ordentlich gelernt. Aber ein ganzes neues Ministerium müßte gebildet werden und

Digitized by Google

Herbst und Berger müßten auch Minister sein. Ich habe sogar schon meine Statthalterliste fertig. Kaiserfeld, dem ich aus Verehrung ein glanzvolles Alter wünsche, soll Statthalter in Steiermark, FML. Koller — den kennen Sie nicht? aber ich — Statthalter in Prag werden und nach Innsbruck möchte ich Jemanden setzen, der den Clerikalen schlimmer erscheinen müßte, als der leibhaftige Gottseibeiuns."

Neugierig frug ich: „Und das wäre?"

„Baron Lasser," antwortete mit zufriedenem Lächeln Giskra, indem er noch beifügte, daß er für Wien einen unübertrefflichen Polizeidirector in Herrn von Lemonnier in petto habe.

„Darf ich die Namen, die Sie mir mitgetheilt haben und die gewiß einen sehr guten Eindruck machen werden, öffentlich nennen?"

„Ja, aber nur auf einem ganz unkenntlichen Umwege."

So geschah es. Viele Wochen, bevor Giskra Minister des Innern geworden war, erfuhr das östreichische Publicum aus einer kleinen Correspondenz der — amtlichen „Bayerischen Zeitung" die Namen zweier zukünftiger Statthalter (Kaiserfeld wollte nachher nur Landeshauptmann werden) und eines präsumtiven Polizeidirectors.

Und somit wären wir bei der ministeriellen Thätigkeit Giskras angelangt. Die Geschichte des „Bürgerministeriums" ist noch nicht geschrieben, wird auch noch lange nicht geschrieben werden, denn Diejenigen, die in der Lage wären, diese Arbeit zu unternehmen, kennen sehr wohl die Hindernisse ganz besonderer Art, die sich einem solchen Beginnen entgegenthürmen. Was wäre auch eine Geschichte ohne Aufrichtigkeit und Wahrheit? Und volle Aufrichtigkeit wird kaum heute in einer Schilderung der Thätigkeit des ersten östreichischen Ministeriums Auersperg so wenig walten, als die volle Wahrheit jetzt darin gesagt werden könnte. Deshalb werde ich mich nun gerade an dieser Stelle kürzer fassen, als ich nach meiner Kenntniß der Verhältnisse mich fassen müßte. Genug an dem, daß ein Ministerium, wie es volksthümlicher nicht vom Präsidenten der amerikanischen Republik gebildet werden könnte; ein Ministerium, welchem die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit der ganzen deutschen Bevölkerung entgegengebracht und in den ersten Zeiten seiner Wirksamkeit in der stürmischesten Weise ausgedrückt wurde; ein Ministerium, von welchem mit den eben sanctionirten Staatsgrundgesetzen eine wahrhaft liberale Saat ausgestreut worden war, die nur entsprechend gepflegt zur werden brauchte; ein Ministerium von Talenten wie Giskra, Berger, Brestel, Hasner, Herbst — ein solches Ministerium schied nach zweijähriger Thätigkeit unbeklagt, fast unbemerkt aus dem Amte! Die Gründe? Sie werden nicht immer dort gesucht, wo sie zum Theile wenigstens liegen. Aus einem absolutistischen und scheinconstitutionellen Regime war Oestreich plötzlich zum ernsten Parlamentarismus übergegangen. Dazu fehlte nun vor Allem die richtig geschulte Administrationsmaschine. Die neuen Minister hatten von dem complicirten Verwaltungsorganismus so gut wie keine Idee. Die Staatssecretäre waren nicht da oder recrutirten sich aus Elementen, die nicht rasch genug beseitigt werden konnten. Es entstand manchmal eine geradezu peinvolle Pause, die von der altgesessenen Büreaukratie am gehörigen Orte selbstverständlich in den grellsten Farben geschildert und gehörig ausgebeutet wurde. Nach obenhin verstand das Kabinet nicht, sich auch nur einen werthvollen Freund zu schaffen. Zwar stand Fürst Carlos Auersperg, der „erste Cavalier des Reiches", an seiner Spitze. Allein jeder Andere, wenn auch Unbedeutendere hätte ihm wahrscheinlich mehr genützt. Denn Fürst Auersperg ging gar oft über das, was man regieren heißt, ziemlich weit hinaus. Jeder Widerspruch machte ihn nervös, er brüskirte Alles und Alle, die etwa noch zu seinem Ministerium hätten halten wollen und vermehrte so die Zahl seiner Feinde, anstatt ihm Freunde zu werben. Man erinnert sich noch, daß, als der Kaiser gelegentlich seines Aufenthaltes in Prag den Grafen Beust und nicht den Fürsten Auersperg in seine Nähe citirte, dieser sich zuerst in den Schmollwinkel zurückzog, und dann seine Demission einreichte. Die Allüren eines Grandseigneur sind aber nicht identisch mit den Rücksichten eines Conseilspräsidenten und noch dazu eines Conseils, der etwas ganz Neuartiges und darum wenigstens von den Conservativen mit Mißtrauen Betrachtetes war. Und außerdem ist es notorisch, daß Graf Beust z. B. damals sich nicht ohne das Vorwissen der Fürsten nach Prag begeben hatte. Dennoch datirte von daher ein nicht mehr zu überwindender Zwiespalt zwischen dem allmächtigen Reichskanzler und dem östreichischen Kabinetschef. Vielleicht hat der römische Graf Langrand-Dumonceau einigermaßen übertrieben, als er den Inhalt einer ihm vom Grafen Beust auf eine Reise zum Papste Pius IX. mitgebenen Instruction dahin präcisirte, daß Graf Beust ihn ermächtigt habe, dem Papste zu sagen: „1. Des vifs regrets de devoir accorder la sanction aux lois confessionelles; 2. De lui dire que cette sanction était le nec plus ultra des concessions, le maximum de ce qu'il entendait octroyer à l'esprit nouveau; 3.... faisait prier le Pape de prendre patience, ajoutant que la situation se modifierait; qu'une occassion se présenterait bientôt de rompre avec le ministère cisleithanien et de repudier la politique de MM. Herbst, Giskra et Hasner" u. s. w. Aber das Actenstück existirt und ist gewiß ein charakteristisches Symptom.

Die Minister kamen bald, oft und heftig an einander. Es waren zu viele Kritiker unter ihnen. Ein Kabinet verträgt keinen Herbst und Berger zugleich, wobei man noch bei der Bildung desselben den kapitalen Fehler begangen hatte, den Letzteren zum Minister ohne Portefeuille zu ernennen, also Berger zum Müssiggänger zu machen, den ganzen Tag seinem Spotte, seiner Schärfe zu überantworten! Die Ministerrathssitzungen jener Zeit gleichen gewissen Scenen aus den „Hugenotten", wo die Weiber feindselig auf einander einstürmen. Spitzige Zettel, schlechte Verse flogen hin und her und einmal geschah es, daß Giskra sich nach einer Conferenz den Saal aufsperren ließ und eigenhändig alle diese Papierchen auflas, um sie eventuell als corpora delicti zu benutzen. In erster Reihe trennte eine politische Meinungsverschiedenheit die „Majorität" und die „Minorität". Die Letztere, aus den damals noch sehr harmlosen Grafen Potocki und Taaffe bestehend, hatte Berger zu ihrem Führer. Dieser war und wußte sich auch so krank, daß seine Zeit unter allen Umständen abgelaufen war; was konnte ihn hindern, das schneidigste Wort laut zu sagen, das ihm auf die Zunge kam? In der Majorität saßen nur „Bürgerminister"; sie arbeiteten auch eine Staatsschrift, ein „Memorandum" aus — die Actenstücke kamen in den amtlichen Theil der kaiserlichen „Wiener Zeitung" — dessen politische Ideen unbedingt die richtigeren waren, dem aber das Rückgrat fehlte. Und diese Halbheit oder doch Schwäche der Majorität, welche nach dem Ausscheiden der Minorität allein die Zügel ergriff, hatte ihren Ursprung in der damals ganz und gar entscheidenden „Rücksicht auf die Stellung der Deutschen in Böhmen". Es sind das zu allen Zeiten kreuzbrave Kerle gewesen, aber ohne Krücke konnten sie nicht gehen und meistens lieh ihnen die Regierung eine solche. Was für faule Compromisse und halbe Dinge ihnen zu Liebe gemacht wurden, hält ein vernünftiger Mensch kaum für möglich. Und doch ist dem so. Ganz abgesehen von der Frage, ob man in der confessionellen Gesetzgebung nach dem 25. Mai 1868 noch weitergehen, ob man in andern Fragen reformiren solle oder nicht, in den eigentlichen Staatsfragen schoben sich immer „die Deutschen in Böhmen" vor. Sie sahen sich bei dem geringsten Schritte nach rechts oder links schon von den Czechen mit Haut und Haar aufgefressen und hinderten damals den bedeutungsvollsten aber auch unerläßlichsten Schritt zur Sicherstellung der Verfassung, die Einführung directer Volkswahlen für das Parlament.

Diese letztere Angelegenheit wurde auch für Giskra von ausschlaggebender Bedeutung und ich verlasse deshalb — wie man nach dem bisher Gesagten mir glauben wird, gerne — das Bürgerministerium als solches, um mich blos mit dem Minister des Innern in demselben und seinem Austritte zu beschäftigen. Außer dem Herrn von Plener und dem Grafen Taaffe, welche gediente Beamte gewesen sind, war Giskra der Einzige, der von einer großen Administration etwas verstand. Weit überragte er

Digitized by Google

diese Beiden und alle Anderen an positiven, regierungsfähigen Ideen.

Wenn man von dem Bürgerministerium spricht, so nennt man in der Regel mit dem obligaten Enthusiasmus die confessionellen Gesetze. Aber abgesehen davon, daß dieselben noch sehr empfindliche Lücken aufweisen und daß insbesondere das Ehegesetz eine Halbheit ist, lagen sie so zu sagen in der Luft. Nach den Staatsgrundgesetzen vom 21. December 1867 mußten sie als Ausführungsmaßregeln getroffen werden und waren doch — ich will die Hindernisse durchaus nicht unterschätzen — bei weitem nicht getroffen. Giskra entwickelte in seinem speciellen Ressort eine nützliche Thätigkeit. Sein Verdienst ist hier die neue Eintheilung der politischen Organisation, gegen welche sich bisher keine Bedenken geltend gemacht haben, die Aufhebung der jetzt wieder stark protegirten Wuchergesetze, die Donauregulirung, der Bau der Wiener Wasserleitung, die Gewinnung für Bauzwecke des sogenannten Exercirplatzes, wo sich jetzt das neue Parlament, der Justizpalast, das Rathhaus, die Universität erheben und noch manches Andere. Der erhebendste Moment seiner ministeriellen Thätigkeit mag aber gewiß derjenige gewesen sein, da er im Angesichte von Tausenden von Fremden, die als Schützengäste nach Wien gezogen waren, jene begeisterte und begeisternde Rede hielt, an deren Schluß ihn der ebenso populäre Bürgermeister Zelinka unter dem erschütternden Jubel der Anwesenden umarmte. Seine nun verwittwete Frau, eine Dame von hohem Geiste, deren taktvoll sinnig Walten ihm gar sehr zu Statten kam, wandte sich freilich in diesem nämlichen Augenblicke zu einer Gruppe verläßlicher Freunde mit den Worten: „Wie lange wird dies dauern!" Und sie hatte Recht. Selbst Giskra, der muthigste unter den Ministern, erlahmte bald unter den zahllosen Intriguen, die von allen Seiten um das Kabinet und um die einzelnen Mitglieder desselben, zum Theil von sehr Nahestehenden, geschmiedet wurden. Schrieb ja doch Herr Berger die schneidigsten Artikel in dem oppositionellen „Wanderer"! Für Giskra kam der entscheidende Moment, als es sich um die Einführung der directen Wahlen handelte. Er, der Minister des Innern, in dessen Ressort die Vorlage gehörte, hatte eine ganz brauchbare Vorlage ausgearbeitet und der Conferenz unterbreitet. Hier stieß er auf den entschiedensten Widerstand von Herbst, der wieder „die Stellung der Deutschen in Böhmen" geltend machte. Mit den warmen, von Thränen erstickten Abschiedsworten, welche der überlebende Führer dem todten Collegen in das Grab nachgerufen, hat er selbst manche sehr arge, bis zu scharfer persönlicher Antipathie ausgeartete Dissonanz der beiden Männer vergessen gemacht, und es ist wahrlich nicht Zweck dieser Zeilen, die Erinnerung daran nutzlos zu erwecken. Aufrecht aber bleibt, daß der Gegensatz zwischen Herbst und Giskra damals ein sehr schroffer wurde, so schroff, daß der Minister des Innern sein Portefeuille einsetzte.

In dieser kritischen Zeit ging ich wieder einmal den gewohnten Weg in das Abgeordnetenhaus, da hörte ich hinter mir eine bekannte Stimme meinen Namen rufen. Es war Giskras Stimme.

„Ich komme soeben vom Kaiser; ich habe wegen der directen Wahlen, da ich unterlegen bin, meine Demission gegeben. Der Kaiser hat sie angenommen und mich mit der Führung der Geschäfte bis zur Ernennung meines Nachfolgers beauftragt. Sie sind der Erste, dem ich es mittheile, schweigen Sie."

„Selbstverständlich, Excellenz. Und wer soll Ihr Nachfolger sein?"

„Ich habe meinen Collegen einen ausgezeichneten Mann von Muth, Energie und Festigkeit empfohlen."

„Und das wäre?"

„Der Statthalter von Oberöstreich."

„Graf Hohenwart?"

„Derselbe."

Ja derselbe Graf Hohenwart, der später mit den Czechen die Fundamentalartikel vereinbarte, mit deren Hülfe er die Verfassung zerfetzen und die deutsche Partei vernichten wollte, derselbe Graf Hohenwart, der heute an der Spitze der clerikalen und reactionären Partei steht, war von Giskra seinen im Amte verbleibenden Collegen als Minister des Innern empfohlen worden. Freilich war der edle Graf nicht immer so clerikal und föderalistisch gesinnt. Denn gerade wegen seiner Festigkeit und vermutheten Verfassungstreue hatte ihn Giskra auf den schwierigen Posten in Linz berufen und in der Landtagssession von 1870 hatte er dem streitbaren Bischof Rudigier, der sich weigerte, den Eid auf die Verfassung abzulegen, jene scharfe Antwort gegeben, die man damals als einen „Fußtritt" allgemein bezeichnete. Dann freilich wurde er anders.

Doch ich kehre zu jenem Gespräche mit Giskra zurück, um den Inhalt desselben erschöpfend mitzutheilen.

„Was gedenken Eure Excellenz jetzt zu thun?" frug ich den Minister.

„Das weiß ich noch nicht, lieber Freund."

„Gestatten Eure Excellenz mir einen Vorschlag. Miethen Sie im Trattnerhof (das ist ein großes Haus inmitten der Stadt) ein Zimmer und ein Kabinet und lassen Sie an der Thüre eine Tafel mit der Aufschrift befestigen: „Dr. Karl Giskra, Hof- und Gerichtsadvocat." Sie brauchen gar nie zu erscheinen, aber kehren Sie dahin zurück, woher Sie kamen und Sie werden den höchsten Ehrenplatz einnehmen, der Ihnen jemals beschieden sein kann."

Giskra blieb stehen, schaute mir scharf in die Augen, sagte dann nochmals: „Ich weiß es nicht, ich werde es mir überlegen" und ging, da wir inzwischen vor dem hölzernen Hause angelangt waren, nach links in das Ministerzimmer, während ich die rechts befindliche Kanzlei aufsuchte.

Die Freunde Giskras thun gut, seine Wirksamkeit nur bis hieher zu beleuchten, denn sie erhalten dann nur helles Licht und gar keinen dunklen Schatten, wenn man nicht kleine persönliche Eitelkeiten hereinzieht, die nicht hereingehören. Zwar blieb Giskra auf dem politischen Schauplatze ununterbrochen activ und in der Opposition gegen Hohenwart spielte er, der intimste Verbündete des Grafen Beust, noch eine sehr hervorragende Rolle. Aber er hatte zur gleichen Zeit noch einen anderen Weg einzuschlagen. Er wurde Verwaltungsrath der Gründungsepoche. Daß er wieder zur Lemberg-Czernowitzbahn zurückkehrte, die er mitbegründet und wo er sich seinen Sitz für den Fall seiner Demission als Minister vorbehalten hatte, und zur Südnorddeutschen Verbindungsbahn, wo die Stelle mit keinerlei Revenue verbunden war, konnte man ihm nicht so recht übel nehmen, obwohl er bei der ersteren wieder mit jenem Herrn von Ofenheim zusammentraf, welcher ihm später so viele peinvolle Jahre bereitete. Allein er wurde auch Präsident der Franco-Oestreichischen Bank. Von den Herren Pfeiffer und Flesch ließ er sich beschwatzen in eine Bank einzutreten, deren ganze raison d'être das Gründungswesen war und die mit demselben verschwunden ist. Diesen Schritt beklagten seine Freunde am allermeisten, denn sie wußten, welche Waffe Giskra damit den Gegnern der Partei in die Hand gegeben hatte. Ihn selbst mögen zwei Motive dazu bestimmt haben. Einmal seine scharf ausgeprägte Erwerbslust, die zwar nicht auf Reichthümer gerichtet war, wie die Schlimmsten behaupten, wohl aber auf die zur Gewinnung einer unabhängigen Existenz nöthigen Mittel, und zweitens auf seine Unruhe und Arbeitslust. Als Politiker mußte er sich vorerst einige Reserve auferlegen, so wollte er denn auf anderem Gebiete Hervorragendes leisten und darum machte es ihm speciell sehr großes Vergnügen, auf dem Ehrenposten eines Curators der Sparkasse berufen zu werden. Allein die Einsichtigeren tadelten die ganzen Bestrebungen doch gleich im Beginne und bemerkten mit Verdruß; wie das Porträt des Präsidenten der Francobank oder irgend eine Lobhudelei, zuweilen sogar auch ein scharfer Angriff in manchem der zahllosen Revolverblätter erschien, welche jene Zeit ernährte.

Dem Troß fiel das Ding erst auf, als das Ministerium Auersperg II sich gezwungen sah, gegen den renitenten Director der Lemberg-Czernowitzbahn jenen Proceß führen zu lassen, der berufen ist, in der Culturgeschichte von Oestreich eine so hervorragende Rolle zu spielen und der, trotz der an und für sich gar

Digitized by Google

nicht zu beklagenden Freisprechung des Angeklagten, jedenfalls den ungeheuren Erfolg hatte, die zahlreichen Hyänen und Aasgeier, die damals in Gestalt von Fusionären und Liquidatoren zwischen den Trümmern des volkswirthschaftlichen Aufschwunges sich herumtrieben, darüber zu belehren, daß sie am Ende auch aufgegriffen und vielleicht nicht freigesprochen werden könnten. In jenem Processe wurde auch Giskra als Zeuge vernommen und — seltsam genug! — unter der Verdrehung einer von ihm gethanen, wenn man will, nicht glücklich gewählten, aber keineswegs für ihn compromittirenden Aeußerung hatte der Mann den ganzen Rest seines Lebens zu leiden: ein Blitz war in seine mächtige Eiche gefahren und hatte sie bis an die Wurzel geschädigt. Er sprach von der leidigen östreichischen Unsitte des „Trinkgeldes", und die Catone, die damals wie die Pilze aus der Erde schossen, griffen gierig das Wort auf, um es gegen den Erfinder zu gebrauchen. Am nächsten lag es, dasselbe auf jenen Gewinn anzuwenden, welchen Giskra selbst bei dem Unternehmen gemacht hatte, denn der Mob entdeckte diesen erst jetzt, nachdem er schon acht Jahre in den Händen Giskras war und der Mob, der früher in den verwegensten Bau- und Maklerbanken die Muster honetter Erwerbsgesellschaften erblickt und deren Actien zu den höchsten Preisen als wahre Schätze angekauft hatte, fand plötzlich, daß Jemand, der Jahre lang für die Verwirklichung einer großen Eisenbahn gewirkt und für die großen Vorauslagen sein Geld hergegeben hatte, keinen Gewinn machen dürfe. Oestreich war durch die Krise verarmt, Giskra hatte anscheinend sein Vermögen sich erhalten, Grund genug, ihn anzugreifen und zwar gerade dort, wo er nicht zu fassen war. Denn der Gewinn bei der Lemberg-Czernowitzbahn war ein mühevoller, von der Art, wie ihn große Unternehmer und Consortien der solidesten und angesehensten Firmen zu allen Zeiten vor aller Welt gemacht haben und noch machen werden. Das Verwerfliche der Zeit bestand aber in jenem mühelosen Erwerb, den privilegirte Gründer an unreellen Unternehmungen und im Actienschwindel auf Kosten der dupirten Menge erzielten. Tadelnswerth war bei Giskra der Eintritt in die Francobank, nicht seine Theilnahme an der Lemberg-Czernowitzbahn.

Man sagte, Giskra hätte Herrn von Ofenheim in seinem Widerstande gegen die Regierung ermuntert und dadurch zur Einleitung des Processes beigetragen. Als dieser im Zuge war, verlor der gewesene Minister seine Ruhe, seinen Scharfblick. Eine nervöse Aufregung bemächtigte sich seiner schon während der ersten Stadien, er wich scheu seinen Freunden aus und ballte die ohnmächtige Faust gegen die Regierung in der Tasche. Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte das Abgeordnetenhaus sofort das Ministerium gestürzt und an die Stelle des abgedankten Generaldirectors zum mindesten den Handelsminister Banhans in das Loch gesteckt. Aber der Zorn Giskras war waffenlos. Auch in parlamentarischen Kreisen waltete der Purificationsgedanke und ganz harmlose Bemerkungen Giskras wurden unter dem Gesichtspunkte geprüft, ob sie nicht dem Processe Ofenheim ihre Entstehung verdankten. So kam es, daß alle seine Reden verpufften, daß er nur mühselig in die Ausschüsse gelangte, daß er sich zu einer Rechtfertigung vor seinen Wiener Wählern veranlaßt sah, daß er, der Ehrenbürger von Wien, dem diese Stadt unauslöschlichen Dank schuldete, schon früher in sein Brünn zurückkehren mußte, um dort in hartem Kampfe gegen einen andern, aber viel unbedeutenderen Egoisten, einem Militärlieferanten und Zuckerfabrikanten, mühselig ein Mandat zu erhalten. All das hatte, wie gesagt, nicht blos der Proceß Ofenheim, sondern noch früher die Bankthätigkeit des ehemaligen Ministers des Inkern verschuldet.

Mehrere Jahre lang führte Giskra ein parlamentarisches Scheinleben. Der Fall des Dr. Banhans richtete ihn nicht auf, seine leidenschaftliche Opposition in Bezug auf den ungarischen Ausgleich, obwohl er bei der Behandlung desselben das wichtige Referat über das Statut der neuen östreich-ungarischen Bank erhielt, gewährte ihm keine Stütze, und er wäre vielleicht ein stiller Mann geworden, hätte sich für das Abgeordnetenhaus nicht wieder einmal die Gelegenheit ergeben, an Giskras ungeschwächte Arbeitskraft und Unermüdlichkeit, an seine Gründlichkeit appelliren zu müssen. Die Occupation von Bosnien und der Herzegowina war eine militärische Angelegenheit, die richtige Controle derselben konnte nur in die Hände Giskras gelegt werden. In der letzten Session der Delegation in Budapest flammte bei diesem Kapitel sein mächtiger Geist wieder auf und er hatte bei seiner Partei einen unangefochtenen Erfolg, sogar daß es schien, als wäre er auf dem besten Wege, sich seine alte Position wieder zurück zu erobern. Die Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die sich inzwischen in der Monarchie vollzieht und welche mit dem zunehmenden Wohlstande die eigenen wie die Sünden Anderer in früherer Zeit vergessen macht, wäre ihm dabei sehr wohl zu Statten gekommen. Aber im Rathe der Götter war es anders beschlossen. Inmitten dieser Rückkehr auf seine ehemalige Höhe riß ihn der Tod an sich, entzog er ein gewaltiges Talent dem Vaterlande, einen geradezu einzigen Gatten und Vater seiner Familie.

Giskras Tod ruft eine Frage unabweislich auf die Lippen aller Oestreicher, welche Schmerling, der rüstige, dreiundsiebzigjährige Greis, vor dem Leichenbegängnisse Giskras den Umstehenden aufwarf: Wo ist der Nachwuchs? Wahrlich, wenn man prüft, was die mit allem Nachdruck begehrten directen Reichrathswahlen, gelegentlich deren man, um ja recht vielen Talenten Raum zu gewähren, noch die Zahl der Deputirten verdoppelt hatte, an das Licht gebracht haben, so muß man, will man nicht einige Mittelmäßigkeiten zu Talenten aufblähen, die erschreckende Wahrheit gestehen und sagen: Nichts! Gar nichts! Nicht auf der Linken, in der bequemen Stellung der Opposition, nicht im Centrum und auch nicht auf der Rechten ist auch nur ein erwähnenswerther Ersatz gekommen für einen Berger und Mühlfeld und Pillersdorf, für einen Kaiserfeld und Waser, für Eugen Kinsky und den alten prächtigen Taschek für die czechischen und feudalen Recken, für einen Adam Potocki u. s. w. Selbst die Nullen zu den Einheiten sind kleiner und fast unsichtbar geworden. Oder sind diese Worte zu hart, interessirt man sich in Deutschland für mehr von den neuen Männern als etwa für den berühmten Gelehrten Eduard Sueß und den gediegenen Publicisten Granitsch? Und wenn man an diese allenfalls noch den Dr. Sturm reiht, der sich in der Opposition gegen den Grafen Andrassy hervorgethan hat, der aber auch Mitglied der Verwaltung sehr vieler verkrachter Banken war, und den jungen Herrn von Plener, dann hat man wahrlich nicht blos die „besten Namen" genannt. Die wenigen Alten, die noch geblieben sind, schweigen ein beredtes Schweigen. Kuranda redet, wenn er nicht anders kann, Brestel ist ein dahinsiechender Greis und Herbst bricht nur hervor, wenn ein sehr edles Wild unmittelbar vor seinem Busche streicht. Die Jahre haben sie älter, aber die Versammlung hat sie noch kleiner gemacht als sie sind.

Und nun stehen die Neuwahlen vor der Thüre. Wo ist die brennende Agitation? Wo sind jetzt die neuen Namen? Es gibt für die betrübende Oede nur eine Rechtfertigung: die Generation von heute verdankt, wenn sie überhaupt Ursache dazu hat, ihre Bildung den von Metternich und Sedlnitzky dafür gebotenen Grundlagen. Diesem Systeme hat bekanntlich der aufrechte Gang gefehlt. Das Oestreich von heute ist noch immer daran gewöhnt, bei jeder guten und schlimmen Gelegenheit nach der Polizei, nach der Hülfe des Staates zu rufen. Sich selbst zu helfen, fällt ihm außerordentlich schwer und es werden zwei Generationen vorüberziehen müssen, bis ein Geschlecht kommt, das in besserer und gründlicherer, in freierer und selbstständigerer Erziehung den Werth des eigenen Ich zu erkennen und zur Geltung zu bringen vermag. Dann wird Oestreich seine wahre Auferstehung feiern.

Dann werden auch die Fehler seiner todten Kämpfer um die Freiheit vergessen sein und mit Ehren wird man Männern gedenken, wie Mühlfeld, Berger und Giskra!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

„Nach Sonnenuntergang.“*)

Roman von Wilhelm Jensen.

Es ist schwer, das Richtige über Wilhelm Jensen zu sagen, da er zu den Autoren gehört, die dem Einen ganz sympathisch, dem Andern antipathisch sind, und an die die Kritik deshalb immer mit günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen herantritt. Eins jedoch kann man Jensen unbedingt nachrühmen: es ist leicht Etwas über ihn zu sagen, denn er ist ein eigenartiger Schriftsteller, an dem man ohne Mühe zu loben oder zu tadeln findet. Er ist nicht klein, nichts weniger als unbedeutend; man kann ihn — als Freund oder als Gegner — anpacken, ohne daß man zu fürchten habe, er werde durch die Finger gleiten. Seine Arbeiten sind nicht oberflächlich oder hübsch abgerundet; sie sind, im Gegentheil, voller Unebenheiten: hier tief, dort seicht; hier schön, ergreifend, dort unangenehm berührend. Aber das äußerste Können des Künstlers, seine ganze Macht zeigt sich in dem Besten, was er leistet; und Jensens „Bestes“ ist für alle Diejenigen, denen er sympathisch ist, von großer Schönheit, zeigt den wirklichen Dichter, der innig empfindet und der, was er fühlt und sieht, mit seltener Kraft anschaulich macht. Jensen gefällt sich besonders in der Darstellung des Landschaftlichen. Er wird dadurch manchmal geradezu ermüdend; dagegen ist zu sagen, daß seine Beschreibungen des Waldes, des Meeres, des Landes nicht selten von vollkommener Schönheit sind, und daß er in dieser Beziehung unter den modernen deutscheu Schriftstellern unübertroffen dasteht.

„Nach Sonnenuntergang“ ist eine lange Geschichte, die gewonnen haben würde, wenn der Verfasser sie um die Hälfte abgekürzt hätte. Sie enthält, namentlich im ersten Theile, Längen, die man nur überwinden kann, indem man sie überschlägt, die hauptsächlich zu dem Zwecke geschrieben zu sein scheinen, Platz auszufüllen. — Die Composition laborirt an einem Uebel, das in den meisten Fällen genügt, um mir einen Roman von Beginn an zu verleiden. Das Buch fängt nämlich mit dem Ende an. Ich erfahre auf den ersten Seiten, daß der Held, für dessen Jugendgeschichte ich mich interessiren soll, ein älterer, ruhiger Herr geworden ist, mit dem ich zunächst als solcher Bekanntschaft mache, und zwar in dem Augenblicke, als er eine Wallfahrt nach der Stadt antreten will, in der er vor langen Jahren geliebt und gelitten hat, und auf deren Friedhof er einen Mann, den zweiten Helden des Romans aufsucht, „nach dem — wie der Todtengräber ihm bedeutet — wohl seit zwanzig Jahren keine Nachfrage mehr gewesen ist.“

Schriftsteller beklagen sich nicht selten über schlechte, flüchtige Leser, die, nachdem sie die ersten drei oder vier Kapitel eines mit großer Sorgfalt aus- und durchgearbeiteten Romans verschlungen haben, die letzten Seiten des Buches durchfliegen, um dort zu erfahren, wie die Liebenden, Helden und Bösewichte enden. — Deshalb darf derjenige Leser, der im Roman nicht nur ein Sitten- oder Zeitgemälde, sondern anregende und spannende Unterhaltung finden will, über den Schriftsteller klagen, der seine Arbeit beginnt, indem er in einer beliebigen, von ihm gewählten Weise, ungefähr Folgendes sagt: „Die Leute, die ich Dir, verehrter Leser, jetzt vorstellen werde, und deren Schicksale Dich bewegen sollen, sind, nachdem sie Alles, was Du nun lesen wirst, überstanden und überwunden haben, verheirathet oder gestorben, und befinden sich, die Einen wohl und munter, die Andern in einem Zustande von Ruhe, der in dieser Beziehung als unübertrefflich bezeichnet werden darf. Also ängstige Dich nicht, wenn Du siehst, daß das Schicksal etwas hart mit Denjenigen umgeht, welche Du Dir zu Deinen Lieblingen auserkoren hast. Alles soll sich schließlich ruhig und friedlich entwickeln. Ich, der Verfasser, bürge Dir dafür“.

Diese bedauerliche Anrede hält Jensen, nach seiner Weise, auf den ersten Seiten seines Romans, und verleidet mir dadurch von vorn herein einen großen Theil des Vergnügens, welches ich mir von seinem Buche verspreche; aber ich lese es weiter, und zwar ohne Anstrengung, denn der ruhige, alte Mann, den Jensen mir vorgestellt hat und in dem ich sofort den Helden der Geschichte, die ich lesen will, erkannt habe, hat etwas Geheimnißvolles, Sympathisches, das mich seltsam anzieht. — Was hat ihn so still und sonderbar gemacht? — Wie er den Kirchhof betrachtet!...

„Die Straßen lagen dort sehr still, doch sehr freundlich und hübsch in der brennenden Sonne; fast jedes Häuschen war mit Blumen geziert und machte in der Juligluth einen kühl anmuthenden Eindruck. Sauberkeit und Ordnung herrschten überall; die Besitzthümer waren meist durch hübsche Einfriedungen von einander geschieden, und Alles deutete auf ruhigste Zufriedenheit auch der Einwohner. An dem Eingang jedes Häuschens stand der Name des Inhabers deutlich in die Augen fallend mit goldenen Buchstaben geschrieben, und es war ein Zeichen für die harmlose Gemüthsart der gesammten Nachbarschaft, daß in den Eschen und Weiden vor den Thüren, Singvögelchen nisteten und Schmetterlinge ohne jede Scheu vor haschenden Netzen und Händen — obwohl das Quartier unverkennlich äußerst kinderreich war — ihre schönen Flügel auf den Dolden und Rosenkelchen wiegten.“ Diejenigen, die sich da so ruhig und ordentlich niedergelassen haben, sie sehen und hören nicht. Keine Freude mehr für sie auf dieser Welt; aber, Gottlob! auch kein Kummer, kein Elend, kein Gram! Sie haben Ruhe. — Er, der an ihren Wohnungen langsam und nachdenklich vorübergeht, möchte wohl auch schon so friedlich und kühl daliegen wie sie. Er ist jedoch nicht ungeduldig. Er weiß, daß er den Friedort bald genug erreichen wird. Er ist müde; aber das Ziel ist nahe gerückt, und die Spanne Weges, die ihn noch davon trennt, führt durch eine Ebene, die er ohne Mühe durchschreiten wird. — Jetzt ist er am Grabe von Erich Billrod angelangt. Er bleibt sinnend, grübelnd stehen.

„Ist es Dir einmal eingefallen, darüber nachzudenken, Reinold Keßler, in welchem Verhältniß wir zu den Todten stehen?“ — Er wähnt, diese Worte aus dem Munde Erich Billrods wieder zu vernehmen. — Die Todten! Sie sind sein ganzes Leben. Unwiderstehlich wie die Fluth steigen die Gedanken an sie in ihm auf und füllen seine Brust. Er verläßt den Kirchhof, und ohne zu wissen wie es gekommen ist, gelangt er auf einen sonnigen, stillen Platz, wo er vor langen Jahren oftmals mit Erich Billrod gesessen hat. Seine Jugend zieht vor seinem Geiste vorüber, und wir erfahren die Geschichte seines Lebens, wie er sie sich selbst leise wiedererzählt.

Reinold Keßler ist ein frühverwaistes Kind, das von einem spitzbübischen Vormund hart erzogen und später um sein Vermögen betrogen wird. In seiner freudenlosen Jugend steht ihm ein sonderbarer Mann zur Seite, sein Lehrer, Erich Billrod, den er über Alles liebt und der mit väterlicher Sorgfalt über ihn wacht. Denn Erich Billrod hat Reinolds Mutter geliebt. Sein Lebensglück ist dadurch, daß diese sich mit einem Andern verheirathet hat, zerstört worden; aber er hat ihr nie zürnen können und bethätigt seine treue Liebe dadurch, daß er, nach ihrem Tode, über ihren Sohn, Reinold Keßler, wie ein Vater wacht. Mit den Jahren jedoch schiebt sich Etwas zwischen Erich und Reinold, das sie von einander entfernt. — Magda, ein schönes, krankes Mädchen liebt den gutmüthigen, jungen, hübschen Reinold, ohne daß dieser es ahnt, und wird von dem häßlichen, alten, edlen Erich geliebt. Sie stirbt eines jämmerlichen Todes, bei einer Ueberschwemmung, und angesichts ihrer Leiche erkennt Reinold in dem von ihm wie einen Vater verehrten Erich, einen Nebenbuhler, von dem er sich gehaßt fühlt und den er nun ebenfalls haßt, denn er hat endlich, zu spät, erkannt, daß Magda ihn, Reinold liebt, und ist zu ihrer Rettung herbeigeeilt in der Hoffnung, an der Brust des liebenden, schönen Mädchens Ruhe und Glück zu finden, das er vergeblich anderswo gesucht hat.

„Ich stand auf dem Rande des Fahrzeuges, um auf das

*) 2 Bände. Berlin 1879, Sylvester Frey.

Digitized by Google

schwimmende Dach hinüberzuspringen; der Schiffer neben mir rief: „Zurück! — Der Schornstein schlägt um!“ Zugleich erschütterte ein Stoß unser Boot, ein anderes drängte dasselbe ab, daß ich gegen den Mast schwankte, und Erich Billrods Stimme schrie mir gleichfalls ins Ohr: „Zurück, Reinold Keßler! Hast Du auch auf die Todten noch ein Vorrecht, die nicht mehr sehen, was schön und was häßlich ist?“

„Ich starrte ihm ins Gesicht und sah, daß er im Begriff stand, auszuführen, woran er mich hinderte, sich auf das treibende Strohlager hinüberzuschwingen. Ein Blitz der Erkenntniß durchzuckte mein Gehirn — Erich Billrod hatte Magda Helmuth geliebt, und sie hatte ihn abgewiesen — um mich! Darum haßte er mich. Und in mir schwoll der lang gezügelte Haß; meine Hand griff irr nach dem schweren Ruder neben mir und hob es in die Luft. „Zurück von ihr — stieß ich drohend aus — sie ist mein!“

„Sie war's, Reinold Keßler — was nahmst Du Dein Eigenthum nicht eher? Jetzt klopft ihr Herz nicht mehr, und wir sind gleich vor ihm!“

„Sein Fuß hob sich zum Springen, und besinnungslos ließ mein Arm das emporgeschwungene Ruder gegen seine Stirn niederfahren. . . Ein Auftrachen, ein Schrei! . . Die letzte Kraft hatte mich verlassen, und kopfüber stürzte ich wie in bodenlose Nacht rückwärts in den Bootsraum hinunter.“

Die beiden alten Freunde, die Todfeinde geworden waren, versöhnen sich jedoch wieder. Reinold bekömmt, „irgendwo in der Welt“, einen veralteten Brief von Erich Billrods Hand, der ihn lange gesucht, und den Erich kurz vor seinem Tode geschrieben hat.

„Vielleicht dient es Dir später einmal zur Beruhigung — schreibt Erich — daß ich den zerschmetterten Hirnknochen nicht Deinen Arm, sondern dem Einsturz des Dachstuhls verdanke, unter dem Magda Helmuths Herz sommerlang für Dich geschlagen. — Du warst etwas ungerecht gegen mich, Reinold Keßler, als wir uns zuletzt und zum letzten Male sahen — das Herz macht manchmal den Kopf dazu — ich habe dafür eine Pflicht erfüllt, indem mein Testament Dich heut' zu meinem Erben eingesetzt hat. Das ist sehr wenig, Reinold Keßler, aber man kann nicht viel thun, wenn man nur wenig Zeit mehr hat. — Es ist spät geworden. Ich muß diesmal allein nach Hause gehen, und will Magda Helmuth von Dir grüßen — bis Du nachkommst.“

Reinold Keßler ist dem verstorbenen Freund und der verstorbenen Geliebten „nachgegangen“, ohne sich in seinem Leben noch ein anderes Ziel vorgesteckt zu haben. Wir fühlen, daß er nun bald am Ende seiner langen Wanderung ist und freuen uns dessen für ihn, denn er muß sehr ermattet sein, und wir haben ihn lieb gewonnen und wünschen ihm Ruhe, dem stillen, traurigen Mann mit dem weichen, kindlichen Herzen, das so treu geliebt hat, so heiß geliebt worden ist und das nun einsam und müde schlägt. — Der Tag naht seinem Ende. Abendröthliche Luft umzieht den Horizont. In der Dämmerung erblicken wir Gestalten, die uns traumhaft zunicken und winken, Reinold Keßlers Jugendfreunde und Genossen: Fritz Hornung und Philipp Imhoff, die schöne Lea, die niedliche, kleine Magdeburgerin Anna Wende, den Vormund Pomarius, den Professor Tix, Tante Dorothea und Andere. Sie sind uns nicht unbekannt; aber sie treten nicht klar und deutlich hervor und wir erblicken sie nur undeutlich, so wie sie vor dem Geiste von Reinold Keßler vorüberziehen, als er, nach dem Besuche auf dem Kirchhofe, auf der schrägen Bergkoppel sitzt und nach der alten Stadt, seiner Heimat hinunterschaut, in der er vor langen Jahren jung gewesen ist und geliebt und gelitten hat.

„Nach Sonnenuntergang“ darf Jensens Freunden auf das Wärmste empfohlen werden. Sie werden in dem Romane viele von den Eigenthümlichkeiten finden, die ihnen an ihrem Lieblingsdichter gefallen; seine Gegner dagegen werden an dem Buche, und nicht mit Unrecht, Manches tadeln: die fehlerhafte Composition, schwer zu überwindende Längen, verletzende Unebenheiten im Stil, viel Schroffes und hie und da sogar Abschreckendes: Gift, Ehebruch, Selbstmord und Todschlag, kurz ein ganzes Arsenal von Scheußlichkeiten, die um so mehr verletzen, als sie gar nicht zu dem friedlichen Rahmen passen, in den der ganze Roman gefaßt ist. — Denn durch die ganze Geschichte weht eigentlich die stille Luft des Friedhofes, auf dem wir mit dem Helden der Geschichte zusammengetroffen sind und in dessen Nähe er ruhig und traurig von uns Abschied nimmt.

R. L.

„So ist der Held, der mir gefällt.“

Das so überschriebene Gedicht erschien zuerst in der Ausgabe der Werke Goethes nach dessen Tode, 1833, worin es die Herausgeber in sechs Strophen auf eigene Verantwortung als ein Goethe'sches aufgenommen haben. Goethe selbst hatte in der „Ausgabe letzter Hand“ 1827 Anstand genommen, dasselbe aufzunehmen, weil er sich nicht erinnerte, das Gedicht verfaßt zu haben. In einem Briefe an den Kanzler von Müller vom 22. Juni 1827 gestand er, „seine Manier darin nicht wieder zu finden“. Er hatte dasselbe Gedicht jedoch schon 1816 unter der Aufschrift „Mädchens Held“ in acht Strophen nebst andern an Zelter geschickt, der es 1827 als Nr. 3 in „Sechs deutsche Lieder“ componirt herausgab.

Jetzt, nach 45 Jahren, erinnere ich mich noch lebhaft des ebenso entzückenden, wie — befremdenden Eindrucks, welchen dieses Gedicht 1833 auf mich machte. Ein Kind des vorigen Jahrhunderts, außer meinen Berufsstudien vor Allem der Poesie und in dieser vorzugsweise der deutschen, vor Allem der Goethe'schen zugewandt, waren mir alle jene Herzenslaute, in welchen seine weiblichen Gestalten uns innerlichst ansprechen, durchaus sympathisch. Einen solchen Ton aber, wie in diesen sechs Strophen, hat Goethe nirgends angeschlagen, mußte ich mir sagen.

Ein deutsches Mädchen sucht vergebens den Geliebten in dem Wäldchen, worin er sie zuerst überrascht hatte.

Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie,
Der dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie!
Böser Laurer Füße rasten nie,

sagt sie sich mahnend; aber

Horch! Flötenklang, Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Findt im zarten Herzen offne Thore.
Horch, Flötenklang! Liebesgesang!
Horch! — Es wird der süßen Liebe zu bang.

Dieses „Erbangen der süßen Liebe“ ist eine so specifisch zarte Empfindung des jungfräulichen Herzens, daß sich mir, um es gleich zu sagen, daraus, wie überhaupt aus dem ganzen Gedicht der Gedanke aufdrängte: das ist der Herzenserguß — einer Dichterin!

Flötenklang und Gesang des Geliebten ermuthigt sie, zu bleiben, trotz der „bösen Lauscher“. Denn was hat sie im Schutz eines solchen Mannes zu fürchten?

„Schutz und Stärke wohnt in seinen Armen!“

Und nun die Beschreibung des geliebten Mannes — ich muß sie ganz hersetzen, um Leser (und Leserinnen!) entscheiden zu lassen, ob sie meine Conjectur, daß wir uns hier eines älteren Orginalgedichts erfreuen, beistimmen.

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße schreiten mit. (?)

Digitized by Google

Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.

Roth ist sein Mund, der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte.
Roth ist sein Mund, der mich verwundt;
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth —
Selig wer in seinen Armen ruht!

Hat Goethe je diesen Ton angeschlagen? Hat er nicht in Wahrheit dem Kanzler Müller (im Brief vom 22. Juni 1827) versichert: er finde seine Manier nicht wieder und deshalb das Gedicht letzter Hand mit vollem Recht gewissenhaft vorenthalten?

Goethes Gewissenhaftigkeit in diesem Falle ist um so bedeutungsvoller, als wir wissen, daß er, gleich Shakespeare, Molière und andern großen Dichtern, kein Bedenken trug, Gedanken und Aussprache Anderer, Volkslieder, wie Haideröslein, andere Lieder, kaum geändert, z. B. Offne Tafel (von La Motte), Nachtgesang (aus dem Italienischen), die Suleikalieder von Mar. Willemer u. v. A. ohne die Quelle zu nennen in seinen Werken aufzunehmen. Schon Klopstock schrieb an Gleim: Herr Goethe ist stark im Aneignen. Ich fand einst, ich weiß nicht mehr, in welchem alten Italiener: Vesti una Colonna, E vi para una Donna, das Goethe'sche: Kleid' eine Säule, sie sieht wie eine Fräule.

Solche „Aneignungen" wären zu vervielfachen, ohne sie im geringsten zu bemängeln. Im Gegentheil haben wir es Goethen Dank zu wissen, daß er uns auf diese Weise manches Schöne, oft durch sein Gepräge erhöht, erhalten hat, was sonst verloren wäre. Goethe las außerordentlich viel und besonders in seiner Jugend war es Brauch, einander eigene und fremde Poesien mitzutheilen, wie denn Goethe selbst oft seinen Briefen dergleichen anlegte. So sandte er (1816) Gedichte an Zelter, worunter sich auch das unsrige mit acht Strophen, bezeichnet: „Mädchens Held", befand. Wie das Haideröschen componirte Zelter auch dieses als ein Goethe'sches, sammt den beiden Schlußstrophen, die in der Ausgabe der Werke Goethes von 1833 von den Herausgebern mit richtigem Takt weggelassen sind. Es mußte sich ihnen aufdrängen, daß dieses Anhängsel jenen herzinnigen sechs Strophen ganz fremd sei. Man höre:

So ist der Held, der mir gefällt!
Soll mein deutsches Herz weich flöten, (?)
Rasches Blut in meinen Adern röthen.
So ist der Held, der mir gefällt!
Ich vertausch' ihn nicht um eine Welt.

Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit Seinesgleichen
Edlen Muth von eurer Brust verscheuchen.
Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt,
Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Erst jetzt, in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Gedichten, erhalten wir durch die höchst dankbar anzuerkennenden Anmerkungen der Herren von Loeper und Strehlke (Thl. 5, S. 249) die möglichste Aufklärung über unser Gedicht. Hiernach habe dasselbe in acht Strophen sich in dem Nachlaß von Sophie von La Roche, mit welcher der junge Goethe von 1772—1775 in regem Verkehr und Briefwechsel stand, gefunden und sie habe es als ein Goethe'sches aufbewahrt. Die genannten Herausgeber halten es gleichfalls als ein Goethe'sches, das um 1773—1774, zur Zeit der jugendlichen Opposition Goethes gegen Wieland, entstanden sei, ehe beide Dichter sich (Decbr. 1774) in Weimar aussöhnten. Auch Düntzer (Comm. II. 410) habe die Existenz der beiden Schlußstrophen gegen Wielands schwächliche Schäferlieder aus inneren Gründen (?) vermuthet.

Wir wissen, daß der junge Goethe im Anfang der siebziger Jahre die Familie La Roche besuchte. Die Dichterin, Frau Sophie La Roche, war eine Jugendliebe Wielands gewesen. Ohne Zweifel war von Diesem und seinen verweichlichenden Schäferliedern die Rede — von Seiten Goethes sicher höchst mißbilligend. Nach seiner Heimkehr legte Goethe einem Briefe an die La Roche, um ihr zu zeigen, welchen Ausdruck ein echtdeutsches Mädchen seiner Liebe gibt, unser Gedicht bei, das sich unter seinen Papieren fand, dem er die beiden letzten Strophen zufügte, die Endstrophe lediglich gegen Wieland.

Und hier wage ich, ein Laie gegen so bewährte Goetheskenner, wie die drei genannten, den Lesern meine Conjectur zur Abstimmung vorzulegen:

Das ursprüngliche Gedicht — nur die ersten sechs Strophen — ist der originelle, specifische Herzenston einer deutschen Jungfrau, vielleicht aus dem 17. Jahrhundert, ein Ton, welchen Goethe selbst als einen ihm fremden anerkannte. Auch die Versart findet sich nirgends bei Goethe. — Das Gedicht erinnerte mich an die herzinnige „Liebesverknotigung" des alten Simon Dach mit seinem Aennchen von Tharau (ursprünglich Plattdeutsch); doch habe ich es vergebens bei ihm und anderen poetischen Zeitgenossen gesucht. Vielleicht findet es sich noch. Die fünfte Zeile der dritten Strophe, welche sich noch im 3. Theil der Hempel'schen Ausgabe findet: Edler Deutschen Füße schreiten mit, ist durchaus unverständlich. Erst im 5. Theile, der „Nachlese", die nachträglich jene antiwielandschen zwei Schlußstrophen bringt, findet sich in einer höchst interessanten Note (S. 420) die Lesart: edler Deutschen Füße gleiten nit. Durch diese Worte, die dem alterthümlichen Gedicht durchaus zustehen, ist sofort das Verständniß gegeben. Wie fremd dagegen klingen die beiden Schlußstrophen, womit Goethe zuerst der Frau von La Roche das Gedicht zusandte! Die siebente Strophe mit dem „flötenden Herzen" ist nur ein schwacher Nachklang der sechsten des alten Gedichts, das mit dieser schloß — Mulier formosa superne .....

Daß Herr Düntzer, wie es in der Note („Nachlese" S. 249) heißt, die Existenz dieser beiden Schlußstrophen, welche in der Ausgabe von 1833 fehlen, bereits aus inneren Gründen vermuthet habe, daß er schon bei den ersten liebeglühenden sechs Strophen an Wieland gedacht habe, ist mir ganz räthselhaft. Sollte ihm vielleicht einst, ohne daß er sich dessen erinnerte, Zelters Composition von „Mädchens Held", welche sie enthält, zu Gesicht gekommen sein?

A. C. Brück.

Nestroy.

Ein Culturbild.

Von

Hieronymus Lorm.

Dresden war einst, als der Staat und besonders die Stadt selbst noch nicht so viele Steuern verlangten, ein beliebter und vielbesuchter Aufenthalt für Fremde. Wenn in jenen Tagen Schauspieler, die anderwärts Engagement suchten, zum letzten Male auftraten und ihnen das Publicum zurief: „Hierbleiben!" — dann hieß es: das Theater muß wieder ganz und gar von Fremden gefüllt gewesen sein, die am nächsten Tage abzureisen gedachten; natürlich wünschten sie, daß solche Schauspieler lieber hierblieben, um ihnen nicht an anderen Orten wieder begegnen zu müssen.

Ich erwähne diesen Zug aus dem Leben, weil ich von einem soeben bei Rosner in Wien in zweiter Auflage erschienenen Büchlein „Aus Nestroy" Veranlassung nehme, von diesem Manne zu

Digitized by Google

sprechen, von dem in Deutschland der Name allgemein, der wahre Geist seiner Possen nur wenig, die wahre culturgeschichtliche Bedeutsamkeit seiner ganzen Erscheinung gar nicht bekannt ist. Dem Schauspieler und Theaterdichter Nestroy mußte man in Wien aus aufrichtigem Herzen zurufen: „Hierbleiben", denn seine Spiel- und Schreibweise war in anderen Städten kaum denkbar und kaum genießbar. Verwesendes Fleisch leuchtet — Nestroy war das Phosphorglühen der Fäulniß, in welche die östreichischen Zustände unter Metternich gerathen waren.

Ich weiß nicht, wer das erwähnte Büchlein herausgegeben hat, eine kleine Zusammenstellung pikanter, witziger, glänzender, mitunter auch fader und abgeschmackter Dialogstellen aus Nestroys Possen, deren er über 60 geschrieben hat und von denen nur etwa ein Dutzend durch den Druck bekannt geworden ist. Der Gedanke ist so gut, daß man hätte erwarten dürfen, Form und Einkleidung würden minder gedankenlos sein.

Der Gedanke ist gut, weil vom ganzen Nestroy der Nachwelt nichts übrig bleiben dürfte als diese kleine Urne mit der noch Funken bergenden Asche seines Geistes. Das Vollständige seines Wesens ist in der Feuerbestattung des Weltprocesses untergegangen. Es bliebe auch für immer und spurlos verschwunden, wenn nicht Einzelne sich bemühten, das Bild aus der Erinnerung wieder herzustellen und einem Geschlecht verständlich zu machen, welches glücklicher Weise nicht mehr unter Bedingungen lebt, unter welchen solche Erscheinungen sich von selbst erklären.

Der Herausgeber des Büchleins muß mit seiner Seele noch ganz und gar unter jenen Bedingungen leben, er muß ein naiver, harm- und gedankenloser Wiener der alten Zeit sein, daß er glaubt, auch heute noch erkläre sich Nestroy von selbst und der Anthologie brauche nichts weiter beigegeben zu werden, als eine Reihe der trockenen biographischen Daten, verbrämt mit unverstandenen aber herkömmlichen Bezeichnungen: Nestroy als „Aristophanes" und „parodistischer Philosoph". Ja, einmal spricht der gute Mann sogar von einem „Nestroycismus", was so komisch klingt, als ob den Ausdruck Nestroy selbst erfunden hätte.

Oestreich war schon lange bevor es durch den Prager Frieden politisch von Deutschland getrennt wurde, diesem eine unbekannte Größe. Und Größe konnte man Manches in Oestreich nennen, z. B. die Natur seines deutschen Volksgeistes, ohne daß man in Deutschland Kenntniß und Verständniß davon und dafür gehabt hätte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, da sich jener Volksgeist noch durchaus naiv und liebenswürdig ausdrückte, und seine Aeußerungen mußten sich mir um so tiefer einprägen, als meine Jugend gerade mit jener Jugendlichkeit des Volkes zusammenstimmte, ich noch ebenso naiv, empfänglich und gedankenlos war. Manchmal aber erkennt man das historisch Bedeutsame, welches äußere Umstände einzelnen Phänomenen der Kunst und des Lebens beilegen, erst dann ganz klar, wenn man früher ihre Wirkung mit naiver Unbefangenheit aufgenommen hat, ohne noch etwas von ihrer historischen Bedeutsamkeit zu ahnen.

Wie hätte ich auch mit 16—20 Jahren vermuthen können, sozusagen Weltgeschichte zu lachen bei Nestroys Bühnengestalt und daß sich meine ganze jugendliche Fröhlichkeit an einem ernsthaften Studium entzündete, als der Schuster Knieriem den Beweis lieferte „klar wie Schuhwichs", daß wenn die Kometen sich erlauben ohne den polizeilich vorgeschriebenen Paß am Firmament zu reisen, die Welt „auf koan Foll" mehr lang stehen kann! Ein Lachen von unendlicher politischer Unschuld erscholl, wenn Nestroy einen jungen Maler mit „Servus, Correggio!" begrüßte und ihm später, nachdem er Ursache gefunden, ihm gram zu sein, bitterböse zuruft: „Na, warten's, Ihna wir (werde) i wieder an Correggio haßen (heißen), Se, grüner Vogelhäusel-Anstreicher, Se!"

Ja, es ist sogar als eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen, daß dem später so scharfe Lauge ausgießenden und furchtbar zerstörend wirkenden Geiste Nestroys in seinen anfänglichen Stadien mehr Harmlosigkeit, mehr politische Unschuld innewohnte, als selbst seinem niemals als Autor aufgetretenen Kunstgenossen, dem in seiner Art unvergleichlichen und unvergeßlichen Wenzel Scholz.

Dieser vierschrötige, kurz und stämmig gebaute Scholz hatte eine Lapidar-Komik. Mit versteinerten Gesichtszügen sprach er einige Worte, aber erschütternd wie Quadersteine fielen sie auf das Zwerchfell. Er repräsentirte eine für jede Vorstellung unmögliche Urdummheit, die aber von ihrer Möglichkeit und sogar von ihrer Natürlichkeit sogleich überzeugte, wenn Scholz sie darstellte. Eine solche nur künstlich zu erzeugende Urdummheit dennoch unbefangen wie das Natürlichste zum Vorschein zu bringen, dazu gehörte eine Kunst, in der Scholz Meister war. Durch das Leben begleitet die Erinnerung an ihn Denjenigen, der ihn hörte, wie er als Bedienter seine Geliebte, das Stubenmädchen Hannchen oder „Hannerl" in Gesellschaft des Kutschers überraschend, dem Nebenbuhler pathetisch zurief: „Weiche von hinnen und von — Hannen"; oder wie er, nachdem ihm sein „junges Madl" entführt worden, mitten in seinem Schmerz zu einer allgemeinen Reflexion sich sammelte: „Selbst die Löwin, wann man ihr a Junges raubt, wird — a Viech."

Dieser harmlose Repräsentant des Urdummen nun hatte sich schon lange bevor Nestroys Kaustik politisch und social wichtig wurde, von der Bühne herab durch Improvisationen kleine Neckereien mit Wiener Zuständen erlaubt. So hatte z. B. die Wiener Polizei, was ihr auch später oft begegnet war, wieder einmal den Thäter eines schweren Verbrechens nicht entdeckt. Damals hatte sogar eine hochgestellte Person einen der Chefs des Polizeiwesens zu sich beschieden und im Wiener Dialekt den Vorwurf erhoben: „Wann mi Aner an Esel haßt, dann habt's 'n glei," worauf der verlegene Beamte entschuldigend stotterte: „Damit haben wir aber auch alle Hände voll zu thun." Scholz aber sagte auf der Bühne: „A so ruhig's Leben wie in Wien gibts nirgends mehr. Räuber und Mörder find't man gar nit."

Er wurde dafür mit Arrest bestraft. Dennoch widerstand er nicht einer neuen Versuchung, zu improvisiren. Im „Lumpacivagabundus" theilt er als Schneidergeselle das Strohlager des Schuster- und Tischlergesellen. Plötzlich fühlt er sich von einem braunschwarzen Gast molestirt und ihn mit geschicktem Schneiderfinger haschend, ruft er: „O du mei! a Liguorianer." Man muß wissen, wie tief verhaßt die Brüder dieses geistlichen Ordens, die in ihren braunschwarzen Kutten stets paarweise durch die Straßen Wiens schlichen, dem Volke waren, um den Jubel über dieses Gleichniß zu begreifen.

Natürlich büßte Scholz mit wochenlangem Arrest. Die Aufführungen des Zugstücks wurden dadurch unterbrochen, ganz Wien aber drängte sich zu der ersten Reprise, um zu vernehmen, wie Scholz sich bei der bezüglichen Stelle verhalten werde. Wieder hascht er nach dem springenden Quäler und ruft unter der höchsten Spannung des Publicums, welcher nicht endenwollendes Gelächter folgt: „O du mei! 's is no alleweil der nämliche!"

Nichts von solchen kleinen Neckereien mit dem Bestehenden wäre von Nestroy zu erzählen. Er ist nicht in den Arrest gekommen, und dennoch hat gerade er, gewaltiger und dämonischer als es durch harmlose Scherze hätte geschehen können, die Herzen des Volkes im Tiefsten aufgeregt.

Das deutsche Volk in Oestreich war seiner eigenen Harmlosigkeit und gutmüthigen Naivetät müde geworden. Während in Deutschland nur die Studenten, die Schriftgelehrten, die Dichter den wachsenden Groll auszudrücken Mittel fanden, kein Talent aber sich zeigte, um durch die Volksvergnügungen, das Volkstheater einen Hauch berechtigter Unzufriedenheit dringen zu lassen; — war im östreichischen Volksgemüth wenigstens so viel Freiheitsdurst erwacht, als zu einer malcontenten Stimmung nothwendig ist. Und dieser Stimmung kam das Talent Nestroys in merkwürdiger Manier entgegen.

Seine Art bestand nämlich darin, offen, vor den Augen der Polizei und Censur, ohne daß sie das Geringste dagegen einwenden konnten, das Bestehende zu demoliren. Die Stoffe seiner Theaterstücke waren so harmlos, der Dialog und die Couplets so entfernt von jeder politischen Bedeutsamkeit, daß die strengste Aufsichtsbehörde sie passiren lassen mußte. Was wäre auch an Aeußerungen zu streichen gewesen, wie man sie in

Digitized by Google

dem erwähnten Büchlein zusammengestellt findet? Ich suche einige der hervorstechendsten Pointen heraus:

„Es is so edel, wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man 's von Rechtswegen in 's G'sicht legen sollt!"

„Wenn man Ein'n hinauswirft, ist es genug; für was denn Grobheiten auch noch?"

„Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man oft so hungrig ist, daß man vor Durst nicht weiß, wo man die Nacht schlafen soll."

„Es gibt noch Viele, die den Selbstmord eine Feigheit nennen, — sie sollens erst probir'n, nachher sollens reden."

Undefinirbare Momente aber hat Nestroy in sein Spiel, in den ganzen Geist der Darstellung, vornehmlich in die Charakterzeichnung gelegt, Momente, die sich weder im Sinn der Handlung noch in verständlicher Rede ausprägten, deshalb aber nicht weniger das erwähnte Phosphoresciren der Fäulniß waren, vom Volk mit Jubel begrüßt, weil es sonst nirgends und nimmermehr das Zugeständniß für sein dunkles Gefühl erhielt, daß „etwas faul sei im Staate".

Aber um welchen schauderhaften Preis nur konnte es gelingen, dieser heimlichen Erbitterung einer zur höchsten Opposition gereizten Volksstimmung ungestraft vor den Augen der Polizei Luft zu machen! Weil die bestehenden Zustände nicht im Entferntesten berührt werden durften, war der Verhöhnung das bestimmte Object entzogen, die Verhöhnung wurde an und für sich Zweck und konnte sich daher, auf keinen einzelnen Gegenstand beschränkt, ins Maßlose, Ungeheure, Ueberdämonische steigern. Sie traf Alles, wovon zufällig die Rede war, also auch alle idealen Momente des Daseins und fand Wollust daran, in der Form grotesker und scurriler Caricaturen und eines in Mienen und Geberden mehr als in Worten sich ausdrückenden Skepticismus an allem Guten und Schönen auf Erden zu verzweifeln.

Namentlich aber waren es die sittliche Gewalt der Liebe und die Hoheit des Frauenwerthes, woran die negirende Verhöhnungswuth sich ausließ. Daraus entstand von selbst ein unerhörtes Cultiviren der Zote, worin Nestroy mehr auf der Bühne selbst als im Manuscript des Stückes ein leidenschaftlich und ausdauernd schaffender Meister war.

Und unter all dieser unerhörten Gemeinheit schlummerte ein ideales Moment: eben die Opposition gegen das Bestehende und bewirkte, daß selbst würdige Männer von Geist und Bildung diesen krankhaften Ausartungen eines grotesken Witzes mehr Beistimmung als Ekel entgegenbrachten. Sie fühlten dunkel oder sie wußten deutlich, daß im Augenblicke der gerechten Wuth der Verhöhnung kein anderer Ausweg blieb.

Wie viel von diesem Geist sinnloser Verneinung, den Nestroy repräsentirte, auch nach veränderten Zuständen noch übrig geblieben, wie viel Schaden er noch heute in der Wiener Bevölkerung, selbst in ihren sogenannten gebildeten Kreisen anrichtet, wäre einer besondern Untersuchung werth.

Kann man auf Grund alles dessen Nestroy einen „Aristophanes" nennen? Dieser Schöpfer der Volkskomödie hatte volles künstlerisches Bewußtsein, stand auf der obersten Bildungshöhe seiner Zeit und besaß den Ehrgeiz, ein Lehrer seines Volkes zu sein. Er legt seinem Aeschylos die Worte in den Mund: „Der Dichter sei der Erzieher der Erwachsenen." Wie Nestroy aber von seinem eigenen Schaffen dachte, spricht er selbst aus:

„Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, — lachen sollen die Leut', und mir soll die G'schicht a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, daß ist grad so, als wenn einer Zwetschkenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus."

Zum Aristophanes fehlten Nestroy nur die Bildung und der politische Boden. Jene hätte er sich angeeignet, wenn er gewußt hätte, was er auf *seinem* Boden damit anfangen sollte.

Die Poesie will die Verklärung, die Philosophie die Erklärung der Welt sein. Dies sind Gegensätze, deren Vereinigungspunkt auf dem ganzen ästhetischen Gebiete nur die Komödie des Aristophanes wäre, wenn jede Zeit und jede Nation eine solche besäße. Wo ist die Komödie des Aristophanes für unsere Zeit und unsere Nation geblieben?

Die Volksernährung und das Commisbrod.

Es ist eine durch statistische Erhebungen sichergestellte Thatsache, daß in Deutschland nicht so viel Nahrungsmittel producirt werden, als die Bevölkerung braucht, und daß unsere Landwirthschaft zur Zeit nicht vermag, genügende Mengen von Nahrung und Kleidung für die stetig wachsende, einheimische Bevölkerung zu beschaffen. Wird dadurch auf der einen Seite die Landwirthschaft veranlaßt, immer intensiver zu arbeiten und immer neue Mittel aufzusuchen, um die Bodenproduction dauernd zu steigern, und muß man auch zugeben, daß die Ertragsfähigkeit unserer Ländereien, unter besserer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, noch bedeutend gesteigert werden kann, so tritt auf der anderen Seite auch an die Consumenten die Forderung heran, die dem Felde abgewonnenen Producte besser zu benutzen und sich behufs ihrer Ausnutzung von alt hergebrachten Vorurtheilen frei zu machen.

Eine Menge von genießbarem Fleisch geht alljährlich verloren, nur weil es immer so gewesen ist und wir uns gewöhnt haben, an den Genuß von Pferdefleisch oder an das von Hunden, Füchsen, Kaninchen, Ratten u. s. w. mit Abscheu zu denken, und durch die Benutzung von billigen Fetten, von Oelen, Talgarten u. dergl. könnte manche arme Familie, der die Butter zu theuer ist, ihr kärgliches Mahl nahrhafter und verdaulicher machen.

In erhöhterem Grade und in ausgedehnterer Weise wird eine maßlose Verschwendung getrieben mit den unmittelbaren Producten der Felder, insbesondere mit den Getreide- und mit den Hülsenfrüchten. Mit den letzteren, indem sie schlecht zubereitet und mit den Hülsen in einer Form genossen werden, daß nur ein Bruchtheil davon zur Verdauung kommt und der Ernährung dienen kann, mit den ersteren, weil bei ihrer Verwandlung in Mehl gewöhnlich sehr viel Mühe darauf verwandt wird, die Mahlproducte arm an Blut bildenden, ernährenden Bestandtheilen zu machen.

Es ist erwiesen, daß in den Roggen- und Weizenkörnern, bei den Getreidefrüchten, die am allgemeinsten als Brodfrüchte dienen, die zur Ernährung des Menschen nützlichsten Bestandtheile, die stickstoffhaltigen Substanzen und verschiedenen Salze mehr in den äußeren Schichten enthalten sind, als in dem Mehlkern. Bei der Gewinnung des Mehles ist es Hauptzweck, aus den Körnern die für die Erhaltung des Körpers nützlichsten Bestandtheile zu isoliren und sie von den schwer oder nicht verdaulichen und daher nutzlosen zu trennen; daneben soll aber ein möglichst weißes Mehl erhalten werden. Beide Zwecke sind aber gleichzeitig nicht zu erreichen oder doch wenigstens zur Zeit noch nicht. Unmittelbar unter den braunen Fruchtschichten, der sogen. Holzhaut, die vorwiegend aus Zellstoff besteht und als Nahrungsmittel keinen Werth hat, liegt die ebenfalls gelb gefärbte Kleberschicht, die durch ihren Gehalt an eiweißartigen Körpern zu einem der besten Nahrungsmittel wird. Bei dem Bestreben, ein tadellos weißes Mehl zu liefern, muß diese Schicht theilweise oder ganz entfernt werden, und die Erzeugung eines hochfeinen weißen Mehles und die Erhaltung der gesammten Nährkraft der Getreidefrüchte sind kaum mit einander zu vereinigen. Die verschiedenartigen Maschinen, die construirt worden sind, und die mannichfaltigen Vorschläge, welche immer aufs Neue auftauchen, haben noch nicht vermocht jene Aufgabe zu lösen, und es ist noch nicht gelungen, alle Nährsubstanzen der Getreidefrüchte in das Mehl überzuführen und diesem eine rein weiße Farbe zu ertheilen.

Das Müllereigewerbe hat darin eine zu lösende Aufgabe

Digitized by Google

zu erkennen. Die verschiedenen Mehlsorten, die jetzt in den Handel gebracht werden, richten sich wesentlich nach der Farbe und diese ist wiederum abhängig von dem Gehalt an Kleie Je höher die Nummer des Mehles ist, um so größer ist der Kleiegehalt, und je mehr man aus dem Weizenkorn feinere Mehlsorten gewinnt, um so geringer ist die Menge der zur menschlichen Nahrung benutzbaren, daraus gewonnenen Producte. Bei der Flachmüllerei gewinnt man aus 100 Theilen Weizen 76—77 Theile brauchbaren Mehles, bei der Hochmüllerei, welche feinere Mehlsorten liefert, nur 71—72 Procent. Durch den mit der Hochmüllerei verbundenen Verlust, wenn derselbe auch nur zu 3 Procent veranschlagt wird, gehen aber, nach einer Berechnung von Thiel, in Deutschland allein jährlich 117 Millionen Mark für die menschliche Ernährung verloren. Das consumirende Publicum nimmt aber darauf absolut keine Rücksicht; es begehrt und verlangt blendend weiße Waare und übt im vollständigen Verkennen des wahren Werthes des Mehles einen bestimmten Druck auf den Producenten aus, den es zwingt, unrationell zu verfahren, indem es die höchsten Preise für weißes Mehl bezahlt und nicht für solches, welches eine größere Nährkraft hat aber etwas dunkler gefärbt ist.

Und wie das Publicum weißes Mehl und immer wieder weißes Mehl verlangt und dasselbe theurer bezahlt als die an Blut bildenden und an Nährstoffen reicheren dunkleren Sorten, so ist es auch mit dem Brod. Allgemein ist bei uns der Roggen die Brodfrucht, und das Roggenmehl ist durchschnittlich etwas reicher an stickstoffhaltigen Bestandtheilen als das des Weizens, weil bei dem Vermahlen des Roggens der weiße Mehlkern nicht so sorgfältig von den äußern Schichten getrennt wird, als dies bei dem Weizen der Fall ist. In der ausgedehntesten Weise wird das Roggenmehl zur Brodbäckerei benutzt und je nachdem es dunkler oder heller ist, wird das erhaltene Brod schwärzer oder weißer erscheinen und, da das schwärzere Mehl reicher an stickstoffhaltigen nahrhaften Verbindungen ist, bald mehr, bald weniger davon enthalten. Trotz dieser bekannten und feststehenden Thatsache wird aber das weißere Brod fast überall dem dunkleren vorgezogen, es gilt als feiner und besser und wiederum zwingt die Laune und der Geschmack des Publicums den Bäcker, statt des kräftigeren und an Nährstoffen reicheren Schwarzbrodes, weißere und stickstoffärmere Brodsorten zum Verkauf zu bringen.

Allerdings hängt der Werth eines Nahrungsmittels nicht nur von dessen Gehalt an Blut bildenden und ernährenden Bestandtheilen ab, sondern auch davon, wie viel von jenen Verbindungen verdaut werden kann und wie groß die Verdaulichkeit überhaupt ist. Vor mehreren Jahrzehnten machte Justus von Liebig bereits auf die große Verschwendung aufmerksam, welche bei der Brodbereitung getrieben wird. Er verlangte auf der einen Seite, daß, um dieser Verschwendung zu steuern, der Teig nicht durch Sauerteig und eine davon abhängende Gährung, durch welche bestimmte wichtige Verbindungen des Mehles zerstört werden, gelockert werde, sondern daß man zu diesem Zweck Kohlensäure, aus doppeltkohlensaurem Natron entwickelt, benutze; auf der anderen Seite aber auch, daß man die Kleie nicht von dem Mehl trenne und mit ihr eine sehr große Menge der werthvollsten Nahrungsmittel entferne. Der erstere von Liebig gemachte Vorschlag, so rationell er auch an und für sich ist, ist bisher an der Thatsache gescheitert, daß wir uns zu sehr an ein mäßig saures Brod gewöhnt haben und daß ein süßes Gebäck, wie es ohne die Benutzung von Sauerteig erhalten wird, nicht zusagt. Der zweite von dem Genannten gegebene Rath, die Kleien mit zur Bäckerei zu verwenden, bedarf aber nach den bisher gemachten Erfahrungen einer bestimmten Berichtigung.

Eine ganze Anzahl vorliegender Versuche, deren Resultate zwar nicht immer befriedigen, die aber doch nicht unbeachtet bleiben dürfen, haben ergeben, daß das Weißbrod im Großen und Ganzen leichter zu verdauen sei als das Kleienbrod, und daß besonders die reine Kleie der Resorption und Aufnahme durch die Verdauungsorgane des Menschen einen äußerst großen Widerstand entgegensetzt. Dem entsprechend sind die Ernährungsversuche mit Brodsorten, denen die Kleien noch beigemischt sind, nicht zu Gunsten derselben ausgeschlagen und weder das Liebig-Horsford'sche Brod noch der Pumpernickel, die beide reichliche Mengen von Kleien enthalten, vermochten dem Weißbrod (Semmel) und dem sogenannten Schwarzbrod den Rang abzulaufen. Am wenigsten wurde der Pumpernickel durch den Körper ausgenutzt, etwas mehr, aber nicht mehr als von dem gewöhnlichen Roggenbrod, kam von dem Liebig'schen Brod zur Verdauung; am meisten von dem weißen Weizenbrod. Auf Grund solcher Versuche und Beobachtungen ist man gezwungen zur Zeit zu sagen, daß das weiße Weizenbrod das verdaulichste und somit auch das nahrhafteste ist, diesem zunächst steht das aus Roggenmehl dargestellte Schwarzbrod, dann folgt das Liebig'sche Brod und dann der Pumpernickel.

In Deutschland ist der Weizen nur im Elsaß und den angrenzenden Gegenden Brodfrucht und die weitaus überwiegende Menge des Volkes ist auf den Genuß von Roggenbrod hingewiesen. Das leichter verdauliche weiße Weizenbrod ist gleichzeitig das theuerste und kann bei der Ernährung der großen Masse unseres Volkes nur wenig in Frage kommen. Unsere Bäcker liefern nun freilich auch ein ziemlich weißes Roggenbrod, aber diesem kommen die erwähnten Eigenschaften des Weizenbrodes nur bedingungsweise zu, weil bei der Bereitung von weißerem Roggenmehl eine vollständigere Trennung der dunkleren stickstoffhaltigen und also Blut bildenden Theile, von dem an Stärke reicherem und weißerem Mehlkern bewirkt wird, als dies bei dem Weizen der Fall ist.

Vom theoretischen Standpunkt aus würde das Kleienbrod als Nahrungsmittel vorzuziehen sein, weil es eben die meisten Nährstoffe enthält, in Wirklichkeit muß man aber, wenigstens nach dem jetzigen Stand unserer Erkenntniß zugeben, daß der praktische Gebrauchswerth damit nicht in Uebereinstimmung steht, weil es durch den Kleiengehalt zu schwer verdaulich wird. Das Roggenbrod, wie es in den meisten Gegenden geboten wird, entspricht aber auch nicht den Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist. Es ist zumeist zu weiß und enthält in Folge dessen zu geringe Mengen der werthvollsten Bestandtheile des Roggenkornes, die mit der Kleie verloren gehen. Außerdem steigt der Wassergehalt desselben oftmals erheblich, denn die Kunst des Bäckers besteht darin, die Brode möglichst groß zu backen und möglichst viel Wasser hinein zu bringen. Je derber das Brod ausgebacken ist und je fester die Rinde, um so mehr wird sich der Wassergehalt vermindern und um so kleiner wird die Waare. Das Publicum aber kauft nur da, wo die Brode groß sind, ob darin 5 oder 10 Procent Wasser mehr sind, kommt bei ihm nicht in Frage. Im Durchschnitt enthält das Brod, und zwar gutes Gebäck, 45—48 Procent Wasser.

Um diese Gegensätze auszugleichen, ist darauf hin zu arbeiten, die zur Zeit noch unverdaulichen werthvollen Bestandtheile des Roggenkorns resorbirbar zu machen, sei es nun durch Anwendung geeigneter äußerer Hülfsmittel, oder durch allmähliche gesteigerte Verdauungsfähigkeit unseres Organismus, die sicher auch dem Princip der Anpassung unterworfen ist. So lange dieses aber noch nicht geschehen, muß man versuchen die Hülsen und Fruchtschichten möglichst sorgfältig von den darunter liegenden eiweißreichen Substanzen zu trennen, um ein Brod zu bereiten, welches möglichst viel davon enthält und dabei möglichst verdaulich ist.

Ein solches Brod wird zur Zeit in dem Militärbrod geboten, welches noch lange nicht genügend berücksichtigt wird und auf welches mit bestimmter Verachtung herabzublicken sich ein großer Theil unseres Volkes gewöhnt hat. Das gut ausgebackene Commisbrod entspricht in der That den Anforderungen, die man an ein gutes und billiges Gebäck, welches als allgemeinstes Nahrungsmittel dient, zu stellen berechtigt ist. Es wird aus Roggenmehl bereitet, welches weitaus die größten Mengen der im Roggenkorn enthaltenen Bestandtheile enthält, und dem nur die äußersten Fruchtschichten, die Kleien, wenigstens zum größten Theil fehlen. Diesem schwarzen, stickstoffhaltigen Roggenmehl, dem nur geringe Quantitäten der schwer oder nicht verdaulichen Kleien beigemischt sind, werden nach

Digitized by Google

wechselnden Bestimmungen, die mit den schwankenden Getreidepreisen zusammenhängen, kleinere Mengen von Weizenmehl dunklerer Qualität beigemengt. Der Teig wird dann in üblicher Weise bereitet und durch Sauerteig gelockert. Dadurch wird dem Brod der angenehme saure Geschmack gegeben, den wir im Großen und Ganzen daran lieben, der seine Verdaulichkeit befördert und durch den es sich vortheilhaft von dem ihm im Uebrigen nahestehenden Pumpernickel, der aber mehr Kleie enthält, unterscheidet. Dem vielgerühmten dunklen Roggenbrod, wie es in bäuerlichen Wirthschaften aus selbstgemahlenem Korn gebacken wird, steht das Commisbrod sehr nahe, es ist vielleicht noch um einige Schattirungen dunkler und enthält etwas mehr von den Fruchtschichten. Dagegen enthält es weniger Fruchthüllen oder kleiige Substanzen, als das bekannte Schwarzbrod Norddeutschlands und ist nicht ganz so dunkel gefärbt, wie das letztere. Weitaus der größte Theil der Bevölkerung der norddeutschen Tiefebenen lebt bekanntlich von dem genannten Schwarzbrod, welches nach Hamburger Manier in bestimmten Kreisen mit Weißbrod genossen wird, und der kräftige norddeutsche Menschenschlag und dessen bedeutende Leistungsfähigkeit sind bestimmt mit auf Kosten dieses kräftigen Brodes zu bringen, welches nicht mit dem ungleich unzweckmäßigen und schwerer verdaulichen Pumpernickel zu verwechseln ist.

Unserm gewöhnlichen Brod gegenüber, welches ein Mittelding zwischen Weißbrod (Semmel) und Schwarzbrod ist, hat das Commisbrod seine ausgeprägten und in die Augen fallenden Vorzüge. Zunächst ist es reicher an stickstoffhaltigen Bestandtheilen und somit an Blut bildenden Stoffen und vermag das Nahrungsbedürfniß und das Gefühl des Hungers besser zu befriedigen als jenes. Jeder, der Lust hat, kann den Beweis dafür selbst antreten. Eine Schnitte gut ausgebackenes Militärbrod befriedigt ungleich mehr, als dieselbe Menge gewöhnlichen Brodes, und eine Mahlzeit, bei der Schwarzbrod die Hauptsache war, hält, wie man zu sagen pflegt, ungleich länger nach, als eine solche, bei der Weißbrod u. dergl. genossen wurde. Man achte nur darauf, welche kolossale Mengen von Kartoffeln, vielleicht als sogen. Pellkartoffeln genossen werden können und müssen, um satt zu werden, und wie bald man darnach wieder Hunger bekömmt; wie große Quantitäten Butterbrod dazu gehören, um unsern Appetit zu befriedigen und wie bald derselbe sich aufs Neue einstellt, und mache dann die Gegenprobe mit Schwarz-, bezüglich mit Commisbrod. Man braucht davon ungleich weniger und bleibt doch längere Zeit satt.

Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß man gezwungen ist, das Commisbrod wegen seiner gröberen Beschaffenheit besser zu kauen und sorgfältiger in dem Munde zu zerkleinern und einzuspeicheln. Je sorgfältiger die mechanische Zerkleinerung im Munde geschieht, und je inniger die Nahrungsmittel mit den Mundflüssigkeiten gemengt werden, um so leichter und vollständiger werden sie verdaut und zur Ernährung geeignet. Die Rinde des Brodes ist besonders deswegen verdaulicher als die Krume, weil ihre Natur uns zwingt auf ihre Zerkleinerung bei dem Kauen mehr Zeit zu verwenden, und frisches Brod wird wahrscheinlich nur deswegen von Vielen nicht vertragen, weil es sich im Mund leicht zu einem Bissen zusammenballt und wegen seiner Weiche ohne Mühe verschluckt werden kann, ohne vorher genügend mit dem Speichel vermengt worden zu sein.

Die zusammengeballten Bissen werden dann auch der weiteren Einwirkung der Verdauungsorgane bedeutenden Widerstand entgegen setzen und mancherlei Beschwerden hervorrufen können. Aus der schwereren Verdaulichkeit der ungenügend zerkauten frischen Brodsubstanz erklärt sich schließlich auch die Thatsache, wenigstens zum Theil mit, daß man ungleich größere Mengen davon zu essen vermag, als von älterem Brod.

Unmittelbar zu Gunsten des Militärbrodes spricht dann noch sein billigerer Preis, sein längeres Frischbleiben und sein besserer Geschmack. In der That gewöhnt man sich viel leichter an das derbe schwarze Brod als die meisten Menschen glauben. Es kann gern zugegeben werden, daß es zunächst wegen seiner gröberen Beschaffenheit den Geschmacksnerven nicht gerade sehr zusagt und der Gaumen in Folge langer Gewöhnung sich dagegen sträubt, besonders habe ich gefunden, daß Dienstboten sehr schwer daran gehen und behaupten, sie könnten es nicht essen, während Gäste und Freunde an unserem Tisch gewöhnlich ganz entzückt von dem schönen Brode waren. Es spielt bei all diesen Dingen die Gewöhnung eine sehr große Rolle und eine so in Fleisch und Blut übergegangene Ansicht wie die, daß das Schwarzbrod schlechter sei als das weiße, ist nicht ohne Weiteres los zu werden. Im Interesse der Volksernäherung muß man aber versuchen jenes Vorurtheil zu beseitigen, und weiter auch darauf hin zu wirken streben, die von der Cultur angekränkelten Verdauungsorgane unseres bleichsüchtigen, nervösen Geschlechts so zu kräftigen, daß es nicht allein auf eingeweichte Milchsemmeln angewiesen ist. Im Uebrigen sind auch die Hunderttausende von Soldaten, die doch, trotz alledem und alledem, hauptsächlich auf ihr geliefertes Brod angewiesen sind, in ihrer strotzenden Gesundheit sprechende Empfehlungen für das mit Unrecht so wenig benutzte Brod, und Viele, denen die Noth des Lebens nicht allzu grell ihre Ernährung dictirt, würden gewiß Verehrer des Commisgebäckes werden, wollten sie nur einmal versuchen, welche luxuriöse Schicht frischer, süßer Butter dasselbe verträgt, und wie sehr durch beides der Geschmack der Braunschweiger und Gothaer Producte gehoben wird.

Ein Nachtheil des oft genannten Nahrungsmittels ist, daß es leicht schimmelt. Man bekommt es nicht immer vollständig gut ausgebacken und oftmals ist es noch feucht und kloßig, wohl weil in den Bäckereien nicht immer die peinlichste Sorgfalt beachtet wird. In Folge dieser Verhältnisse, vielleicht auch weil der größere Gehalt an Kleber u. dgl. ihrer Vegetation günstig ist, siedeln sich sehr leicht Schimmelpilze darin an und man thut gut, es etwas trocken aufzubewahren und überhaupt einige Tage vor dem Genuß liegen zu lassen. Dabei darf man nicht denken, daß das Brod austrocknet und wesentlich wasserärmer wird.

Ueberhaupt ist es ein ganz allgemein verbreiteter Irrthum, wenn angenommen wird, daß die Veränderungen, welche das frische Brod bei dem Liegen erleidet, auf einem Austrocknen, d. h. auf einem Verdunsten des Wassers beruht. Das ist nicht der Fall. Bekanntlich kann man altbacknem Brod einigermaßen wieder die Eigenschaften des frischbacknen ertheilen, wenn es nochmals erwärmt wird und eine ganze Anzahl von Bestimmungen und Wägungen haben die genannte Thatsache außer Zweifel gestellt, daß das Altbackenwerden des Brodes nicht in der freiwilligen Wasserabgabe bei dem Liegen beruhe, sondern auf bestimmte, nicht klar erkannte physikalische Veränderungen zurückzuführen ist. Directe Versuche von Boussingault haben gezeigt, daß der Wasserverlust desselben sehr gering ist, währenddem es altbacken wird. 3,78 Kilogramm Brod wogen nach 6 Tagen 3,69 Kilogramm; anderes altbackenes hatte 0,8 Proc. seines ursprünglichen Gewichts verloren u. s. w. Stets konnte nur eine geringe Wasserabgabe bei dem Liegen constatirt werden, die so klein war, daß sie bei einem Wassergehalt des Gebäckes von 40—45 Procent keinen wesentlichen Einfluß auf die bekannten, sehr in die Augen fallenden Veränderungen, die das Brod bei dem Altbackenwerden erleidet, ausüben konnten. Interessant ist es auch daß, wie Birnbaum in seiner Besprechung des Brodbackens anführt, in Pompeji Brode in einem gefüllten Backofen gefunden wurden, die nach 1800 Jahre langem Liegen im Innern noch 23 Procent Wasser enthielten.

Im Großen und Ganzen wird unser Brod schneller altbacken als das Commisbrod; d. h. die harte, glänzende und spröde Rinde wird weich, zäher und verliert ihren Glanz, die weiche elastische Krume wird krümlich und bröckelt, sie erfordert einen bedeutenderen Speichelzutritt und bedingt ein Gefühl der Trockenheit bei dem Essen. Je kleiner die Brode sind, um so rascher treten jene Erscheinungen ein, und bei den beliebten Frühstücksbrödchen, den sogenannten schwarzen Semmeln, erfolgen sie schon nach Verlauf von wenigen Stunden. Auch in dem längeren Frischbleiben des Militärbrodes ist ein Vorzug desselben zu erkennen, denn die Nahrungsmittel müssen vor allen Dingen auch genießbar sein und die Hausfrauen, die ihren Pflegebefohlenen

Digitized by Google

8 und 14 Tage altes Brod zumuthen, von dem mit Mühe einige Schnitten genossen werden können, und nach deren Genuß folgerichtig in kurzer Zeit das Gefühl des Hungers wieder eintreten muß, versündigen sich sicher oftmals an denselben und bedenken nicht, daß eine kräftige Ernährung leistungs- und widerstandsfähig macht und oftmals große Ausgaben für Arzt und Apotheker dadurch erspart werden.

In dem Maße, in dem die Bevölkerungsziffern höher werden und sich die gesammten Bedürfnisse des Lebens steigern, muß auch der Kampf um das Dasein an Schärfe und Härte zunehmen und wenn auch die Ertragsfähigkeit unserer Felder noch bedeutend gesteigert werden kann, so werden wir doch durch die Noth gezwungen werden, auf noch unbenutzte Genußmittel zurückzukommen und uns von anerzogenen thörichten und grundlosen Vorurtheilen frei zu machen. Zu den letzteren gehört die Scheu gegen das Schwarzbrod, welches in mehr oder weniger kleienfreiem Zustand als vorzügliches, billiges und resorptionsfähiges Nahrungsmittel eine ungleich größere Beachtung verdient, als ihm zumeist zu Theil wird.

A. Hosaeus.

Aus der Hauptstadt.

Die Schlacht bei „Grünwald“ und Tannenberg von J. Matejko.

Die Saison der Sensationsbilder, wie man die zu Ende gehende wohl nennen darf, verabschiedet sich in Matejkos Schlacht bei Tannenberg mit einem pompösen Finale. Bei den Berlinern führt sich der weltbekannte Künstler, wenn ich nicht irre, mit diesem Werke ein, und es ist ihm sicherlich nicht günstig, daß sich der künstlerische Inhalt mit dem historischen scharf auf der Grenze begegnet, welche den für die einstige Größe seines Vaterlandes in Begeisterung erglühten Polen von der Bevölkerung der deutschen Reichshauptstadt politisch scheidet. Dieser Gegensatz wird durch eine Erläuterung des Bildes von Marian Gorzkowski, Secretär der Schule der schönen Künste in Krakau, dem Bewußtsein lebendiger gemacht und führt zunächst zu einer Kritik des geschichtlichen Standpunktes, mit der zu rechten der Künstler wohl kaum erwartet hat.

Hier ist nicht der Ort, die Irrthümer Matejkos und seines Propheten Gorzkowski richtig zu stellen. Nur andeutungsweise möchte ich zur Charakteristik bemerken, daß bei Tannenberg auf dem Grünfeld — ein Ort Grünwald dürfte nicht aufzufinden sein — den 80,000 Mann unter Führung der Deutschherren die doppelte Anzahl vereinigter Slaven gegenüberstand, und daß die Verherrlichung Witolds im Mittelpunkte der Darstellung den Berichten der Chronisten widerspricht, nach welchen der von ihm commandirte Flügel der polnischen Armee eine vollständige Niederlage erlitt. Dagegen muß ich denn doch auch dem Künstler sein volles Recht wahren, die Geschichte seines Vaterlandes nach vaterländischer Tradition zu malen, ein begeisterter Slave und glaubenstreuer Katholik zu sein und die Heiligen, deren Schutz er vertraut, nach dem Vorgang des Meisters aller Meister, über den schwankenden Streit der irdischen Kämpfer in den Wolken erscheinen zu lassen. Ich finde nicht, daß er durch seine Auffassung die Sympathie für die Unterliegenden beeinträchtigt hat.

Man muß sehr lange vor dem Bilde verweilen, bis man dem blendenden Farbengeflacker gegenüber den Eindruck von gemalten Gegenständen erhält. Die Verdienste des Künstlers sind so reich gemessen, daß man ihm ein sehr wesentliches absprechen kann, ohne dadurch seine Bedeutung herabzusetzen. Die Kunst, Licht und Schatten zu ruhiger Gesammtwirkung auf einer großen Fläche zu vertheilen und gegen einander abzuwägen, zeigt er in diesem Werke nicht. Mir fehlt die Bekanntschaft mit anderen von seiner Hand, um zu entscheiden, ob dieser Mangel in seiner Kunstweise allgemein bemerklich ist. Hier wirkt er so beunruhigend, daß man zunächst die Darstellung vergißt und der Technik mit ihren Räthseln beizukommen sucht.

Matejko ist in gewissem Sinne des Wortes ein großer Colorist. Er verfügt über die glänzendste Pracht stofflicher Lokalfarben bis zu einer die Natur übertrumpfenden und deshalb meinem Auge keineswegs wohlthuenden Wirkung, über eine Leuchtkraft im Licht, mit der nur wenig Zeitgenossen in die Schranken treten können. Aber in der Tiefe versagt ihm die Kraft. Große stumpfe Flecke sind bleischwer über die Leinwand zerstreut, und reflectiren grauweißes Licht bis zu nebliger Verschleierung. Trotzdem er als Zeichner ersten Ranges die Formen im Einzelnen zu staunenerregender Ausprägung bringt, werden sie durch ungleichwerthige Mitsprache von Hell und Dunkel in ihrem Zusammenhange geradezu unverständlich. Zu diesem Pferdefuß finde ich keinen Kopf, zu dem rechten Bein dieses Kämpfers kein linkes. Und doch ist es da, leibhaftig, trefflich modellirt, aber es wirkt nicht mehr, wie ein Oelfleck in schwarzer Wolle. Ich glaube, daß die Malweise Matejkos sich diese Schranke durch die überwiegende Verwendung deckender Farben in der Tiefe zieht, wo nur Lasuren das Gleichgewicht gegen seine schneidige Helligkeit herstellen könnten.

Im engsten Zusammenhange damit steht der Mangel an Adel des Tons. Die bis zur metallglänzenden Wirkung der Anilinfarben gesteigerte Accentuirung einzelner Partien entbehrt der Vermittelung. Die Freude an einem wundervoll gemalten Stoff wird dem Auge durch die Disharmonie mit seinen Nachbaren verkümmert. Endlich trägt wohl auch eine etwas zweifelhafte Berechnung der Luftperspective und die unverminderte Detaillirung bis in den Hintergrund hinein dazu bei, den Blick in der Schätzung zu beirren.

Inzwischen hat doch das Nebelbild seine festen Contoure erlangt. Wir übersehen den Vorgang und erkennen, daß wir ein Nebeneinander von Gruppen vor uns haben, deren jede für sich das Interesse gleichmäßig stark in Anspruch nimmt. Außer Zusammenhang mit diesen Gruppen steht die Figur des Großherzogs von Litthauen im Mittelpunkte des Bildes. Der gerade gegen die Beschauer mit hoch geschwungenem Schwert und aufwärts gewendetem Schild auf schwerem Schlachtroß ansprengende Witold leitet in seiner symbolischen Erscheinung als rächender Erzengel von dem in den Wolken inbrünstig flehenden heiligen Stanislaus zu den irdischen Vorgängen über. Die Versinnlichung der gewaltigen Conception würde noch wirksamer sein, wenn das physiognomische Leben in dem Kopfe des Litthauers an die Situation heranreichte. Er scheint mehr ernst verschlossen als siegesfroh begeistert.

Von rechts beginnend, werden wir durch die packendste Scene des Bildes gefesselt. Der Comthur Markward von Brandenburg ist, von dem Lasso eines polnischen Bogenschützen gewürgt, mit seinem schwer gerüsteten Streitroß niedergerissen. Der Zusammenbruch muß ein gewaltiger gewesen sein, die Schilderung der wehrlosen Masse von Roß und Reiter erreicht die Natur. Um die Befreiung des Gestürzten hat sich ein wüstes Handgemenge entwickelt. Ich glaubte die Spannung auf das Momentane dadurch noch erhöht, daß der berittene Heinrich von Plauen mit einem Schwerthieb den straffen Lasso zerhauen will. Nach der doch wohl authentischen Interpretation Gorzkowskis gilt indeß seine Bewegung nur der Abwehr einer auf ihn eindringenden Hellebarde. Wer mit den namhaften slavischen und deutschen Persönlichkeiten, welche sich an diesem wilden Ringen betheiligen, näher bekannt zu werden wünscht, findet Auskunft in dem von Matejko selbst auf Stein gezeichneten und der Beschreibung beigegebenen Tableau, das eine redende Probe von des Meisters Handfertigkeit bietet. Aber der wuchtig ausholende Wütherich mit dem einen Auge, der seinen linken Fuß in die Weiche des ins Knie gesunkenen Comthur von Tuchel stemmt und vom Rücken her von dem gezückten Dolch eines heranschleichenden Gegners unterlaufen wird, führt einen Namen, dessen Klang zehn Jahre lang vom Donaustrand bis an die Ufer der Ostsee Schrecken verbreitete. Es ist Johann Ziska, der nachmalige Führer der Hussiten. Das Leben der Situation wird hier durch die tastende Hülflosigkeit des unterlegenen Deutschherren, dem der Wind den Kragen über den Kopf geschlagen hat, auf das Höchste gesteigert.

Im Rücken Witolds stellt sich der Sieg der polnischen Fahne in symmetrischem Gegensatz zum Fall der ordensherrlichen dar. Weiter unten links ringt der Hochmeister Ulrich von Jungingen, der in verblendeter Siegesgewißheit sich dem Kampfe entgegenwarf, um die letzten Augenblicke seines Daseins. Vom Pferde herab parirt er mit quervorgehaltenem Schwert den drohenden Hieb einer Streitaxt, mit der ein halbnackter Slave neben einem speerbewaffneten, die ganze Pracht seiner Muskulatur ebenso zur Schau stellenden Stammgenossen auf ihn eindringt. In den Köpfen der Ordensritter, welche den Sturz des Hoch-

Digitized by Google

meisters mit Schrecken wahrnehmen sollen, hat der Ausdruck versagt. Der jüngere der Beiden scheint mehr frohbewegt zu staunen. Unter der letzten und unklarsten Gruppe, dem verzweifelten Kampfe des Herzogs Kasimir von Stettin mit Jacob Skarbek, vollzieht sich eine Episode raffinirtester Erfindung. Im Ringkampf sind der Geworfene und der Werfer zu Boden gestürzt. Mitten im Siege von jähem Tode ereilt, bricht der Sieger über dem vergeblich arbeitenden Gegner zusammen, und schlägt ihm die rechte Hand krampfhaft packend in den Unterkiefer.

Sollten wir nach dieser nur die Hauptsachen andeutenden Beschreibung Matejko nicht für einen krassen Realisten halten? Nichts könnte unzutreffender sein. Ich wollte sein Realismus, der in seinem grandiosen technischen Apparat ankert, wäre nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Die symbolischen und übersinnlichen Züge, die er für mein Gefühl mit Glück zu Hülfe nimmt, kennzeichnen die Phantasie, welche sich über das Wahrnehmbare erhebt. Aber vieles Andere verräth die Rücksichtslosigkeit, mit der er die Forderungen der Natur mißachtet. Der Wechsel in seinen Köpfen ist weder typisch noch physiognomisch reich. Sie gruppiren sich nach Gattungen ohne strenge Scheidung der Raceeigenthümlichkeit. Das Costüm, im Einzelnen von wunderbarer Durchbildung, paßt sich nicht der Situation an. Die Schlacht ist ihrer Entscheidung nah. Wenn ich schon die Möglichkeit zugebe, daß dieser Kleiderluxus mit in den Kampf geführt werden konnte, seine unangetastete Reinlichkeit und glänzende Neuheit ist ein Unding. Und einmal aufmerksam, findet man ähnlicher Merkzeichen mehr. Schweiß und Schaum bedecken keins dieser prächtig gezeichneten Rosse, der Wind weht bald nach rechts, bald nach links, und was er in dem Aufwirbeln des Hochmeistermantels zu Wege bringt, grenzt ans Wunderbare. Auch die Landschaft ist schwer und etwas dürftig im Ton, die Wolken materiell, ohne lockere Feuchtigkeit. Aber nicht enden könnte ich, wollte ich die Vorzüge zergliedern, die diesen Schwächen gegenüberstehen. Nur die markige Kraft der Zeichnung, die in der Rüstigkeit jeder Bewegung und in der Energie der Hauptpointen Triumphe feiert, sei neben der realistisch bis in die feinsten Züge ausgearbeiteten Charakteristik des Waffenhandwerkes erwähnt. Hier weiß „männiger Mann", wozu ihm das Eisen in die Rechte gegeben ward.

Th. L.

Notizen.

Der Standal in Versailles ist verklungen, hatte indessen den Reactionären in Europa ein unverkennbares Behagen verschafft und sie mit Hoffnungen erfüllt, die sich erst noch verwirklichen sollen. Die Republik nahm sich bei jener Prügelei wenig gebildet und schlecht erzogen aus, was ihren offenen oder heimlichen Gegnern begreiflicher Weise angenehm war. Es beirrte diese keineswegs, daß der Unfug nicht etwa auf Rechnung der Republikaner, sondern der übrigens schwer getroffenen Bonapartisten und Jesuitenfreunde kam. Der Effect konnte zum Schaden der in Frankreich bestehenden Regierungsform ausgebeutet werden, und das mußte vor der Hand genügen. Welche Vortheile sich die Leute von der Beschädigung der friedlichen Entwickelung der Dinge auf der anderen Seite der Vogesen versprechen mögen, ist ihr Geheimniß. Die Republik ist nach einem berufenen Ausspruch aus deutschen Regierungskreisen nicht bündnißfähig, daher bedeutsam ungefährlicher als es ein französisches Königthum oder das nunmehr ohnehin selbst in seiner Legende tragisch zerstörte Kaiserreich sein würde. Man sollte daher bei uns Vorgänge, die in ein Scheitern des republikanischen Versuchs in Paris auslaufen könnten, nicht als einen Gewinnst für die Nachbarn ansehen. Aber mit Zuneigungen und Antipathien läßt sich so wenig wie mit Leidenschaften raisonniren. Interessant bleibt jedenfalls, daß es einmal wieder ein Culturkampf war, der den Zeitgenossen ein solches widerwärtiges Schauspiel, wie es das Versailler Pugilat darbot, verschaffen sollte. Bei uns ging es auf religiös-politischem Gebiete auch oft lebhaft, aber ungleich anständiger zu. Die strenge deutsche Zucht mag die heißblütigen Ultramontanen im Zaum gehalten haben. Am besten wäre ohne jeden Zweifel, der ennuyante Kirchenstreit nähme bei passender Gelegenheit wirklich ein Ende. Der Papst soll ja auch dazu ganz geneigt und des langwierigen Haders müde sein. Man muß gestehen, daß in Rom selbst von dem Zwiespalt am wenigsten verspürt wird. Davon konnte sich der Wochenchronist dieser Blätter im vorigen Herbst gelegentlich eines unscheinbaren aber bezeichnenden Vorganges durch eigene Erfahrung überzeugen. Bei wiederholtem Aufenthalt in der Tiberstadt waren zwei Sehenswürdigkeiten seit mehreren Jahren nicht zu erreichen gewesen, nämlich die Fresken der Caracci im Palazzo Farnese und die Teppiche Rafaels im Vatican. Die erstere verschaffte im November vorigen Jahres eine freundliche diplomatische Vermittelung bei dem Bewohner jenes Palastes, dem französischen Botschafter, und es zeigte sich, daß hier die früheren Schwierigkeiten durch ein Mißverständniß entstanden waren. Wegen der Rafael'schen Teppiche jedoch war guter Rath theuer. Da kam wie durch plötzliche Erleuchtung der Gedanke, ob nicht ein directes einfaches Gesuch in einigen höflichen, angemessenen Zeilen bei dem Cardinal Nina sich als der geradeste und mithin sprichwörtlich kürzeste Weg erweisen würde. Gedacht, gethan. Einige Tage blieb die Antwort aus, wozu eine kleine Ueberschwemmung des historischen Flusses, der den Vatican von der ewigen Stadt trennt, beitragen mochte. Aber es traf dann eine Karte des Staatssecretärs für den Petenten und vier andere Personen seiner Begleitung an den Director der päpstlichen Museen ein, die endlich auch die Thüren zu den hochberühmten aber seit längerer Zeit verborgen gehaltenen Arazzi öffnete. Die Freude war groß und der schriftliche Dank wurde Seiner Eminenz nicht vorenthalten. Seltsamer Weise haben Reisende aus Rom, die hier zur Feier der goldenen Hochzeit eingetroffen waren, erzählt, daß spätere Versuche anderer Touristen in jener Richtung sich weniger glücklich erwiesen haben und daß die Teppiche Rafaels wieder unzugänglich geworden sind. Die Annahme, daß die in Sachen des Culturkampfes angeblich neuerdings wieder eingetretene ungünstige Wendung dazu beigetragen hätte, ist dadurch ausgeschlossen, daß die unglücklichen Bittsteller, welchen der Eintritt in jene Galerie des Vaticans wieder nicht gestattet wurde, nicht nur Deutsche waren. Eine angeborene Bescheidenheit verhindert aber den Berichterstatter zu glauben, daß seine große Mäßigung und seine an dieser Stelle wiederholt ausgesprochene Sehnsucht nach dem Ende des Zwiespalts zwischen Deutschland und der Curie zu den Ohren der hohen römischen Würdenträger gedrungen und sie zur Gewährung der fraglichen Bitte bestimmt haben könnte. Dagegen soll nicht verhehlt werden, daß die öffentliche Erzählung des Vorgangs an und für sich von speculativen Lesern immerhin als ein Zeichen des herannahenden Friedens aufgefaßt werden darf. Vor Jahr und Tag hätte kein Berliner Publicist, ohne in den Verdacht clerikaler Beziehungen zu gerathen, dergleichen wagen dürfen. Wie jetzt die Dinge liegen, wird die von dem Cardinal Nina einem harmlosen Deutschen ausnahmsweise gewährte Gunst diesen wohl keiner allzu schlimmen Nachrede mehr aussetzen.

* * *

Praktische Anleitung zur Pfirsichzucht von Ludwig Freiherrn von Ompteda. (Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel und Parey.)

Eine Schrift, die jedem Gartenbesitzer, ganz besonders aber den Freunden der im Titel genannten edlen Frucht, sehr willkommen sein wird. In knapper, klarer, wesentlich auf den gärtnerischen Laien berechneter Darstellung, welche durch 8 Tafeln Zeichnungen noch einleuchtender gemacht wird, führt uns der Verfasser, auf Grund eigener langjähriger praktischer Arbeit, ein anschauliches Bild der Erziehung und Pflege des edlen Pfirsichbaums und der Erzielung schöner und reichlicher Früchte vor.

Im 1. Kapitel ist für jeden Monat im Jahre die Arbeit am normalen ausgewachsenen Pfirsichbaume vorgeschrieben.

Im 2. Kapitel wird das Pflanzen und die Erziehung des jungen Baumes am Spalier gelehrt.

Im 3. Kapitel sind die Fehler, Krankheiten und Feinde, nebst den Mitteln dagegen, erläutert.

Das 4. Kapitel „Wie man den Pfirsich ißt und trinkt" gibt schätzenswerthe Winke für die Ernte, Aufbewahrung und Versendung der Frucht, sowie für die rationelle Pfirsichbowle.

Das instructive und in unterhaltender, gewandter Form geschriebene kleine Buch ist „Allen deutschen Frauen in Stadt und Land" gewidmet, „welche sich durch dasselbe zur praktischen Beschäftigung mit der Cultur des edlen Pfirsich veranlaßt fühlen, welche dadurch das Gebiet ihrer nützlichen häuslichen Thätigkeit erweitern und sich und den Ihrigen Genuß und Freude bereiten."

Digitized by Google

Bestellungen auf die

Einbanddecke zum XV. Bande der „Gegenwart“,

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Die Verlagsbuchhandlung von **Georg Stilke** befindet sich jetzt:

73 Kurfürstenstrasse, Berlin W.

Inserate.

Manuscripte

jeder Art werden auf die sorgfältigste und billigste Weise in kürzester Zeit vervielfältigt. Näheres sub **J. R. 8987** bei **Rudolf Mosse, Berlin** W., Friedrichstr. 66.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Als

Kaiser Wilhelm jung war.

Preußische Hof- und Herzensgeschichten

von

Arnold Wellmer.

Erster Band.

Preis geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Gerade diese Jugendzeit war in allen Biographien Kaiser **Wilhelms** bis jetzt sehr dürftig behandelt. Und da **Wellmer** solche „Hof- und Herzensgeschichten“ bekanntlich vortrefflich, interessant und anmuthig, heiter und rührend zu erzählen weiß, so wird dies Buch in den weitesten Kreisen Leser finden, wie es ja schon in den ersten Tagen seines Erscheinens einen englischen und französischen Uebersetzer gefunden hat. Zwei Jugendbilder, des Kaisers und der Kaiserin, von **Ludwig Burger** zieren das schön ausgestattete Werk.

Berlin SW., Wilhelmstraße Nr. 32.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen:

Hochland-Lieder

von

Karl Stieler.

Geh. *M.* 3. 60., eleg. geb. *M.* 5.

Karl Stieler, welcher sich durch seine „Oberbairischen Gedichte“ so schnell zahlreiche Freunde und Verehrer in Süd- und Norddeutschland erworben hat, bringt hiermit zum ersten Mal einen Band hochdeutscher Gedichte. Dieselben sind nicht bloße lyrische Gedichte, sondern bilden insofern auch eine Spezialität, als sie meistens altdeutsche Themata behandeln und der Boden, auf dem sie entstanden und auf dem sie sich bewegen, das bairische Hochland ist.

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel), Stuttgart.

Reise- und Bade-Lectüre.

Im Verlage von **A. Ackermann** in **München** erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Nach berühmten Schablonen.

Feuilletonistische Karrikaturen

von

Eberhard Gustav Schack.

Ausstattung, Größe und Stärke wie „Mauthner, Nach berühmten Mustern“.

Preis 1 *M.* 50 *S.*

Inhalt:

1) [Paul Heyse.] Das verlorene Paradies. (Eine Künstlernovelle.)
2) [Johannes Scherr.] Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte.
3) [Friedrich Bodenstedt.] Der Hofenschneider von Kaschmir.
4) [Die Gartenlaube.] Instinkt oder Ueberlegung.
5) [E. Marlitt.] Im Hause des Dompfaffen.
6) [Fr. Gerstäcker.] Ein Kampf mit Beutelthieren.
7) [F. Lassalle.] Aus dem Musterbriefsteller für Liebende.
8) [W. Hillern.] Alpenröschen.
9) [Fritz Reuter.] Krischan Piependeckel un Oll Bräsig sien Katt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen.

480 S. 8. in feiner Ausstattung. Preis nur 4 *M.*

Mit dem Bildniß der Dichterin und 8 Landschaftsbildern.

Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh.**

Bei der Herausgabe dieser Biographie und Auswahl haben die noch lebenden Freunde und die Familie dieser beliebtesten und bedeutendsten unter den neueren deutschen Dichterinnen mit Interesse und Liebe mitgewirkt, was dem Buche zu besonderer Empfehlung gereicht. Die Auswahl enthält mehr als die Hälfte ihrer sämmtlichen Gedichte und ist mit feinem Verständniß getroffen.

Verlag von **Ebner & Sohn** in **Stuttgart.**

Denkmäler der Kunst.

Zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Bearbeitet von

W. Lübke und **C. v. Lützow.**

Enthaltend 186 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln und 30 Bogen Text.

2 Bände. — Querfolio.

Preis: in Carton 160 *M.*, eleg. geb. 180 *M.*

Nach nunmehriger Vollendung der dritten Auflage erscheint dieses Werk aufs Neue als

Prachtwerk ersten Ranges,

bereichert mit 37 neuen Tafeln und fortgeführt bis auf die neueste Zeit.

Es gewährt auf den in Stahlstich, Radirung und Farbendruck ausgeführten Tafeln eine Uebersicht über die Werke der Kunst sämmtlicher Zeiten und Völker in einer Ausdehnung und Zuverlässigkeit wie keine zweite Publikation und zeichnet sich durch die klare Anordnung des enorm reichhaltigen Materials, sowie durch den zwar knappen, aber präcisen Text vor anderen derartigen Erscheinungen vortheilhaft aus.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin W.,** Kurfürstenstraße 73.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118261

b89012118261a

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118261

b89012118261a